Geogr. B 11 4c

Geo. u. 537 g -1

3 B 2,600.

Hirner

<36641347890011

<36641347890011

Bayer. Staatsbibliothek

Hülfsbuch

beim

Unterrichte in der Geographie

für

Lehrer,

die ſich meiner oder auch anderer Lehrbücher bedienen.

Zugleich

zum Nachleſen

für

Freunde der Erd- und Länderkunde

beſtimmt,

die ſich über das Merkwürdigſte derſelben belehren wollen.

Von

J. G. Fr. Cannabich,

Pfarrer in Bendeleben, bei Frankenhauſen, im Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen.

Erſter Band.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Eisleben, 1838.

Verlag von Georg Reichardt.

1250

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
zur erſten Auflage.

Sowohl bei meinem Privat= als öffentlichen Unterrichte in der Geographie machte ich die Erfahrung, daß meine Schüler ſehr gern die dieſer Wiſſenſchaft gewidmeten Stunden beſuchten und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit mir zuhörten, weil ich — ſtatt bloß ihrem Gedächtniſſe das Behalten von Namen und Zahlen, die freilich nicht ganz fehlen dürfen, zuzumuthen und den geographiſchen Unterricht zu einem bloßen Gedächtnißwerke zu machen — vielmehr mich bemühete, durch eine möglichſt anſchauliche Beſchreibung einzelner merkwürdiger Naturgegenſtände und Erzeugniſſe der Länder oder ausgezeichneter Kunſtgegenſtände der Städte und anderer Ortſchaften, ſo wie durch Schilderung der Völker nach ihren charakteriſtiſchen Verhältniſſen und Beziehungen und durch Erzählung wichtiger geſchichtlicher Ereigniſſe, die ſich an dieſen oder jenen Ort knüpfen, ihren Geiſt anzureizen, für die an ſich trocknen geographiſchen Gegenſtände zu gewinnen und ſo das Behalten derſelben ihrem Gedächtniſſe zu erleichtern; denn was uns intereſſirt, wird ja ſo leicht nicht vergeſſen. Ohne Zweifel ſind viele Lehrer mit dieſer Methode des geographiſchen Unterrichts mit mir einverſtanden, und ſuchen ſie in Anwendung zu bringen. Hierzu wird erfordert, daß ſie ſich auf ihre Lehrſtunden ſorgfältig vorbereiten, und nicht allein aus der großen Maſſe der in den Lehrbüchern der Geographie vorkommenden Gegenſtände die für ihren Zweck ſich eignenden herauswählen, ſondern auch über dieſelben nachleſen und ſich in den Beſitz eines Vorraths von Materialien ſetzen. Dies iſt um ſo nöthiger, da nicht ſelten wißbegierige Schüler ihre Lehrer um genauere Beſchreibung dieſes oder jenes Gegenſtandes, beſonders der aufgeführten Naturprodukte oder um die angedeuteten hiſtoriſchen Hauptmomente befragen und ſie durch ihre Fragen in Verlegenheit bringen könnten. Die gewöhnlichen Lehrbücher und

ſelbſt die Handbücher der Geographie laſſen in der Regel den Lehrer hierin im Stiche und können auch ihrem Zwecke nach keine Auskunft darüber geben. In andern ausführlichen geographiſchen Schriften, Reiſebeſchreibungen, naturhiſtoriſchen, geſchichtlichen Werken ꝛc. aber die hier und da zerſtreuten Notizen zu ſeinem Behufe zuſammen zu ſuchen und nachzuleſen, dazu gebricht es theils dem Lehrer an Zeit, theils iſt ihm die Anſchaffung ſolcher Werke zu koſtſpielig.

Ich enſchloß mich daher, insbeſondere von Lehrern aus verſchiedenen Orten hierzu aufgefordert, ein Hülfsbuch für den Lehrer bei dem Unterrichte in der Geographie, woran die Literatur arm iſt, auszuarbeiten und herauszugeben, welches ſolche Gegenſtände, die in Lehrbüchern nur kurz angedeutet werden können, mit einer angemeſſenen Ausführlichkeit und auf eine die Aufmerkſamkeit erweckende Weiſe behandelt, namentlich die vorzüglichſten Gebirge, Flüſſe, Seen, Kanäle, Produkte, Völker nach ihren körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften, Sitten, Gebräuchen, Lebensart ꝛc., merkwürdige Gebäude oder andere Sehenswürdigkeiten der Städte, wichtige hiſtoriſche Ereigniſſe, kurze Biographien ausgezeichneter Perſonen, die Hauptmomente der Geſchichte des Staates oder auch einzelner Provinzen ꝛc. darſtellt. Zugleich ſuchte ich die Einleitung der Geographie, oder die ſogenannte mathematiſche und phyſiſche Geographie ausführlicher, als es gewöhnlich in den Lehrbüchern geſchieht, vorzutragen. In Hinſicht der Folge und Auswahl der abzuhandelnden Gegenſtände, richtete ich mich, um doch eine gewiſſe Norm zu haben, nach meiner ſehr verbreiteten Schulgeographie, von welcher in gegenwärtigem Jahre die zwölfte Auflage erſchienen iſt. Zunächſt darf man zwar dieſes Hülfsbuch als einen erläuternden und erklärenden Kommentar meiner Lehrbücher anſehen; es kann aber auch als Erläuterung bei jedem andern geographiſchen Lehrbuche gebraucht werden, zu welchem Behufe es mit einem vollſtändigen alphabetiſchen Namens- und Sachregiſter verſehen iſt. Außerdem dürfte es auch ſich zu einem geographiſchen Leſebuche eignen für ſolche, die nicht gerade Unterricht in der Geographie ertheilen, ſondern als Freunde dieſer Wiſſenſchaft wünſchen, ſich näher zu belehren über manche Gegenſtände, welche in Lehrbüchern als bekannt vorausgeſetzt oder nur mit wenigen Worten erwähnt werden.

Nach der Ankündigung des Verlegers ſollte anfänglich das Hülfsbuch ſich auf **50** Bogen oder auf **10** Hefte beſchränken, allein ich fand bald, daß auf dieſem engen Raume das nicht geliefert werden konnte, was geliefert werden ſollte, und ſah ein, daß der Zweck des Hülfsbuchs verfehlt werden würde, wenn ich, um das Ganze in **10** Heften darzuſtellen, die ausgewählten Gegenſtände zu kurz darſtellte, und daß aus einer ſolchen Behandlungsart eine gewiſſe Trockenheit hervorgehen würde. Freilich

iſt nun die Anſchaffung des Hülfsbuchs etwas koſtſpieliger geworden, als die Ankündigung verſprach; allein ich glaube, daß die verehrten Herren Subſcribenten dieſe größere Ausgabe nicht ſcheuen werden, wenn anders das Buch durch die größere Ausführlichkeit ſeinem Zwecke näher gebracht wird, und ſie alſo hierdurch mehr gewinnen, als verlieren. Ueberdies erleichtert die Heftweiſe erfolgende Zahlung den Ankauf des Werks.

Der erſte nun vollendete Band enthält faſt ganz Europa, ihm wird ein zweiter Band folgen, der den Reſt von Europa und die übrigen Erdtheile enthalten ſoll, die jedoch nicht mit der Ausführlichkeit dargeſtellt werden können wie Europa, wenn das Hülfsbuch nicht zu bändereich und mithin zu theuer werden ſollte; was ich zu bedenken bitte, falls man in der Folge an der Behandlungsart des zweiten Bandes eine Ausſtellung machen wollte.

Zum Schluß ſtatte ich den mir unbekannten Recenſenten der erſchienenen Hefte des Hülfsbuchs für ihre günſtigen Beurtheilungen meinen innigſten Dank ab *). Ihr Lob wird mir viele Ermunterung ſeyn, auch den zweiten Band möglichſt auf eine ſie befriedigende Weiſe auszuarbeiten.

Niederböſa im April 1835.

Der Verfaſſer.

---

*) Z. B. in der Literaturzeitung für Volksſchullehrer 1834, IV. Quartalheft; — Literatur- und Anzeigeblatt zum Eremiten 1834, II. Beilage; — allgemeine Schulzeitung 1834, Nr. 112; — literariſches Wochenblatt der Deutſchen Nationalzeitung 1834, Nr. 11; — Gräfe's Archiv für das praktiſche Volksſchulweſen, XIV. 2.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Mein Hülfsbuch hat bei dem Publikum eine ſo günſtige Aufnahme gefunden, daß die erſte ſtarke Auflage binnen ein Paar Jahren vergriffen worden iſt und eine neue gedruckt werden mußte, welche im Weſentlichen dieſelbe iſt, dabei aber manche Vorzüge vor der erſten erhalten hat. Ich habe nicht allein die in geſchichtlicher, geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht ſeit dem Jahre **1835** Stattgefundenen Veränderungen bemerkt und mancherlei Berichtigungen angebracht, ſondern auch, mit Berückſichtigung der Wünſche mehrerer Rezenſenten, viele ganz neue Zuſätze gemacht, z. B. von den Iſothermen S. **72**, und vorzüglich die Beſchreibungen einiger Städte, die in der erſten Auflage zu kurz waren, zweckmäßig erweitert, namentlich von Liſſabon, Madrid, Sevilla, Cadix, Cordova, Grenada, Paris, Rouen, Bordeaux, Montpellier, Lyon, Avignon, Marſeille, London, München ꝛc., wie der geneigte Leſer bei näherer Vergleichung leicht finden wird. Durch dieſe Zuſätze und Erweiterungen iſt die gegenwärtige Auflage über **4** Bogen ſtärker geworden und überdies korrekter gedruckt als die erſte. Möge das Publikum, das mir ſchon ſo viele Beweiſe ſeines Wohlwollens gegeben hat, dieſer zweiten Auflage ſich eben ſo günſtig als der erſten zeigen?

Zum Schluſſe muß ich noch bemerken, daß der Druck des dritten und letzten Bandes meines Hülfsbuchs weit vorgerückt iſt, und das ganze Werk gegen Ende des laufenden oder zu Anfang künftigen Jahres vollendet ſeyn wird.

Alle mir bekannt gewordenen Beurtheilungen dieſes Buchs in gelehrten Blättern*), haben ſich dahin ausgeſprochen, daß daſſelbe einen großen Reichthum von zweckmäßig ausgewählten Materialien dem Lehrer darbiete, um ſeinen Unterricht in der Geographie ſowohl belehrend als unterhaltend und intereſſant zu machen, und daß es in dieſer Hinſicht als ein unentbehrliches Hülfsbuch anzuſehen ſey.

Bendeleben im März **1838**.

Der Verfaſſer.

---

*) Außer den ſchon in der Vorrede zur erſten Auflage genannten Zeitſchriften ſind noch anzuführen: Dieſterwegs Rheiniſche Blätter für Erziehung und Unterricht, 1834, **XII.** Bd. **I** Heft. — Blätter für literariſche Unterhaltung, Leipzig bei Brockhaus 1835 Nr. 261. — Allgemeiner Anzeiger, 1835 Nr. 300. — Gersdorfs Repertorium. 1835. — Literatur-Zeitung für Volksſchullehrer, **II.** Quartalheft, 1836. — Allgemeine Literatur-Zeitung, 1836 Nr. 97. — Jenaiſche allgemeine Literatur-Zeitung, 1836 Nr. 213.

Einleitung.

§. 1. Die Wörter Geographie und Erdbeſchreibung drücken einerlei Begriff aus. Jenes iſt aus der griechiſchen Sprache genommen, worin γη „Erde“ und γραφειν „ſchreiben, beſchreiben“ bedeutet. Für das deutſche Wort Erdbeſchreibung gebraucht man auch oft das Wort Erdkunde.

§. 3. Dem Auge erſcheint die Erde als eine Fläche, als eine Scheibe und der Himmel darüber als ein Gewölbe, das bei Tage von der Sonne durchlaufen wird. Daß die Erde dem Auge nicht in ihrer Kugelgeſtalt erſcheint, hat ſeinen Grund darin, daß wir bei der geringen Erhebung unſers Auges über die verhältnißmäßig ſo ungeheuer große Erdfläche überall nur einen ſehr kleinen Theil derſelben überſehen können. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß man in den älteſten Zeiten die Erde ſich nicht anders als eine große Ebene dachte, und daß noch jetzt der große ungebildete Haufe dieſer Vorſtellung anhängt und ſich gegen die Annahme der Kugelgeſtalt der Erde ſträubt, wozu auch vorzüglich die falſchen Vorſtellungen beitragen, die ſich derſelbe von Oben und Unten macht, und hierdurch geleitet glaubt, daß bei einer Kugelgeſtalt der Erde, die Körper in Gefahr wären, auf der entgegengeſetzten Seite herabzufallen. Er denkt zum Beiſpiel, die Menſchen an der entgegengeſetzten Seite (die Gegenfüßler) könnten ſich nicht auf der Erde erhalten, weil ſie gleich den Fliegen, die an der Decke eines Zimmers herumlaufen, mit den Füßen oben und mit den Köpfen unten wären, und daher nothwendig herabfallen müßten. Aber man vergißt bei dieſer Einwendung, daß die Gegenfüßler den Himmel über ihren Köpfen und den Erdboden unter ihren Füßen haben. Wenn dort jemand einen Stein aus der Hand fallen läßt, ſo fällt er nicht nach dem Himmel, ſondern eben ſo gut nach der Erde zu, wie bei uns. Der Mittelpunkt der Erde iſt das eigentliche Unten und die Luft, welche die ganze Erdkugel ringsum einhüllt, iſt das eigentliche Oben. Alles alſo, was ſich in die Luft erhebt, iſt oben, und was dem Mittelpunkte der Erde zugekehrt iſt, iſt unten. Ein Menſch mag auf der Oberfläche der Erde ſtehen, wo er immer will, ſo hat er überall den Mittelpunkt derſelben unter ſeinen Füßen,

und mit dem Kopfe ſteht er gegen die Luft oder den Himmel. Jedes Fallen iſt eine Bewegung, die eine Kraft vorausſetzt; und von ſelbſt kann kein Körper fallen, ſondern nur, wenn er von einem andern angezogen, oder durch die Kraft der Schwere gegen denſelben getrieben wird. In der Nähe der Erde fallen alle Körper gegen dieſe, weil ſie von derſelben angezogen, oder durch ihre Schwere gegen dieſelbe getrieben werden. Man nennt dieſe Kraft, womit die Körper nach der Erde zu fallen ſtreben, die Schwerkraft. Sie iſt auf allen Punkten der Erdoberfläche vorhanden, und gleichſam das unſichtbare Band, wodurch alle Körper auf der Erdkugel zuſammengehalten und verhindert werden, ſich von ihr zu entfernen.

Der kugelförmigen Geſtalt der Erde thut es keinen Eintrag, daß die Oberfläche der Erde zahlreiche Erhöhungen und Vertiefungen hat. Sie machen zwar die Oberfläche uneben, verhindern aber die Kugelgeſtalt nicht, weil ſelbſt die höchſten Erhöhungen ſich wenig über eine Meile erheben, und gegen den Umfang der Erde ſich nicht viel mehr als eins zu 5400 verhalten. Auf einer künſtlichen Abbildung der Erde von einigen Fuß im Durchmeſſer würde der bis jetzt bekannte höchſte Berg der Erde, nur wie ein kleines Sandkorn erſcheinen.

Für die Kugelgeſtalt der Erde ſpricht der jedesmal bei einer Mondfinſterniß rund erſcheinende Schatten der Erde. Mondfinſterniſſe entſtehen nämlich dadurch, daß die Erde zuweilen in gerader Linie zwiſchen der Sonne und dem Monde ſteht, (welches jedoch nur zur Zeit des Vollmondes geſchehen kann), und alsdann ihren Schatten nach der Gegend des Himmels wirft, in welcher der Mond ſteht. Trifft es ſich nun, daß der Mond ganz oder zum Theil durch den Schatten der Erde geht: ſo wird ihm dadurch das Licht der Sonne entzogen, und er wird entweder ganz, oder weit öfterer nur zum Theil verfinſtert. Bei allen Mondfinſterniſſen aber, ſo verſchieden auch die Stellungen des Mondes und der Erde ſeyn mögen, iſt der Schatten der Erde jederzeit rund; folglich muß die Erde ſelbſt rund ſeyn, weil ſie ſonſt keinen runden Schatten machen könnte.

Einen andern Beweis für die Kugelgeſtalt der Erde geben die Seefahrten um die Welt, welche immer nach einer Richtung, am häufigſten von Oſten gegen Weſten unternommen wurden, wobei die Reiſenden doch zuletzt wieder in dieſer Richtung an den Ort kamen, von welchem ſie ausgefahren waren. Dies war nur möglich, indem die Erde entweder kugel- oder walzenförmig geſtaltet iſt. Man würde ſonſt, wenn die Erde wagerecht fortliefe, irgendwo an den Rand oder die Ecke gekommen ſeyn, wo die Erde auf einmal ſenkrecht hinabgegangen wäre, und wo man alſo hätte umkehren müſſen. Man hat aber nicht allein dieſe Weltumſeglungen entweder von O. gegen W. oder von W. gegen O. unternommen, ſondern man iſt auch zugleich weit genug gegen Norden und Süden gekommen, um ſich zu überzeugen, daß die Erde auch nach dieſen Richtungen gekrümmt, und nicht wagerecht iſt; und nur die großen Eismaſſen machten Welt-

umſeglungen in der Richtung gegen N. oder S. über die Pole unmöglich, wie man beſonders bei den in den neueſten Zeiten von den Briten unternommenen Nordpol- und Südpol-Expeditionen erfahren hat.

Faſt alle Erdumſeglungen wurden von Europa über das Atlantiſche Meer, durch die Magellansſtraße (oder um das Kap Horn), über das große Weltmeer, durch den Indiſchen Ozean und um das Vorgebirge der guten Hoffnung und ſo über das Atlantiſche Meer zurück nach Europa gemacht. Die erſte Reiſe um die Welt unternahm ein Portugieſe, mit Namen Fernando Magelhaens, gewöhnlich Ferdinand Magellan genannt. Er ſegelte im Jahre 1519 mit einer Spaniſchen Flotille von fünf Schiffen aus Sevilla in Spanien ab, richtete ſeinen Lauf immer weſtlich nach der ſüdlichen Spitze von Amerika, und ging hier durch die Meerenge, welche das feſte Land Amerikas von dem Feuerlande trennt und in der Folge von ihm ihren Namen erhielt, in die große Südſee oder den großen Ozean, und ſtets in weſtlicher Richtung fort, durch dieſen Ozean, bis nach Aſien. Auf einer der Philippiniſchen Inſeln ward er zwar in einem Gefechte mit den Einwohnern getödtet; aber ſeine Gefährten ſetzten die Fahrt immer in weſtlicher Richtung fort, gelangten an das Vorgebirge der guten Hoffnung und kamen endlich 1522 glücklich wieder in Spanien an. Nun war die Bahn gebrochen, und ſeitdem ſind viele Weltumſeglungen vollendet worden, die wir in chronologiſcher Ordnung hier aufführen wollen, nämlich durch den Engländer Franz Drake, der die Kartoffeln mit nach Europa brachte, 1577 — 1580; durch den Engländer Cavendiſh, 1586 — 1588; den Holländer Olivier van Noort, 1598 — 1601; den Deutſchen Joris von Spilbergen in Holländiſchen Dienſten, 1614 — 1617; durch die Holländer Jakob le Maire und Schouten, 1615 — 1617, wobei das Vorgebirge Horn und die Straße le Maire ihre Namen erhielten; durch den Holländer Jakob l'Hermite, 1623 bis 1626. Hierauf verfloß eine Zeit von faſt 60 Jahren, ohne daß eine Reiſe um die Welt unternommen wurde; bis endlich Wilhelm Dampier, ein Engländer, 1683 — 1691 ſeine erſte, 1698 — 1701 ſeine zweite und 1703 — 1705 ſeine dritte Erdumſeglung vollendete. 1683 — 1686 machte auch der Engländer Cowley, und 1693 — 1699 der Neapolitaner Gamelli Careri eine Reiſe um die Welt, letzterer in der der gewöhnlichen Weiſe entgegengeſetzten Richtung, nämlich von Weſten gegen Oſten und zwar ohne ein eigenes Schiff zu haben, ſondern immer bald mit dieſem, bald mit jenem Schiffe, je nachdem ſich die Gelegenheit darbot.

Im 18. Jahrhunderte geſchahen, außer der ſchon erwähnten dritten Dampier's, folgende: durch den Engländer Wood Rogers 1708 — 1711, wobei auf der zu Chile gehörigen Inſel San Juan Fernandez der ausgeſetzte Alexander Selkirk aufgefunden und das Original aller Robinſone wurde, indem gar bald

ein Britte, nach dieſes Selkirks Berichte, die erſte Robinſonade, unter dem Titel „Robinſon Cruſoe“ verfertigte; durch die Franzoſen Frezier, 1712—1714; und le Gentil, 1714 bis 1717; durch die Britten Clipperton, 1719—1722; und Shelvock, 1719—1723; durch den Holländer Jakob Roggeween, 1721—1723; durch den Britten Georg Anſon, 1740—1744, deſſen Fahrt ſehr viel zur genaueren Kenntniß des geſammten großen Ozeans und Auſtraliens beitrug, und eine Hauptepoche für die Erdkunde und Englands Marine machte; durch die Britten Johann Byron, 1764—1766; Samuel Wallis, 1766 bis 1768 und Philipp Carteret, 1766—1769 und durch die Franzoſen Bougainville, 1766—1769 und de Page, 1767—1771.

Hierauf folgen die dreimaligen Weltumſeglungen des berühmten Cook, nämlich die erſte in den Jahren 1768—1771, die zweite 1772—1776 und die dritte, wobei er am 14. Febr. 1779 auf der Inſel Owaihi, einer der von ihm ſelbſt entdeckten Sandwichs=Inſeln umkam, in den Jahren 1776—1780. Nach Cook unternahmen die Britten Dixon und Portlock in den Jahren 1785—1788 eine Reiſe um die Welt. In dieſe Zeit fällt auch die Weltumſeglung des bekannten franzöſiſchen Seefahrers La Perouſe, welcher 1785 dieſelbe antrat, und die letzte Nachricht von ſich aus Botany=Bay im Februar 1788 mittheilte, wonach er die Abſicht zu erkennen gab, nach den Freundſchafts=Inſeln und ſo weiter nach Isle de France, am Schluſſe des Jahres 1788 ſich zu begeben; allein er kam weder in ſein Vaterland zurück, noch erfuhr man auch etwas weiter von ihm und ſeiner Expedition, bis endlich das Dunkel, das 38 Jahre lang darüber geſchwebt hatte, zuerſt durch den Brittiſchen Seefahrer Dillon 1826 und 1827 aufgehellt, und durch denſelben, ſo wie durch den Franzoſen D'Urville bekannt geworden iſt, das la Perouſe mit ſeinen Schiffen bei der Inſel Vanicoro oder Wanicolo, die zu den Königin=Charlotte=Inſeln oder dem Archipel von Santa=Cruz gehöret, verunglückte.

Es folgen nun die Weltumſeglungen durch den Spanier Malaſpina, 1789—1793; die Britten Edwards, 1790 bis 1792 und Georg Vancouver, 1791—1795; und die Franzoſen Marchand, 1790—1792 und d'Entrecaſteaux, 1791 bis 1794.

Mit dem 19. Jahrhunderte ſind die Reiſen um die Welt noch häufiger geworden. Dergleichen unternahmen der Britte Turnbull, 1800—1804; der Ruſſe Kruſenſtern, 1803 bis 1806; der Deutſche Kotzebue in Ruſſiſchen Dienſten, 1815 bis 1818; der Franzoſe Roquefeuille, 1816—1819; der Franzoſe Freycinet, 1817—1820; der Ruſſe Bellingshauſen, 1819—1821, welcher zugleich nebſt dem Britten Wedell am weiteſten

gegen den Südpol vorgedrungen iſt; der Franzoſe Duperey, 1822—1825; der ſchon oben angeführte Kotzebue, 1823—1826; der Ruſſe Wrangel, 1825—1827; der Franzoſe Saliz, 1825 bis 1827; der Britte Beechey, 1825—1828; der Franzoſe D'Urville, 1827—1829; der Franzoſe Legoarant de Tromelin, gleichfalls 1827—1829; die Ruſſen Stankowitſch und Litke, 1826—1830; der Ruſſe Chromtſchenko, 1828—1830; der Franzoſe la Place, 1830—1832. Zu Anfang des Jahres 1830 wurde in Frankreich die Korvette la Dordogne ausgerüſtet, welche unter dem Kapitain Mathieu eine Reiſe um die Welt machen ſollte.

Uebrigens iſt es jetzt gar nichts Seltenes, daß Schiffe, welche Privatperſonen gehören, um die Welt ſegeln, freilich zunächſt nur um Handelszwecke willen, aber doch auch nicht ohne Gewinn für die Wiſſenſchaft. So trafen z. B. die Franzöſiſchen Schiffe, der Heros und der General Lafayette, erſteres unter dem Kapitain Duchautcilly, letzteres unter dem Kapitain Boullenger, von einer Reiſe um die Welt zu Havre le Grace im J. 1829 wieder ein, nachdem das erſtere 1826 und das letztere 1827 abgeſegelt waren. Eben ſo kam der von Bordeaux am 25. Oktober 1827 abgeſegelte Franzöſiſche Kapitain Cormier mit ſeinem Schiffe Roſe am 19. Julius 1829 wieder an, nachdem er in dieſem kurzen Zeitraume ebenfalls eine Reiſe um die Welt gemacht hatte. 1828 kehrte nach Antwerpen der Niederländiſche Kapitain St. Martin mit dem, einem Genter Handelshauſe gehörigen, Schiffe Louiſe Auguſte, von einer im Jahre 1826 von Vließingen aus unternommenen Erdumſeglung zurück; und 1828 ging der Ruſſiſche Kapitain Hagemeiſter, der ſchon früher zwei Reiſen um die Welt gemacht hat, abermals zu einer ſolchen Fahrt ab. Mit ihm kehrte 1830 auch der Deutſche Gelehrte Erman zurück, der 1828 Anfangs durch Nordaſien ging und dann auf dem Schiffe Hagemeiſters ſeine Reiſe um die Welt vollendete. Im September 1830 kam auch das Preußiſche Schiff, Prinzeſſin Louiſe von ſeiner zweiten und 1832 von ſeiner dritten Handelsreiſe um die Welt, unter dem Kapitain Wendt und in Begleitung des Doktor Meyen zurück. Letzterer hat davon die Beſchreibung herausgegeben. 1834 iſt daſſelbe Schiff von einer vierten Handelsreiſe zurückgekehrt. Bekannt ſind auch die Miſſionsreiſe um die Welt, welche der Britte Bennet 1821—1829 gemacht hat und die Reiſe des blinden Britten Holman um die Welt 1827—1832.

Gegenfüßler oder Antipoden. Der Punkt der Erdfläche, welcher um die Hälfte des Erdumfanges von uns abſteht und zugleich ſo viel ſüdliche Breite hat, als wir nördliche haben oder umgekehrt, iſt der uns ſchnurgerade entgegengeſetzte Punkt auf der andern Seite der Erdkugel, und wenn auf dieſem Punkte Menſchen wohnen, ſo ſind ſie unſere Gegenfüßler, d. h. Leute, die die Füße gegen uns kehren. Eben ſo ſind wir wieder die Gegenfüßler der

Bewohner jenes Punktes. Gegenfüßler haben verſchiedene Tags- und Jahreszeiten. Unſere Gegenfüßler müſſen Mitternacht haben, wenn es bei uns Mittag iſt, Morgens 6 Uhr, wenn es bei uns Abends 6 Uhr iſt. Es muß bei ihnen Sommer, der längſte Tag, Frühlingsanfang ꝛc. ſeyn, wenn bei uns Winter, der kürzeſte Tag oder Herbſtanfang iſt. Die Gegenfüßler von Sondershauſen, welches unter 51° 22′ 33″ nördlicher Breite und 28° 30′ 6″ öſtlicher Länge liegt, wohnen unter 51° 22′ 33″ ſüdlicher Breite und 208° 30′ 6″ der Länge öſtlich von Ferro. Dieſer Punkt fällt aber in die Südſee, wo gerade kein Land, ſondern bloß Meer iſt.

§. 4. Die Alten hielten die Erde für eine vollkommene Kugel; bis man erſt im 17. Jahrhunderte zu der Einſicht kam, daß die Erde eine elliptiſche Form habe, oder ein elliptiſches Sphäroid ſey. Ein Brittiſcher Gelehrter, Namens Newton, 1642 geboren, und ein Holländiſcher, Namens Huygens, 1629 geboren, ſchloſſen zuerſt aus gewiſſen Beobachtungen, die Erde müſſe von der vollkommenen Kugelgeſtalt abweichen und an den Polen etwas eingedrückt ſeyn, ſo daß alſo der Durchmeſſer des Aequators größer ſey, als der von einem Pole zum andern oder als die Achſe. Um das wahre Verhältniß dieſer beiden Durchmeſſer und der Krümmungen am Aequator und an den Polen zu beſtimmen, wurden in verſchiedenen Gegenden der Erde Theile von Meridianen gemeſſen. Frankreich ſchickte in dieſer Abſicht im Jahre 1735 zu gleicher Zeit zwei Geſellſchaften von Gelehrten ab, um Bogen der Erdoberfläche zu meſſen; die eine ging nach Quito in Südamerika, nahe am Aequator; die andere nach Tornea in Schweden, in die Nähe des Nordpolarzirkels. Das Reſultat der Meſſungen beider Geſellſchaften, von welchen die nördliche 1737 und die ſüdliche 1744 zurückkam, war, daß die Länge der Grade unter dem Polarzirkel etwa 4200 F. größer, als die derſelben am Aequator, und folglich die Erde unter den Polen eingedrückter oder abgeplattet iſt. Um die Abweichungen, die ſich noch in den Rechnungen und Meſſungen beider Geſellſchaften fanden, auszugleichen, wurden in der Folge mehrere Meſſungen in anderen Gegenden der Erde wiederholt. Erwägt man die mancherlei Schwierigkeiten, die ſich dergleichen Meſſungen entgegen ſtellten, ſo wird es nicht unwahrſcheinlich, daß ſich kleine Fehler in dieſe Arbeiten eingeſchlichen haben, und es darf daher nicht befremden, wenn der Unterſchied zwiſchen dem Durchmeſſer des Aequators und der Achſe oder die Größe der Abplattung, aus allen dieſen Meſſungen, nicht auf einerlei Weiſe hervorgeht. Als Mittel von allen Angaben, kann man den Unterſchied oder die Größe der Abplattung auf etwa 5⅝ oder beinahe 6 geographiſche Meilen annehmen. Dieſe Abplattung iſt übrigens gegen die Größe der Erde ſo unbedeutend, daß man, bei gewöhnlichen Berechnungen der Größe der Erde und einzelnen Theilen derſelben, keine Rückſicht darauf nimmt, und jede künſtliche Erdkugel als völlig kugelförmig darſtellt. Zu

einer Beſtätigung der Abplattung der Erde unter den Polen dienen auch die Erfahrungen von den ungleichen Schwingungen des Pendels *) in verſchiedenen Gegenden der Erde; denn die Mathematiker, welche die Grade ausmaßen, mußten ihn unter dem Aequator kürzer und unter dem Polarzirkel länger machen, als er in Paris zu ſeyn pflegt, wenn er Sekunden ſchwingen ſollte.

§. 5. Der Umfang der Erde, wenn man ſie als Kugel betrachtet, wird in 360 Grade eingetheilt. Kennt man alſo die Länge eines Grades, und multiplicirt dieſelbe mit 360, ſo erhält man die Länge des Umfanges. Gewöhnlich nimmt man die Länge eines Grades, als das arithmetiſche Mittel zwiſchen den am Aequator und am Polarzirkel vorgenommenen Meſſungen, zu 15 geographiſchen Meilen an; ſo daß alſo 15 mit 360 multiplicirt, 5400 Meilen für den Umfang der Erde herauskommen. Als Normalzahl des Durchmeſſers der Erde, indem ſich der Durchmeſſer einer Kugel zum Umfange, wie 1 zu 5,$_{1415}$ verhält, bekommt man 1719,$_{197}$ oder mit Weglaſſung der Bruchtheile 1719 geographiſche Meilen. Da ferner die Oberfläche einer Kugel gleich iſt dem Produkte aus ihrem Umfange mit dem Durchmeſſer, ſo werden für die Oberfläche der Erde 9,282,600, und mit Berückſichtigung der Verſchiedenheit des Verhältniſſes der Erdachſen, 9,282,066 Quadratmeilen ſich ergeben. Der körperliche Inhalt einer Kugel findet ſich dadurch, daß man die Oberfläche mit dem ſechsten Theile des Durchmeſſers multiplicirt. Auf ſolche Weiſe erhält man als Körperinhalt der Erde 2,659,311,575, oder mit Berückſichtigung der verſchiedenen Erddurchmeſſer 2,659,100,000 Kubikmeilen.

§. 6—10. Die Erde dreht ſich von W. nach O. täglich um ihre Achſe, ſo daß uns Sonne, Mond und Sterne im Oſten auf- und im Weſten unterzugehen ſcheinen. Dieſe Umdrehung geſchieht mit der größten Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit binnen 24 Stunden, und es entſteht dadurch auf der Erde T a g und N a c h t. Die Erde iſt nämlich ein dunkler Körper, welcher von der Sonne erleuchtet wird. Es kann aber, da ſie eine Kugel iſt, nur immer die eine Hälfte von derſelben erleuchtet werden, und die andere iſt unterdeſſen in Dunkel gehüllt. Die Zeit des ſcheinbaren Sonnen-Aufganges nennt man M o r g e n und die des Unterganges A b e n d; die Zeit vom Auf- bis zum Untergange der Sonne T a g und die vom Untergange derſelben bis zu ihrem Aufgange N a c h t. Wegen dieſer täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achſe, müſſen binnen 24 Stunden, alle Punkte der Erde nach und nach die Sonne zu Geſicht bekommen, oder es muß, binnen 24 Stunden, überall auf

*) Pendel heißt ein ſchwerer Körper, der an einem feſten Punkte ſo aufgehängt iſt, daß er ſich um dieſen frei drehen oder ſchwingen kann.

der Erde einmal Morgen und Abend, einmal Tag und Nacht ſeyn. Eine Ausnahme davon machen die Gegenden um die Pole, wo die Sonne in dem einen halben Jahre Wochen und Monate lang beſtändig über dem Horizonte bleibt, und im andern halben Jahre eben ſo lange unter demſelben verweilt, ſo daß die Polargegenden Wochen und Monate lang Tage und Nächte haben.

Dem Scheine nach bewegt ſich die Sonne nebſt den Himmelskörpern jährlich um die Erde, und die letztere ſteht unbeweglich in der Mitte unſers Planetenſyſtems. Wirklich glaubten dies die ältern Aſtronomen, und dieſe Anſicht heißt das Ptolomäiſche Syſtem, nach einem Aegyptiſchen Aſtronomen, Namens Ptolomäus, der im zweiten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt lebte, ſo benannt. Nach demſelben nimmt die Erde den Mittelpunkt ein und iſt allein unbewegt; um dieſe bewegen ſich in ſieben Bahnen: der Mond, Merkur, die Venus, Sonne, der Mars, Jupiter und Saturn. Um alle bewegen ſich in einer achten Bahn die Fixſterne. Nicolaus Copernikus, 1472 zu Thorn in Preußen geboren, ein berühmter Aſtronom, erkannte die Unzulänglichkeit dieſes Syſtems für die Bewegung der Himmelkörper, und ward der Stifter des Corpernikaniſchen Syſtems, wonach die Sonne in der Mitte ſteht und keine andere Bewegung als eine 24ſtündige um ihre eigene Achſe hat, dagegen um dieſelbe ſowohl die Erde, als alle andern Planeten ſich bewegen. In der That iſt es auch wahrſcheinlicher, daß die eine Millionen mal kleinere Erde ſich um die Sonne bewege, als umgekehrt. Dieſes Syſtem iſt demnach jetzt allgemein angenommen, wiewohl es im Anfange vielen Widerſpruch und Gegner fand. Zu dieſen gehörte der Aſtronom Tycho de Brahe, geboren 1456 in der Schwediſchen Provinz Schonen, der ein drittes wenig genügendes Syſtem aufſtellte, wonach zwar die übrigen Planeten, außer der Erde ſich um die Sonne bewegen, dieſe aber ſich um die unbewegliche Erde bewegen ſoll.

Uebrigens iſt die Bahn, worin die Erde und alle Planeten ſich um die Sonne bewegen, keine kreisrunde, ſondern eine länglich runde oder eine Ellipſe. Dieſe Entdeckung verdankt die Erdkunde dem großen Aſtronomen und Phyſiker Keppler, geboren zu Weil im Königreiche Würtemberg 1571 und zu Regensburg im Königreiche Baiern 1630 geſtorben. Auch entdeckte derſelbe, daß die Planeten in der Nähe der Sonne ſich geſchwinder bewegen, als in der Entfernung von derſelben, und daß die Punkte der Sonnennähe und Sonnenferne nicht immer die nämlichen bleiben, ſondern jährlich um mehrere Sekunden von Weſten nach Oſten vorwärts rücken.

Bei der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, hat die Erdachſe eine ſchiefe Stellung gegen ihre Bahn, d. h. ſtatt auf der geraden Linie von der Sonne zu uns in geraden Win=

keln zu liegen, macht ſie mit der Ebene ihrer Bahn einen Winkel von 66½ Grad oder ſie weicht von der ſenkrechten Linie um 23½ Grad (genauer 23° 28′) ab, ſo daß alſo der Aequator von der Ekliptik in zwei gegen einander liegenden Punkten in einem Winkel von 23° 28′ durchſchnitten wird. Dieſe Abweichung der Richtung beider Kreiſe (der Ekliptik und des Aequators) wird die Schiefe der Ekliptik genannt; und dieſe iſt der Grund der Wechſel der Jahreszeiten, der relativen Länge des Tages für jeden Ort der geographiſchen Breite und der klimatiſchen Verſchiedenheit der Erdoberfläche. Ohne ſie würde unter dem Aequator alles verbrennen, in den Polargegenden alles erſtarren, und alle Länder würden gleiche Tage und Nächte, gleiche Jahreszeiten haben. Wenn nämlich die Erde gerade auf ihrer Bahn ſtände: ſo würden die Strahlen der Sonne ſtets ſo auf die Erde fallen, daß alle Gegenden der der Sonne zugekehrten Erdhälfte vom Nordpol bis zum Südpol von derſelben beſchienen würden. Zugleich aber liefe der Aequator der Erde parallel mit der Ebene der Bahn, und die Bewohner des Aequators hätten daher die Sonne beſtändig im Scheitelpunkte oder erhielten ihre Strahlen ſenkrecht; die Bewohner der Pole erblickten die Sonne fortdauernd am Horizont; es wäre Jahr aus Jahr ein Tag und Nacht gleich, und immerwährender Frühling oder Herbſt, weder Sommer noch Winter für die nördliche und ſüdliche Halbkugel. Allein durch die ſchiefe Stellung der Erde kommt es, daß die Sonne die eine Seite des Aequators mehr beſcheint als die andere, und es dann abwechſelt. Zu der Zeit, da der Nordpol, das iſt, unſere Seite der Erde ihre ſtärkſte Neigung gegen die Sonne hat, ſteht die Sonne höher über unſerm Kopfe, es iſt bei uns wärmer, und die Tage ſind länger; dies geſchieht den 21. oder 22. Junius, der Sommer fängt an, und wir nennen dieſen Standpunkt den Sonnenſtillſtand des Sommers oder das Sommer-Solſtitium, weil es uns ſcheint, daß die Sonne, die nunmehr auf ihren höchſten Punkt gekommen iſt, ſtill ſteht, d. h. nicht weiter, ſondern zurückgeht. Wenn die Erde auf der andern Seite ihrer Bahn iſt, ſo iſt es natürlich, daß nun die Sonne die andere Hälfte der Erdkugel mehr als die unſrige beſcheint; es iſt bei uns kalt, die Tage ſind kurz, der Winter fängt für uns an. Dies geſchieht den 21. oder 22. oder auch 23. December. Wir nennen dieſen Punkt den Winterſtillſtand oder das Winterſolſtitium. Man ſieht, daß, wenn wir auf unſerer Seite des Aequators den Sommer haben, die andere Seite den Winter hat, und wenn dieſe den Sommer hat, wir den Winter haben. Die Länge der Tage und Nächte iſt auch zwiſchen beiden Halbkugeln in umgekehrtem Verhältniſſe.

Zwiſchen dem Sommer- und dem Winterſtillſtande, in gleicher Entfernung von beiden, giebt es zwei Punkte, wo der Aequator gerade vor die Sonne zu ſtehen kommt. Dann haben alle

Orte der Erde gleiche Tage und Nächte. Deswegen werden auch dieſe Punkte die Nachtgleichen genannt oder Aequinoctia. Sie treffen, der eine zwiſchen dem 20. und 22. März, der andere den 23. September. Der erſte iſt für uns Frühlingsanfang und heißt Frühlingsnachtgleiche, Frühlingsäquinoctium; der andere Herbſtanfang, und heißt deswegen Herbſtnachtgleiche, Herbſtäquinoctium. Auf der andern Seite des Aequators iſt es umgekehrt.

Im §. 6. iſt die kleinſte Entfernung der Erde von der Sonne auf 19,800,000, die größte auf 20,487,000 und die mittlere auf 20 Millionen Meilen angegeben. Nach neuern Beobachtungen aber iſt die mittlere Entfernung 20,300,000, die kleinſte 20 Millionen und die größte 20,600,000 Meilen, nach Andern die mittlere Entfernung 20,612,500 oder auch 20,660,000 M. Die ganze Bahn beträgt nach Einigen 127, nach Andern 129 und nach Andern 131 Millionen Meilen, welche die Erde in einem Jahre vollendet, deſſen Länge zu 365 Tagen, 48 Minuten 48 Sekunden angenommen wird.

§. 11. Die Sonne, der Centralkörper unſers Weltſyſtems, iſt die Quelle des Lichts und der Wärme nicht allein für die Erde, ſondern für alle Planeten unſers Syſtems. Ihr Durchmeſſer beträgt 194,000, ihr Umfang 611,000 M., ihre Oberfläche 118 Millionen QM. und ihr körperlicher Inhalt 3825 Billionen M., wonach ſie unſere Erde an körperlicher Größe über 1,400,000 mal übertrifft. Sie iſt ſo groß, daß die Erde ſammt dem Monde mitten in ſie hineingeſtellt werden, und daß dieſer bei ſeiner jetzigen Entfernung von der Erde, nicht nur bequem um ſie herumlaufen könnte, ſondern daß auch noch jenſeits der Mondbahn bis zum äußerſten Rande der Sonne, Raum genug übrig bleiben würde, um noch 25 Erdkugeln in einer Reihe hinter einander zu ſtellen. Dem erſten Anſchein nach müßte man glauben, daß die Sonne ein wirklich brennender Körper ſey; allein in neuern Zeiten iſt man von dieſer Meinung zurückgekommen, und glaubt, daß die Sonne an ſich ein dunkler Körper iſt, jedoch in eine ungeheure Maſſe von Licht eingehüllt, welches ſie fortdauernd aus dem im Weltraume verbreiteten Aether an ſich zieht und verdichtet, wodurch ſie fähig wird, die Planeten zu erleuchten und Wärme auf ihnen zu entwickeln. Die Wärme ſtrömt nicht von der Sonne her, alſo von Außen in die Erde und in die irdiſchen Körper hinein; ſondern die Sonnenſtrahlen beſitzen bloß das Vermögen, den Wärmeſtoff, der bereits in der Erde und ihren Körpern liegt, frei zu machen und gleichſam hervorzulocken. Wo ſie keinen oder wenig Wärmeſtoff antreffen, oder wo ihnen das Freimachen deſſelben nicht gelingt, da erwärmen ſie auch nur wenig oder gar nicht. Daß die Erwärmung der Erde und der irdiſchen Körper nicht von der Sonne allein abhangen könne, zeigt ſchon die Erfahrung, daß auf hohen

Gebirgen, die doch der Sonne näher ſind als die Ebenen, die Kälte zunimmt. Auf den Gipfeln der hohen Alpen herrſcht, ungeachtet ihrer ſüdlichern Lage als Deutſchland, fortwährend Schnee und Eis. Die Gipfel der Cordilleren in Amerika, welche doch ſämmtlich in der heißen Zone, ja zum Theil unter dem Aequator liegen, erſtarren gleichfalls unter ewigen Schneedecken. Luftſchiffer, die ſich in die höchſten Regionen der Atmoſphäre erhoben, fanden daſelbſt, mitten im Sommer, eine Kälte, bei der ſie ſich mit aller Anſtrengung kaum zu erwärmen vermochten. Wäre die Sonne ein loderndes Feuermeer, gleich dem irdiſchen Feuer: ſo müßte es, um nicht zu verlöſchen, von Außen her Nahrung erhalten, und bei dem ſtets gleichen ungeſchwächten Leuchten und Wärmen derſelben, wäre es ſchwer zu begreifen, woher jene Nahrung kommen ſollte, die eine ſo ungeheure Feuermaſſe zu erhalten vermöchte. Auch ſieht man durch die beſten Fernröhre den Rand der Sonne immer ſcharf begränzt; dieſer aber würde in wellenförmigen Bewegungen erſcheinen, wenn ſie ein flammendes Feuer wäre. Ueberdies könnte ein Feuer, wie das irdiſche, unmöglich ſolche Wirkungen hervorbringen, und in ſo unermeßlicher Entfernung, Licht und Wärme verbreiten.

Der Merkur iſt der der Sonne am nächſten ſtehende Planet, zeigt ſich als ein kleiner Stern, mit einem hellweißlichen, lebhaft glänzendem Lichte, und wird nur ſelten dem bloßen Auge ſichtbar. Sein Durchmeſſer beträgt 608, ſein Umfang 1910 M., ſeine Oberfläche 1,161,000 QM. und ſeine mittlere Entfernung von der Sonne 8 Millionen Meilen. Er bewegt ſich in 87 Tagen 23 Stunden 16 Minuten um die Sonne. Nach neuern Beobachtungen iſt die Oberfläche des Merkurs mit ungeheuer hohen Gebirgsketten, welche die Höhe des Chimborazo mehr als 3 mal übertreffen, bedeckt.

Die Venus, der zweite Planet, ein ſchöner ſehr lebhaft glänzender Stern, geht abwechſelnd als Morgenſtern vor der Sonne auf, und nach einiger Zeit, als Abendſtern nach der Sonne unter. Ihr mittlerer Abſtand von der Sonne beträgt 14,700,000, ihr Durchmeſſer 1650 oder 1678, ihr Umfang 5181 oder 5270 Meilen, und ihre Oberfläche 8,844,000 QM., ſo daß ſie unter allen Planeten an Größe der Erde am nächſten kommt. Sie läuft in 224 Tagen, 16 Stunden, 41 Minuten um die Sonne, und hat, wie die Aſtronomen behaupten, Berge, die den Chimborazo an Höhe ſiebenmal übertreffen. Ihre Gebirgszüge erſtrecken ſich 200 M. in die Länge, und bilden verhältnißmäßig eben ſo anſehnliche Thäler. Welche herrliche Naturerſcheinungen muß dieſe Maſſe ſo rieſenhafter Berggipfel und Gebirgszüge dem Auge der Venusbewohner darbieten! Welch ein herrliches Schauſpiel mag auf der ſchwindelerregenden Höhe eines ſolchen Berges der Auf- und Untergang der Sonne gewähren! Wie herrlich mögen die

Gipfel derſelben im Golde der Abend= oder Morgenſonne dem Auge entgegenglänzen, das ſich aus den finſtern Thälern rings um ſie her zu ihnen erhebt!

Der Mars iſt ein heller, mit trübröthlicher Farbe leuchtender und zu allen Zeiten in der Nacht ſichtbarer Stern, deſſen mittlerer Abſtand von der Sonne auf faſt 31 Millionen M. geſchätzt wird. Seine Bahn um die Sonne vollendet er in 1 Jahre 321 Tagen, 16 Stunden und 18 Minuten. Der Durchmeſſer des Mars beträgt 1006 (nach Andern 995), ſein Umfang 3160 Meilen und ſeine Oberfläche 3,178,000 QM. Man will auf dem Mars Eis= und Schneezonen, welche bald ab=, bald zunehmen, bemerkt haben. Wenigſtens hat man eine weiße Maſſe entdeckt, die ſeine Pole beſtändig einhüllt, mit zunehmender Kälte der einen Halbkugel ſich weiter nach dem Aequator zu ausbreitet, und mit zunehmender Wärme wieder abnimmt. Vermöge dieſer weißen Hülle glänzen die Polgegenden viel ſtärker als die übrigen Theile der Oberfläche. Wenn man erwägt, daß auf dem Mars alle Jahreszeiten faſt doppelt ſo lang ſind, als auf der Erde, daß alſo die Winternacht an den Marspolen eine Länge von mehr als 11 Monaten erreicht, ſo begreift man, wie heftig die dortigen Winter ſeyn und wie ſehr ſolche die Erzeugung bedeutender Schneemaſſen begünſtigen müſſen. Ob das, was die Marspole ſo glänzend macht, gerade ein ſolcher Schnee iſt, wie der unſrige, wiſſen wir freilich nicht; aber merkwürdig bleibt die ganze Erſcheinung doch immer.

Die vier folgenden Planeten Veſta, Juno, Ceres und Pallas ſind ſämmtlich klein und erſt im 19. Jahrhunderte von den Aſtronomen entdeckt worden, nämlich die Veſta von Olbers zu Bremen 1807, die Juno 1804 von Harding zu Lilienthal, die Ceres 1801 von Piazzi zu Palermo und die Pallas 1802 von Olbers. Der mittlere Abſtand der Veſta von der Sonne, um welche ſie ihre Bahn in 3 Jahren, 224 Tagen und 9 Stunden vollendet, beträgt 47,900,000, ihr Durchmeſſer 74 und ihr Umfang 232 Meilen. Ihre Oberfläche hält gegen 15,000 QM., ſo daß die Erde über 14,800 mal größer iſt. — Die Juno läuft in 4 Jahren, 131 Tagen um die Sonne, und hat von derſelben einen mittlern Abſtand von 54,200,000 Meilen, einen Durchmeſſer von 309 und einen Umfang von 972 Meilen. — Der mittlere Abſtand der Ceres, die ſich in 4 Jahren, 220 Tagen um die Sonne bewegt, iſt 56,200,000 Meilen; ihr Durchmeſſer 352 Meilen und ihr Umfang 1106 Meilen. — Die Pallas endlich hat einen Durchmeſſer von 465 oder 455 Meilen und einen Umfang von 1429 Meilen, und vollendet ihre Bahn, deren mittlere Entfernung von der Sonne 56,300,000 Meilen beträgt, in 4 Jahren, 221 Tagen und 15 Stunden.

Der Jupiter iſt, nächſt der Venus der hellſte und prächtigſte Stern, mit einem ſchönen, etwas gelblichen, ſilberglänzenden Lichte, und der größte unter allen Planeten. Sein Durchmeſſer iſt 19,566, ſein Umfang 61,174 M., ſeine Oberfläche über 1202 Millionen QM. und ſein Körper-Inhalt über 23 Billionen Meilen, ſo daß ſich aus ihm 1474 ſolche Körper wie unſere Erde machen ließen. Seine mittlere Entfernung von der Sonne, um die er ſeine Bahn erſt in 11 Jahren, 314 Tagen und 20 Stunden vollendet, wird von Einigen auf 105,700,000 von Andern auf 107 Millionen M. berechnet. Auf der Oberfläche dieſes Planeten bemerkt man dunkle und helle, veränderliche, parallele Streifen und veränderliche Flecken.

Der Saturn iſt unſtreitig der merkwürdigſte Planet, da er zu ſeiner Begleitung nicht nur ſieben Monden hat, ſondern auch mit einem Doppelringe umgeben iſt, der ihm ein ganz eigenes Anſehen verleiht. Er erſcheint uns in einem blaſſen bleifarbigen, ein wenig röthlichen Lichte, und als ein Stern der erſten Größe. Seine mittlere Entfernung von der Sonne wird von Einigen auf 193,700,000, von Andern auf 198 Millionen, ſein Durchmeſſer auf 17,362 oder auch auf 17,263 und ſein Umfang auf 54,517 Meilen angegeben, ſo daß ſein Körperinhalt 1,037 mal größer als der der Erde iſt. Er gebraucht 29 Jahre 166 Tage 19 Stunden, um ſeinen Lauf um die Sonne zu vollenden. Was den Saturn von allen Weltkörpern, die wir kennen, ganz beſonders auszeichnet, iſt ſein ihm eigener aber nur bewaffneten Augen ſichtbarer Ring, der dieſen Planeten um ſeinen Aequator frei umſchwebt, und dabei ſehr dünn, aber breit und flach iſt. Durch gewöhnliche Fernröhre erſcheint er einfach, Herſchel aber erkannte ihn durch ſein großes Fernrohr für doppelt. Nach ſeinen Ausmeſſungen iſt der äußerſte Rand des Doppelringes, oder der vom Saturn am weiteſten entfernte Rand des äußern Ringes 11,601, der innere Rand aber, oder der dem Saturn am nächſten liegende Rand des innern Ringes 5,720 M. von der Oberfläche des Planeten entfernt. Die Breite des innern Ringes ſelbſt beträgt 3,935, die des äußern 1,379 Meilen. Der leere Zwiſchenraum, welcher beide Ringe, deren Dicke 113 M. beträgt, von einander trennt, iſt 567 M. groß. Man glaubt jetzt, daß der Ring des Saturns aus mehr als zwei Theilen beſtehe, und daß vielleicht die Zwiſchenräume der übrigen nur ſo gering ſeyen, daß ſie auch durch die beſten Fernröhre noch nicht haben entdeckt werden können. Ueber die natürliche Beſchaffenheit der Saturnringe weiß man nicht viel Gewiſſes. Daß ſie eine zuſammenhängende dunkle Maſſe ſind, ſieht man aus dem Schatten, den ſie auf den Planeten werfen, und aus der Dunkelheit ihrer von der Sonne abgewandten Seite. Die breite Fläche der Ringe wirft ſehr viel Licht zurück; ſie glänzt ſtärker als der Saturn ſelbſt; der innere glänzt

überdies noch ſtärker, als der äußere. Für die Bewohner des Saturn muß der majeſtätiſche Doppelring ein ganz eigener Anblick ſeyn. Die Bewohner der Polgegenden ſehen ihn gar nicht, denn er liegt ihnen ganz unterm Horizont, und den Bewohnern des Aequators bis 50 Meilen nördlich und ſüdlich erſcheint er im Scheitelpunkte, und da zur Nachtzeit ein Theil deſſelben durch den Schatten des Planeten verdunkelt wird, ſo ſehen ſie nur wenig von ſeiner erleuchteten Seite. Zwiſchen den Polen und dem Aequator wird ſich alſo der Ring am vortheilhafteſten beobachten laſſen. Während des nördlichen Frühlings und Sommers des Planeten wird die Nordhälfte des Ringes, und während des ſüdlichen Frühlings und Sommers des Planeten die Südhälfte erleuchtet. Daher erblicken die Bewohner beider Halbkugeln des Planeten zur Zeit ihres Herbſtes und Winters die dunkle Seite des Ringes. Da nun beide Jahreszeiten gegen 15 Jahre dauern, ſo muß der Ring für die eine Halbkugel während dieſer Zeit ganz unſichtbar ſeyn und nur daran erkennt werden können, daß er ihr des Nachts ganze Sternbilder bedeckt. Auch muß er für die Gegenden innerhalb der Wendekreiſe viele Monate lang eine ungeheure Sonnenfinſterniß verurſachen. Es iſt daher ſehr unwahrſcheinlich, daß der Ring vorzüglich dazu beſtimmt ſei, die Nächte des Saturns zu erleuchten. Vielleicht dient er, die langen kalten Winter zu erwärmen.

Der eilfte und letzte Planet in unſerm Sonnenſyſtem, den wir bis jetzt kennen, iſt Uranus, den der berühmte Aſtronom Herſchel 1781 entdeckte. Sein mittlerer Abſtand von der Sonne wird zu 387,900,000 oder auch zu 397 Millionen M. angegeben. Zu Vollendung ſeiner Bahn gebraucht er 84 Jahre, 8 Tage. Sein Durchmeſſer beträgt 7,564, ſein Umfang über 24,317 M. und ſeine Oberfläche über 104 Millionen QM., ſo daß er an Körperinhalte über 83 mal größer als die Erde iſt.

Um die Entfernungen der Planeten von der Sonne ſinnlich darzuſtellen, hat man berechnet, daß, wenn von der Sonne eine Kanonenkugel abgeſchoſſen würde, welche in jeder Minute 36,000 Fuß zurücklegte, dieſe in 9 Jahren zum Merkur, in 18 zur Venus, in 26 zur Erde, in 38 zum Mars, in 130 zum Jupiter, in 238 zum Saturn, in 479 zum Uranus und in 700,000 Jahren zum nächſten Fixſterne, dem Sirius, gelangen würde.

§. 12. Von dem Uranus kennt man bis jetzt mit Gewißheit 6 Monden, unzuverläßig aber außerdem noch 2; er hat jedoch deren wahrſcheinlich 10, wozu die Erfahrung berechtigt, daß die Erde einen, Jupiter 4, Saturn 7, mithin jeder folgende Planet drei Monden oder Trabanten mehr hat, als der vorhergehende.

Der Mond, der die Erde begleitet, hat 468½ M. im Durchmeſſer, 1470 M. im Umfange, 688,916 QM. und 53,660,000 Kubikmeilen, und iſt folglich, dem körperlichen Inhalte nach, über

49 mal kleiner als die Erde. Seine 324,000 Meilen lange Bahn um die Erde, iſt gleichfalls elliptiſch. Indem nun der Mond ſich um die Erde bewegt, geſchieht es, daß er bald gegen die Sonnenſeite und bald an der entgegengeſetzten Seite zu ſtehen kommt, wodurch ſeine 4 beſondern Hauptlichtwechſel oder Mondesphaſen entſtehen, die man mit den Namen Neumond, erſtes Viertel, Vollmond und letztes Viertel bezeichnet. Wenn er in gerader Richtung zwiſchen der Sonne und der Erde ſteht, ſo ſehen wir ihn nicht, weil er der Erde ſeine dunkle Seite zukehrt, und man nennt dieſen Standpunkt Neumond. Indem er nun von da weiter gegen Weſten fortrückt, kehrt ſich uns ein kleiner erleuchteter Theil, ein dünner ſichelförmiger Streif zu, und man ſagt alsdann: der Mond nimmt zu, bis endlich ein Viertel der Mondſcheibe erleuchtet ſich uns zeigt, erſtes Viertel. Von jetzt an wird, mit dem ſteten Fortrücken des Mondes, dieſer erleuchtete Theil immer größer, bis der Mond die Hälfte ſeiner ganzen Bahn zurückgelegt hat, auf der entgegengeſetzten Seite der Erde ſteht, und als eine ganz runde völlig erleuchtete Scheibe erſcheint. Er heißt jetzt Vollmond, und befindet ſich der Sonne gerade gegenüber, ſo daß die Erde zwiſchen ihm und der Sonne ſteht. Nach dem Vollichte fängt der Mond allmählig an eben ſo wieder abzunehmen, als er vorher zugenommen hatte, und wieder in die ſichelförmige Geſtalt überzugehen, bis er endlich als letztes Viertel erſcheint. Von da wird der erleuchtete Theil immer kleiner und ſchmäler und zuletzt unſichtbar oder Neumond. Der Zuſammenhang zwiſchen dieſem Laufe des Mondes und dem Laufe der Erde um die Sonne, den der Mond mit machen muß, iſt dieſer: beim Neumonde und Vollmonde geht der Mond der Erde zur Seite; beim erſten Viertel läuft er der Erde nach; beim letzten Viertel vor der Erde her.

Zwei beſonders merkwürdige Erſcheinungen, welche aus dem Laufe des Mondes um die Erde entſtehen, ſind die Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Steht die Erde in gerader Linie zwiſchen der Sonne und dem Monde (welches nur zur Zeit des Vollmondes geſchehen kann), ſo wirft ſie ihren Schatten nach der Gegend des Himmels hin, in welcher der Mond ſteht. Trifft ſich's nun, daß der Mond ganz oder zum Theil durch den Schatten der Erde geht, ſo wird ihm dadurch das Licht der Sonne entzogen, und er wird entweder ganz, oder weit öfterer aber nur zum Theil verfinſtert; welches man eine Mondfinſterniß nennt, die im erſteren Falle total oder im letzteren partial iſt. Wenn der Mittelpunkt des Mondes durch den Mittelpunkt des Erdſchattens geht, ſo iſt die Mondfinſterniß central. Steht der Mond in gerader Linie zwiſchen der Erde und der Sonne (welches nur zur Zeit des Neumondes geſchehen kann), ſo geht er dann vor der Erde vorüber, wirft ſeinen Schatten gegen die Erde und entzieht

dadurch einem Theile derſelben das Sonnenlicht, welches man eine Sonnenfinſterniß nennt, die gleichfalls entweder total oder partial iſt, je nachdem vom Monde die Sonnenſcheibe entweder ganz oder nur zum Theil verdeckt wird. Beide Arten der Sonnenfinſterniſſe können central ſeyn. Der Ausdruck Sonnenfinſterniß iſt eigentlich unrichtig, und man ſollte dafür Erdfinſterniß ſagen; denn es wird nicht die Sonne, ſondern die Erde verfinſtert.

Aber wie kommt es, daß auf dieſe Art nicht jeder Vollmond von einer Mondfinſterniß, nicht jeder Neumond von einer Sonnenfinſterniß begleitet iſt? Läge die Mondbahn mit der Ekliptik in einerlei Ebene, ſo würde dies allerdings der Fall ſeyn. Die Bahn des Mondes aber weicht von der Ekliptik im Mittel um faſt 6 Grad ab, und durchſchneidet dieſelbe nur in zwei Punkten, welche Knoten genannt werden. Blos in dem Falle alſo, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes oder zur Zeit des Neumondes genau in dem Knoten oder wenigſtens ſehr nahe dabei ſteht, kann eine Mond- oder Sonnenfinſterniß Statt finden. Iſt aber dies nicht der Fall, ſo geht der Mond entweder über oder unter dem Erdſchatten, über oder unter der Sonne weg und es erfolgen keine Finſterniſſe.

Auf der uns beſtändig zugewandten Seite des Mondes erblicken wir ſchon mit bloßen Augen hellere und dunklere Theile. Durch Fernröhre hat man entdeckt, daß jene Flecken wirkliche Ungleichheiten auf der Oberfläche des Mondes, alſo Berge, Thäler und andere große Vertiefungen ſind. In frühern Zeiten hielt man die dunklern Stellen für Meere und Seen, weil das Licht vom Waſſer nicht ſo lebhaft zurückgeworfen wird, als von dem feſten Lande, welches man ſich unter den hellern Gegenden dachte. Die neueſten Beobachtungen haben indeß gezeigt, daß jene dunkeln Stellen kein Waſſer ſeyn können, und daß es allem Anſcheine nach auf dem Monde (wenigſtens auf der uns zugekehrten Hälfte) überhaupt kein Waſſer gebe. Vielmehr ſind die dunklern Stellen weit ausgebreitete Ebenen, welche blos in Vergleichung mit den viel höher liegenden, ſehr anſehnlichen Gebirgsketten, Bergrücken und Bergſpitzen, in einem bläſſern Lichte erſcheinen. Unter den vielen Mondflecken fallen vorzüglich die kleinen faſt unzähligen runden auf, welche meiſt mit einem glänzenden Ringe eingefaßt ſind. Man nennt die letztern Ringgebirge. Von der Mondſcheibe hat man Abbildungen und Karten geliefert, wie man Landkarten von der Erde hat; beſonders verdankt man dem berühmten Aſtronomen Schröter, der zu Lilienthal im Herzogthum Bremen lebte, ſolche Karten und einen ganzen Atlas derſelben. Man hat aber auch ſogar die Höhe der Mondberge gemeſſen und gefunden, daß es deren von 25,000 Fuß Höhe giebt. Nicht minder auffallend ſind die Reſultate aus den Meſſungen der Tiefen, welche von den Ring-

gebirgen eingeſchloſſen werden. Die meiſten derſelben ſind tiefe Abgründe, ähnlich den tiefen Kratern unſerer feuerſpeienden Berge. Dieſe Vertiefungen ſind ungeheuer groß in Vergleichung mit den Kratern der Erdvulkane. Es giebt eine Menge, die mehrere deutſche Meilen im Durchmeſſer haben; und ihre ſenkrechte Tiefe beträgt nicht ſelten 8,000 und 10,000, ja ſogar bei einigen höchſt wahrſcheinlich 16—18,000 Fuß. Daß die Ringgebirge und Vertiefungen wirkliche (freilich zum Theil längſt ausgebrannte) Vulkane ſeyn müſſen, wird bei ihrer genauen Betrachtung und bei der Vergleichung mit den Vulkanen der Erde beinahe völlige Gewißheit.

§. 16. Der Bogen des Meridians vom Aequator bis zum Pole beträgt den vierten Theil eines Kreiſes, folglich kann es keine höhere ſowohl ſüdliche als nördliche Breite geben, als von 90 Grad. Die Grade der Meridiane oder die Breiten-Grade ſind zwar nicht alle von gleicher Größe, ſondern nehmen gegen die Pole hin immer zu, weil die Meridiane, wegen der Erhabenheit unter dem Aequator und Abplattung an den Polen keine vollkommen kreisförmige, ſondern etwas davon abweichende Linien ſind; jedoch da der Unterſchied nicht bedeutend iſt, ſo werden dieſe Grade alle gleich groß (zu 15 geogr. M.) angenommen. Hingegen die Grade der Länge, welche an den Parallelkreiſen (d. h. Kreiſen, die insgeſammt unter einander und mit dem Aequator parallel laufen) gezählt werden, von welchen nur der Aequator eine größte Kreislinie der Erde iſt, die übrigen aber nach den Polen zu immer kleiner werden, nehmen immer mehr ab, je mehr ſie ſich vom Aequator entfernen. Folgende Tabelle zeigt die Abnahme der Parallelkreiſe vom Aequator nach den Polen, von 10 zu 10 Graden.

Grad der Breite.	Umfang des Parallelkreiſes.	Größe eines Grades in Meilen.
Unter 0 Grad	5400 M.	15 M.
— 10 —	5318 —	$14_{,772}$ —
— 20 —	5074 —	$14_{,095}$ —
— 30 —	4676 —	$12_{,990}$ —
— 40 —	4137 —	$11_{,491}$ —
— 50 —	3471 —	$9_{,642}$ —
— 60 —	2700 —	$7_{,500}$ —
— 70 —	1847 —	$5_{,130}$ —
— 80 —	938 —	$2_{,605}$ —
— 89 —	94 —	$0_{,262}$ —
— 90 —	0 —	0 —

Bei den Längen-Graden zählt man entweder von W. nach O. bis zum 360ſten Grade, und dies wird jedesmal verſtanden, wenn „Länge" ohne Zuſatz angegeben wird — oder man zählt auch öſtlich und weſtlich zugleich, wobei man bis zu 180 Graden

zählt. So liegt z. B. die Oſtküſte von Braſilien unter 340° der Länge ſchlechtweg, aber unter 20° weſtlicher Länge.

Jeder Landkarte muß ein beſtimmter erſter Meridian zum Grunde liegen; die meiſten derſelben ſind nach dem von Ferro eingerichtet; die Engländer aber gebrauchen für ihre Längen-Angaben den von Greenwich; die Franzoſen den von Paris; die Nordamerikaner den von Waſhington ꝛc. Der Meridian von Greenwich iſt 17° 40′ öſtlich von Ferro; der von Paris 20° öſtlich von Ferro; und der von Waſhington 301° 2′ öſtlich von Ferro. Will man nun Angaben der Länge von einem andern Meridian als dem von Ferro angenommenen auf dieſen letzten reduziren: ſo muß man zuerſt die Entfernnng des andern Meridians von dem von Ferro wiſſen, und dann bemerken, ob bloß öſtlich oder öſtlich und weſtlich gezählt worden iſt. Iſt alſo die geographiſche Länge vom Meridian zu Greenwich öſtlich angenommen, ſo muß man 17° 40′ hinzuſetzen, und man erhält die öſtliche Länge von Ferro; z. B. St. Petersburg liegt 30° 18′ öſtlich von Greenwich. Will man nun wiſſen, wie weit öſtlich von Ferro: ſo erhält man, indem man zu 30° 18′ von Greenwich, 17° 40′ von Ferro hinzurechnet, 47° 58′ als öſtliche Länge St. Petersburgs von Ferro. Iſt hingegen die geographiſche Länge weſtlich von Greenwich angegeben, ſo wird 17° 40′ abgezogen, wenn die Zahl mehr beträgt, und man erhält die weſtliche Länge von Ferro; z. B. Philadelphia liegt 75° 17′ weſtlich von Greenwich; zieht man 17° 40′ ab, ſo erhält man als weſtliche Länge von Ferro 57° 37′. Will man aber die öſtliche Länge von Ferro wiſſen, ſo zieht man die nach irgend einem andern Meridian beſtimmte Länge von 360° ab, und addirt den Reſt zur Länge des andern Meridians: z. B. Philadelphia liegt 75° 17′ weſtlich von Greenwich. Dies von 360° abgezogen, giebt 284° 43′, dazu den Abſtand von Ferro 17° 40′ gerechnet, giebt 302° 23′ als öſtliche Länge von Ferro. Beträgt aber die von einem Orte angegebene weſtliche Länge von Greenwich weniger als 17° 40′, ſo wird die kleinere Zahl von der letztern abgezogen, und der Unterſchied giebt die öſtliche Länge von Ferro. Z. B. Liſſabon liegt 9° 9′ weſtlich von Greenwich; zieht man dieſe weſtliche Länge von 17° 40′ ab, ſo erhält man 8° 31′ als öſtliche Länge von Ferro. — Durch die Angabe der Länge und Breite eines Ortes iſt übrigens ſeine Lage auf der Erde, und alſo auch auf der Landkarte beſtimmt.

§. 17. Die heiße Zone begreift den Theil der Erdkugel, über welchen allein die Sonne ſenkrecht zu ſtehen kommt, alſo den Theil der Erde, welchen die beiden Wendekreiſe mit dem Aequator in der Mitte einſchließen. Sie erſtreckt ſich 47° der Breite oder 705 Meilen, nämlich vom Aequator 23½ Grade nordwärts und eben ſo viele ſüdwärts. Allen Oertern, die innerhalb dieſer Zone liegen, ſteht die Sonne zweimal des Jahres ſenkrecht, vorher aber

und nachher ſteht ſie ihnen ſüdwärts und nordwärts; doch diejenigen Oerter, die unter den Wendekreiſen ſelbſt liegen, haben die Sonne nur einmal im Jahre ſenkrecht und die übrige Zeit des Jahres hindurch am Mittage immer nur auf einer Seite, entweder nord- oder ſüdwärts. Die große Hitze, welche die hier immer entweder ganz oder faſt ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen verurſachen, wird in den in dieſer Zone liegenden Ländern, die man Tropenländer (von den Wendekreiſen, die im Lateiniſchen tropici heißen) nennt, theils durch die Nähe des Meeres und die abwechſelnden See- und Landwinde, theils durch die überaus ſtarken Regengüſſe, theils auch in einigen Gegenden durch die hohe Lage und Gebirge ſehr gemildert. Auch tragen viel dazu bei die langen und kühlen Nächte, welche mit den Tagen beinahe ſtets gleiche Länge haben. Dieſe Gegenden der heißen Zone entbehren des Frühlings und des Herbſtes, und haben doppelte Sommer und Winter, oder trockne und naſſe Jahreszeiten. In der erſteren iſt die Luft größtentheils heiter und trocken und der vor Dürre ſchmachtende Erdboden wird nur zuweilen durch Gewitterregen erquickt. In der naſſen Jahreszeit oder Regenzeit wird durch heftige Regengüſſe die erſtorbene Pflanzenwelt wieder belebt. Man pflegt hier gewöhnlich die trockene Jahreszeit den Sommer und die naſſe den Winter zu nennen. Eigentlich aber iſt die naſſe Jahreszeit der Sommer, da in derſelben die Sonne den höchſten Standpunkt hat. — Die zwei gemäßigten Zonen liegen zwiſchen den Wende- und Polarkeiſen, und theilen ſich in die nördliche und ſüdliche, von welchen jede 43 Grade in der Breite (645 Meilen) einnimmt. Den in dieſen Zonen gelegenen Ländern ſteht die Sonne niemals ſenkrecht, ſondern ſie ſendet ihnen immer ihre Strahlen in ſchräger Richtung und deſto ſchräger, je mehr ſie ſich von den Gränzen der heißen Zone entfernen. Die Sonne ſteht der nördlichen gemäßigten Zone Mittags allemal gegen Süden und der ſüdlichen gegen Norden. Sie haben vier Jahreszeiten, die aber in beiden gerade einander entgegengeſetzt ſind, ſo wie die Zu- und Abnahmen der Tages- und Nachtlänge, der längſte und kürzeſte Tag, die längſte und kürzeſte Nacht. In Anſehung der Wärme findet ein großer Unterſchied Statt; deñ in der Nähe der heißen Zone iſt die Hitze, und gegen die Polarkreiſe hin iſt die Kälte ſehr groß, weil dort die Sonne dem Scheitelpunkte nahe kommt, hier aber immer von demſelben weit entfernt bleibt. — Die zwei kalten Zonen, von den Polarkreiſen bis zu den beiden Polen, ſind eigentlich keine Zonen oder Gürtel, ſondern Oberflächen von Kugelabſchnitten, welche die Pole zu Mittelpunkten haben, die nördliche den Nord- und die ſüdliche den Südpol. Sie machen einen Bogen von 47 Graden oder 705 Meilen. Die Kälte iſt in dieſen Zonen am größten, weil die Sonnenſtrahlen beſtändig äußerſt ſchräge fallen. An der Gränze der gemäßigten Zonen haben hier die längſten Tage und Nächte

eine Länge von 24 Stunden, aber weiter hin nach den Polen nehmen ſie um ganze Monate zu. Jahres- und Tageszeiten ſind in beiden kalten Zonen einander entgegengeſetzt. Frühling und Herbſt haben eine ſolche Kürze, daß ſie vom Sommer und Winter kaum unterſchieden ſind; der Sommer iſt heiß aber kurz, beginnt oft erſt mit dem Julius und endigt ſchon in der letzten Hälfte des Auguſts, der Winter iſt deſto länger und von großer Kälte begleitet. Die nördliche kalte Zone iſt uns weit mehr bekannt, als die ſüdliche, und die Schifffahrer ſind daſelbſt wenigſtens bis zum 82ſten Grade der Breite vorgedrungen; und man kennt in derſelben viele Länder; dagegen iſt das Gebiet der ſüdlichen kalten Zone faſt ganz unbekannt, und ſcheint beinahe ganz aus Meer zu beſtehen. Der bekannte Cook und in den neueſten Zeiten Bellinghauſen und Weddell haben ſich große Verdienſte um die nähere Unterſuchung der ſüdlichen kalten Zone erworben. Cook konnte jedoch nicht weiter als bis zum 71° 10′ der ſüdlichen Breite gelangen; und damals waren Südgeorgien und Sandwichsland die ſüdlichſten Länder, die man entdeckt hatte, die aber, ſo wie auch das in den neuern Zeiten von einem Nordamerikaniſchen Seefahrer Smith entdeckte Neuſüdſhetland und die von dem Britten Weddell entdeckten Auſtral-Orkaden, noch nicht den ſüdlichen Polarkreis erreichen, ſondern ihrer Lage nach zu der ſüdlichen gemäßigten Zone gehören. Nur der Ruſſiſche Seefahrer Bellinghauſen, der auf ſeiner 1819—1822 gemachten Entdeckungsreiſe bis zum 70° der ſüdlichen Breite kam, fand unter 69° 30′ ſ. Br. eine Inſel, die er Inſel Peters I. nannte, und eine Landküſte, welcher er den Namen Alexanders I. Küſte gab, und dieſe ſind die ſüdlichſten Länder, die man bis jetzt gefunden hat. Doch am weiteſten in der ſüdlichen kalten Zone iſt der oben genannte Weddell vorgedrungen, welcher bis zum 74° 15′ ſ. Br. gelangte, wo das Meer, das er König Georgs IV. See nannte, frei von Eisfeldern war. Er ſchloß aus dieſem Umſtande, daß auch das ganze Meer bis zum Südpole hin frei von Eiſe ſey, und daß es einem künftigen Seefahrer leichter ſeyn werde, dieſen zu erreichen als den Nordpol.

Die ſüdliche Halbkugel iſt um 10 Breitengrade kälter, als die nördliche. Z. B. auf dem Feuerlande, das ohngefähr gleiche Breite mit dem nördlichen Deutſchland hat, herrſcht eine Isländiſche Temperatur. Südgeorgien, auf der ſüdlichen Halbkugel, unter gleicher Breite mit dem ſüdlichen Theile Dänemarks in der nördlichen Halbkugel gelegen, bringt nur zwei Pflanzenarten hervor. Neuſüdſhetland, zwiſchen 60 und 61° ſ. Br., unter welchen Parallelkreiſen auf der nördlichen Halbkugel noch eine Menge von Gewächſen fortkommt, iſt gänzlich unter Schnee und Eis begraben. Man ſchreibt dieſe weit kältere Temperatur der großen Waſſermenge zu, welche die ſüdliche kalte Zone einnimmt, und der größern Eismaſſe, die um den Südpol lagere; dagegen glaubt Weddell, daß

die ungeheuren Eisinſeln, die von dem Länderzuge dieſer Gegenden, wovon Neuſüdſhetland und die Auſtralorkaden einen Theil ausmachen, ſich im Sommer beſtändig losreißen und durch die da herrſchenden Winde umhergetrieben werden, die Urſache dieſer kälteren Temperatur der ſüdlichen Halbkugel ſind.

§. 18. Ein Globus iſt eine im Kleinen nachgebildete Erdkugel, wo man ohne Rückſicht auf die Abplattung der Erde unter den Polen und auf die durch Berge und Thäler verurſachte Verſchiedenheit der Höhe und Tiefe zu nehmen, weil ſie gegen das Ganze gering ſind, die Erde als eine vollkommen runde Kugel darſtellt. Man findet auf demſelben, außer der Abbildung der Erdtheile mit ihren Ländern und Inſeln und der Meere, auch die auf der Erde angenommenen Linien und Punkte, als den Aequator, die Wende- und Polarkreiſe, die Pole, mehrere Meridiane ꝛc. Man hat jetzt auch pneumatiſche Erdgloben, welche zuſammenlegbare hohle Kugeln ſind, entweder aus einem eigens für dieſen Zweck verfertigten ſehr haltbaren Engliſchen Seidenpapiere oder einem luftdichten Seidenzeuge. Dieſe Kugel wird durch eine an der Stelle des Südpols angebrachte Oeffnung mit Luft gefüllt, zu welchem Zwecke in dem Käſtchen, welches dem zuſammengelegten Globus als Etui, dem aufgeblaſenen aber als Fußgeſtell dient, ein Cylinder-Gebläſe angebracht iſt, durch welches dieſe Füllung bequem und in wenigen Augenblicken bewerkſtelligt werden kann. Nachdem der Globus ſo zu einer vollſtändigen Kugel aufgeblaſen worden iſt, kann er nach Belieben von ſeinem Fußgeſtelle abgenommen und frei aufgehangen werden. Dergleichen pneumatiſch-tragbare Erdgloben ſind z. B. zu Berlin im geographiſchen Verlags-Comptoir erſchienen, die 12 Fuß im Umfange haben und auf Papier 15 Rthlr., auf ordinärem Seidenzeuge 20 Rthlr. und auf Atlas 40 Rthlr. koſten. — Planigloben ſind Landkarten, welche die Halbkugeln der Erde, entweder die öſtliche und weſtliche, oder die nördliche und ſüdliche, auf einer Fläche verzeichnet, darſtellen. — Eine Sammlung von Landkarten heißt Atlas. Dieſe Landkarten ſind entweder Univerſal-, General- oder Specialkarten, je nachdem ſie Grundriſſe von einem ganzen Erdtheile, oder einem ganzen Lande, oder einem Theile deſſelben enthalten. Landkarten, auf welchen nur der Bezirk eines Amts, einer Stadt ꝛc. abgebildet iſt, nennt man topographiſche Karten. Man unterſcheidet ferner die Landkarten nach dem beſondern Zwecke, wozu ſie beſtimmt ſind; ſo giebt es hydrographiſche Karten, welche vorzüglich den Lauf der Gewäſſer darſtellen; orographiſche oder Gebirgskarten, militäriſche Karten, Poſt- und Reiſekarten ꝛc. Von den Landkarten unterſcheiden ſich Seekarten durch die verſchiedene Zeichnung der Meridian- und Parallelkreiſe und durch die gleichen Längengrade. Man findet auf denſelben beſonders das eingetragen, was dem Seefahrer wichtig

iſt; z. B. Inſeln, Küſten, Klippen, die Richtung der Seeſtröme, den Gang der regelmäßigen Winde, Untiefen, Sandbänke und dergleichen.

§. 19. An jedem freien Orte auf der Erde bildet der Himmel um uns her eine Kreislinie, in deſſen Mitte wir ſtehen, und welche der natürliche, geographiſche, ſcheinbare Horizont oder Geſichtskreis heißt. Da der Standpunkt des Beobachters immer den Mittelpunkt ſeines Horizonts macht, ſo giebt es für jeden Ort einen eignen Horizont. Er ſchneidet den ſichtbaren Himmel von dem unſichtbaren ab, und macht in Abſicht der Erde die Gränze desjenigen Theiles derſelben aus, den unſere Augen überſehen können. Er iſt um deſto größer, je höher der Standpunkt des Beobachters, und je freier und ungehinderter alſo die Ausſicht iſt. Die Ebene des Horizonts nennt man die eingebildete Fläche, die auf der Stelle, wo der Beobachter ſteht, die Erde berührt, und ſich von da nach allen Seiten ausbreitet. Eine Linie, die man von ſeinem Standorte nach irgend einem Punkte des Horizonts zieht, und auf welcher der Beobachter ſenkrecht ſteht, berührt, wegen der Kugelgeſtalt der Erde, mathematiſch genau die Oberfläche der Erde nur an dem Standpunkte des Beobachters. — Verſchieden von dem ſcheinbaren Horizonte iſt der mathematiſche oder wahre Horizont. Denkt man ſich nämlich von ſeinem Standpunkte auf der Oberfläche der Erde, durch eine gerade Linie, auf den Mittelpunkt der Erde verſetzt, und die ganze obere Hälfte der Erdkugel abgeſchnitten und aufgehoben: ſo befindet man ſich in Gedanken im Mittelpunkte einer wirklich ebenen und runden Fläche der Erde, und die Gränze des Himmel und der Erde für das Auge des Beobachters macht dann den wahren, mathematiſchen oder aſtronomiſchen Horizont aus. Sowohl der ſcheinbare als der wahre Horizont theilen den Himmel in zwei gleiche Hälften, den obern und den untern Himmel, und die Ebene des wahren Horizonts theilt die Erde auf gleiche Weiſe. Von Bergen, die eine freie Ausſicht gewähren und von Verdecken und Maſtkörben der Schiffe auf der offenen See überſieht man mehr als die halbe Himmelskugel oder mehr als 180 Grade, woraus der Meerhorizont entſteht, von den Schiffern die Kimme genannt. Von den über den Horizont ſich erhebenden Himmelskörpern ſagt man: „ſie gehen auf,“ und von den unter denſelben ſich neigenden „ſie gehen unter.“ — Eine gerade Linie vom Mittelpunkte der Erde nach einem gegebenen Punkte derſelben bis an den Himmel verlängert, bezeichnet oberhalb das Zenith oder den Scheitelpunkt, und unterhalb das Nadir oder den Fußpunkt. Für jeden Ort giebt es einen beſondern Scheitel- und Fußpunkt. Die beide Punkte vereinigende Linie heißt Scheitellinie. Eine durch das Zenith und Nadir gehende größte Kreislinie heißt Vertikalkreis, und ſeine Hälfte Scheitelkreis. — Wenn wir

uns den Himmel als eine hohle Kugel denken, ſo iſt das Zenith der höchſte und das Nadir der tiefſte Punkt am Himmel; und da der Horizont die ſichtbare Hälfte des Himmels von der unſichtbaren abſchneidet: ſo muß jeder dieſer Punkte genau in der Mitte einer von den beiden Halbkugeln des Himmels, folglich vom Horizonte überall 90 Grade entfernt ſeyn. Je näher demnach ein Gegenſtand am Himmel dem Zenith iſt, deſto höher ſteht er, und die Höhe am Himmel iſt nichts andres, als die Entfernung vom Horizonte.

§. 20. Für jeden Ort ſteht die Sonne täglich Mittags um 12 Uhr am höchſten; denkt man ſich dann vom Zenithe durch die Mitte der Sonne nach dem Horizonte einen Scheitelkreis, ſo bezeichnet deſſen Endpunkt den Mittags- oder Südpunkt, dem gerade gegenüber, der Mitternachts- oder Nordpunkt liegt. Eine Linie, welche auf die dieſe beiden Endpunkte verbindende Linie ſenkrecht gezogen wird, bezeichnet mit ihren Endpunkten den Oſten oder Morgen, und den Weſten oder Abend. Dieſe vier Punke des Horizontes nennt man Weltgegenden, Hauptgegenden. Jede iſt, da der Horizont als ein Kreis in 360 Grade eingetheilt wird, von der andern 90 Grade entfernt. Jeden der vier Bogen zwiſchen den vier Hauptgegenden theilt man wieder in zwei gleiche Theile, und erhält dadurch die vier erſten Nebengegenden, welche man nach den Namen der zwei nächſten Himmelsgegenden benennt, aber immer den Namen Süd oder Nord vorſetzt. Daher heißen die vier Punkte, welche die Bogen zwiſchen den vier Hauptgegenden in gleiche Theile theilen, und von jedem der letztern 45 Grade entfernt ſind, Südoſt, Südweſt, Nordoſt und Nordweſt. Eine zweite Halbirung giebt die zweiten Nebengegenden, deren 8 ſind, welche man mit dem einfachen Namen der entferntern und dem doppelten der nächſten Hauptgegend benennt. So erhält man zwiſchen Süden und Südoſten Südſüdoſt, zwiſchen Südoſten und Oſten Oſtſüdoſt, zwiſchen Süden und Südweſten Südſüdweſt, zwiſchen Südweſten und Weſten Weſtſüdweſt, zwiſchen Norden und Nordoſten Nordnordoſt, zwiſchen Nordoſten und Oſten Oſtnordoſt, zwiſchen Norden und Nordweſten Nordnordweſt und zwiſchen Nordweſten und Weſten Weſtnordweſt. Jetzt hat man 16 beſtimmte Punkte des Horizontes und eben ſo viele Bogen, jeden von $22\frac{1}{2}$ Grad. Eine dritte Halbirung giebt die dritten Nebengegenden, deren 16 ſind, welche ihre Namen von den nächſten der 8 vornehmſten Gegenden mit dem Zuſatze $\frac{1}{4}$ nach der entferntern erhalten; z. B. die Nebengegend zwiſchen Oſten und Oſtſüdoſt heißt Oſt $\frac{1}{4}$ Südoſt. Jetzt hat man den Horizont in 32 Bogen getheilt, wovon jeder von dem andern $11\frac{1}{4}$ Grade entfernt iſt. Die Schiffer pflegen wohl noch einmal zu theilen, und erhalten dann wieder 32 neue Nebengegenden, ſo daß dann der ganze Horizont in 64 Theile oder

Weltgegenden getheilt iſt. Eine mathematiſch abgetheilte Zeichnung von den 32 oder 64 Weltgegenden (bei den Schiffern Winde genannt) heißt eine Windroſe, auch Schiffsroſe, welche für die Schifffahrt unentbehrlich iſt. In ihrer Mitte befindet ſich eine Magnetnadel, d. h. ein mit einem Magnete beſtrichenes Eiſenſtäbchen, die den Norden anzeigt, doch weicht die Magnetnadel von der Richtung nach Norden etwas gegen Weſten ab, zu andern Zeiten auch wohl gegen Oſten, und dieſe Abweichung iſt nicht allein an verſchiedenen Orten, ſondern auch an einem Orte in der Zeit verſchieden. Man muß daher dieſe Abweichung wiſſen, um vermittelſt der Magnetnadel den Nordpunkt genau beſtimmen zu können. Eine ſolche auf einem Stifte freiſchwebende Magnetnadel, die gewöhnlich in einer Einfaſſung liegt, nennt man Compaß.

§. 21. Am gewöhnlichſten nahmen die Alten 30 mathematiſche Klimate an, indem ſie vom Aequator bis zu den Polarkreiſen 24 und von dieſen bis zu den Polen noch 6 Klimate zählten. Sie theilten nämlich vom Aequator an bis zu den Polarkreiſen die Erde durch Parallelkreiſe in Streifen ein, welche ſo breit waren, als die Länge des Weges, von deſſen Anfang bis Ende der längſte Tag eine halbe Stunde zugenommen hatte. Vom Aequator bis zu den Polarkreiſen beträgt der Unterſchied der größten Tageslänge 24 halbe Stunden, und man machte daher in jeder Erdhälfte 24 Streifen oder 24 halbſtündige Klimate. Vom Aequator ausgehend mußte man für das erſte Klima ſo lange fortgehen, bis der längſte Tag 12½, für das zweite bis er 13, für das dritte bis er 13½ Stunden u. ſ. w. lang war. Von den Polarkreiſen nach den Polen zu rechnete man für ein Klima einen Erdſtreifen, wo der längſte Tag um einen Monat zunimmt, und da hier die Tage von 24 Stunden bis zu 6 Monaten zunehmen, ſo kamen 6 Klimate und mit den obigen 24 zuſammen 30 heraus. Manche alte Geographen nahmen ſtatt der monatlichen halbmonatliche Klimate, und alſo von den Polarkreiſen bis zu den Polen 12 und mithin zuſammen 36 mathematiſche oder geographiſche Klimate an. Man bediente ſich vor Alters dieſer Eintheilung in Klimate, um durch die Angabe der Dauer des längſten Tages, die Lage der Oerter, inſonderheit ihre Breite anzugeben und zugleich die Beſchaffenheit der Witterung anzudeuten; denn die Alten glaubten, daß Wärme und Witterung mit der Dauer der Tage, in regelmäßigem, aber umgekehrtem und mit der Höhe der Sonne in weit genauerem Verhältniſſe ſtehe, als man mit der reifern Erfahrung nachher übereinſtimmend fand. Seitdem man mit beſſern Mitteln verſehen iſt, die Entfernung eines Ortes vom Aequator zu beſtimmen, iſt dieſe Eintheilung in Klimate außer Gebrauch gekommen, und hat nur noch in ſo fern einiges Intereſſe, als ſie zu den mathematiſch-geographiſchen Eintheilungen gehört.

Folgende Tafel zeigt dieſe verſchiedenen Klimate, mit den

Graden der Breite, bis wohin jedes ſich erſtreckt, und mit der Dauer des längſten Tages.

Klima	reicht bis Grade	Minuten	längſter Tag Stunden	Minuten
I	8	34	12	30
II	16	44	13	—
III	24	12	13	30
IV	30	48	14	—
V	36	31	14	30
VI	41	24	15	—
VII	45	32	15	30
VIII	49	2	16	—
IX	52	0	16	30
X	54	31	17	—
XI	56	38	17	30
XII	58	27	18	—
XIII	60	0	18	30
XIV	61	19	19	—
XV	62	26	19	30
XVI	63	23	20	—
XVII	64	11	20	30
XVIII	64	50	21	—
XIX	65	22	21	30
XX	65	48	22	—
XXI	66	8	22	30
XXII	66	21	23	—
XXIII	66	29	23	30
XXIV	66	32	24	— *)
			Monate	
XXV	67	18	1	
XXVI	69	44	2	
XXVII	73	22	3	
XXVIII	78	11	4	
XXIX	83	50	5	
XXX	90	0	6	

§. 22. Bemerkenswerth iſt es, daß alle Erdtheile an ihrer nördlichen Seite ſich am weiteſten ausdehnen, und an ihrer Südſeite ſchmal zulaufen, und ſich in ein hohes felſiges Vorgebirge endigen, das weſtlich einen Ausſchnitt der Küſten oder einen Meerbuſen und öſtlich Inſeln hat. So endigt ſich Europa mit dem

---

*) Man ſieht, daß je weiter man ſich vom Aequator entfernt, deſto weniger weit man zu gehen braucht, bis der längſte Tag eine halbe Stunde zugenommen hat.

ſüdlichſten Vorgebirge Matapan auf der griechiſchen Halbinſel Morea, welches auf der Weſtſeite den tief in das Land einſchneidenden Adriatiſchen Meerbuſen und auf der Oſtſeite die Inſeln des Archipelagus hat; Aſien endigt ſich auf ſeiner Südſpitze mit dem Vorgebirge Romania, welches auf der Oſtſeite die Philippiniſchen und Sundiſchen Inſeln und auf der Weſtſeite den Bengaliſchen Meerbuſen hat, und mit dem Vorgebirge Comorin, welches auf der Oſtſeite die Inſel Ceylon und auf der Weſtſeite den Arabiſchen Meerbuſen hat; Afrika endigt ſich an ſeiner Südſeite in das bekannte Vorgebirge der guten Hoffnung und hat an ſeiner Weſtſeite den großen Guineiſchen Meerbuſen und auf ſeiner Oſtſeite die große Inſel Madagascar nebſt andern kleinen Inſelgruppen; Amerika endigt ſich an ſeiner Südſpitze in das Vorgebirge Horn, und hat an ſeiner Oſtſeite die Falklands-Inſeln, Südgeorgien und Sandwichsland; und Neuholland läuft an ſeiner Südſpitze in das Kap Wilſon aus, an deſſen Weſtſeite die Südküſte eine anſehnliche Einbiegung mit dem großen Buſen Bonaparte bildet, und an deſſen Oſtſeite die Inſeln Neuſeeland und Neucaledonien liegen. Sowohl das Kontinent der alten als der neuen Welt erſcheinen, jedes in zwei Hälften getrennt, die durch eine Landenge zuſammenhängen, nämlich das erſtere durch die Landenge von Suez, und das letztere durch die Landenge von Panama oder Darien. — Auch iſt merkwürdig, daß jeder der fünf Erdtheile ſich in der geographiſchen Breite unter einem und demſelben Meridian am weiteſten erſtreckt. Europa vom Kap Matapan in Morea bis ans Nordkap in Norwegen; Aſien vom Kap Romania in Malacca bis zum Kap Taimura in Sibirien; Afrika vom Kap der guten Hoffnung bis zur Spitze von Barka; Amerika vom Kap Horn bis zum Smithsſunde in der Baffinsbai; und Neuholland von der Baßſtraße bis zur Endeavoursſtraße. Ja die ſüdlichſte Spitze von Afrika und die nördlichſte von Europa liegen faſt unter gleichem Meridian, nämlich unter 40° der öſtlichen Länge. Nicht minder bemerkenswerth iſt das Verhältniß der Küſten des Atlantiſchen Ozeans gegen Oſten hin am alten Kontinente und gegen Weſten hin an dem neuen. Wo die Küſte des öſtlichen Welttheils ſich zurückzieht in den großen Meerbuſen von Guinea, da ſpringt gegenüber die Küſte von Braſilien vor; wo ſich Amerika wieder im Mexikaniſchen Meerbuſen einbiegt, ſpringt wieder Afrika bis an das grüne Vorgebirge vor, und wo Europa an der franzöſiſchen Küſte eingezogen iſt, da ſpringt wieder dieſem gegenüber ein Theil von Nordamerika hervor. Betrachtet man das auf der Erde befindliche Land nach der Eintheilung der Erdkugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel: ſo ſieht man, daß die nördliche Halbkugel weit mehr Land als die ſüdliche enthält, und daß, während es ſich breit und wenig unterbrochen um den Nordpol herumlagert, hingegen nach dem Südpole in ſchmale Spitzen zuläuft, und ſich mit der am weiteſten erſtre-

ckenden Spitze Südamerikas nur bis zum 56° der ſüdlichen Breite, alſo noch 34 Grade vom Pole entfernt, hinzieht. Auf der nördlichen Halbkugel verhält ſich die Maſſe des Landes gegen die der ſüdlichen faſt wie 11 zu 4. Vergleicht man ferner die öſtliche Halbkugel mit der weſtlichen, ſo iſt die Maſſe des Landes in der öſtlichen noch einmal ſo groß, wie in der weſtlichen.

§. 23. Das Land beſteht eben ſo wenig wie der Grund des Meeres aus einer Ebene, ſondern erhebt ſich an einigen Orten ſehr wenig über das Meer, und ſteigt dagegen an andern hoch auf, ſo daß Ebenen, Erhöhungen und Vertiefungen mit einander abwechſeln. Da die Waſſerfläche des Meeres im Allgemeinen die tiefſte Stelle auf der Erde einnimmt, und das Land ſich über daſſelbe erhebt: ſo bedient man ſich auch dieſes Waſſerſpiegels als Vergleichungspunkt, um die Höhe des Landes über demſelben zu beſtimmen. Mißt man die Höhe eines Punktes auf dem Lande über der Meeresfläche, ſo erhält man deſſen abſolute Höhe, mißt man aber die Höhe eines Punktes auf dem Lande über irgend einem andern Landpunkte, ſo erhält man ſeine relative Höhe. Bei Angaben der Höhe eines Berges oder andern Punktes, ohne weitern Zuſatz, iſt immer die abſolute Höhe zu verſtehen. Eine Erhabenheit über die Landoberfläche wird Anhöhe, Höhe genannt; iſt ſie gering, ſo heißt ſie ein Hügel; iſt ſie beträchtlicher, ſo bekommt ſie den Namen Berg. An Hügeln und Bergen unterſcheidet man den Fuß oder den unterſten Theil, den Abhang und den Gipfel oder den höchſten und oberſten Theil derſelben. Zuweilen ragen aus dem Gipfel hohe Klippen oder Felsmaſſen hervor. Horn nennt man in der Schweiz einen kegelförmigen Berg, deſſen Gipfel noch ſteiler als der Berg ſelbſt iſt. Die Hügel und Berge liegen ſelten einzeln, ſondern gewöhnlich in näherer oder entfernterer Verbindung mit einander, wodurch Hügel- und Bergreihen entſtehen. Mehrere Bergreihen, die ſich unter verſchiedenen Richtungen an einander ſchließen und immer höher und höher werden, heißen eine Bergkette, ein Gebirge. Auf der Höhe eines Gebirgs läuft, nach der ganzen Erſtreckung deſſelben, ein zuſammenhängender, nur unmerklich unterbrochener und durchſchnittener Gebirgsrücken, welcher den Stock und die Grundgeſtalt des ganzen Gebirges ausmacht, und gewöhnlich die höchſten Punkte des Gebirges enthält. Er iſt nicht von gleicher Höhe, ſondern erhebt und ſenkt ſich abwechſelnd, welches letztere beſonders da der Fall iſt, wo ein Hauptthal hoch am Gebirge hinaufreicht, und nahe an ſeinem oberſten Rücken ſchon ſeinen Anfang nimmt. Hierdurch werden die ſogenannten Gebirgspäſſe, Alpenpäſſe gebildet. Die Theile des Gebirges, welche nicht zu dem Hauptrücken gehören, ſondern wodurch ſich der letztere in ſanften und ſteilen Abſtufungen zum ebenen Lande hinunter ſenkt, heißen die Abfälle des Gebirges, und beſtimmen in ihrer ge-

ſammten Weite deſſelben Breite, wie der Hauptrücken die Länge des Gebirges bezeichnet, die gewöhnlich weit beträchtlicher als die Breite iſt. Von dieſen Abfällen iſt gewöhnlich der eine auffallend ſteiler als der andere. Die lang geſtreckten Vertiefungen, durch welche nicht nur die einzelnen Berge, ſondern auch ganze Bergketten und Gebirge von einander abgeſondert werden, heißen Thäler, und enthalten gewöhnlich das Bette der Ströme, Flüſſe und Bäche. Man unterſcheidet Haupt- und Nebenthäler, Längen- und Querthäler. Hauptthäler laufen vom hohen Gebirgsrücken bis zum Fuße des Gebirges hinab; Nebenthäler fangen meiſtens nicht an dem Hauptgebirgsrücken, ſondern an niedrigern Theilen des Gebirges an, und öffnen ſich in die Hauptthäler. Laufen zwei Bergzüge parallel, ſo iſt das dazwiſchen liegende Thal ein Längenthal; durchbricht aber ein Thal eine Bergkette, ſo iſt es ein Querthal. Sehr enge Thäler nennt man Schluchten, und wenn ſie ſehr ſteil und tief ſind, Klüfte. Im Allgemeinen erweitert ſich ein Thal immer mehr, je tiefer es im Gebirge herunter ſteigt, und je mehr Nebenthäler ſich mit ihm vereinigen. Jedoch iſt oft auch der Ausgang eines Thales ſchmäler und enger als die Mitte, und bildet dann einen Paß oder ein Thor.

In Hinſicht der abſoluten Höhe theilt man die Gebirge in Landgebirge, Mittelgebirge und Hochgebirge, und rechnet zu den erſten ſolche, die von 1000 bis 3000 Fuß, zu den zweiten, die von 3000 bis 6000 Fuß, und zu den letzten ſolche, die über 6000 Fuß ſich erheben. Der Himalaya, die Anden, der Kaukaſus, die Alpen, Pyrenäen ꝛc. ſind Hochgebirge; der Jura, das Rieſengebirge, der Schwarzwald ꝛc. ſind Mittelgebirge und die Rhön, der Weſterwald, Taunus, Odenwald, Speſſart, Hainleite ꝛc. ſind Landgebirge. Nimmt ein Hochgebirge einen bedeutenden Flächenraum ein, nach Länge ſowohl als Breite, ſo nennen wir das damit bedeckte Land ein Alpenland. — In Hinſicht der Entſtehung werden die Gebirge eingetheilt: in Urgebirge, Uebergangsgebirge, Flötzgebirge und aufgeſetzte oder angeſchwemmte Gebirge. Die Urgebirge beſtehn aus den dichteſten und härteſten Steinarten, darunter Granit, Gneus und Glimmer die vorzüglichſten ſind, und werden daher für die uranfänglichen Grundgebirge gehalten, welche mit der Erde zugleich erſchaffen wurden. Die Uebergangsgebirge, welche auch häufig mit den Urgebirgen zu Einer Klaſſe gerechnet werden, beſtehen vorzüglich aus Grauwacke, Thonſchiefer, Uebergangskalkſtein ꝛc. Sie enthalten die meiſten Metalle, und heißen daher auch von den Gängen (mehr oder weniger ſenkrechten Schichten, worin die Erze brechen), Ganggebirge. Die Uebergangsgebirge ſcheinen unter dem Meere zur Zeit gebildet worden zu ſeyn, als die Erde von einem unbewohnten in bewohnten Zuſtand überging, und

ihre Verſteinerungen ſind von ſolchen Geſchlechtern, die jetzt nicht mehr leben. Die Flötzgebirge ſind niedrig und flach, und unterſcheiden ſich ſchon dadurch im Aeußern von jenen Urgebirgen, die hoch und ſteil ſich erheben. Wegen der horizontalen Schichten (Flötze), woraus ſie beſtehen, heißen ſie Flötzgebirge. Sie ſind ſpätern Urſprungs als die Urgebirge und haben wahrſcheinlich ihre Bildung und Entſtehung vom Waſſer erhalten. Man findet in denſelben mehr oder minder häufig, oft aber in ungeheurer Menge, Spuren oder Ueberreſte organiſcher Weſen (Verſteinerungen, Petrefakta), deren die Urgebirge gänzlich ermangeln. Man unterſcheidet ältere und jüngere Flötzgebirge. Die ältern liegen den Urgebirgen näher, ſind höher und ihre Schichten beſtehen aus Sandſtein, Steinkohlen und Schieferthon; die jüngern liegen weiter von den Urgebirgen entfernt oder zwiſchen dieſen, und werden immer niedriger und flächer, bis ſie ſich in die Ebenen verlieren. Ihre Schichten beſtehen aus Sandſtein, Mergelſchiefer, Gyps, Stinkſtein, Thon, Flötzkalk. Zuweilen fehlen eine oder mehrere dieſer Schichten, und werden zuweilen durch andere Arten erſetzt, z. B. Kreide, Steinſalz. Auch iſt die Ordnung der Schichten nicht immer dieſelbe. Die Flötzgebirge ſind beſonders reich an Kupfer-, Alaun- und Vitriolſchiefer, Galmei, Steinkohlen, Steinſalz, Salzquellen und warmen Quellen. Die aufgeſchwemmten Gebirge oder das aufgeſchwemmte Land beſtehen aus Theilen von urſprünglichen und von Flötzgebirgen, in Lagen von verſchiedener Dicke über einander liegend, machen den Uebergang von den alten Flötzformationen zu den neueſten noch täglich ſich zutragenden Veränderungen der Oberfläche der Erde, und ihre Entſtehung iſt beſonders den lokalen Ueberſchwemmungen von Flüſſen zuzuſchreiben. Sie ſteigen nie zu einer beträchtlichen Höhe an, ſondern füllen die ehemaligen Vertiefungen der Flötzgebirge aus, und liegen an den Ufern und in den Gründen der Bäche und Flüſſe. Ihre bekannteſten Gebirgsarten ſind Tuffſtein, Braunkohlen, Lehm, Sand, Töpferthon. Sie enthalten nie verſteinerte Seegeſchöpfe, ſondern nur Reſte von Säugethieren, beſonders von pflanzenfreſſenden und zwar ſehr häufig koloſſalen, z. B. Elephantengerippe, Mammuthsknochen. Produkte der aufgeſchwemmten Gebirge, die ſich in ihnen erzeugen, ſind Raſeneiſenſtein, Torf, Braunkohlen ꝛc. Zu ihren merkwürdigſten Gebilden gehören die **Torfmoore**, worunter man die mit Torf vermiſchten Sumpfgegenden verſteht — und die **Marſchländer**, womit man den aus dem Gerölle, Sande und Schlamme, welche die Flüſſe an ihren Mündungen anſetzen, gebildeten, nach und nach ausgetrockneten und angebauten Boden bezeichnet. Auch der **Flugſand**, welcher oft große Striche von fruchtbarem Lande in Sandwüſten verwandelt, oder von Stürmen fortbewegt, an Hügeln hängen bleibt, und kleine Berge bildet, gehört ebenfalls zum aufgeſchwemmten Lande. — Außer dieſen angeführten Gebirgs-

klaſſen ſind auch noch die vulkaniſchen oder feuerſpeienden Berge zu betrachten. Sie zeichnen ſich ſchon durch ihre äußere Formation von den übrigen Bergen aus, indem ſie meiſtens eine kegelförmige (koniſche) Geſtalt haben. Eine große Menge dieſer Vulkane hat ſchon längſt aufgehört, Feuer zu ſpeien, und übertrifft an Zahl bei Weitem diejenigen, welche noch jetzt thätig ſind und von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche ihre Wirkſamkeit zeigen. Die meiſten dieſer letztern befinden ſich einzeln auf Inſeln oder doch in der Nähe der Meere. Jeder ſolcher Vulkane hat an ſeinem Gipfel eine trichterförmige Vertiefung oder Oeffnung, welche der Krater heißt. Beinahe jeder Ausbruch eines Vulkans fängt mit gewaltigen Erderſchütterungen an, die ſich weit umher verbreiten. Zuweilen vereinigt ſich damit ein dumpfes Knallen im Innern des Vulkans. Gewöhnlich nimmt auch dabei der aus manchen Kratern beſtändig, ſelbſt zur Zeit der Ruhe aufſteigende Rauch zu, und verhüllt die Spitze des Vulkans in Rauchwolken. Hierauf wird aus dem Innern eine ungeheure Menge von Lava-Bruchſtücken, Bimsſteinen, Aſche ꝛc. mit einer großen Kraft und zu einer oft erſtaunenden Höhe herausgeworfen. Alsdann bricht die Lava wie ein glühender Strom hervor, ſelten jedoch aus dem Krater ſelbſt, häufiger aus den Seitenſpalten der Abhänge. Die Beſchaffenheit der Lava iſt ſehr verſchieden, und beſteht aus einer großen Mannigfaltigkeit vulkaniſcher Produkte oder Gebirgsarten, die nicht in ihrem natürlichen Zuſtande, ſondern deſtruirt, gebrannt, geſchmolzen zum Vorſchein kommen. Dieſe Lavaſtröme verbrennen alles, was ſie auf ihrem Wege antreffen, und erkalten und erhärten allmählig von oben nach unten, daher zuweilen der Lavaſtrom nach einiger Zeit mit einer harten Kruſte überzogen wird, während er im Innern noch flüſſig und glühend iſt. Die Bewegung des Stroms iſt in der Regel ſehr langſam (im Anfange etwa 6000 F. weit in einer Stunde), und wird immer langſamer, je weiter er fließt. Im Dunkeln ſieht der Lavaſtrom glühend aus, da er bei Tage ſich nur als ein weißer Rauch zeigt. Unter den vulkaniſchen Produkten iſt der Bimsſtein merkwürdig, der wegen ſeiner Poroſität und Leichtigkeit auf dem Waſſer ſchwimmt. Die bekannteſten Europäiſchen Vulkane ſind in Unteritalien und auf Island. Auf dem feſten Lande Aſiens ſind nur in Kamtſchatka noch jetzt brennende Vulkane bekannt; deſto mehr derſelben finden ſich aber auf den Aſiatiſchen Inſeln, als Sumatra, Java, den Philippinen, Molukken. In Afrika giebt es zwar, außer einigen bloß noch Dampf und Rauch von ſich gebenden Vulkanen, keine wirklich thätige; doch tragen die meiſten der Afrikaniſchen Inſeln noch unverkennbare Zeichen ehemaliger vulkaniſcher Ausbrüche an ſich. Zahlreich ſind in Amerika die noch thätigen Vulkane, beſonders je näher man dem Aequator kommt; und von den kleinen Antillen ſind viele vulkaniſchen Urſprungs. Auſtralien iſt, ſo weit wir es bis jetzt

kennen, von der Natur gleichfalls ſehr mit Vulkanen ausgeſtattet. Von der großen Menge der dazu gehörigen Inſeln ſcheint über ein Drittel vulkaniſcher Entſtehung zu ſeyn, und auf der Sandwichs-Inſel Owaihi iſt der Pele oder Kirauea ein ſehr thätiger Vulkan. Auch auf dem Kontinente Auſtraliens, in Neuholland, und zwar in Neuſüdwales hat man neuerlich einen Vulkan entdeckt, aus welchem Flammen mit Rauchwolken aufſteigen.

Außer den Unebenheiten gewahren wir auf dem Lande auch Flächen oder Ebenen. Ebenen, wo Erhöhungen und Vertiefungen von geringer relativen Höhe abwechſeln, nennt man wellenförmige, hingegen ſolche, die ohne dieſen Wechſel ſind und eine Neigung nach einer gewiſſen Richtung haben, Flachebenen. Man unterſcheidet die Ebenen auch nach ihrer abſoluten Höhe. Erhebt ſich eine Ebene nur zu einer geringen Höhe über den Meeresſpiegel, wo man als größte Höhe willkührlich bei 500 F. ſtehen bleibt, ſo iſt ſie eine Tiefebene, Niederung; erhebt ſie ſich höher als 500 F., ſo heißt ſie Hochebene, Plateau. Erheben ſich auf einem Plateau von bedeutender Länge und Breite Bergketten, ſo daß ſie Ebenen von größerm oder geringerm Umfange in ſich ſchließen, ſo nennt man eine ſolche Geſammterhebung der Erdoberfläche ein Hochland. Ausgedehnte Plateaus hingegen, welche den Karakter wellenförmiger Ebenen haben, heißen Tafelländer. Nimmt eine Tiefebene einen beträchtlichen Raum ein, ſo nennt man ſie ein Tiefland. Den Uebergang vom Hochlande zum Tieflande macht das Mittelland. Man nennt auch die Mittelländer, weil ſie die großen Abſtufungen der Abnahme abſoluter Höhe bilden, Stufenländer, Teraſſen. Das Mittelland iſt gewöhnlich mehr hügelig, als gebirgig, aber das Tiefland mehr eben als hügelig. Einige verſtehen unter Mittelland alles Land, was eine abſolute Höhe von 500 F. bis 1000 F. hat, und unter Hochland dasjenige, was ſich 1000 F. und darüber erhebt. Die Hochländer liegen gewöhnlich, doch aber auch mit vielen Ausnahmen, nach dem Innern des Kontinents; Tiefländer nach der Küſte zu, daher letztere dann auch Küſtenländer genannt werden können.

Zwei verſchiedene, von entgegengeſetzten Seiten her aufſteigende Abdachungen bilden, durch ihr Zuſammentreffen, einen erhabenen Rand, welcher Höhenzug heißt, und theils aus Bergketten, theils aus bloßen Landrücken beſteht, wovon die letztern oft ſo ſanft anſteigend ſind, daß ihre Erhebung über die Ebenen des umliegenden Landes dem bloßen Auge nicht merklich iſt, ſondern nur mittelbar z. B. aus dem Laufe der fließenden Gewäſſer wahrgenommen werden kann. Die Höhenzüge ſind Waſſerſcheiden, d. h. ſie ſcheiden ſowohl die fließenden Gewäſſer, die in ein Meer gehen von denjenigen, die einem andern Meere zufallen — als auch das Gebiet des einen Stroms von dem Flußgebiete eines andern. Die Waſſerſcheidung folgt nicht immer den höchſten Punk-

ten eines Gebirgszugs, ſondern oft iſt der Zug der Waſſerſcheide völlig verſchieden von dem Zuge des Gebirges ſelbſt, und öfters liegen die höchſten Gipfel einer Gebirgskette ganz außerhalb der Waſſerſcheide, die auf einer nur mittlern Erhebung derſelben fortzieht, ja zuweilen in einem ganz unanſehnlichen Landrücken beſteht.

§. 24. An den Waſſerſcheiden beginnt das Fließen des Waſſers als Quelle und Bach. Quellen ſind die Ausgänge oder Ausbrüche des unter der Erdoberfläche befindlichen Waſſers, deſſen weiteres Fortſtrömen nach tiefer gelegenen Punkten der Umgebung einen Bach bildet. Aus der Vereinigung mehrerer Bäche entſteht ein Fluß, welcher, wenn er durch viele andere Flüſſe anſehnlich vergrößert worden iſt, und zuletzt ins Meer ſich ergießt, Strom genannt wird. Unter Küſtenflüſſen verſteht man ſolche, welche in der Nähe der Meeresküſten entſtehen und nach einem kurzen Laufe ins Meer ſich ergießen. Auch werden die Flüſſe in Haupt- und Nebenflüſſe eingetheilt. Hauptflüſſe heißen diejenigen, in welche mehrere Flüſſe laufen; Nebenflüſſe ſind die, welche hinein fließen. Die Vertiefung, in welcher das Waſſer eines Fluſſes läuft, wird das Bette, ſein Boden der Grund, ſeine Ränder oder Seitenwände die Ufer (rechtes Ufer, welches von der Quelle an geſehen zur Rechten, und linkes, welches zur Linken liegt), und ſein Ausfluß in einen andern Fluß, See oder Meer die Mündung genannt. Theilt ſich ein Fluß in mehrere Abflüſſe, ſo heißen dieſe Arme, und wenn ſie nicht wieder mit demſelben ſich vereinigen, ſondern ihre eigene Mündung haben, Mündungsarme; und die dadurch gebildete inſelartige Mündungsgegend nennt man eine Delta. Fließt ein Fluß auf ſeinem Laufe über einen ſchroffen Abhang, ſo bildet ſich durch das Hinunterſtürzen deſſelben ein Waſſerfall, Katarakt. Fließt er dagegen über felſigen Boden ohne Sturz, aber doch mit bedeutendem Gefälle, ſo entſtehen Stromſchnellen. Unter dem Gebiete eines Fluſſes oder Stroms verſteht man den ganzen Landſtrich, welcher von ihm und allen ſeinen Nebenflüſſen, ſo wie deren Nebenflüſſen und Nebenbächen eingenommen wird. Das größte Stromgebiet unter allen Flüſſen auf der Erde hat der Amazonenfluß oder Marañon in Amerika, nämlich von 88,400 QM. Ihm am nächſten kommt der la Plata, deſſen Stromgebiet 71,700 QM. einnimmt. In Aſien hat der Obi oder Ob, in Afrika der Nil und in Europa die Wolga oder da dieſe eigentlich ein zum Theil Aſiatiſcher Fluß iſt, die Donau das größte Flußgebiet. Das Flußgebiet des Ob beträgt 63,800, des Nils 32,600, der Wolga 30,100 und der Donau 14,400 QM.

§. 25. Das große Weltmeer läßt ſich in das innere und äußere Weltmeer theilen, indem der kleinere Theil deſſelben zwiſchen der Nord- und Oſtſeite der neuen Welt und der Nord- und Weſtſeite der alten Welt liegt, und alſo von dieſen beiden

Kontinenten größtentheils umgeben iſt, und daher wegen dieſer eingeſchloſſenen Lage das innere Weltmeer heißen kann; hingegen der weit größere Theil des Geſammtmeeres die alte Welt auf der Oſt- und Südſeite, die neue Welt auf der Weſt- und Südſeite und die neueſte Welt auf allen Seiten umgiebt, und eben deswegen das äußere Weltmeer genannt werden kann. Der Grund des Meeres iſt keine bloße Ebene, ſondern wechſelt mit Vertiefungen und Erhöhungen, mit Thälern, Bergen und Bergketten. Ragen einzelne Berge oder ganze Bergketten über das Waſſer empor, ſo bilden ſie Inſeln, oder Klippen, wenn ſie bloße Felſen oder Felſenzacken ſind. Halbinſeln nennt man aus dem Meere hervorragende Gebirge, die aber nur auf der einen Seite mit einem Feſtlande zuſammenhängen. Sind mehrere Klippen an einander gereihet, ſo nennt man ſie Riffe oder auch Scheeren. Unter Untiefen und Sandbänken verſteht man größere Flächen von Seegebirgen, die noch vom Waſſer überſtrömt werden. Hohe Sandbänke an den Mündungen der Flüſſe heißen Barren, welche dem Einlaufen der Schiffe in dergleichen Flüſſe hinderlich ſind. Dünen ſind wandelbare Sandhügel, die längs der Küſte ſich erſtrecken, und das Land gegen das Eindringen des Meeres ſchützen. Watten ſind Sandflächen an den Küſten, über welche die Fluth ſtrömt, und bei der Ebbe das Waſſer wieder abläuft.

Ueber die Tiefe des Meeres weiß man im Ganzen nichts Beſtimmtes. Nur einzelne Stellen und Theile ſind in dieſer Hinſicht bekannt*). Wenn man erwägt, daß der Seegrund voller Unebenheiten und eigentlich nur eine tiefer liegende Fortſetzung des feſten Landes iſt, ſo ſieht man ſogleich, daß die Tiefe des Meeres ſehr verſchieden ſeyn müſſe. Dies beſtätigen auch die Meſſungen der Seefahrer. Oft findet das Senkblei an einer Stelle durchaus keinen Grund und eine mäßige Strecke davon Sandhügel und Klippen, die kaum 100 Fuß tief unter dem Waſſer liegen. Die meiſten Unebenheiten dieſer Art trifft man in der Nachbarſchaft des feſten Landes und in den eingeſchloſſenen Meeren und Buſen an. In der Nähe der Küſten läßt ſich zum Theil aus der Beſchaffenheit derſelben auf die Tiefe des Meeres ſchließen. An niedrigen und flachen Ufern iſt das Meer ſeicht, an ſteilen, plötzlich abgeſchnittenen dagegen tief. Wo aber die tiefſte Stelle im Meere, die daher auch die tiefſte der ganzen Erdoberfläche ſeyn

*) Von allen Meeren ſind die Europäiſchen am wenigſten tief. Zwiſchen Gibraltar und Ceuta fand Capitain Smith die Meerestiefe 5700 F. In den ſchmalſten Theilen der Meerenge von Gibraltar wechſelt die Tiefe von 960 bis 3000 F. In den Polarmeeren ließ Scoresby die Schiffsleine 7600 F. tief hinab, ohne Grund zu finden.

wird, zu finden ſey, das weiß man nicht, und wird es auch ſo leicht nicht erfahren. Eben ſo wenig läßt ſich mit Beſtimmtheit ſagen, ob die tiefſten Stellen des Meeres den höchſten Erhebungen des Landes entſprechen, d. h. ob der Seegrund ſtellenweiſe ſo tief unter dem Waſſerſpiegel liege, als die höchſten Berge der Erde ſich über denſelben erheben. Nimmt man dies an, gegen welche Annahme wenigſtens keine Gründe vorhanden ſind, ſo würde die größte Tiefe des Meeres, da die bis jetzt bekannte höchſte Erhebung der Erde (der Dholagir) 26,340 Fuß beträgt, etwa 1⅛ M. ausmachen. Daß einzelne Meere höher als andere ſind, iſt ausgemacht. So liegt das ſchwarze Meer höher als das mittelländiſche, die Nordſee im Mittel 8 Fuß niedriger als die Oſtſee, das rothe Meer etwas höher als das mittelländiſche (letzteres beinahe ½ F. unter dem tiefſten und 30 F. unter dem höchſten Waſſerſtande jenes), und das Atlantiſche Meer ſcheint gleichfalls etwas höher als das ſtille zu liegen. Uebrigens iſt anzunehmen, daß mit Ausnahme der eingeſchloſſenen Meere, der Waſſerſtand in allen Meeren, Ebbe und Fluth unberückſichtigt, gleich hoch iſt. Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob die Waſſermenge des Meeres ſich im Allgemeinen gleich bleibe, oder ob ſie ſich vermindere oder zunehme. Einige haben die Behauptung aufgeſtellt, daß eine allgemeine allmählige Abnahme alles Waſſers auf dem Erdboden Statt finde, und daß ſo wie die Erdkugel bei ihrer Entſtehung ganz mit Waſſer bedeckt geweſen ſey, ſie, gleich unſerm Monde, mit einer gänzlichen Entblößung von Waſſer aufhören werde. Man führt dafür Beobachtungen der Abnahme einzelner Meeresgegenden an; aber mag auch hier und da das Meer abnehmen, ſo nimmt es auch anderwärts zu, und rückt vor, wovon es nicht an Erfahrungen fehlt; daher kann man wohl als wahrſcheinlich behaupten, daß die Menge alles Waſſers auf der Erde, im Ganzen genommen, ſeit der letzten Umwälzung, welche die heilige Schrift unter dem Namen der Sündfluth erzählt, ſich gleich geblieben ſey, und ſich vor der Hand auch wohl gleich bleiben werde.

§. 26. Das Meerwaſſer zeichnet ſich durch einen ganz eignen ſalzigen und bittern Geſchmack, mit welchem zugleich etwas Ekelhaftes und Brechenerregendes verbunden iſt, vor allen andern Waſſern des Erdbodens aus; und iſt daher auch nicht trinkbar. Man kann wohl, wenn man ſich Gewalt anthut, ein Glas voll Seewaſſer trinken; allein ſelten verträgt es der Magen, ſondern er ſtößt es durch Erbrechen wieder aus. Man hat viele Mittel verſucht, das Meerwaſſer trinkbar zu machen, deren Reſultat jedoch nur darin beſtand, daß man zwar die der Fäulniß unterworfenen Stoffe eben ſo wie den Salzgehalt des Meerwaſſers daraus entfernen kann, aber nur durch mühſame und im Großen mit Nutzen nicht ausführbare Vorkehrungen. Ein Hauptbeſtandtheil des Meerwaſſers iſt das Kochſalz. Dieſer Salzgehalt iſt im Allgemeinen

am größten am Aequator und an den Polen. Dort iſt die Hitze die Urſache davon, hier der Froſt. Durch die immerwährende und größere Wärme iſt nämlich am Aequator die Ausdünſtung am ſtärkſten; aber nur das ſüße Waſſer entweicht als Dunſt, und das Salz bleibt zurück. An den Polen dagegen wird dem Meere durch den Froſt eine große Menge Süßwaſſer entzogen, denn nur dieſes verwandelt ſich in Eis, und das Salz bleibt in der Maſſe des flüßigen Waſſers zurück, welches dadurch an Salzigkeit zunehmen muß. Was die Meere der gemäßigten Zonen betrifft, ſo ſind im Allgemeinen diejenigen, welche dem Aequator näher liegen, auch ſalziger als die andern. So erhielt man z. B. aus dem rothen Meere von einem Pfunde Meerwaſſer 6 Loth, aus dem mittelländiſchen Meere 2, aus der Oſtſee ½ Loth und 9 bis 10 Gran, aus der Nordſee 1 Loth und 30 bis 40 Gran Salz. Ueberhaupt enthalten eingeſchloſſene Meere, worin große Süßwaſſerſtröme ſich ergießen, weniger Salz als die Weltmeere. Eben ſo hat man beobachtet, daß das Meerwaſſer in der Tiefe und in der offenen See ſalziger iſt, als an der Oberfläche und an den Küſten oder in den Buchten und Meerengen. Da alles Salzwaſſer ſchwerer iſt als das Süßwaſſer, ſo müſſen ſich natürlich die ſalzreichſten Waſſerſchichten immer nach der Tiefe hinabſenken. Das durch Regen und Schnee, ſo wie durch Ströme und Flüſſe herbeigeführte Süßwaſſer bleibt dagegen ſeiner geringen Schwere wegen mehr an der Oberfläche. Es fehlt gleichwohl auch nicht an Erfahrungen, daß das Meerwaſſer einzelner Gegenden in der Tiefe weniger geſalzen iſt, als an der Oberfläche, was man durch Süßwaſſerquellen erklärt, die auf dem Boden des Meeres, in der Nähe der Küſten entſpringen. Dem Salzgehalte verdankt das Meerwaſſer auch ſeine Schwere, welche größer iſt, als beim Süßwaſſer; und dadurch iſt es im Stande größere Laſten zu tragen. Wenn daher Schiffe aus dem Meere in die Flüſſe kommen, ſo ſinken ſie tiefer ein, als da ſie noch im Meere waren. Kommen ſie dagegen aus den Flüſſen ins Meer, ſo werden ſie gehoben, und können daher auch jetzt ſtärker beladen werden, als es für den Fluß geſchehen darf. Aus derſelben Urſache iſt das Schwimmen im Meere viel leichter, als im Flußwaſſer.

Das Meerwaſſer in einer geringen Menge, z. B. in einem Glaſe betrachtet, zeigt in der Regel keine Farbe, und iſt vollkommen durchſichtig. In großen Maſſen dagegen hat es eine ganz eigne bläulich-grüne Farbe, welche eben deshalb, weil ſie dem Meere vorzugsweiſe eigen iſt, den Namen Meergrün erhalten hat. Bei Weitem jedoch nicht überall zeigt ſich dieſe eigenthümliche Farbe des Meeres. Meiſtentheils geht ſie, durch den Widerſchein der Luft oder der Wolken, durch die Brechung der Sonnenſtrahlen, durch die Beſchaffenheit des Bodens und der nahen Küſten, zum Theil auch aus bis jetzt noch unerkannten Urſachen, in andere

Farben über. An manchen Stellen iſt das Meer in hohem Grade, zuweilen bis auf den Grund durchſichtig. Beſonders merkwürdig iſt die Durchſichtigkeit und außerordentliche Klarheit des Meerwaſſers zunächſt bei den Weſtindiſchen Inſeln. Ein Reiſender ſagt davon in ſeiner Reiſe nach den Bahama-Inſeln: „Wenn man in einem Boote zwiſchen den kleinen Inſeln herumfährt, ſo genießt man den herrlichſten und ſeltenſten Anblick. Das Boot ſchwimmt auf einer kryſtallenen Flüßigkeit, in welcher es, wie in der Luft zu hängen ſcheint. Man ſieht auf dem reinen weißen Sande, der den Boden bedeckt, jede Kleinigkeit, tauſenderlei Gewürme, Seeigel, Seeſterne, Schnecken und Muſcheln, bunte Fiſche; man ſchwebt über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen; von Gorgonien, Korallen, Alcyonien, Flabellen und mancherlei buſchigen Schlammgewächſen hinweg, die durch vielerlei Farben das Auge nicht minder ergötzen und von den Wellen ſo ſanft hin und her bewegt werden, als eins der blumenreichſten Gefilde über der Erde. Das Auge täuſcht ſich in Beurtheilung der Tiefe, in welcher man dieſe Gegenſtände anſichtig wird. Man glaubt, mit der Hand Pflanzen pflücken zu können, welche bei genauerer Unterſuchung mit einem 6 bis 10 Fuß langen Ruder kaum zu erreichen ſind." Und von der Durchſichtigkeit des Meeres bei der Weſtindiſchen Inſel Grenada ſagt le Blond in ſeiner Reiſe nach den Antillen: „Ich konnte deutlich einige Klafter weit vom Ufer den Meeresgrund bedeckt mit Pflanzen von verſchiedener Größe ſehen. Er glich einer Wieſe, über welche in langſamem Tempo die Schildkröte, der Meeraal und andere Thiere, Meduſen, Meerigel, Muſcheln zogen, welche ihre Wohnungen auf dem Rücken trugen, während Fiſche von verſchiedener Größe hier und dort gleichſam hinflogen; die kleinſten ſchlichen ſich zwiſchen den Seepflanzen, den Mollusken ꝛc. hin, und fanden dort Inſekten, welche das Auge nicht wahrnahm."

Eine der merkwürdigſten und ſchönſten Erſcheinungen des Meeres iſt das Leuchten deſſelben zur Nachtzeit. Gewöhnlich werden drei Arten dieſes Leuchtens unterſchieden. Die erſte hat man in allen Meeresgegenden beobachtet, und ſie beſteht darin, daß, wenn ein Schiff bei der Nacht mit ſtarkem Winde fährt, die Spur, welche das Schiff im Waſſer hinter ſich zurückläßt, zuweilen einen hellen Glanz von ſich giebt, der ſich indeß nicht ſonderlich weit erſtreckt. Dieſe Erſcheinung findet nur an der Oberfläche des Meeres und nicht tiefer Statt, als das Schiff geht. Man erklärt dieſe Art des Leuchtens aus der Elektricität. Eine zweite Art des Leuchtens des Meerwaſſers zeigt ſich nur in wärmern Himmelsſtrichen, und erfolgt bei Windſtille, heißem Wetter und kleinem Wellenſchlage. Die ganze Oberfläche des Meeres, ſo weit das Auge reicht, ſcheint alsdann in Brand zu ſtehen, und in der Nähe der Schiffe und anderer bewegter Körper wird dieſer Glanz

noch erhöhet. Auch iſt er um ſo ſtärker, je gleichförmiger die Bewegung des Waſſers iſt. Die Urſache dieſes Leuchtens ſoll nach Einigen ein öliger phosphorartiger Stoff ſeyn, der ſich über die Oberfläche des Meeres verbreite und ſich bei Berührung mit der atmosphäriſchen Luft entzünde, welcher Stoff durch die ungeheure Menge von Seethieren entſtehe, die nach ihrem Abſterben in Verweſung übergehen, welche Verweſung durch Sonnenhitze noch mehr befördert werde, daher auch jenes Leuchten in der heißen Zone am häufigſten und ſtärkſten ſei — nach Andern ſoll die Urſache eine beſondere noch nicht bekannte Eigenſchaft des Meerwaſſers ſeyn. Die dritte Art des Leuchtens erſtreckt ſich nicht bloß auf die Oberfläche des Meeres, ſondern auch in die Tiefe, ſo daß man zur Nachtzeit innerhalb des Waſſers andere Gegenſtände erblicken kann, welche zugleich ſelbſt leuchten. Schöpft man von ſolchem leuchtenden Meerwaſſer in einem Gefäße, um es in der Nähe zu beobachten, ſo ſieht man, daß der Glanz von unzähligen unter ſich nicht zuſammenhängenden leuchtenden Pünktchen herrührt, welche durch das Mikroſkop als kleine Thierchen erſcheinen. Seiht man das Waſſer durch Löſchpapier, ſo verliert es ſeinen Glanz, aber dieſes letztere glänzt nun, weil die Thierchen darin hängen geblieben ſind. „Am Abend,“ ſagt Richter in ſeinen Reiſen zu Waſſer und zu Lande*), „nachdem wir die Bänke von Neufoundland verlaſſen hatten, zeigte ſich das Meer in einem ungewöhnlich funkelnden Glanze. Ich ließ mir einen Eimer Meerwaſſer ſchöpfen, und bemerkte, daß es voll kleiner darin herumfahrender Fünkchen war. Um mich zu überzeugen, ob dieſe Erſcheinung, wie man behauptete, leuchtenden Thieren zuzuſchreiben ſey, ſeihete ich etwas Waſſer durch ein weißes Tuch, und hatte das Vergnügen, letzteres wie mit Sternchen überſäet zu ſehen. Als ich es an den Schein einer Kerze brachte, verwandelten ſich dieſe Flämmchen in ſchwarze Punkte, die aber doch noch einen ſchwachen Schimmer von ſich gaben. Bei näherer Unterſuchung und mit Hülfe des Vergrößerungsglaſes erblickte ich eine Menge kleiner Thierchen, wovon einige den Krabben, die meiſten aber den Flöhen ähnlich ſahen. So wie das Tuch zu trocknen anfing, und die Thiere zu ſterben ſchienen, verminderte ſich nach und nach ihr Glanz und verlor ſich endlich ganz.“ Forſter, als er mit Cook die Welt umſegelte, und eine Unterſuchung anſtellte, fand unzählige, ganz kleine leuchtende Kügelchen, welche ſich unglaublich ſchnell bewegten. Nachdem das Waſſer in dem Eimer eine Zeit lange ruhig geſtanden hatte, ſchien die Zahl der leuchtenden Körperchen merklich verringert. Kaum aber rührte oder bewegte man wieder das Waſſer, ſo ward es wieder hell, und die kleinen Funken fuhren darin ſehr lebhaft in allerlei

*) Richters Reiſen zu Waſſer und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817. Dresden 1821. 2s Bändchen. S. 198.

Richtungen umher, auch ſelbſt, nachdem es allmählig wieder ſtill geworden war. Wir hatten den Eimer, erzählt Forſter, vermittelſt eines Stricks, von der Decke herabhängen laſſen, um die Bewegung des Schiffes zu vermeiden und das Waſſer recht ruhig werden zu laſſen; dem ohngeachtet bewegten ſich dieſe Lichtſtäubchen hin und her, ſo daß man von ihrer willkührlichen Bewegung überzeugt ward. Das Funkeln verſtärkte ſich aber, ſo oft man in dem Eimer mit der Hand oder mit einem Stecken rührte. Im erſten Falle blieb zuweilen ein ſolches phosphoriſches Fünkchen am Finger ſitzen; kaum war es ſo groß, als der kleinſte Nadelkopf. Das geringſte Vergrößerungsglas gab die kugelförmige Geſtalt und etwas bräunliche Farbe dieſer gallertartigen, durchſichtigen Pünktchen zu erkennen. Unter dem Mikroſkop entdeckte man eine ſehr feine Röhre, welche von einer runden Mündung an der Haut ins Fleiſch oder in das Innere dieſes kugelrunden Geſchöpfs ging. Das Eingeweide beſtand aus vier bis fünf ganz kleinen Säcken, welche mit der oben benannten Röhre in Verbindung zu ſtehen ſchienen. Gewiß, der Anblick des unermeßlichen Weltmeeres mit Myriaden kleiner Stäubchen angefüllt, denen der Schöpfer Leben, Bewegung und Wanderungskraft, nebſt dem Vermögen ertheilt, im Finſtern entweder zu leuchten, oder ihr Licht nach Willkühr zurückzuhalten, und alle Körper, die ſie berühren, zu erleuchten, — ein ſolcher Anblick muß mehr Erſtaunen und Ehrfurcht erwecken, als man mit Worten ausdrücken kann.

Der Wärmegrad (Temperatur) des Meeres iſt eben ſo verſchieden, als die des Landes und der Atmosphäre. Zuerſt findet eine Verſchiedenheit zwiſchen den Meeren der kalten, gemäßigten und heißen Zonen, und dann auch eine zwiſchen dem Waſſer an der Oberfläche und dann in der Tiefe, ſo wie zwiſchen dem Waſſer in der Nähe des Landes und der hohen See Statt. Im Allgemeinen iſt die Temperatur des Meeres eben ſo von der geographiſchen Breite abhängig, wie die Temperatur des Landes und der niedern Luftſchichten. Auch ſcheint aus zahlreichen Beobachtungen hervorzugehen, daß die Temperatur der Meeresoberfläche immer etwas geringer ſey, als die der Luft. In der Nähe des feſten Landes iſt die Temperatur des Meeres im Durchſchnitt ſtets höher, als die des offenen Meeres in gleicher geographiſcher Breite. Nach den angeſtellten Verſuchen über die Temperatur des Meeres in verſchiedenen Tiefen, hat man gefunden, daß die Wärme des Meeres nach der Tiefe zu ſehr abnimmt.

Das Meerwaſſer kann auch gefrieren; es gefriert aber um ſo langſamer, je größer ſein Salzgehalt, je ſtärker ſeine Bewegung und je weiter es vom Lande entfernt iſt. So gefrieren z. B. ſchon in mäßigen Wintern manche Theile der Oſtſee und werden den Schiffen unzugänglich, während die Nordſee und ſelbſt das Katte-

gar auch bei der ſtrengſten Kälte frei vom Eiſe bleiben. Vom Dezember an bis in den April ſind in der Oſtſee faſt alle Häfen, Buchten und kleineren Meerengen mit Eis bedeckt. Am meiſten iſt dies im Bottniſchen und im Finniſchen Meerbuſen der Fall. Nicht ſelten iſt der Eingang des Bottniſchen Buſens, zu beiden Seiten der Alands-Inſeln, ſo zugefroren, daß man von Schweden nach Finnland auf Schlitten reiſen kann. Aber auch die ſüdlichern Theile der Oſtſee werden zuweilen mit Eis bedeckt. Es giebt Winter, wo man in Schlitten und Wagen aus der Schwediſchen Landſchaft Smaland auf die Inſel Oeland fahren kann. Daß der Sund zwiſchen Koppenhagen und Malmoe zufriert, iſt gar nichts Seltenes. Das weit ſüdlicher gelegene Aſowſche Meer gefriert vom Dezember bis zum März, hauptſächlich durch Treibeis, und von der Mündung des Don bis auf die Höhe von Taganrog iſt es mit ſo feſtem Eiſe belegt, daß man nach Aſow und Tſcherkask Reiſen auf dem Eiſe ohne Beſorgniß unternimmt. Verlaſſen wir indeſſen die Meere der gemäßigten Zonen und begeben uns weiter hin nach den Polen, in die Gebiete der kalten Erdſtriche. Hier ſtoßen wir auf ungeheure Maſſen ewigen Eiſes, das nur im hohen Sommer, während des wochen- und monatelangen Tages eine kleine Veränderung erleidet. Dieſes Polareis iſt zu merkwürdig, als daß wir nicht ein wenig dabei verweilen ſollten. Das Eis der Polarmeere zeigt ſich entweder in großen Maſſen oder in kleinern Stücken. Man unterſcheidet *Eisfelder* d. h. an einander hängende Eisflächen, deren Gränzen ſelbſt von der Spitze eines Maſtbaums nicht zu ſehen ſind, von den *Eisflarden* oder ſolchen Eisflächen, deren Ausdehnung man erkennen kann. Sowohl dieſe als die Eisfelder ſtehen gewöhnlich nur 4 bis 6 F. über der Waſſerfläche empor, und ſinken bis zu 20 F. ein. Man kennt Eisfelder von 50 M. Länge und halb ſo viel Breite. Von allen übrigen auf dem weiten Meeresraum zerſtreuten Eismaſſen macht man ſich die richtigſte Vorſtellung, wenn man ſie ſich als Theile oder Trümmer eines zerbrochenen Eisfeldes denkt. Auch das ſtärkſte und dichteſte Eis vermag der Kraft der Wellen auf die Dauer nicht zu widerſtehen. Ein durch Strömungen nach Süden getriebenes Eisfeld zerbricht in viele Stücke, von welchen nur wenige über 40 bis 50 Klafter im Durchmeſſer haben. Wenn dieſe Stücke ſo weit von einander abſtehen, daß ein Fahrzeug ſich zwiſchen ihnen durch bewegen kann, ſo heißt dies *offenes Eis*, und weil es nach einer beſtimmten Richtung hin in Bewegung zu ſeyn pflegt, *Treibeis*. Solche Eismaſſen bedecken manche Meeresgegenden ſo, daß ſie alle Durchfahrt unmöglich machen. Wenn man großen zuſammenhängenden Eismaſſen auf einige Meilen nahe kommt, ſo bemerkt man einen lebhaft weißlichen Glanz am Himmel, der von ihrem Widerſcheine bewirkt und der *Eisblink* genannt wird. Welchen großen Gefahren Schiffer ausgeſetzt ſind,

die in ſolchen Eisgegenden des Meeres fahren, kann man ſich leicht vorſtellen. Wenn ein im Forttreiben begriffenes Eisfeld auf ein unbewegtes ſtößt, oder gar mit einem andern aus entgegengeſetzter Richtung herkommenden Felde zuſammentrifft, ſo bringt dieß einen Stoß hervor, deſſen Wirkung jede Vorſtellung überſteigt. „Man denke ſich", ſagt der Brittiſche Seefahrer Scoresby, „eine im ſchnellen Laufe aufgehaltene Maſſe von vielleicht 10,000,000,000 Tonnen (eine Tonne hat 2000 Pfund) an Gewicht! Das ſchwächere Eisfeld wird unter ſchrecklichem Getöſe ganz zerſtört. Ungeheure Maſſen werden hier über einander hin geſchoben, bei 20 oder 30 F. hoch; andere gänzlich verſenkt. Der Wallfiſchfänger, obſchon er ohnehin in ſteten Gefahren lebt, muß doppelt wachſam ſeyn, wenn die Umſtände ihn nöthigen, zwiſchen bewegten Eisfeldern hindurch zu ſchiffen, und wenn vollends noch nebliche Witterung ihn hindert, ihre Richtung genau wahrzunehmen. Es iſt einleuchtend, daß auch das ſtärkſte Schiff dem Gegenſtoße zweier Eisfelder eben ſo wenig zu widerſtehen vermöge, als ein Blatt Papier eine Flintenkugel in ihrem Laufe aufhalten könnte. Aller angewandten Vorſicht ungeachtet gehen viele Schiffe zwiſchen dieſen Maſſen zu Grunde; bald werden ſie auf das Eis hin und umgeworfen; bald wird der Boden des Schiffes abgeriſſen; zuweilen werden ſie unter Eistrümmern begraben."

Unter den einzelnen Eismaſſen, welche im nördlichen und ſüdlichen Eismeere umhertreiben, giebt es mehrere von außerordentlicher Größe, ja man hat deren gefunden, die eine Höhe von 1500 bis 1800 Fuß erreichen. Ueber das Waſſer ragt gewöhnlich nur der achte oder zehnte, oft auch nur der zwölfte Theil hervor. Man nennt ſolche große und hohe einzelne Eismaſſen Eisberge. Forſter ſah im ſüdlichem Eismeere Eisberge von 2000 F. Länge, 400 Breite und 200 Höhe. Eben ſo ungeheuer ſind die Eisberge, die man im Baffins-Meere und nach Spitzbergen hin antrifft. Die ſchwimmenden Eisberge, welche das Baffins-Meer beſonders auszeichnen, haben ihren Urſprung von den ungeheuren Gletſchern, die ſich von den Gebirgen der Küſte bis an das Meer hineinziehen und aus den vergletſcherten Thälern immerfort in das Meer hinausgeſchoben werden. Dem größten ſchwimmenden Eisberge begegneten die Schiffe der Brittiſchen Nordpolexpedition 1818 in der Davisſtraße, die aus dem Atlantiſchen Ozean in das Baffins-Meer führt, unter 70° 36′ 40″ n. B. Durch Meſſung fand der Kapitain Parry die Länge deſſelben 12,507, die Breite 10,639 F. und die Höhe über dem Waſſer im Mittel 51 F., woraus für die ganze Dicke ſich 367 F. ergeben. Dieſe Maſſe hatte einen körperlichen Inhalt von mehr als 48,000 Millionen Kubikfuß Eis und ein Gewicht von mehr als 1292 Millionen Tonnen. Mit dieſer Eismaſſe hätte man 171 QM. (ohngefähr das ganze Großherzogthum Heſſen) 6 Zoll dick mit Eis belegen können.

§. 27. Das Meer iſt ſelten ganz ruhig, ſondern befindet ſich gewöhnlich in einer mehr oder minder bemerklichen Bewegung, welche durch den Wind, die Umdrehung der Erde um ihre Achſe und die Anziehungskraft des Mondes, zum Theil auch der Sonne verurſacht wird. Durch die Winde entſteht der Wellenſchlag oder die wellenförmige Bewegung des Meeres, durch die Achſendrehung die Strömung deſſelben und durch die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne die Ebbe und Fluth. Wir reden zuerſt von dem Wellenſchlage. Wenn die in Bewegung geſetzte Luft auf einen Theil der Waſſerfläche ſtößt, ſo wird der wagrechte Stand deſſelben, der natürliche im Zuſtande der Ruhe, aufgehoben. Erhebt ſich nur ein ſchwacher Wind, ſo fängt das Meer an, in eine kräuſelnde Bewegung zu gerathen welche beim Zunehmen des Windes in einen Wellenſchlag übergeht. Die Wellen werden nun immer größer, je mehr der Wind an Stärke zunimmt. Doch erreicht dieſes Wachſen ſeine Gränzen, denn ein anhaltender ſehr heftiger Sturm verkleinert ſie wieder, weil er ſich zugleich dem Erheben des Waſſers widerſetzt. Hieraus erklärt ſich auch die von den Schiffern ſo genannte hohle See, oder diejenige Erſcheinung, da das bewegte Meer nach einem plötzlich nachlaſſenden Sturme anfangs noch höher anſchwillt, oder größere Wellen ſchlägt als vorher. Die Wellen, die während des Sturmes ſich nicht frei bewegen konnten, ſcheinen nun erſt recht los gebunden zu ſeyn. Der Ausdruck hohle See iſt vermuthlich daher entſtanden, daß die Bewegung des Waſſers von unten herauf zu kommen ſcheint, gleichſam als ob durch das Herausſtoßen des Waſſers unten ein leerer Raum entſtände. Den Schiffern iſt die hohle See etwas ſehr Unangenehmes; denn da der Wind nachgelaſſen hat, ſo hat auch die Fortbewegung des Schiffes aufgehört, und es iſt nunmehr gänzlich dem Spiele der Wellen preis gegeben. Durch die ſchaukelnde Bewegung, in die es geräth, wird alles hin und her geworfen und die Spitzen der Maſten beſchreiben dabei in der Luft einen weiten Bogen. Die Größe und Geſtalt der Wellen iſt nicht in allen Meeren und zu allen Zeiten dieſelbe. In manchen Meeren ſind ſie kurz und ſchmal, in andern lang und breit. Es hängt dieß von der Tiefe und Ausdehnung der Waſſerfläche ab. Die kurzen Wellen entſtehen am meiſten auf flachen Meeren, wo der Wind den Gruud leicht erreichen und deſſen Rückwirkung die Gewalt der Bewegung vergrößern kann. Die kurzen und abgebrochenen Wellen ſind, wegen der Höhe, die ſie zugleich haben, für die Schiffer die gefährlichſten. Iſt dagegen das Waſſer ſehr tief, und kann überall hin ausweichen, ſo verliert ſich jene Rückwirkung, und die ganze Waſſermaſſe wird ſich nun zugleich, aber langſam und gar nicht hoch heben oder ſenken. Wo die Wellen ſich nicht ausbreiten können, ſondern ſich zuſammengedrängt einander bekämpfen, auch zur Zeit großer Orkane, da erreichen ſie oft eine

außerordentliche Höhe, und häufen ſich zu wahren Bergen auf. Aus dem Zuſammenſtoßen der von der Meerſeite an- und von der Küſte zurückprallenden Wellen entſtehen die den Schiffern ſo fürchterlichen Brandungen, die am ſtärkſten und anhaltendſten in den tropiſchen Meergegenden ſind, namentlich im Indiſchen Ozeane. Zu bemerken iſt noch, daß die heftigſte Wellenbewegung des Meeres nicht weiter als bis zu einer Tiefe von höchſtens 10 bis 12 Klaftern eindringt; 15 Klaftern tief hat man es bei dem größten Sturme ruhig gefunden. Die Oſtindiſchen Perlenfiſcher tragen kein Bedenken, zu einer Zeit, wo kein Schiff auszulaufen wagt, auf dem Meeresgrunde ihrer Arbeit nachzugehen.

Die zweite Art der Bewegungen des Meeres ſind die Strombewegungen oder Strömungen, deren Urſachen theils in der Umdrehung der Erde, theils in den Winden und der Beſchaffenheit des Seegrundes und den Küſten zu ſuchen ſind. Sie theilen ſich in allgemeine und in beſondere. Zu den erſtern gehört vorzüglich die Aequinoktialſtrömung, welche ununterbrochen auf dem offenen Meere zwiſchen den Wendekreiſen von O. nach W. Statt findet, und ſich am deutlichſten und regelmäßigſten in dem Atlantiſchen und in dem ſtillen Ozeane zu erkennen giebt. Sie entſteht vornehmlich durch den Umſchwung der Erde. Das Waſſer nämlich, welches als flüſſiger Körper weniger Schwere als die feſte Erdkugel ſelbſt hat, wird bei dem von W. nach O. geſchehenden Umdrehn der Erde nothwendig ein wenig zurückbleiben, oder dem Anſcheine nach von O. nach W. zu laufen ſcheinen. Dann hat auch der Mond auf dieſe Strömung Einfluß, indem er bei ſeinem ſcheinbaren Umlaufe um die Erde, binnen 25 Stunden in der Richtung von O. nach W. das Waſſer ein wenig erhebt, und ſo mit ſich forttreibt. Nicht minder müſſen die in der heißen Zone herrſchenden Oſtwinde eine Bewegung des Meeres von O. nach W. bewirken. Wir wollen zuerſt dieſe Aequinoktialſtrömung, die alſo eine der Bewegung der Erde um ihre Achſe entgegengeſetzte Richtung hat, auf dem Atlantiſchen Ozean betrachten. Sie beginnt zwiſchen Afrika und Amerika an den Küſten von Senegambien und geht bis Weſtindien. Hier wird ſie durch das Feſtland von Amerika, welches ſich gleich einem von N. nach S. laufenden Damm ihr entgegenſtellt, aufgehalten und zurückgeworfen, ſo daß nunmehr nördlich und ſüdlich zwei rückwärts gehende Strömungen entſtehen, davon die nördliche, bekannt unter dem Namen des Golf-Stromes (weil ſie aus dem Golf oder Buſen von Mexiko kommt) die merkwürdigſte iſt. Sie geht längs der Nordküſte von Mittelamerika, der Oſtküſte von Mexiko und der Südküſte der vereinigten Staaten von Nordamerika, anfangs nach Nordweſten, dann nach Norden, hierauf nach Nordoſten und Oſten hin, wendet ſich ſüdwärts um die Spitze von Florida hin, und geht dann längs der Oſtküſte der vereinigten Staaten von Nordamerika nach

Neufoundland hin, von wo ſie ſich wieder oſtwärts nach Europa hin wendet, und ſich unter 33° der Breite, bei Afrika, der weſtlichen Strömung nähert, bis ſie zuletzt ſich wieder mit der Aequinoktialſtrömung vereinigt, um ihre Fluthen von Neuem den vorigen Kreislauf beginnen zu laſſen, deſſen Länge man auf 3800 Meilen ſchätzt. Da wo der Golfſtrom aus dem Kanale von Bahama (zwiſchen dem Feſtlande Nordamerikas und den Bahama-Inſeln) tritt, iſt ſeine Geſchwindigkeit ſo groß, daß ſie hier oft, gleich einem Gebirgsſtrom, 5 Meilen in einer Stunde beträgt. Das Waſſer des Golfſtroms zeichnet ſich bis nach Neufoundland hin durch höhere Wärme, ſtärkern Salzgehalt, blaue Indigofarbe und eine Menge von Seegras, das ſeine Oberfläche bedeckt, aus. Durch die Wirkung des Golfſtroms werden nicht ſelten Bäume und Früchte der Amerikaniſchen Länder an die Küſten der öſtlichen Halbkugel angeſpült, z. B. Bäume von den Antillen an die Kanariſchen Inſeln, ja ſogar an die weſtlichen Küſten von Irland und Norwegen, wohin ſie durch einen nördlichen Arm des Golfſtroms gelangen. Durch den Golfſtrom wurde Columbus, neben andern Anzeigen, auch zu der Vermuthung von dem Vorhandenſeyn weſtwärts gelegener Länder, und ſomit zur Entdeckung von Amerika geleitet. Zwei Leichname, deren Züge verriethen, daß *ſie einem* unbekannten Menſchenſtamm angehörten, wurden an die Küſten der Azoren geworfen. Faſt um dieſelbe Zeit ſammlete des Columbus Schwager, der Statthalter von der Inſel Porto Santo war, auf derſelben Stücke eines Bambus von ungeheurer Größe, welche die Strömungen und Weſtwinde dahin gebracht hatten. Columbus ſchloß, daß die einen und die andern von weſtlich gelegenen Länder herkommen müßten.

Im großen Weltmeere geht die Richtung der allgemeinen Aequinoktialſtrömung von den Weſtküſten Amerikas nach Aſien und Auſtralien hin. Da aber die Aſiatiſchen Küſten gerade innerhalb der Wendekreiſe durchbrochen ſind und der Oſtindiſche Archipel keinen anſehnlichen Widerſtand leiſtet, ſo ſind auch keine ſo merklichen Rückſtrömungen vorhanden, als im Atlantiſchen Ozeane. Bloß eine Menge beſonderer Strömungen entſtehen durch jene zahlreichen Inſeln und Inſelgruppen.

Die beſondern Strömungen aber, die man von den allgemeinen Aequinoktialſtrömungen unterſcheiden muß, ſind äußerſt zahlreich, und auf ihre Entſtehung hat die Geſtalt und Beſchaffenheit des Meeresgrundes und der Küſten großen Einfluß; viele derſelben ſind auch wahrſcheinlich nichts weiter als Abänderungen und Modifikationen der allgemeinen Strömungen, auf ähnliche Art wie der Golfſtrom aus der Aequinoktialſtrömung entſteht. Dieſe beſondern Stömungen oder Stromgänge fließen in einer größern oder geringern Breite und Länge, mit mehr oder weniger Geſchwindigkeit, in mancherlei Richtungen, mitten im Gewäſſer des Mee-

res, wie zwiſchen zwei Ufern, in einem Bette, ohne ſich an das übrige Waſſer zu kehren. Man theilt ſie in beſtändige, die immerfort fließen, und unbeſtändige, oder veränderliche, die entweder zu gewiſſen Zeiten, oder bald vor-, oder rückwärts fließen. In den Meerengen ſind die Strömungen zuweilen doppelt über einander und einander entgegengeſetzt. Im Sund geht der obere Strom nach der Nordſee, der untere nach der Oſtſee. In der Straße von Gibraltar geht mitten durch ein Strom in das mittelländiſche Meer, auf beiden Seiten aber das Waſſer täglich zweimal ein- und auswärts. — Auch große und reißende Landſtröme erzeugen in der Nähe ihrer Mündungen nicht unbeträchtliche beſondere Meeresſtrömungen.

Daß alle Strömungen des Meeres, ſowohl die allgemeinen, als die beſondern, ſehr großen Einfluß auf die Schifffahrt haben müſſen, läßt ſich leicht denken. So ſuchen die aus Europa nach Weſtindien ſegelnden Schiffe vor allem die Aequinoktialſtrömung zu erreichen, und werden dann mit dieſer fortgetrieben. Daſſelbe iſt im ſtillen Meere bei der Fahrt von der Weſtküſte Mexikos nach den Philippinen der Fall. Sobald die Srömung erreicht iſt, haben die Matroſen faſt gar nicht nöthig, die Segel zu berühren, ſondern man ſchifft alsdann, als ob man einen Fluß hinabführe. Reiſen dagegen die Schiffe aus Amerika nach Europa zurück, ſo ſuchen ſie die nördlichere von Weſten nach Oſten gehende Rückſtrömung zu gewinnen.

Die dritte Bewegung des Meeres iſt die unter dem Namen der Ebbe und Fluth bekannte Erſcheinung, wonach das Meereswaſſer nicht zu allen Zeiten gleich hoch ſteht, ſondern täglich zweimal anſchwillt und zweimal fällt. Wenn das Meer zu wachſen und gegen die Küſten zu laufen beginnt, ſo ſagt man: es fluthet. Hat es die größte Höhe erreicht, wozu es ohngefähr 6 Stunden braucht, ſo hat man hohe oder volle See, hohe Fluth. Dieſer hohe Stand dauert etwa ½ oder ¼ Stunde, dann fängt das Waſſer wieder an zu ſinken, und man ſagt dann: es ebbet. Nach 6 Stunden ohngefähr hat es wieder ſeinen niedrigſten Stand erreicht; man hat jetzt tiefe See oder Ebbe, und das Waſſer verharret ohngefähr wieder ½ oder ¼ Stunde in dieſem Zuſtande, um alsdann von Neuem 6 Stunden lang zu wachſen oder zu fluthen. So dauert dies abwechſelnde Steigen oder Fallen des Meeres unaufhörlich fort, nur mit dem Unterſchiede, daß ſowohl Fluth als Ebbe jeden folgenden Tag etwa 50 Minuten im Durchſchnitte ſpäter eintreten, als am vorhergehenden Tage. Erſt nach einem ſynodiſchen Monate (29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Sekunden), treffen Ebbe und Fluth an jedem Orte wieder genau zu der nämlichen Zeit ein. Der Eintritt der Fluth erfolgt übrigens einige Zeit nach dem obern und untern Durchgange des Mondes durch den Mittagskreis. Dieſes zweimalige Steigen

und Fallen binnen 24 Stunden und 50 Minuten heißt die tägliche Periode der Ebbe und Fluth. Von ihr unterſcheidet man die monatliche Periode. Die Fluth erreicht nämlich nicht jeden Tag dieſelbe Höhe, ſondern ſie iſt um die Zeit des erſten und letzten Mondviertels am kleinſten, und um die Zeit des Neu- und Vollmondes am größten. Die höchſte Fluth heißt auch die Springfluth und die niedrigſte die Nipfluth oder todte Fluth. Beide treten jedoch nicht genau mit den Mondsgeſtalten zuſammen, ſondern treffen etwa um 1½ Tag ſpäter ein. Endlich unterſcheidet man auch noch eine jährliche Periode der Ebbe und Fluth, welche darin beſteht, daß um die Zeit der Aequinoktien, die Fluthen im Neu- und Vollmonde ſtärker und im erſten und letzten Viertel ſchwächer als gewöhnlich; dagegen um die Zeit der Sonnenwenden umgekehrt im Neu- und Vollmonde ſchwächer und im erſten und letzten Viertel ſtärker als gewöhnlich ſind. Aus dieſen drei Perioden geht hervor, daß die Ebbe und Fluth mit dem Stande des Mondes und der Sonne im Zuſammenhang ſtehe. Der Einfluß dieſer Himmelskörper wird auch noch daraus erſichtlich, daß die Fluthen durch die Erdnähe derſelben um etwas verſtärkt werden. Schon die ältern Naturforſcher und Sternkundigen ſahen dieſen Zuſammenhang ein, ohne ihn jedoch befriedigend erklären zu können. Keppler, ein berühmter Aſtronom, der im letzten Viertel des 16ten und im erſten Viertel des 17ten Jahrhunderts lebte, fand zwar, daß die wechſelſeitige Anziehung des Mondes und der Erde die Haupturſache der Ebbe und Fluth ſey; aber erſt der große Newton (lebte von 1642 bis 1727) entdeckte die Geſetze derſelben und ſtellte die erſte richtige Theorie darüber auf, welche ſpäter durch andere Gelehrte vervollkommnet worden iſt.

Ebbe und Fluth zeigen ſich in eingeſchloſſenen Meeren, z. B. in der Oſtſee, im ſchwarzen Meere gar nicht, im Mittelländiſchen Meere nur wenig, im Atlantiſchen und ſtillen Meere aber ſehr ſtark. Auch den großen Strömen und Küſtenflüſſen theilt das Meer die Ebbe und Fluth mit. Die Fluth begünſtigt das Einlaufen der Schiffe in Häfen und große Flüſſe über die Barren, die Ebbe das Auslaufen derſelben. So ſind alſo beide von Wichtigkeit für die Schifffahrt. An vielen Stellen der Seeküſten würde man gar nicht anlanden können, wenn es keine Fluth gäbe, welche die Schiffe hinbrächte. Ohne Fluth würde man über die Klippen, Sandbänke und Riffe, die vor den Eingängen manches Hafens liegen, gar nicht wegſegeln können.

§. 29. Das nördliche Eismeer liegt ganz in der kalten Zone, hat den Norpol zum Mittelpunkte, beſpült die Nordküſten von Europa, Aſien und Amerika und ſtößt ſüdlich an den weſtlichen oder Amerikaniſchen und an den großen Ozean, mit welchem letztern es durch die Beringsſtraße zuſammenhängt. Es

enthält viele, zum Theil große Inſeln, z. B. Spitzbergen, Nowaja-Semlja, Grönland ꝛc., und hat folgende bemerkenswerthe Theile, nämlich das *Kariſche Meer*, das *weiße Meer*, die *Baffinsbai*, richtiger das *Baffins-Meer* genannt, das an der Weſtſeite durch den *Lancaſterſund* und die *Barrowſtraße* mit dem übrigen Eismeere und auf der Südſeite durch die weite *Davisſtraße* mit dem Atlantiſchen Ozeane in Verbindung ſteht. Eine merkwürdige Erſcheinung des nördlichen Eismeeres iſt das ſogenannte *Treibholz*. Man verſteht darunter Stämme von Tannen, Fichten und andern Nadelhölzern, welche zu allen Jahreszeiten, hauptſächlich im Winter an die Küſten des Eismeeres angetrieben werden. Es ſind große, mit der Wurzel ausgeriſſene Bäume, ganz von Aeſten und Rinde entblößt, von großen Holzwürmern durchfreſſen, häufig auch ſtellenweiſe verbrannt (letzteres wahrſcheinlich eine Folge heftiger Reibungen und daraus entſtandener Selbſtentzündungen). Dieſes Treibholz wird, nachdem es getrocknet iſt, von den Bewohnern der Eismeerländer zum Brennen und auch wohl zum Bauen gebraucht, und ohne dieſes Treibholz würden dieſe Gegenden im Winter gar nicht zu bewohnen ſeyn. Woher dieſes Treibholz komme, weiß man noch zur Zeit nicht mit völliger Beſtimmtheit anzugeben. Von den Küſten des Eismeeres ſelbſt kann es nicht losgeſpült worden ſeyn, da dieſe, etwa Norwegen ausgenommen, faſt ſtets in Schnee und Eis gehüllt ſind, und nur hier und da einiges Geſträuch, nirgends aber Bäume, zumal von ſolcher Größe haben. Wahrſcheinlich kommt es aus den ſüdlichern Gegenden des nördlichen Aſiens und Amerikas, wo die Bäume durch die großen Ströme bei den Thaufluthen des Frühlings losgeriſſen und ins Meer geſchwemmt werden. — Das *ſüdliche Eismeer* hat den Südpol zum Mittelpunkte, und nimmt nicht allein die ſüdliche kalte Zone ein, ſondern erſtreckt ſich auch noch in die ſüdliche gemäßigte Zone bis zum 60ſten Grade der Breite. Beide Eismeere, ſowohl das nördliche als ſüdliche, enthalten große Eismaſſen, und ſind wegen dieſer großen Eisanhäufungen am wenigſten unterſucht und bekannt, vornehmlich das ſüdliche Eismeer, worin man bis jetzt nur wenige Inſeln kennt, ſämmtlich von einem abſchreckenden Anſehen und faſt ohne alle Vegetation, worunter wir nur Neuſüdſhetland namentlich erwähnen, das 1819 entdeckt und Anfangs für einen Theil eines großen Feſtlandes gehalten wurde, nach ſpätern Unterſuchungen aber nur eine Inſelgruppe zu ſeyn ſcheint. 1831 und 1832 entdeckte zwar der Brite *Biscoe* zwei Länder, Enderbys- und Grahamsland, die er für Theile *eines* großen zuſammenhängenden Landes, für die beiden Endpunkte eines neuen großen Kontinents hält, indeß iſt erſt noch die weitere Beſtätigung zu erwarten; und auch dies entdeckte Land beſtand aus lauter mit Schnee bedeckten Bergen ohne daß man Thiere, noch Pflanzen ſah.

Der weſtliche oder Amerikaniſche Ozean ſtößt nördlich an das nördliche und ſüdlich an das ſüdliche Eismeer, und wird öſtlich von Europa und Afrika und weſtlich von Amerika umgeben. Bei der Südſpitze von Afrika hängt es mit dem Indiſchen Weltmeere und bei der Südſpitze von Amerika mit dem großen Ozean zuſammen. Der Theil deſſelben auf der Nordſeite des Aequators, im Oſten von Europa und einem Theile Afrikas, und im Weſten von dem größern Theile Amerikas umgeben, heißt daß Atlantiſche Meer (der nördlichſte Theil deſſelben führt den Namen Nordmeer) und der auf der Südſeite des Aequators bis zum ſüdlichen Eismeere gehende Theil, im Oſten von einem Theile Afrikas und im Weſten von dem größern Theile Südamerikas umgeben, heißt das Aethiopiſche Meer. Oft begreift man auch unter dem Namen des Atlantiſchen Meeres ſowohl das eigentliche Atlantiſche als auch das Aethiopiſche Meer, ſollte aber dann lieber den Namen „Atlantiſcher Ozean" gebrauchen. Das Atlantiſche Meer enthält in ſeinen öſtlichen und weſtlichen Einbeugungen viele und beträchtliche Inſeln, dagegen das Aethiopiſche nur wenige und unbedeutende Inſeln in ſich faßt. Die merkwürdigſten Inſeln des Atlantiſchen Ozeans, die zu Europa gehören, ſind: Island, die Faröer, die Shetländiſchen und Orkadiſchen, Großbritannien (England und Schottland), mit den Hebriden, Irland, Seeland und Fünen, Rügen, die Balearen, Corſica, Sardinien, Sicilien, Malta, die Joniſchen Inſeln, die Griechiſchen Inſeln und Candia. Zu Aſien gehören: Cypern und Rhodus. Zu Afrika: Madeira, die Azoren, die Kanarien, die Kapverdiſchen oder Inſeln des grünen Vorgebirges und die Guinea-Inſeln; zu Amerika: Southampton, Newfoundland, die Bahamas, die Antillen, die Falklands-Inſeln und Feuerland. — Die bemerkenswertheſten Theile dieſes Ozeans ſind: auf der Oſtſeite: die Oſtſee oder das Baltiſche Meer mit dem Finniſchen und Bottniſchen Buſen; die drei Meerengen: der Sund, der große und kleine Belt, das Kattegat, in welches man aus der Oſtſee durch dieſe drei Meerengen gelangt; die Nordſee (wovon das Kattegat eine Verengung iſt), die man nicht mit dem oben angeführten Nordmeere verwechſeln muß, und die auch das Deutſche Meer heißt; das Iriſche Meer bei Irland; der Kanal, der durch die Meerenge von Calais mit der Nordſee in Verbindung ſteht; der Biscayiſche Meerbuſen oder das Meer von Biscaya; die Meerenge von Gibraltar; das Mittelländiſche Meer, (wohin man aus dem Atlantiſchen Meere durch dieſe eben erwähnte Meerenge kommt) mit dem Adriatiſchen, Joniſchen und Aegeiſchen oder Griechiſchen Meere (auch Archipelagus genannt), aus welchem letztern eine ſchmale Meerenge, der Hellespont oder die Straße der Dardanellen genannt, in das kleine eingeſchloſſene Meer von

Marmora führt, und aus dieſem gelangt man durch eine andere Meerenge, der Bosporus oder die Straße von Conſtantinopel genannt, in den nördlichſten Theil des Mittelländiſchen Meeres, welcher das Schwarze Meer heißt, und ſich nördlich mit dem Aſowſchen Meere endigt; und endlich der Meerbuſen von Guinea. — Auf der Weſtſeite macht der weſtliche Ozean folgende bemerkenswerthe Meerbuſen, nämlich die Hudsonsbai mit drei Einfahrten, welche die Hudſons-, Frobishers- und Cumberlandsſtraße heißen, den St. Lorenz-Buſen, den großen Mexikaniſchen Meerbuſen und das Caraibiſche Meer mit der Honduras-Bai. Zu dem ſüdlichſten Theile dieſes Ozeans gehört auch die Magellansſtraße, welche die ſüdlichſte Spitze des Feſtlandes von Amerika durchſchneidet und aus dem weſtlichen Ozean in das große Weltmeer führt.

Das Indiſche Weltmeer oder der Indiſche Ozean wird nördlich von der Südküſte Aſiens, weſtlich von der Südoſtküſte Afrikas, ſüdlich vom ſüdlichen Eismeere und öſtlich von der Weſtſeite Auſtraliens und von dem großen Weltmeere begränzt und enthält viele und die größten Inſeln, vorzüglich in ſeinem öſtlichen Theile zu beiden Seiten des Aequators, wo eine Menge von Durchfahrten aus dieſem Ozeane in das große Weltmeer führt. Die bemerkenswertheſten Inſeln ſind: Madagascar, die Maskareniſchen Inſeln, die Maldiven, Ceylon, die Andamanen, die Sundiſchen Inſeln, in die großen und kleinen ſich theilend, wovon die erſtern Sumatra, Java, Borneo (die größte Inſel Aſiens und der ganzen Erde) und Celebes begreifen; die Molucken oder Gewürz-Inſeln, Magindanao, die Philippinen und Formoſa. Mit Ausnahme von Madagascar und der Maskarenen, die zu Afrika gehören, werden alle übrigen zu Aſien gerechnet. Die merkwürdigſten Theile des Indiſchen Ozeans ſind: das Arabiſche Meer, nebſt dem Arabiſchen Meerbuſen oder rothen Meere, der Straße Bab el Mandeb, dem Perſiſchen Meerbuſen und der Straße von Ormus; der Bengaliſche Meerbuſen, die Straße von Malacca, die Celebes-See, die Sunda- und die Banda-See und der Meerbuſen von Carpentaria, auf der Nordſeite von Neuholland.

Das große Weltmeer, der große Ozean oder auch das ſtille Meer genannt, gränzt im Norden an das nördliche Eismeer, mit dem es durch die Beringsſtraße in Verbindung ſteht, im Süden an das ſüdliche Eismeer, im Weſten an die Oſtküſte von Neuholland, den Indiſchen Ozean und die Nordoſtküſte Aſiens und im Oſten an die Weſtküſte Amerikas und an den Atlantiſchen Ozean, heißt darum großes Weltmeer, weil es unter den 5 Hauptmeeren das größte iſt, indem unter dem Aequator ſeine Ausdehnung von Aſien bis Amerika gegen 2400 Meilen beträgt. Der ſüdliche Theil deſſelben vom ſüdlichen Wendekreiſe

bis zum ſüdlichen Eismeere wird die Südſee und der Theil zwiſchen den beiden Wendekreiſen insbeſondere wird das ſtille Meer genannt, weil hier nur ſelten Stürme herrſchen und das Meer meiſtens ein ruhiges Waſſer hat. Keiner von allen dieſen fünf Ozeanen enthält ſo viele Inſeln als das große Weltmeer, vornehmlich zwiſchen den beiden Wendekreiſen, wo ſie größtentheils gruppenweiſe beiſammen liegen. Zu den größten dieſer Inſeln gehören: die Japaniſchen Inſeln, Neuguinea, van Diemens Land und Neuſeeland. Die merkwürdigſten Theile des großen Ozeans ſind: das gelbe Meer, das Japaniſche Meer oder das Meer von Korea, das Ochotskiſche Meer, das Meer von Kamtſchatka mit der Beringsſtraße, der Californiſche Meerbuſen, der Meerbuſen von Panama und die Magellansſtraße, an der Südſpitze von Amerika, welche ſchon oben erwähnt worden iſt.

§. 30. Die Atmosphäre gehört der Erde eben ſo weſentlich an, als Land und Waſſer, und dreht ſich auch mit ihr gleichförmig um die Achſe, und läuft mit ihr um die Sonne. Wie hoch ſich die Atmosphäre über die Oberfläche der Erde erſtrecke, läßt ſich nicht mit Zuverläßigkeit beſtimmen. Gewöhnlich wird die Höhe derſelben auf 7 bis 8 Meilen angenommen.

Von der Oberfläche der Erde, ſowohl vom Waſſer, als vom Lande ſteigt unaufhörlich eine Menge feiner Theilchen in die Luft empor, welche entweder gar nicht, oder nur in Geſtalt eines Rauchs oder Nebels geſehen werden können und Dünſte heißen. Sie ſind größtentheils von wäſſeriger Beſchaffenheit, können ſich aber mit der Luft ſo innig verbinden, daß dieſe völlig trocken und durchſichtig erſcheint. Erſt wenn ſie ſich verdichten und in tropfbar flüſſiges Waſſer überzugehen anfangen, werden ſie ſichtbar und verurſachen dann die ſo genannten wäſſerigen Lufterſcheinungen. Dergleichen ſind: der Nebel, die Wolken, der Regen, der Schnee, der Hagel, der Thau und der Reif.

Der Nebel beſteht aus unzähligen kleinen Waſſer- oder Dunſtbläschen, unmittelbar an der Erdfläche und in den unterſten Luftſchichten. Sowohl die Ausdehnung als die Dichtigkeit der Nebel ſind ſehr verſchieden. Die kleinſten Nebel ſind diejenigen, welche wir an kalten Frühlings- und Herbſtmorgen über Bächen und Flüſſen, Seen, Sümpfen, Moräſten und Teichen bemerken, und dieſe Nebel ſind die unmittelbaren Ausdünſtungen der Gewäſſer, welche durch den Unterſchied der Temperatur zwiſchen der Luft und dem Waſſer verdichtet und ſichtbar werden. In Gebirgsgegenden ſieht man oft, nach einem ſtarken Regenwetter, ſehr kleine Nebelmaſſen an einzelnen Stellen des Bodens, beſonders in Waldungen entſtehen. Sie ſind gleichfalls nichts weiter als der an dieſem Orte ſelbſt entſtehende Waſſerdampf. Man ſagt alsdann: der Berg rauche. Von größerer Ausdehnung dagegen und

oft ſich über weite Länderſtrecken verbreitend, ſind die Frühlings- und Herbſtnebel mancher Jahre, welche in dieſen beiden Jahreszeiten, beſonders im März und Oktober mit jedem Morgen vor Sonnenaufgang ſich regelmäßig einſtellen und erſt im Verlauf des Vormittags, beim Höherſteigen der Sonne ſich verlieren. Auf das Fallen ſolcher Nebel pflegt der heiterſte und angenehmſte Tag zu folgen; hingegen auf das Steigen deſſelben folgt meiſt trüber Himmel und kurze Zeit darauf Regen. Aber nicht bloß im Frühling und Herbſt entſtehen Nebel, ſondern auch in den beiden andern Jahreszeiten, obgleich im Sommer verhältnißmäßig am wenigſten. Es kommt hierbei viel auf die Lage des Landes und die Beſchaffenheit des Bodens an. In kältern Ländern und ſolchen die am Meere liegen, in ſehr hohen, zumal ſtark bewaldeten Gebirgen ſind auch im Sommer ſtarke Nebel nichts Seltenes. Auf den Eismeeren, in der Nähe vieler und großer ſchwimmender Eismaſſen giebt es zu allen Jahreszeiten viel Nebel. Die Höhe, bis zu welcher ſich große Nebel vom Erdboden an erſtrecken, iſt ebenfalls verſchieden. Zuweilen ruht er nur in den niedrigſten Luftſchichten auf dem Erdboden, und ſobald man ſich auf die Spitzen der Berge oder auf Höhen begiebt, befindet man ſich ſchon in der reinſten Atmosphäre. Manche Nebel haben einen ganz eignen, ſchwefelartigen Geruch, welcher von andern nicht wäſſerigen Ausdünſtungen, die ſich dem Nebel beimiſchen, herrührt; denn der Nebel an ſich beſteht aus reinem Waſſer. Ein trockner Nebel iſt der ſogenannte Höhenrauch, durch den Sonne und Mond in rothem Lichte erſcheinen. Er ſteigt, wahrſcheinlich wegen der großen Hitze der untern Luftſchichten, in die Atmosphäre und wird durch Regen oder Gewitter entfernt. Er iſt gewöhnlich von anhaltend trockner Witterung begleitet und zeigt ſich, beſonders bei ſtiller Luft, in heißen Sommern am häufigſten. Der merkwürdigſte Nebel dieſer Art war der vom Jahre 1783. Er wurde durch ganz Europa beobachtet und war an manchen Orten ſo ſtark, daß man Gegenſtände, die nur eine Viertelmeile entfernt waren, entweder gar nicht oder nur undeutlich ſehen konnte. Die Sonne erſchien durch dieſen Nebel roth und ohne Glanz, ſo daß man ſelbſt am Mittage ſie mit freiem Auge betrachten konnte; gegen die Zeit des Auf- und Untergangs verbarg ſie ſich ganz im Nebel. Nicht minder merkwürdig war die elektriſche Beſchaffenheit dieſes beſchriebenen Höhenrauchs, und die häufigen, ſowohl während ſeiner Dauer eintretenden als ſein Ende herbeiführenden Gewitter waren ungewöhnlich heftig.

Nebelmaſſen in den höhern Luftſchichten heißen Wolken, welche ebenfalls aus ſehr kleinen Dunſtbläschen beſtehen, und von Nebeln nur in ſo fern verſchieden ſind, daß ſie in größern Höhen ſchweben, während die Nebel ſich bloß in den unterſten Schichten der Luft befinden, und auf der Erde aufliegen. Die Höhe und

Größe der Wolken iſt ſehr verſchieden. Manche, z. B. die Gewitterwolken ſtreifen ſehr tief und ziehen oft unterhalb der Berggipfel hin. Dagegen erheben ſich auch Wolken bis zu einer Höhe von 30,000 Fuß und noch höher. Eben ſo verſchieden iſt die Geſtalt und Farbe der Wolken. Wenn die Dunſtbläschen der Wolken ſich in tropfbar flüßiges Waſſer verwandeln, ſo kann dieſes ſeiner Schwere wegen, die größer als die der Luft iſt, ſich nicht ſchwebend darin erhalten, ſondern es fällt zur Erde herab, welche Erſcheinung wir Regen nennen. Man unterſcheidet Staubregen, die aus den feinſten Tröpfchen beſtehen; Landregen, die in größern Tropfen niederfallen, ſich gemeiniglich über ganz große Landſtrecken verbreiten, und eine längere Zeit, oft viele Tage nach einander anhalten; Strichregen, die gewiſſermaßen als kleine Gewitter zu betrachten ſind, die ſich bloß durch Waſſer, ohne Blitz und Donner entladen, und am häufigſten im Frühlinge und Herbſte ſind, wo die Wärme nicht groß genug iſt, um die Ausbildung eines vollſtändigen Gewitters zu bewirken; Guß- oder Platzregen, die mehr dem Sommer eigen ſind, und ſich von andern Regen durch die Größe der Tropfen und die Menge derſelben, welche in einer beſtimmten Zeit herabfallen, unterſcheiden. Zuweilen gehen ſie in Wolkenbrüche über, worunter man einen ſolchen heftigen Platzregen verſteht, bei welchem das Waſſer nicht mehr tropfen-, ſondern gleichſam ſtromweiſe oder in zuſammenhängender Maſſe herabfällt. Die Regenmenge, welche jährlich in verſchiedenen Gegenden zur Erde fällt, iſt nach Lokalumſtänden ſehr verſchieden, und ſcheint vorzüglich von der Temperatur, Lage am Meere, an großen Seen, Flüſſen, Waldungen, großen Bergketten und von dem dadurch bedingten Feuchtigkeitszuſtand der Luft abzuhängen. In den wärmern Klimaten iſt der Regen ſtärker, in den kältern aber häufiger; die Gegenden am Meere empfangen mehr als die landeinwärts liegenden. Zwiſchen den Wendekreiſen, wo es nur zwei Jahreszeiten, eine naſſe und eine trockne giebt, vertritt die naſſe oder die Regenzeit, welche aus anhaltenden mit Gewitter beginnenden und aufhörenden Gußregen beſteht, die Stelle des Winters, fällt aber in jeder Halbkugel mit dem höchſten Stande der Sonne, alſo mit dem aſtronomiſchen Sommer zuſammen. Sie beginnt mit der Annäherung der Sonne an den Scheitelpunkt, und endigt, ſo wie ſie ſich wieder von demſelben entfernt.

Der Schnee entſteht durch das Gefrieren der Waſſertheilchen einer Wolke, wodurch ſie zu kleinern oder größern Nadeln kryſtalliſiren, die ſich zu einem regelmäßigen, gewöhnlich ſternförmigen Körper verbinden. Wenn mehrere ſolcher Sternchen ſich an einander hängen, ſo entſtehen daraus größere Schneeflocken. Der Schnee bildet ſich in höhern Luftregionen; denn auf Bergen ſchneit es oft, während es in den Niederungen regnet. Eine ganz beſon-

dere Naturmerkwürdigkeit iſt der rothe Schnee, welcher ſich zuweilen in den Alpen oder auch an den Küſten des nördlichen Eismeeres zeigt, und der ſeine Farbe von unzähligen kleinen, nur durchs Vergrößerungsglas erkennbaren Körperchen hat, die höchſt wahrſcheinlich vegetabiliſchen Urſprunges ſind.

Wenn Regentropfen und Schneeflocken, bevor ſie den Erdboden erreichen, zu Eis gefrieren, ſo entſteht dadurch der Hagel oder die Schloſſen, der in der Regel im Sommer fällt, und gewöhnlich dem Gewitterregen vorangeht. Die Hagelwolken geben ſich durch ihr aſchfarbiges Anſehen zu erkennen, welches mehr oder weniger ins Helle ſpielt. Auch hört man in der Luft ein heftiges Rauſchen. Die Größe und Schwere der einzelnen Hagelkörner ſind ſehr verſchieden. Es giebt deren zuweilen, die mehrere Pfunde wiegen und an Größe Hühner- und Gänſeeiern gleich kommen. Die ſogenannten Graupeln ſind nicht etwa kleinere Hagelkörner, ſondern bloß zuſammengefrorene Schneeflocken. Manchmal fallen auch Regen und Graupeln durch einander. Graupelwetter treten am meiſten in den Frühlingsmonaten März und April ein.

Das ſogenannte Glatteis enſteht im Winter bei ſchnell eintretendem Thauwetter und Regen, nach langer und heftiger Kälte, wenn zwar die Luft ſchon erwärmt, aber der Erdboden oder der ihn bedeckende Schnee noch immer bedeutend kalt iſt, ſo daß die fallenden Regentropfen gefrieren, ſo wie ſie den Boden berühren.

Man ſieht ſehr oft, nach Untergang der Sonne und vor Aufgang derſelben, Waſſertropfen an Pflanzen und andern der freien Luft ausgeſetzten Körpern, ohne daß man dergleichen aus der Luft hätte herabfallen ſehen. Man nennt dieſe Erſcheinung Thau, den man beſonders in den Sommer-Monaten und bei heiterm, ſtillem Wetter wahrnimmt. Er entſteht durch die Ausdünſtung der Körper bei verminderter Wärme der ſie umgebenden Luft, wodurch die Dünſte ſogleich, ehe ſie noch emporſteigen können, in tropfbar flüßiges Waſſer verwandelt werden. Am reichlichſten iſt der Thau in den heißen Ländern zwiſchen den Wendekreiſen, und er iſt dort, während der dürren Jahreszeit, ein reichlicher Erſatz des mangelnden Regens. — Der ſogenannte Honig- und Mehlthau iſt nicht atmosphäriſchen Urſprungs, ſondern wird an den Pflanzen ſelbſt hervorgebracht oder entſteht auch durch Inſekten. — Der Reif iſt entweder gefrorner Thau, oder wird im Winter durch feuchte Nebel erzeugt, welche ſich an die der freien Luft ausgeſetzten kalten Oberflächen der Pflanzen und Bäume anhängen, ohne in Schnee überzugehen. Auf die letztere Art entſteht auch das ſogenannte Ausſchlagen der Kälte oder die dünne Eis- und Schneerinde, mit welcher bei plötzlich erfolgendem Thauwetter, nach langer und heftiger Kälte, ſteinerne Mauern überzogen werden. Da nämlich beim Anfang des Thauwetters die Luft zuerſt

erwärmt wird, während die feſten Körper, namentlich Steine und Metalle, noch eine Zeit lang ihre kalte Temperatur behalten, ſo ſchlagen ſich die wäſſerigen Dünſte der Luft an jenen Körper nieder, und gefrieren zugleich.

Eine andere Art von Lufterſcheinungen ſind die feurigen und durch den elektriſchen Zuſtand der Luft entſtandenen, wohin man die Gewitter und die Waſſer- und Windhoſen rechnet. Die meiſten Gewitter ereignen ſich im Sommer und zwar häufiger des Nachmittags und Abends, als am Vormittage und am Morgen. In der Regel geht eine ſchwüle, drückende Hitze bei wolkenloſem Himmel voraus. Dann bilden ſich am Horizonte Gewitterwolken. Je langſamer dieſe Gewitterbildung vor ſich geht, je zahlreicher die einzelnen Wolken von allen Seiten des Horizonts heranziehen, und je anhaltender und ſtärker die vorausgegangene Hitze war, deſto heftiger pflegt das nun ausbrechende Gewitter zu ſeyn, das gewöhnlich mit einem Sturm beginnt, und von Blitzen und Donnern und Regen, zuweilen auch von Hagel begleitet iſt. Der Blitz entſteht durch plötzliche Entladung des in der Luft befindlichen, ſeinem Weſen nach unbekannten elektriſchen Stoffes, und mit dem Blitze iſt der Donner verbunden. Wetterleuchten nennt man den Widerſchein ſehr entfernter Blitze, bei welchen man keinen Donner vernimmt. Während eines nächtlichen Gewitters und auch ſonſt zur Nachtzeit bei einer ſehr gewitterhaften Luft, zeigt ſich zuweilen an den Spitzen und Ecken erhabener Gegenſtände, z. B. Thürme, Maſtbäume, Wetterableiter ꝛc. das ſogenannte St. Elmsfeuer oder helle Flammen von verſchiedener Größe. — Auf dem Meere gehen die Gewitterwolken oder ſtark elektriſirten Regenwolken nicht ſelten in Windhoſen oder Waſſerhoſen über, indem ſich einzelne Theile der Wolken in Form eines nach unten immer ſchmaler werdenden Sackes oder Schlauches zum Waſſer herabſenken, wobei dieſes in eine kräuſelnde und wirbelnde Bewegung geräth und ſich in ſchraubenförmigen Windungen zu einem Berge emporhebt, deſſen Spitze ſich mit der aus der Wolke herabhängenden Säule vereinigt. Die ganze Waſſermaſſe wird zu gleicher Zeit nach der Richtung des Windes fortgetrieben, und reißt alles, was ihr in den Weg kommt, mit ſich vorwärts, ſo daß nicht ſelten die größten Schiffe durch Waſſerhoſen zu Grunde gehen. Trifft die Waſſerhoſe auf das dem Meere nahe gelegene Land, ſo werden Pflanzen und Bäume ausgeriſſen und in der Luft mit fortgeführt. Eine ganz eigene Merkwürdigkeit bei der Erſcheinung der Waſſerhoſen iſt der Umſtand, daß die von der Wolke ſich herunterziehende langgedehnte Waſſermaſſe und die Säule, welche ſie mit dem von unten auf emporſteigenden Waſſer bildet, inwendig hohl iſt, und alſo einer Röhre gleicht, in welcher man ganz deutlich das Meerwaſſer oder vielmehr den Waſſerdunſt aufſteigen ſieht, auf die Art wie der Rauch in einer Feuereſſe ſich emporhebt. Faſt alle See-

reiſen ſind voll von Beſchreibungen merkwürdiger Waſſerhoſen, die man beobachtet hat. — Die nämliche Erſcheinung, welche ſich auf dem Meere als Waſſerhoſe zeigt, kommt auch, wiewohl viel ſeltener als dort, auf dem feſten Lande vor, und erſcheint als ein heftiger, nur auf einen ſehr ſchmalen Raum eingeſchränkter Sturmwind, der alles mit ſich in die Höhe reißt und fortführt. Man nennt dieſe Erſcheinung Windhoſe oder Landtrombe.

Eine theils feurige, theils glänzende und höchſt wahrſcheinlich zugleich elektriſche Lufterſcheinung iſt das prachtvolle Nordlicht oder der Nordſchein, welches im Weſentlichen aus einem farbigen, ſich über dem nördlichen Horizonte erhebenden Kreisabſchnitte beſteht, der von einem glänzenden, weißen oder röthlichen Bogen eingefaßt iſt, aus welchem von Zeit zu Zeit Strahlen, Lichtbündel und Feuergarben emporſchießen, die ſich im Scheitelpunkte des Beobachters vereinigen. Am häufigſten, ſchönſten und vollſtändigſten erſcheinen ſie im hohen Norden. Auch in der Nähe des Südpols hat man dieſe Erſcheinung, die man hier das Südlicht nennt, beobachtet. Die Entſtehung dieſer Polarlichter iſt noch immer ſehr räthſelhaft; nur ſo viel läßt ſich aus den dabei vorkommenden Erſcheinungen mit Gewißheit ſchließen, daß Elektricität und Magnetismus dabei im Spiele ſind. Für das erſtere ſpricht der Umſtand, daß manche Gewitter in Nordlichter übergehen, auch Blitze bei großen Nordlichtern beobachtet worden ſind; für das letztere zeugt der Zuſammenhang des Kreisbogens mit dem ſogenannten magnetiſchen Meridian oder der Richtung der Magnetnadel und die Unruhe, in welche dieſelbe während des ganzen Verlaufs dieſer Lufterſcheinung geräth. Je weiter man ſich von den Polen entfernt, deſto ſeltener werden die Nord- und Südlichter, und deſto mehr nimmt ihre Kraft ab. Steigt das Nordlicht in den Polargegenden am Horizonte hoch herauf, ſo erblickt man ſolches auch in Deutſchand; man ſieht dann gegen Norden zu am Himmel eine weißliche oder purpurrothe ſtrahlende Lichtmaſſe, in Geſtalt leichter dünner Wolken, durch welche das Strahlenlicht ſchimmert. Ein Fortſchießen der Strahlen, wie man es im Norden bemerkt, ſieht man bei uns nicht, obgleich das ſtrahlende Licht auch ſeine Stelle zu verändern pflegt. Noch weniger hört man, wenn ein Nordlicht bei uns geſehen wird, jenes furchtbare Ziſchen, Knallen und Rollen, welches dieſe Naturerſcheinung in den Polarländern zuweilen begleitet.

Zu den bloß leuchtenden oder glänzenden Lufterſcheinungen, welche durch die Zurückwerfung, Brechung und Beugung der Lichtſtrahlen in der Atmosphäre entſtehen, und daher auch optiſche genannt werden, gehören: der Regenbogen, die Nebenſonnen und Nebenmonde, die Höfe um die Sonne und den Mond, die Dämmerung, Morgen- und Abendröthe, Irrlichter, feurige Luftkugeln, Sternſchnuppen und die Fata Morgana oder Kimmung.

Der Regenbogen iſt ein bogenförmig gekrümmter Bogen, der in einer der unbedeckten Sonne gegenüber ſtehenden Regenwolke erſcheint, wenn ſich der Beobachter gerade zwiſchen der Sonne und der Wolke befindet. Man unterſcheidet in ihm ſieben Farben, welche vom äußern Stande nach dem innern in folgender Ordnung auf einander folgen: Roth, Rothgelb, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau und Veilchenblau. Der Regenbogen entſteht dadurch, daß die Sonnenſtrahlen, welche auf die Regentropfen fallen, darin gebrochen und zurückgeworfen werden, und ſo zu dem Auge des Beobachters gelangen. Da der Regenbogen nur der Sonne gegenüber erſcheint, ſo können wir ihn des Morgens allein im W. und des Abends im O. erblicken. Auch kann er für uns Bewohner der nördlichen Erdhälfte niemals im S. erſcheinen, ſo wenig als für die Bewohner der ſüdlichen Halbkugel im N. Die Erhebung des Regenbogens über den Horizont hängt von der Höhe der Sonne ab. Er erſcheint um ſo größer, je tiefer, und um ſo kleiner, je höher die Sonne ſteht. Die größten Regenbogen zeigen ſich daher zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne. Sehr häufig nimmt man über dem eigentlichen oder Hauptregenbogen noch einen zweiten oder Nebenbogen wahr, bei dem aber die Farben in umgekehrter Ordnung erſcheinen und nicht ſo lebhaft ſind. Innerhalb des Hauptbogens zeigt ſich zuweilen auch noch ein Nebenbogen oder mehrere derſelben. Die Nebenbogen entſtehen durch eine Abſpiegelung des Hauptbogens, oder aus einer doppelten Brechung und Zurückwerfung des Lichts.

Wir kommen nun zu der Erſcheinung der Höfe um die Sonne und den Mond. Man verſteht darunter die hellen Ringe, welche zuweilen dieſe Himmelskörper umgeben und entweder weiß oder auch farbig wie der Regenbogen ſind. Zuweilen ſieht man nur einen, zuweilen auch 2 oder mehrere mit einander gleich laufende Ringe. Sie erſcheinen nur alsdann, wenn die Atmosphäre von ziemlich dünnen und zwar gleichförmig verbreiteten Dunſtſchichten erfüllt iſt, durch welche man den leuchtenden Himmelskörper ſelbſt noch ziemlich deutlich wahrnehmen kann. Gemeiniglich hält man ſie für Anzeigen regneriſcher oder ſtürmiſcher Witterung. Zuweilen iſt mit dieſen Höfen auch die Erſcheinung der Nebenſonnen und Nebenmonde verbunden. Es ſind Bilder der Sonne und des Mondes, welche ſich neben und über dieſen Himmelskörpern zeigen. In der Regel ſind ſie durch einen mehr oder weniger hellen, zuweilen farbigen Ring, der durch die wahre Sonne oder den wahren Mond geht, mit einander verbunden. Daß die Brechung des Lichtes in den Dunſtſchichten der Atmosphäre dieſe Erſcheinungen hervorbringe, iſt gewiß, aber welches der eigentliche Hergang der Sache ſey, und warum z. B. nicht bei jedem mit Dünſten angefüllten Himmel Höfe und Nebenſon-

nen oder Nebenmonde erſcheinen, darüber ſind die Naturforſcher noch nicht einig.

Unter Dämmerung verſteht man das Licht, welches einige Zeit vor dem Aufgange und nach dem Untergange der Sonne in der Atmosphäre wahrgenommen wird. Jenes heißt die Morgendämmerung, dieſes die Abenddämmerung. Die Urſache davon iſt das Zurückwerfen der Sonnenſtrahlen durch die Atmosphäre. Wäre die letztere nicht vorhanden, ſo würde unmittelbar nach dem Untergange der Sonne die Finſterniß eintreten, und dieſe beim Aufgange derſelben eben ſo plötzlich wieder verſchwinden und dem Lichte Platz machen. Weil aber die Erde von einer Lufthülle umgeben iſt: ſo werden die Strahlen der Sonne, die vor ihrem Aufgange oder nach ihrem Untergange an der Erdfläche vorbeigehen würden, von dieſer Lufthülle auf die Oberfläche der Erde zurückgeworfen. Je weniger ſenkrecht die Sonne für einen Ort auf- oder untergeht, deſto länger iſt die Dämmerung daſelbſt. Daher iſt ſie in den tropiſchen Gegenden weit kürzer als in den gemäßigten Zonen, und an den Polen dauert ſie ganze Wochen oder Monate lang, was ſehr viel zur Abkürzung der dortigen langen Nächte beiträgt. Auch der Mond verurſacht vor ſeinem Auf- und nach ſeinem Untergange eine ſchwache Dämmerung.

Die Morgen- und Abendröthe entſtehen durch eine ſolche Brechung und Zurückwerfung des Sonnenlichts, daß dabei allein die rothen Strahlen in unſer Auge gelangen. Die Farbe des Lichts iſt zwar an und für ſich weiß, aber jeder Strahl läßt ſich wieder in 7 andere Strahlen zerlegen, welche die oben angeführten Farben des Regenbogens haben. Die meiſten Körper beſitzen das Vermögen, die auf ſie fallenden Lichtſtrahlen nicht nur zurückzuwerfen, ſondern ſie auch in ihre Beſtandtheile zu zerlegen, einige davon zu verſchlucken, allein die übrigen zurückzuwerfen. Dadurch entſteht auch das Morgen- und Abendroth, indem entweder die reine Atmosphäre ſelbſt oder die darin ſchwebenden Wolken nur die rothen Lichtſtrahlen zurückwerfen, die übrigen aber verſchlucken.

Die Brechung der Lichtſtrahlen in den unterſten Schichten des Dunſtkreiſes verurſacht auch die in Italien unter dem Namen Fata Morgana (Fee Morgana), an der Nordſee unter der Benennung Kimmung bekannte Lufterſcheinung, welche beſonders in flachen Gegenden, namentlich in den Steppen Aſiens und in den Sandwüſten Afrikas wahrgenommen wird, und im Weſentlichen darin beſteht, daß man in der Ferne am Horizonte eine große Waſſerfläche zu erblicken glaubt, über welche die Bilder entfernter Gebäude, Berge, Bäume ꝛc., ſelbſt ſolcher Gegenſtände, die unter dem Horizonte liegen, empor ragen, und ſich in der Waſſerfläche abzuſpiegeln ſcheinen, gerade ſo wie es die Gegenſtände am Ufer eines wirklichen Gewäſſers zu thun pflegen. Dieſe Luft-

ſpiegelung, wie man die Erſcheinung im Allgemeinen nennt, entſteht durch eine ungleiche Brechung der Lichtſtrahlen, welche durch eine ungleiche Temperatur der unterſten, zunächſt den Erdboden oder das Meer berührenden Luftſchichten verurſacht wird.

Das Franzöſiſche Kriegsheer, welches ſich 1798 und 1799 in Aegypten befand, hatte dort öfters Gelegenheit, dieſes ſeltſame Naturſchauſpiel zu beobachten. Der Boden von Niederägypten iſt eine ungeheure, vollkommen wagerechte Ebene, auf welcher ſich nur einige mit Dörfern beſetzte Anhöhen befinden, welche durch dieſe Lage gegen die Ueberſchwemmungen des Nils geſchützt ſind. Abends und Morgens erſcheint die Landſchaft ganz ſo, wie ſie wirklich iſt, oder wie es die wirkliche Lage, Größe und Entfernung der Gegenſtände mit ſich bringt. Am Tage aber, wo der Boden von der Sonne erhitzt wird, ſcheint das Land in einer gewiſſen Entfernung durch eine allgemeine Ueberſchwemmung begränzt zu werden. Die über dieſe Gränze hinaus liegenden Dörfer erſcheinen wie Inſeln in einem großen Meere. Unter jedem Dorfe ſieht man ſein umgekehrtes Bild, ganz wie es erſcheinen würde, wenn es wirklich am Waſſer läge. Nähert man ſich, ſo rücken die Gränzen dieſer ſcheinbaren Ueberſchwemmung weiter hinaus; der das Dorf umgebende eingebildete See zieht ſich zurück, verſchwindet endlich ganz, und die Täuſchung erneuert ſich für ein anderes entfernteres Dorf. Für den durſtigen Wanderer in den Wüſten Afrikas iſt dieſe Täuſchung in einem Augenblicke, wo er mit Sehnſucht einem Labetrunke entgegen ſieht, äußerſt ſchmerzlich.

Auch auf den weiten Steppen Rußlands zeigt ſich dieſes Phänomen. Man glaubt Bäume, Geſträuche und Berge in der Luft ſchweben zu ſehen, erblickt Seen und Teiche, aber dies alles ſchwindet immer weiter vor dem Beſchauer, indem er der Erſcheinung näher zu kommen ſich beeilt; ja er ſieht ſogar dieſe Geſtalten ſich immer verändern, welches von der Beſchaffenheit und Veränderung des Bodens oder der Gegenſtände auf demſelben, oder von der Veränderung der Luft oder auch des Standes der Sonne abhängt. So ſieht man auch in dieſen Steppen das Vieh in der Entfernung wie in der Luft ſchweben und manchmal daſſelbe und alle andern Gegenſtände verkehrt in der Luft ſpielen. Von den Bewohnern der Steppen des mittlern Aſiens wird dieſe Erſcheinung Antilopendurſt genannt, weil ſelbſt die Antilope ſich täuſcht und durſtend nach dem Phantom läuft, das ſie für Waſſer hält.

In Italien zeigt ſich die Erſcheinung der Luftſpiegelung beſonders an der Meerenge von Meſſina unter dem Namen der Fata Morgana, welche Benennung anzeigt, daß es der Aberglaube des dortigen gemeinen Volkes für ein Zauberſpiel dieſer Fee hält. Blickt man nämlich von Reggio an der Küſte von Calabrien, über die Meerenge nach der Gegend der Sicilianiſchen Küſte über: ſo glaubt man zuweilen Städte mit Thürmen, Schlöſſer oder Wälder

zu ſehen, oder ſchöne Palläſte mit regelmäßigen Säulen, lange Reihen von Bäumen, Ebenen mit Viehheerden bedeckt, oder ganze Schaaren von Fußgängern oder Reitern, obgleich von dieſem allen nichts auf dem Meere vorhanden ſeyn kann; eben ſo erblickt man Flotten, obgleich keine da ſind, und mancherlei andere Geſtalten. Sie ſcheinen überdieß in der Luft zu ſchweben, verſchwinden allmählig und machen andern Platz, ſo daß man ſich wirklich in eine Feenwelt verſetzt glaubt, und das kundigſte Auge die Gegend nicht für diejenige zu erkennen vermag, welche es ſonſt hier zu ſehen gewohnt war.

Die Irrlichter oder Irrwiſche ſind Flammen von verſchiedener Größe und bläulicher Farbe, welche man über ſumpfigen Gegenden und ſolchen Oertern, wo thieriſche Körper in Fäulniß übergehen (z. B. Kirchhöfen), zur Nachtzeit in der Luft ſchweben und ſich hin und her bewegen ſieht. Die meiſten und größten Irrlichter werden in warmen Ländern, meiſt nach beendigter Dämmerung, in den erſten Abendſtunden und bei ſtiller Luft geſehen. In der Regel ſind ſie nicht größer als eine Lichtflamme, ſteigen aber auch zu der Größe einer Fackel, und ſollen bei Bologna in Italien bisweilen eine Höhe von 12 F. erreichen. Gewöhnlich berühren ſie den Boden nicht, ſondern ſchweben in einer kleinen Entfernung über demſelben; und wahrſcheinlich ſind ſie nichts weiter als entzündetes phosphorhaltiges Waſſerſtoffgas, welches an allen Orten, wo thieriſche Körper in Fäulniß übergehen, ſich in Menge entwickelt, und bei der Berührung mit atmosphäriſcher Luft ſich entzündet. Das anſcheinende Fortſchreiten und Forthüpfen der Irrlichter iſt wahrſcheinlich bloß ein Verſchwinden der alten und ein Entſtehen der neuen Flammen.

Eine andere merkwürdige Lufterſcheinung ſind die ſogenannten Sternſchnuppen, ſcheinbar kleine leuchtende Körper von der Größe eines Sterns, welche man bei heitern Nächten plötzlich am Himmel entſtehen, ſich eine Strecke mit mehr oder weniger Geſchwindigkeit fortbewegen und dann eben ſo plötzlich wieder verſchwinden ſieht. Bei einigen erfolgt dieſes Verſchwinden noch am Himmel; andere bewegen ſich bis zur Erde herab. Eine mit den Sternſchnuppen verwandte aber viel ſeltener vorkommende und weit auffallendere feurige Lufterſcheinung ſind die Feuerkugeln (von dem Aberglauben des gemeinen Volks fliegende Drachen genannt), glänzende Kugeln, von welchen die größern den Durchmeſſer des Vollmondes erreichen oder noch überſteigen. Sie erſcheinen in verſchiedener Höhe über dem Erdboden, von 1000 F. bis zu 60 M., bewegen ſich mit verſchiedener ſcheinbarer Geſchwindigkeit, aber nicht wie die Sternſchnuppen nach allen Richtungen, ſondern immer nach dem Horizonte herab. Sie ziehen einen langen leuchtenden Streifen hinter ſich her, und zerſpringen meiſtentheils zuletzt mit einem heftigen Knalle und donnerähnlichem Nachhalle, wobei eine Menge

ſogenannter Meteorſteine (Aërolithen) oder auch Eiſenmaſſen auf die Erde herabfallen. Ein merkwürdiger Regen von Meteorſteinen ereignete ſich zu l'Aigle im Franzöſiſchen Orne-Departement am 26ſten April 1803. Um 1 Uhr Nachmittags ſah man an mehreren Orten dieſes und des angränzenden Departements eine brennende Kugel von ſehr hellem Glanze, welche ſich mit großer Geſchwindigkeit durch die Luft bewegte. Gleich darauf hörte man zu l'Aigle und mehr als 30 Lieues rings um dieſe Stadt ein heftiges Gekrach, welches mit 3 oder 4 Schlägen wie Kanonenſchüſſe anfing, hierauf einem Kleingewehrfeuer ähnlich ward, und endlich wie ein fürchterliches Trommeln rauſchte. Während dieſes Getöſes, das 5 bis 6 Minuten dauerte, war indeß die Feuerkugel nicht mehr ſichtbar, ſondern die Entladungen gingen von einer kleinen länglichen Wolke aus, welche unbeweglich ſchien und deren Dünſte, bei jeder einzelnen Entladung, ſich von einander entfernten und hierauf wieder näherten. Mitten unter dieſem Gekrach und Gepraſſel fielen Steine herab, und bedeckten einen Landſtrich, deſſen Gränzen eine Art Ellipſe von etwa 1½ M. Länge und ⅝ M. Breite bildeten. Die Zahl der herabgefallenen Steine ſchätzte ein Naturforſcher, welcher vom Franzöſiſchen Miniſterium des Innern zur Unterſuchung des Vorfalls nach l'Aigle abgeſchickt wurde, auf 2000 bis 3000, von denen aber bei Weitem nicht alle aufgefunden wurden. Der ſchwerſte wog 17½ Pfund, der kleinſte 2 Quentchen. Die Maſſe aller herabgefallenen Steine wurde auf 10,000 Pfund geſchätzt. Alle fielen brennend heiß herab, waren weich und erhärteten allmählig, wobei ſie Spuren dieſer Veränderung beibehielten. Sie rochen ſtark nach Schwefel und gaben einen Dampf von ſich. Bei den Zerlegungen der Chemiker ergab ſich, daß ſie größtentheils aus Kieſelerde und verkalktem Eiſen beſtanden, welchen eine geringe Quantität Magneſia, Nickel und Schwefel beigemiſcht war. — In der Pfarrkirche der kleinen Stadt Enſisheim des Franzöſiſchen Departements Oberrhein bewahrt man noch jetzt einen großen Meteorſtein, der den 7. November 1492 in der Nähe dieſer Stadt aus der Luft gefallen ſeyn ſoll. Er wog urſprünglich 280 Pfund; jetzt iſt er nur noch ohngefähr 170 Pfund ſchwer, weil nach und nach viele Stücke davon herunter geſchlagen worden ſind. — Unter die ſehr merkwürdigen Steinregen der neuern Zeit gehört auch der, welcher ſich zu Stannern bei Iglau in Mähren am 22. April 1808 ereignete. Außer dieſen Meteorſteinen findet man auch noch an einigen Orten merkwürdige Maſſen gediegenen Eiſens, von welchen man gleichfalls behauptet, daß ſie aus der Luft herabgefallen ſeyen. Von einer 1751 am 26. Mai bei Agram in Kroatien herabgefallenen ſolchen Eiſenmaſſe, die 71 Pfund wiegt, weiß man dieß mit Gewißheit, indem man ſie als Bruchſtück einer feurigen Kugel herabfallen ſah, und noch heiß fand.

Unter den andern gleichfalls für meteoriſch gehaltenen Maſſen dieſer Art iſt diejenige merkwürdig, welche Pallas in Sibirien, auf dem Rücken eines hohen Schiefergebirges, zwiſchen Kraſnojarsk und Abakansk gefunden hat. Sie wog an 1,600 Pfund, und hatte eine unregelmäßige Geſtalt. Aeußerlich war ſie mit einer eiſenſteinartigen Rinde überzogen; im Innern beſtand ſie aus einem geſchmeidigen rothbrüchigen gediegenen, wie ein grober Seeſchwamm löcherigen Eiſen. Die Tatarn dieſer Gegend verehren dieſe Maſſe wie ein Heiligthum, und behaupten ausdrücklich, ſie ſey vom Himmel herabgefallen. — Noch größer iſt die gediegene Eiſenmaſſe, welche der Spanier Don Rubis de Celis in Südamerika, in der zu dem einſt Spaniſchen Vicekönigreiche la Plata gehörigen Provinz Chaco, mitten auf einer wenig bewohnten, übrigens fruchtbaren und mit Wald bedeckten Hochebene entdeckte. Sie ſteckt ohngefähr zwei Fuß tief in dem kreideartigen Boden und mag ein Gewicht von 300 Ctr. haben. Auf mehr als 100 Spaniſchen M. in der Runde iſt übrigens kein Berg, vielweniger eine Eiſenmine zu ſehen. Die äußere, das reinſte gediegene Eiſen darſtellende Rinde muß einige Zeit nach dem Herabfallen noch ſehr weich geweſen ſein, indem man Eindrücke von Händen und Füßen großer Menſchen, ſo wie von den Füßen mehrerer großer Vögel der dortigen Gegend darauf bemerkt. Uebrigens unterſcheidet ſich dieſe Südamerikaniſche Maſſe noch von der Sibiriſchen durch eine weit hellere, dem Silberweißen ſich nähernde Farbe.

Ueber die Entſtehungsart der Sternſchnuppen, Feuerkugeln und Steinregen ſind die Naturforſcher nicht einig. Eine Zeit lang glaubte man, daß die Meteorſteine Auswürfe der Mondvulkane wären, und nannte ſie daher Mondſteine, welche Meinung jedoch gegenwärtig aufgegeben iſt, ſo wie auch diejenige, wonach man die Meteormaſſen für Erzeugniſſe der Erde hielt, die durch Ausbrüche der Vulkane in die Höhe geſchleudert oder durch den Blitz von Felsſpitzen losgeriſſen und an einen andern Ort geworfen würden. Dagegen ſagen Andere: die Feuerkugeln und Meteormaſſen ſind Erzeugniſſe unſerer Atmosphäre; die Stoffe, woraus ſie beſtehen, waren vorher in der Atmosphäre vorhanden, und durch ihr Zuſammenballen entſtehen jene Feuerkugeln und Meteorſteine. Eine neuere Hypotheſe, die von Vielen für die wahrſcheinlichſte gehalten wird, beſteht in Folgendem: die Feuerkugeln ſind außer der Erdatmosphäre, im Weltraume entſtandene Maſſen oder Haufen von Stoffen, von verſchiedener Dichtigkeit, bewegen ſich mit einer äußerſt großen Geſchwindigkeit und gehören, vor ihrem Niederfalle, keinem beſtimmten großen Weltkörper an. Sie ſind Gebilde aus denſelben Urſtoffen, aus welchen die Weltkörper gebildet worden ſind. Wenn nun eine ſolche Maſſe der Erde ſo nahe kommt, daß ſie in ihre Anziehungskraft geräth, ſo tritt ſie in die Atmoſ-

phäre derſelben, erhitzt und entzündet ſich, und wird zu einer weichen Maſſe, deren Trümmern auf die Erde fallen. Auch die Sternſchnuppen ſind deſſelben Urſprungs, und beſtehen aus ſolchen Maſſen, welche zwar bei ihrem Vorbeiſtreifen an der Erde in die Atmosphäre derſelben hineingerathen und ſich entzünden, aber noch ſo viel eigene Geſchwindigkeit haben, daß ſie ſich der Anziehungskraft der Erde entwinden, und wieder in den Weltraum hinausfliegen können. Jedoch lehrt der Zuſammenhang, in welchem die Erſcheinung der Sternſchnuppen mit der Witterung und den Jahreszeiten ſteht, daß wenigſtens eine große Menge Sternſchnuppen auch irdiſchen Urſprungs ſeyn müſſe.

Zu den merkwürdigſten Lufterſcheinungen gehören auch noch die **Winde**, welche in einer Bewegung der Luft beſtehen, die durch alles das, was das Gleichgewicht der Luft ſtört, erregt wird. Wenn die Luft überall in der nämlichen Entfernung von der Erdoberfläche einerlei Dichtigkeit und Ausdehnbarkeit hätte, ſo würde in der ganzen Atmosphäre vollkommene Ruhe herrſchen. Nun iſt aber jene Dichtigkeit und Ausdehnbarkeit der Luft, vermöge der ungleichen Erwärmung derſelben, der Ausdünſtungen ꝛc. ſehr verſchieden und den größten Veränderungen unterworfen. Daher muß das Gleichgewicht der Luft als eines flüßigen Körpers unaufhörlich geſtört, und dieſe dadurch genöthigt werden, daſſelbe wieder herzuſtellen. Die daraus entſtehenden mancherlei Strömungen in dem großen Luftmeere nennen wir **Winde**. Sie ſind in Anſehung der Stärke und Geſchwindigkeit verſchieden, und heißen Lüftchen, ſchwache, mittelmäßige und ſtarke Winde, Stürme und Orkane. Ein ruger Zuſtand der Luft heißt eine **Windſtille**. Ein mittelmäßiger Wind durchläuft in der Sekunde etwa 12 bis 16 Fuß. Winde, die in der Sekunde über 40 F. durchlaufen, heißen **Sturmwinde, Stürme**. Die Geſchwindigkeit der **Orkane** ſteigt von 100 bis zu 120 auch wohl 150 F. in der Sekunde. Man hat berechnet, daß ein Orkan von etwa 120 F. Geſchwindigkeit auf einen Thurm, der 150 F. hoch iſt und 30 F. ins Quadrat hat, eine Kraft von mehr 9 Millionen Pf. ausübt.

Die furchtbarſten und häufigſten Orkane herrſchen in den tropiſchen Gegenden, namentlich werden die Maskareniſchen Inſeln in Afrika und die Antillen in Amerika von ihnen heimgeſucht. Wir theilen hier die Schilderung von dieſen Orkanen mit, die ein Reiſender, der Isle de France, oder jetzt gewöhnlich Mauritius genannt (eine der Maskarenen), beſuchte, mit folgenden Worten macht: „Dieſen ſchrecklichen Phänomenen geht in der Regel eine tiefe Stille vorher. Die Sonne iſt wie mit einem blutigen Schleier überzogen, die ganze Atmosphäre iſt entzündet, und auch nicht der leiſeſte Windhauch erhebt ſich, um das Athmen zu erleichtern. Nach und nach fängt das Meer an hohl zu gehen, es

rollt mit ſchrecklichem Gebrauſe ſeine Wogen ans Ufer, und ein ſanfter kühler Wind wird fühlbar; allein plötzlich wird derſelbe ſo heftig, und wechſelt ſo oft, daß in wenigen Augenblicken von allen Seiten des Horizontes Wolken aufſteigen, und über die ganze Natur ein trauriges Halbdunkel verbreiten, welches die erſchrocknen Seeleute und die armen Einwohner mit den ſchlimmſten Ahnungen erfüllt. Jetzt, nach einigen Minuten, ſtoßen die von verſchiedenen Seiten heraufbrauſenden Winde wüthend gegen einander, laſſen weit und breit ihr furchtbares Geheul ertönen, durchwühlen das Meer bis auf den tiefſten Grund, und thürmen ungeheure Wogen empor, deren Anblick die Seele des Schiffers mit Grauen und Entſetzen erfüllt. Durch ihr Wüthen werden die ſo äußerſt gefährlichen Wirbelwinde erzeugt, denen kaum zu widerſtehen iſt, und welche die obern Gipfel der Wogen in dicke Nebelwolken auflöſen. Während aber der Orkan auf das Meer ſeine Wuth in vollen Strömen ausſchüttet, verbreitet er auf dem Lande Tod und Verderben. Nichts vermag hier ſeiner Heftigkeit Widerſtand zu leiſten. Tief eingewurzelte Bäume, feſt gebaute Häuſer, reiche Aerndten, der Stolz der Felder, Orangen- und Citronenwäldchen, Alles wird in den Staubwolken mit fortgeriſſen, und in wenig Stunden ſieht der Landmann die Frucht ſeiner mühevollen Anſtrengungen völlig zerſtört und vernichtet. Der ſchreckliche Auftritt wird noch furchtbarer durch das zerſtörende Feuer des Donners, der zwiſchen das Brüllen der Winde und Waſſerwogen nun auch noch unaufhörlich ſeine Blitze ſchleudert, und auf dieſe Weiſe öfters noch den letzten Zufluchtsort, den der Sturm verſchont hat, in Aſche legt. Dergleichen Orkane dauern 10 bis 12 Stunden, ſelten länger, und der Barometer ſteht während der Zeit immer unter Sturm. Ein Schiff, das ſolchen Sturm kommen ſieht, muß entweder den Hafen zu erreichen ſuchen, um hier vor ſeiner Gewalt ſich zu ſichern, oder es muß ſchnell das hohe Meer gewinnen, um hier glücklicher Widerſtand leiſten zu können; denn in der Nähe der Küſte zu bleiben, würde unausbleiblich Schiffbruch und Tod herbeiziehen."

Die Geſchwindigkeit des Windes iſt ſelten ganz gleichförmig, ſondern man unterſcheidet deutlich **Windwellen** und **Windſtöße**. Bei jenen iſt die Luft zwar anhaltend in ſtarker Bewegung, aber doch ſekundenweiſe ſtärker oder ſchwächer; bei dieſen pflegt auf eine nur wenige Sekunden anhaltende, aber ſehr ſtarke Bewegung plötzlich eine ziemlich ruhige Luft zu folgen. Oft iſt der Wind an dem einen Orte ſehr heftig, während kaum 20 oder 30 F. davon nur ein leiſes Wehen verſpürt wird. Alle dieſe Verſchiedenheiten in der Luftbewegung rühren theils von den Urſachen, wodurch die Winde entſtehen, theils auch von dem Widerſtande her, welchen der Luftſtrom an den ſich ihm entgegenſtellenden Körpern findet. Die heftigſten Stürme zeigen ſich da, wo die Luft

den wenigſten Widerſtand antrifft, alſo auf dem Gipfel hoher Berge, auf dem Meere ꝛc.

Die Richtung des Windes iſt entweder wagrecht oder ſchräg oder ſenkrecht. Manche Winde haben eine kreisförmige Richtung, d. h. die Luft dreht ſich um einen Mittelpunkt ſchnell im Kreiſe herum. Sie heißen Wirbelwinde und entſtehen durch zwei Winde, die faſt neben einander in entgegengeſetzter Richtung ſtreichen.

In Rückſicht des Eintritts und der Dauer werden die Winde in beſtändige und in unbeſtändige oder veränderliche eingetheilt. Zu den erſtern gehören: 1) die Paſſatwinde, beſtändige Oſtwinde, welche hauptſächlich zwiſchen den Wendekreiſen und zwar mit dem Unterſchiede wehen, daß ſie in der nördlichen Halbkugel mehr oder weniger nordöſtlich und in der ſüdlichen ſüdöſtlich ſind; 2) die Mouſſons (von dem Malayiſchen Worte Mouſſin, welches Jahreszeit bedeutet, ſo genannt), die vorzüglich dem Indiſchen Ozean eigen ſind, und worunter man diejenigen regelmäßigen Winde der heißen Zone verſteht, welche in der einen Jahreszeit aus einer gewiſſen Himmelsgegend, und in der andern aus der entgegengeſetzten blaſen. Die bekannteſten Mouſſons werden gefunden: zwiſchen Madagascar und der oſtafrikaniſchen Küſte, wo vom Oktober bis zum Mai Südoſtwind herrſcht; zwiſchen Arabien und Malabar, vom April bis Oktober aus Südweſten, vom Oktober bis April aus Nordoſten; zwiſchen Madagascar und Sumatra, vom Mai bis Oktober aus Nordweſten; zwiſchen Sumatra und der Chineſiſchen Küſte, vom Oktober bis Mai aus Nordnordoſten, in den übrigen Monaten aus Südweſten. Man ſieht aus dem halbjährigen Wechſel der Mouſſons, daß ſie mit dem Stande der Sonne im Zuſammenhange ſtehen; zugleich aber hangen ſie auch von der Achſendrehung der Erde und von der Lage der Küſten, ſo wie von der Richtung der großen Gebirgsketten ab; 3) die periodiſch wechſelnden See- und Landwinde, vorzüglich an den gebirgigen Inſeln, Vorgebirgen und Küſten der heißen Zone, die bei ſtillem Wetter täglich und regelmäßig wechſeln, und darin beſtehen, daß am Tage der Wind vom Meere her nach dem Lande bläſet, oder auf dem Lande Seewind herrſcht, des Nachts aber der umgekehrte Fall eintritt oder auf dem Meere Landwind herrſcht, durch welchen Wechſel die in dieſer Zone herrſchende Hitze ungemein gemäßigt wird. Dieſe Winde entſtehen aus der Verſchiedenheit der Temperatur. Am Tage wird die Luft über der Inſel oder der Küſte ſtärker erwärmt, als das benachbarte Meer; ſie ſteigt daher in die Höhe und es entſteht ein Zuſtrömen der kältern Luft vom Meere her. Bei der Nacht muß das Gegentheil Statt finden, weil alsdann die Luft über dem Meere wärmer iſt, als die über dem Lande.

Die unbeſtändigen oder veränderlichen Winde ſind vornehmlich dem feſten Lande der gemäßigten und kalten Zonen

eigen, und wehen unregelmäßig nach Zeit, Stärke und Richtung. Winde, die unter ihnen am häufigſten vorkommen, nennt man herrſchende Winde, dergleichen in den gemäßigten Zonen die Weſt-, und in den kalten die Oſtwinde ſind. Bei uns in Deutſchland ſind die von Norden und dem Eismeere kommenden Winde kalt, die von Süden kommenden warm. Der Weſt-, Südweſt, und Nordweſtwind iſt bei uns feucht, weil er vom Atlantiſchen Meere kommt und alſo Luftſchichten herbeiführt, welche viel Waſſerdunſt enthalten. Der Oſt- und der Nordoſtwind dagegen iſt trocken, weil er ſeinen Weg über die weiten Länderſtrecken von Aſien und dem öſtlichen Europa nehmen muß, wo er keine Gelegenheit hat, Waſſerdunſt aufzunehmen.

Endlich ſind auch noch die Winde zu bemerken, welche mit beſondern Eigenſchaften und Wirkungen verſehen ſind, als der Samum oder Samieli in Syrien, Arabien ꝛc., der Khamſin in Aegypten, der Harmattan auf der Küſte von Guinea, die Bora, der Scirocco (ſpr. Schirokko) und Solano in Südeuropa, der Föhn in der Schweiz ꝛc., von welchen bei den einzelnen Ländern Beſchreibungen vorkommen werden.

§. 31. Wären die Sonnenſtrahlen die einzige Urſache von der Erwärmung der Luft, ſo würde die Wärme oder Kälte jedes einzelnen Ortes genau von ſeiner geographiſchen Breite abhängen, und ein Jahr wie das andere die nämliche ſeyn, bloß mit Ausnahme des Unterſchiedes, welchen der aus der Schiefe der Sonnenbahn hervorgehende Wechſel der Jahreszeiten mit ſich bringen würde, der aber gleichfalls immer derſelbe wäre. Allein die Erfahrung lehrt, daß dies nicht der Fall, ſondern daß das phyſiſche Klima von dem mathematiſchen verſchieden iſt. Es giebt Orte in der heißen Zone, welche das ganze Jahr hindurch einer ſehr gemäßigten Wärme genießen, und mancher Ort, der mit einem andern unter gleicher Breite liegt, hat ein viel kälteres Klima als dieſer. Es muß alſo noch andere Urſachen geben, von welchen das phyſiſche Klima abhängt.

Eine der erſten Urſachen iſt die Höhe eines Orts über der Meeresfläche. Je höher ein Ort iſt, deſto kälter iſt er, unter übrigens gleichen Umſtänden. Der Hauptgrund dieſer Erſcheinung iſt die Verdünnung der Luft, welche mit der Höhe zunimmt. Schon oben wurde bemerkt, daß es die Sonnenſtrahlen nicht an ſich ſind, welche die Wärme hervorbringen, oder daß dieſe bloß von der Sonne ausſtröme. Die Wärme befindet ſich vielmehr ſchon in der Erde und in der Luft, und wird bloß durch die Sonnenſtrahlen aufgeregt oder frei gemacht. Je dichter übrigens ein Körper iſt, deſto leichter kann er erwärmt werden. Eine ſehr dünne von dem Erdkörper weit entfernte Luft kann daher nicht in dem Grade, wie die untern dichten Luftſchichten, nahe an der Oberfläche der Erde erwärmt werden. Dieſes Geſetz der Wärmeabnahme findet man in

allen Gegenden des Erdbodens, und es iſt oft nur eine mäßige Erhebung über die Meeresfläche nöthig, um ſich davon zu überzeugen. Im Harze, Thüringerwalde, Rieſengebirge ꝛc. iſt die Luft kälter als in den Flachländern Thüringens, Hannovers und Schleſiens. Dort liegt oft noch Schnee, wenn hier alles grünt. Bei der allmähligen Abnahme der Wärme nach der Erhöhung über dem Meere, muß natürlich für jeden Ort der Erde eine Luftgegend eintreten, in welcher der Grad der Kälte ſo ſtark iſt, daß der auf einem in jene Luftgegend emporragenden Berge liegende Schnee nicht ſchmilzt, ſondern beſtändig liegen bleibt. Eine durch alle dieſe Punkte, auf welchen der beſtändige Schnee anfängt, vom Aequator nach den Polen hin gezogene Linie heißt die Schneelinie, die Schneegränze, die Gränze des ewigen Schnees. Die Höhe dieſer Schneegränze iſt um den Aequator am höchſten, und ſenkt ſich immer mehr, je näher ſie den Polen kommt, bis ſie ſich endlich an den Polen zur Meeresfläche herabſenkt und alles mit ewigem Schnee und Eiſe bedeckt. Nach den angeſtellten Beobachtungen beginnt die Schneegränze

unter dem Aequator mit	14,760	Fuß;
unter 18 bis 19° in Mexiko mit	14,100	—
unter 30 bis 31° am Süden des Himalaya=Gebirges gewöhnlich mit	12,000	—*)
unter derſelben Breite am Norden dieſes Gebirges mit	12,630	—
unter 37° in Granada auf der Sierra Nevada mit .	10,680	—
unter 42 bis 43° am Kaukaſus mit	9,900	—
unter derſelben Breite auf den Pyrenäen mit . . .	8,400	—
unter 45 bis 46° in den Schweizeralpen mit . . .	8,220	—
unter 48 bis 50° in den Karpathen mit	7,980	—
unter 59 bis 60° in Norwegen mit	5,800	—
unter 61 bis 62° eben daſelbſt mit	5,410	—
unter 63 bis 64° eben daſelbſt mit	4,800	—
unter 69 bis 70° eben daſelbſt mit	3,600	—
unter 71° am Nordkap eben daſelbſt mit	2,400	—

Auf der Gränze des ewigen Schnees bilden ſich auf den Gebirgen Gletſcher, oder ungeheure Eismaſſen, die in den hohen Bergthälern und Bergſchluchten der Alpen und anderer Hochgebirge, gewöhnlich über der Schneegränze beginnen, durch innere Ausdehnung aber, ſo wie durch das Schmelzen an der untern Seite und durch die abhängige Lage tiefer ſich herabſenken, und daher oft auch weit unter der ewigen Schneelinie gefunden wer=

*) Am Norden dieſes Gebirges fängt aber in der Regel erſt mit 14,500 die Gränze des ewigen Schnees an, ja an einzelnen Punkten beginnt ſie ſogar erſt mit 18,000 F.

den. Z. B. der untere Grindelwaldgletſcher in der Schweiz ſenkt ſich bis zur Meereshöhe von 3,200 F. hinab. Nicht lockrer oder harter Schnee, ſondern Eis macht das Weſen des Gletſchers aus, und ein Gletſcher kann nicht entſtehen ohne Schmelzen des Schnees und ohne Gefrieren des Schmelzwaſſers. Sie bilden ſich nämlich durch den häufigen Schnee, der von der Wärme der Sommertage oder Südwinde an der Oberfläche ſchmilzt, als Waſſer die untern Theile der Schneemaſſe durchſickert und dort zu Eis erſtarrt. Hat ſich auf dieſe Art ein Eis von einiger Dicke gebildet und ſchneiet es von Neuem auf der Oberfläche, ſo wiederholt ſich in folgenden Jahren daſſelbe Schmelzen und Gefrieren zu Eis, was ein allmähliges Wachſen der Gletſcher zur Folge hat, und unglaublich würden dieſe Eismaſſen ſich häufen, wenn nicht eine Abnahme einträte, nämlich durch Verdünſtung und durch Schmelzen auf der Oberfläche und auf der untern Seite und Abfließen des Waſſers als Bäche, wodurch die Gletſcher nie verſiegende Quellen der Flüſſe werden. Der Hochſchnee iſt von demjenigen, der unter der Linie des ewigen Schnees und mithin in der Dunſtregion der dichtern und trübern Atmosphäre fällt, ſehr verſchieden. Wenn dieſer letztere den Keim zur Waſſerform in ſich trägt, iſt hingegen der erſtere ein mehr kryſtalliniſches Gebilde, reiner in reinerer Luft erzeugt, oder doch nicht in tiefem Falle durch trübere Luft getrübt, und legt ſich leicht, trocken und locker ab. Er ſcheint bei erhöheter Temperatur mehr auszudünſten als zu zerfließen, und ſintert zu erbſengroßen, abgerundeten Körnern zuſammen. Dieſe um die Hochgebirge ſich anlagernde ewige körnige Schneemaſſe bezeichnet man in der Schweiz mit dem Namen **Firn**, und die mit einem ſolchen Schnee eingehüllten Berge und Gebirgsköpfe nennt man daſelbſt **Firner**, (in Tyrol **Ferner**), in Island **Jökul**. Weite Strecken zuſammenhängender Firne, welche von ihrem untern Rande die Gletſcher gegen die bewohnte Welt herabſenden, heißen in den Alpen **Eismeere**, davon die größten ſind: das um den Montblanc, das um den Mont Cervin und das um den Finſteraarhorn.

Nach des Schweizeriſchen Naturforſchers **Hugi**, (welcher in ſeiner naturhiſtoriſchen Alpenreiſe über die Gletſcher die intereſſanteſten und neueſten Bemerkungen mittheilt) Angabe hat in den Alpen die größte Anzahl von Gletſchern ſowohl gegen Norden und Süden, als gegen Oſten und Weſten, um ſeinen untern Rand das Eismeer zwiſchen Grindelwald und Wallis, Hasle und Lötſch. Den Durchmeſſer jener zuſammenhängenden, ewigen Eis- und Firnmaſſe mag von Süden nach Norden 4½ und von O. nach W. 8½ Stunden, und alſo der geſammte Flächenraum 38 □Stunden betragen. Die Dicke der Maſſe wird (nach Hugi) im Allgemeinen zu groß angenommen. Die mittlere Mächtigkeit der Gletſcher oder der in die Thäler unter die Schneelinie herabſteigenden

Eismaſſen kann nur auf 80 bis 100 Fuß angenommen werden. Die höhern, weite Thäler ausfüllenden Firne können im Mittel 120 bis 180 Fuß in der Dicke haben. Abwärts ſendet die Firnlinie eine große Menge von Gletſchern aus. Einige liegen in bedeutenden Thälern, füllen dieſelben aus, ſteigen weit empor in das Innere des hochgelegenen Firn- oder Eismeeres, und ſenken zugleich ſich tief herab zur bewohnten Welt. Andere Gletſcher ſind nicht in eigentliche, vom Innern der Firnmeere allmählig ſich zur bewohnten Welt ſenkende Thäler eingeſchloſſen, ſondern füllen mehr jäh herabſteigende Gebirgsſchluchten aus, welche von den wildeſten Gräten herabſteigen, und über den höchſten Alpen wieder ſich verflächen. Weniger zahlreich ſind die Gletſcher, welche auf flachem Grunde, von den Gräten ſich ſenken.

Jeder Gletſcher wird urſprünglich als Firn geboren; als Gletſcher iſt er nur im Abnehmen begriffen, er reift nur der Auflöſung entgegen. Wenn in einer Folge von ſchneereichen Jahren die Firnmeere ungewöhnlich ſich anhäufen, werden ſie auch um ihren untern Rand gewaltigere Gletſchermaſſen herabſtoßen gegen die Unterwelt. Solche Rieſenglieder, in jedem Umfange gewaltiger, als ſie ſonſt zu ſeyn pflegen, brauchen auch längere Zeit zur Vernichtung, woher ſie auch, weil das Vorrücken immer fortgeſetzt Statt findet, weiter herab in die bewohnten Thäler geſchoben werden.

Während einige Gletſcher ohne Bruch und Spalten herabſteigen, drängen andere ſich über ſenkrechte Felſen, reißen jeden Augenblick im Vorrücken in kleinen Maſſen los, und bieten intereſſante Schauſpiele dar. Andere halten das Mittel, und ſteigen ſtufenweiſe über wilde Klippen herab. Dieſe Gletſchergehänge bieten dem Reiſenden das Anſtaunungswürdigſte. Ueber dem Abhange beginnen ſie zu zerreißen, und die Eigenſchwere, aber nur in ſo fern die Maſſe von oben nachrückt, fängt an, ihre Herrſchaft auszuüben. Sobald die Maſſe auf den Abhang ſelbſt gelangt, iſt jede Regelmäßigkeit der Formen gänzlich verſchwunden. Alles reißt ſich ſchrecklich durch einander und bietet dem Lufteinfluſſe tauſend Zugänge in das Innere und Tiefere des Gletſchers. Wo einzelne Steine auf der Maſſe liegen, wächſt dieſe zu wilden Thurmgeſtalten empor, die man oft hundertweiſe 20 bis 80 Fuß hoch ſieht. Rings um ſie iſt die Maſſe bis auf den Grund zerriſſen. Jeden Augenblick ſtürzen ſolche Thürme mit ihren Steinköpfen ein und vermehren mit ſchrecklichem Sturze das Grauſende der Formen. Oft richten ſich mauerähnlich mit 1000 Zacken ganze Gletſcherſchichten weit in die Luft auf, die oft der unterirdiſchen, durch die Spalten und Schründe ſteigenden Luft, die Schneegeſtöber und Dünſte mit friſchem Zuge zwiſchen den Maſſen empor treibt, ihre Form zu verdanken haben. So ſteigt der grauſenerregende Ruin herab und ſtürzt ſich oft über Felſen. Unten aber auf mehr horizontalem Grunde iſt die zuſammengeſtürzte, zertrümmerte Maſſe

bald wieder zu ebenem Gletſcher gefügt, der gemächlich wieder zur letzten Auflöſung herabſteigt.

Das Eis der Gletſcher iſt nicht ein ſo feſtes Eis wie es Flüſſe im Winter zeigen, ſondern es iſt auf eine ganz eigenthümliche Weiſe aus Kryſtallen zuſammengefügt, die im Durchmeſſer einen bis zwei Zoll halten, gleichſam gelenkförmig in einander gehängt ſind, und auch bei dem lockerſten Zuſammenhange unter einander, und ungeachtet ihrer Beweglichkeit nicht aus einander fallen, ſondern jeder hilft ſeinen Nachbar in die Maſſe einkeilen, ſo daß es bedeutende Gewalt braucht, um einen Kryſtall aus der Maſſe zu trennen. Die Urſache dieſer Geſtaltung iſt die Luft, welche ſich beim Gefrieren der mit Waſſer getränkten Schneemaſſen entwickelt, ausdehnt, und dünne Luftbläschen von allen Krümmungen bildet, nach denen die immer größer werdenden Eisſtückchen ſich formen. Die Farbe der einzelnen Kryſtalle iſt ſehr ausgezeichnet weiß und hell. Wenn aber die gleiche Maſſe mehr im Zuſammenhange betrachtet wird, ſo beginnt mit zunehmender Mächtigkeit und ſtufenweiſe mit ihr das Blau ſich zu heben, das vom zarteſten kaum merkbaren Himmelblau durch ſanftes Schmalteblau bis zum ausgezeichnetſten Laſur fortſchreitet. An einigen Gletſchern miſcht ſich in das Laſur ein ſanftes Meergrün, das nicht ſelten über das erſte vorherrſcht. Die Farbenſeite, vorzüglich in den untern Klüften und Spalten, wo der Gletſcher im Abſchmelzen begriffen, iſt ſo rein und ausgezeichnet, daß ſie ſich nur bewundern, nicht aber beſchreiben und nachbilden läßt. Wie die Gletſchermaſſe zur Firnlinie empor ſteigt, verſchwindet allmählig jene ausgezeichnete Farbenſeite, bis ſie im Firne ſelbſt mit mattem Weiß aufhört.

Häufig findet man in den Gletſchern Spalten, die mehrere Fuß oder Klafter breit und wohl hundert und mehrere hundert Fuß tief ſind. Heftige Kälte, plötzliche Veränderung der Temperatur und dadurch verurſachte Spannung der Eismaſſe und die abhängige oder unebene Lage derſelben ſind die Urſache hiervon. Im Winter iſt es auf den Gletſchern ſehr ruhig: ſobald aber die Luft wärmer wird und während des Sommers, beſonders im Auguſt, hört man bisweilen ſchreckliches Brauſen und fürchterliche Stöße, die alles erbeben machen. Das Spalten geſchieht immer mit einem furchtbaren Getöſe und einem Donner ähnlichen Knalle, der, wenn er mehrere Male in einem Tage erfolgt, ein Vorbote von Wetterveränderung iſt. Die Spalten verändern ſich täglich und ſtündlich, und daher iſt es zu dieſer Zeit gefährlich, auf den Gletſchern zu reiſen. Bei plötzlichem Wechſel der Witterung ſtoßen aus den Spalten der Gletſcher bisweilen Luftſtröme von der durchdringendſten Kälte, die zugleich feine Eiskörnchen mit ſich führen und weit und breit wie Schneegeſtöber fortblaſen. Dieſe Luftſtöße nennt man Gletſchergebläſe. Auf den Gletſchern rauſchen überall

Waſſerbäche, die ſich ihr Bette eingraben. Wenn der Abfluß des Waſſers unter den Gletſchern verſtopft wird, und es ſich dann in großer Menge angeſammelt hat, dann zerſprengt es die Eistafeln, und ergießt ſich als ein wilder Strom aus einer breiten Spalte. An dem abhängigſten Orte, am Ende des Gletſchers, entſtehen im Frühlinge und Sommer 100 F. hohe und 50 bis 80 F. breite Eisgewölbe, aus deren Tiefe der Gletſcherſtrom hervorbrauſet. Im Winter ſieht man aber nichts von dieſen Gewölben, die dann mit Eis und Schnee bedeckt ſind. Das Waſſer der Gletſcherſtröme iſt veilchenblau und behält dieſe Farbe Meilen weit, wenn nicht andere einfallende Bäche ſie verändern. Dieſe eigenthümliche Farbe des Gletſcherwaſſers entſteht von dem vielen fein zerriebenen Quarz, Glimmer und Feldſpath, die es immer mit ſich führt.

Wegen der häufigen und tiefen Spalten iſt eine Reiſe über die Gletſcher und mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge ſehr gefährlich, und darf nur mit der größten Vorſicht unternommen werden. Oft ſind die Oeffnungen ſo mit Schnee bedeckt, daß auch der vorſichtigſte Reiſende hineinſtürzt und faſt alle Jahre werden dergleichen Verunglückte aufgefunden. Um daher ſolchen Unglücksfällen vorzubeugen, nehmen die Reiſenden der Gegend kundige Wegweiſer mit, die mit langen Stöcken die Wege unterſuchen. Finden ſich nun Spalten, ſo müſſen ſie entweder hinüberſpringen, oder es wird eine Art von Brücke geſchlagen, zu welcher die Führer immer einige Bretter bei ſich haben. Außerdem führen auch die Reiſenden ſelbſt lange Stangen bei ſich, um entweder den Fall zu verhüten, oder ſich nach dem Falle retten zu können. Am zweckmäßigſten iſt es, eine ſtarke lange Schnur bei ſich zu führen, ſich einige Schritte von einander zu entfernen und ſie dann der Länge nach zu tragen, oder ſich dieſelbe um den Arm oder Leib zu binden, damit die Hintengehenden die Vordern im Falle eines Sturzes retten können. Um das Fallen auf dem Eiſe zu verhüten ſind die Schuhe mit kleinen ſpitzigen Nägeln beſchlagen.

Eine nicht minder merkwürdige Naturerſcheinung der gletſcherreichen Hochgebirge ſind die Lauwinen oder Lavinen, Lawinen*), womit man in der Schweiz jeden durch eigene Naturkraft erfolgten Sturz verſteht, der eine bedeutende Laſt Schnee oder Erde von den Anhöhen niederwärts trägt. Die Schneelauwinen oder Schneeſtürze können eingetheilt werden, in Staub-, Grund-, Gletſcher- und Rutſch-Lauwinen. Wenn die Menge des gefallenen Schnees groß, und der Berghang, wo er aufliegt, ſchief

*) In dem Munde der meiſten gebildeten Schweizer hört man Lauwinen, obſchon man gewöhnlich Lavinen, Lawinen und Lauinen ſchreibt und ſpricht. Andere Schweizer Mundarten nennen ſie Laue, Lauwe, Lowe; die Berner Lauele. In Tyrol heißen ſie Lähnen, Schneelähnen.

genug iſt, ſo entſteht eine Lauwine. Zerſtäubt die Maſſe im Fallen, ſo heißt ſie Staublauwine, dergleichen meiſtens im Winter, nach tief gefallenem, locker zuſammenhängendem Schnee entſtehen, und für das Leben der Einwohner, ſo wie des Viehes, und für die Gebäude und Gebirgswälder die gefährlichſten ſind. Zerſtäubt die losgleitende Schneelaſt nicht, ſondern fällt die ganze Schneedecke auf weniger ſteilem Abhange mehr oder minder noch zuſammenhängend herunter, ſo heißt ſie Grundlauwine, auch Schlaglauwine, welche gewöhnlich erſt beim Antritt des Frühlings entſtehen, wenn Waſſer vom geſchmolzenen Schnee zwiſchen der Schneedecke eines Abhanges und der Erdfläche durchſintert, den Boden ſchlüpfrig macht, und ſeinen Zuſammenhang mit der unterſten Schneelage auflöſet. Die Grundlauwine reißt gewöhnlich Steine und Erde mit ſich; was aber die Staublauwine nicht thut. Der Sturz ſowohl der Staub- als der Grundlauwinen aus Höhen von vielen 1000 Fuß ſtößt die Luft mit ſolcher Heftigkeit fort, daß bisweilen, weit von dem Falle der Schneemaſſen, Häuſer niedergeriſſen und Menſchen und Thiere zu Boden geworfen und zerriſſen werden. Menſchen und Thiere, die durch eine Staublauwine überſchüttet werden, kann man, wenn der Schnee weggeräumt wird, noch retten, eben weil der Schnee locker iſt. Iſt indeß die Laſt und die Maſſe zu groß, ſo muß der Unglückliche ohne Rettung erfrieren oder erſticken. Wer von einer Schlag- oder Grundlauwine verſchüttet wird, iſt meiſt verloren. Entweder er wird gleich bei der erſten Berührung zermalmt oder erſtickt, oder die Maſſe reißt ihn mit ſich fort und zerſchmettert ihn an dem nächſten Felſen. Gewöhnlich iſt dieſer Schnee ſo feſt, daß Menſchen oder Thiere, die nur bis an den Hals darinnen ſtecken, ſich nicht mehr herausarbeiten können. Nicht ſelten bildet er über einen Gebirgsſtrom ein Gewölbe, das bis tief in den Sommer hinein für die ſchwerſten Laſten als Brücke dient.

Gewöhnlich behauptet man, daß eine mäßige Erſchütterung der Luft, ein Windſtoß, ein Vogel, der ſich auf den Schnee lagert, ein Piſtolenſchuß, der Schall von den Glocken und Schellen der Maulthiere und Saumroſſe ꝛc. die Lauwinen verurſachen könne, ferner, daß die herabſtürzende Schneemaſſe Anfangs unbedeutend ſey und ſich erſt durch das Fortſtürzen vergrößere; allein Andere läugnen die Entſtehung der Lauwinen durch ſolche Kleinigkeiten. Daß ferner von den höchſten Hörnern oder Gräten der Hochgebirge Lauwinen herabſtürzen, verwirft Hugi, der, wie ſchon oben geſagt worden iſt, die neueſten und wichtigſten Bemerkungen über die Gletſcher mittheilt, und behauptet vielmehr, daß die Lauwinen nur in den tiefern Regionen um die Gränze der Holzvegetation über den Gehängen der Thäler zu Hauſe ſeyen, von wo ſie in die Tiefe hinabſtürzen.

Noch müſſen wir einige Worte von den Gletſcher- und Rutſch-Lauwinen ſagen. Die erſten entſtehen meiſtens im Sommer, wenn der Fön oder Südwind über die Eisfelder weht, und das geſchmolzene Waſſer über die Felsunterlage des Gletſchers rinnt, die unterſten Schichten des aufliegenden Eiſes ſchmelzt und ſo das Vorrücken des Gletſchers und ſein Berſten in Stücke befördert, die im Fallen zerſplittert herabſtürzen. Rutſch- oder Suog-Lauwinen (von dem Worte Suoggen, welches im Berner Dialekte langſam gehen oder ſchleichen bedeutet) entſtehen, wenn die Fläche des Bodens unter dem Schnee zwar ſchlüpfrig, aber dennoch nicht ſteil genug iſt, daß der Schnee zum plötzlichen Fallen kommen könnte. Er rückt oder rutſcht dann nur langſam über die Erde hin, und bleibt bei dem erſten feſten Gegenſtande, der ihm in den Weg tritt, ſtehen, ſo lange, bis dieſer dem anhaltenden Drucke nachgiebt, oder der Schnee ſich ſelbſt zertheilt.

Außer der Höhe eines Landes über die Meeresfläche, wodurch die Kälte vermehrt und die Hitze vermindert wird, trägt zum phyſiſchen Klima eines Landes auch die Nähe des Meeres, der Seen und großer Flüſſe bei. Die Luft iſt in der Nähe derſelben im Winter wärmer und im Sommer kälter, als anderwärts, weil das Waſſer, beſonders des Meeres, eine gleichförmigere Temperatur behält. Daher haben Küſtenländer unter höhern Breiten eine gemäßigtere Wärme und Kälte als ſüdlich gelegene, aber vom Meere entfernte Länder. Eine Ausnahme machen natürlich die Küſtenländer des Eismeeres, wo das Meerwaſſer gefriert, und ſeine Kälte den angränzenden Luftſchichten mittheilt. Daraus erklärt man ſich die größere Kälte der ſüdlichen Halbkugel der Erde, wo das Eis ein ſo großes Uebergewicht hat.

Das Klima im Innern der Länder wird im Gegenſatze von dem der Küſtenländer und Inſeln, Kontinental-Klima genannt, welches für das alte und neue Kontinent weſentlich verſchieden iſt. Unter gleichen Breiten iſt die Mitteltemperatur auf jenem ſtets um mehrere Grade geringer, als auf dieſem. Amerika hat heißere Sommer und kältere Winter, als die Oſthälfte der alten Welt, und Weſteuropa eine um mehrere Grade höhere Temperatur als Oſteuropa und Aſien, weil dieſe beiden aus größern und zuſammenhängenderen Ländern beſtehen. Oſtaſien ſteht in der Temperatur ſehr gegen Europa zurück; denn in Sibirien, in der Gegend von Irkutsk unter 62° N. Br. wächſt kein Getreide mehr, und der Boden iſt in der Tiefe von 3 Fuß, ſelbſt im Sommer noch gefroren. Auf Kamtſchatka, mit Norddeutſchland und Dänemark unter gleicher Breite liegend, herrſcht ein rauhes Klima, welches nur Sträucher und Gräſer fortkommen und erſt im Juni Sommerfrüchte ſäen läßt. Amerika und Aſien erſtrecken ſich breit und offen gegen den Pol und ſind gegen die Nordoſtwinde gar nicht geſchützt. Die hohe Lage Aſiens, namentlich Mittelaſiens,

die mit dem Oſtwinde parallelen Gebirgszüge und andere Urſachen tragen, mit der Lage im Bezug der kalten Nordoſtwinde, die es gewiſſermaßen aus der erſten Hand empfängt, zur größern Kälte bei. Für Amerika bieten die ſchmalen Landſtriche, der freie Ozean, die flachen öſtlichen Küſten, die großen Gebirgsketten und ihre mit Schnee bedeckten Gipfel, die großen Ströme, undurchdringlichen Wälder ꝛc. Verhältniſſe dar, die ein mit dem Afrikaniſchen und Europäiſchen durch Feuchtigkeit und Kühle ſehr kontraſtirendes Klima bewirken.

Europa, das den nordweſtlichen Theil des alten Kontinents bildet, verdankt ſein mildes Klima folgenden Umſtänden: 1) ſeiner allgemeinen Geſtaltung, die man als eine halbinſelförmige Verlängerung von Aſien betrachten kann; 2) ſeiner geringern und ungleichförmigen Kontinental-Entwickelung gegen Norden hin, und ſeiner Richtung von Südweſt nach Nordoſt; 3) der Erwärmung eines Theiles ſeiner Weſtküſten durch das Waſſer des Golfſtroms und der mit demſelben in Berührung geweſenen vorherrſchenden Weſtwinde; 4) ſeiner durch Meerbuſen und Meerarme zerriſſenen und durchſchnittenen Geſtalt, ſo daß es, mit Ausnahme ſeiner öſtlichen Gegenden, mehr ein Küſten- als Kontinentalklima hat; 5) dem Umſtande, daß im Süden deſſelben die großen Afrikaniſchen Wüſten liegen, deren aufſteigender Luftſtrom nebſt dem zurückkehrenden Paſſatwinde, in Europa als Südweſtwind bemerkbar werden*) und 6) ſeiner größern Kultur des Landes.

Um eine anſchauliche Ueberſicht der Temperaturverhältniſſe der ganzen Erde zu geben, hat man in den neueſten Zeiten eine Anzahl Iſotherm-Linien oder Linien gleicher Jahreswärme oder Wärmegleichheits-Linien **) gezogen, wobei man theils von angeſtellten Thermometer-Beobachtungen, theils von dem Vorkommen gewiſſer Gewächſe an dieſem oder jenem Orte ausgegangen iſt. In der heißen Zone fallen die Iſotherm-Linien ohngefähr mit den Breitegraden zuſammen; in den gemäßigten und kalten Zonen aber, wo die Wirkung der Sonnenſtrahlen geringer iſt, ſind die im §. 31 angegebenen eigenthümlichen Erſcheinungen Urſache, daß die Iſotherm-Linien ſehr

---

*) Der Scirocco in Italien und ähnliche Winde des ſüdlichen Europa ſind nichts Anderes, als die in den Afrikaniſchen heißen Wüſten aufgeſtiegenen und ſich nun in Europa zur Erdoberfläche hinabſenkenden Luftmaſſen. Europa genießt des wohlthätigen Einfluſſes einer großen Landtropenzone (der von Afrika und Arabien) die durch das tägliche Strahlen der Sonne an ihrer Oberfläche ganz anders ſich erwärmt als eine Meertropenzone, und Maſſen heißer Luft auf die Länder wirft, welche dem Nordpole näher liegen.

**) Das Worte Iſothermen iſt von den Griechiſchen Wörtern ισος (isos, gleich) und θερμη (therme, Wärme) gebildet.

unregelmäßig werden. In Europa und Weſtamerika ſteigen ſie weit höher nach dem Nordpole hinauf, als im öſtlichen Aſien und Amerika, wo ſie weit niedriger laufen. Die Iſotherm-Linie von etwa 20½ Grad mittlerer Wärme entſpricht auf der nördlichen Halbkugel etwa dem 20° Breite, auf der ſüdlichen ſcheint ſie dem Aequator etwas näher zu ſeyn. Sie macht die Gränze, bis wohin die feinſten Gewürze und andere koſtbare Früchte der heißen Zone gedeihen. Die Linie von etwa 16 Wärmegrad fällt ohngefähr mit der Nordgränze des Zuckerrohrs und Kaffeebaums zuſammen, und läuft in Nordamerika auf der Oſtküſte bis zum 30° oder 31° der Breite; auf unſerer Europäiſchen Seite des Atlantiſchen Ozeans finden wir unter gleicher Temperatur dieſelben Pflanzen noch bis zum 37° der Breite (z. B. im ſüdlichen Spanien, Sicilien, Kleinaſien und Smyrna); in Perſien aber ſinkt ſie bis zum 30° und am Rande der Mongoliſchen Hochebenen noch tiefer; auch in China erſtreckt ſie ſich ſicherlich nicht über den 30°. Die Linie von 12 Grad Wärme geht im öſtlichen Nordamerika durch Nordcarolina unter 35° Breite; in Europa ſteigt ſie bis zum 44°, und läuft etwa in der Mitte zwiſchen Rom und Florenz durch. Sie bildet im Allgemeinen die Nordgränze der Olive, Feige und anderer Südfrüchte. Im Aſiatiſchen Hochlande ſinkt ſie bis zum 35°, ſteigt auf der Weſtküſte Amerikas aber bis zum 38° und wahrſcheinlich noch höher bis zum 40° oder 41°. Die Iſotherm-Linie von 8 Grad Wärme fällt im Allgemeinen mit der Nordgränze der Weinbeere zuſammen; im mittlern Europa folgt ſie dem 50° oder 51° der Breite, ſteigt aber an der Weſtküſte bis zum 52° und in England bis zum 54° hinauf. Oeſtlich von Deutſchland ſinkt ſie in Polen und Rußland immer tiefer, in Aſien bis zum 40° hinab. In Nordamerika beginnt ſie an der Küſte in der Gegend von Boſton; im Miſſiſippithale aber ſteigt ſie höher bis zu den großen Seen hinauf, fällt darauf nach W. hin wieder, ſteigt nachher abermals und fällt auf der Weſtküſte Amerikas mit dem 50°, wie in Europa, zuſammen. Die Iſotherm-Linie von 4 Grad Wärme entſpricht im Allgemeinen der Nordgränze des Weizens und der Eiche. Die letzten Eichen findet man in Norwegen bis etwa 63° oder 63½° am Bottniſchen Meerbuſen bis etwa 60°, in Rußland bis 58°; in Sibirien kommen ſie nicht einmal ſo hoch fort. In Nordamerika läuft dieſe Linie auf der Inſel Newfoundland unter 49° vorbei, und im Allgemeinen in den öſtlichen Gegenden unter 50°; in Weſten ſteigt auch ſie höher. Die Linie von Null Grad, wo alſo die mittlere Jahrestemperatnr auf dem Gefrierpunkte ſteht, geht vom Nordkap in Europa, unter 71° der Breite und fängt im öſtlichen Amerika in Labrador ſchon unter 54° der Breite an.

§. 32. Das Klima hat auf die Naturerzeugniſſe oder Naturprodukte großen Einfluß. Einige Produkte finden ſich in allen

Zonen; andere ſind nur gewiſſen Zonen eigenthümlich, oder gedeihen wenigſtens anderswo nicht ſo vollkommen, noch ohne künſtliche Pflege und Wartung. — In Anſehung der Mineralien läßt ſich nicht behaupten, daß gewiſſe Arten derſelben nur der einen oder der andern Zone eigenthümlich ſind; ſie ſcheinen vielmehr über den ganzen Erdboden verbreitet zu ſeyn; doch die edlen Metalle und Edelſteine finden ſich nicht in den kalten Zonen, ſondern bloß in den heißen und gemäßigten, doch erreichen ſie in der heißen Zone eine größere Vollkommenheit und ſind häufiger daſelbſt anzutreffen. Von den Metallen iſt das Eiſen, das nützlichſte unter allen, am allgemeinſten auf der Erde verbreitet.

Was das Pflanzenreich betrifft, ſo nimmt die Vegetation, mit Zunahme der geographiſchen Breite, an Größe und Mannigfaltigkeit ab. Die heiße Zone hat mehr Bäume und Sträucher als die gemäßigte; nach den Polarkreiſen zu treten Sträucher an die Stelle der Bäume und endlich wachſen bloß Stauden oder Kräuter und Mooſe. Die Zahl der holzartigen Gewächſe nimmt gegen den Aequator zu; Pflanzen-Familien, deren Arten in der gemäßigten Zone entweder völlig oder meiſtens Kräuter ſind, ſind in der heißen Bäume und Sträucher; z. B. die Farrenkräuter, die im ſüdlichen Amerika baumhoch aufſchießen, ganze Waldungen bilden. Auch behalten die Bäume und Sträucher der heißen Zone ihre Blätter das ganze Jahr hindurch. Die Blätter werden von den Polen nach dem Aequator breiter und zuſammengeſetzter; gleichfalls werden die Blumen größer, und erhalten lebhaftere Farben mit eigenthümlichen Stoffen. Der heißen Zone gehören manche Pflanzen-Familien faſt ausſchließend zu; z. B. die Palmenarten, Kaffee, Brodfruchtbäume (faſt nur auf den Auſtraliſchen Inſeln), Zuckerrohr, Thee, verſchiedene die Stelle des Getreides vertretende Nahrungsgewächſe, z. B. Bataten, Yams, Maniok oder Kaſſave ꝛc.; die Kaktusarten (nur Amerika eigenthümlich); die köſtlichſten, ſaftreichſten und kühlendſten Früchte z. B. Piſangs, Ananas ꝛc.; die kräftigſten Gewürze, die wirkſamſten Arzneigewächſe, die ſchönſten Farbegewächſe und Farbehölzer; die koſtbarſten Tiſchlerholzarten und vielerlei andere nützliche Bäume und Gewächſe, als: Bambus, Papiermaulbeerbäume, Agaven, Butterbäume, Adanſonia ꝛc. In den gemäßigten Zonen ſind beſonders zu Hauſe: die gewöhnlichen Getreide- und Obſtarten, Hülſenfrüchte, Küchen- und Gartengewächſe, Oelgewächſe, Flachs, Hanf, Hopfen, mancherlei Waldbäume, und in den wärmern Gegenden dieſer Zonen: Mais, Dinkel, Melonen, Safran, Saflor, feinere und edlere Obſtſorten, Wein, Korinthen, Lorbeeren, Oliven ꝛc. — Die kalten Zonen haben Mooſe, Flechten, Farrenkräuter, Gräſer, gewiſſe als Gemüſe eßbare Pflanzen, z. B. Löffelkraut, kleineres Geſträuch mit eßbaren Beeren, krüppelhafte, zwergartige Bäume.

Die Verbreitung der Thiere iſt größer als die der Pflanzen. Nicht nur in allen Gegenden des trockenen Landes, ſelbſt auf den unfruchtbarſten Inſeln und in den dürrſten Sandwüſten, ſondern auch im ganzen Weltmeere, in allen Bächen, Flüſſen und Seen, ſelbſt in der Luft werden Thiere angetroffen. Wegen des Vermögens der willkührlichen Bewegung ſind die Thiere auch weniger als die Pflanzen an beſtimmte Länder gebunden, und nur in Hinſicht ihrer Lebensweiſe neigen ſie ſich mehr zu dieſem oder jenem Elemente, dieſem oder jenem Klima hin. Manche Thiere verändern mit den Jahreszeiten ihren Aufenthalt, und ziehen ſich beim Herannahen des Winters nach wärmern Ländern. Im Allgemeinen hat die heiße Zone die meiſten, edelſten und ſchönſten Thiere, die ſich nicht bloß durch eine größere Mannigfaltigkeit, ſondern auch durch eine größere Verſchiedenheit des Baues und der Farbe vor denen der andern Zonen auszeichnen. Hier findet man die buntfarbigen Panther und Schlangen, die prächtigen Kolibris und Papageien, die mit dem brennendſten Roth, Blau, Grün und Gelb geſchmückten Fiſche, den Brillantkäfer ꝛc.

Die Vertheilung der Thiere nach den Zonen läßt ſich am meiſten von den Säugethieren, am wenigſten aber von den übrigen fünf Klaſſen der Thiere nachweiſen. Doch ſind von den Vögeln das Schneehuhn, die Rothgans und der Eidervogel vorzüglich der *kalten*; die Sing- und ſperlingsartigen Vögel, der Auerhahn, das Repphuhn, die Faſane, Puter, Ortolane, Trappen, Kraniche, Albatroſſe ꝛc. der gemäßigten; und die Papageien, Paradiesvögel, Fregattvögel, Tropikvögel, Kolibris, Salanganen, Strauße, Kaſuare ꝛc. der heißen Zone eigenthümlich.

Von Säugethieren ſind faſt allgemein verbreitet die ſogenannten Hausthiere, ferner Bären, Füchſe, Haſen, Hirſche, Rehe, Eichhörner, Ratten, Mäuſe, Wieſel und die gemeinen Seehunde. — Von andern Säugethieren haben vorzüglich 1) die k a l t e n Z o n e n: Seelöwen, Seebären, weiße Bären, Rennthiere, Biſam- oder Moſchus-Ochſen (die letzten bloß im äußerſten Nordamerika), Lemminge (bloß in der alten Welt); 2) die g e m ä ß i g t e n Z o n e n und zwar in dem kältern Striche: Zobel, Hermeline, Fluß- und Meerotter, Biber, Vielfraße, Marder, Luchſe, Elenthiere, Wölfe, Dachſe, fliegende Eichhörner, Murmelthiere, Steinböcke, Gemſen; und in dem wärmern Striche: Dammhirſche, Büffel, Kameele, Gazellen, Antilopen, Moſchusthiere, Stachelſchweine, Unzen, Schakals, Hyänen und die bloß in der neuen Welt lebenden Lamas, Vicuñas, Pakos, Jaguare und Kuguare; 3) die h e i ß e Z o n e und zwar in der alten Welt: Affen, Paviane, Giraffen, Rhinozeroſſe, Flußpferde, Elephanten, Löwen, Tieger, Panther, Leoparden, Zibetkatzen; in der neuen Welt: Faulthiere, Ameiſenbäre, Armadille, Biſamſchweine (Tajaſſu), Tapire, Meerkatzen. — Die Känguruhs, Schnabelthiere, Schweifthiere, Känguruhratten ſind nur dem

Feſtlande von Auſtralien eigenthümlich, wo ſie ſich in der heißen und gemäßigten Zone verbreitet finden.

Uebrigens muß man nicht vergeſſen, daß nicht alle dieſe angeführten Pflanzen und Thiere einer Zone in allen Gegenden derſelben gefunden werden; eben ſo wenig muß man ſich vorſtellen, als wenn dieſe Produkte des Pflanzen- und Thierreichs nie die Gränzen der angegebenen Zonen überſchritten, ſondern es findet bei vielen ein allmähliger Uebergang aus der einen Zone in die nächſte anſtoßende Statt.

§. 33. Der Menſch gehört keiner Zone ausſchließlich an, ſondern er erträgt — theils durch die Stärke und Biegſamkeit ſeines Körpers, der ſich nach und nach und durch Gewohnheit jeder Temperatur anſchmiegt und für jede Gattung von Nahrungsmitteln empfänglich wird, theils durch ſeine Vernunft, die ihm Mittel an die Hand giebt, die Natur zu bezwingen — alle Grade natürlicher Hitze und Kälte, und er kann demnach in jedem Klima, in jeder Zone, ſowohl in der heißen als kalten leben und ausdauern. Die Wohnplätze der Menſchen reichen daher beinahe bis an das Ende aller Vegetation. Iſt das Land nicht mehr im Stande ihn zu ernähren, ſo nimmt er ſeine Nahrung aus dem Meere. In Amerika fangen die Wohnſitze der Eskimos auf Grönland ſchon mit dem 80ſten Grade der Breite an. Von den rauhen Küſten des Eismeers und der Baffinsbai, ſo wie des Hudſonsbuſens an, wird die neue Welt gegen Süden zu immer volkreicher; doch jenſeits der heißen Zone werden die Einwohner immer dünner, vornehmlich auf der äußerſten ſüdlichen Spitze der neuen Welt. Die alte Welt iſt vom Nordkap in Norwegen unter 71° der Breite bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika, und von der Meerenge von Gibraltar bis zum Tſchukotſchoi-Noß in Sibirien mehr oder weniger bewohnt, und nur von allen Nahrungsmitteln entblößte Wüſten unterbrechen ſtellenweiſe die menſchliche Nachbarſchaft. Wenn aber auch der Menſch nebſt einigen ſeiner Hausthiere, beſonders den Hunden, ſich bis zu den höchſten Extremen der Hitze und Kälte ausgebreitet hat: ſo äußert doch auch das Klima ſowohl an ſich, als mittelbar, durch Darbietung anderer Nahrungsmittel und dadurch herbeigeführte Verſchiedenheit der Lebensweiſe, auf ihn einen großen Einfluß, und nur in dem gemäßigten Klima ſcheint das körperliche und geiſtige Leben des Menſchen auf eine ſeiner Beſtimmung völlig genügende Weiſe zu gedeihen.

Die Anzahl der Menſchen auf der ganzen Erde läßt ſich nur ohngefähr angeben. Man ſchätzt ſie auf 870 bis 960 Millionen; in Europa 226, in Aſien 500 bis 540, in Afrika 100 bis 150, in Amerika 42 und in Auſtralien 2 Millionen Menſchen. Rechnen wir die Größe von Europa zu 155,000, von Aſien zu 800,000, von Afrika zu 530,000, von Amerika zu 700,000 und

von Auſtralien zu 170,000 QM.: ſo beträgt die geſammte Oberfläche des Landes 2,355,000 QM., und es würden demnach auf der QM. im Durchſchnitte wohnen: in Europa 1458, in Aſien 675 oder auch nur 625, in Afrika 282 oder auch nur 188, in Amerika 60 und in Auſtralien faſt 12 und auf der ganzen Erde 370 bis 408 Menſchen.

Theilt man die Menſchen, mit Beziehung ihrer Hautfarbe ein; ſo gehören zu den weißen die Europäer, die weſtlichen Aſiaten bis zum Ob, Kaſpiſchen Meere und dem Ganges und die Nordafrikaner bis zum Senegal und Niger; zu den gelbbraunen die übrigen Aſiaten und die nördlichen Amerikaner; zu den ſchwarzen die übrigen Afrikaner; zu den kupferrothen die übrigen Amerikaner und zu den ſchwarzbraunen die Auſtralier. Blumenbach nimmt 5 Hauptraſſen der Menſchen an, nämlich zuerſt eine Stamm- oder Mittelraſſe, die Kaukaſiſche, die einerſeits in die Mongoliſche und anderſeits in die Aethiopiſche ausgeartet iſt, und dann noch zwei Raſſen, welche die Uebergänge bilden, nämlich die Amerikaniſche zwiſchen der Kaukaſiſchen und Mongoliſchen und die Malayiſche, zwiſchen der Kaukaſiſchen und Aethiopiſchen. Zu der Kaukaſiſchen rechnet er alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen und Finen, und die oben unter den Weißen angeführten Aſiaten und Nordafrikaner; zu der Mongoliſchen die Lappen und Finen in Europa, alle übrigen Aſiaten, mit Ausnahme der zur Malayiſchen Raſſe gehörenden, und die Eskimos im Amerika; zu der Aethiopiſchen alle übrigen Afrikaner; zu der Amerikaniſchen alle Amerikaner mit Ausnahme der Eskimos; und zu der Malayiſchen die Bewohner Auſtraliens und der Inſeln des Oſtindiſchen Archipels.

Aus dieſer Vermiſchung dieſer 5 Hauptraſſen mit einander, oder aus ihrer Verpflanzung unter andere Himmelsſtriche ſind mannigfaltige Varietäten entſtanden, welche beſonders in Amerika am zahlreichſten vorkommen. Die Abkömmlinge der Europäer in andern Welttheilen (d. h. von Europäiſchen Vätern und Müttern, die ſich daſelbſt häuslich niedergelaſſen haben) heißen Creolen. Kinder von Europäern und Negerinnen heißen Mulatten, und von Europäern oder auch Creolen und Eingebornen Amerikanerinnen Meſtizen. Aus der Vermiſchung von Amerikanern und Negerinnen, oder Negern und Mulattinen entſtehen die Zambos, welche ſchwärzer ſind als die Mulatten. Ein Europäer oder Creole erzeugt mit einer Meſtizin einen Terceron, mit einer Mulattin einen Quarteron, mit einer Quarterone einen Quinteron, welche ſämmtlich wenig von den Europäern abweichen. Die Neger, Mulatten, Zambos und alle nicht weißen Abkömmlinge von Europa heißen überhaupt Farbige.

Außer den körperlichen Verſchiedenheiten der Menſchen giebt es noch andere, welche durch ihre geiſtigen Eigenſchaften begründet

werden. Eine der vornehmſten entſteht durch die vielen, ihrer Zahl nach noch gar nicht bekannten Sprachen der Völker*). Man unterſcheidet Haupt= oder Mutter= und Neben= oder Töchterſprachen. Unter jenen verſteht man ſolche, die ihren eigenen Urſprung haben, unter dieſen ſolche, die ihre Entſtehung einer andern Sprache verdanken. So iſt z. B. die Deutſche eine Mutter= und die Holländiſche eine Töchterſprache der Deutſchen. Mundarten oder Dialekte heißen die Abänderungen in einer Sprache, die unter den verſcheidenen Theilen eines Volks, das einerlei Sprache redet, zu gleicher Zeit angetroffen werden. Eine Menſchenmenge die von einerlei Abſtammung iſt und einerlei Sprache redet, heißt eine Nation oder ein Volk. Doch wird auch oft Nation und Volk unterſchieden, und unter dem letztern eine Menſchenmenge verſtanden, die unter einerlei Regierung ſteht.

Eine andere Verſchiedenheit der Menſchen wird durch ihre Lebensart bewirkt. Es giebt Gegenden der Erde, wo ſich die Menſchen entweder nur von der Jagd oder der Fiſcherei nähren, nach Beſchaffenheit des Klimas entweder nackt gehen, oder ſich nothdürftig mit den Fellen der erlegten Thiere bedecken, in Erdhölen oder in höchſt einfach erbauten Hütten wohnen, und deren Beſtrebungen hauptſächlich nur auf die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfniſſe gerichtet ſind, und die in Hinſicht des geiſtigen Lebens, auf der niedrigſten Stufe menſchlicher Bildung ſtehen. Man nennt ſie Wilde. Andere Gegenden der Erde ſind von Völkern bewohnt, welche ſich vornehmlich von der Viehzucht nähren und keine feſten Wohnplätze haben, ſondern mit ihren Heerden dahin ziehen, wo ſie das beſte und meiſte Futter für dieſelben finden, und wenn dieſes aufgezehrt iſt, wieder nach einer andern Gegend wandern. Man nennt ſie Hirtenvölker oder Nomaden, deren Wohnungen in Zelten oder beweglichen Hütten beſtehen. Verſchieden von dieſen beiden ſind die geſitteten, gebildeten oder civiliſirten Völker, die neben der Viehzucht auch Ackerbau und außerdem Gewerbe (Handwerke und Fabriken), Handel, Künſte und Wiſſenſchaften treiben und feſte Wohnplätze haben, die in Dörfern, Flecken und Städten vereint ſtehen. Indeſſen ſind mehrere dieſer ſo eben genannten Beſchäftigungen den geſitteten Völkern nicht ausſchließend eigen, ſondern werden mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit auch von manchen wilden und Hirtenvölkern betrieben.

Eine kleine oder größere Anzahl von Wohnungen oder Häuſern nennt man entweder Weiler oder Dorf (beide gewöhnlich

---

*) In einem Werke, das ein Gelehrter unter dem Titel: „Ueberſicht aller bekannten Sprachen und ihrer Mundarten“ herausgegeben hat, findet man 937 Aſiatiſche, 587 Europäiſche, 226 Afrikaniſche und 1264 Amerikaniſche Sprachen und Dialekte aufgeführt.

von Bauern bewohnt), oder Flecken, auch Marktflecken (wo nicht bloß Bauern, ſondern auch Handwerker und Kaufleute wohnen), oder Städte die oft mit Mauern und Thoren verſehen ſind, und deren Einwohner Bürger heißen, und ſich hauptſächlich von Handwerken, Fabriken und Handel ernähren. Vorſtadt iſt eine Anzahl von Häuſern, die außerhalb der Stadtmauern oder Stadtthore liegen. Hauptſtädte heißen Städte, wo die höchſten obrigkeitlichen Behörden ihren Sitz haben; Reſidenzſtädte, wo der Landesherr ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt hat; Bergſtädte, deren Einwohner ſich vornehmlich vom Bergbau ernähren; Handelſtädte, wo das vorzüglichſte Gewerbe der Handel, und Seeſtädte, wo durch die Lage am Meere, das vorzüglichſte Gewerbe Seehandel und Schifffahrt ſind. Feſte Städte und Feſtungen nennt man Oerter, die mit Mauern, Gräben, Wällen und andern Feſtungswerken verſehen ſind. In oder bei einer Stadt oder Feſtung findet man zuweilen eine Citadelle, d. h. einen beſonders und ſtärker befeſtigten Ort, in welchem die Beſatzung nach Eroberung der Feſtung, noch eine ſichere Zuflucht findet und von Neuem Widerſtand leiſten kann. Bei volkreichen Städten hat eine Citadelle zugleich die Beſtimmung, die Bürgerſchaft im Zaume zu erhalten.

In Hinſicht der Erwerbs- und Nahrungszweige theilen ſich die Menſchen in drei Klaſſen, die erzeugende (producirende) verarbeitende und handelnde Gewerbsklaſſe. Die erſtere begreift alle diejenigen Menſchen in ſich, die ſich mit der Gewinnung der Naturprodukte oder mit der producirenden Induſtrie beſchäftigen, wohin der Ackerbau, der erſte und nöthigſte Zweig der producirenden Induſtrie und die vorzüglichſte Quelle des Reichthums und Wohlſtandes eines Volkes, und der damit oft verbundene Garten-, Obſt- und Weinbau, die Vieh-, Bienen- und Seidenzucht, die Forſtbenutzung, der Bergbau, die Fiſcherei und Jagd gehören. Die verarbeitende Klaſſe begreift alle diejenigen Menſchen in ſich, welche aus den Naturprodukten Kunſtprodukte machen, d. h. ſolche Erzeugniſſe, die die Hand des Menſchen, vermittelſt der Verarbeitung und Veredlung der rohen Naturprodukte hervorbringt, und die ſich alſo als Handwerker und Fabrikanten, mit dem Gewerbs- oder Kunſtfleiß oder mit der veredelnden Induſtrie beſchäftigen. Anſtalten, worin das Verarbeiten oder Veredeln der Naturprodukte, unter der Leitung eines Unternehmers im Großen geſchieht, und wo die einzelnen Arbeiter einander in die Hände arbeiten, heißen Fabriken oder Manufakuren und die dadurch hervorgebrachten Gegenſtände Fabrikate; und Städte, deren Einwohner ſich vorzüglich damit beſchäftigen, heißen Fabrikſtädte. Im gemeinen Leben pflegt man Fabriken und Manufakturen mit einander zu verwechſeln, wiewohl eigentlich zwiſchen beiden

folgender Unterſchied beſteht, daß bei erſtern die Arbeiten mit Feuer und Hammer, und bei letztern ohne Feuer und Hammer geſchehen, und in erſtern Produkte des Mineralreichs und in letztern Produkte des Pflanzen- und Thierreichs verarbeitet werden. — Die handelnde Gewerbsklaſſe endlich nährt ſich vom Kauf, Verkauf und Umtauſch derjenigen Erzeugniſſe, welche Gegenſtände des Handels oder Waaren ſind. Man theilt den Handel in innern und auswärtigen Handel, wovon der erſtere im Lande ſelbſt, der letztere mit dem Auslande betrieben wird, und zwar beide Arten entweder zu Lande (Landhandel) oder zur See (Seehandel). Auch redet man vom Aktiv- und Paſſivhandel, und verſteht unter erſterm denjenigen, den die Bewohner eines Landes ſelbſt mit den Ausländern treiben, indem ſie ihnen ihre Waaren zuführen und die fremden auch ſelbſt im Auslande einkaufen — und unter letzterm denjenigen Handel, den die Ausländer mit den Einwohnern eines Landes treiben, indem ſie ihre Waaren ihnen bringen und die Waaren derſelben bei ihnen einkaufen und wegführen.

§. 34. Die Griechiſche Kirche begreift denjenigen Theil der Chriſtenheit, der in ſeinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen Griechiſchen Kaiſerthume (deſſen Hauptſtadt Conſtantinopel war) gegründeten und vom fünften Jahrhunderte an eigenthümlich ausgebildeten Anſicht und Ausübung des Chriſtenthums folgt. Schon im vierten Jahrhunderte legte die politiſche Trennung des Römiſchen Kaiſerthums in das Orientaliſche oder Griechiſche und in das Occidentaliſche oder Lateiniſche, den Grund zu der Trennung der Griechiſchen Kirche von der Lateiniſchen oder Römiſch-katholiſchen, welche jedoch erſt völlig im 11ten Jahrhunderte erfolgte. Stolz, Rechthaberei und Eigennutz vereitelten ſeit der Zeit alle Verſuche, welche theils die Päbſte, theils die Griechiſchen Kaiſer zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Und wiewohl mit der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken im J. 1453 das Griechiſche Kaiſerthum aufhörte, und einzelne Griechiſche Gemeinden in Ungarn, Galizien, Polen, Lithauen ſich wieder mit der Römiſch-katholichen Kirche vereinigt haben, welche man unirte Griechen nennt; ſo iſt doch die Trennung beider Kirchen, der Lateiniſchen oder Römiſch-katholiſchen und der morgenländiſchen oder Griechiſchen geblieben. Die Griechiſche Kirche hat ihre meiſten Anhänger in der Türkei, Griechenland, im Oeſterreichiſchen Staate und vorzüglich in Rußland, wo alle eigentlichen Ruſſen ſich zu derſelben bekennen und wo dieſe Kirche herrſchend iſt. Die Griechiſche Kirche, die ſich wie die Lateiniſche, gleichfalls katholiſch und orthodox, zur Unterſcheidung von den abweichenden Chriſtenpartheien im Oriente, nennt, hat manches mit der Römiſch-katholiſchen gemein, erkennt aber weder den Primat des Pabſtes noch irgend einen ſichtbaren Stell-

vertreter Chriſti auf Erden an, und hat unter andern das Eigene, daß die Taufe durch dreimaliges Eintauchen des Körpers ins Waſſer geſchieht; daß bei dem Abendmahl Brod und Wein, doch der letztere mit Waſſer vermiſcht, den Kommunikanten in der Art gereicht wird, daß dieſe das Brod gebrochen in einem mit dem Wein gefüllten Löffel erhalten; daß allen Geiſtlichen, ausgenommen den Kloſtergeiſtlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geiſtlichkeit (die in Patriarchen, Metropoliten, Erzbiſchöfen und Biſchöfen beſteht) die Ehe mit einer Jungfer geboten, mit einer Wittwe aber und eine zweite Ehe unterſagt iſt; daß ſie beim Gottesdienſte nur Vocalmuſik durch Sängerchöre, und in den Kirchen keine Sitze für die Gemeinde duldet ꝛc.

Die Armeniſche, Neſtorianiſche und Jacobitiſche Kirche ſind alte von der Griechiſchen Kirche ausgegangene aber von derſelben getrennte, ketzeriſche Religionspartheien. Der Lehrbegriff der Armeniſchen Kirche unterſcheidet ſich beſonders dadurch von dem orthodoxen, daß ſie in Chriſto nur eine Natur annimmt und den heiligen Geiſt bloß vom Vater ausgehen läßt. Bei der Taufe beſprengen die Armenier die Täuflinge dreimal und tauchen ſie dreimal ein; beim Abendmahle gebrauchen ſie ungemiſchten Wein und reichen das Brod in denſelben getaucht herum. Ihre hierarchiſche Verfaſſung weicht wenig von der Griechiſchen ab. Das Haupt dieſer Kirche, die ihre meiſten Anhänger in Rußland, Perſien und in der Türkei hat, der Katholikos oder Patriarch heißt, hat ſeinen Wohnſitz zu Etſchmiazin in der ſeit 1828 Ruſſiſchen Provinz Armenien.

Die Neſtorianer, auch Syriſche oder Chaldäiſche Chriſten genannt, weil ſie ſich bei ihrem Gottesdienſte der alten Syriſchen Sprache bedienen, haben ihren Namen und Urſprung von Neſtorius, der im fünften Jahrhunderte Biſchof zu Conſtantinopel war und lehrte, daß Maria nicht Gottesgebärerin ſondern Chriſtusgebärerin zu nennen ſey; und daher durch eine Synode, die zu Epheſus gehalten wurde, ſein Amt verlor. Seine Anhänger, die man auf alle Weiſe verfolgte, ordneten gegen das Ende des fünften Jahrhunderts unter dem Schutze des Königs von Perſien, wohin ſie ſich flüchteten, ihre noch jetzt beſtehende Kirchenverfaſſung, an welche ſich auch die übrigen Chriſten in Perſien und ſpäter die Thomaschriſten in Oſtindien anſchloſſen. Jetzt befinden ſich die meiſten Neſtorianer in der Aſiatiſchen Türkei, und haben ihren vornehmſten Patriarchen zu Elkoſch, nahe bei Moſſol. Sie erkennen in Chriſtus nicht bloß zwei Naturen ſondern auch zwei Perſonen, jedoch unter Einer Geſtalt, ſind einfacher in ihren Lehren und Gebräuchen als die orthodoxe Griechiſche Kirche, mit der ſie jedoch ſehr übereinſtimmen; doch dulden ſie in ihren Kirchen keine Bilder, und bloß das Kreuz, ohne Bild Jeſu, ſieht man bei ihrem Gottesdienſte.

Jacobitiſche Chriſten heißen die monophyſitiſchen Chriſten (die nur Eine Natur Chriſti annehmen) des Orients, welche

ſich im ſechsten Jahrhunderte zu einer beſondern Kirche bildeten, und dieſen Namen „Jacobiten" von einem Syriſchen Mönche Jacob Baradäus, der ihren Kult ausbildete, angenommen haben. In der Liturgie weichen ſie weniger, als die übrigen monophyſitiſchen Partheien von der Griechiſchen Kirche ab. Sie verehren die Jungfrau Maria als Mutter Gottes, beten Heilige und Bilder an, und haben Manns- aber keine Frauenklöſter. Ihr vornehmſter Patriarch, der ſeit dem funfzehnten Jahrhunderte allemal Ignatius heißt, führt den Titel von Antiochien, wohnt aber zu Diarbekr in der Aſiatiſchen Türkei, in welcher auch ihre meiſten Anhänger leben. Viele Jacobiten haben ſich mit der Römiſchen Kirche vereinigt, und werden mit den gleichfalls vereinigten Neſtorianern, Chaldäer genannt. Die Gewohnheit der Beſchneidung vor der Taufe und die Lehre von der einen Natur Chriſti haben ſie mit den Kopten und Abyſſiniern, die ſich von ihnen trennten, gemein.

Muhamedaner, Mohamedaner, Mahomedaner ſind eine beſonders in Aſien und Afrika ſtark verbreitete Religionsparthei, deren Zahl gegen 120 Millionen betragen kann. Sie verdanken ihren Namen Muhamed oder von Andern auch Mohamed, Mahomed genannt, der 569 in Arabien zu oder bei Mekka geboren war und in dem 40ſten Jahre ſeines Alters zu Mekka als Stifter einer neuen Religion auftrat, indem er ſich für einen Propheten und Geſandten Gottes ausgab. Von da durch ſeine Gegner vertrieben, flüchtete er 622 nach Medina, einer Stadt in Arabien. Von dieſer berühmten Flucht, welche die Muhamedaner Hegira oder Hedſchra nennen, beginnen ſie ihre Jahresrechnung. Muhamed, welcher ſich zur Verbreitung ſeiner Lehre der Gewalt der Waffen bediente, unterwarf ſich zuletzt ganz Arabien, und ſtarb 633 zu Medina, wo man noch ſein Grabmahl zeigt. Seine Lehre nannte er Islam, d. h. ſeligmachenden Glauben oder Ergebung, weil er ſeine Religion in gänzliche Unterwerfung unter Gott ſetzte; und davon heißen ſeine Anhänger Moslemim, d. i. Gläubige, woraus durch Corruption „Muſelmänner" gebildet worden iſt. Der Islam iſt ein Gemiſch von jüdiſchen und chriſtlichen Lehren, mit einigen Zuſätzen der natürlichen Religion. Koran heißt das Religionsbuch des Islams, gleichſam die Bibel der Muhamedaner, das Muhamed, nach der Tradition, vom Engel Gabriel empfing. Einige der Hauptlehren ſind: es iſt nur ein Gott (Allah) und Muhamed iſt ſein Prophet; durch einen abſoluten Rathſchluß Gottes ſind alle Menſchen zum Leben oder zum Tode beſtimmt, und keiner kann ſein Lebensziel weder verlängern noch verkürzen; es iſt ein Leben nach dem Tode, wo ſich die treuen Verehrer Allahs ein Paradies voll der ſinnlichſten Genüſſe und wollüſtigſten Wonne zu verſprechen haben; Almoſen zu geben hat ein großes Verdienſt; der Genuß des Weins iſt nicht verſtattet; Vielweiberei iſt erlaubt; öfters

Beten, Faſten und Wallfahrten nach Mekka ſind vorgeſchrieben; die Beſchneidung wird als weſentliches Stück betrachtet; der Freitag wird als heiliger Tag begangen ꝛc. An der Spitze des ganzen Kirchenweſens ſteht der Mufti. Die Muhamedaniſche Religion hat über 72 Sekten. Die zwei Hauptpartheien ſind die Sunniten und Schiiten. Erſtere, wozu vorzüglich die Türken gehören, nehmen außer dem Koran, noch die Sunna an, d. h. zweites Geſetz von Lebensregeln, die ſich auf Muhameds Beiſpiel gründen, halten den Abubekr (Muhameds Schwiegervater), Omar und Osman oder Othman für Muhameds wahre Nachfolger und wallfahrten zur Kaaba nach Mekka. Die Schiiten, wozu unter andern die Perſer gehören, halten ſich bloß an den Koran, verwerfen die Sunna, nehmen Abubekr, Omar und Osman nicht als die rechten Nachfolger Muhameds an, ſondern Ali (Ben Ahuthaleb), Vetter und Schwiegerſohn Muhameds, und wallfahrten nach den Gräbern von Ali und Huſſein. Sunniten und Schiiten haſſen einander mit dem größten Fanatismus.

Fetiſche heißen körperliche Gegenſtände der Natur oder menſchlicher Arbeit, welche die Heiden göttlich verehren; und Fetiſchismus, die göttliche Verehrung ſolcher Gegenſtände, iſt die niedrigſte und ſinnlichſte Art des Heidenthums. Am rohſten iſt der Fetiſchismus noch jetzt unter den meiſten heidniſchen Völkern Mittelafrikas und Auſtraliens zu finden. Das Wort Fetiſch leitet man von dem Portugieſiſchen Fetiſſo, ein Zauberklotz oder Faticeira, Zauberin her.

§. 35. Die Menſchen leben entweder in gewiſſen Geſellſchaften ohne Geſetze und ohne eine beſtimmte Regierungsverfaſſung, wobei bloß die Familienväter die Oberhäupter derſelben ſind — oder in einer beſtimmten Regierungsverfaſſung. — Eine Anzahl von Menſchen unter einerlei Geſetzen unter einer gemeinſchaftlichen Oberregierung, zu Einer bürgerlichen Geſellſchaft verbunden, bildet einen Staat, und die Art und Weiſe, wie ein Staat regiert wird, heißt ſeine Verfaſſung. Die Regenten oder höchſten Oberhäupter eines monarchiſchen Staates heißen in Europa Kaiſer, Könige, Kurfürſten, Großherzoge, Herzoge, Landgrafen, Fürſten ꝛc. Sie gelangen zur Regierung theils durch Erbrecht, theils durch die Wahl; im erſtern Falle iſt der Staat ein Erbreich, im letztern ein Wahlreich.

Hauptgeſchäfte der Landesregierung ſind: Verwaltung des Rechts und der Gerechtigkeit, Erhaltung der äußern und innern Sicherheit, Beförderung und Verbeſſerung des Wohlſtandes der Einwohner durch Vermehrung und Vervollkommnung der Landeskultur, der Induſtrie und des Handels; Bildung der Einwohner durch Religion und Unterricht; zweckmäßige Verwaltung und Erhebung der Staatseinkünfte ꝛc. Die Form des Staates ſey welche ſie wolle, ſo braucht der Regent, zur Ausübung ſeiner Befugniſſe und Pflichten, untergeordnete Staatsdiener oder Beamte, die entweder einzeln oder kollegialiſch die nach ihrer Beſchaffenheit in ge-

6*

wiſſe Klaſſen getheilten Geſchäfte, im Namen und unter Aufſicht des Regenten verwalten In monarchiſchen Staaten hat der Regent ein Kollegium zur Seite, unter den Namen des Kabinets, Staatsminiſteriums, Geheimen Rathes, Staatsrathes ꝛc., welches den Mittelpunkt aller Geſchäfte ausmacht, und die höchſte Aufſicht führt. Diejenigen, welche die höchſten Stellen im Staate bekleiden, nennt man vorzugsweiſe Miniſter, Staatsminiſter. Jeder der Hauptverwaltungsklaſſen, der äußern und innern Angelegenheiten, der Rechtspflege oder Juſtiz, der Polizei, des Kultus (äußern Religion) und des Unterrichts, der Finanzen und des Kriegsweſens, oft auch der Gewerbe und des Handels, ſteht in der Regel ein Miniſter vor. Provinzialbehörden beſchäftigen ſich mit der innern Verwaltung der zu einem Staate gehörenden Provinzen.

Die Staatseinkünfte fließen eigentlich aus 4 Hauptquellen: 1) aus den Gütern, die dem Staate oder dem Regenten unmittelbar gehören, und Domänen, Kron- oder Kammergüter heißen; 2) aus den Regalien, wohin die Zölle, Poſten, Forſten, Bergwerke, Jagd, Münze, Monopolien ꝛc. gehören; 3) den Steuern, entweder direkten vom Grundeigenthum, von Köpfen oder Perſonen ꝛc. oder indirekten von Lebensmitteln, Waaren ꝛc.; 4) von der Oberlehnsherrlichkeit und zufälligen Einnahmen.

Die Kriegsmacht theilt ſich in Land- und Seemacht, und erſtere wieder in Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Zur Seemacht gehören Linienſchiffe, Fregatten und kleinere Kriegsſchiffe, als Kutter, Korvetten, Briggs, Schaluppen. Eine größere Anzahl von Schiffen nennt man eine Flotte, eine kleinere ein Geſchwader, Eskader. Die Linienſchiffe, welche ihren Namen daher haben, weil ſie bei Seeſchlachten in die Linie oder Schlachtordnung geſtellt werden, ſind die größten und führen 70 bis 120 Kanonen. Die Fregatten führen 20 bis 60 Kanonen. Die Flotten werden von Admiralen kommandirt.

Die Staaten unterſcheiden ſich von einander im Innern durch ihre Verfaſſung, im Aeußern durch Titel und Wappen. Die Titel zeigen die Würde an, die ein unabhängiger Staat ſich ſelbſt beilegt und die übrigen Staaten anerkennen; ein abhängiger aber von dem höhern, von dem er abhängt, empfängt. So giebt es unter den monarchiſchen Staaten Kaiſerthümer, Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer, Fürſtenthümer ꝛc. Die Wappen ſind willkührliche, jedoch bleibende, nach gewiſſen Regeln entworfene und mit angenommenen Zierathen geſchmückte Sinnbilder.

Die Mitglieder eines Staates werden Staatsbürger genannt, die ſich in gewiſſe Stände theilen, nämlich in den Adel-, Bürger- und Bauerſtand, wozu noch der geiſtliche und Lehrſtand, der obrigkeitliche und der Wehr- oder Militärſtand (der Krieger oder Soldaten) kommen. Bevollmächtigte und Vertreter des ganzen Volks, die bei der Geſetzgebung, Auflegung

und Regulirung der öffentlichen Abgaben eine mitwirkende Stimme und andere beſtimmte auf die Verwaltung des Staats ſich beziehende Rechte haben, heißen Reichsſtände, Landſtände, Parlament. In manchen Staaten giebt es leider auch noch Leibeigene und Sklaven, wovon jene an den Grund und Boden ihrer Herrſchaft gebunden, dieſe nicht einmal über ihre eigene Perſon verfügen können, ſondern gleich einer Waare, bloß das Eigenthum ihrer Herren ſind.

Europa.

Ueber die Oſtgränze dieſes Erdtheiles iſt man nicht übereinſtimmend. Daß Europa auf ſeiner Oſtſeite von dem Aegeiſchen oder Griechiſchen Meere, der Meerenge der Dardanellen oder dem Helleſpont, dem Meere von Marmora, der Meerenge von Conſtantinopel oder dem Bosporus, dem ſchwarzen und dem Aſowſchen Meere begränzt werde, darüber ſind die Geographen einig und ſo weit iſt auch die Gränze von der Natur beſtimmt. Aber von da an bis zum Eismeere, eine Strecke von wenigſtens 360 Meilen, iſt ſie ungewiß und willkührlich. Wollte man hier eine Naturgränze Europa's ſuchen: ſo müßte man den Kaukaſus, das Kaſpiſche Meer, den Uralfluß von ſeiner Mündung an bis zu ſeiner Quelle auf dem Uralgebirge, dieſes Gebirge und das Werchoturiſche Gebirge bis zum Kariſchen Buſen des Eismeeres als Gränzpunkte zwiſchen Europa und Aſien annehmen, und Europa um 25,000 QM. größer ſeyn, als man gewöhnlich ſeine Größe berechnet. Dann fielen aber auch verſchiedene Gouvernements des Aſiatiſchen Rußlands, der ganze Lauf der Wolga und ein Theil des Kaſpiſchen Meeres, das doch ſtets zu Aſien gerechnet worden iſt, zu Europa. — Andere nehmen die Wolga von ihrem Einfluſſe ins Kaspiſche Meer bis dahin, wo die Samara ſich mit ihr vereinigt, zur Gränze, ziehen ſodann längs der Samara eine Linie bis gegen Orenburg an den Fluß Ural, und betrachten ſodann dieſen bis zu ſeinem Urſprunge am Uralgebirge, und von da die höchſten Punkte dieſes und des Werchoturiſchen Gebirges, bis an die Küſten des Eismeeres als Gränzſcheide, wonach Europa auch noch die auf der Weſtſeite der Wolga und auf ihrer Oſtſeite bis zum Ural gelegenen Gouvernements des Aſiatiſchen Rußlands begreifen würde.*) Endlich beſtimmen auch andere Geographen die Gränze Aſiens vom Aſowſchen Meere an ſo, daß ſie die Gouvernements Kaukaſien, Aſtrachan, Saratow, Penſa, Simbirsk, Kaſan, Wjätka, Perm und Tobolsk und dann das Werchoturiſche Gebirge vom Urſprung der Petſchora auf demſelben bis zum Kariſchen Buſen des Eis-

*) Bekanntlich theilen die Geographen Rußland in das Europäiſche und Aſiatiſche Rußland; jedoch kennt die Ruſſiſche Regierung dieſe Eintheilung nicht, ſondern ſie hat, ohne Berückſichtigung der beiden Erdtheile, das Reich in Gouvernements und Provinzen getheilt.

meeres, als Oſtgränze Europas annehmen, welcher Annahme hier gefolgt iſt. — Folgende Tabelle zeigt den Flächeninhalt und die Bevölkerung der einzelnen Europäiſchen Länder:

Namen.	QM.		Einwohner.
Rußland mit Polen	75,000	—	46,000,000
Schweden und Norwegen	13,600	—	4,000,000
Oeſterreichiſcher Staat	12,150	—	34,300,000
Frankreich	10,050	—	33,000,000
Europäiſche Türkei	8,500	—	9,000,000
Spanien	8,500	—	14,000,000
Großbritannien und Irland	5,700	—	24,500,000
Preußiſcher Staat	5,040	—	13,500,000
Italien *)	4,600	—	17,400,000
Deutſchland **)	4,400	—	14,700,000
Däniſcher Staat	2,850	—	2,100,000
Portugal	1,930	—	3,200,000
Griechenland	800	—	900,000
Schweiz	700	—	2,200,000
Holland	620	—	2,800,000
Belgien	520	—	4,000,000
Joniſche Inſeln	46	—	180,000
Krakau	21	—	120,000
Summa	QM. 155,027		E. 225,900,000.

Folgende Ueberſicht zeigt die Größe der vornehmſten Flüſſe, wie ſie Berghaus „in ſeinen erſten Elementen der Erdbeſchreibung, Berlin 1830" angiebt:

Ströme	Gerader Abſtand d. Quelle von d. Mündung in geogr. Meilen	Größe der Stromkrümmungen	Größe des ganzen Stromlaufes	Flächenraum des Stromgebietes in QM.
Wolga	210	220	430	30,100
Donau	220	160	380	14,400
Dnjepr	140	100	240	8,530
Don	105	90	195	7,960
Dwina	70	90	160	5,900
Elbe	80	75	155	2,800
Rhein	90	60	150	4,030
Petſchora	90	60	150	3,050

*) Ohne das zum Oeſterr. Staate gehörende Lombardiſch-Venetianiſche Königreich und ohne die zu Frankreich gehörende Inſel Corſika, mit welchen beiden Ländern aber Italien 5,600 QM. und 22,000,000 E. hat.

**) Ohne die Deutſchen Länder, welche zu Oeſterreich, Preußen, Dänemark und zu Holland gehören, mit welchen Deutſchland 11,600 QM. und 36,600,000 E. begreift.

Ströme	Gerader Abſtand d. Quelle von d. Mündung in geogr. Meilen	Größe der Stromkrümmungen	Größe des ganzen Stromlaufes	Flächenraum des Stromgebietes in Q.M.
Düna	70	70	140	1,359
Weichſel	70	60	130	3,580
Loire	80	50	130	2,380
Oder	70	50	120	2,100
Tajo	90	30	120	1,360
Niemen	60	55	115	2,020
Dnieſter	90	20	110	1,440
Guadiana	60	45	105	1,210
Rhone	60	40	100	1,760
Duero	65	35	100	1,640
Po=Etſch	58	30	88	1,800
Seine	55	30	85	1,240
Garonne	50	30	80	1,440
Ebro	65	15	80	1,220
Weſer	50	20	70	875
Guadalquivir	45	20	65	940

Die Größe der angeführten vorzüglichſten Landſeen Europas ſtellt folgende Tabelle, nach den wahrſcheinlichſten Angaben dar:

Seen	größte Länge	größte Breite	Flächenraum	
Ladoga	25	15	292	Q.M.
Onega	30	10	160	—
Wener	19	9	100	—
Peipus	11½	9½	—	—
Wetter	15	4	34	—
Mälar	12	6	25	—
Plattenſee	10	2	20	—
Garda	7	3	14	—
Genfer See	10	2	11½	—
Lago maggiore	9	2	—	—
Bodenſee	8	2½	9½	—
Neuſiedler See ohne den 6 Q.M. großen Hanſag	5	2	6	—
Neuenburger See	4½	1	4	—
Comer See	7	½	—	—
Luganer See	4	½	—	—
Züricher See	5	¾	—	—

Die Meere, welche Europa begränzen, greifen vielfach in das Feſtland dieſes Erdtheiles ein, und theilen durch ihre Arme

und Buſen daſſelbe in viele größere und kleinere Glieder, die außer vielen kleinern Halbinſeln, im Norden als Lappiſche, Skandinaviſche und Jütländiſche und im Süden als Pyrenäiſche, Italieniſche, Griechiſche und Tauriſche Halbinſel vorſpringen. Der Stamm des Erdtheiles oder ſeine zuſammenhängende Mitte wird immer ſchmäler, je weiter man von ſeinem breiten öſtlichen Zuſammenhange mit Aſien ihn gegen Weſten verfolgt. Zuletzt endigt er mit der Pyrenäiſchen Halbinſel, in der größten Annäherung gegen Afrika, nur durch die ſchmale Meerenge von Gibraltar davon geſchieden. Es hat daher Europa im Vergleich mit andern Erdtheilen eine Küſtenerſtreckung von außerordentlicher Länge, und faſt alle ſeine Länder werden von Meerestheilen berührt. Die geſammte Küſtenlänge beträgt 4,300 M., davon die gegen das Eismeer auf 780, die gegen den nordatlantiſchen Ozean und ſeine Binnenmeere auf 1,820 und die gegen das mittelländiſche und ſchwarze Meer auf 1,700 M. berechnet werden kann. Hieraus ergiebt ſich, daß auf einem Flächenraum von 36 QM., 1 Meile Küſtenausdehnung kommt. Dieſer vielfachen Berührung Europas mit dem Meere muß es hauptſächlich zugeſchrieben werden, daß dieſer ſo kleine Erdtheil ſeine Herrrſchaft auch über die entfernteſten Gegenden der Erde ausgebreitet hat, und ſeine Bewohner denen aller übrigen Erdtheile in der Kultur vorangeeilt ſind.

Bei Betrachtung der Oberfläche Europas theilen wir daſſelbe in die Inſeln, die Halbinſeln und in das Feſtland oder den zuſammenhängenden Stamm. Was zuförderſt die Inſeln betrifft, die mit Nova-Zembla mehr als 14,000 QM. einnehmen, ſo ſind dieſe faſt ſämmtlich mehr oder weniger gebirgig, und nur England und Irland ſind zum Theil, und die Däniſchen Inſeln ganz eben. Die oben angeführten größern Halbinſeln, zuſammen über 36,000 QM. der Oberfläche Europas einnehmend, gehören gleichfalls dem Gebirgslande an; bloß die Jütländiſche und der nördliche Theil der Tauriſchen Halbinſel gehören dem Tief- und Flachlande an. Was endlich den eigentlichen zuſammenhängenden Stamm Europas betrifft, deſſen Flächenraum etwa auf 105,000 QM. angeſchlagen werden kann, ſo theilt ſich derſelbe in Gebirgs- oder Hochland und in Tiefland, wovon das letztere das erſte an Ausdehnung übertrifft und von da, wo es mit Aſien zuſammengränzt, im SW. ſich bis zu den Karpathen und im Norden bis zu dem Eismeere und im Nordweſten bis zu der Skandinaviſchen Halbinſel (Schweden und Norwegen) ausdehnt, ja es ſendet ſeine letzten Ausläufer ſogar zur Nordſee und zum Engliſchen Kanal bis zur Franzöſiſchen Halbinſel Bretagne. So trägt alſo ganz Oſteuropa und ein Theil von Weſteuropa den Character des Tief- und Flachlandes, das an ſeiner ſüdweſtlichen Seite aufſteigt zu Bergzügen, Plateaulandſchaften, Gebirgsketten, welche den übrigen Theil Europas gegen das mittelländiſche Meer hin erfüllen. In dieſem Tief-

lande von ſo ungeheurem Umfange erhebt ſich nicht ein einziger Gebirgszug, höchſtens findet man mäßige Anhöhen, Hügel und Landrücken, die das Einförmige dieſer weit und breit ſich ausbreitenden Fläche etwas unterbrechen, und wenigſtens einige Abwechslung gewähren. Sarmatiſche Ebene könnte man den ganzen Raum des Tieflandes, der von der öſtlichen Gränze Europas bis zur Weichſel ſich erſtreckt und Rußland begreift; Germaniſche Ebene den Theil des Tieflandes nennen, welcher weſtwärts der Weichſel beginnt und längs der letzten nördlichen Gebirge Deutſchlands auf der einen und längs der Oſtſee, Nordſee und des Kanals auf der andern Seite ſich bis zur niedern Seine ausdehnt, und ſeiner Lage nach, dem weſtlichen Europa angehört, weil die Ströme, von denen ſie bewäſſert wird, nicht dem Tieflande ſelbſt, ſondern dem Hochlande entquellen.

Der ganze übrige weit größere Theil von dem weſtlichen Europa iſt Gebirgs- und Hochland, mit der größten Mannigfaltigkeit in Erhebungen und Vertiefungen wechſelnd. Hier iſt das Hauptgebirge von Europa, die Alpen, das von dem ſüdöſtlichen Ende Frankreichs in einem großen Bogen um die Italieniſche Halbinſel, bis an die Oſtküſte des Adriatiſchen Meeres zieht. Gegen Norden mehr oder minder von ihm abſtehend iſt dieſes Alpenland von einem großen bogenförmigen Berggürtel umgeben, der von dem ſüdöſtlichſten Frankreich bis zum Delta der Donau reicht. Man kann ihn den Weſteuropäiſchen Berggürtel nennen. Er zerfällt in zwei Theile, vom Alpenlande aus geſehen, in einen weſtlichen und in einen öſtlichen. Der erſtere Theil, in welchem drei Gebirgsgruppen vorzüglich hervortreten, nämlich die ſüdliche oder Hochfrankreich, die mittlere oder der Gebirgszug der Vogeſen und die nördliche oder niederrheiniſch-weſtphäliſche, ſtreicht in einer nordöſtlichen Richtung vom ſüdöſtlichſten Frankreich bis zur Emsquelle; der zweite Theil beginnt hier und folgt einer ſüdöſtlichen Richtung bis zum Donau-Delta, als Gränze gegen das Germaniſch-Sarmatiſche Tiefland. Auch in dieſem Theile treten vorzüglich drei Gebirgsgruppen hervor, nämlich die ſüdliche oder das ſiebenbürgiſche Hochland, die mittlere oder die Gruppe der Karpathen und die nördliche oder hercyniſche, wohin unter andern die Sudeten, das Fichtelgebirge, der Thüringer Wald und Harz gehören. Zwiſchen dieſem Berggürtel und dem Alpenlande liegt eine große Mannigfaltigkeit von Bergketten, Plateaux, großer Thäler und ſelbſt Ebenen (worunter die Ungariſchen und Baieriſchen die größten ſind), welche in ihrer Geſammtheit mit ihren Gebirgsrändern das Hochland von Weſteuropa ausmachen. Mit dieſem Hochlande ſtehen die Gebirgsſyſteme der Griechiſchen und Italieniſchen Halbinſel im Zuſammenhange; die Gebirgsſyſteme dagegen auf der Pyrenäiſchen Halbinſel ſind völlig davon getrennt; und dieſe Halbinſel iſt ein iſolirtes Hoch-

land, gleichſam eine Welt für ſich. — Die Alpen ſelbſt, das höchſte und größte Gebirge Europas, liegen faſt genau in der Mitte zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole, zu beiden Seiten des 45ſten Breitengrades, und nehmen einen Flächenraum von 5,000 QM. ein, indem ſie an den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres, da wo die Küſte im Angeſichte der Hyeriſchen Inſeln ſich erhebt, auf der Oſtſeite der untern Rhone beginnen, ſich von da zuerſt gegen Norden in die Nähe des Genfer Sees, und von da öſtlich als eine Gränzmauer Italiens und der Schweiz ſo wie Süddeutſchlands, und hierauf nordöſtlich bis an die Donau in die Gegend von Wien und ſüdöſtlich, längs des Adriatiſchen Meeres bis nach Dalmatien hinein erſtrecken. Das Alpengebirge beſteht nicht aus einer einzigen, ſondern aus vielen Ketten, die aber ſämmtlich der Hauptdirektion von Weſten gegen Oſten folgen. Man unterſcheidet vorzüglich drei Ketten, die ſogenannten Uralpen, welche in der Mitte ziehen, und die ſogenannten Kalkalpen, welche in zwei Reihen, nördlich und ſüdlich jene Uralpen begleiten. Die Hauptmaſſe der Uralpen fällt innerhalb einer Linie, die von dem Montblanc bis zum Groß-Glockner gezogen wird. Dieſe Linie drückt zu gleicher Zeit die Ausdehnung des eigentlichen Gebirgsſtammes, der Centralalpen aus; alles was von ihnen gegen W. liegt, bezeichnen wir unter dem Namen Weſtalpen; die Alpenregion gegen O. vom Glockner macht die Oſtalpen aus. Zu den Weſtalpen gehören die See- oder Meeralpen, die Cottiſchen Alpen (beide in Frankreich und Italien) und die grauen oder Grajiſchen Alpen, bloß in Italien; zu den Centralalpen gehören: die Penniniſchen Alpen, die Lepontiſchen Alpen (beide in Italien und der Schweiz), die Berner Alpen, bloß in der Schweiz, und die Rhätiſchen Alpen, meiſtens in der Schweiz und Deutſchland (Tyrol) und zum Theil in Italien; und zu den Oſtalpen gehören: die Noriſchen Alpen, in Deutſchland und in Ungarn ſich verlaufend (die nördlichſte aller Alpenketten); die Karniſchen in Deutſchland und an der Nordgränze Italiens, die Juliſchen im ſüdlichſten Deutſchland und Kroatien, und die Dinariſchen Alpen in Dalmatien und an die Gebirge der Europäiſchen Türkei oder der Griechiſchen Halbinſel ſich anſchließend, und nebſt den Meeralpen die ſüdlichſte Alpenkette bildend.

Das Alpenland ſteigt theils aus dem Meere auf, theils aus tiefen Stromthälern und vorliegenden Ebenen. Nur an ſeiner Nordſeite fällt es in ein Plateaux ab, wo der Fuß der Alpen etwa 2,000 F. über dem Meere liegt; darüber erheben ſich die Voralpen bis 5,000 F. abſoluter Höhe, darauf folgen die Mittelalpen bis 8,000 F. und dann endlich die Hochalpen bis 14,000 F., welche dem Zuge der Uralpen entſprechen. Von ihnen ſenkt ſich das Alpenland ſüdwärts wieder als Mittel- und Voralpen zum

Südfuße, der in die Tiefebene des Po=Thales fällt, die Lombardei genannt; dieſer Südfuß iſt um 1,300 F. niedriger, als der Nordfuß, nämlich 700 F. über der Meeresfläche erhaben.

Die höchſten Gipfel liegen in den Hochalpen, und meiſtens auch in den Uralpen; ſie treffen ferner auf die Hauptmaſſe des Gebirges, auf die Centralalpen. Es ſind die Rieſenberge Europas, ihre Spitzen mit ewigem Schnee (Firn), ihre Abhänge und Thalſchlünde mit ewigem Eiſe (Gletſchern) bedeckt, oft in zwei Parallelreihen laufend, gleichſam als eine Allee der erhabenſten Felspyramiden. Wiewohl die höchſten Berge in den Centralalpen liegen, ſo finden ſich auch in den Weſtalpen mehrere, welche die Höhe von 10,000 F. überſchreiten. In den Oſtalpen dagegen, wo die Gebirgsmaſſe ihre größte Breite erreicht und mehr auseinandergelagert erſcheint, als in den Weſt= und Centralalpen, nimmt die Höhe ab; denn hier hat der Terglou, einer der höchſten Gipfel, 9,300 oder höchſtens 10,000 F.

Das Europäiſche Alpenland iſt auf faſt allen Seiten von großen Thälern umgeben, die mit ſeinem Zuge parallel laufen; auf der Südſeite vom Po=Thale, auf der Nord= und Nordoſtſeite vom Donau=Thale und auf der Weſtſeite vom Rhone=Thale, das ſo wie das Rhein=Thal aus dem Alpenlande ſelbſt hervorbricht. In dieſe vier Hauptthäler laufen alle übrigen Thäler des Alpenlandes aus, mit Ausnahme derjenigen welche von den Küſtenflüſſen bewäſſert werden. Bei den Alpenthälern, die zum großen Po=Thale gehen, iſt es bemerkenswerth, daß ſie meiſtens Querthäler ſind, welche die Gebirgsketten rechtwinklich durchbrechen, und daß die meiſten am Fuße des Alpengebirges in Seen endigen.

Uebrigens werden von den verſchiedenen Alpenketten, ſo wie von den übrigen bemerkenswerthen Gebirgen Europas, bei den einzelnen Ländern, wohin ſie gehören, noch mehrere Nachrichten mitgetheilt werden. Hier laſſen wir nur noch ein kurzes Verzeichniß der höchſten Berge der vornehmſten einzelnen Gebirge Europas folgen, wobei ihre abſolute Höhe in Pariſer Fuß angegeben iſt.

Berge	Gebirge	Höhe
Montblanc	Penniniſche Alpen	14,760
Montroſa	— — —	14,220
Pelvour de Vallouiſe	Cottiſche Alpen	13,230
Finſteraarhorn	Berner Alpen	13,230
Iſeran	Grajiſche Alpen	12,450
Ortles	Rhätiſche Alpen	12,060
Groß=Glockner	Noriſche Alpen	11,990
Cumbre de Mulhacen	Sierra Nevada	11,100
Maladetta	Pyrenäen	10,720
Montperdu	— — —	10,500

Berge	Gebirge	Höhe
Simplon	Lepontiſche Alpen	10,330
Terglou	Juliſche Alpen	10,200
Monte Corno oder Gran Saſſo d'Italia	Apenninen	oder auch nur 9,300 9,500
Orbelos	Hämus	9,000
Col de Fenètre	Seealpen	8,460
Steiner Alpe	Karniſche Alpen	8,400
Lomnitzer Spitze	Karpathen	8,320
Buzesd	Siebenbürgiſche Gebirge	8,300
Skagtöls = Tind	Scandinaviſche Gebirge	7,900
Taygetes	Griechiſche Gebirge	7,450
Pawdinskoe = Kamen	Werchoturiſches Gebirge	6,400
Mont d'or	Auvergner Gebirge	6,290
Oerafe = Jökul	Isländiſche Gebirge	6,240
Mont Mezin	Sevennen	6,160
Dinara	Dinariſche Alpen	5,670
Pré des Marmiers	Jura	5,300
Rieſen= oder Schneekoppe	Sudeten	5,000
Tſchadürdagh	Tauriſches Gebirge	4,740
Feldberg	Schwarzwald	4,610
Altvater	Schleſiſch=Mähriſches Gebirge	4,500
Ballon von Sulz	Vogeſen	4,400
Spiglitzer Schneeberg	Glatzer Gebirge	4,380
Ben Nevis	Schottländiſche Gebirge	4,370
Heidelberg	Böhmerwald	4,200
Keilberg	Böhmiſches Erzgebirge	3,870
Fichtelberg	Sächſiſches Erzgebirge	3,730
Brocken	Harz	3,500
Schneeberg	Fichtelgebirge	3,250
Hohenberg	Schwäbiſche Alp	3,160
Beerberg	Thüringer Wald	3,130

Europa iſt der einzige Erdtheil, der die heiße Zone nirgends erreicht. Von ſeinem Flächenraume liegen etwa 142,000 □M. in der nördlichen gemäßigten Zone, nur etwa $\frac{1}{12}$ des Ganzen (ohngefähr 13,000 □M.) reicht über den Polarkreis hinaus, und gehört zur nördlichen kalten Zone. Nach dieſer Lage, hat alſo Europa bloß in dem kleinſten ein kaltes, und in dem bei Weitem größten Theile ein gemäßigtes Klima, welches jedoch ſich mehr oder weniger dem Klima der kalten oder der heißen Zone nähert, je näher die Länder Europas dem Polar= oder dem Wendekreiſe liegen. Man kann daher dieſen Erdtheil, in Hinſicht ſeines Klimas füglich in vier Erdſtriche eintheilen, nämlich:

1) in den arktiſchen oder Nordpolar=Erdſtrich, welcher den nördlichſten Theil des Europäiſchen Rußlands, Schwe=

dens und Norwegens und der Däniſchen Inſel Island, zuſammen etwa 13,000 QM. begreift. Hier iſt das Klima fürchterlich kalt, und die Kälte nimmt mit jedem nördlichen Breitengrade zu, am meiſten in der nördlichſten Gegend Europas, auf der Inſel Nowaja Semlja, wo der Schnee gewöhnlich 10 F. hoch liegt, die Berge zur Hälfte mit ewigen Schnee und Eiſe bedeckt und die Meere kaum 3 Monate frei vom Eiſe ſind. Der Winter dauert 9 Monate, die übrige Zeit füllt der Sommer, indem Frühling und Herbſt fehlen; während des Sommers, iſt die Sonnenwärme beträchtlich, und der Thermometer ſteht um Mittag auf 13 bis 14 Grad. Gewitter ſind ſelten, deſto häufiger die Nordlichter, welche die Monate langen Nächte erhellen; denn unter 67° 18′ dauert ſchon die längſte Nacht einen und an der nördlichſten Spitze von Nowaja Semlja faſt 4 Monate, und eben ſo lang ſind die längſten Tage. Alle Kultur erſtirbt hier, alle Hausthiere verſchwinden, bis auf das Rennthier und den Hund, die treuen Begleiter der wenigen Bewohner dieſer Gegenden; aller Baumwuchs hört auf, bis zum Nordkap (71°) dauert die Zwergbirke; und die Flora beſteht bloß in Mooſen, Flechten, Sumpf- und Moosbeeren und wenigem Graſe. Etwas milder iſt das Polarklima in den hierher gehörigen Norwegiſchen Gegenden, wo man noch an einigen geſchützten Orten unter 70° ein wenig Gerſte und Hafer, nebſt Kartoffeln zieht.

2) in den kalten Erdſtrich, welcher vom 57° Br. bis zum Polarkreiſe ſich erſtreckt, und einen beträchtlichen Theil von Rußland, faſt ganz Schweden und Norwegen und Nordſchottland, die Shetländiſchen, Orkadiſchen und Farör-Inſeln und den größten Theil der Hebriden und Islands, zuſammen alſo etwa 45 bis 46,000 QM. begreift, wobei jedoch ſich ein beträchtlicher Unterſchied der mehr oder weniger nördlichen Gegenden, hinſichtlich des Klimas, zeigt; denn während jenſeits des 60ſten Grades das Getreide ſehr häufig mißräth und Obſtbau ganz wegfällt, ſind diesſeits deſſelben Grades ſichere Getreideerndten, und wächſt ſelbſt etwas Obſt. Viehzucht aber wird bis nahe zum Polarkreiſe unterhalten. Am ſüdlichſten Ende dieſes Erdſtrichs dauert der längſte Tag und die längſte Nacht 17¾, am nördlichſten 24 Stunden. Das Klima iſt zwar von einer ſtrengen und heftigen Kälte begleitet, beſonders je mehr man ſich dem Polarkreiſe nähert, und ſteigt bis zu 34° Reaumur, iſt aber bei dieſer Kälte geſund, und Beiſpiele eines hohen Alters ſind häufig. Der Winter dauert meiſtens bis in den April, der kurze Frühling iſt unbeſtändig und unfreundlich, der Sommer kurz, aber drückend heiß, indem der Thermometer wohl auf 18 bis 19° ſteigt, dabei nebelig und feucht, und die Wärme folgt ſchnell auf die Kälte des Winters, daher die Vegetation ſich ſchnell entwickelt und es nichts Seltenes iſt, in drei Wochen Eis und Schnee, ganz grüne Bäume und Blüthen zu

ſehen. Zwei warme Tage wirken in dieſem Klima mehr, als in Deutſchland deren acht. Der Herbſt iſt eine der ſchönſten Jahreszeiten, ſelten regneriſch und beinahe ohne allen Nebel; doch mit dem Oktober tritt oft ſchon der rauhe, aber trockene Winter ein.

3) in den gemäßigten Erdſtrich, welcher ſich vom 45° bis 57° Br. erſtreckt, und Irland, Großbrittanien ohne Nordſchottland, Holland, Belgien, ¾ von Frankreich, faſt ganz Dänemark, einen kleinen ſüdlichen Theil von Schweden, ganz Deutſchland, den Oeſterreichiſchen Staat, mit Ausſchluß des ſüdlichſten Theiles, die Schweiz, den größten Theil von Oberitalien, den ganzen Preußiſchen Staat, Krakau, die Moldau, den nördlichen Theil der Wallachei, Polen und den beſten Theil Rußlands, zuſammen 72,000 QM. begreift. Im Ganzen iſt das Klima ſehr angenehm, Menſchen, Thieren und Gewächſen äußerſt günſtig, ſo daß ſowohl die animaliſche als vegetabiliſche Natur ſich auf das vortheilhafteſte entwickeln. Nach der ſüdlichen oder nördlichen Lage der Länder dieſes Erdſtrichs, der geringern oder beträchtlichern Seehöhe, der mehr oder weniger gebirgigen Beſchaffenheit und der Nähe der Meere, zeigt ſich ein auffallender Unterſchied des Klimas. In dieſem gemäßigten Erdſtriche Europas herrſcht der angenehmſte Wechſel der Jahreszeiten. Die Kälte des Winters iſt erträglich, und ſelten lange anhaltend. Der Frühling macht einen angenehmen Uebergang von dem Winter zu der Wärme des Sommers, die nur ſelten zu einem Grade ſteigt, daß ſie drückend wird, ſondern gewöhnlich durch Gewitter häufig abgekühlt wird; und der Frühherbſt iſt gemeiniglich heiter und lieblich. Die in dieſem Erdſtriche gelegenen Länder bringen allenthalben Getreide, bis zum 50° auch Mais und Spelz hervor, und machen den fruchtbarſten, getreidereichſten Theil Europas aus. Obſtkultur findet durchgehens Statt, und vom 45° bis 50° 30′ wächſt die Rebe und liefert die edelſten Weinſorten, ja noch über 51° hinaus wird einiger Wein erzeugt, der freilich von geringer Güte iſt. In den ſüdlichſten Gegenden kommen ſelbſt an geſchützten Orten im Freien, Citronen, Pomeranzen, Feigen und Oliven fort; Mandeln und Kaſtanien bis zum 50° und Pfirſichen ſo wie Aprikoſen noch weiter gegen Norden. Die Tage und Nächte ſind weder ſo kurz noch ſo lang, als in den beiden vorigen Klimaten, indem unter 45° der längſte Tag 15 Stunden 30 Minuten dauert, und unter den nördlichſten Graden nur bis zu 17½ Stunden ſich verlängert.

4) in den warmen Erdſtrich, welcher vom 36°, wo der längſte Tag 14 Stunden 30 Minuten lang iſt, bis 45° ſich erſtreckt, und den ſüdlichſten Theil von Europa, nämlich ganz Portugal und Spanien, ¼ von Frankreich, einen Theil von Ober- und ganz Mittel- und Unteritalien, die ſüdlichſten Theile des Oeſterreichiſchen Staates, die Joniſchen Inſeln, die Europäiſche Türkei mit Ausſchluß der Moldau und des nördlichen Theiles

der Wallachei, Griechenland und die Südſpitze von Taurien begreift, zuſammen etwa 25,000 QM. Hier iſt das Klima äußerſt mild. Je weiter man nach Süden kommt, werden Schnee und Eis ſelten, und verſchwinden bald, oder zeigen ſich gar nicht, wie z. B. in Sicilien, wo man nur auf dem Aetna Schnee antrifft. Der Thermometer fällt ſelten auf den Gefrierpunkt. Die Winter hören ganz auf, beſtehen nur aus Regen und Nebel, und die Wintertage gleichen einem kühlen Tage des Mais oder Septembers in Deutſchland. Vom Ende des Mais bis Ende des Septembers iſt der Himmel faſt immer heiter, ohne Wolken und in ein ſolches ſchönes Blau gekleidet, als man es in dem übrigen Europa nicht ſieht; aber dabei wird, während dieſer Zeit, die Hitze drückend und erſchlaffend, und der Thermometer ſteigt wohl auf 32 bis 36°. Die Sonne, dem Scheitelpunkte beträchtlich näher, verbrennt mit ſenkrechtem Strahle alle Gewächſe, und der ewig heitere Himmel verſagt der lechzenden Erde hartnäckig alle Erquickung. Alle Gewächſe auf den Ebenen müßten verdorren, wenn nicht der ſtarke Thau dieſelben erquickte. Dieſer ſüdliche Himmel äußert ſeinen mächtigen Einfluß ſowohl auf die animaliſche als vegetabiliſche Natur, die ſich hier in ihrer ganzen Kraft und Schönheit auf das ſchnellſte entwickelt. Schon mit dem 12ten Jahre wird das Mädchen mannbar. Im Junius beginnt die Getreideerndte, im September die Weinleſe. Nie wird die üppige Vegetation durch Kälte unterbrochen. Mitten im Winter blühen die Citronen und Pomeranzen. Die Luft iſt von den balſamiſchen Gerüchen der wild wachſenden aromatiſchen Kräuter erfüllt. Nicht bloß erzeugt hier die Natur die ſüßeſten Weine und edle Südfrüchte in Menge, als Mandeln, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Oliven und Granatäpfel, ſondern ſie bringt auch Gewächſe der Tropenländer, als Aloe, Dattelpalmen und Zuckerrohr hervor. Doch gilt dieſe Schilderung des warmen Klimas bloß von den ſüdlichſten Gegenden Europas bis 40°. Ueber dieſen Grad hinaus giebt es einen Winter, der aber bis zu 43° ſo gelind iſt, daß es ſelten bei Tage friert, ſelbſt des Nachts der Thermometer nur auf 3° unter Null fällt, und daß der zuweilen fallende Schnee kaum einen oder ein Paar Tage liegen bleibt. Von 43 bis 45° fällt der Thermometer wohl im Winter auf 8° und Reife und Nachtfröſte ſchaden oft den Oliven; allein auch ſelbſt hier ſind die Winter ſehr gemäßigt, und ſchon im Februar bedecken ſich die Bäume mit Blüthen. Im Ganzen iſt das Klima dieſes warmen Erdſtrichs von Europa geſund, jedoch machen der Scirokko, die Myriaden von beſchwerlichen Mücken, die drückende Hitze und ſtrichweiſe die häufigen Erdbeben, die Ausbrüche von Vulkanen, die Peſt, welche aber bloß dem Osmaniſchen Europa, aus Mangel an Vorkehrungen, eigen iſt, die Heuſchreckenſchwärme, die alle Gewächſe, auf welche ſie fallen, in kurzer Zeit verzehren, die Schattenſeite dieſes ſonſt ſo reizenden Klimas.

Portugal.

Portugal hieß in alten Zeiten Luſitania, und machte einen Theil von Spanien aus, mit welchem es auch, bis zu Ende des eilften Jahrhunderts, gleiche Schickſale hatte. Als erſte Bewohner deſſelben werden die Iberier und Celten genannt. Die Karthaginenſer, welche ſchon vor Chriſti Geburt an den Küſten Portugals Niederlaſſungen gründeten, wurden von den Römern verdrängt, die ſich hierauf Luſitanien unterworfen. Nach Zertrümmerung des Römerreichs kam das Land unter die Herrſchaft der Alanen, Sueven, Weſtgothen und Araber, die man Saracenen, auch Mauren nannte. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts eroberte König Ferdinand von Kaſtilien den größten Theil dieſes Landes, welches von da an nach der damals wichtigſten Stadt Porto (die Portus Gallorum oder Portus Cale hieß), ſeinen Namen Portugal erhielt. 1109 unter Heinrich, Herzog von Burgund, der eine Tochter der Könige von Caſtilien heirathete, wurde Portugal ein ſelbſtſtändiger Staat und Alfons I., welcher 1139 in der berühmten Schlacht bei Durique, die Macht der Mauriſchen Könige in Portugal vernichtete, ward der erſte König Portugals, deſſen Bewohner im 15ten und 16ten Jahrhunderte ſich durch große Handelsthätigkeit zur See auszeichneten, und beſonders wichtige Länderentdeckungen und Eroberungen in Afrika, Oſtindien und in Südamerika machten, wo ſie das große Land Braſilien entdeckten, und ſpäterhin ſich in Beſitz deſſelben ſetzten. Mit des Königs Sebaſtian, 1578 in Afrika von den Mauren erlittenen Niederlage und Tode, ſank Portugals Kriegsruhm, Wohlſtand und Selbſtſtändigkeit, indem es 1580 unter Spaniſche Herrſchaft fiel, unter welcher es 60 Jahre lang ſchmachtete, bis 1640 es den Portugieſen gelang, ſich der Tyrannei der Spanier zu entziehen, und ſie in dem Herzoge Johann von Braganza, einen eigenen König, der unter dem Namen Johann IV. regierte, erwählten. Nun trat Portugal wieder in die Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten, und auch noch jetzt ſtammen die Könige Portugals aus dieſem Hauſe. Doch hat der Portugieſiſche Staat ſich nie wieder von dem unter der Spaniſchen Herrſchaft erlittenen Verluſte erholen können. Ja ſelbſt die unermeßliche Beſitzung Braſilien, die unter allen ſeinen auswärtigen die größte Wichtigkeit für den Staat hatte, iſt in den neueſten Zeiten (im Jahre 1822) verloren gegangen, ſo daß derſelbe ſich jetzt in einem Zuſtande großer Schwäche befindet, welche noch durch die fortdauernden innern Unruhen vermehrt wird. Zwar iſt 1834 der Kampf der beiden Brüder Miguel und Pedro (Söhne des letzten 1826 verſtorbenen Königs Johann VI.) um den Thron Portugals dadurch beendigt worden, daß Miguel aus dem Lande vertrieben wurde und Maria II. da Gloria, Tochter Pedros, als Königin von Portugal den Thron beſtieg — allein

1836 iſt wieder eine Revolution ausgebrochen, wodurch die bisherige Konſtitution abgeſchafft und dagegen die vom Jahre 1820 wieder angenommen worden iſt. Doch regiert Donna Maria, die mit Ferdinand, einem Prinzen von Sachſen=Coburg vermählt iſt, noch bis jetzt.

Unter den Gebirgen Portugals, welche ſämmtlich die weſtlichen Abfälle der Spaniſchen Gebirge ſind, iſt die Serra*) de Eſtrella das größte und höchſte; und bildet das äußerſte Weſtglied in der langen Kette des Caſtiliſchen Scheidungsgebirges, d. h. desjenigen Gebirges, das Alt= und Neu=Caſtilien von einander ſcheidet. Die Eſtrella erhebt ſich in der Portugieſiſchen Provinz Beira, um den Urſprung der Flüſſe Zezere und Mondego, füllt mit ihren Vorbergen und niedern Seitenzügen das Land umher bis zu den Strömen Douro und Tejo, geht nach W. bis Coimbra und nach Norden in die hohen Bergflächen von Guarda und Viſeu über, die gegen den Ozean hin, tief als Gebirge abſtürzen. Aus der Bergebene von Viſeu ſteigt die Eſtrella ſanft an, ohne Felſenbildung, und heißt darum an dieſer Nordſeite Serra manſa (ſanftes Gebirge); der ſüdliche Theil hingegen iſt der höchſte, an vielen Stellen ſehr ſteil und felſig, und heißt darum die Serra brava (wildes Gebirge). Ueber die Höhe dieſes Gebirges ſind die Angaben ſehr verſchieden. Einige ſchätzen ſie auf 8,000, andere auf 7200 und 6460 und noch andere auf 5—6000 Fuß. Die erhabenſten Gipfel ſind der Cantaro Delgado, der Malhao de Serra, der Cantaro magro, der Cantaro Gordo, der Eſpinhaſſo de Cam, deren Spitzen zu mancher Zeit, das ganze Jahr hindurch, mit Schnee bedeckt bleiben ſollen; ja an einigen Schattenſtellen ſoll ewiger Schnee liegen. Doch erzählt ein Reiſender (Link in ſeiner Reiſe durch Frankreich, Spanien und vorzügl. Portugal. Kiel 1799—1804), daß, als er im Auguſt des heißen Sommers 1798 dieſes Gebirge beſtieg, kein Schnee mehr zu ſehen geweſen ſey. Dagegen meldet ein anderer Reiſender, der am 4. Junius 1800 den Malhao=Gipfel der Eſtrella erſtieg, daß er bei dieſer Erſteigung über ſtundenlange Schneeflächen von 4—6 F. Tiefe wegzugehen genöthigt geweſen ſey. Alle Schluchten einer hohen Felſenmaſſe, nahe am Gipfel, waren mit haushohem Schnee angefüllt. Der Reiſende ruhte in dem Schatten eines Schneegewölbes aus, kam aber denſelben Tag, wegen eines plötzlich fallenden Nebels, zwiſchen Abgründen und Schneeklüften ſo ſehr in Gefahr, daß er beinahe das merkwürdige Ende genommen hätte, den 4. Junius in Portugal zu erfrieren. Dieſen Nachrichten zufolge, möchte alſo die Höhe der Eſtrella nicht unbeträchtlich ſeyn. Auch iſt von dieſem Gebirge zu bemerken, daß auf dem

*) In der Portugieſiſchen Sprache bezeichnet Serra (im Spaniſchen Sierra) eine Gebirgskette oder Bergreihe.

Bayerische Staatsbibliothek München

höchſten Theile deſſelben ſich einige Bergſeen befinden, von welchen der unterſte und kleinſte der runde See heißt, und von hohen Felſen eingefaßt iſt. Von dieſem ſteigt man zu dem langen See und endlich zu dem höchſten, dem finſtern See.

Der Portwein, ein Hauptprodukt Portugals, hat ſeinen Namen von der Stadt Oporto oder Porto, nicht als wenn er bloß bei dieſer Stadt gebaut würde, ſondern weil er meiſtens von da ausgeführt wird. Er iſt theils weißer, theils rother, muß einige Jahre liegen, und iſt vom fünften bis achten Jahre am beſten. Dieſer Wein iſt vorzüglich in England beliebt, wohin auch die ſtärkſte Ausfuhr geht, und macht den Hauptgegenſtand des Handels von Porto aus. Der Hauptweinbezirk oder der der Cima do Douro, des obern Douro, beginnt ohngefähr 10 M. von dem Hafen von Porto, und bildet an beiden Flußufern eine Reihe von Hügeln, welche den Strahlen der Sonne hinlänglich ausgeſetzt ſind, und aus einem lockern Boden beſtehen, wie ihn der Weinſtock beſonders liebt. Die beſten Weine wachſen jedoch auf den Hügeln, wo die obere Erdſchicht auf einer Schicht von Thonſchiefer liegt, und größtentheils aus dem verwitterten Felſen beſteht. Dieſer Weinbezirk ſteht unter der Aufſicht einer privilegirten Geſellſchaft, welche „die allgemeine Geſellſchaft zur Bewirthſchaftung der Weinberge des Ober-Douro" heißt, und der es früher nicht allein zuſtand, die Preiſe der verſchiedenen Arten von Weinen feſtzuſtellen, ſondern ſogar die Gränzen zu beſtimmen, innerhalb welcher ſie nur gebaut werden durften. In dem ganzen Bezirke der Cima do Douro werden die Weinſtöcke gewöhnlich niedrig gehalten und an Stöcken gezogen. Man zieht eine große Menge von Traubenarten, davon die einen einen ſehr ſtarken und vollen, die andern einen mildern und angenehmern Wein liefern. Sobald die Trauben zu ſchrumpfen anfangen, werden ſie geleſen und in breite, flache Kufen geworfen, worin man ſie, mit den Stielen daran, austritt und dies Verfahren wird während der Gährung, die bei vorzüglichen Weinen etwa 72 Stunden dauert, mehrere Male wiederholt. Wenn der Wein zu gähren aufgehört hat, wird er in große Fäſſer gefüllt, welche 8 bis 20 Pipen (eine Pipe faßt etwa 5 Eimer) halten, und nach der Meſſe des Douro, welche gewöhnlich zu Anfang Februars gehalten wird, auf Pipen abgezogen, und ſo, den Fluß hinunter in die Keller der Weinhändler von Porto geſchafft, welche um dieſe Zeit ihre Einkäufe machen. Zu den Weinen, welche zur Ausfuhr beſtimmt ſind, wird gewöhnlich etwas Branntwein hinzugethan, wenn er in den Magazinen liegt, und eine zweite Doſis kommt dazu, ehe er verſchifft wird, was gewöhnlich ein Jahr nach der Leſe geſchieht. Im Jahre 1784 wurden ausgeführt von Porto 26,940; im J. 1812: 21,815; im J. 1820: 30,475 und im J. 1824: 26,742 Pipen, die zu 40 Rthlr. die Pipe gerechnet

für das J. 1824 eine Summe von 1,069,680 Rthlr. betragen würden. Davon gingen allein 19,968 Pipen nach England.

Der **Oelbaum**, deſſen Zweige bei vielen Nationen des Alterthums als Sinnbilder des Friedens galten, iſt ein Baum von mittlerer Größe mit immer grünen Blättern, die einigermaßen den Weidenblättern, aber mehr noch den Blättern des Kornelkirſchbaumes gleichen, und trägt kleine länglich runde Früchte, Oliven genannt, die höchſtens die Größe eines Taubeneies erreichen. Die Olive iſt äußerlich fleiſchig, meiſt von ſchwarzgrüner, doch auch von weißlicher und rothbrauner Farbe, und enthält in der Mitte eine ſehr harte Nuß oder Stein. Die Oliven, deren Fleiſch einen unangenehmen bittern Geſchmack hat, werden nicht friſch oder roh genoſſen, ſondern blos, nachdem man ſie mit Salz und Gewürzen eingemacht hat. Doch iſt dieß der geringere Nutzen, den man von ihnen zieht; einen weit wichtigern gewähren ſie durch das Oel, das man aus ihnen, beſonders den kleinen ölreichen preßt, und das unter dem Namen **Baumöl** bei uns bekannt iſt, und wovon man das Provencer-Oel (von einer Franzöſiſchen Provinz Provence ſo genannt) für die feinſte Sorte des Baumöls hält. Das Oel von den ſchlechteſten Früchten und was durch zu ſtarkes Auspreſſen der Oliven gewonnen wird, pflegt man zur Bereitung von Seife zu gebrauchen, mit welchem Induſtriezweige ſich beſonders die Franzöſiſche Stadt Marſeille beſchäftigt, die jährlich an 600,000 Ctr. Seife liefert und durch den ausgebreiteten Abſatz ein Kapital von 21 Millionen Franken (etwa 5,250,000 Rthlr.) in Umlauf bringt. Uebrigens wächſt der Oelbaum in Afrika und Aſien und im ſüdlichen Europa. Der nördlichſte Punkt, wo man ihn in Frankreich trifft, iſt bis zum Fluſſe Erieux im Ardechedepartement, unter 44° 50′ n. Br. Er bedarf wenig Pflege; im Frühjahre wird die Erde um ihn aufgelockert und gedüngt, die verdorrten oder zu weit getriebenen Zweige werden abgeſchnitten und dann wird er der Natur überlaſſen, die ihn gewöhnlich alle zwei Jahre mit Früchten bedeckt. In der Provence ſieht man Oelbäume von der Größe der mittlern Buche in Norden, und hier berechnet man wohl den Reichthum der Grundeigenthümer nach der Zahl der ihnen gehörenden Oelbäume. Die Olivenernte fängt daſelbſt mit dem Monate November, oft noch vor der völligen Reife der Früchte an, und dauert bis Ende Dezembers fort. Ein Oelbaum hier, dem man ſeine untern Zweige gelaſſen, und der bei 20 F. Höhe 80 F. im Umfange haben mag, kann in guten Jahren ohngefähr 2½ Kubikfuß Früchte geben, wovon man 17 bis 18 Pfund Oel erhält. In dem harten Winter 1788 ging der größte Theil der Oelbäume in der Provence durch Froſt zu Grunde. Vor dieſem Unglücksjahre führte dieſe Provinz jährlich 120,000 Ctr. Oel, am Werthe für mehr als 1 Mill. Thaler aus.

Pomeranzen- oder Orangen- und Citronenbäume, die in Portugal und überhaupt im ſüdlichen Europa wachſen, waren urſprünglich nicht daſelbſt zu Hauſe, ſondern ſind erſt, unter den erſten Römiſchen Kaiſern, aus Aſien, wo ſie gewöhnlich die Größe eines hieſigen Apfelbaumes erreichen, nach Italien und von da weiter in das ſüdliche Europa verpflanzt worden. Man nennt beide Baumarten Orangeriegewächſe, auch Agrumen. Sie unterſcheiden ſich von allen andern Bäumen, durch ihre ſchwärzliche, nicht rißige Rinde, ihre dicken, glänzenden, glatten Blätter, die oben dunkelgrün, unten hellgrün und von ſtarkem Geruche ſind, die weiße wohlriechende Blüthe, die in den Winkeln der Blätter unmittelbar aus dem Holze hervorkommt, und durch die meiſtentheils runde oder auch längliche Frucht, deren Farbe zur Zeit der Reife allemal gelb iſt, aber vom Hellgelben der Citrone durch alle Schattirungen bis zum Dunkelgelben der Pomeranze herunter ſteigt. Zur völligen Reife brauchen ſie 12 bis 16 Monate. Sowohl von dem Citronen- als Pomeranzenbaum giebt es viele Spielarten; worunter die Apfelſine zu den Spielarten der Pomeranze gehört, und von den Portugieſen zuerſt aus China nach Europa gebracht wurde. Die Citronen, womit Spanien und Italien den ſtärkſten Handel treiben, werden zum Verſchicken, gewöhnlich noch vor völliger Reife, abgenommen und dann in Kiſten verſendet. Von einer beſondern Spielart der Citronenbäume kommen die Citronate, die man in Stücken ſchneidet, und mit Zucker einmacht. Der Pomeranzenbaum wird noch anſehnlicher als der Citronenbaum, braucht weniger Wärme zu ſeinem Gedeihen; und Blätter und Blüthen haben einen ſtärkern aromatiſchen Geruch. Die Früchte ſind verſchieden im Geſchmack; denn es giebt Pomeranzen mit ſaurem und ſüßen Safte. Man benutzt nicht allein die Früchte, ſondern auch die Schalen, Blüthen und Blätter.

Granatäpfel ſind die Frucht des Granatbaumes, der in dem ſüdlichen Europa, dem nördlichen Afrika und in Mittelaſien einheimiſch iſt, und durch Kultur zu einem gegen 20 F. hohen Baume gezogen wird. Der Stamm iſt knorrig, die Blätter haben einige Aehnlichkeit mit denen des Oelbaumes, und die Blüthen ſind brennend hochroth. Die Frucht gleicht einem rundlichen Apfel, von der Größe einer Pomeranze, iſt von Außen dunkelroth und inwendig gelb, und hat ein angenehm ſäuerlich ſchmeckendes Fleiſch, mit vielen purpurblauen Samenkernen.

Der gemeine Feigenbaum, in Aſien und Südeuropa zu Hauſe, wird, völlig ausgewachſen, 16 bis 20 F. hoch, und hat große, handförmige Blätter, die, ſo wie das ſchwammige Holz des Baumes, einen milchigen Saft enthalten. In den Blattwinkeln ſitzen, auf kurzen Stielen, die birnförmigen Feigen, welches aber nicht die Früchte des Baumes ſind, wiewohl ſie dafür angeſehen werden, ſondern eigentlich die Hüllen der Blüthen, und werden

durch den nach und nach ſich vergrößernden Fruchtboden gebildet. Der Baum ſetzt zweimal im Sommer Feigen an. Die Feigen haben einen ſehr ſüßen Geſchmack, ſind ſehr nahrhaft, und werden entweder friſch oder getrocknet gegeſſen, in welchem letztern Zuſtande ſie einen anſehnlichen Handelsartikel geben. Merkwürdig iſt die Caprifikation, ein in der Levante allgemein, auch zum Theil in Italien befolgtes Verfahren, die Reife der Feigen zu befördern und ſie in größerer Menge zu erhalten, indem man über den weiblichen Feigenbaum die mit einem Theile der Zweige abgeſchnittenen (ſogenannten) Früchte des männlichen oder wilden Feigenbaums (Caprificus) hängt, in welche häufig die Feigengallweſpe ihre Eier legt, welche dann als geflügeltes Inſekt auskriecht, und inſtinktmäßig auch in die unreifen Feigen des kultivirten Feigenbaumes eindringt. Man rechnet, daß ein Baum, der ohne Caprifikation etwa nur 5 Pf. Feigen liefert, deren dann 20 Pf. giebt, indem die übrigen unreif abfallen.

Der Mandelbaum hat viele Aehnlichkeit mit dem Pfirſichbaume, zeigt aber einen ſtärkern Wuchs. Der Kern der Nuß iſt die gewöhnliche Mandel, von der man zwei Spielarten, ſüße und bittere hat. Die Mandeln kommen, von ihrer harten Schale gelöſt, in den Handel. Die Krachmandel, welche eine dünne, ſehr leicht zerbrechliche Schale hat, gehört zu den Spielarten der gemeinen Mandel. Der Mandelbaum findet ſich in Aſien und Afrika und im ſüdlichen Europa, ja ſelbſt in den mildern Gegenden Deutſchlands. Die Römer brachten ihn aus Griechenland nach Italien und Frankreich, von wo er auch nach Deutſchland verpflanzt worden iſt.

Datteln ſind die Früchte der Dattelpalme, der gemeinſten und nutzbarſten Palme, daher man ſie auch wohl ſchlechthin und vorzugsweiſe den Palmbaum nennt. Die Heimath dieſes wohlthätigen Baumes ſind Aſien und Afrika, wo der Araber und Maure in ihren ſandigen, oft alles Baumwuchſes beraubten Ländern, ohne dieſen Baum nicht beſtehen könnten; und wo ganze Familien ſich von ihm allein ernähren. Hier erreicht der Stamm eine mittlere Höhe von 50 bis 60 F., zuweilen aber wohl von 100 ja 150 F. Die Blattſtiele haben eine Länge von 6 Fuß und ſchilfähnliche Blätter zu beiden Seiten. Hoch und gerade ſteigt der Schaft auf, und treibt, wie alle Palmenarten, die Blätter nur am Gipfel hervor. Die Früchte wachſen in großen Büſcheln beiſammen, oft 200 an einem Büſchel. Sie ſind von der Geſtalt der Eicheln und von der Größe der Pflaumen, ſehen zur Zeit der Reife rothgeblich aus, und haben ein zuckerartig ſüßes, ſaftiges Fleiſch, das einen länglichen harten Kern umſchließt. Man ißt die Datteln in ihrer Heimath roh oder getrocknet und verſchiedentlich zubereitet. Der ausgepreßte Saft dient ſtatt Syrup oder Honig; die zu Mehl gemahlenen Kerne als Futter der Kameele und anderer Laſtthiere;

das Mark des jungen Baumes als eine wohlſchmeckende Speiſe; die jungen noch nicht völlig entfalteten Blätter gleichfalls als eine Speiſe, unter dem Namen Palmkohl; der aus dem Stamme durch Einſchnitte gewonnene ſüße Saft, als Palmwein, der aber nach 24 Stunden in Eſſig übergeht. Eben ſo wird dieſer Baum auch zu andern Bedürfniſſen auf mannigfaltige Art benutzt, das Holz zum Bauen und Brennen, die Blumenſcheiden zu Trinkgeſchirren, die Stengel der Blumenbüſchel nach gehöriger Zubereitung, zu Stricken, und aus den Blättern macht man Matten, Körbe, Fächer, Sonnenhüte ꝛc.; kurz es iſt kein Theil, den man unbenutzt verderben läßt. Die Dattelpalme iſt ſchon ſeit langer Zeit in einige Länder des ſüdl. Europas, z B. außer Portugal auch nach Spanien (wo die Stadt Elche in Valencia mitten in Palmwäldern liegt) und Sicilien verpflanzt worden. Ja ſelbſt um Spalato und auf der Inſel Bua in Dalmatien findet ſie ſich.

Der gemeine Lorbeerbaum wächſt in Aſien, im nördlichen Afrika und im ſüdlichen Europa, 20 bis 30 F. hoch, hat immer grüne Blätter, die getrocknet als Gewürz an Speiſen gethan werden, und trägt Früchte von der Größe einer Kirſche, die Lorbeeren heißen, und einen gewürzhaften Geruch und Geſchmack haben, und davon man bloß in der Medizin Gebrauch macht. Der Lorbeerbaum war dem Apollo geheiligt, und mit Lorbeerkränzen ſchmückte man die Sieger, und noch jetzt iſt der Lorbeerkranz ein Sinnbild des Ruhmes, beſonders für Krieger und Dichter.

Der gemeine Johannisbrodbaum in Aſien, Afrika und im ſüdlichen Europa einheimiſch, wächſt bis zu der Höhe einer Eſche, und hat immer grüne Blätter und als Frucht eine rothbraune, fleiſchige, eine Hand lange und einen Zoll breite Schote, die etwas gekrümmt iſt wie ein Horn, und ſowohl roh als getrocknet gegeſſen wird. Auch füttert man in vielen Gegenden das Vieh damit. Das harte, geäderte, ſehr ſchön dunkelbraune Holz wird hoch geſchätzt und dient zu Tiſchler-Arbeiten. Den Namen Johannisbrod hat man den Schoten gegeben, weil man ehemals glaubte, Johannes habe ſich in der Wüſte davon ernährt.

Die Lorbeerkirſchen ſind die Früchte des Kirſchlorbeerbaums, der in Aſien wild wächſt, und ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte auch nach Europa gebracht worden iſt, wo er in dem ſüdlichen Theile deſſelben, ja ſelbſt in Deutſchland fortkommt. Seine immer grünen Blätter ähneln den Lorbeerblättern und haben, ſo wie die Blüthen, den Geſchmack von bittern Mandeln, und enthalten Blauſäure, vornehmlich die Blätter.

Die hier angeführten Kaſtanienbäume muß man nicht mit den Roßkaſtanien oder wilden verwechſeln, die zu einem andern Geſchlechte von Bäumen gehören und keine eßbaren Früchte tragen, ſondern man nennt ſie zum Unterſchied, ächte, gute oder ſüße Kaſtanien. Dieſe Bäume werden hoch und ſtark, und ſind

wahrſcheinlich Aſiatiſchen Urſprungs, aber jetzt in dem ſüdlichen Europa einheimiſch, wo ſie ganze Wälder bilden. Selbſt in mehrern Gegenden Deutſchlands, vorzüglich an der Bergſtraße, kommen ſie gut fort; und ſogar an einigen Orten im Meißniſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen zieht man Kaſtanien. Sie werden im Herbſte reif, zu welcher Zeit die ſtachlichen, vierſchaligen Samenkapſeln zerplatzen, und die Kaſtanien, deren jede Kapſel zwei, ſelten drei enthält, fallen laſſen. Die Bäume tragen alle Jahre reichlich, zuweilen ein Baum 1500 Pfund Früchte, die einen ſüßmehligen Geſchmack haben. Es giebt verſchiedene Arten von Kaſtanien, worunter die Maronen die ſchönſten und köſtlichſten ſind. Der Kaſtanienbaum wächſt in jedem Boden und erträgt die Kälte noch beſſer als der Wallnußbaum. Anhöhen ſind ihm zuträglicher als niedrige Gegenden. Er iſt überhaupt von Wuchſe einer der ſchönſten Europäiſchen Bäume, und in Anſehung der Nutzbarkeit behauptet er einen hohen Rang. In Frankreich, Italien ꝛc. nährt ſich ein großer Theil der ärmern Volksklaſſe faſt ganz von den Kaſtanien, ſo daß ſie in manchen getreidearmen Gegenden dieſer Länder, wo auch der Kartoffelbau noch wenig bekannt iſt, den Armen vom Hungertode erretten. Sie werden geröſtet gegeſſen, auch wohl gemahlen und zu Brod und Kuchen verbacken. Dabei iſt das Holz gut zum Bauen und Brennen, wird auch häufig zu Weinfäſſern verarbeitet. Der berühmte am Fuße des Aetna in Sicilien ſtehende ungeheuer große Kaſtanienbaum, Caſtagno de cento Cavalli genannt, der nach Einigen 160 bis 180, nach Andern ſogar 204 bis 224 F. im Umfange haben ſoll, und in ſeiner Höhlung ein Haus enthielt, iſt nach einem neuern Reiſenden, der 1826 daſelbſt war*), nicht Ein Stamm, ſondern beſteht aus 6 Stämmen, die zwar aus einer und eben derſelben Wurzel entſproſſen ſind, aber darum nicht für Einen Stamm angeſehen werden können. Mitten durch den von allen 6 Stämmen eingeſchloſſenen leeren Raum läuft jetzt, ſtatt des nicht mehr vorhandenen Häuschens, ein breiter Feldweg. Ein anderer Reiſender nimmt an: der Baum hat an der Stelle der jetzigen Höhlung geſtanden, durch einen Zufall oder durch Alter iſt er im Herzen ausgefault, die Rinde aber (oder vielmehr der Splint) fuhr fort, Jahrringe nach Außen anzuſetzen, und gelangte ſo, durch allmähliges Fortwandern in verſchiedenen Richtungen, zu dem imaginären jetzigen Umfange.

n Die Korkeiche wächſt in Aſien und im ſüdlichen Europa, wo es ganze Waldungen von dieſen Bäumen giebt, wird 30 bis 40 F. hoch, und hat immer grüne Blätter. Die Rinde dieſes Baumes iſt dick, ſehr leicht und ſchwammig, und giebt den unter dem

---

*) Brunner, Streifzug durch das öſtl. Ligurien, Elba, die Oſtküſte Siciliens und Malta, im Sommer 1826. Winterthur 1828.

Namen Kork- oder Pantoffelholz bekannten Stoff, aus welchem die Pfropfen oder Korkſtöpſel verfertigt werden. Wenn der Baum die nöthige Dicke erlangt hat, ſo ſchält man ſeine Rinde vorſichtig ab. Sobald die Rinde abgenommen iſt, dringt ein zäher Saft aus dem Splint, wie bei andern Bäumen, und wird allmählig zu einer neuen Rinde, welche ſich nach und nach verſtärkt. Nach 8 bis 10 Jahren kann die Abſchälung wieder vorgenommen werden, ohne daß der Baum dadurch Schaden leidet, wenn man nur das unter der Rinde liegende zarte Häutchen nicht verletzt. Der Baum wird bei dieſer Schälung 150 bis 200 Jahre alt. Hingegen ſoll er ſchon im 60ſten Jahre abſterben, wenn man ihn gar nicht ſchält.

Die Kermes- oder Scharlacheiche, gleichfalls bloß in Aſien und im ſüdlichen Europa zu Hauſe, iſt wegen der ſogenannten Scharlach- oder Kermesbeeren merkwürdig, die als ein Färbeſtoff, ſtatt der theuerern Cochenille gebraucht werden. Es ſind dieß aber keine Früchte der Kermeseichen, ſondern die von den Kermeseichenſchildläuſen, die ſich auf dieſen Eichen aufhalten, an den Blättern verurſachten kleinen, runden beerartigen Auswüchſe, oder eigentlich die getrockneten trächtigen Weibchen, welche arme Leute von den Bäumen ſammeln, mit Eſſig tödten (damit die darin enthaltenen Eierchen und kleinen Jungen nicht auskriechen können) und an der Luft trocknen.

Der Erdbeerbaum findet ſich in der Levante und in Südeuropa, ja ſelbſt im nordweſtlichen Frankreich und in England, gewöhnt ſich aber nicht an die Winterkälte in Deutſchland, blühet im Herbſte; die Früchte reifen aber erſt im andern Jahre gegen den Herbſt, ſo daß um dieſe Zeit Blüthen und Früchte zugleich den Baum zieren. Die Früchte ſind rund, von der Größe eines kleinen Apfels, anfangs grün, dann gelb und endlich roth, da ſie dann dem Anſehn nach viel Aehnlichkeit mit einer Erdbeere haben. Ihr Geſchmack aber iſt ſtreng.

Terebinthen oder Terpentin-Piſtazienbäume geben den feinſten und koſtbarſten Terpentin, der hauptſächlich auf den Inſeln Chios und Cypern geſammelt wird, indem man Einſchnitte in den Baum macht und den Saft dadurch hervorlockt. Auch fließt er von ſelbſt aus den Spitzen der Zweige. Man bekommt ihn ſelten unverfälſcht, ſondern mit Terpentin von Lerchenbäumen vermiſcht. Den ſchlechteſten Terpentin erhält man von den Tannen und Fichten, von deren Harze er ausgekocht wird.

Die Cypreſſe, die gemeine oder immergrünende, ein im Oriente und Südeuropa einheimiſcher Baum, wird vorzüglich auf Gebirgen angetroffen, 20 bis 30 F. hoch, und hat ein feſtes, dauerhaftes und faſt unverwesliches wohlriechendes Holz, woraus man im Alterthum die Särge der Mumien verfertigte. Auch ſchwitzt dieſer Baum in ſeiner Heimath ein wohlriechendes

flüſſiges Harz aus, und iſt ſeit den älteſten Zeiten der Baum der Gräber und der Trauer. Trant, ein Britte, der 1830 Griechenland bereiſte, erzählt von einer prachtvollen, ungeheuren Cypreſſe, die er in Morea, eine halbe Stunde von Miſtra am Wege nach Londari ſah, und welche 3 F. über der Wurzel 34 F. im Umfange hatte und mit ihrem Gipfel weit über die umſtehenden Fichten und Tannen hinausragte.

Das Seeſalz, Meerſalz, Baiſalz wird an den Ufern des Meeres und ſalziger Seen gewonnen, indem man das Waſſer in flache weite Gruben leitet, wo es an der Sonne verdünſtet, das Salz aber zurückbleibt. Es hat eine graue Farbe und einen bitterlichen Geſchmack, und dient am beſten zum Einpöckeln, vornehmlich der Seefiſche, weil es ſchärfer als Quellſalz iſt. In Holland wird das Seeſalz, das man aus andern Ländern bezogen hat, raffinirt und in eiſernen Pfannen geſotten, wodurch es freilich beſſer und zum Küchengebrauche geſchickter wird. Portugal erzeugt jährlich 384,000 Moyos (ein Moyo = 14⅞ Berliner Scheffel) Seeſalz; Spanien, Frankreich, Dalmatien ꝛc. erzeugen auch ſehr viel. Frankreich führt allein jährlich 600,000 Ctr. davon aus.

Die Portugieſen, von gleicher Abſtammung wie die Spanier, ſind aus einem Gemiſch der Eingebornen und der nach und nach hier herrſchend gewordenen Römer, Alanen, Sueven, Gothen und Araber entſtanden, und reden die Portugieſiſche Sprache, die auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit ſteht. Sie gehören nicht unter die ſchöne Menſchenklaſſe, ſind mehr klein als groß, im ganzen eher dick als ſtark, doch von einem feſten, ungemein ausdauernden Körper, haben eine ernſte Phyſiognomie, feurige ſchwarze Augen, ſchwarze Haare, und eine dunklere Geſichtsfarbe, als irgend ein Volk in Europa. Das weibliche Geſchlecht hat manche angenehme Züge, und zeichnet ſich durch ſeine ſchönen Hände und kleinen Füße aus, die jedoch nicht ſo gut geformt ſind, wie die Füße der Spanierinnen. Der Charakter der Portugieſen ſcheint dem Fremden eine Miſchung von Urbanität und Argliſt, von Klugheit und Unwiſſenheit, von natürlicher Gutmüthigkeit und Mißtrauen zu ſeyn. Bei genauerer Prüfung entdeckt man auch eine Menge guter Eigenſchaften und ausgezeichnete geiſtige Anlagen, die bei einer beſſern Erziehung und Unterricht den Portugieſen zu vielem Großen und Guten fähig machen würden. Im 15ten und 16ten Jahrhunderte, wo Portugal, unter trefflichen Königen, auf dem Gipfel des Ruhms und Anſehens ſich befand, erhob ſich kein Volk über die Portugieſen, und Thätigkeit, Unternehmungsgeiſt, Vaterlandsliebe, Muth, der oft in Tollkühnheit ausartete, und hohe Rechtlichkeit waren ihre vorzüglichſten Eigenſchaften, und große Männer gingen aus ihrer Mitte hervor. Die nachfolgenden ſchwachen und fanatiſchen Regenten, Prieſter und

ehrgeizige Miniſter, die abwechſelnd das Staatsruder führten, das Joch der Spaniſchen Herrſchaft, abſichtliche Verbreitung und Unterhaltung der Unwiſſenheit und Finſterniß brachten die Portugieſen um ihre Macht, ihre großen Beſitzungen und Achtung bei andern Völkern und führten den Staat zu dem Zuſtande ſeiner jetzigen Unbedeutendheit. Entmuthigt und unbeſchäftigt, iſt der Städter träge geworden, der Handel liegt ganz darnieder, oder iſt in den Händen des Ausländers, der Landmann, welcher größtentheils Güter von der Krone oder dem Adel als Lehen beſitzt oder im Pachte hat, und ſo übermäßig hoch beſteuert iſt, daß er ſich vergebens abmühet, ſeinen Lehnsherrn zu befriedigen, thut mißmuthig und hoffnungslos nur ſo viel, als durchaus erforderlich iſt, ſeine Familie vor dem Hungertode zu ſchützen. Der Fabrikant ging gleichfalls zu Grunde, weil der überbegünſtigte Fremdling das Land mit wohlfeilen Waaren überſchwemmt, und Monopole, Fleiß und Induſtrie nicht aufkommen laſſen. Dieſer gegenwärtige Zuſtand Portugals wird ſich noch verſchlimmern, da die Quellen, woraus ſein ſonſtiger Reichthum floß, mit dem Verluſte ſeiner wichtigſten Kolonie, Braſiliens, ſich immer mehr verſtopfen, und dadurch auch die Reichthümer, die ſich noch zu Liſſabon und Porto befinden, immer mehr abnehmen müſſen. Schon beſteht die Ausfuhr nur noch in wenigen Gegenſtänden und ſelbſt das bedeutendſte darunter, der Wein, iſt faſt ganz in den Händen der Engländer. Alle übrigen Bedürfniſſe werden vom Auslande eingeführt, dem Portugal vollkommen zinsbar wurde. Daher ſind denn auch die öffentlichen Kaſſen leer, die Finanzen zerrüttet, die Einnahmen von den Zöllen längſt verpfändet, der Staatskredit völlig geſunken. Die Penſionen werden ſeit vielen Jahren nicht mehr ausgezahlt, die Staatsdiener auf beſſere Zeiten vertröſtet, und das Heer muß ſeinen rückſtändigen Sold ertrotzen. Erpreſſungen aller Art, Vermehrung der Staatsſchulden, gänzliche Ohnmacht ſind Folgen eines ſolchen Staatshaushalts, wie der Portugals iſt.

Was die Hauptzüge des Nationalcharakters betrifft, ſo ſind die Portugieſen unternehmend, kräftig im Unglück, ſtolz auf ihr Vaterland, anhänglich an Religion und Sitten, treu ihren Königen, mäßig, nüchtern, höflich; aber auch ſinnlich, eitel, reizbar und rachſüchtig, eiferſüchtig auf ihre Weiber, unreinlich, bigott und von den Zeiten der Spaniſchen Unterdrückung unter Philipp II. ſchreibt ſich ihr Nationalhaß gegen die Spanier her. Er äußert ſich überall, in den Worten der Niedrigen, und Handlungen der Großen, ſo daß der Portugieſe dem Fremden ſelbſt die Fehler und Gebrechen ſeiner Nation zugeſteht, wenn dieſer nur bekennen will, daß dieſe Gebrechen in weit höherm Grade in Spanien beſtehen. Auffallend iſt die Höflichkeit der Portugieſen unter einander und gegen Fremde. Die gemeinſten Klaſſen reden ſich mit: Voſſa

Merce (Euer Gnaden) an. Alle Perſonen von Adel, die höhern Beamten, die Geiſtlichkeit, Aerzte, und diejenigen, welche einen Orden tragen, werden mit Voſſa Senhoria (Euer Herrlichkeit) angeredet. Bekannte nennen ſich nur bei ihren Taufnamen, welchem ſie den Titel Senhor vorſetzen. Jedes Frauenzimmer in den Städten wird Senhora Dona angeredet. Den Ehrennamen Dom *) aber führt allein der König und die nächſten Angehörigen des Königlichen Hauſes. Es kommt dem Fremden oft lächerlich vor, wenn er auf der Straße Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe oder in Lumpen gehüllte Bettler ſieht, welche ſich gegenſeitig mit höflichen Redensarten überhäufen. An gemeinen Schimpfworten iſt die Portugieſiſche Sprache arm. Streitigkeiten unter gemeinen Leuten erkennt man daher nur an dem äußerſt leidenſchaftlichen Ausdrucke ihrer Geſichtszüge und der Heftigkeit ihrer Geberden, womit ſie ihre Worte begleiten. Zum Handgemenge laſſen ſie es nie kommen. Wenn ihre Erbitterung alle Gränzen überſchreitet, langen ſie nach ihren Meſſern, mit denen beſonders die Seeleute und Küſtenbewohner geſchickt zu fechten verſtehen. Die große Eiferſucht der Portugieſen verleitet ſie zur größten Beſchränkung der Freiheit ihrer Weiber und zur ängſtlichſten Bewachung aller ihrer Schritte. Dies geht ſo weit, daß die Männer es ungern ſehen, wenn ihre Frauen leſen und ſchreiben können, und daß ſie ſich lieber den Geſchäften unterziehen, die allenthalben den Frauen zukommen, um nur zu verhindern, daß dieſelben einen Vorwand zum Ausgehen finden. Nie darf von der Frau oder den Töchtern des Hauſes, welche durch die Eiferſucht ihrer Männer größtentheils in ihre Häuſer eingeſchloſſen ſind, ein männlicher Beſuch empfangen werden, und ſelbſt dann dürfen ſie nicht im Zimmer bleiben, wenn männliche Bekannte zum Vater oder Gatten kommen. Der geiſtliche Hausfreund iſt allein von dieſer Regel ausgenommen. Liebende finden gewöhnlich an ihrem Beichtvater einen Vermittler, der ihnen bei den Eltern, meiſt mit großem Erfolge, das Wort redet. Dadurch erwirbt er ſich natürlich Anſprüche auf ihre Dankbarkeit und bleibt der Freund der Familie. In den Städten giebt es ohnehin wenige Familien, die nicht von einem oder zweien Kloſtergeiſtlichen beſucht würden. Dieſe beſorgen alle Angelegenheiten der Familie, wiſſen ſich auf ſolche Art unentbehrlich zu machen und großen Einfluß zu behalten. Sie verſtehen die öffentliche Meinung ſo zu leiten, daß jede Parthei, die es verſuchen wollte, ihnen als Gegner gegenüber zu treten, einen ſchweren Kampf zu beſtehen hat. Die Mönche ſind die alleinigen Erzieher des Volks, das

*) Nicht Don, welcher Titel Spaniſch iſt. Doch wird Dom wie Dong ausgeſprochen.

ihre Lehre von Kindheit an vernimmt, ihre Grundſätze einſaugt und ſich zu glauben gewöhnt, was dieſe wünſchen. Auch bilden die Kirchenfeſte die hauptſächlichſten Vergnügungen und die Proʒeſſionen ſind die einzigen Feſte, während welchen das Volk des Lebens froh wird und ſich der Fröhlichkeit überläßt. Ueberhaupt ſind die Landbewohner heiterer und gemüthlicher als die Städter. Der Dudelſack eines herumziehenden Galiziers bringt das ganze Dorf auf die Beine. Die Mühen des Tages, Kummer und Sorgen werden vergeſſen, die nächſte beſte freie Stelle verwandelt ſich in einen Tanzplatz, auf dem ſich die jüngeren Bewohner zu der Seguetilha, dieſem lebhaften und ausdrucksvollen Tanze anſtellen. Die Foffa, eine Art des Fandango, iſt der Nationaltanz; überall auf dem Lande ertönt des Abends ſeine Melodie. Dieſe Tänze werden gewöhnlich mit dem Geklapper der Caſtagnetten begleitet. Eine Volksbeluſtigung, woran die Portugieſen großen Antheil nehmen, ſind auch die Stiergefechte, die aber weit weniger gefährlicher als die in Spanien ſind, da den Portugieſiſchen Stieren an den Hörnern zwei hölzerne Kugeln befeſtigt und überhaupt dieſe Thiere ſo träge und unbehülflich ſind, daß ſelbſt der ungeſchickteſte Bandelero oder Kämpfer höchſtens einen tüchtigen Stoß zu befürchten hat, während in Spanien zu dieſen Stiergefechten wenigſtens perſönlicher Muth erforderlich iſt, indem da die Stiere ihrer einzigen Waffen, der ſtarken und ſpitzigen Hörner nicht beraubt ſind. Kartenſpiel und Tabaksſchnupfen ſind unter den Portugieſen ſehr verbreitet. Sie ſehen bei ihren Wohnungen nicht auf Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Zierlichkeit, und ſuchen ihren Glanz und Rang nicht in prachtvollen Wohnungen zu zeigen, ſondern in einer zahlreichen Dienerſchaft, und es iſt beinahe unglaublich, welch eine große Zahl von Dienſtboten der hieſige hohe Adel unterhält. Dieſer nachtheilige Luxus erſtreckt ſich ſelbſt auf den Handels- und Bürgerſtand, und wo anderwärts ein Bediente und ein Paar Mägde genügen, muß man hier wenigſtens ein Dutzend haben. Im Eſſen und Trinken ſind ſie mäßig; ſie eſſen meiſtens Fleiſch und Fiſche, insbeſondere machen letztere die gewöhnliche Koſt des gemeinen Volkes aus. Reiß, Zwiebeln und Knoblauch gehören auch zu den Lieblingsſpeiſen. Faſt alles wird mit Olivenöl geſchmelzt, doch nur das ſtarke und ranzige gilt für gut, das reine, feine Oel wird bloß von höhern Klaſſen geſchätzt, die andern verachten es. Eben ſo halten ſie es mit der Butter, die größtentheils aus England und Irland eingeführt wird. Je ölichter und ranzigter dieſelbe im Sommer zu werden pflegt, deſto begieriger wird ſie dann gekauft. Wein, wiewohl das Land viel und treffliche Sorten erzeugt, wird nicht ſtark getrunken, deſto mehr liebt man kühlende Getränke, vorzüglich friſches kaltes Waſſer. Vom Gefrornen ſind die

Portugieſen große Liebhaber, und zur Aufbewahrung des Eiſes ſind eigne Schneehäuſer angelegt.

In der Hauptſtadt kleiden ſich die Männer meiſt auf Engliſche Art, die Frauenzimmer gewöhnlich in ſchwarze Seide, den Kopf mit einem Spitzenſchleier bedeckt. Frauenzimmer des Mittelſtandes tragen Tuchmäntel mit langen Kragen, und auf dem Kopfe ein dreieckiges, weißes Tuch, deſſen Zipfel rückwärts herab hängen, und deſſen andere Enden unter dem Kinn zuſammengebunden werden. Mit dieſem einfachen Tuche, welches auf die Art, wie es getragen wird, eingefallene Wangen bedeckt, breite Geſichter verlängert und nur ſchöne Augen und Naſe zeigt, verſtehen ſie ſehr gut zu koquettiren. Sie haben durchgehends kleine Füße, auf deren Bekleidung ſie viel Sorgfalt verwenden; denn Alt und Jung trägt gelbe, auch weiße, oft mit Gold und Silber geſtickte Atlasſchuhe und feine Strümpfe mit durchbrochnen Zwickeln, die ſehr künſtlich von Bauern geſtrickt werden, im ärgſten Schmutz und Koth. Auf dem Lande kleidet das weibliche Geſchlecht ſich wie in der Stadt, nur in weniger koſtbare Zeuge. Die Männer tragen kurze Jacken und unter denſelben Weſten von lebhafter Farbe, dazu kurze Hoſen, Strümpfe und Schuhe. Gleich den Städtern, haben ſie faſt immer ihre Mäntel bei ſich, die gewöhnlich von brauer Farbe ſind, und an denen eine große flache Kapuze befeſtigt iſt. Beſonders großer Aufwand wird hier, ſelbſt unter den niedern, ja dienenden Klaſſen, mit Diamanten getrieben. Den Großen iſt ein vollſtändiger Juwelenſchmuck gänzlich unentbehrlich. Frauen und Mädchen, die in guter Geſellſchaft leben, müſſen wenigſtens einen Kopfputz von Diamanten haben. Ein Fremder, der zu Liſſabon im Theater von S. Carlos einer großen Oper beiwohnte, erzählt hiervon: „ich war erſtaunt über die vielen Juwelen, womit die Damen geſchmückt waren. Viele trugen in den ſchönen ſchwarzen Haaren, an Hals, Bruſt und Händen eine ſo große Menge der herrlichſten Brillanten, daß man von dem unbeſchreiblichen Feuer, welches von ihnen ausſtrömte, beinahe geblendet wurde.“ Männer und Frauenzimmer heirathen ſehr jung, und beide Theile ſind ſich gewöhnlich gleichgültig oder kennen ſich gar nicht, da die Eltern größtentheils allein dieſe Verbindungen ſchließen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, beſonders bei höhern Ständen, nehmen gar kein Ende und ſind mit ungeheuren Ausgaben verknüpft. Höchſt auffallend iſt die Ungeſelligkeit aller Stände. Kommt ja ein größerer Zirkel von beiden Geſchlechtern zuſammen, ſo ſitzen die Damen in einem Zimmer zuſammen, aller aufgeweckten Unterhaltung entbehrend; die Herren unterhalten ſich gewöhnlich in einem andern Zimmer. Steife Etikette herrſcht bei ſolchen geſellſchaftlichen Zirkeln. Nach aufgehobener Tafel geht es zur Sieſta. Geſellſchaftliche Spiele ſind etwas Unerhörtes; die meiſte Zeit wird dem Kartenſpiele ge-

widmet. Dieſe Ungeſelligkeit wirkt höchſt nachtheilig auf die geiſtige Bildung der Portugieſen, und wie ſollte dieſe überhaupt in einem Lande aufkommen, in welchem faſt niemand Freund der Lecture iſt und die Cenſur mit der lächerlichſten Strenge jedes Wort ſtreicht, das nur entfernt auf Religion oder Politik hindeutet? Man muß die wenigen erbärmlichen Zeitungen leſen, die in Liſſabon herauskommen, und man wird begreifen, wie es möglich iſt, daß ein ganzes Volk ſo äußerſt unwiſſend in allem bleiben kann, was in der Welt und in ſeiner Nähe vorgeht. Mit dem Sinken des politiſchen Zuſtandes Portugals iſt auch die wiſſenſchaftliche Bildung in Abnahme, und die gelehrten Wiſſenſchaften finden immer weniger Theilnahme. Eine einzige Univerſität beſteht im Lande, mit welcher das Königl. Kollegium der Künſte verbunden iſt. Außerdem giebt es noch mehrere andere gelehrte Schulanſtalten, die aber ſo wie die niedern Schulen, unter dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit ſich befinden, und meiſtens in elendem Zuſtande ſind. **Liſſabon**, die Hauptſtadt Portugals, hat eine herrliche Lage am nördlichen Ufer des hier $1\frac{1}{2}$ Stunden breiten Tajo, unweit deſſen Mündung, auf mehreren Hügeln amphitheatraliſch ſich erhebend und dicht am Fluſſe mit ihren vielen Kirchen und ihrer großen Häuſermaſſe ſich hinziehend. Die mit einer großen Menge von Landhäuſern, Klöſtern, Gärten, Oelbäumen und Orangenhainen bedeckten Höhen in der Nähe der Stadt, das nahe Meer und das in der Ferne aufſteigende majeſtätiſche zackige und felſige Gebirge von Cintra geben dem Reiſenden ein entzückendes Panorama. Aber ſo imponirend auch die Ausſicht vom Fluſſe auf Liſſabon iſt, ſo verſchwindet der Zauber, indem man die Stadt ſelbſt betritt. Ein neuer Reiſender *) macht folgende Beſchreibung von Liſſabon: „Es giebt vielleicht nur wenige Städte in der Welt, welche einen vielverſprechendern Anblick von Außen gewähren, als Portugals Hauptſtadt; ſobald man ſie aber in verſchiedenen Richtungen durchwandert, kann man ihr den Namen einer ſchönen Stadt nicht zugeſtehen, obwohl ſie einige ſchöne Gebäude und öffentliche Gebäude beſitzt. Die Häuſer der langen und ſchmalen Straßen ſind größtentheils 4—5 Stockwerk hoch, und machen durch Ueberladung mit langen Fenſtern und eiſernen Altanen keinen günſtigen Eindruck. Aber wäre Liſſabon die ſchönſte Stadt der Erde, ſo würde man doch der dort herrſchenden, jede Vorſtellung übertreffenden Unreinlichkeit wegen, nicht gern längere Zeit daſelbſt verweilen. Mit Ausnahme der neuerbauten Straßen, werden in die übrigen zu jeder Stunde das Kehricht, der Nachlaß der Speiſen und andere den höchſten Ekel

*) Weech, Reiſe über England und Portugal nach Braſilien ꝛc. während der Jahre 1823—1827. I. Theil. München 1831.

erregende Gegenſtände geworfen; zum Glück, daß die herrenloſen Hunde, deren Zahl man auf mehrere Tauſende ſchätzt, das Geſchäft des Aufräumens zum Theil übernehmen; die Kothhaufen müßten ſich aber doch zuletzt zu unüberſteiglichen Hinderniſſen aufthürmen, wenn nicht die Gluth der Sonne ſie trocknete, und die Fußtritte der Menſchen und Thiere dieſelben in den feinſten Staub verwandelten, welcher vom leiſeſten Winde in die Höhe getrieben die Fahrenden und Gehenden zu erſticken droht. Im Monat Juli, welchen ich größtentheils in Liſſabon zubrachte, und in welchem es nur ein einziges Mal kaum eine Stunde anhaltend regnete, iſt aber der Aufenthalt in der Stadt wirklich eine Qual; man kann, ſo bald der Seewind kommt, ſo erquickend er bei der Hitze des Tages iſt, nicht über die Straße gehen, ohne ſich wieder neu umzukleiden, und die Fenſter kaum einige Minuten offenlaſſen, ohne daß alle Geräthe des Zimmers mit dem ekelhafteſten Staube bedeckt werden."

Doch iſt in den neueſten Zeiten ſowohl für die Erleuchtung der Stadt als die Reinlichkeit der Straßen viel geſchehen, und überhaupt gilt die eben mitgetheilte Beſchreibung von der Unreinlichkeit Liſſabons vorzüglich von dem ältern Theile der Stadt, der dem Erdbeben von 1755 entgangen iſt. Hingegen der nach dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe erbaute neue Theil zeichnet ſich durch die Schönheit ſeiner Häuſer und durch ſeine geraden und reinlichen Straße aus. Hier iſt der große und ſchöne Kommerzplatz (Praça do Commercio), der jeder Hauptſtadt Europas zur Zierde gereichen würde. Auf 3 Seiten iſt er mit prächtigen Gebäuden umgeben, die vierte aber gegen den Tajo zu iſt offen und gewährt die Ausſicht auf den mit Schiffen aller Nationen bedeckten Strom und auf das jenſeitige gebirgige linke oder ſüdliche Ufer. An der öſtlichen Seite dieſes Platzes (nicht in der Mitte) ſteht die bronzene Statüe des Königs Joſeph I. auf einem ſteinernen Fußgeſtelle. Die drei von dieſem Platze nach dem Rocio, einem andern Platze, führenden Straßen ſind die Hauptſtraßen Liſſabons, alle drei ſchurgerade, mit ſchönen Häuſern von regelmäßiger Bauart beſetzt und durch Kaufläden von Goldſchmieden, Juwelierern, Tuch- und Seidenhändlern verſchönert.

Liſſabon iſt von allen Seiten offen, ohne Mauern und ohne Thore; es hat keine andere Befeſtigung als ein kleines Kaſtell in der Mitte der Stadt, auf einer Höhe gelegen und einige Batterien und kleine Forts am Strome. Der Boden der Stadt iſt hügelig und ſie nimmt drei Hügel ein. Der weſtlichſte derſelben beginnt bei der Brücke von Alcantara, als der eigentlichen weſtlichen Gränze der Stadt. Dieſer Hügel iſt der höchſte und wegen ſeiner geſunden Luft vorzüglich von den Fremden zu ihrem Aufenthalte gewählt und er ſteigt an manchen Stellen ſo ſteil in die Höhe, daß man nur mit Anſtrengung die Straßen

hinaufſteigen kann, die an ſeinem Fuße ſich hinziehende Straße am Tajo hebt und ſenkt ſich beträchtlich. Der zweite Hügel iſt eine Fortſetzung des vorigen und von ihm durch ein tiefes Thal getrennt. Am Fuße des öſtlichen Theiles dieſes Hügels richtete das Erdbeben 1755 die größten Verwüſtungen an, und man ſieht daher hier die meiſten neugebauten Häuſer, den ſchönſten Theil der Stadt, wo man die großen Plätze und die Hauptſtraßen Liſſabons antrifft. Der dritte Hügel fängt mit der Höhe an, worauf das Kaſtell von Liſſabon liegt, und geht mit einigen Abſätzen bis an das öſtliche Ende der Stadt. Dieſer Theil der Stadt iſt der älteſte und beſteht aus ſehr engen, unregelmäßig angelegten, ſchlecht gepflaſterten Straßen. Auf der weſtlichen Seite dehnt ſich Liſſabon noch weit aus, indem hier die Vorſtäde Alcantara und Junqueira mit dem vormaligen Flecken Belem zuſammenhängen, der jetzt als ein Theil Liſſabons anzuſehen iſt und wo viele Vornehme und die meiſten Kaufleute ihre Wohnungen haben, und die prachtvolle Kirche des heiligen Hieronymus ſteht, die von dem Könige Emanuel an dem Orte erbaut wurde, wo der berühmte Seefahrer Vasco de Gama ſich einſchiffte. Ueberhaupt giebt es in Liſſabon eine große Menge von Kirchen, von welchen viele mit großem Aufwande erbaut und mit außerordentlicher, aber meiſt geſchmackloſer Pracht überladen ſind. Königliche Palläſte ſind der Pallaſt Ajuda an dem äußerſten Ende der Stadt, welcher nach ſeiner Vollendung, bei allen ſeinen Mängeln, für einen der ſchönſten Eropas gelten wird, und der Pallaſt Receſſidades, welcher in vieler Hinſicht jenem nachſteht. — Eine vorzügliche Erwähnung verdient die im Norden der Stadt befindliche Waſſerleitung, ein Meiſterſtück der neuern Waſſerbaukunſt. Das Waſſer für Liſſabon wird in einer Entfernung von 2 M., bei dem Flecken Bellas, aus verſchiedenen Quellen aufgefangen und dann bald über, bald unter der Erde nach Liſſabon fortgeleitet. In der Nähe der Stadt mußte man die Waſſerleitung über ein tiefes Thal hinführen und dies hat man auf eine kunſtvolle Weiſe möglich gemacht, indem die Waſſerleitung hier auf einer Reihe von 35 kühnen Bogen ruhet und ſo über das Thal zwiſchen zwei gegen einander überſtehenden Bergen, 2400 E. lang geführt iſt. An der größten Tiefe des Thales hat der größte Bogen vom Boden bis zu ſeiner Spitze eine Höhe von 260 F. und die Breite des Hauptbogens beträgt 107 F.

Wir laſſen nun eine kurze Beſchreibung von dem Erdbeben folgen, das 1755 ſo höchſt verderblich für Liſſabon war. Dieſes äußerſt merkwürdige und zerſtörende Erdbeben verbreitete ſich über eine ungeheure Länderſtrecke. Es ſcheint unter dem Atlantiſchen Ozean ſeinen Urſprung genommen zu haben, und die Gewäſſer dieſes Meeres erlitten eine eben ſo heftige Erſchütterung, als das Feſtland. Es durchlief den größten Theil der Erdtheile

Europa, Aſien und Amerika, und wurde auch in Afrika geſpürt, doch äußerte es ſich in ſeiner größten Heftigkeit in dem ſüdweſtlichen Theile von Europa und verwüſtete vornehmlich die Hauptſtadt Portugals. Der Sommer war ungewöhnlich kühl, und die Witterung der letzten 40 Tage vor dem Erdbeben beſonders heiter und ſchön. Den 1. November des Morgens, 40 Minuten nach 9 Uhr, fühlte man den erſten, äußerſt heftigen Erdſtoß, der zwar nur 6 Sekunden dauerte, aber von einer ſo ſtarken Erſchütterung begleitet war, daß alle Kirchen und Klöſter in der ganzen Stadt, das königliche Schloß mit dem daran ſtehenden prachtvollen Opernhauſe und alle Gebäude von Bedeutung zuſammenſtürzten. Ohngefähr der vierte Theil der Wohnhäuſer fiel gleichfalls ein, und es kamen nach einer mäßigen Schätzung 30,000 Menſchen ums Leben, wovon die Anzahl derer, die in den Straßen und Häuſern umkamen, weit geringer war, als jener, die unter den einſtürzenden Kirchen begraben wurden; denn die letztern waren, da ſich das Erdbeben gerade an einem hohen Feſttage ereignete, eben gedrängt voll von Menſchen, welche die Meſſe anhörten. Der erſte Erdſtoß war, wie wir ſchon geſagt haben, ſehr kurz, aber auf ihn folgten alsbald zwei andere, und dieſe ganze Erſchütterung, die gewöhnlich als ein einziger Stoß aufgeführt wird, dauerte zwiſchen 5 und 7 Minuten. Zwei Stunden nachher brach an drei verſchiedenen Orten der Stadt Feuer aus, und da die bisherige vollkommene Windſtille ſich plötzlich in einen heftigen Sturm verwandelte, ſo wurde dadurch das Feuer ſo wüthend entflammt, daß binnen drei Tagen faſt die ganze Stadt in Aſche gelegt wurde. Alle Elemente ſchienen ſich zum Untergange der unglücklichen Stadt zu vereinen; denn gleich nach dem Erdſtoße, der ſich um die Zeit der Fluth ereignete, ſtieg das Waſſer in einem einzigen Augenblicke 40 Fuß und ſtand am Kaſtell Belem, welches den Eingang in den Hafen vertheidigt, 50 F. höher, als es jemals bemerkt worden war. Wäre das Waſſer nicht ſchnell wieder gefallen, ſo würde die ganze Stadt überſchwemmt worden ſeyn. Ein neuer Damm von beträchtlichem Umfange verſank mit mehreren hundert Menſchen in eine unermeßliche Tiefe, und von den todten Körpern kam in der Folge auch nicht ein einziger wieder zum Vorſchein. Auf den großen Stoß erfolgte gegen Mittag ein anderer, bei welchem die Mauern vieler noch ſtehenden Häuſer ſich von oben bis zum Grunde, faſt einen Fuß breit von einander thaten, und ſich dann wieder ſo genau ſchloſſen, daß auch nicht die geringſte Spur einer Beſchädigung zurückblieb. Zwiſchen dem 1. und 8. Nov. zählte man 22 Erdſtöße.

Mafra. Der Erbauer des daſigen Auguſtinerkloſters iſt der König Johann V., welcher es zum Danke für ſeine Geneſung von einer ſchweren Krankheit 1717 ſtiftete. Man könnte dieſes Gebäude, ſeiner Größe und Koſtbarkeit wegen, das Portu-

gieſiſche Escorial nennen, welches nachzuahmen die Abſicht des königl. Stifters war; unglücklicherweiſe fehlte es aber dem Baumeiſter an den erforderlichen Kenntniſſen und Talenten. 1200 Arbeiter waren Jahre lang an dieſem Bau beſchäftigt, der von 1717 bis 1731 mit einem Koſtenaufwande von 20 Millionen Gulden vollendet wurde. Das Gebäude bildet ein Viereck, 760 F. lang und 670 F. breit, und beſteht aus einer Kirche, zwei Pavillons zu beiden Seiten der Kirche, davon der eine für die königl. Familie, der andere für den Patriarchen und die Domherren beſtimmt iſt und aus dem Kloſter. Das ganze Gebäude enthält 866 Zimmer und 5200 Fenſter und Thüren; und 58 Bildſäulen von Carrariſchem Marmor verzieren es. Die prachtvolle ganz von Marmor aufgeführte Kirche mit zwei hohen Glockenthürmen, zwiſchen welchen ſich die Kuppel erhebt, und mit einem Glockenſpiele von 160 Glocken, welches allein eine Million Gulden gekoſtet haben ſoll, iſt mit Gold, Silber und Edelſteinen reichlich geſchmückt; die 6 Seitenkapellen und ihre Altäre ſind mit Koſtbarkeiten angefüllt; der Werth der ſilbernen Statue am Hochaltare wird auf eine halbe Million Gulden angegeben. Jede Seite der Kirche enthält 3 Orgeln. Der königl. Pavillon bietet in ſeinen vielen Zimmern hinlänglichen Raum zur Unterbringung eines bedeutenden Gefolges dar. Das Kloſter enthält 300 Mönchszellen, 2 Bibliotheken, davon die eine 70,000 Bände ſtark ſein ſoll, und ein Gymnaſium. Die weitläufigen Gärten, welche hinter dem Gebäude liegen und großentheils aus dem Felſen gehauen werden mußten, waren ſonſt ſehr reich an ausländiſchen Gewächſen, welche der Stifter mit großen Koſten aus ſeinen außereuropäiſchen Beſitzungen kommen ließ, befinden ſich aber jetzt in einem ſehr vernachläßigten Zuſtande. Mafra iſt von Liſſabon 5 Meilen entfernt.

Spanien.

Dieſes Land, das die Römer Hiſpania, und die Römiſchen Dichter, weil es am weſtlichſten Ende der damals bekannten Erde lag, Heſperia (Abendland) und die Griechen, nach ſeinen älteſten Bewohnern, den Iberiern, Iberia nannten, begriff damals auch Portugal oder Luſitanien, und war von Völkern des Celtiſchen Stammes, den Iberiern und Kantabriern bewohnt. Zuerſt legten die Phönizier an der Südküſte Spaniens, und nach ihnen die Karthaginenſer, Handelsniederlaſſungen und Kolonien an; ja den letzten gelang es, ſich in den Beſitz des ganzen Landes zu ſetzen; bis die Römer, dieſe unverſöhnlichen Feinde derſelben, ſie daraus verjagten, und den ſüdlichen und mittleren Theil Spaniens ihrer Herrſchaft unterwarfen; nur der nördliche Theil, damals Celtiberia genannt, blieb von der Römiſchen Herrſchaft

frei. Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, bei dem Verfalle des Römiſchen Reichs, drangen nordiſche Völker, Alanen, Vandalen, Sueven und Weſtgothen in Spanien ein, und ſetzten ſich nach und nach darin feſt. Von dieſen behaupteten ſich allein die Weſtgothen, welche 416 ein eignes Reich, das Weſtgothiſche genannt, hier gründeten, das ſich auch über einen Theil Nordafrikas erſtreckte, und von 416 bis 711, beinahe 300 Jahre lang ſich erhielt. Die Weſtgothen hatten die chriſtliche Religion angenommen, die ſchon früher im zweiten Jahrhunderte durch die Römiſchen chriſtlichen Kaiſer in Spanien verbreitet worden war. Die unter den Weſtgothen entſtandenen Zwiſtigkeiten gaben den Arabern, Sarazenen oder nachher ſo genannten Mauren Gelegenheit, das Weſtgothiſche Reich zu zerſtören und zum Beſitze Spaniens zu gelangen, nachdem ſie 711 in der entſcheidenden Schlacht bei Xerez de la Frontera, unter ihrem tapfern Anführer Tarik, die Weſtgothen gänzlich geſchlagen hatten. Nur das nördliche gebirgige Spanien blieb auch jetzt von den Siegern unbezwungen, und bot den geflüchteten Gothen einen ſichern Zufluchtsort an, wo ſie ſich nicht allein in Unabhängigkeit von den Mauren erhielten, ſondern auch, da dieſe ihr Land in mehrere kleine Königreiche und Fürſtenthümer getheilt hatten, und bald ſelbſt unter ſich uneinig wurden, immer mehr die Mauren drängten und ihre Herrſchaft ſchwächten. So entſtanden nach und nach mehrere von den Gothen geſtiftete Reiche, unter andern auch die Königreiche Aragonien und Caſtilien, deren Könige ihre Macht immer mehr erweiterten und die anderen kleineren Gothiſchen Reiche mit den ihrigen vereinigten; bis 1479 dieſe beiden Königreiche, durch die Vermählung der Kronerben, Ferdinands von Caſtilien und Iſabella von Aragonien, mit einander verbunden wurden, wozu auch 1492 das letzte Mauriſche Königreich kam, durch deſſen Eroberung der Mauriſchen Herrſchaft in Spanien ein völliges Ende gemacht wurde. Unter der gemeinſchaftlichen Regierung Ferdinands und Iſabellens wurde auch, durch den Genueſer Columbus, auf Koſten der Spaniſchen Regierung, Amerika entdeckt. Nach Ferdinands Tode kam das Königreich Spanien an deſſen Enkel, den Erzherzog von Oeſterreich, Karl I., der als nachmaliger deutſcher Kaiſer, Karl V. hieß, unter dem Spanien zur erſten Macht Europas erhoben wurde, und die unermeßlichen Länder Amerikas dieſem Reiche beigefügt wurden. Aber nach ſeines Sohnes Philipp II., der auch Portugal mit Spanien verband, Tode, ſank die Macht und das Anſehen Spaniens immer mehr; und als 1700 Karl II. ohne Erben ſtarb: ſo folgte, vermöge des Teſtaments ein Enkel des Königs Ludwig XIV., Philipp von Anjou, unter dem Namen Philipp V., ungeachtet der bekannte ſogenannte Spaniſche Erbfolgekrieg darüber ausbrach, auf dem Spaniſchen Throne nach, und ſo gelangte alſo mit dieſem Könige, eine Nebenlinie des Hau-

ſes Bourbon zum Beſitze Spaniens, aus welchem Hauſe auch noch die gegenwärtigen Könige Spaniens abſtammen. Zwar nahm dem Vater des jetzigen Königes, Karl IV., Napoleon Thron und Freiheit, und erhob ſeinen Bruder Joſeph auf den Thron; allein die großen Ereigniſſe 1813 und 1814, nöthigten den den Spaniern aufgedrungenen König zur Abdankung, und es beſtieg Karls IV. Sohn, Ferdinand VII. den Thron, unter dem Spanien alle ſeine unermeßlichen Beſitzungen auf dem Feſtlande Amerikas verlor und in einen Zuſtand großer Schwäche und Zerrüttung gerieth. Dieſer unglückliche Zuſtand Spaniens dauert ſeit dem 1833 erfolgten Tode Ferdinands nicht allein fort, ſondern iſt auch noch weit ſchlimmer geworden. Zwar erhielt Spanien eine Konſtitution, wodurch die königl. Macht beſchränkt wurde, allein da der König ſeine minderjährige Tochter Iſabella II. (Maria Luiſa), geboren 1830, zu ſeiner Thronfolgerin unter Vormundſchaft ihrer Mutter, der Königin Wittwe Chriſtina beſtimmt hatte und ſein Bruder Don Carlos Anſprüche auf den Thron machte, die er mit den Waffen in der Hand geltend zu machen ſucht; ſo iſt jetzt Spanien der Schauplatz eines bürgerlichen Krieges geworden, der mit der größten Erbitterung und Grauſamkeit geführt wird und Spanien in das größte Elend geſtürzt hat. Noch jetzt dauert der Kampf ohne Entſcheidung für eine der beiden Partheien fort.

Der Kaiſerkanal hat ſeinen Namen, weil 1529 er von Kaiſer Karl V. angefangen wurde. Das Werk blieb aber liegen, bis 1778 die Arbeit wieder vorgenommen wurde. Er fängt bei Tudela am rechten Ufer des Ebro an, läuft längs dieſes unſchiffbaren Fluſſes fort bis Saragoſſa, bis wohin er ſchon 1784 vollendet iſt, ſoll aber bis Saſtago auch am Ebro geführt werden, wonach er ein Länge von 31½ Meilen haben würde. Er durchſchneidet vornehmlich Aragonien, daher er auch der Aragoniſche Kanal heißt. Der von dieſem Kanale vollendete Theil macht der Spaniſchen Nation und Regierung Ehre, und bringt, ungeachtet der großen Koſten, beträchtlichen Vortheil. Man mußte Berge durchgraben, Flüſſe ableiten und den Kanal ſelbſt in Mauern eingefaßt, über den beträchtlichen Nebenfluß des Ebro, den Xalon führen. Er hat 10½ F. Tiefe, 74 F. Breite und trägt Schiffe bis zu 2000 Ctr. Ladung.

Der Tinto, ein Küſtenfluß, der zwiſchen der Guadiana und dem Guadalquivir ins Atlantiſche Meer geht, hat ſeinen Namen Tinto, d. h. der Gefärbte, von ſeinem gelben Waſſer, das kupferhaltig iſt, und aus Kupferbergen herkommt. Kein Fiſch lebt darin, die Pflanzen an ſeinen Ufern verdorren; und kein Vieh, außer Ziegen, ſäuft dieſes Waſſer, das zugleich eine verſteinernde Kraft beſitzt. Doch verliert es dieſe Eigenſchaften bald durch den Zufluß anderer Waſſer.

Die Pyrenäen, welche einen Flächenraum von etwa 430 bis 500 □M. einnehmen, haben eine Länge von 52 bis 56 Meilen; die Breite iſt verſchieden, beträchtlicher in der Mitte, als an den Enden und im Allgemeinen 12 Meilen. Von der Franzöſiſchen Seite ſind ſie weit leichter zu erſteigen als von der Spaniſchen, wohin im Allgemeinen der Abhang weit ſteiler als gegen Frankreich iſt. Man kann ſie in die öſtlichen, Central- und weſtlichen Pyrenäen theilen, wovon die erſtern vom Mittelländiſchen Meere bis zum Thale der Garonne und der Noguera Paillareſa, die zweiten von da bis zu den Thälern von Oſſau und Confranc, und die dritten von da bis zum Atlantiſchen Ozean gehen. Die weſtlichen Pyrenäen ſind am niedrigſten und haben Berggipfel von 3000 bis 4000 F. Höhe, während die öſtlichen eine mittlere Höhe von 6000 bis 7000 F. und die Centralpyrenäen eine mittlere Höhe von 7800 F. und die höchſten Spitzen derſelben zwiſchen 9000 bis faſt 11000 F. Höhe erreichen. In den Pyrenäen kann die ſüdliche Schneelinie mit 8600 und die nördliche mit 7800 F. angenommen werden. Dieſes Gebirge hat jedoch nicht die gewaltigen Schneefelder, Eismeere und Gletſcher der Alpen, und gewährt daher auch von Weitem nicht den Anblick jenes weißen Gürtels, der die Alpen in einer gewiſſen Entfernung zu umgeben ſcheint. Nur in den Centralpyrenäen findet man Gletſcher, und zwar die meiſten am nördlichen Abhange derſelben; ſie hängen auch nicht ſo an einander, wie die Alpengletſcher, ſondern jeder iſt von den übrigen durch mehr oder weniger beträchtliche Zwiſchenräume abgeſondert. Der größte Pyrenäengletſcher iſt der, welcher den nördlichen Abhang der Maladetta bedeckt, deſſen Länge etwa 1½ Meilen beträgt. Das Hochgebirge der Pyrenäen enthält viele kleine Seen, die zum Theil niemals aufthauen, und oft von hohen, faſt ſenkrechten Felſen eingeſchloſſen ſind. Zahlreiche Flüſſe verdanken dieſem Gebirge ihren Urſprung, von welchen die nach Spanien oder den ſüdlichen Abhang hinabfließenden in den Ebro fallen, mit Ausnahme weniger, die unmittelbar in das Meer gehen. Die nach Frankreich oder den nördlichen Abhang hinlaufenden Flüſſe führen ihre Gewäſſer theils ins Mittelländiſche, theils ins Atlantiſche Meer.

Die natürlichen Uebergänge über den Kamm der Pyrenäen, von dem einen Abhange zu dem andern, welche durch eine merkliche Vertiefung des Kammes am Anfange zweier ſich einander entgegengeſetzter Thäler gebildet worden, heißen Ports oder Cols. Alle dieſe Gebirgspäſſe dienen zur Vermittlung des Handels zwiſchen den gegenüberliegenden Franzöſiſchen und Spaniſchen Thälern, aber auch, und zwar beſonders die ſchwierigſten und höchſten unter ihnen zur Unterhaltung eines bedeutenden Schleichhandels. Einige derſelben liegen ſo hoch, daß ſie auf ihrer Nordſeite die Schneegränze erreichen, und mit Laſtthieren gar nicht, ſondern nur

Fußgängern, und auch für dieſe nur im Sommer, theils wegen des alle Schluchten verrätheriſch deckenden Schnees, theils wegen der Kälte und der Kürze der Tage, gangbar ſind. Unter dieſen Uebergängen iſt der höchſte und merkwürdigſte die ſogenannte Rolandsbreſche, welche 9250 F. über die Meeresfläche ſich erhebt, und aus einer 300 F. breiten Breſche oder Oeffnung beſteht, die ſich in einer 300 bis 600 F. hohen Felſenwand befindet, die gleich einer Gränzmauer zwiſchen Frankreich und Spanien, in Form eines Halbmondes aufſteigt, wovon die konvexe Seite gegen Frankreich gerichtet iſt. Majeſtätiſch ragen die Felſenthürme des Marbore über dieſe Pforte empor, gleichſam um den Durchgang zu ſchützen: zwei andere große Oeffnungen in der Mitte dieſer Felſenthürme ſcheinen als Fenſter angebracht zu ſeyn, und befinden ſich in gleicher Entfernung von der Pforte. Schauerliches Schweigen herrſcht hier; der Boden ſtellt eine nackte Wüſte dar; das ſchimmernde Weiß der Schneefelder umher fällt dem Auge beſchwerlich; überall ſteigen wilde Felſen und über einander gethürmte Berge empor. Eine unermeßliche Ausſicht öffnet ſich hier; und von den Fenſtern dieſes Halbmondes umfaßt der Blick Aragonien; denn nichts erhebt ſich mehr zwiſchen dieſem Felſenamphitheater und den ausgedehnten Spaniſchen Ebenen, ſo daß das Auge in endloſen Fernen ſich verliert. Nach der Sage kam Roland, der Neffe Karls des Großen, auf dem Rückzuge aus dem Thale Ronceval an dieſe Felſenwand, die ſeinem weitern Fortſchritten ſich entgegenſtellte. Zornig zog er ſein Schwert, und hieb mit einem Schlage die Breſche, die ſeinen Namen führt. Uebrigens wird dieſe Rolandsbreſche nur von Schleichhändlern benutzt, welche die Waaren über die Schneefläche auf die Franzöſiſche Seite herabgleiten laſſen.

Von den Thälern der Pyrenäen ſagt ein Reiſender *), daß ſie einen eigenen Reiz, und darin einen großen Vorzug vor den Alpenthälern haben. Der Charakter der Ruhe, des Sichern und Beſtändigen in den Formen iſt es nach ihm, was den Pyrenäenthälern einen Reiz giebt, den wir in den Alpenthälern nicht ſuchen dürfen, und wodurch ſich deutlich zeigt, wie ſehr die Pyrenäen das ältere, ausgearbeitetere und ſeiner letzten Vervollkommnung bei Weitem näher ſtehende Gebirge ſind. Hier ſind in der Regel keine von den Bergſtürzen zu fürchten, welche die Alpengegenden verheeren; keiner von den drohenden überhängenden Felſen, wenigſtens nicht in den untern Thälern, zu ſehen, die dort das Auge erſchrecken; alles ruht ſicherer auf ſeinen Grundlagen; der Kampf der Elemente iſt meiſtens ausgekämpft: die Neigungen ſind mit den Maſſen in Verhältniß; die Scheitel fallen faſt alle regelmäßig auf

*) Lüdemann in ſeinen Zügen durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im J. 1822. Berlin 1825.

die Halbmeſſer der Grundlagen. Kein Thal aber der Pyrenäen iſt ſchöner als das Campanerthal, das zu Frankreich gehört und von dem Adour durchfloſſen wird.

Jedes Pyrenäenthal bietet den Anblick einer Reihenfolge von Becken und Thalengen dar. In dem obern Theile der meiſten ſind die Becken immer beträchtlich, eines über den andern erhöhet, ſo daß dieſe Thäler nicht gleichförmig, ſondern mehr ſtufen- oder abſatzweiſe von der Ebene zu dem Kamme des Gebirges empor ſteigen. Eine Eigenheit mehrerer Pyrenäenthäler iſt es, daß man an dem Orte ihrer Entſtehung ein Becken von mehr oder weniger Ausdehnung ſieht, welches nach drei Seiten hin von einer Felſenmauer eingeſchloſſen und nur auf der vierten, d. h. derjenigen, welche den Anfang des Thales bildet, geöffnet iſt. Gemeiniglich erhebt ſich über dieſe Felſenmauern noch eine ſteile Böſchung und über dieſe eine zweite Gebirgswand, die dann ohne Unterbrechung bis an den Kamm des Gebirges reicht. Man nennt daher dieſe Becken wegen ihrer Aehnlichkeit Amphitheater oder Circus. Die Pyrenäenbewohner nennen ſie Oule oder Houle, d. h. Topf. Das berühmteſte unter dieſen Amphitheatern iſt das von Gavarnie, welches der oben erwähnte Reiſende mit folgenden Worten beſchreibt: „Ich ſtand nun an der letzten Vormauer des Circus. Von Ungeduld gedrängt, ſtieg ich hinauf, erreichte den Rücken der Vormauer und blieb nun, vor Erſtaunen ſtumm, im Angeſichte des ungeheuerſten aller Amphitheater, wie eingewurzelt ſtehen. Und in der That, was ſind alle Ampitheater der Griechen und Römer, oder was alle Circus und Bauwerke der Menſchenhand überhaupt gegen dies großartige Theater! Eine Million Menſchen würde ſeine Arena nicht erfüllen und Millionen hätten auf ſeinen Stufenſätzen Raum. Eine halbrunde Felswand von ſtahlblauer Farbe, 1800 bis 2000 F. ſenkrecht erhaben und von 12,000 bis 15,000 F. Umfang, windet ſich um eine Art von Trichter, den Schnee- und Eislager füllen. Ueber dieſe Wand ſteigen 4 bis 5 Etagen von Säulen auf; zwiſchen jeder Etage neigt ſich eine kleine Ebene, die von Gletſchern und Schneeflächen erfüllt wird, und die einen magiſchen Farbenkontraſt mit dem Dunkel der Wand und den Säulenreihen darſtellen. Ueber dieſen Etagen, immer in ſenkrechter Erhebung ſteigen die beiden Felſenthürme des Marboré kuppelförmig auf, wie die Wand ſelbſt aus Säulenreihen und geneigten Schneeflächen vertikal aufgebaut. Links von dieſen in gleicher Höhe beginnt ein Plateau, das endlich in das, was man den Cylinder des Marboré nennt, ausgeht; dieſer iſt in Allem den Thürmen ähnlich, nur von größerm Maßſtabe und an Höhe ihnen überlegen. Rechts von den Thürmen, doch von dieſem Standpunkte unſichtbar iſt die Rolandsbreſche; links von dem Cylinder erhebt ſich der Dom des Montperdu, der jedoch auch von dieſem Standpunkte unſichtbar bleibt. Die ganze Länge dieſes Felſengebäudes,

oberhalb von dem Cylinder bis zur Breſche, beträgt 24,000, der Durchſchnitt des Cirkus etwa 9000 F. Von der Wand und da wo die Säulenreihen anfangen, ſtürzen 10 bis 12 Kaskaden in den Circus hinab und bilden, indem ſie ſich unter dem Schnee ein Bette wühlen, aus der Arena ein Gewölbe, pont de neige, (Schneebrücke) genannt, durch welches ſie abfließen um den Gave (Fluß) de Pau in die Ebene Frankreichs auszuſenden. Eine dieſer Kaskaden iſt beinahe 1300 F. hoch, und übertrifft alſo den bekannten Staubbach in der Schweiz um 4—500 F., aber ihre Waſſermaſſen werden im Fallen zweimal gebrochen.“

Der Gallego d. h. der Galizier, iſt ein Nord= und Nordweſtwind, der von den Gebirgen Galiziens kommt und ſo durchdringend kalt weht, daß er leicht der Geſundheit ſchädlich wird; denn oft bringt er auf die brennendſte Hitze plötzlich eine ſchneidende Kälte herbei. — Der Solano iſt ein dem Scirocco in Beſchaffenheit und Wirkung ganz ähnlicher Südwind, der aus Afrika kommt und zuweilen die ſüdlichen Provinzen Spaniens heimſucht. Er bringt große Hitze mit ſich, ſpannt die Nerven des Menſchen aufs höchſte, bringt das Blut in wilden Umlauf, und erzeugt Schwindel, Entzündungen und Wahnſinn, doch hält er gewöhnlich nicht lange an.

Die Merinos oder wandernden Schafe weiden im Sommer auf den grasreichen Berggegenden der mittlern Provinzen, verlaſſen aber zu Anfange Septembers dieſe nun rauher gewordenen Gegenden, und ziehen in die ſüdlichen Provinzen Eſtremadura, Cordova und Mancha, von wo ſie im April zu den Sommerweiden zurückkehren. Nicht jedermann darf ſolche wandernde Schafe halten, ſondern nur die, welche das Recht dazu haben, das aber auch an Andere abgetreten oder vermiethet werden kann. Dies Recht der Hütung heißt Meſta, ſo wie auch jede Gemeinſchaft der Eigenthümer des Schafviehes, die dazu berechtigt ſind, Meſta genannt wird. Dieſe wandernden Schafe leben beſtändig in freier Luft, und ziehen, von ihren Hirten geführt, auf einem ihnen vorgeſchriebenen Wege, zu welchem Behufe in den Gegenden, durch welche ſie zu ziehen berechtigt ſind, die Felder nicht eingehegt werden dürfen, ſondern ihnen eine 90 Ellen breite Straße frei gelaſſen werden muß. Wie nachtheilig dieſe Meſta für die Verbeſſerung und Erweiterung des Ackerbaues iſt, ſpringt in die Augen. In neuern Zeiten iſt die Spaniſche Wolle nicht mehr die vorzüglichſte und theuerſte, ſondern mehrere Gegenden Frankreichs und Deutſchlands haben durch Spaniſche Merinos ihre Schafe ſo veredelt, daß jetzt z. B. die Elektoralwolle Sachſens theurer als ſelbſt die feinſte Spaniſche bezahlt wird.

Cochenille iſt ſeit Kurzem auch ein Produkt Spaniens geworden und zwar in einigen Gegenden von Andaluſien und Eſtremadura, wo man im Jahre 1828 ſchon über 28,000 Pf. getrock-

nete Cochenille gewann. Einen Beweis, wie gut die Cochenille in Spanien gedeihe, giebt auch, nach den Verhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft in Cadiz, der daſelbſt befindliche Acclimatiſirungsgarten, wo man die Cochenille, ſelbſt bei ungünſtiger Witterung erhält. Eigentlich aber iſt die Cochenille ein Produkt Amerikas, beſonders Mexikos, wo ſie im Großen, namentlich im Staate Oaxaca gezogen wird, und einen wichtigen Handelsartikel ausmacht; daher man auch jetzt in mehreren andern Amerikaniſchen Staaten, z. B. Peru und Braſilien, auf den Antillen und in Oſtindien die Cochenillezucht verſucht hat. Der Werth aller ſeit 1758 bis 1815 in Oaxaca erzeugten Cochenille betrug 91,308,907 Spaniſche Piaſter (à 2 fl.), welches auf die 57 Jahre vertheilt, im Durchſchnitte einen jährlichen Ertrag von 1,600,000 Piaſter giebt, wobei noch der Schleichhandel nicht in Anſchlag gebracht iſt, den man jährlich auf ½ Million anzunehmen pflegt. Die Anzahl der während dieſer Zeit producirten Pfunde betrug 37,835,104. Man gebraucht die Cochenille, um daraus den theuern Carmin und andere rothe Lackfarben zu bereiten, und färbt damit am ſchönſten und dauerhafteſten ſcharlach-, karmoiſin- und purpurroth. Die Cochenille iſt, gleich dem Kermes, ein Inſekt von der Gattung der Schildläuſe, und hält ſich auf einem Gewächſe auf, das in Mexiko Nopal und bei den Naturforſchern Cactus Cochenillifer heißt und zu der Klaſſe der Cactus gehört, welche man Opuntien nennt. Von dieſer Pflanze, die man in dieſer Abſicht ſorgfältig baut, aus deren Safte ſich das Inſekt nährt und daraus wahrſcheinlich den ſchönen Farbeſtoff zieht, der in ſeinem Leibe noch mehr geläutert und verfeinert wird, lieſet man dieſe Inſekten jährlich zu dreimalen ab, tödtet die noch nicht von ſelbſt abgeſtorbenen durch Abbrühen im heißen Waſſer, und dörret ſie an der Sonnenhitze oder in Oefen. Vier Pfund friſche Cochenille geben kaum 1 Pf. getrocknete, und man hat berechnet, daß an 70,000 Inſekten zu einem Pfunde gehören; und doch ſollen jährlich an 800,000 Pfund nach Europa gebracht werden, wo das Pfund jetzt mit 11 bis 12 Rthlrn. bezahlt wird, ſo daß dieſes kleine Inſekt jährlich ein Kapital von mehr als 10 Millionen Thalern liefert. Man unterſcheidet feine und wilde Cochenille, wovon die erſtere von den kultivirten, dieſe von den wilden Pflanzen gewonnen wird. Bei der künſtlichen Zucht bringt man in Mexiko, in der Mitte des Oktobers, bei der Rückkehr der ſchönen Jahreszeit, kleine aus den Faſern der Palmenblattſtiele bereitete Neſter zwiſchen die Blätter der Pflanzen. In jedes dieſer Neſter legt man 10 bis 12 Weibchen. Bald darauf kommen die Jungen hervor, und bevölkern die Cactuspflanzung, indem ſie ſich vermittelſt ihres Saugeſtachels an den Blättern feſtſaugen.

Die Zibethkatze iſt ein zu der Gattung der Viverren gehöriges Thier, in Aſien und Afrika zu Hauſe, bei welchem ſich,

ſowohl bei dem Männchen als Weibchen, in einem Säckchen zwiſchen dem After und den Geſchlechtstheilen, aus zwei Drüſen, eine ſtark riechende honigdicke Feuchtigkeit abſondert, die wöchentlich einigemal von ſelbſt herausfließt, wenn man ſie dem Thiere nicht nimmt. Dieſe Feuchtigkeit heißt Zibeth und wurde ehedem häufig zu Parfumerien, jetzt nur wegen der medizinischen Kräfte gebraucht. Man pflegt daher an einigen Orten dieſe Thiere in Käfigen zu halten, und ihnen wöchentlich 2 bis 3 mal mit hölzernen Löffeln den Zibeth zu nehmen. Je beſſer und reichlicher das Thier gefüttert wird, deſto mehr und beſſern Zibeth bekommt man.

Der Britte Clapperton, als er 1822—1824 das innere Afrika bereiſte und nach Sackatu, einer großen Stadt in Nigritien kam, ſah in dem Hauſe eines Prinzen des Sultans von Hauſſa oder Sudan 2 Zibethkatzen, die ſehr wild waren und jede in einem eigenen hölzernen Käfig ſich befanden. Sie maßen ohngefähr 4 F. von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze und hatten Aehnlichkeit mit kleinen Hyänen. Man fütterte ſie mit zerſtoßener Hirſe und und getrockneten Fiſchen. Einen Morgen um den andern nahm man ihnen den Zibeth mit einer Muſchelſchale, wobei das Thier in eine Ecke getrieben und der Kopf mit einem Stocke feſtgehalten wird. Dieſer Prinz hatte 200 Zibethkatzen.

Spanien iſt das einzige Land in Europa wo ſich Affen aufhalten, und zwar auf den Felſen von Gibraltar. Sie gehören zu der Art, die man Magot oder auch gemeiner Affe nennt. Dieſer Affe lebt vorzüglich im nördlichen Afrika und wird häufig in Europa zum Sehen laſſen herumgeführt. Er iſt 2 F. lang, hat hellbraune Haare und iſt ſehr lebhaft, bösartig, unreinlich, ſtreitſüchtig, klettert ſchnell, lebt in großen Schaaren, verwüſtet Felder und Gärten, neckt und verjagt ſelbſt große Thiere, läßt ſich jung leicht zähmen und zu allerhand Künſten abrichten und pflanzt ſich in der Gefangenſchaft fort.

Der Landbär, ein Raubthier, das jedoch ſich auch vom Pflanzenreich und Honig nährt, fällt den Menſchen nur an, wenn er gereizt wird, und findet ſich in allen drei Erdtheilen der alten Welt, wo man vier Arten derſelben unterſcheidet: den braunen, ſchwarzen, rothen und weißen oder Silberbär, wovon der letztere kleiner als die andern iſt. Seine größte Stärke hat der Bär in den Vordertatzen. Er führt ein einſames Leben, und meidet alle Geſellſchaft. Gegen den Winter wird er ſehr fett, und ſucht ſich dann ein Winterlager, wo er den Winter, jedoch ohne zu erſtarren, in unthätiger Ruhe zubringt. Das Fleiſch deſſelben wird von verſchiedenen Völkern gegeſſen, und die Schinken, Zungen und Tatzen als Leckerbiſſen genoſſen; ſo wie auch das Bärenfett nutzbar iſt. Am ſchätzbarſten aber iſt das Fell, das ein gutes Pelzwerk giebt. Unſere Vorfahren bedienten ſich der Bärenhäute ſtatt der Betten, daher vermuthlich der Schimpfname Bärenhäuter entſtanden iſt, das

einen faulen, unthätigen Menſchen bedeutet. In Polen und Lithauen zähmt man die jungen Bären, lehrt ſie tanzen, die Trommel ſchlagen, und allerlei Kunſtſtücke machen und zieht dann mit ihnen herum, um ſie für Geld ſehen zu laſſen. Zu Smorgonie, einer kleinen Stadt im Ruſſiſchen Gouvernement Wilna, (vormals ein Theil von Lithauen) werden ſie am beſten abgerichtet, daher man dieſe Stadt wohl die Bärenakademie nennt. Auch in Nordamerika giebt es Bären, nämlich den Baribal (ursus Americanus), kleiner als der gemeine Landbär, der ſelten Fleiſch frißt, und einen glänzend ſchwarzen Pelz hat. Warden*) erwähnt bei der Beſchreibung des Miſſouri-Gebietes, des großen grauen Bären, welchen die Europäiſchen Naturkundigen noch wenig kennen, der ſich in den Gebüſchen unweit der Flüſſe Yellow-Stone und kleiner Miſſouri aufhält, 800 bis 900 Pf. wiegt, und eine ſo große Muskelkraft beſitzt, daß er in einem Augenblicke den ſtärkſten Biſon erlegt. Dieſer Bär iſt das Schrecken der Indianer, welche den Krieger, der ihn erlegt, mehr ehren, als wenn er im Triumphe einen Menſchenſchädel mitbringt.

Der Wolf, gleichfalls ein Raubthier, wird in allen Erdtheilen, Auſtralien ausgenommen, angetroffen. In Europa iſt er in Rußland, Polen und Galizien am zahlreichſten, aber auch in Spanien, Frankreich und andern Ländern Europas, ſelbſt in einigen Gegenden Deutſchlands, finden ſie ſich mehr oder weniger. In England ſind ſie ſchon ſeit vielen Jahren ausgerottet. Der Wolf hat viele Aehnlichkeit mit dem Hunde, die Größe und beinahe die Geſtalt eines großen Fleiſcherhundes, doch einen ſtärkern und geſtrecktern Leib, einen größern Kopf und kleinere aber ſtämmigere Füße. Sein Haar iſt im Sommer auf dem Rücken rothbraun und im Winter gelblichbraun mit Grau und Schwarz gemiſcht; am Bauche iſt es aber zu jeder Jahreszeit weißgrau. Dieß iſt die gewöhnliche Farbe der Wölfe, die jedoch ſo wie ihre Größe, nach der Gegend ihres Aufenthaltes, verſchieden iſt. Sie gehören zu den fleiſchgierigſten Thieren, und wüthender Heißhunger iſt die allgemein bekannte Eigenſchaft derſelben. Wo ſie häufig ſind, ſind ſie daher eine wahre Landplage, indem ſie nicht allein den Vieh-, beſonders Schafheerden höchſt gefährlich werden, und oft ſich bei einem Schafſtalle durchgraben, und dann große Verwüſtung anrichten, ſondern auch ſogar den Menſchen anfallen; doch geſchieht dies letztere meiſtens zur Winterszeit, wenn tiefer Schnee den Boden bedeckt, und ſie von heftigem Hunger gedrängt werden, und dabei in Geſellſchaft mehrerer ihres Gleichen ſind. Hat der Wolf aber

*) Warden, Beſchreibung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Engliſchen frei überſetzt und bearbeitet von Cannabich. Ilmenau 1824.

einmal Menſchenfleiſch gekoſtet, ſo zieht er es hernach allem andern vor. Doch iſt der Wolf von Natur feige, und gefangen läßt er ſich ohne Gegenwehr tödten. In der Noth aber kennt er keine Furcht, und iſt dann zuweilen ſo dreiſt, daß ſich ihrer manchmal 10 bis 20 vor einem Hofe verſammeln, ja ſich in Dörfer und kleine Städte einſchleichen. Wehe den Menſchen, die einem Trupp dieſer heißhungrigen Raubthiere begegnen, und man hat davon in jedem Winter traurige Beiſpiele. Uebrigens ſchreckt ihn Feuergewehr ſehr ab, auch Kettengeraſſel iſt ihm zuwider; eben ſo ſoll er die Muſik fliehen und wird durch Feuer vertrieben. Sein Geſicht, Gehör und Geruch ſind ſehr ſcharf, und er beobachtet bei ſeinen Raubzügen die größte Vorſicht. In dem Vordertheile ſeines Leibes und im Halſe hat er eine außerordentliche Stärke, und iſt im Stande, in ſeinem Rachen ein ganzes Schaf in flüchtigem Laufe davon zu tragen, ohne daß daſſelbe den Boden berührt. Einen eignen Anblick gewährt es, nach der Erzählung eines Augenzeugen*), bisweilen auf der Nogayiſchen Steppe (im Ruſſ. Gouv. Taurien) zwei Wölfe, welche ein Schaf in ihrer Mitte haben, mit dieſem in vollen Sprüngen durch die Steppe rennen zu ſehen. Das Schaf läuft frei und doch durch Dummheit und Furcht gezwungen, mit ihnen davon, wie ein Freund zwiſchen Freunden oder ein Gefangener zwiſchen Häſchern. Man kann von dem Wolfe weiter nichts gebrauchen, als die Haut, welche ein gutes, warmes Pelzwerk giebt, und noch den beſondern Vorzug hat, daß ſich kein Ungeziefer darin aufhält.

Die Muſcheln gehören zu der Ordnung der Weichthiere oder Mollusken, und zwar zu der Gattung der zweiſchalen Schalthiere oder Conchylien. Unter den vielen eßbaren Arten derſelben ſind beſonders die Auſtern eine ſchon ſeit den Römerzeiten berühmte Delikateſſe, die für manche Orte einen anſehnlichen Handels- und Nahrungszweig ausmachen. Sie leben in allen Meeren und ſalzigen Gewäſſern gemäßigter und heißer Zonen geſellſchaftlich bis zu Millionen, in nicht großer Tiefe auf dem Grunde an Sandbänken und Felſen feſtſitzend, welche Gegenden man Auſternbänke nennt. Auf den Weſtindiſchen Inſeln geſchieht es oft, daß bei ſtürmiſchem Wetter, das Meer weit ins Land hineintritt, und die Auſtern, die es mit ſich führt, an Bäumen und Geſträuchen, vorzüglich an Manglebäumen hängen bleiben, ſo daß die Aeſte unter der Laſt brechen möchten. Sie pflanzen ſich durch Eier fort, (man rechnet mehr als 1 Mill. bei einem Individium), welche ſchon zarte Schalen haben, und ſich mit Hülfe eines fettigen Saftes auf den Auſterbänken feſtſetzen. Nach 3 oder 4 Jahren iſt

*) Bruchſtücke aus einigen Reiſen nach dem ſüdl. Rußland in den J. 1822—1828. St. Gallen 1830.

die junge Auſter eßbar. Ihre Nahrung beſteht wahrſcheinlich aus zarten, ihnen durch die Wellen zugeführten Waſſerthieren, da ihnen das Vermögen der willkührlichen Bewegung fehlt. Um die Auſtern größer und wohlſchmeckender zu machen, erzieht man ſie in Auſternparken, d. h. Gruben auf dem Lande, welche von der Meeresfluth beſpült werden können. So ſind z. B. zu Courſeule, einem an der Mündung der Seule ins Meer, im Franz. Dep. Calvados gelegenen Orte, 200 ſolcher Parke, worin die von den Auſterbänken bei Cancale geholten Auſtern eine Zeitlang unterhalten, und dann in alle Gegenden Frankreichs, beſonders nach Paris verſchickt werden. Ueberhaupt liefern in Europa Frankreich und England die meiſten und beſten Auſtern; und in Deutſchland werden die Holſteinſchen am meiſten gerühmt. In England zeichnet ſich Colcheſter durch ſeine Auſtern aus, und in Frankreich iſt der Auſternfang vorzüglich für die Normandie und Bretagne wichtig. Die reichſten Auſternbänke befinden ſich daſelbſt in der Bai von Cancale, in dem Winkel, den hier die mit der Halbinſel Bretagne zuſammenſtoßende Normandie macht. Man ſchätzt die Quantität Auſtern, welche jährlich in der Bai von Cancale gefiſcht werden, auf 100 Millionen, wovon 60 Millionen zur Courſeule parkirt werden.

Die Korallen ſind nach der Meinung der ältern Naturforſcher das ſteinartige Gehäuſe von gewiſſen Thieren, die man Polypen nennt; nach der Meinung der neuern hingegen, machen ſie eine weitläuftige Abtheilung der Pflanzenthiere aus, worunter man diejenigen Thiere verſteht, die gleichſam den Uebergang von den Thieren zu den Pflanzen bilden, indem bei denſelben die thieriſche Natur mit der Natur der Pflanzen verbunden iſt, daher man auch lange zweifelhaft war, ob dieſe Geſchöpfe zu dem Thier- oder Pflanzenreiche zu rechnen wären. Die Korallen beſtehen aus einem harten Stamm, der von polypenartigen Thieren bewohnt wird. Dieſer Stamm iſt ſteinartig, verzweigt und bildet ſich aus den Kalktheilchen, welche ſich in der mit ihm verbundenen thieriſchen Maſſe befinden, doch iſt dieſe Bildung nicht der der Schnecken- oder Muſchelgehäuſe gleich. Der Stamm iſt um ſo größer, je größer die Anzahl der in ihm wohnenden Thiere iſt. Dieſe aber ſitzen hier feſt, und gleichen meiſt den Armpolypen; ſie ſind durch einen gemeinſchaftlichen Körper verbunden, ſo daß die Nahrung des einen Nahrung für alle wird. Einige Naturforſcher halten ſie nicht für ein, ſondern für mehrere mit einander verbundene Individuen, doch dürfte die Anſicht, daß alle Polypen eines Korallenſtammes nur Ein Individium ausmachen, die richtigere ſeyn, obſchon jeder einzelne Polype vom Ganzen, ohne dieſem zu ſchaden, getrennt werden kann. Bei einigen Korallen bildet ſich die Röhre des Polypen früher, als der Polyp ſelbſt und die Stärke und Größe des Stammes ſteht nicht immer mit der Größe des Polypen in Verbindung. Man hat bemerkt, daß ſich aus dem Schleim

Thier und Stamm meiſt zu gleicher Zeit bilden, ſo daß bald die thieriſche, bald die kalkige Maſſe die überwiegende iſt. Die Subſtanz der Thiere in den Korallen iſt körnig oder häutig; meiſt ſcheinen ſie einen Magen zu haben; die Fühlfäden haben verſchiedene Form; die meiſten dieſer Thiere können ſich in die von ihnen bewohnte Röhre zurückziehen. Die Fühlfäden ſind die Mittel zu ihrer Ernährung; die Nahrung ſelbſt mögen entweder Infuſionsthiere (d. h. kleine meiſt nur durch das Mikroſkop zu erkennende Thierchen, welche in Aufgüſſen auf thieriſche und vegetabiliſche Stoffe zu finden ſind), oder bloß Waſſer ſeyn; der Mund iſt zugleich der After. Die Korallen haben mit den Pflanzen die Aehnlichkeit, daß ſie Sproſſen und Aeſte treiben, daß ſie theilweiſe abſterben, wobei der untere Theil früher dieſem Schickſale unterworfen iſt, und nur in den Spitzen der Aeſte Thiere lebend bleiben, und im Frühjahre wieder ausſchlagen. Einige pflanzen ſich durch Eier fort; faſt alle können durch Bruchſtücke und Theilung vermehrt werden. Die Korallen, indem ſie ſich aus der Tiefe des Meeres emporheben, haben nach und nach größere oder kleinere Klippen und Inſeln gebildet, und fahren noch fort, ſie zu bilden, wie dieß insbeſondere mit vielen der kleinern Inſeln in Auſtralien der Fall iſt. Unter den Korallen iſt die nutzbarſte Art die rothe Staudenkoralle, die einem Bäumchen mit blätterloſen Aeſten gleicht, und etwa 1 F. hoch wird. Man findet ſie vornehmlich an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres, wo ſie an Felſen im Meere mit ihrem breiten Fuße aufſitzt, und beſonders an der Afrikaniſchen Küſte, auch bei Corſika, von den Korallenbänken oder Riffen gefiſcht und in beſondern Korallenfabriken, hauptſächlich in Frankreich und Italien, zu allerlei Kunſtwerken, als Ohrgehängen, Knöpfen, Perlen ꝛc. verarbeitet wird.

Der Reiß iſt eine Pflanze, deren Frucht ſeit undenklichen Zeiten in Indien und China die Hauptnahrung des Volkes ausmacht, die aber erſt ſpät, (wenigſtens nicht vor dem 14ten Jahrhunderte) nach Europa und noch ſpäter nach Amerika gebracht worden iſt. Außerdem giebt es auch in Afrika, vorzüglich in Aegypten, Reiß. In Europa wird der meiſte Reiß in der Lombardei gezogen; Spanien hat ſeinen meiſten Reißbau in der Provinz Valencia. Der Reiß erfordert ein Klima, in welchem der Winterweizen in der Mitte des Junius im Durchſchnitte der Jahre reif wird. Als ein Waſſergewächs, liebt er einen Boden, der mit Waſſer fortwährend erfüllt iſt, und kommt daher am beſten in niedrigen ſumpfigen Gegenden fort, die leicht unter Waſſer geſetzt werden können. Die Reißfelder müſſen aber durch Dämme in mehrere Reviere abgetheilt ſeyn, um das Waſſer nach Belieben ab- und hineinleiten zu können. Es giebt aber auch eine Art Reiß, Bergreiß oder Chineſiſchen Reiß, der auf trocknem Boden und auf Anhöhen fortkommt, und weiter keine Feuchtigkeit

als etwas Regen verlangt. Die Aehre des Reißes, der einen 3 bis 4 F. hohen rohrartigen Halm treibt, gleicht Anfangs einer Gerſtenähre, breitet ſich aber nachher in einen großen Büſchel aus. Iſt der Reiß reif, ſo werden die Körner durch Stampfen ihrer Hülſen entledigt. Er gewährt hunderten von Millionen Menſchen in Aſien ihre Nahrung, und iſt ihnen ſo unentbehrlich, wie uns Weizen und Roggen; und geräth der Reiß nicht, ſo entſteht in China und in Oſtindien Hungersnoth. Auch bereitet man daraus einen ſtarken Branntwein, der bei uns unter dem Namen Arrak oder Rak verkauft wird.

Der Krapp oder die Färberöthe gehört zu den dauerhafteſten Färbeſtoffen, und iſt unter allen ächten rothen Farben die wohlfeilſte. Die Färbekraft liegt in der Wurzel des Gewächſes, das im ſüdlichen Europa wild wächſt, lange, faſerige, einen Federkiel dicke Wurzeln von gelber oder röthlicher Farbe, eirunde, zugeſpitzte und mit kleinen Stacheln beſetzte Blätter, die zu 3 oder 6 um den Stengel (deren das Gewächs mehrere treibt) ſternförmig ſtehen, und gelbe Blumen hat, aus denen Anfangs rothe und und zuletzt ſchwärzliche Beeren entſtehen. — Um die Wurzel als Färbematerial zu benutzen, werden ſie in Krappfabriken gedörrt und zu Staub gemahlen. Der beſte Krapp iſt der Holländiſche, den die Provinz Zeeland baut. Eine vorzüglich ſchöne Sorte wird auch in der Türkei gezogen, und dient zum Färben des bekannten Türkiſchen Garns.

Das Süßholz wächſt wild im wärmern Europa, wird aber auch häufig, ſelbſt in Deutſchland, z. B. bei Bamberg, mit Fleiß gebaut. Dieſe Pflanze hat holzige Wurzeln, welche zuweilen 4 F. lang und höchſtens daumensdick wachſen, einen ſüßen Geſchmack haben, und in der Medizin, ſo wie auch der daraus ausgekochte verdickte Saft (bekannt unter dem Namen Lakritzen- oder Liquiritzen-Saft) gebraucht werden.

Der Safran iſt ein Zwiebelgewächs, das ſich in Aſien und im ſüdlichen Europa wild findet, aber auch in dieſen Gegenden und in Deutſchland (nämlich im Lande unter der Enns des Erzherzogthums Oeſterreich) angebaut wird; und dieſer letztere wird ſogar dem Franzöſiſchen und orientaliſchen weit vorgezogen. Die violette Blume dieſes Gewächſes kommt im Herbſte zum Vorſchein; und die Narbe der Blume giebt den als Gewürz bekannten Safran; ſie iſt rothgelb, hat einen ausgezeichneten Geruch, und enthält ein Oel von gelber Farbe und beißendem Geſchmack. Der Safran bleibt immer ein theures Pflanzenprodukt, weil eine jede Blume nur Eine dreitheilige Narbe hat. Man gebraucht den Safran, als Gewürze an allerlei Speiſen, auch zur Farbe und in der Medizin.

Wein iſt ein Hauptprodukt Spaniens, indem Boden und Klima dem Anbau deſſelben ſehr günſtig ſind. Jährlich werden

an 5½ Millionen Ohm Wein gewonnen, und davon etwa 300,000 Ohm ausgeführt. Die Spaniſchen Weine ſind ſtark, feurig und lieblich; in den ſüdlichen Gegenden ſehr ſüß. Die berühmteſten Sorten ſind der Alicantewein in Valencia und der Malaga und Xeres in Andaluſien. Unter den Xeresweinen iſt der köſtlichſte der Pedro-Ximenes, dem man in Spanien gewöhnlicher den Namen Paraxete giebt. Mit dieſem Weine wird auch der alte Malaga, der äußerſt ſelten und in Malaga ſelbſt nur zu den höchſten Preiſen zu haben iſt, in Geruch und Farbe täuſchend nachgeahmt. Der Montilla, ein in der Umgegend von Cordova wachſender Wein, iſt gleichfalls ein Wein von dem köſtlichſten Geſchmack, ein wahrer Nektar.

Die Baumwolle wird in allen Erdtheilen der alten Welt und in Amerika gezogen, und kommt in jedem Landſtriche zwiſchen dem 43° nördlicher und ſüdlicher Breite fort. Es giebt baumartige, ſtrauchartige und krautartige Gewächſe, welche dies wichtige Produkt erzeugen; die baumartige wird nicht über 14 Fuß hoch; die krautartige, die gemeinſte und nützlichſte Art, iſt eine jährige Pflanze, die in einem Sommer wächſt, blühet, Früchte trägt und wieder abſtirbt, und einen trocknen Boden mit vieler Sonne verlangt. Die Baumwolle befindet ſich in der Samenkapſel, welche aus einer rundlichen, in vier Fächer getheilten Schale beſteht, worin 7 Samenkörner, ganz in Wolle eingehüllt, liegen. Die etwa wie eine Haſelnuß große Kapſel ſpringt zur Zeit der Reife auf, zu welcher Zeit ſie den Umfang eines kleinen Apfels hat. Die geſammelte Baumwolle muß nicht allein von der Schale, was leicht geht, ſondern auch von den Samenkörnern abgeſondert werden, und dies macht einige Schwierigkeit, weil die Wolle feſt mit den Samenkörnern zuſammenhängt. In feſt zuſammen gepreßten Ballen von 2 bis 2½ Ctrn., wird dann die Baumwolle verſchickt, und ſie gewährt, wegen ihres äußerſt ſtarken Verbrauchs in den großen und vielen Baumwollenfabriken, einen der wichtigſten Handelsgegenſtände. Kein Land verbraucht ſo viel Baumwolle als Großbritannien in ſeinen Fabriken, nächſt dieſem Frankreich und Deutſchland. Wie ungemein wichtig der Handel mit Baumwolle iſt, davon zeugen folgende Nachrichten, die ein öffentliches Blatt mittheilt. Nach demſelben erhalten Großbritannien und Frankreich zuſammen jährlich 208 Millionen Pfund Baumwolle (jenes 167, dieſes 41 Millionen). Um dieſe zu erzeugen, ſind wenigſtens 1664 Millionen Baumwollenſtauden nöthig, die eine Fläche von 152 geographiſchen QM. einnehmen würden. Die 806,000 Ballen, in die jene 208 Mill. Pf., mittelſt der möglichſt ſtärkſten Kompreſſion, verpackt werden, geben wenigſtens 161,000 Tonnen Ladung, deren Transport eine Flotte von 1600 Schiffen erfordert. Gegenwärtig aber verbrauchen beide angeführten Länder noch weit mehr Baumwolle, als bei dieſer Berechnung angegeben iſt. 1834

wurden 307,645,000 Pf. Baumwolle nach Großbritannien und 89,189,400 Pf. nach Frankreich eingeführt. Die meiſte Baumwolle wird in den vereinigten Staaten von Nordamerika gewonnen, wo 1834 die Baumwollenerndte 1,254,328 Ballen (der Ballen im Durchſchnitt iſt etwa 300 Pf.) oder 376,298,400 Pf. betrug. vid. pag. 1040, a.

Das *Zuckerrohr* iſt unſerm gemeinen Schilfrohr im Allgemeinen ähnlich, und hat in ſeinem knotigen Halme, der 6 bis 10 F. hoch und im Durchmeſſer ½ Zoll dick wird, ein weißes, ſchwammiges, mit vielem ſüßen Safte angefülltes Mark, woraus der bekannte Zucker, durch Auspreſſen des Safts, Einkochen deſſelben und Raffiniren bereitet wird. Hat das Zuckerrohr, von dem es mehrere Arten giebt, abgeblüht, ſo fängt es an gelblich zu werden und nach und nach zu vertrocknen. Die Wurzeln bleiben indeß lebendig, und treiben im folgenden Jahre einen neuen Stengel, und ſo dauert dieſe Pflanze mehrere Jahre hindurch. Das Zuckerrohr wächſt nur in heißen und warmen Ländern aller Erdtheile, an feuchten Orten, auch im ſüdlichen Europa, als in Spanien und Sicilien. In Spanien hat die Kultur des Zuckerrohrs ſo zugenommen, daß gegenwärtig gegen 2 Millionen Pf. Zucker gewonnen werden. Jedoch kommt der meiſte Zucker aus Amerika und Aſien, wo der Anbau des Zuckerrohrs ſtark iſt. Uebrigens ſoll die Kunſt, Zucker daraus zu bereiten, erſt in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt worden ſeyn, und war daher der Zucker bis nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ein theures Produkt, weil man ſich noch wenig auf den Anbau legte. Nachdem aber das Zuckerrohr nach Weſtindien gebracht worden war, wurde von da an der Gebrauch des Zuckers ſo allgemein, daß er einen ſehr bedeutenden Gegenſtand der Kultur und wichtigen Handelsartikel, vorzüglich in Weſtindien, Braſilien und andern Amerikaniſchen Ländern, ſo wie auch in Oſtindien und einigen andern Gegenden Aſiens und Afrikas ausmacht. Nach öffentlichen Nachrichten ſoll 1835 gegen 913½ Millionen Pf. Zucker nach Europa eingeführt worden ſeyn, wovon Großbritannien 440,400,000 Pf. erhielt. Gegenwärtig dürfte ſich die Einfuhr des von dem Zuckerrohr gewonnenen Zuckers immer mehr vermindern, je ſtärker die Bereitung von Zucker aus Runkelrüben in Europa, beſonders in Frankreich, ſich zu verbreiten fortfährt.

Unter den *Piſtazien* ſind vornehmlich drei Arten wegen ihrer Nutzbarkeit merkwürdig. Eine davon, die Terpentin-Piſtazie iſt ſchon oben bei Portugal beſchrieben worden. Die andern beiden ſind die *wahre Piſtazie* und die *Maſtix-Piſtazie*, welche ſämmlich in Aſien und im ſüdlichen Europa wachſen und an mehreren Orten ſorgfältig kultivirt werden. Sie werden 12 bis 20 F. hoch und nicht ſehr ſtark. Die *wahre* oder *ächte Piſtazie* empfiehlt ſich durch ihre angenehm ſchmeckenden Früchte

(Piſtazien), welche traubenweiſe beiſammen ſitzen, und in Nüſſen von der Größe der Haſſelnüſſe beſtehen, deren Kern blaßgrün, ölig und von lieblichem, wiewohl etwas bittern Geſchmacke iſt. Dieſe Kerne, mit welchen ein ziemlicher Handel betrieben wird, werden wie die Mandeln an verſchiedenen Speiſen gebraucht und in Zukker eingemacht. Die Orientaliſchen Piſtazien ſind weit geſchätzter als die Europäiſchen. — Die Maſtix-Piſtazie liefert ein trocknes zerreibliches Harz, Maſtix genannt, das theils von ſelbſt, theils durch gemachte Einſchnitte aus den Stämmen fließt, und an der Sonne erhärtet. Die vornehmen Türken kauen den Maſtix gern, um ſich dadurch einen wohlriechenden Athem zu verſchaffen und weiße Zähne zu erhalten. Auf der zur Aſiatiſchen Türkei gerechneten Inſel Chios, die auch daher den Namen Maſtix-Inſel führt, wird er am häufigſten gebaut, ſo daß dieſe Inſel, vor ihrer Verwüſtung 1822, jährlich 50,000 Ctr. Maſtix erzeugte.

Der Sumach oder eigentlich Gerberſumach, Gerberbaum genannt, wächſt im Orient und Südeuropa, als ein 10 bis 12 F. hoher Strauch oder Baum wild, wird aber auch, wegen ſeines Gerbeſtoffs, in mehreren Gegenden, mit großem Fleiße gezogen, wie dieß z. B. in den weſtlichen Provinzen Spaniens geſchieht, wo ſeine Rinde und jährlichen Schößlinge, nachdem man ſie getrocknet und zu Pulver geſtoßen hat, zur Bereitung des Bodens gebraucht und auch ausgeführt werden.

Das Queckſilber, ein Metall, das ſich von den übrigen durch ſeine ungemeine Flüſſigkeit und Beweglichkeit auszeichnet, und ſich in ſehr feine Theilchen zertrennen läßt, welche die vollkommenſte Kugelgeſtalt annehmen, iſt, nächſt dem Golde und Platina, das ſchwerſte unter den Metallen, und gleicht in ſeinem gereinigten Zuſtande dem geſchmolzenen Silber. Bei einem großen Grade von Kälte (32° nach Reaumur) gefriert es, wird feſt, und läßt ſich hämmern und ſchneiden. Spanien hat ein berühmtes Queckſilberbergwerk bei Almaden in der Prov. la Mancha, das ſonſt jährlich 15,000 Ctr. geliefert hat. In Deutſchland iſt das Queckſilberbergwerk von Idria, im Oeſterreichiſchen Königreiche Illyrien, das wichtigſte und berühmteſte.

Der Alaun iſt ein Salz von eigenthümlichem, ſüßlich zuſammenziehendem Geſchmack, das in einigen ſüdlichen Gegenden natürlich vorkommt, meiſt aber künſtlich in Alaunſiedereien bereitet wird, und mannigfaltigen Nutzen in der Medizin, Malerei, Färberei, Gerberei, Lichterzieherei ꝛc. gewährt. Man gewinnt den Alaun aus alaunhaltigen Mineralien, z. B. aus Alaunſtein, Alaunſchiefer. Für den beſten Alaun wird der Römiſche gehalten.

Der Vitriol iſt ein metalliſches Salz, deſſen Gebrauch ſehr mannigfaltig iſt, und davon vorzüglich drei verſchiedene Arten vorkommen, nämlich Eiſen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Die Vitriole werden zwar zuweilen in natürlichem Zuſtande gefunden, am häu-

ſigſten aber und im Großen in Vitriolhütten oder Vitriolſiedereien aus gewiſſen Materialien, wo ſich Schwefelſäure mit metalliſchen Grundlagen verbunden hat, gewonnen; der Eiſenvitriol oder grüner Vitriol aus Eiſenkieſen, der Kupfer- oder blaue Vitriol aus Kupferkieſen und der Zink- oder weiße Vitriol aus Zinkerzen.

Kobalt, ein bläulich graues, ſehr ſprödes Metall, das außer Spanien, Norwegen und Deutſchland in keinem andern Europäiſchen Lande in der Menge und Güte gefunden wird, daß die Bearbeitung deſſelben mit Nutzen unternommen werden könnte, findet ſich in Deutſchland am häufigſten, und macht für daſſelbe, nebſt der daraus bereiteten vortrefflichen blauen Farbe, Schmalte auch blaue Stärke genannt, einen bedeutenden Handelsgegenſtand aus. Anſtalten, worin man Schmalte verfertigt, heißt Blaufarbenwerke. Die meiſte und beſte Schmalte liefert das Königreich Sachſen.

Die Steinkohle iſt ein ſchwarzes mehr oder weniger glänzendes brennbares Mineral, das durch Bergbau gewonnen und als Feuerungsmittel häufig gebraucht wird, und daher für viele Gegenden den Mangel des Brennholzes erſetzt. Kein Land in Europa beſitzt einen unerſchöpflichern Reichthum an Steinkohlen, als England, wo jährlich wenigſtens 360 Millionen Ctr. aus der Erde gegraben werden, deren Werth größer iſt, als der alles Goldes und Silbers, das jährlich ganz Amerika gewinnt. Auch Schottland und Irland ſind reich an Steinkohlen. Ohne dieſen Steinkohlenreichthum würde Großbritanniens Handel und Induſtrie ſeine jetzige Höhe nicht erreicht haben. Seine vielen Tauſende von Dampfmaſchinen, die ſo wichtig zum Betriebe ſeiner Fabriken ſind, und ſeine Dampfſchifffahrt würden nicht ſeyn, wenn ihm die Steinkohlen fehlten. Nach Großbritannien produciren in Europa Belgien, Frankreich und der Preußiſche Staat die meiſten Steinkohlen, die auch in allen andern Erdtheilen, ſelbſt in Auſtralien nicht fehlen, aber noch wenig benutzt werden, außer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die eine große Menge Steinkohlen fördern und bei ihrer Dampfſchifffahrt und Fabrikanſtalten gebrauchen.

Der Schwefel iſt gleichfalls ein brennbares Mineral und von außerordentlich häufigem Gebrauch zur Bereitung des Schießpulvers, zu Arzneien, zu vielen chemiſchen Verſuchen ꝛc., und wird theils gediegen, theils vererzt gefunden. Der gediegene oder natürliche (Jungfernſchwefel) wird häufig in der Nachbarſchaft der Vulkane erzeugt, wo man ganze Schwefellagen, einen Fuß und darüber mächtig, nahe unter der Oberfläche der Erde antrifft. Doch muß der gediegene Schwefel zum Gebrauch meiſtens erſt gereinigt werden, und iſt auch bei Weitem nicht in der Menge vorhanden, als man deſſen bedarf. Der meiſte Schwefel wird daher aus vererzten Stoffen, hauptſächlich aus den Schwefelkieſen gewonnen. Ja faſt alle metalliſchen Erze ſind mit Schwefel vereinigt, und zuweilen

9*

enthalten ſie ſo viel davon, daß man ihn mit Vortheil aus denſelben ſcheidet, wie z. B. auf dem Harze geſchieht, wo man ihn aus Silber- und Bleierzen gewinnt.

Edelſteine nennt man diejenigen Steinarten, die ſich durch einen hohen Grad von Härte und darauf beruhende vorzüglich ſchöne Politurfähigkeit, ſchöne Farbe, lebhaftes Farbenſpiel, bedeutende Stärke und Dichtigkeit des Glanzes (Feuer), Durchſichtigkeit (Waſſer) und durch Seltenheit auszeichnen, und dieſer Eigenſchaften wegen zum Schmuck gebraucht werden können. Alle Edelſteine ſind von Natur mehr oder weniger unrein, unförmlich und zum Theil wohl gar mit einer Kruſte von gemeiner Steinart umgeben, und müſſen daher erſt davon befreit werden, und durch Schleifen ihren Glanz und Form erhalten. Die heißen Länder in Aſien (vorzüglich Oſtindien) und in Amerika (vornehmlich Braſilien) erzeugen ſie am ſchönſten und häufigſten. In neuern Zeiten hat man auch die Entdeckung gemacht, daß das Uralgebirge in Rußland ſchöne Diamanten hat. Gewöhnlich werden ſie in die eigentlich ſogenannten oder ächten Edelſteine und in die Halbedelſteine eingetheilt. Jene ſind vollkommen durchſichtig, oft waſſerhell, beſitzen im geſchliffenen Zuſtande ſehr vieles Feuer, kommen auch meiſt in der Natur kryſtalliſirt oder in kryſtalliniſchen Körnern vor. Dieſe hingegen ſind meiſt nur halbdurchſichtig, oder beſitzen noch geringere Grade der Halbdurchſichtigkeit, kommen häufiger und in größern, zum Theil unförmlichen Maſſen vor, und haben bei Weitem nicht ſo viel Feuer, als jene. Es findet aber bei dieſer Eintheilung noch viel Willkührliches Statt, und von Einigen werden Steine aus der Zahl der Edelſteine ganz weggelaſſen, die Andere wieder darunter aufnehmen. Gemeiniglich ordnet man die Edelſteine in Hinſicht ihres Ranges alſo: Diamant, Rubin, Sapphir, Topas, Smaragd, Amethyſt, Granat, Hyacinth, Beryll, Chryſolith, Karneol, Chalcedon, Achat, Opal, Onyx, Sardonyx, Laſurſtein, Türkis, Turmalin, Heliotrop, Chryſopras. Doch iſt zu bemerken, daß auch hierbei noch viel Unbeſtimmtheit herrſcht.

Der Marmor gehört unter die Kalkſteinarten, unterſcheidet ſich aber von den gemeinen, durch ſeine größere Härte, durch ſchönere Farben und durch ſeine Politurfähigkeit. Es giebt einfarbigen, (weißen, ſchwarzen, grünen, gelben, blauen, rothen und grauen) und vielfarbigen oder bunten Marmor. Der letztere iſt häufiger, und findet ſich in unzähligen Abänderungen, gefleckt, geſtreift, geadert und wolkicht, mit beſondern Zeichnungen ꝛc. Der Marmor wird in der edlern Baukunſt, zu allerlei Bildhauerarbeiten und zur Verfertigung von mancherlei Kunſtſachen gebraucht. Auch werden auf eignen Mühlen (Marmelmühlen) marmorne Spielkugeln (Schnellkeulchen, Schoſſer) in Menge verfertigt. Den einfarbigen weißen Marmor ſchätzt man am meiſten, und dahin gehört der berühmte Pariſche Marmor, der auf der Inſel Paros im Aegei-

ſchen Meere bricht, und bei den Römern und Griechen im größten Rufe ſtand. In nicht geringerm Anſehen ſteht heut zu Tage der Carrariſche Marmor, der von Carrara in Italien kommt.

Die Spanier ſind ein Gemiſch der verſchiedenen Nationen, die in dieſem Lande gewohnt und geherrſcht haben, doch ſcheint im N. die Gothiſche, im S. die Mauriſche Abſtammung mehr hervorzuſtehen, wie ſich denn auch der Aſturier und Caſtilier für edler halten als den Andaluſier, wo die Mauren ſich am längſten behauptet haben. Im Ganzen ſind die Spanier ein körperlich wohl gebildetes Volk, von mittlerer Statur, mehr hager als dick, von einem abgehärteten, dauerhaften, wohl proportionirten Körper, von gelber oder ſchwarzgelber Farbe, und haben einen ſchönen Kopf, ſchwarze Haare, lebhafte, feurige ſchwarze Augen mit dicken verwachſenen Augenbraunen, regelmäßige, ſcharf gezeichnete Geſichtszüge und eine ausdrucksvolle, geiſtreiche Phyſiognomie. Das weibliche Geſchlecht zwar klein, iſt jedoch gut gebaut, mit einem vollen, runden Gliederbau, wohl geformten Händen und Füßen, ſchönen ſchwarzen feurigen Augen, von gelblicher, oft auch weißer Hautfarbe, und zeigt in ſeinen Bewegungen Gewandtheit und eine angeborne bezaubernde Anmuth, in Geberden, Zartheit und Ausdruck, beſonders die Andaluſierinnen. Mit dem 11ten und 12ten Jahre wird die Spanierin mannbar; aber ihre Reize verſchwinden auch ſchnell, und eine Spanierin von 40 Jahren ſcheint noch einmal ſo alt zu ſeyn. In der Liebe ſind die Spanierinnen jeder Aufopferung fähig; ſie zeigen aber auch die ganze Energie ihres Charakters in Haß und Rache, wenn ihre Hingebung getäuſcht wird.

Der Spanier beſitzt bei großer Nüchternheit und Mäßigkeit im Eſſen und Trinken (ein Trunkener iſt eine ſeltene Erſcheinung und ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheus), hohen Muth, Ausdauer, Großherzigkeit und Tapferkeit, die ſich durch keine Schwierigkeit, durch keine Gefahr zurückſchrecken läßt; die Lebendigkeit ſeiner Empfindung, Folge der ſüdlichen Natur und des Fanatismus, der Stolz auf ſeine Würde und Abſtammung, wie auf ſein Vaterland und ſeine Religion, die ihm Alles ſind, geben ſeiner Seele eine Energie, die ſich gegen äußere Feinde ſo oft wirkſam gezeigt hat, und wovon noch die neuere Zeitgeſchichte in dem langen, von großen Grauſamkeiten begleiteten Kampfe gegen Napoleons Heere, deſſen Allgewalt an dem Verſuche, Spanien zu unterjochen, ſcheiterte, ein denkwürdiges Beiſpiel aufbewahrt. Mit großer Feſtigkeit hängt der Spanier an ſeinen väterlichen Sitten und Gebräuchen, und noch ſind ſeine Stiergefechte, ſeine Fandangos und ſeine Spiele, wie ſeine Tracht ächt national, aber er verachtet auch alles, ſelbſt das Beſſere, ſobald es nicht ſeinem Boden angehört, und überläßt ſich einer ſorgloſen Indolenz und Trägheit. Sein heißes Blut führt ihn zur Sinnlichkeit, zum Abentheuerlichen, zur Bigotterie, Eiferſucht, unverſöhnlicher Feindſchaft und Rachſucht, Grauſamkeit und

Blutgier. Wer erinnert ſich hierbei nicht an die unmenſchlichen Grauſamkeiten in Amerika unter Cortez und Pizarro, an ſeine ſo beliebten, das menſchliche Gefühl empörenden Stiergefechte und an die noch ſchrecklichern Auto=da=Fé's der heiligen Inquiſition, die wahre Volksfeſte waren?

In ſeinem Betragen iſt der Spanier geſetzt, in ſeinen Reden ernſt, und ſelbſt bei der ausgelaſſenſten Luſtigkeit, behauptet er einen gewiſſen Anſtrich von Würde. Ueberhaupt ſind Ernſt und Bedachtſamkeit Grundzüge ſeines Charakters, und Geſprächigkeit und zuvorkommendes Weſen darf man von ſeiner Gravität nicht erwarten, aber die abſtoßende Außenſeite verbirgt nicht ſelten ein gutes, wohlwollendes Herz. Der dem Spanier eigene Stolz zeigt ſich auch in dem Höflichkeitstone, der ſelbſt unter den gemeinen Leuten überall herrſchend iſt. Alles nennt ſich Cavalleros (Edelleute), und behandelt ſich auch ſo. Da der Spanier ſehr an dem Kultus und den äußern Formen der Religion hängt: ſo iſt auch der Einfluß der mit reichen Einkünften verſehenen und zahlreichen Geiſtlichkeit noch immer äußerſt bedeutend.

Die Spaniſche Nation war einſt groß und mächtig, und hatte in Amerika Beſitzungen weit größer als ganz Europa, aus denen Hunderte von Jahren hindurch, ungeheure Maſſen Goldes und Silbers nach Spanien ſtrömten, und das Land hätten reich machen müſſen. Allein von dieſen Reichthümern blieb wenig oder gar nichts in Spanien; denn da hier Landwirthſchaft und Induſtrie, (deren Verfall ſchon durch die Vertreibung der induſtriöſen und arbeitſamen Mauren und die beſtändigen Auswanderungen von Menſchen nach Amerika, die von den dortigen Schätzen gelockt, reich werden wollten, vorbereitet war), auf die niedrigſte Stufe herabſanken, und Spanien mit den Amerikaniſchen Schätzen ſeine Bedürfniſſe von den andern Ländern Europas einkaufen mußte: ſo glich es einem Kanale, den dieſe metalliſche Reichthümer nur durchſtrömten, um dem übrigen Europa zuzufließen. Mit dem Verluſte dieſer reichen Amerikaniſchen Länder, haben nun auch dieſe Geldzuflüſſe aufgehört, und Spanien, gegenwärtig nur noch im Beſitz weniger, minder bedeutenden Kolonien in Weſtindien und Aſien, iſt auf ſeine eigenen Hülfsquellen beſchränkt, die beträchtlich ſeyn würden, wenn Landwirthſchaft, Gewerbe, Induſtrie und Handel blüheten, woran aber bei der ſchwachen und zugleich deſpotiſchen Regierung, der ſchlechten Staatsverwaltung, ſo manchen herrſchenden Lokalhinderniſſen (z. B. die Meſta) und Faktionen nicht zu denken iſt; daher befindet ſich jetzt Spanien in einem mitleidenswerthen Zuſtande des Elends und der Ohnmacht; die Finanzen ſich äußerſt zerrüttet, ſo daß oft die Mittel fehlen, die öffentlichen Beamten und das Militär zu beſolden; die Staatsſchulden ſind ins Ungeheure gewachſen, der Staatskredit vernichtet, die Armee und Marine faſt nur auf dem Papiere und der Staat, durch

den ſo ungeheure Reichthümer der übrigen Welt zufloſſen, iſt gänzlich erſchöpft, und bis jetzt iſt wenig Hoffnung zu einem beſſern Zuſtande der Dinge vorhanden.

Die Wohnungen der Spanier ſind im Allgemeinen weder beſonders bequem noch ſchön; das Meublement einfach; ein Teppich, Eſtera genannt, bedeckt den Boden, das Innere der Häuſer oft von Unreinlichkeit entſtellt; beinahe durchgehends ſchließen Fenſter und Thüren ſchlecht zu, und gegen die Kälte im Winter hat man Kohlenbecken (brasero's). Die Menge der Bedienten von beiden Geſchlechtern iſt äußerſt groß und zum Theil ein Gegenſtand des Luxus, den man auch durch die Koſtbarkeit und große Zahl des Gold- und Silbergeſchirres, ſo wie durch die Pracht der Equipagen zu zeigen ſucht.

Im Ganzen genommen lebt der Spanier äußerſt mäßig und mit Wenigem zufrieden; daher das Sprichwort: „Oliven, Salat und Radieschen ſind Speiſen eines Ritters.“ Ueberhaupt verlangt der vom heißen Klima ausgetrocknete und verhärtete Körper des Spaniers weniger Nahrung, begnügt ſich mit geringern Speiſen und kann auch den Hunger leichter ertragen. Süße Spaniſche Zwiebeln, Rettige und Knoblauch werden von dem gemeinen Volke, beſonders auf dem Lande, roh gegeſſen, und hat der gemeine Spanier ein Stück Brod dazu, ſo begnügt er ſich damit auf den ganzen Tag. Ein Hauptgericht der Bürgerklaſſe iſt immer die Spaniſche Nationalſpeiſe, der Porchero, ein Gemengſel von Fleiſch und allerhand Vegetabilien. Aermere thun ſtatt des Fleiſches und Specks nur Oel daran. Oel wird allgemein, wegen Seltenheit der Butter, zum Schmelzen gebraucht. Starke Gewürze, vorzüglich Pfeffer und Safran, müſſen zu jeder Speiſe kommen. Chokolade iſt das Lieblings- warme Getränk der Spanier. Wein wird ſehr mäßig genoſſen, deſto mehr friſches Waſſer und in den wärmern Gegenden iſt das Eiswaſſer ſehr beliebt. Nach Tiſche hält der Spanier ſeine Sieſta d. h. ſchläft 2 bis 3 Stunden, welche Sitte ſo allgemein iſt, daß man von 2 bis 5 Uhr auf den Straßen herumgehen kann, faſt ohne jemand anzutreffen.

Franzöſiſche und Engliſche Moden haben in den höhern Ständen und zum Theil in den mittlern die Nationaltracht verdrängt. Am meiſten ſieht man dieſe, wozu bei den Männern ein kurzes Kamiſol über eine dunkelfarbige Weſte gezogen, darüber ein Mantel, ein hochrother Gurt um den Leib und ein runder vorn aufgeſchlagener Hut — und bei den Weibern ein Korſett, die Basquina (eine Art kurzer Unterrock oder vielmehr Oberrock, da unter der Basquina noch ein zweiter eben ſo kurzer Unterrock getragen wird) und beſonders die Mantilla gehören, noch bei den gemeinen Ständen. Die Redezilla aber oder ein kleines Netz von Garn oder Seide, das hinten herabhängt, und in welches die Haare gewickelt werden, und ſonſt bei beiden Geſchlechtern getragen wurde, iſt nicht

mehr ſehr im Gebrauche. Allein die Mantilla trägt jedes Frauenzimmer, nur daß ſie nach dem höhern oder geringern Stande, mehr oder weniger koſtbar iſt. Dieſe Mantilla iſt eine Art von Shawl, welcher über den Kopf und die Schultern geworfen wird; hinten und auf den Seiten geht ſie beinahe bis auf die Hüften hinab, und wird, nachdem ſie vorn über einen ſehr hohen Kamm gezogen worden iſt, auf der Stirn, dicht unter dem Haar, durch irgend eine Zierath befeſtigt. In frühern Zeiten trug man noch einen Schleier auf dem vordern Theile der Mantilla, den man entweder vorzog oder zurückwarf; gegenwärtig aber ſieht man, außer in der Meſſe faſt gar keinen Schleier in Spanien. Aus der Mantilla kann man immer ſchon einigermaßen auf den Rang und Stand derjenigen, welche ſie trägt, ſchließen. Die Damen aus den höhern Ständen und die aus der Mittelklaſſe tragen eine Mantilla von Spitzen; andere eine von Blonden, und noch andere von Petinet. Die Bürgerinnen tragen gewöhnlich eine theils aus Spitzen, theils aus ſeidenem Zeuge beſtehende Mantilla; die niedrige Klaſſe trägt dagegen ihre Mantilla ganz von Seide oder mit Sammet eingefaßt. Dazu kommt noch der allgemeine Gebrauch des Fächers, denn ein Spaniſches Frauenzimmer würde eben ſo wenig ihre Schuhe zu Hauſe laſſen als ihren Fächer. Das Schuhwerk iſt geſchmackvoll und ausgeſucht, und macht einen Gegenſtand des Luxus aus. Ueberdies lieben die Spanierinnen auch gar ſehr den Schmuck von Gold, Silber und Edelſteinen.

Nationaltänze ſind: der bekannte Fandango, der immer nur von einem Paare getanzt wird, beim Geklapper der Caſtagnetten nach der Guitarre, die der Geſang desjenigen begleitet, der ſie ſpielt, und wobei die Bewegungen und immer fliehenden und annähernden Geſtalten des tanzenden Paares die Kämpfe der Liebe, Leid und Schwermuth, wollüſtige Freude und quälende Eiferſucht im lebendigſten Ausdruck darſtellen; ferner der Bolero, eine ſchwache Nachahmung des Fandango und die Seguedillas, die von vier Paaren getanzt werden, welche, indem ſie an einander vorbei tanzen die Haupttouren des Fandango nachahmen. — Zu den vorzüglichſten geſellſchaftlichen Vergnügungen gehören die Tertulias und Refrescos, die oft mit einander verbunden ſind. Die Tertulias werden von allen Ständen, von der vornehmſten bis zur niedrigſten Bürgerklaſſe ſo oft gehalten, als es die Umſtände erlauben, und Beluſtigung iſt der Hauptzweck dabei, indem mit denſelben nur ein geringer Aufwand verbunden iſt, da in der Regel den Gäſten nur ein Glas Eiswaſſer und höchſtens Chokolade vorgeſetzt wird. Bei den Refrescos wird ſchon mehr, verſchiedene kühlende Getränke und Konfituren, herumgegeben. — Auch lieben die Spanier ſehr das Tabakstrauchen; jedoch raucht man bloß Cigarren.

Endlich möge noch von den Stiergefechten, dieſem Lieblingsſchauſpiele der Spanier, eine kurze Beſchreibung folgen. Sie werden in einem Amphitheater oder Circus gehalten, einem länglichrunden großen Platze, der ringsum mit Brettern gut verwahrt und mit erhöheten Sitzen für die Zuſchauer verſehen iſt. Unter dieſen Sitzen befinden ſich feſte Behältniſſe, in welche die Stiere ſo lange, bis ſie zum Kampfe kommen, eingeſchloſſen werden. Eine ſchmetternde Muſik von Trompeten verkündet dem ſchauluſtigen Publikum den Anfang des Feſtes. Die Stiere dazu ſind mit großer Sorgfalt ausgewählt. Der Kampf erfolgt in drei verſchiedenen Auftritten. Bei dem erſten wird der Stier aus dem Behältniſſe gelaſſen und es treten gegen ihn die Picadores zu Pferde, mit langen Lanzen auf, deren Spitzen nicht lang genug ſind, um tief zu verwunden. Wenn die Picadores nicht ſehr gewandt und ſtark ſind, oder die Lanze zerbricht, ſo wird das Pferd umgerannt, mit den Hörnern durchbohrt, und ſeine Gedärme dringen aus weiten Wunden hervor. Der Picador ſelbſt würde nun in die größte Gefahr kommen, wenn die Chulos, welche eine lange aufgerollte ſeidene Schärpe von der lebhafteſten Farbe in der Hand tragen, nicht den Stier umſchwärmten und deſſen Wuth ablenkten, indem ſie ihm die aufgerollten Stücke Seidenzeug mit großer Gewandtheit an den Kopf werfen. Der Stier ſtürzt nun auf die Chulos, welche fliehend ihn in einen andern Theil des Circus locken, wo der Stier ſich auf die andern Picadores wirft. Man hat Stiere geſehen, welche auf dieſe Art 9 bis 12 Pferde tödteten. Nun beginnt der zweite Auftritt. Die Picadores ziehen ſich zurück und die Chulos, welche Kämpfer zu Fuß ſind, machen alsdann von den Banderillos Gebrauch. Dies ſind Stöcke von 2 F. Länge, mit einer umgekrümmten Spitze, und gewöhnlich mit kleinen Fahnen geziert, welche der Chulos in den Hals des Stiers einſchlägt, wodurch der Stier noch wüthender wird, und mancher Chulos in Lebensgefahr kommt. Endlich, nachdem die Chulos ihre Waffen angebracht haben, erfolgt der dritte Auftritt, wobei die Matadores, d. h. Todtſchläger, gleichfalls zu Fuße, erſcheinen, das bloße Schwert in der rechten, die Muleta, d. h. ein rothes über einen Stab hängendes Mäntelchen in der linken Hand. Der Matador bewegt ſeine Muleta, die bald die ganze Aufmerkſamkeit ſeines furchtbaren Gegners erregt; der Stier beobachtet und folgt den geringſten Bewegungen der Muleta, und da er ſichern Stoßes auf den Feind zu ſtürzen glaubt, der jene flattern läßt, wirft er ſich nur auf den wehenden Taft; indem der Matador behende ausweicht, ſtößt er dem Stier, im Augenblicke, wo er unter ſeinem linken Arme durchgeht, das Schwert in den Nacken, der dann dem armen Thiere den Tod bringt, worauf ein anderer Stier zum neuen Kampfe herausge-

laſſen wird. Jetzt jedoch werden auch in Spanien dieſe Stiergefechte immer ſeltener.

Die Spaniſche Sprache, von einer erhabenen Schönheit, iſt, gleich der Italieniſchen, Franzöſiſchen und Portugieſiſchen, aus der Lateiniſchen entſtanden, aber wohlklingender als irgend eine andere. Sie hat ſo viele Dialekte, als es Provinzen giebt, am rauheſten klingt ſie in dem Munde des Cataloniers, am reinſten und ſanfteſten in dem Munde des Caſtilianers, deren Dialekt auch Bücher- und Gerichtsſprache, ſo wie die Sprache der gebildeten Volksklaſſen geworden iſt. — Mit dem militäriſchen Ruhme des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts hat Spanien auch ſeinen literäriſchen verloren, der nicht weniger groß war, und beſonders gleichzeitig mit jenem glänzte. Noch fehlt es dem Spanier nicht an vorzüglichen Geiſtesanlagen, die einer großen Bildung fähig ſind, noch beſitzt Spanien zahlreiche Univerſitäten, Akademien und andere gelehrte Unterrichtsanſtalten, und noch iſt der Sinn für wiſſenſchaftliche Bildung nicht gänzlich verſchwunden, ja vielmehr von Neuem erwacht, und liberalere Ideen haben ſich ſelbſt unter dem Volke verbreitet; allein ſo lange die Leitung ſowohl der höhern Unterrichts-Inſtitute als der Elementarſchulen faſt ganz von einer meiſtens unwiſſenden Geiſtlichkeit abhängt, die Zahl der Unterricht Genießenden ſo gering bleibt, wie es bisher der Fall war, und die inneren Zerrüttungen und Bürgerkriege fortdauern, läßt ſich nicht hoffen, daß der Spanier auf eine gleiche Stufe der Geiſteskultur mit andern gebildeten Nationen Europas gelangen werde.

Von den Basken findet der Leſer einige Nachrichten unter der Rubrik von Frankreich.

Madrid, die Hauptſtadt Spaniens, liegt in der Provinz Neu-Caſtilien, in einer dürren, kahlen, hochgelegenen Ebene, an dem kleinen Fluſſe Manzanares, der im Sommer ganz vertrocknet, über welchen aber doch zwei ſteinerne lange Brücken führen, die ſchön, mit großem Aufwande erbaut und mit 9 Bogen verſehen ſind und wovon die eine 2000 F. lang iſt. Keine Dörfer, keine Landhäuſer, keine Vorſtädte kündigen die Nähe dieſer Stadt an, die wie eine Oaſe in der Wüſte dem Auge erſcheint. Man verläßt die Chauſſee und ſteht in den Straßen Madrids. Am ungünſtigſten iſt der Eindruck, den die Stadt auf den Fremden macht, wenn er auf der Straße von Bayonne, alſo von Frankreich her ſich Madrid nähert. Gruppen ärmlicher Häuſer, hier und da ein hölzernes Kreuz, das mit einigen am Fuße aufgeworfenen Steinen die Stelle eines hier vorgefallenen Mordes bezeichnet, ein Schlagbaum, der ferne Anblick des kühn aufſtrebenden Guadarrama Gebirges zur Rechten, mit den dürren, doch angebauten Ebenen Neu-Caſtiliens, die mit ihrem wellenförmigen Boden den Wellen eines weiten Ozeans gleichen, weithin endlich die weißen, in der Sonne ſchimmernden Mauern eines Dorfes,

aber kein Baum um die düſtere Einförmigkeit der endlos an einander gereihten Hügel zu unterbrechen, das iſt, was ſich zuerſt bei der Annäherung von Madrid dem Auge darbietet. Endlich kommt ein Kloſter, deſſen umherliegende Wieſen das ermüdete Auge erfriſchen, wenige Minuten noch, und Dome und hoch emporſtrebende Thürme ſpringen, wie durch Zauberei, aus dem Boden, die Zinn= oder Bleidächer der leicht und elegant gebauten Kuppeln werfen die Strahlen der Sonne zurück, und erinnern den Reiſenden an die Hauptſtädte des Orients. Nun fällt das Auge auf das Pulvermagazin mit ſeiner einſamen Schildwache, dann kommt der Begräbnißplatz oder der Campo Santo mit ſeiner weißen Einfaſſung und dem großen ſchwarzen Kreuze am Eingange; einige Schritte weiter noch, und der Pallaſt des Herzogs von Alba mit ſeinen Gärten, das Jeſuitenkollegium und die hervorragenden Schornſteine des königlichen Pallaſtes verkünden allmählig die Nähe der Hauptſtadt.

Dagegen iſt der Eingang auf der Straße von Alcala prächtig. Sobald man an der Quinta (Landhaus) del Eſpiritu Santo vorbei iſt, entwickelt ſich das Gemälde von Madrid in allem Pompe einer Hauptſtadt. Ein Blick auf den ſtolzen Triumphbogen des Thors von Alcala, auf die prachtvollen Thürme, welche dieſe lange herrliche Straße ſchließen, erfüllt alle Erwartungen des Ankommenden. Die Gärten des Buen Retiro mit ihren Pagoden, Thürmen und phantaſtiſchen Tempeln tragen gleichfalls das Ihrige bei, dieſer Seite der Stadt ein impoſantes Anſehen zu geben.

Die Straße (Calle) von Alcala iſt die ſchönſte in Madrid, etwa ½ Stunde lang, ausnehmend breit und zum Theil mit großen und ſchönen Gebäuden beſetzt. Das Thor von Alcala, womit dieſe Straße beginnt, iſt prachtvoll und beſteht aus 3 ſchönen Bogen, deren mittelſter der größte iſt, und 30 F. Höhe und 14 F. Breite hat. Die Thorflügel ſind von reich bearbeitetem Eiſen und die weißen Marmorſäulen im Joniſchen Style. Außer den 3 großen, für Fuhrwerk und Reiter beſtimmten Bogengängen iſt an der Oſtſeite einer für Fußgänger. Von dieſem Thore, deſſen ganze Höhe 60 F. beträgt, führt die Alcala=Straße mitten zwiſchen den beiden Abtheilungen des Prado hindurch nach der Puerta del Sol, einem nicht ſehr großen Platze, der ziemlich genau in der Mitte der Stadt liegt, und wo die 5 ſchönſten und lebhafteſten Straßen der Stadt zuſammenſtoßen. Dieſer Platz iſt der Verſammlungsort der Müßiggänger, der Geſchäftsleute und der Fremden, und von demſelben läuft nordwärts die Calle (Straße) de Montera, wo man die größten und glänzendſten Kaufläden der Hauptſtadt vereint findet.

Von Kirchen, deren es hier eine große Menge giebt, beſitzt Madrid keine, die in Hinſicht ihrer Bauart mit den herrlichen

Gebäuden dieſer Art in andern Reſidenzſtädten Europas und ſelbſt in mehrern Provinzialhauptſtädten Spaniens verglichen werden könnte. Daſſelbe gilt auch von den Gebäuden der Privatperſonen. Doch hat Madrid mehrere ſchöne Spaziergänge, worunter ſich der berühmte Prado auszeichnet. Er durchſchneidet Madrid vom Thore de Recoletos bis zu dem Thore von Atocha, iſt etwa ¾ Stunden lang, und beſteht aus Alleen, die von 4 Straßen durchſchnitten werden. Der erſte Anblick des Prado von der Alcalaſtraße herein hat etwas Imponirendes. Die breite Straße, die benachbarten Plätze, die ſchöngebauten Klöſter mit ihren Terraſſen, das prächtige Thor, die herrlichen Alleen, die marmornen Springbrunnen, alles trägt zur Größe des Eindrucks bei. Der Prado, deſſen Fortſetzung der neu angelegte Spaziergang las Delicias iſt, wird von 4 Uhr des Nachmittags bis lange nach dem Eintritt der Nacht von Spaziergängern beſucht, ſo wie auch viele Equipagen hier fahren; in der Regel aber verliert ſich die Menge, ſobald die gänzliche Dunkelheit eintritt und der große Zweck zu ſehen und geſehen zu werden, erfüllt iſt; und man bemerkt dann nur noch einzelne Paare. In der Nähe auf dem Hofe des vormaligen alten königl. Pallaſtes Buen Retiro, der im Franzöſiſchen Kriege zerſtört wurde, iſt der Eingang zu dem dazu gehörigen, ſchlecht angelegten und vielleicht eine M. im Umfange großen Garten. Wegen ſeiner Lage auf einer Anhöhe hat er vor den andern Spaziergängen den Vorzug, daß man hier eine friſche Luft, ſelbſt in den heißeſten Sommertagen einathmet, und von keinem Staube leidet. Man genießt auch hier eine ſchöne Ausſicht auf die ganze Stadt und auf ihre öde Umgegend, die auf der einen Seite von dem Guadarrama-Gebirge und auf der andern von den Bergen von Toledo begränzt wird.

Uebrigens hat Madrid, bei ſeinen vielen breiten und geraden Straßen, auch ſehr viele enge und winklige, und bei ſeinen geſchmackvollen Gebäuden, auch elende, ſchmutzige Häuſer und Hütten, und überhaupt ſind wenige Hauptſtädte Europas ſo leer an Palläſten als Madrid. Ein Reiſender der neueſten Zeit macht folgende Schilderung von dieſer Stadt: „Das Innere von Madrid hat, mit Ausnahme weniger Straßen und öffentlicher Gebäude, keinen freundlichen Anblick. Die meiſten Häuſer, wenigſtens die nicht ganz neu gebauten, ſehen durchaus nicht darnach aus, als ſollten ſie eine ſehr bequeme Wohnung darbieten. Faſt alle haben Balkone auf den höhern Stockwerken, wo ſich die Bewohner am häufigſten aufhalten. Das ſchlechte Ausſehen der Fenſter mit kleinen viereckigen Tafeln von der ſchlechteſten Art und verſchiedener Färbung, plump in Blei eingefaßt, iſt keinesweges geeignet, den Anblick freundlicher zn machen. Auch ſieht man öfters an den in die Mauern der Häuſer eingeſchlagenen Holzſtücken Stricke gezogen, woran Wäſche zum Trocknen aufgehangen iſt.

Nicht minder unangenehm fällt der Umſtand auf, daß ein elendes Haus mit ſeinem moosbewachſenen und zerriſſenen Dache wie zum Spotte neben dem Marmor und den Skulpturen des Nachbars erſcheint. Indeß muß man geſtehen, daß diejenigen Häuſer, die jetzt gebaut werden, keiner Hauptſtadt Schande machen würden. Eben ſo ſtehen auch in der Lebensart, in Pferden, Equipagen, Kleidung ꝛc. Luxus und Armſeligkeit neben einander. Die ganze Einwohnermaſſe trägt einen Stempel eigenthümlicher, ſeltſamer Originalität. Der Valencianer mit ſeinem hellfarbigen Schnupftuche, nach Mauriſcher Sitte um den Kopf gewunden, und einen glänzend geſtreiften Mantel zierlich über die Schulter geworfen, der Maragate, an Geſtalt und Koſtüm einem wohlgenährten Holländiſchen Bootsmann gleichend; der Eſtremaduraner mit ſeinem breiten Gürtel aus Büffelleder um die Lenden geknüpft und eine Schnur Chorisos (Würſte) in der Hand; der Catalonier mit ſeinem wilden Blick und Geſichte, dem nach Art der Neapolitaner Lazzaroni eine roth wollene Kappe auf die Schultern herabfällt; der Andaluſier mit ſeiner eleganten Kleidung, ſeiner ſchwärzlichen Geſichtsfarbe und unmäßig langem Schnurrbarte und endlich der plumpe, ſchmutzige Galizier mit ſeinen ſchweren Schuhen, hiezu noch das müßige Umherſchlendern der in Madrid ſo zahlreichen, glänzenden Uniformen, die wenigſtens früher noch zahlreicheren Mönche aller Farben, die geflickten Kleider der ärmern Klaſſen, die ſchwarze oder weiße Mantilla, die noch immer von Frauen jedes Standes und jedes Alters in den Straßen getragen wird, die einherſchreitende ſtattliche Mutter mit ihrer Tochter, die unwandelbar einige Schritte vor ihr hergeht mit dem unerläßlichen Fächer, die Früchte, als Orangen, Melonen, Aepfel ꝛc., die man auf dem Pflaſter der Straßen zum Verkauf aufgehäuft liegen ſieht, und der Betrieb aller Gewerbe auf der Straße, wenn der Gewerbsmann über kein Haus oder Laden verfügen kann — alles dies zuſammen giebt dem Straßenverkehr in Madrid etwas ungemein Originelles, das man in keiner andern Hauptſtadt Europas findet.

Das neue königliche Schloß oder der neue königliche Pallaſt liegt auf einer Anhöhe der Weſtſeite der Stadt, und bildet ein regelmäßiges Viereck von 4 Façaden, wovon jede 470 F. in der Länge hat, und 100 F. hoch iſt. Die Hauptfaçade liegt gegen Mittag, und vor derſelben iſt ein großer viereckiger Platz. Dieſes Gebäude, einer der größten Palläſte Europas, hat ein plattes Dach mit einer Balluſtrade, 6 Thore und viele herrliche Zimmer, die zum Theil mit Schmuck und Verzierungen überladen ſind, und worin man die koſtbarſten Malereien von den berühmteſten Künſtlern findet. Beſonders prächtig iſt der große, 120 F. lange und 40 F. breite Staats- oder Königsſaal. Im Innern iſt ein ſchöner Hof, der 140 F. lang und eben ſo breit und rings um von

einem Bogengange umgeben iſt. Schade iſt es, daß kein Garten ſich bei dieſem Pallaſte befindet.

Toledo. Dieſe ehemals ſo wichtige Stadt iſt gar ſehr von ihrem Glanze herabgeſunken. Toledo hatte die Thätigkeit der Mauren bis zu dem Grade blühend gemacht, daß allein über 55,000 Strumpf= und Tuchweber ſich hier befanden, und daß im 14ten Jahrhunderte 200,000 Menſchen daſelbſt lebten. Merkwürdig iſt die große Glocke, die 2575 Pf. mehr als die berühmte von Moskau wiegt.

Das Escorial, 7 Meilen von Madrid, ließ König Philipp II., vermöge eines Gelübdes, das er bei der Schlacht von Saint Quentin, die er 1557 gegen die Franzoſen gewann, dem heiligen Laurentius gethan hatte, an deſſen Namenstage der Sieg erfochten wurde, in den Jahren 1563 bis 1584, mit einem Koſtenaufwande von 5,260,000 Dukaten, davon die Kirche allein 1,240,000 Dukaten koſtete, erbauen. Da der heilige Laurentius, dieſer bekannte Märtyrer, auf einem Roſte gebraten worden ſeyn ſoll, ſo erhielt das Gebäude die Geſtalt eines Roſtes. Es iſt ein ungeheures Viereck mit vier Hauptpavillons auf den Ecken, welche die Füße des Roſtes vorſtellen; quer durchlaufende Hauptgebäude bilden die Stangen deſſelben, und umſchließen eben ſo viele Höfe; die Seitengebäude, welche für den König und die Mönche beſtimmt ſind, und deren Vorderſeiten eben ſo viele Fenſter haben, als Tage im Jahre ſind, ſtellen den Rahmen und die Kirche den Griff des Roſtes vor. Wenn man die hohe Kuppel erſtiegen hat, welche das Gebäude krönt, bewundert man die Unermeßlichkeit eines Ganzen, das weder an Solidität noch an Maſſe den größten Denkmälern Aegyptens nachſteht; alles hat den Charakter von Einfachheit und ernſter Pracht, die in Vereinigung mit der ſchwarzen Farbe des zum Bau verwandten Granits und der Regelmäßigkeit der Formen, den Reiſenden in eine ernſte Stimmung verſetzt. Südlich längs dem Gebäude zieht ſich eine prächtige Terraſſe. Das ganze Gebäude iſt 740 F. lang, 580 breit und 60 F. hoch, und hat 22 Höfe, 17 Kreuzgänge und 4000, nach Andern 5000 Fenſter, mehrere ſchöne Gärten und einen Thiergarten. Der Umfang der äußern Mauer beträgt 8000 Fuß. Die Kirche, nach dem Modelle der Peterskirche zu Rom erbaut, iſt 364 F. lang, 230 breit, und hat die Geſtalt eines Griechiſchen Kreuzes, 48 Altäre, 40 Kapellen und eine prächtige 330 F. hohe Kuppel. Man findet unter andern in dieſer Kirche einen prachtvollen Hochaltar, eine zahlloſe Menge von Reliquien, die in ſilbernen und goldenen Käſtchen, mit Edelſteinen beſetzt, aufbewahrt werden, einen 96 F. langen und 84 F. breiten Chor der Mönche mit 200 aus den koſtbarſten Holzarten Indiens beſtehenden Sitzen, 6 Orgeln und eine 108 F. lange und 33 F. breite Sakriſtei, die ſowohl wegen der Gemälde als der übrigen Verzierungen einer der präch-

tigſten Theile des Escorials iſt, und einen Schatz von koſtbaren Kirchengeräthſchaften und Meßgewändern in ſich faßt. Unter der Erde iſt die nicht minder prachtvoll geſchmückte königl. Gruft, das Pantheon genannt, worin Spaniens Monarchen und die Mitglieder des königl. Hauſes beigeſetzt werden. Dieſes Pantheon, das alle übrigen Theile des Escorials an Pracht weit übertrifft, iſt ein unter der Kirche ſo angelegtes Gewölbe, daß der Prieſter, der am Hochaltar die Meſſe lieſet auf dem Schlußſtein des Gewölbes ſteht. Man ſteigt 25 Granitſtufen hinab und gelangt nun an das äußere Portal des Pantheons, das mit Marmorſäulen verziert iſt. Von hier aus ſteigt man auf 34 Marmorſtufen in die Grabſtätte ſelbſt hinab; der ganze Gang hinunter iſt mit dem prachtvollſten Marmor und Jaſpis bedeckt, zwiſchen dem hie und da bronzene Zierathen angebracht ſind. Von dem letzten Ruheplatze führt eine Seitentreppe zu dem ſogenannten Pantheon der Infanten, welches für die Mitglieder der königl. Familie beſtimmt iſt, indem das Hauptgewölbe, Pantheon der Könige genannt, nur die Könige und deren Gemahlinnen aufnimmt, wenn ſie dem Reiche Infanten oder Infantinnen hinterlaſſen haben. Das Pantheon der Infanten iſt ein prachtvolles, länglich 4eckiges Gemach, 36 F. lang und 16 F. breit, in welchem die Gebeine von etwa 50 Königinnen und Kindern des königl. Spaniſchen Hauſes ruhen. In dem Pantheon der Könige hat ſich aller Prunk der Gräber erſchöpft. Es iſt ein Achteck, das 36 F. im Durchmeſſer und 38 F. Höhe hat und aus Jaſpis, Marmor und Bronze zuſammengeſetzt iſt. Die Eingangsthüre nimmt eine der 8 Seiten des Gebäudes ein, und der Altar ſteht ihr gegenüber; in den übrigen 6, durch Marmorſäulen von einander getrennten Seiten findet man 24 marmorne Grabmäler, die auf bronzenen Füßen ruhen. Der Fußboden iſt mit Marmorplatten von verſchiedenen Farben belegt, und bildet Strahlen wie die eines Sterns. Das Gewölbe oder die Kuppel des Pantheons hat 8 Fenſter, von denen aber nur durch 2 ein ſchwaches Licht hineinfällt. Sie iſt mit bronzenen Zierathen geſchmückt, und ein ſchöner Kronleuchter hängt davon herab. Schon ruhen hier 9 Könige und 8 Königinnen. Der Kaiſer Karl V. iſt der erſte, welcher die Reihe der hier begrabenen Könige beginnt und Ferdinand VII. bis jetzt der letzte. Merkwürdig iſt auch die aus 2 prachtvollen, über einander befindlichen Sälen, wovon jeder 94 (nach Andern 194) F. lang iſt, beſtehende Bibliothek von 130,000 Bänden gedruckter Bücher und 4300 Handſchriften. Der Hof kommt gewöhnlich im Herbſte nach dem Escorial, ſonſt dient daſſelbe 150 bis 160 Mönchen vom Hieronymiten-Orden zum Aufenthalte, die ein bedeutendes Einkommen beſitzen.

Sevilla, eine der größen Städte des Landes, in einer herrlichen Ebene, auf dem linken Ufer des Guadalquivir. Das

Innere der Stadt iſt nicht ſchön; die Straßen ſind ſehr enge, ſo daß viele von keinem Fuhrwerke paſſirt werden können, und die Häuſer mit ihren platten Dächern meiſt nach morgenländiſcher Art um einen viereckigen Hof gebaut, und ſelten über 2 Stockwerk hoch; auf die Straße zu haben ſie faſt allgemein gar keine Façade, gewöhnlich nur ein Balkonfenſter. Die Höfe (Patio) ſind mit Säulengängen, ſchattigen Bäumen, Blumenbeeten und Springbrunnen verſehen. Den Tag über wird über den Patio ein Zelttuch geſpannt, und die Hausgenoſſen leben den Sommer über gänzlich in dieſem Raume. — Die große prachtvolle Domkirche iſt im ſchönſten Gothiſchen Style gebaut, und verdient dem Kölner Dome und Straßburger Münſter gleich geſetzt zu werden. Sie iſt 420 F. lang, 260 breit und 126 hoch, und ganz aus Sandſteinquadern aufgeführt. Von den 80 Fenſtern, die mit den ſchönſten Glasmalereien bedeckt ſind, ſoll jedes 1000 Dukaten gekoſtet haben. Die Orgel, eine der größten, hat 5000 Pfeifen und 110 Claves. Der bis an das Gewölbe der Kirche ragende Hochaltar ruhet auf einem marmornen Piedeſtal, ihn zieren 24 Pfeiler mit 44 Blenden, die mit den herrlichſten Bildhauerarbeiten angefüllt ſind. In dieſer Kirche iſt das Grabmal des berühmten Entdeckers von Amerika, Colombo; ſeine Gebeine ruhen aber nicht hier, ſondern in der Domkirche zu Havaña auf der Weſtindiſchen Inſel Cuba. Der Thurm bei der Kirche, die Giralda genannt, der ſchönſte und höchſte in Spanien, iſt 364 F. hoch, und aus gebrannten Steinen erbaut.

Cadiz, gleichfalls eine der wichtigſten Städte Spaniens und der blühendſte Handelsplatz, liegt auf einer Sanderhöhung am äußerſten Ende einer Landzunge, die ſich von der Inſel Leon in das Meer hinein erſtreckt. Seit 1812 iſt der Damm, der ſie mit dieſer Inſel verband, durchſtochen, und dieſer Durchſtich, jetzt durch einen breiten Graben und durch Feſtungswerke vertheidigt, heißt die Cortaduras und trennt die Stadt von der Inſel Leon, wovon ſie eigentlich einen Theil ausmacht. Die Inſel Leon ſelbſt aber iſt nur durch einen ſchmalen Kanal von dem feſten Lande geſchieden. Die Häuſer ſind durchaus den Bedürfniſſen des heißen Klimas angemeſſen gebaut. Sie haben unter andern kleine Dachvorſprünge von Schiefer, was die Straßen zwar düſterer, aber auch ſchattiger macht, und ſind in ihren verſchiedenen Stockwerken, entweder mit einzelnen eiſernen Balkons, oder nach der ganzen Länge des Gebäudes, mit dergleichen Gallerien verſehen. Auf beiden bringen nun die Frauen während 9 Monaten den größten Theil des Jahres zu. Eine Menge Schlingpflanzen, beſonders Jasmin, Geisblatt, Weinreben und Immergrün, die man ſämmtlich in Erdkaſten zieht, bilden ein luftiges, ſchattiges, duftendes Obdach in aller Ueppigkeit der ſüdlichen Vegetation. Dazu kommen noch eine Menge Roſenbäumchen und Blumentöpfe

ſchöne Staudengewächſe, kleine Orangen-, Citronen- und Feigenbäume; häufig werden auch die gegenüber liegenden Balkone und Gallerien, wenn ſie zu den Häuſern von Bekannten gehören, durch Blumenfeſtons verbunden, was recht maleriſch ausſieht. Auch die platten Dächer, die auf allen Seiten von niedrigen Mauern eingefaßt und ſo von einander abgeſondert ſind, werden als Blumengärten benutzt. In der Mitte derſelben erheben ſich, zwiſchen Reben-, Jasmin- und Geisblattlauben, kleine achteckige Thürmchen, an Leichtigkeit und Zierlichkeit den Minarets gleich. Im Innern führt eine Wendeltreppe zu der oberſten Spitze hinauf, deren Oeffnungen mit niedlichen Jalouſien verſchloſſen ſind. Von dieſen Thürmchen hat man eine unvergleichliche Ausſicht auf den Hafen, die Bai und auf die ganze Landſchaft. Ja bei recht heiterem Wetter kann man ſogar öſtlich die Gebirge von Ronda ſehen. Wenn man Abends durch die Straßen geht, erſchallen von den Balkons und Gallerien die ſchönſten weiblichen Stimmen im reinſten Nationalgeſang. Dazu miſchen ſich die Töne von Flöten, Guitarren und Harfen, während der Schimmer der Beleuchtung zauberiſch über den grünenden Obdächern hinſpielt. In der Mitte der meiſten anſehnlichen Häuſer iſt ein mit Marmor oder Quadern gepflaſterter Hof, wo das Regenwaſſer ſich in Ciſternen ſammelt, da es Cadiz an gutem Trinkwaſſer fehlt.

Gibraltar iſt ſeit 1704 im Beſitze der Engländer, und hängt mit dem feſten Lande durch eine niedrige, ſchmale und ſandige Landenge zuſammen, die, da ſie weder zu Spanien noch Gibraltar gehört, neutraler Boden heißt. Der Felſen iſt von N. nach S. über ½ M. lang und von O. nach W. ¼ M. breit. Er erhebt ſich im S. in ſteilen Klippen, eine über die andere bis zu ſeinem höchſten Gipfel. Der Gipfel dehnt ſich in unebenen, rauhen Spitzen nach N. aus, und bricht dann in einer ſteilen Klippe ab, die faſt ſenkrecht über dem neutralen Boden und ganz unzugänglich iſt. Eben ſo ſteil und unzugänglich iſt die Oſtſeite; hingegen die Weſtſeite iſt weniger ſteil und hier liegt die von 20,000 Menſchen bewohnte Stadt, davon die Juden ¼ ausmachen ſollen. Der Franzöſiſche Kapitain d'Urville *), welcher die Erlaubniß erhielt, die Feſtungswerke von Gibraltar zu beſehen, ſagt hiervon: „Es iſt eine der Römer oder vielmehr der Cyclopen würdige Arbeit; es ſcheint, hier habe der Brittiſche Stolz Gefallen daran gefunden, mit ſeiner ganzen Macht zu prunken, den Nationen Europas zu zeigen, daß keine Menſchengewalt jemals den Engländer von einem ſo wichtigen Punkte verdrängen könne. Es wäre in der That eine chimäriſche Unternehmung,

*) Er machte in den Jahren 1826—1829 auf dem Franzöſ. Schiffe „der Aſtrolabe" eine Reiſe um die Welt.

den unzugänglichen Felſen mit Gewalt nehmen zu wollen; in ſeiner ganzen Ausdehnung iſt er von bombenfeſten Kaſſematten, Magazinen, Batterien durchbrochen, und durch mehr als 600 Kanonen von großem Kaliber vertheidigt.“ In der That muß man erſtaunen, ſagt ein anderer Reiſender, alle dieſe Werke in den Felſen eingehauen zu ſehen. Die Gewölbe ſind ſo groß, daß die ganze Garniſon darin campiren kann. Dabei haben ſie eine ſolche Höhe, daß ſich ganz bequem hindurch reiten läßt. Auf dem höchſten Punkte des Felſens befindet ſich der nur halb vollendete St. Georgsthurm, von dem die Ausſicht auf 30 Stunden weit reicht. Nahe am Gipfel beginnt die St. Michaelshöhle, eine Stalaktitenhöhle, von der man bis jetzt noch keinen Grund gefunden hat. Unter den Mauren herrſcht die Meinung, daß hier ein Durchgang unter der Meerenge bis an die Afrikaniſche Küſte ſey. Auch ſagt man, daß auf dieſem unterirdiſchen Wege aus Afrika die Affen kommen, welche die öden Schluchten dieſes Felſens bewohnen. Bekannt iſt die erfolgloſe Belagerung Gibraltars durch die vereinigten Spanier und Franzoſen im Jahre 1782, wobei man ſich ſchwimmender Batterien bediente, welche von den Britten unter Elliot in Brand geſchoſſen wurden.

Cordova (ſpr. Córdowa), eine ziemlich große Stadt, breitet ſich am rechten Ufer des Guadalquivir aus, über welchen eine 346 Ellen lange Brücke von 16 Bogen führt, und liegt am ſanften Abhange der Sierra Morena, in einer reizenden Ebene. Die Kathedrale, einſt eine Moſchee der Mauren, unter deren Königen die Stadt überhaupt ſich in einem ſehr blühenden Zuſtande befand, und 2 bis 300,000 Einwohner gehabt haben ſoll, iſt ein ungeheures, in ſeiner Art einziges Gebäude, 600 F. lang und 290 breit (nach andern 534 F. lang und 387 breit). Nichts würde der Pracht des Ganzen gleichen, entſpräche die Höhe dem Umfange. Gewöhnlich giebt man dieſer Kirche 16 Thürme, 16 Thüren, 100 Kapellen und 1000 Säulen von verſchiedenartigem Marmor oder Jaſpis. Dieſe Säulen tragen zwei Reihen hoch geſprengter Mauriſcher, d. h. hufeiſenförmiger Bogen, einen über den andern. Sechs ſchöne Jaſpisſäulen umgeben den Mauriſchen Bogen des Thors, durch den man in den ſogenannten Orangenhof eintritt, einen geräumigen, viereckigen, mit Orangen, einigen Cypreſſen und einen Paar Dattelpalmen bepflanzten und mit einem Baſſin verſehenen Hof, wo die Mauren ſich zu waſchen pflegten. Auf 2 Seiten hat derſelbe bedeckte Gänge und auf der dritten einen Thurm, und auf der vierten öffnen ſich die 19 Säulengänge der Kathedrale. Das Ganze macht einen höchſt eigenthümlichen, fremdartigen, aber angenehmen Eindruck. Zur Zeit der Mauren ward das hier ausſchließlich bereitete Corduanleder weit und breit verführt.

Granada war unter Mauriſcher Herrſchaft die Hauptſtadt eines beſondern Königreichs derſelben und ſo blühend, daß man im 14ten Jahrhunderte 200,000 Bewohner zählte; vieles erinnert noch an die Mauriſche Herrſchaft, ſo wie auch die Häuſer meiſtens im Mauriſchen Geſchmack erbaut ſind, mit platten Dächern, Balkons und kleinen Thürmchen von der einfachſten Bauart und ohne allen architektoniſchen Schmuck, und darauf eingerichtet, den ganzen Sommer im Freien wohnen zu können. Das merkwürdigſte Denkmal Mauriſcher Zeit iſt der Alhambra, mit welchem Namen ſowohl ein auf einem Berge belegener kleiner Theil der Stadt, als insbeſondere der darin ſtehende, noch wohl erhaltene Pallaſt der Mauriſchen Könige bezeichnet wird, ein Prachtgebäude eigner Art, mit vielen Verzierungen, Arabesken Arabiſchen Inſchriften, Thürmen, Sälen, Gemächern und Höfen. In dem Thurme Comares, dem ſchönſten, höchſten und größten des Alhambra iſt der Hauptſaal, der goldene, auch der Saal der Geſandten genannt, ſehenswürdig wegen ſeiner Höhe, Kühnheit der Wölbung und ſeiner Inſchriften und Verzierungen, ſo daß man ihn die intereſſanteſte Sammlung Mauriſcher Pracht, Bau- und Dichtkunſt nennen könnte. Doch unſtreitig iſt des Alhambras größte Merkwürdigkeit der ſogenannte Löwenhof. Er iſt 100 F. lang, 50 F. breit, mit weißen Marmorplatten gepflaſtert und ringsum von einem bedeckten Säulengange umgeben, und in der Mitte jeder der beiden langen Seiten ſpringt ein Pavillon im Hofe vor. Des Hofes größte Zierde iſt das aus einem Alabaſterblocke gearbeitete, auf 12 Löwen ruhende 6 F. im Durchmeſſer haltende, zwölfeckige Becken, in deſſen Mitte ſich ein anderer großer Becher erhebt. Der Sage nach iſt dieſes ſchöne mit Laubwerk und 24 Arabiſchen Verſen geſchmückte Kunſtwerk nach des ehernen Meeres Modell geformt, das Salomo in ſeinem Tempel zu Jeruſalem errichtete. Granada hat eine reizende Lage, am Fuße der Sierra Nevada (des Schneegebirges) und an den kleinen, von dieſem Gebirge kommenden Flüſſen Xenil und Darro, deren Thäler mit dichtem Gebüſche von Granatbäumen bewachſen ſind. Um die ganze Stadt zieht ſich ein Kranz von Gärten, die alle Früchte und Blüthen des Südens und Nordens in unendlicher Fülle hervorbringen, da die Nähe der ſchneebedeckten Sierra Nevada es nie an Waſſer fehlen läßt. Von Baum zu Baum ziehen ſich die üppigen Ranken der Rebe und Melone, und ein Arm des Xenil, der zur Bewäſſerung der höher gelegenen Ländereien abgeleitet worden iſt, ſtrömt an manchen Stellen unter einem natürlichen Dache von Reben, die ſich von einem Ufer zum Andern ſchwingen.

Der Albuferaſee, ſüdlich von der Stadt Valencia, 4½ Stunden lang und 1½ Stunden breit, iſt ſehr fiſchreich und von zahlloſen Schaaren von Waſſervögeln jeder Art bevölkert. Jagd

und Fiſchfang ſind zwar verpachtet, aber zweimal im Jahre, am Tage des heil. Martin und der heil. Katharina genießen die Einwohner von Valencia und der Umgegend das Recht, auf dieſem See zu fiſchen und zu jagen. Alsdann bedeckt ſich der See mit Tauſenden von zierlich bewimpelten Nachen, die leicht über der Oberfläche des Waſſers hingleiten. Es iſt ein Schauſpiel voll Leben und Bewegung, dieſe Menge von Jägern zu ſehen, die ſich unter lärmendem Freudengeſchrei dem Vergnügen einer eben ſo leichten als ergiebigen Jagd überlaſſen. Die Weiße der Segel bildet einen ſcharfen Abſtich gegen die dunkelgrüne Farbe des Sees und das Dickicht des Schilfes, in dem ſie ſich zu verlieren ſcheinen. Unzählige Schwärme von Vögeln rauſchen mit jedem Augenblicke in die Höhe und ſchweben über den Barken. Von allen Seiten hört man in tauſendfachem Widerhalle die Flintenſchüſſe der Jäger und das Gekläffe der Hunde, die ſich in das Waſſer ſtürzen, um das Wild zu verfolgen. Am Abend erleuchten Tauſende von Feuern das Ufer. Jedes Jahr ſtrömt von allen benachbarten Gegenden eine große Menge Menſchen dahin zuſammen, theils um Zeuge des merkwürdigen Schauſpiels zu ſeyn, theils um ſelbſt an dieſer Jagdparthie Theil zu nehmen.

Der Montſerrat, in Catalonien, nordweſtlich von Barcelona gelegen, und gegen 4000 F. hoch, iſt eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Spaniens. Man denke ſich eine Menge kegelförmiger Felſenſpitzen oder ungeheurer cylinderartiger Felſen-Pyramiden, die auf einem iſolirt liegenden rieſenartigen Felſenrücken ſich emporheben. Dieſe ſonderbare Geſtalt hat dem Berge auch den Namen Montſerrat (zerſägter Berg) gegeben. Es finden ſich mehrere Schluchten am Montſerrat, von welchen die beträchtlichſte Santa Maria genannt, den Berg in zwei Theile ſpaltet. Die Räume zwiſchen dem Felſen ſind mit Erde ausgefüllt, welche Bäume und Pflanzen trägt, ungeachtet es keine Quellen giebt. Dieſer Berg, oben in der Regel mit Wolken umhüllt, und ganz einzeln auf der Ebene daſtehend, ſcheint von der Natur zu einem der Gottheit geweihten Tempel beſtimmt worden zu ſeyn. Und in der That iſt er auch bloß von Mönchen und Einſiedlern bewohnt. Das berühmte Kloſter, welches gleichfalls Montſerrat heißt, liegt ſo ziemlich auf der Mitte des Berges, in der weiteſten Vertiefung deſſelben, und bildet mit mehrern dazu gehörigen Gebäuden und Stiftungen eine ziemlich große Häuſermaſſe. In der Kirche befindet ſich ein wunderthätiges hölzernes Marienbild, das man in einer Höhle am Fuße des Berges gefunden haben will, und erhält allgemeine Verehrung, daher die Zahl der Pilger ſehr groß iſt. Steile Wege, worunter der eine die Leiter (Escala) heißt, führen zu den 13 Einſiedleien, die auf den einzelnen Felſenſpitzen erbaut ſind, und wovon einige an denſelben zu hängen ſcheinen. Die Einſiedler, deren 12 ſind (der unter ihnen wohnende Mönch

bewohnt die 15te Einſiedlei) ſtehen unter dem Abte des Kloſters und unter der beſondern Leitung eines Kloſterbruders, welcher die erſte Einſiedlei, die des heiligen Benedikts bewohnt. Vor dieſer Einſiedlei erhebt ſich eine runde Einfaſſung, die aus 4 unten vereinigten großen Felſenkegeln beſteht. Der erſte und größte hat die Geſtalt eines Zuckerhutes, und iſt auf der Spitze wie das Obere einer Mütze zuſammengefaltet. An ſeiner ganz nackten Seite iſt die St. Jakobs-Einſiedlei angebracht, deren kleines Gebäude nur aus einer ſenkrechten Mauer beſteht, die ſich an die eingebogene Wand des Felſens lehnt. Das iſt auch der Fall mit den Einſiedleien des St. Onufrus und St. Johannes, deren Bewohner aus dem Fenſter mit einander ſprechen können, aber doch eine halbe Stunde gehen müſſen, wenn ſie einander beſuchen wollen. Die Einſiedlei des heil. Hieronymus ſteht auf dem höchſten Gipfel des Berges, und wird jedesmal von dem jüngſten Einſiedler bewohnt, der, wenn einer ſeiner Brüder ſtirbt, in die nächſt folgende herabzieht, und ſo kommen ſie dann mit dem wachſenden Alter auch dem Kloſter immer näher und näher. Die Lebensart der Einſiedler iſt ſehr beſchränkt. Sie verlaſſen nie ihren Berg, nur an einigen großen Festtagen, oder wenn ſie krank ſind, kommen ſie in das Kloſter. Der Fleiſchſpeiſen enthalten ſie ſich das ganze Jahr hindurch, und faſten auch ſonſt noch viele Tage. Ihre Nahrung beſteht in einigen Hülſenfrüchten, Fiſchen, Brod und Wein. Ihre Cellen haben nur ein einziges Stockwerk, und ſind verſchiedenartig gebaut, je nachdem der Platz es erlaubt hat. Sie enthalten eine kleine Kapelle, eine Küche, eine Ciſterne, ein Betzimmer und eine Kammer, wo die Einſiedler auf einer Streue ſchlafen. Nahe dabei iſt ein kleines Gärtchen und bisweilen giebt es auch noch eine offene Gallerie, wo ſie Blumen in Töpfen ziehen. Faſt ihre ganze Zeit iſt den Andachtsübungen gewidmet. Ihre einzige Erholung, wenn ſie nicht beten, beſteht darin, daß ſie ihre Gärtchen bauen und kleine Krucifixe ſchnitzen, womit ſie die zu ihnen kommenden Reiſenden beſchenken. Sonſt haben ſie zu ihrer Geſellſchaft bloß die Vögel des Himmels, die ſo zahm ſind, daß ſie auf das geringſte Zeichen von allen Seiten herbeifliegen, und ihnen aus der Hand freſſen.

Der Flecken Cardona in Catalonien iſt wegen des in ſeiner Nähe gelegenen Salzſteinfelſens merkwürdig. Dieſer beſteht aus lauter ſteinharten, weißen, rothen oder graulichen Salzmaſſen und iſt ohne Spalten, Riſſe oder Lagen. Die Oberfläche iſt zum Theil mit Gräſern und Pflanzen bedeckt, aber auf dem Gipfel ſtehen viele Fichten und ein Kaſtell. Man verfertigt aus dem Salze, welches ſo feſt iſt, daß es ſelbſt im Waſſer nicht ſchmilzt, wenn man es nur gleich abtrocknet, kleine Krucifixe, Leuchter ꝛc.

Frankreich.

Es hat ſeinen Namen von den Franken, einem Germaniſchen Volke, das hier im 5ten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt ein Frankenreich ſtiftete, und hieß in den älteſten Zeiten der Geſchichte Gallien, Gallia, deſſen Bewohner die Gallier, ein Celtiſches Volk waren, die in eine Menge kleiner Stämme zerfielen und in einer Art patriarchaliſcher Verfaſſung lebten. Ihre Prieſter hießen Druiden. Ohngefähr 50 Jahre vor Chriſti Geburt unterwarf der Römiſche Feldherr Julius Cäſar, nach langwierigen Kriegen mit den Celtiſchen Stämmen, Gallien der Römiſchen Herrſchaft. Nun wurden nach und nach Römiſche Sitten, Geſetze, Sprache und Kultur eingeführt, und auch das Chriſtenthum fand in der Folge Eingang. Mit dem Verfalle des Römiſchen Reichs drangen Germaniſche Völker, beſonders die Franken nach Gallien, und verjagten die Römer. Chlodwig der Große, ein Fürſt der Franken, ward, zu Ende des fünften Jahrhunderts, der erſte König des von den Franken in Gallien geſtifteten Reichs, und nahm zugleich den chriſtlichen Glauben an. Dieſer erſte Fränkiſche Königsſtamm führt, von Merowig, einem Ahnherrn Chlodwigs, den Namen der Merowinger. Ein anderer Fränkiſcher Königsſtamm verdrängte denſelben im achten Jahrhunderte, und heißt der Karolinger, von Karl dem Großen, der das weiteſte Reich ſtiftete, welches das Abendland ſeit der Römer Zeiten gekannt hatte, und im J. 800 zu Rom vom Pabſte ſich als Römiſcher Kaiſer krönen ließ. Sein Sohn Ludwig der Fromme erhielt das Reich in ſeinem ganzen Umfange, aber durch den Traktat von Verdun 843, welcher es unter die drei Söhne deſſelben vertheilte, zerfiel es in drei Theile, wovon der weſtliche im engern Verſtande Frankreich genannt wurde, und die beiden andern, welche Deutſche und Italieniſche Provinzen begriffen, davon kamen. Mit Ludwig V. erloſch 987 der Stamm der Karolinger, und Hugo, mit dem Beinamen Capet, wurde auf den Thron erhoben. Er iſt der Stammvater des nach ihm benannten Capetingiſchen Königsſtammes, deſſen Abkömmlinge bis auf unſere Zeiten die Franzöſiſche Krone tragen. Damals beſaß ein König von Frankreich eine geringe Macht, weil die großen Kronvaſallen ſich beinahe unabhängig gemacht hatten. Das Bemühen der Könige aus der Dynaſtie der Capetinger ging nun vorzüglich dahin, die Vaſallen einzuſchränken und die königliche Macht zu erweitern, was vorzüglich Philipp II. Auguſt und Ludwig IX. (regierten von 1180 bis 1270) gelang. Mit Karl IV. ſtarb 1328 die Hauptlinie der Capetinger aus, und die Seitenlinie Valois beſtieg den Thron, deren Könige Anfangs mit den Königen von England ſehr zu kämpfen hatten, die von weiblicher Seite her einen nähern Anſpruch auf die Franzöſiſche Krone

machten, und ſich eines großen Theils von Frankreich bemächtigten, bis durch den Muth der Jungfrau von Orleans, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, ihnen alle eroberten Provinzen Frankreichs entriſſen wurden, ſo daß ihnen nur Calais und die Normanniſchen Inſeln (dieſe letztern haben ſie noch gegenwärtig) von allen ihren Eroberungen blieben. Auch war am Schluſſe des 15ten Jahrhunderts, unter König Karl VIII. kein Vaſall mehr mit Landeshoheit vorhanden, und nun fingen die Franzöſiſchen Könige an, auf auswärtige Eroberungen zu denken. Mit dieſem Könige ſtarb das ältere Haus Valois aus, und das jüngere gelangte mit Ludwig XII., bisherigem Herzog von Orleans, im J. 1498 zur Regierung. Mit Heinrich IV., Könige von Navarra (regierte von 1589—1610, der mit Recht der Große heißt, und dem es gelang, in Frankreich die Ruhe wieder herzuſtellen, welche durch die traurigen Religionskriege geſtört worden war, beſtieg nun die Seitenlinie Bourbon den Thron. Unter ſeinen Nachfolgern, Ludwig XIII. und XIV., die beide an Richelieu und Mazarin talentvolle Miniſter hatten, war die königl. Gewalt uneingeſchränkt und die Macht Frankreichs furchtbar geworden; allein die beſtändigen Kriege, vorzüglich der unglückliche Spaniſche Erbfolgekrieg, hatten auch eine große Maſſe von Staatsſchulden herbei geführt, ſo daß bei Ludwigs XIV. Tode der Staat ſich in einem verzweiflungsvollen Zuſtande befand. Unter Ludwig XV. und dem unglücklichen Ludwig XVI. verſank derſelbe immer mehr in Ohnmacht und Schwäche, die Schulden wurden größer, die Finanzen zerrütteter und der vorzüglich auf dem Landmann laſtende Druck ſtärker, faſt unerträglich. Der König in Verlegenheit, das immer größer werdende Deficit zu decken, berufte 1787 eine Verſammlung der Notabeln und bereitete dadurch die Revolution vor, die 1789 völlig ausbrach, von allen Greueln der Anarchie begleitet. Selbſt der König ward am 21. Januar 1793 öffentlich hingerichtet, nachdem ſchon das Jahr vorher die königliche Würde abgeſchafft worden war, und Frankreich ſich zu einer Republik erklärt hatte. Während dieſer Revolution entwickelte ſich die Energie der Nation zu einer furchtbaren Höhe, und ſiegte über alle ihre Feinde, obgleich ſie mit faſt ganz Europa zu kämpfen hatte. Beſonders wurden die Siege und Eroberungen unter Napoleon Buonaparte äußerſt groß, der ſeit 1799 erſter Conſul der Republik war und 1804 ſich zum Franzöſiſchen Kaiſer machte. Als er ſeinen unglücklichen Krieg gegen Rußland im Jahre 1812 unternahm, befand er ſich auf der höchſten Stufe der Macht und des Ruhms, und das Franzöſiſche Reich hatte einen Umfang und Einfluß, den es ſeit Karl dem Großen nicht gehabt hatte. Es umfaßte mit dem Königreiche Italien 14,600 QM. und 50 Millionen E., wozu noch die von demſelben abhängigen Staaten: Spanien, Neapel, Schweiz, der Rheinbund nebſt dem Herzogthum Warſchau

kamen, die auch 18,400 □M. mit 36 Mill. E. enthielten. Der verderbliche Ausgang des Kriegs gegen Rußland führte eine Vereinigung von faſt ganz Europa gegen Frankreichs bisherige Uebermacht herbei. Napoleon ward geſtürzt und 1814 nach Elba und 1815 nach der Inſel St. Helena in Afrika verwieſen und Frankreich durch die beiden 1814 und 1815 zu Paris abgeſchloſſenen Frieden wieder zu dem Umfang vor der Revolution zurückgebracht und die Bourbons beſtiegen den Franzöſiſchen Königsthron aufs Neue, und gaben Frankreich eine Konſtitution, wonach der König die geſetzgebende Gewalt mit der Nation theilt. Allein durch die Julirevolution 1830 hat dieſer ältere Zweig des Hauſes Bourbon den Thron wieder verloren, und der jüngere Zweig deſſelben, das Haus Orléans, iſt zu dem Beſitze deſſelben gelangt. Der jetzige König, ſeit 1830 regierend und 1773 geboren, heißt Louis (Ludwig) Philipp I. Die vorige Konſtitution hat jedoch unter dieſem Könige eine große Umänderung erhalten und die Macht des Königs iſt noch mehr als früher beſchränkt worden.

Der Languedocſche Kanal geht bei Toulouſe aus der Garonne, dann längs des Aude, in dem Bette der Orbe fort, durchſchneidet den Herault und führt durch den Binnenſee Thau bis zur Stadt Cette am Mittelländiſchen Meere, und hat auf ſolche Weiſe eine Länge von 32 Meilen, bei einer Breite oben von 60 und unten von 32, und bei einer Tiefe von wenigſtens 6 F. An 55 Stellen ruhet er brückenartig auf Arkaden, unter welchen Flüſſe und Bäche ungehindert in den alten Betten fließen. Er trägt Barken von 1800 bis 2000 Ctr. Ladung, und iſt mit 113 Schleußen verſehen. 1 M. von Beziers läuft er 600 F. lang unter einem Berge hin, in einem Gewölbe, das zum Theil gemauert, zum Theil bloß in den Felſen gehauen iſt. Auf dem höchſten Punkte des Kanals, 600 F. über dem Mittelländiſchen Meere und 186 F. über der Garonne, iſt das Baſſin von Naurouſe, woraus das Waſſer für den öſtlichen und weſtlichen Theil des Kanals vertheilt wird. Dieſes Baſſin erhält ſein Waſſer aus dem weit größern Baſſin von St. Ferreol, dem der ganze Kanal ſeine Fortdauer verdankt. Daſſelbe befindet ſich zwiſchen zwei Bergen des ſchwarzen Gebirges, empfängt das Waſſer eines Waldbaches, hat 1 Stunde im Umfange, und wird von dieſen beiden Bergen und einem koloſſalen, gemauerten, 216 F. dicken, 2400 F. langen und 160 F. hohen Damme gebildet. Dieſer Damm hält die 99 F. tiefe, gegen 900,000 Kubiktoiſen oder etwa ⅙ mehr als der ganze Kanal enthaltende Waſſermaſſe auf, und hat tief unten zwei über einander befindliche Gewölbe. Am Ende des höhern Gewölbes ſind 3 große meſſingene Cylinder angebracht, mit 3 Hähnen verſchloſſen. Oeffnet man dieſe, ſo ſtürzt das Waſſer mit furchtbarem Geräuſche in das untere Gewölbe und gelangt ſo weiter in das Baſſin von Nauroufe wo ſich das Waſſer nach O. und

nach W. zur Speiſung des Kanals vertheilt. 8 bis 10,000 Menſchen haben von 1667 bis 1681 an dieſem Kanale gearbeitet, den Ludwig XIV., mit einem Koſtenaufwande von 17½ Mill. Livres, hat erbauen laſſen.

Die Sevennen oder Cevennen ſind ein ziemlich rauhes Gebirge, das nördl. von den Oſtpyrenäen, zwiſchen den Flüſſen Tarn und Herault beginnt, und im weitern Sinne, zwiſchen der obern Loire auf der Weſtſeite und dem Rhone und der Saone auf der Oſtſeite bis weſtlich von Chalons ſur Saone zieht, und zuletzt in der Gegend von Dijon in eine Kette von Hügeln ſich verläuft, welche Côtes d'or (Goldhügel) heißen, und an welcher die Burgunder Weine wachſen. Einzelne Theile dieſes Hauptgebirgszuges, der ſeine größte Höhe in der Gegend der Quellen des Allier und der Loire erreicht, wo der faſt 6200 F. hohe Mont Mezin ſich erhebt, führen wieder beſondere Namen, darunter die im engern Sinne ſogenannten Sevennen nördlich von Montpellier anfangen, und ſich bis zu dem Lozère-Gebirge, einem andern Gebirgszweige der Sevennen im weitern Sinne, erſtrecken, und aus drei Bergreihen beſtehen. Die erſte derſelben iſt unter dem Namen der Garriguen bekannt, öde, traurige Kalkhügel, mit ganzen Strecken nackter, verwitterter Felſen, meiſtens ohne alle Spur von Vegetation und nur an einzelnen Stellen mit Heidekraut, Mooſen und Zwerggebüſchen bewachſen. Die zweite Reihe bilden Berge mittlerer Höhe, um vieles fruchtbarer als die Garriguen und meiſtens enge, doch ziemlich fruchbare Thäler einſchließend, in welchen die Kaſtanien- und Maulbeerbäume vorzüglich gedeihen, und die zahlreiche Bevölkerung im Seidenbau und Seidenfabrikation ihre Hauptnahrung findet. Die dritte Bergreihe bildet das Hauptgebirge, deſſen höchſter Gipfel, der Eſperon eine der ſchönſten und ausgedehnteſten Ausſichten bis zum Mittelländiſchen Meere, den Piemonteſer Alpen und den Pyrenäen darbietet.

Die Cottiſchen Alpen machen das höchſte Gebirge Frankreichs aus, indem ſie die Gränze zwiſchen Frankreich auf der einen Seite und Piemont und Savoyen auf der andern Seite bilden. Am höchſten ſind ſie in den Depart. Oberalpen und Iſere (der ehemaligen Dauphiné), wo man, wie in der Schweiz, Gletſcher, Schneefelder, in die Wolken ragende Piks, nackte Felſen, tiefe Schluchten mit reißenden, tobenden Bergſtrömen, ſchäumende Waſſerfälle, lachende weitere und finſtere enge Thäler in der mannigfaltigſten Abwechslung und angenehmſten Miſchung findet. Die verſchiedenen Ketten dieſer Alpen ſind unter einander durch Cols, enge Päſſe, verbunden, wodurch man aus dem einen Alpenthal in das andere kommen kann, und wovon die meiſten eine Höhe von 6000 F. haben, und gefährlich und ſchwierig zu paſſiren ſind. Einer der fahrbarſten iſt der Col du Mont Genevre, der von Briançon in Frankreich nach Suſa in Piemont und von da nach

Turin führt. Der höchſte Berg dieſer Alpen und mithin Frankreichs iſt der 13,240 F. hohe Pelvoux de Vallouiſe. Unter dieſen Alpenthälern iſt das Iſère=Thal am reichſten mit Naturſchönheiten geſchmückt, eine der reizendſten Gegenden Frankreichs, und dem Haslithale in der Schweiz gleichend.

Die Galläpfel, ein Produkt, das in der Färberei und beſonders zur Zubereitung der Dinte gebraucht wird, ſind Auswüchſe an den Blättern der Eichen, welche dadurch entſtehen, daß ein gewiſſes Inſekt, das zu dem Geſchlechte der Gallweſpen gehört, mit ſeinem Stachel auf der untern Seite des Blattes ein Loch bohrt, und dahin ſein Ei legt.

Der Weinbau iſt in Frankreich ſehr wichtig, und beſchäftigt gegen 3 Millionen Menſchen, faſt den zehnten Theil der Bevölkerung, und bringt jährlich nebſt dem aus dem Weine gewonnenen Branntweine und Eſſig, eine ſehr beträchtliche Summe Geldes in das Land. Ungarn ausgenommen, kann ſich kein anderes Land eines ſo ausgebreiteten Weinbaues und ſo vieler ausgezeichneten Weinſorten rühmen, als Frankreich. Hier ſind über 2 Millionen Hektaren, ohngefähr 370 QM., mithin etwa $\frac{1}{27}$ der ganzen Bodenfläche Frankreichs der Kultur der Rebe gewidmet. Der jährliche Ertrag wird auf 45 Millionen Hektoliter *) angeſchlagen, im Werthe von 175 Millionen Rthlr. Von dieſem Weinquantum kommen faſt 29 Millionen in den innern oder äußern Handel oder werden theils in Branntwein, theils in Eſſig verwandelt. Von den Ufern des Rheins und der Moſel bis zu den Pyrenäen und zu dem Mittelländiſchen Meere ſieht man wenige der Mittagsſonne ausgeſetzte Hügel und Anhöhen, die nicht mit Reben bepflanzt wären. Ueberhaupt wird der Weinbau in 78 Departements Frankreichs (nur 8 Departements fehlt der Wein) betrieben, am ſtärkſten in dem Departement der Gironde, dem Vaterlande der Bordeauxweine (die nebſt den Champagner=, Burgunder=, Muskat= und Rhoneweinen zu den vorzüglichſten Weinſorten Frankreichs gehören), welches jährlich 2,805,000 Hektoliter Wein erzeugt, eine Maſſe, die, auf Bouteillen abgezogen, einen Flächenraum von mehr als einer deutſchen QM. decken würde.

Zink iſt ein Metall, das eine glänzend bläulich weiße Farbe hat und weniger ſpröde als die andern ſo genannten Halbmetalle iſt, denn er läßt ſich zu Draht ziehen und zu ziemlich dünnen Blättchen ſchlagen. Daher man daraus jetzt Dach= und Altanbedeckungen, Waſſerrinnen, Wagſchalen, Platten zum Notenſtich, Leuchter, Bleche, Nägel ꝛc. und Draht, der ſo dünn wie der feinſte Zwirn iſt, verfertigt. Galmei iſt ein reiches Zinkerz, und wird vornehmlich zur Bereitung des Meſſings benutzt. Kein Land iſt

*) Ein Hektoliter enthält etwa 100 Sächſiſche Kannen.

reicher an Zink und Galmei, als der Preußiſche Staat, der 1826 an Zink allein über 195,000 Ctr. producirte, und ſeine wichtigſten Galmeibergwerke in den Provinzen Schleſien, Niederrhein und Weſtphalen hat.

Arſenik iſt ein Metall, das häufig gefunden wird, ſowohl gediegen entweder für ſich oder in Verbindung mit andern Metallen, als auch als Kies, und endlich auch in der Geſtalt eines Kalks vorkommt. Bekannt iſt die giftige Eigenſchaft des Arſeniks. Er wird auch zu verſchiedenen techniſchen Zwecken gebraucht; ſo wird z. B. aus Arſenik, Zink und Kupfer der weiße Tomback oder das Weißkupfer bereitet. Den meiſten Arſenik producirt das Königreich Sachſen.

Antimonium oder Spießglas, auch wohl Spießglanz genannt, iſt ein Metall, das gediegen nur ſelten, ſondern als Spießglaserz gefunden wird, welches ein ſtrahliges oder ſpießiges Gewebe hat, daher der Name Spießglas. Das daraus leicht auszuſchmelzende Metall iſt von ſilbergrauer Farbe, härter als Blei, aber ohne alle Zähigkeit und ſo ſpröde, daß man es leicht pülvern kann. Sein Nutzen iſt ſehr ausgebreitet, ſowohl in der Chemie als in verſchiedenen Künſten und in der Medizin. Es wird von vielen Künſtlern, die in Metall arbeiten, gebraucht, weil es ſich mit den übrigen Metallen ſehr gut verbindet, weiche Metalle, wenn ſie mit demſelben vermiſcht werden, härter und ſpröder macht und daher mit den meiſten andern Metallen gute Kompoſitionen liefert. So werden z. B. aus Spießglas in Vermiſchung mit Zinn, Knöpfe, die Buchdruckerſchriften oder Lettern, Löffel, Becher ꝛc. verfertigt.

Wißmuth oder Aſchblei iſt ein Metall, das gediegen und auch als Erz vorkommt, meiſtens aber bei dem Schmelzen der Kobalterze gewonnen wird. Es iſt röthlich weiß, ſtark glänzend, ſchmilzt ſehr leicht, ſchon am Lichte, noch eher als Blei und lange vor dem Glühen, verbindet ſich mit allen Metallen, und wird daher in dieſer Verbindung häufig gebraucht, beſonders von den Zinngießern zum Löthen, zu metallenen Spiegeln, Spiegelfolien, Abdrücken von Münzen ꝛc. Auch bereitet man aus Wißmuth Spaniſch Weiß oder weiße Schminke. Zwei Theile Wißmuth mit einem Theile Blei vermiſcht, geben eine ſo leicht flüßige Materie, daß ſie ſchon in kochendem Waſſer zerfließt.

Der Torf, ein bekanntes brennbares Mineral, iſt eine durch Vermoderung von Graswurzeln, Mooſen und andern Pflanzentheilen entſtandene und mit Bergöl durchdrungene und dadurch brennbar gewordene Erde, und daher für holz- und ſteinkohlenarme Gegenden ein ſehr wichtiges Naturprodukt. Nach der Beſchaffenheit des Bodens und der größern oder geringern Verweſung der Gewächstheile, hat man auch verſchiedene Arten des Torfs. In dem Pechtorf, der von ſchwarzer Farbe und von dichtem etwas glän-

zenden Bruche iſt, bemerkt man wenig oder keine Theile von Gewächſen; dagegen beſteht der Heide- oder Raſentorf aus noch unverweſeten Moos- und Pflanzenwurzeln mit ſeiner Gewächserde vermiſcht. Der See- oder Sumpftorf erzeugt ſich in ſumpfigen Gegenden, enthält nur wenige ſichtbare Gewächstheile und hat eine mehrentheils ſchwarzbraune Farbe. Eine Abänderung von dieſem iſt der Papiertorf, welcher aus übereinander liegenden dünnen Schichten beſteht, und der Baggertorf, welcher ſo weich wie Schlamm iſt, und mit Netzen, die Baggernetze heißen, gefiſcht wird. Seine Lagerſtätte ſind ſehr naſſe Moräſte mit offenem Waſſer oder mit einem Moos- oder Raſenfilz bedeckt. Dieſer ausgebaggerte Torf wird dann getrocknet und in Stücke von der Größe und Form der Backſteine geſtochen. Auch der andere Torf wird in Stücken von ähnlicher Größe und Form zum Verkauf geſtochen. Holland, Belgien, das nördliche Deutſchland und der Preußiſche Staat ſind am reichſten an Torf. Er findet ſich übrigens mehr oder weniger in faſt allen Ländern, wird aber nicht allenthalben benutzt.

Der Salpeter iſt ein Salz, das beſonders zur Bereitung des Schießpulvers und des Scheidewaſſers gebraucht wird. Vollkommen rein und kryſtalliſirt findet man den Salpeter in der Natur faſt nie, ſondern es ſind ihm verſchiedene Erden beigemiſcht. Um ihn davon zu reinigen und ihn in ſeinen vollkommenen Kryſtallen darzuſtellen, wird die ſalpeterhaltige Erde in Waſſer aufgelöſt, und vermittelſt Kochen und Abdunſtung der Salpeter gewonnen, welchen man natürlichen nennt, weil er ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen nach ſchon von der Natur erzeugt und durch jene Behandlungen nur von den fremden Beimiſchungen gereinigt worden iſt. Es giebt aber auch künſtlichen Salpeter, den man aus einer mit Salpeterſäure angefüllten Erde künſtlich bereitet; doch iſt der letztere dem natürlichen völlig gleich. Anſtalten, wo der Salpeter im Großen geſotten wird, heißen Salpeterhütten, Salpeterſiedereien. Den meiſten natürlichen Salpeter findet man in Oſtindien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In den letztern enthalten die Höhlen des Cumberlandgebirges unerſchöpfliche Schätze von Salpeter.

Granit iſt eine Steinart von ausnehmender Härte und Feſtigkeit, welche den Hauptkern der Erde ausmacht, auf den ſich die übrigen Gebirgsarten gelagert haben. Er iſt überall verbreitet, kommt daher auch bei allen Spitzen der Hochgebirge zum Vorſchein, und allenthalben, wo man tief genug gräbt, ſtößt man auf dieſe Steinart, welche die Urgebirge und überhaupt die höchſten Gebirgsketten bildet. Einzelne Granitblöcke kommen auch in den tiefſten Niederungen des Flachlandes von Nord-Europa und Nord-Aſien vor, oft von ungeheurer Größe, vorzüglich in Finnland, zwiſchen deſſen zahlloſen Moräſten, Seen und Flüſſen ganze Granit-

berge nackt und bloß dem Auge ſich darbieten. In Finland fand man den Granitblock, welcher der Statue Peters des Großen zu St. Petersburg zum Fußgeſtell dient und 5 Millionen Pfund wog. Noch größer aber iſt der Granitblock, aus dem die 84 F. hohe und 12 F. dicke Alexandersſäule gleichfalls zu St. Petersburg beſteht. Er wurde in einer nordöſtlichen Bucht des Finiſchen Meerbuſens zwiſchen Wiburg und Friedrichsham, in dem Steinbruche von Pjuterlax gebrochen, hat eine Länge von 98 F., eine Dicke von 22 F., und eine Schwere, die auf 9,576,000 Pfund geſchätzt werden kann. Dieſer Steinbruch hat ſeit 12 Jahren Petersburg und viele andere Orte des Ruſſiſchen Reichs mit Granitblöcken von ungewöhnlicher Größe verſehen, und iſt gleichſam unerſchöpflich. Man benutzt den Granit, von dem es überhaupt mannigfaltige Abänderungen giebt, nicht allein in unſern Zeiten zum Bauen und zu allerlei Kunſtwerken, ſondern ſchon die Alten bedienten ſich deſſelben in der Bau- und Bildhauerkunſt, und er machte bei ihnen hierin ein Hauptmaterial aus. So verfertigten die alten Aegypter aus den Granitbergen, die ſich in Oberägypten befinden, Obelisken und andere Denkmäler, die zum Theil noch vorhanden ſind und von den Reiſenden allgemein bewundert werden, und ſchon Tauſende von Jahren geſtanden haben mögen.

Asbeſt, eine Steinart, beſteht aus Faſern, die elaſtiſch-biegſam, zart und oft ſpannenlang ſind, und die man daher zu Fäden ſpinnen und zu Geweben verarbeiten kann, die im Feuer nicht verbrennen. Bei den alten Römern wurden die Leichen Verſtorbener, welche verbrannt werden ſollten, darein gewickelt, um die Aſche rein und ohne Vermiſchung mit der Holzaſche zu erhalten. Kaiſer Karl V. hatte Tiſchtücher von ſolcher Asbeſt-Leinwand, die er nach Tiſche zum Vergnügen ſeiner Gäſte in das Kaminfeuer warf, und weiß brennen ließ. Auch machte man von den Faſern des Asbeſts unverbrennliche Dochte. In den neueſten Zeiten hat ein gewiſſer Vanoſſi aus Chiavenna im Lombardiſch-Venezianiſchen Königreiche den Asbeſt angewandt, um daraus ein Gewand zu verfertigen, unter deſſen Schutz der Menſch mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit dem Feuer trotzen kann. Dieſes Gewand oder Rüſtung, womit man ſich eine Zeitlang ohne Gefahr der höchſten Flammengluth ausſetzen kann, beſteht aus einer Art Helm aus Asbeſtzeug, einer Jacke, Beinkleidern, Halbſtiefeln, einem Sacke von dergleichen Zeuge und aus einem Schilde, bedeckt mit Metalldraht und in der Mitte mit einem Asbeſtbande verſehen. Vanoſſi hat öffentliche Proben davon abgelegt zu Chiavenna, zu Mailand und 1831 zu München, indem ein junger Mann in Dienſten Vanoſſi's zu München, wo er zu dieſem Zwecke zwei 26 bis 30 F. lange und nur durch einen ſchmalen Durchgang getrennte Reisbündel angezündet hat, mit ſeiner Rüſtung angethan

ſich in die Flammen hinein warf. Er durchging dieſen Feuerheerd mehrmals, trug in einem Asbeſtſacke 3 lebendige Tauben, einige Rollen dürren Feuerſchwamm und Papier ab und zu. Als der Sack geöffnet wurde, flogen die Tauben ganz munter davon; Schwamm und Papier fand man ganz unverletzt. Er ſelbſt hatte nicht das Geringſte gelitten, und man überzeugte ſich, daß jede andere Perſon, die ſich mit ſolcher Rüſtung verſehen, ins Feuer wagt, daſſelbe ohne die mindeſte Gefahr würde thun können. Ein ganzes Kleid mit dem Sacke und Schilde wiegt 24 Pfund, und Banoſſi erbietet ſich, das Ganze für 150 fl. abzulaſſen. Wie nützlich dieſe Erfindung bei Feuersgefahr ſeyn würde, leuchtet ein. Uebrigens findet ſich der Asbeſt in vielen Ländern; doch hat von den 4 Arten deſſelben nur die eine, welche man Amianth, auch Berg- oder Steinflachs nennt, dieſen Eigenſchaft, ſich ſpinnen zu laſſen.

Die Flintenſteine findet man nirgends ſo gut als in Frankreich, und zwar in dem Depart. Loir-Cher, wo die Brüche ſich am Fluſſe Cher, in der Nähe der Stadt St. Aignan erſtrekken, und eine Oberfläche von 3 QM. einnehmen. Dieſe liefern jährlich 20 Millionen Stück. Die zu den Flintenſteinen tauglichen Feuerſteine finden ſich daſelbſt in einer Tiefe von 45 bis 50 Fuß, in horizontalen Bänken und in einer kreidigen, mergelartigen Erde. Ein Arbeiter kann in einem Tage 400 Stück von der beſten und 600 von der zweiten Sorte hauen; jedoch iſt dieſe Arbeit der Geſundheit nachtheilig. Man unterſcheidet zwei Hauptvarietäten, weißgelbe und braune, wovon die letztern härter ſind. Schon ſeit 170 Jahren ſind dieſe Gruben benutzt worden. Zu Avio in Tyrol wurde auch ſonſt ein Flintenſteinbruch bearbeitet; man hat aber jetzt die Arbeit aufgegeben, weil die Flintenſteine von ſchlechter Beſchaffenheit ſind.

Die Franzoſen ſtammen von den Celten oder Kelten, Römern und Franken, die ſich unter einander vermiſcht haben, doch beſonders von den Franken. Auch kamen dazu Griechiſche Koloniſten an der Südküſte Frankreichs. Was die körperliche Bildung der Franzoſen betrifft, ſo ſind ſie im Allgemeinen meiſtens hübſche, wohlgeſtaltete Leute, mit lebhaften Augen und ſprechenden Phyſiognomien, von einer weißen, doch in den ſüdlichen Provinzen mehr bräunlichen Geſichtsfarbe. Die Statur iſt mehr eine mittlere als große, doch giebt es auch, beſonders in Nordfrankreich Franzoſen von anſehnlicher Größe. Ihr geſunder, feſter Körper erträgt jedes Klima und alle Strapazen. Von dem weiblichen Geſchlechte verdient ein Theil wirklich mit vollem Rechte den Beinamen des ſchönen.

Das ſanguiniſch-choleriſche Temperament iſt bei den Franzoſen das herrſchende; daher ſind auch Lebhaftigkeit, Heiterkeit, Jovialität, Frohſinn, die jedoch oft in Leichtſinn ausarten, Hauptzüge

ſeines Charakters, der durch ſorgfältige Ausbildung wahrhaft edel und erhaben werden kann; aber auch im entgegengeſetzten Falle leicht auf Extreme geräth. Ueberhaupt genommen ſind die Franzoſen gutmüthig, gefällig, verſöhnlich, höflich und von Politur und Feinheit im Umgange. Auch ſind ihre Sitten ſanft und in den meiſten Gegenden noch ſehr rein und einfach, weit mehr als man ſich auswärts vorſtellt, indem man gewöhnlich nach dem bekannten Sittenverderbniſſe der Hauptſtadt das Gros der Nation beurtheilt. Ja die häuslichen Sitten und Gebräuche des Landvolkes haben etwas Mildes und Herzliches, ſelbſt Patriarchaliſches. Dabei darf man jedoch nicht vergeſſen, daß zwiſchen dem Nord- und Südfranzoſen in vielen Stücken ein ſchneidender Kontraſt ſich zeigt. Jener iſt arbeitſam, induſtriös, thätig, regelmäßig in ſeiner Lebensart, im Verkehr mit Andern vorſichtig, zum Theil verſchloſſen und zurückhaltend, redlich und wohlwollend; nicht ſehr geiſtreich, aber klug uud voll geſunden Menſchenverſtandes, zeigt in gefahrvollen Lagen kaltblütige Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit. Wo es gilt, iſt er tapfer, aber mehr aus Ueberlegung als aus Temperament, und ohne leidenſchaftlich dabei zu ſeyn. Er iſt gewöhnlich gleicher Laune und genießt, arbeitet und duldet mit derſelben Kaltblütigkeit, und weiß ſich in alles zu finden, wenn es nicht anders ſeyn kann. Der Südfranzoſe iſt zwar auch thätig, aber voll unordentlichen Eifers, ergreift alles mit Feuer und Lebhaftigkeit, ohne jedoch lange auszudauern; alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, ſchreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er ſoll; raſtlos iſt ſeine ſprudelnde Lebhaftigkeit. Er ſpricht viel und geſchwind und jedem auszuſprechenden Gedanken geht ein lebhaftes Spiel der Augen, Mienen und Hände voran. Sein Blick iſt feurig und durchdringend und in ſeiner Phyſiognomie drückt ſich Geiſt und Leidenſchaftlichkeit aus. Er hat das vollſte Zutrauen oder das unbegränzteſte Mißtrauen, iſt fein und verſchmitzt, und verſteht unter anſcheinend offener Derbheit die größte Falſchheit zu verbergen. Zum Zorn und überhaupt zu heftigen Gemüthsbewegungen iſt er leicht reizbar. Im erſten Augenblick iſt ſein Zorn eine unlöſchbare Flamme, die hoch und plötzlich auffllackert; aber er läßt ſich auch leicht wieder beſänftigen; man kann ſeine Freundſchaft bald gewinnen, aber auch eben ſo bald wieder verlieren. Seine Tapferkeit hängt ſehr von den Umſtänden ab; je nach Gelegenheit iſt er unerſchrocken oder feig. Seine Fröhlichkeit iſt ungezwungen, vom Herzen fließend und eine Folge ſeines jovialiſchen Temperaments, artet aber oft in Thorheit aus. Das Unglück vernichtet den Südfranzoſen und der geringſte günſtige Wind bläſt ihn wieder mit übertriebenen Hoffnungen auf. Geiſt, Phantaſie und Thatkraft beſitzt er; lauter Eigenſchaften mit denen der Nordfranzoſe nicht ſo reichlich verſehen iſt,

der aber dafür einen ſchönen Sinn für Ordnung hat, der dem Südfranzoſen fehlt.

So wie die Franzoſen überhaupt viele Liebe zur Bequemlichkeit und Geſchmack beſitzen, ſo ſuchen ſie auch beide in ihren Wohnungen zu vereinigen, die in den Städten größtentheils hübſch, gut eingerichtet und geſchmackvoll ausmöblirt ſind; auf dem Lande hingegen ſieht es in vielen Gegenden in dieſer Hinſicht äußerſt kläglich aus. Doch hält in der Regel der Franzöſiſche Bauer auf ein gutes Bette, das zugleich ſehr breit und hoch ſeyn muß. Kein hohes Bette zu beſitzen gilt bei dem Bauer für ein Zeichen von Armſeligkeit. Reinlichkeit iſt eine Tugend, die von dem Franzoſen in großen Ehren gehalten wird, und die er beſtändig im Munde führt; demungeachtet wird ſie aber der Sucht zu glänzen und zu gefallen nachgeſetzt und überhaupt in den ſüdlichen Gegenden ſehr vermißt. Die Gegend Frankreichs, welche ſich am meiſten der Engliſchen und Holländiſchen Reinlichkeit nähert, iſt die Normandie oder die jetzigen Depart. Niederſeine, Eure, Calvados, la Manche und Orne. Den Putz liebt der Franzoſe ſehr, und dieſe Neigung herrſcht durch alle Stände und Klaſſen; aber man muß nicht glauben, daß man in Frankreich, dem Vaterlande der Moden, der Mode ſo allgemein huldige, als es in andern Ländern geſchieht, ſondern die Modewuth iſt hier bei Weitem nicht ſo groß als das Ausland glaubt. Die Jugend freilich in den größern Städten ändert hier wie überall ihre Kleidung nach den Launen der Mode, die von Paris ausgeht, und die das Muſter iſt, wonach ſich größtentheils alle Leute von Stand und Geſchmack in beinahe ganz Europa kleiden. Eine allgemeine Nationaltracht giebt es nicht, aber doch haben die gemeinen Bürger und die Bauern ihre ganz eigene Tracht, welche nach den Provinzen verſchieden iſt, und in jeder mit unabweichlicher Allgemeinheit herrſcht. In vielen Gegenden verfertigen ſich die Landleute faſt alle Stoffe zu ihrer im Allgemeinen ärmlichen und geſchmackloſen Kleidung. Sehr gewöhnlich ſind die Holzſchuhe, deren ſich beide Geſchlechter bedienen und ſie nur an Sonn- und Feſttagen mit ledernen vertauſchen.

Nüchternheit und Mäßigkeit ſind faſt allgemeine Tugenden unter den Franzoſen; Trunkenheit iſt ein Laſter, welches man nur auf den Auswurf der niedrigſten Stände beſchränkt findet. Doch lebt der Franzoſe im Ganzen genommen, in Hinſicht des Eſſens und Trinkens weit beſſer, als die Bewohner vieler andern Länder. Er iſt, beſonders in den größern Städten mehr ein Freund von Leckerbiſſen und von ſolchen Speiſen, die den Gaumen kitzeln, als von einfachen, aber nahrhaften Speiſen. Nirgends iſt die Kochkunſt ſammt der Zucker- und Paſtetenbäckerei auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, als in Frankreich, und die Franzöſiſchen Köche ſtehen überall in großem Rufe. Zu Paris iſt der Hauptſitz der Franzöſiſchen Leckerhaftigkeit und

Kochkünſtelei. In allen nur etwas beträchtlichen Städten findet man alle nur denkbaren Bequemlichkeiten und Gelegenheiten zur Befriedigung der Eßluſt und Leckerhaftigkeit. Warme Speiſen zu Abend und Weizenbrod ſind auch bei den geringern Klaſſen gewöhnlich, ſo wie überhaupt der Franzoſe ein Liebhaber von Suppen und Brühen iſt. Freilich iſt ein großer Unterſchied in dieſer Hinſicht zwiſchen dem reichen Bauer in den fetten Getreidegegenden und dem armen Bewohner der unwirthbaren Gebirgsſtriche. Während jener des Tages gewöhnlich vier Mahlzeiten hält, iſt des Gebirgsbewohners Nahrung weit einfacher und oft ſchlecht. Fleiſch kommt ſelten auf ſeinen Tiſch; Milch und Käſe machen ſeine Hauptſpeiſe aus, wozu noch Kartoffeln kommen. Sein Brod bereitet er aus Roggenmehl mit Kartoffeln vermiſcht oder auch aus Buchweizen-, Hafer- und Gerſtenmehl. In den Sevennen und in andern Gegenden gewähren die Kaſtanien dem gemeinen Manne ein Hauptnahrungsmittel. Eine Lieblingsſpeiſe ſind auch Knoblauch und Zwiebeln, welche in Südfrankreich einen ſo lieblichen Geſchmack haben, daß man ſie wie Aepfel genießt. In den Gebirgsgegenden, wo die Unfruchtbarkeit des Bodens die Bewohner nicht zu nähren vermag, wandern jährlich viele aus, und kehren mit ihren Erſparniſſen in die Heimath zurück. Dies thun vorzüglich die Auvergnaten, Limouſiner und Oberlanguedoker, die als Maurer und Zimmerleute, als Bretſchneider, worin ſie eine vorzügliche Geſchicklichkeit beſitzen, ſich in alle Städte des Reichs begeben und mit ihrem Verdienſte zurückkehren. Viele Auvergnaten durchziehen auch als Keſſelflicker, Schornſteinfeger, Waſſer- und Kohlenträger ganz Frankreich, ja gehen bis nach Spanien. Aus den Alpengegenden der Dauphiné wandern viele als Galanteriekrämer, Käſehändler, Scheerenſchleifer in andere Gegenden aus. Aus den dürren Gebirgsſtrichen der Provence begiebt ſich gegen Ende des Herbſtes ein großer Theil der Bewohner mit Weib und Kind in die ſüdlichen Theile der Provence, wo ſie ſich als wahre Provençaliſche Savoyarden auf tauſenderlei Art zu ernähren wiſſen. Eben daſelbſt ſtellen ſich auch alle Jahre die wandernden Schnitter aus den nördlichen Gebirgen ein, in Karawanen von 80 bis 100 Köpfen, indem ſie ihre ganze Oekonomie auf Eſeln mit ſich führen. Dieſe Schnitternomaden laſſen ſich nicht allein zu den Arbeiten der Erndte gebrauchen, ſondern auch zu den Geſchäften des Herbſtes, zur Einſammlung der Oliven, Eicheln und Kaſtanien. Sie haben ihre Ober- und Unterſchnitter, machen ihre Streitigkeit vor einem eignen dazu gebildeten Ausſchuſſe aus, zehren aus einer gemeinſchaftlichen Kaſſe, deren Reſt am Ende gleichmäßig vertheilt wird, und zeichnen ſich überhaupt durch eine Art von patriarchaliſcher Lebensart aus. Mit Eintritt des Herbſtes kehrt alles in die Heimath zurück. — In dem größern Theile Frankreichs dienen Wein und Waſſer zum Getränk, in dem klei-

nern Theile, vorzüglich in der Normandie und den angränzenden Depart., wo kein Wein wächſt, wird ſtatt des Weins, Cider (Apfel- oder Birnwein) genoſſen. Das Bier iſt nur in einigen nördlichen Gegenden als Tiſchgetränk allgemein oder wenigſtens häufig im Gebrauche. Branntwein und Kaffee werden lange nicht ſo häufig, als in Deutſchland genoſſen. Das Tabaksſchnupfen iſt ſehr üblich, das Tabaksrauchen dagegen, erſt durch die Revolution und den Krieg verbreitet, beſchränkt ſich aber bloß auf die niedern Stände.

Der Franzoſe iſt geſellig, geſprächig, und beſitzt Geſchmack, Witz, lebhaftes Gefühl für den Anſtand, Artigkeit und Höflichkeit, eine gewiſſe Gewandtheit und Ungezwungenheit, daher hat das geſellſchaftliche Leben in Frankreich viel Angenehmes, welches noch dadurch erhöhet wird, daß allen Geſellſchaften Frauenzimmer beiwohnen, ohne welche der Franzoſe keinen freundſchaftlichen Zirkel für angenehm hält, denn er iſt ein hoher Verehrer des ſchönen Geſchlechts und äußerſt galant gegen daſſelbe. Die geſellſchaftlichen Vergnügungen ſind ziemlich dieſelben wie bei andern kultivirten Europäiſchen Nationen. In der Regel tanzen die Franzoſen ſehr gut und leicht und der Tanz miſcht ſich in alle ihre Luſtbarkeiten. Ein Nationaltanz der Provençalen iſt der Farandoulo, der Griechiſchen Urſprungs ſcheint. 10 bis 30, wohl 100 Perſonen halten ſich bei den Händen und bilden eine Kette, und man tanzt beim Klange eines Galoubets (einer Art Flöte) oder Tambourins oder wiederholt die Melodie, welche der Anführer anſtimmt. Die meiſten Volksfeſte der Franzoſen finden ſich überhaupt noch bei dem Südfranzoſen, vorzüglich bei dem Provençalen. Dergleichen ſind z. B. die Patronalfeſte zu Ehren des Ortſchutzpatrons, auch Votes genannt, wobei Uebungen im Laufen und Springen, auch Wettrennen mit Pferden oder Eſeln, Ringſpiele angeſtellt werden; das Fiſcherſtechen zu Marſeille, wobei die mit einem Schilde und einer ſtumpfen Lanze bewaffneten Kämpfer ihre Gegner von den Kähnen ins Waſſer zu ſtürzen ſuchen; die Prozeſſionen, z. B. die des heiligen Ferreol in den Seeſtädten der Provence, des heiligen Martial in Limoges ꝛc. Kein Feſt aber begehen die Provençalen mit größerm Vergnügen und größern Feierlichkeiten, als das Weihnachtsfeſt, dem das milde, freundliche Klima neue Reize und Freuden verleihet. Auf den Inſeln in der Mündung des Rhone, der Camargue und Plan du Bourg, ſtellt man zuweilen ein ländliches Feſt, Ferrade genannt, an, wobei die Stiere und Ochſen, die gewiſſermaßen in einem wilden Zuſtande leben, mit einem glühenden Eiſen auf dem Rücken gezeichnet werden, damit ſie der Eigenthümer als die ſeinigen unterſcheiden könne; zu welcher Operation Muth, Stärke und Geſchicklichkeit gehören. Eine ſolche Ferrade zieht Tauſende von Zuſchauern, zehn Meilen weit in die Runde herbei, und wird in einer Art von Circus gehalten,

welchen Hunderte von Wagen bilden, die mit Fahnen, Flaggen, Wimpeln, Bändern geziert ſind. Sobald das Signal gegeben iſt, ſprengen die Gardiens (Ochſenhirten) mit großen eiſernen Dreizak-ken bewaffnet und zu Pferde ſitzend nach dem Verſchlage hin, worin ſich die Stiere befinden, laſſen 12 bis 15 derſelben auf einmal heraus, und jagen ſie nach dem Feuer zu, wo man die Eiſen zum Bezeichnen glühend macht. Mehrere Gardiens ſtürzen nun über den einzelnen Stier her, werfen ihn zu Boden, und halten ihn, bis der Oberhirte das glühende Eiſen eingedrückt hat. Sobald die Stiere nun losgelaſſen ſind, wüthen ſie ſchnaubend und ſchäumend in dem Circus herum; die Gardiens zu Pferde ſuchen das Weite; die übrigen ſpringen auf die Wagen; jene werden oft abgeworfen, dieſe oft von den Stieren niedergerennt; das Ganze bietet eine Menge tragi-komiſcher Scenen dar.

Die Franzöſiſche Sprache, die Hauptſprache Frankreichs und zugleich die Mode- und Hofſprache von ganz Europa, iſt eine Tochter der altrömiſchen oder lateiniſchen und der alten Celtiſchen Sprache, mit Germaniſchen Wörtern vermiſcht, und hat aus der Romaniſchen, einer Ausartung der lateiniſchen Sprache mit eingemiſchten Celtiſchen, Weſtgothiſchen, Burgundiſchen und Fränkiſchen Worten und Redensarten gegen Ende des 10ten Jahrhunderts ſich zu formen angefangen, ward im 13ten Jahrhunderte Bücherſprache, erhielt unter Ludwig XIV. durch die Academie Françaiſe ihre jetzige Eleganz und Vervollkommnung, und wird allgemein von den Gebildeten und in den Städten geſprochen; auf dem Lande aber herrſcht das Patois oder ſogenannte Bauernfranzöſiſch, das in dem nördlichen und ſüdlichen Frankreich ſehr von einander abweicht. In dem letztern hat daſſelbe viel Wohlklingendes, Ausdrucksvolles und Lebhaftes und in der Ausſprache Aehnlichkeit mit der Italieniſchen und Spaniſchen Sprache. Die Franzoſen nehmen übrigens einen hohen Rang unter den gebildetſten Völkern der Erde ein; von der Natur mit vorzüglichen Geiſtesanlagen verſehen, ſind ſie zu einer hohen Stufe der wiſſenſchaftlichen Bildung gelangt, und ſowohl die Wiſſenſchaften als ſchönen Künſte werden mit großem Erfolge von ihnen kultivirt. Die glänzendſte Periode der franzöſiſchen Literatur, gleichſam das goldene Zeitalter derſelben begann im 17ten Jahrhunderte unter Ludwig XIV. Die Stürme der Revolution verurſachten zwar einige Störung des wiſſenſchaftlichen Studiums und gaben ihm eine andere Richtung, aber auch ſelbſt unter den vielfachen durch die Revolution herbeigeführten Unruhen und Kriegen wurden die Wiſſenſchaften und Künſte nicht vergeſſen, und mit der Rückkehr des Friedens iſt ein neuer Eifer dafür erwacht, ſo wie auch die Regierung Wiſſenſchaften und Künſte möglichſt zu befördern ſucht. Doch hat letztere weit mehr für die höhern als für die niedern Schulen gethan. Bei aller Bildung und geiſtiger Regſamkeit, die ſich in Pa-

ris, dem Mittelpunkte der literariſchen Thätigkeit und der wiſſen=ſchaftlichen und Kunſt-Sammlungen, und überhaupt in den meiſten größern Städten zeigt, bei der nicht geringen Zahl der Akademien, die ohngefähr dem gleichen, was wir Univerſitäten nennen, bei der Menge der Gelehrten Geſellſchaften, den Kollegien (ohngefähr das was unſere Gymnaſien ſind) und der beſondern Unterrichts=Inſtitute, herrſcht in vielen Gegenden Frankreichs auf dem Lande eine höchſt beklagenswerthe Unwiſſenheit und großer Aberglauben. Von den 32 Millionen Einwohnern Frankreichs können wenigſtens 18 Millionen weder leſen noch ſchreiben, und es giebt Landgemeinden, wo der Pfarrer die einzige Perſon iſt, die Geſchriebenes zu leſen verſteht. Viele Ortſchaften und Gemeinden haben gar keine Schulen, beſonders in dem ſüdlichen Frankreich. Von den 40,000 Gemeinden ſind 15,000 ohne Knaben= und vielleicht 20,000 ohne Mädchenſchulen. Selbſt nach einem Franzöſiſchen Statiſtiker hatten 1829 von 20,142 Gemeinden in Nordfrankreich 4,471 und von 28,357 in Südfrankreich 9,668 keine Schulen. Doch iſt man jetzt aufmerkſamer auf das Bedürfniß der Verbeſſerung des Elementarunterrichts geworden, und es ſollen in ganz Frankreich, ſelbſt in den unbemitteltſten Gemeinden die Elementarſchulen auf einen blühenden Zuſtand gebracht werden.

Die Kymren oder Breyzards bewohnen die Bretagne, vornehmlich die Niederbretagne, etwa 1 Million an Zahl. Abkömmlinge von den Brittiſchen Kymren, die im 5ten Jahrh. aus Britannien, von wo ſie durch die Angelſachſen vertrieben wurden, ſich in der Halbinſel Bretagne niederließen, die von ihnen den Namen hat, auch noch die altbrittiſche oder Kymriſche Sprache (von den Franzoſen Bas=Breton genannt) reden und ſich auch durch die Körperbildung, Sitten, Gebräuche, Tracht von den Franzoſen unterſcheiden. In ihrer Geſichtsbildung iſt eine Miſchung von Kraft und Trägheit, dabei ſind ſie ſtark und breitſchultrig. Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit und Gaſtfreiheit zeichnen ſie vortheilhaft aus; durch Güte laſſen ſie ſich zu allem bewegen, dagegen ſie durch Härte und Gewalt wüthend boshaft werden. Die Küſtenbewohner ſind als unerſchrockene Seeleute bekannt. Im Vergleich mit den Franzoſen ſind die Breyzards in der Kultur noch ſehr zurück, und es herrſchen unter ihnen Unwiſſenheit, Aberglauben, hartnäckige Anhänglichkeit an das Alte und Neuerungshaß, der allen Verbeſſerungen den Eingang verſchließt, daher ſie um einige Jahrhunderte in der Bildung zurück ſind. Man findet ganze Gemeinden, wo es nicht 4 Einwohner giebt, die leſen und ſchreiben können. Sie ſind faſt noch gekleidet, wie ſie es in den alten Zeiten waren, behalten die Form, ja ſelbſt die Farbe ihrer einmal eingeführten Kleidung. Wohnung und Nahrung zeugen von ihrer Dürftigkeit. Ihre Wohnungen oder vielmehr Hütten ſind

äuſerſt unreinlich, häufig ohne Fenſter und Oefen. Oft vertritt ein Strohlager die Stelle ihres Bettes. Der Städte, Flecken und geſchloſſenen Dörfer ſind nur wenige; denn die Breyzards wohnen meiſtens in Weilern, die gewöhnlich nur aus wenigen Hütten beſtehen, und in einzelnen Gehöften, die zu einem weitläuftigen Kirchſpiele gehören. Milch, Haferbrod und Buchweizengrütze machen ihre vornehmſten Speiſen aus. Das weibliche Geſchlecht, größtentheils häßlich, lebt unter dem äußerſten Drucke der Arbeit und Verachtung, daß ſelbſt der Mann mit ſeinem Weibe nicht zuſammen zu eſſen pflegt.

Die **Basken** oder wie ſie ſich ſelbſt nennen **Vask** (von **Vaſok** Mann) ſind Abkömmlinge der alten Cantabrer, Nachkommen jener Iberiſchen Ureinwohner, welche von ſpätern Celtiſchen und andern Ankömmlingen gedrängt, ſich in die Cantabriſchen Gebirge und weſtlichen Abhänge der Gebirge warfen. Der größere Theil derſelben ſteht unter Spaniſcher Herrſchaft, der kleinere Theil, etwa 110,000, wohnt auf Franzöſiſchem Gebiete, im Departement der Niederpyrenäen. Die Basken ſtellen das anziehende Beiſpiel eines Völkchens dar, das unter den langen ſtürmiſchen Bewegungen ſeiner Nachbarn unverändert daſſelbe geblieben iſt und ſich in ſeiner Originalität erhalten hat. Ihre Sprache, von dem Volke **Bascunçe** genannt, bietet mit keiner der lebenden oder todten Sprachen die mindeſte Verwandtſchaft dar. Die Männer zeigen Stärke, Behendigkeit und Gewandtheit; daher das Sprichwort: „flink wie ein Baske.“ Von der Schönheit und Anmuth des weiblichen Geſchlechts macht man die vortheilhafteſte Beſchreibung. Die feinſte Taille, der zarteſte Bau, der ſchönſte Teint, die vollendetſte Form der Hände und Arme vereinigen ſich hier und werden durch die unbeſchreibliche Anmuth der Bewegungen, durch die Grazie des Ganges, durch das ſchalkhafte Lächeln, durch den lebhaften, ſprechenden Blick gehoben. Der Baske kleidet ſich reinlich und nicht ohne Geſchmack; eine faſt Holländiſche Reinlichkeit herrſcht im Aeußern wie im Innern ihrer Wohnungen. Er iſt thätig, ausdauernd und muthig; beſonders guter Soldat im kleinen Kriege; zwar leidenſchaftlich, doch kennt er die Rachſucht des Spaniers nicht. Der **Mouchico** iſt der uralte Nationaltanz der Basken, wobei das Tambourin, die Flöte mit 5 Röhren (die **Chirola**) und eine Art Violine, deren Saiten mit einem kurzen Stöckchen geſchlagen werden, ſich hören laſſen. Die ganze Maſſe der Tanzenden bewegt ſich in hundert Windungen durch einander, dann im Kreiſe, dann gruppenweiſe gegen einander, verſchlingt und entwirrt ſich, daß das Auge jeden Augenblick den Faden in dieſem Knäuel verliert. Unbeſchreiblich aber ſind die tauſendfachen Ausbrüche des höchſten Entzückens, mit dem dieſer Tanz die Theilnehmer erfüllt: alles jauchzt, gluckſt mit der Stimme, ſchreit, jodelt ie Irrincina (ſo nennt man in den Pyrenäen den jodelnden Ge-

ſang der Tyroler und Schweizer), und Arme, Füße, der ganze Körper und jedes Glied drücken die höchſte Verzückung aus, die in den leidenſchaftlichſten Worten ſich auszugießen ſucht. Am Ende des Tanzes wird der Geſang allgemein und der Jubel ſchallt von den nahen und fernen Bergwänden zurück. Das Herz der Basken iſt auf ihren Lippen; Verſtellung iſt ihnen unbekannt; ſie ſind ſanft, wenn man ſie als Freunde behandelt, trotzig, wenn man ſie durch Drohungen beſtimmen will, enthuſiaſtiſch für ihr Volk, ihr Vaterland, ihre alten Beſchäftigungen, eiferſüchtig auf ihre Freiheit, und unbezwingliche Feinde jeder Neuerung. Außer ſeinen Bergen kennt der Baske kein Vaterland, und er ſpricht noch immer von Frankreich und von Spanien, wie von Ländern, die ihm fremd ſind.

Die Cagots, eine der unglücklichſten Menſchenklaſſen, bilden gleichſam die Europäiſchen Parias (ſ. Oſtindien), ſind nicht ſehr zahlreich und wohnen vorzüglich in den Pyrenäengegenden der beiden Dep. Nieder- und Oberpyrenäen. Ihr Urſprung iſt ungewiß; doch pflegt man ſie mit vieler Wahrſcheinlichkeit für Nachkommen der alten Weſtgothen und Alanen zu halten, die von den nachfolgenden Völkerſtrömungen und von den Waffen der Franken und Römiſchen Nachkömmlinge unterdrückt, nach Erlöſchung ihres Reichs und als Arianer in den Zuſtand der Erniedrigung verfielen, in welchem ſie ſich befinden. Sie haben ungeheure Kröpfe, eine Todtenfarbe, ein ſtupides Anſehen und eine ſehr undeutliche Artikulation, leben in der tiefſten Armuth und Verachtung und ſcheinen bis zur thieriſchen Stumpfheit herabgeſunken. Sonſt wohnten ſie von allen Menſchen abgeſondert, in eigenen Hütten, kein Gewerbe als das Zimmerhandwerk war ihnen offen, keine Heirath außerhalb ihrer Kaſte war ihnen verſtattet; die Kirche ſelbſt öffnete ſich ihnen nur durch eine bloß für ſie beſtimmte heimliche Thüre; darin fanden ſie ihre beſondern Plätze und ein abgeſondertes Weihbecken. Die Revolution hat ihnen gleiche Rechte mit den übrigen Menſchen gegeben, ohne jedoch das Vorurtheil gegen ſie heben zu können; und immer noch wird die Verbindung mit ihnen als eine unauslöſchbare Schande angeſehen. Auch in der Bretagne und in den altfranzöſiſchen Landſchaften Guienne und Gascogne leben dergleichen Unglückliche (dort Coliberts, in den beiden letztern Cahets genannt) die wahrſcheinlich denſelben Urſprung haben.

Paris, nach London die größte und volkreichſte Stadt Europas, dehnt ſich an den beiden Ufern der Seine, in einer weiten, trefflich angebauten Ebene und auf einigen Inſeln der Seine aus. Die größte Ausdehnung hat die Stadt von O. nach W., wo ſie über $2\frac{1}{2}$ Stunden beträgt, etwas geringer iſt ſie von N. gegen S., ſo daß ſie $1\frac{3}{4}$ Franzöſiſche Quadratmeilen *) einnimmt.

*) 25 Franzöſiſche QM. machen 9 geographiſche.

Dieſer ganze Raum iſt, mit Ausnahme einzelner freier Plätze, eng bebaut, ſo daß man, ſo weit das Auge reicht, nichts als eine Häuſermaſſe ſieht, unter denen jedoch einzelne durch ihre Größe und Höhe ausgezeichnete Gebäude hervorragen, wohin vorzüglich die Hauptkirchen, verſchiedene Palläſte und vor allen das Hotel der Invaliden mit ſeiner vergoldeten Kuppel gehören. Sehr gut überſieht man die ganze Stadt vom Pantheon, von der hohen Säule auf dem Vendomeplatz, von den Thürmen der Kirche Notre Dame, vom Montmartre, vom Kirchhofe des Pere la Chaiſe und von der Sternwarte. Von dieſen Standpunkten aus iſt der Anblick der Stadt überraſchend. Auf dem Dache der Thürme von Notre Dame ſteht der Beſchauer ſo ziemlich im Mittelpunkte der Stadt. Die hohen Palläſte mit ihren ſtolzen langen Façaden gegen die Seine gerichtet, verſinken mit der Gallerie des Louvre tief unter den Füßen des Beſchauers. Die Gebäude der Straßen werfen ſich in regelloſen Maſſen über einander und verlieren ſich in den entfernten Vorſtädten und den daranſtoßenden benachbarten Dörfern in grauen Nebel. Der unbegränzte Horizont erhält durch die Annäherungen der Hauptpartien eine Ausdehnung, die das Auge kaum ertragen kann. Hier und da ragen die hohen Thürme und gewölbten Dome mitten aus den Häuſern hervor. Daß Paris von einem kleinen Anfange allmählig zu ſeiner jetzigen Größe ſich erweiterte *), beweiſt ſeine gegenwärtige Beſchaffenheit hinreichend; denn trotz allen Verſchönerungen neuerer Zeit hat man doch bis jetzt noch keine wohlgebaute und regelmäßige Stadt daraus machen können. Die Straßen ſind meiſtens ſchmal und auch nicht gerade, und mit hohen Häuſern von 5 — 7 Stockwerken und voll von Menſchen, beſetzt. An ein bequemes Gehen in den Straßen iſt nicht zu denken, da ſie keine Trottoirs haben, und man ſich auch nur dadurch vor dem Umfahren ſichern kann, daß man bei dem Zuſammentreffen mehrerer Wagen, was ſo oft der Fall iſt, ſich zwiſchen die Steine flüchtet, die überall vor den Häuſern das zu nahe Andringen an dieſelben abhalten. Dazu kömmt noch, daß das Pflaſter durchgängig kothig iſt, vorzüglich ſobald nur ein wenig Regen fällt. Was dem Fremden, beſonders in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes zu Paris, unerträglich ſcheint, iſt das furchtbar lärmende Geräuſch vom Anbruche des Tages bis lange nach Mitternacht. Die Staatswagen, die Poſtwagen, die ſchwerfälligen Karren, die den Unrath von den Straßen, wohin die Stadt-

*) Der erſte Anfang von Paris, das Lutetia Parisiorum beim Julius Cäſar, iſt die jetzige Cité oder derjenige Theil von Paris, der auf den Seine = Inſeln liegt und mit ſeinen engen ſchmutzigen ſtinkenden Straßen, die an manchen Orten ſchmalen Durchgängen gleichen, der unangenehmſte Aufenthalt von Paris iſt.

bewohner ihn zu werfen die Erlaubniß haben, wegſchaffen, die Karren aller Art und Laſtwagen mit 5 — 7 Pferden in einer Linie hinter einander her beſpannt, die Fiakers mit 2 Pferden und die Kabriolets mit einem Pferde, die mannigfaltigen andern mehr oder weniger großen Wagen zum Fortſchaffen der Perſonen, die oft bis zu 20 Perſonen faſſen, worunter die Omnibus und Dames blanches die benutzteſten ſind, die von Menſchen oder auch von Hunden gezogenen kleinen Karren folgen und durchkreuzen ſich in unaufhörlichem Wechſel; dazu das Ausrufen der Kleinhändler, der Waſſertragenden und verkaufenden Savoyarden ꝛc., die mannigfaltigen Arten Straßenmuſik *) ꝛc. — und man glaubt nicht eine Stunde dies Geräuſch aushalten zu können, bis das Ohr ſich auch daran gewöhnt. Es giebt Plätze und Straßen, wo die Menſchen in ununterbrochner Reihe ſich ſtundenlang fortdrängen, wenn ſie nicht von Fuhrwerken auf Augenblicke von einander getrennt werden. Das Leben und beſtändige Gewühl in den Straßen wird noch dadurch vermehrt, daß jeder die Erzeugniſſe ſeiner Betriebſamkeit dem Auge der Kaufluſtigen nicht allein recht prunkend auszuſtellen ſucht, ſondern daß er auch mit den Dienſten, die er dem Publikum zu leiſten wünſcht, ſo nahe als möglich an die Straße rückt. An allen öffentlichen Plätzen, Brücken und Straßenecken ſieht man Schuhputzer ausſtehen mit ihren Bürſten; Bücherhändler vorzüglich an den Brücken und Kaien, deren Geländer ſie lange Strekken hinunter mit ihren Werken bedecken; Verkäufer und Verkäuferinnen von Obſt aller Art und von Kuchen, Gemäldeverkäufer, Schuhflicker, Hundeſcherer, Bettler, theils verſtümmelt an den Gliedmaßen, theils blind. Merkwürdig überhaupt ſind die mancherlei Erwerbsmittel der Armen und Bettler, von denen man ſich in kleinen Städten keinen Begriff machen kann, und die hier doch Tauſende, wenn auch auf eine kümmerliche und mühſame Weiſe ernähren. Vorzüglich merkwürdig ſind unter dieſer Klaſſe von Menſchen die Lumpenſammler (Chiffoniniers), die den ganzen Tag von einer Straße in die andere ziehen und jeden Kehrichthaufen mit einem eiſernen Hacken durchwühlen, um ſelbſt das kleinſte Stück Papier oder Läppchen Leinwand, das ſie gewahr werden, in den Kaſten zu werfen, welchen ſie auf den Schultern tragen — und die Regratteurs, die nicht nach Lumpen und Papierfetzen ſuchen, ſondern nach Nägeln, die dem Hufbeſchlag der Pferde entfallen oder nach Stückchen Eiſen, die von einem Wagenrade geſprungen ſind. Der Regratteur wäſcht den Rinnſaal der Gaſſe wie andere Sklaven den Goldſand in Amerika. Einen

*) Bei einer von der Polizei angeſtellten Zählung fand man in Paris 106 Orgelmänner, 135 Straßenſänger, 271 herumziehende Muſikanten ꝛc.

Nagel ohne Kopf zu finden iſt für ihn ein ſo großes Glück, als ein Diamant, den ein Neger in Braſilien findet.

In polizeilicher Hinſicht iſt ganz Paris in 12 Bezirke oder Arrondiſſements eingetheilt, wovon 1—8 auf der nördlich von der Seine gelegenen, der 9te auf die Seine-Inſeln und 10—12 auf den ſüdlich von der Seine gelegenen Theil der Stadt kommen. Der 1te und 2te Bezirk enthalten den prächtigſten, reichſten und vornehmſten Theil von Paris, wo ſich die Tuilerien und das Palais royal befinden. Das 12te Arrondiſſement *) iſt wegen ſeiner tiefen Lage an dem in die Seine ſich mündenden Flüßchen Bièvre und wegen der Zuſammendrängung der Einwohner in kleine finſtere Kämmerchen, und weil hier auch die meiſten Gerber, Saitenfabrikanten, Kaninchenfellbereiter 2c. wohnen, das ungeſundeſte und ekelhafteſte von ganz Paris; wo ein großer Theil der Bewohner zur Hefe des Pariſer Pöbels gehört, und aus Bettlern, Gaunern, Taſchenſpielern, Savoyarden, Lumpenſammlern, Hundeſcherern, Muſikanten, Handlangern beſteht.

Paris iſt mit einer 12—15 F. hohen Mauer umgeben, aus welcher 58 Barrieren in das Freie führen. Außerhalb der nach Neuilly führenden Barriere ſteht auf einem freien Platze, der Stern (l'Etoile) genannt, ein koloſſaler Triumphbogen, der Triumphbogen de l'Etoile genannt, zu welchem Napoleon 1806 den Grundſtein legen ließ, deſſen Fortbau aber durch die Ereigniſſe 1814 unterbrochen wurde, bis man 1823 wieder daran zu arbeiten begann und 1836 die Arbeit vollendete. Jetzt bildet dieſer Triumphbogen eine Hauptzierde von Paris, und ſteht am Ende der langen Allee, welche von den Tuilerien her durch die Elyſäiſchen Felder läuft, bis an die Barriere de Neuilly reicht und von da weiter nach Neuilly führt. Die auf dieſen prachtvollen Triumphbogen, der mit vielen die Siege der Franzoſen darſtellenden Bildhauerarbeiten geziert iſt, verwendeten Koſten betragen 9,615,000 Franken oder über 2,400,000 Thlr. Er iſt 152 F. 3 Zoll hoch, 157 F. 11 Zoll breit und 68 F. 4 Zoll tief. Der Hauptbogen hat 90 F. 6 Zoll Höhe und 45 F. Breite. Die zwei Nebenbogen, welche gegen S. und N. an den ſchmäleren Seiten des Triumphbogens angebracht ſind, haben eine Breite von 25 F. 11 Zoll und eine Höhe von 57 F. Die Grundlage dieſes Werks reicht 25 F. unter die Erde, iſt 168 F. lang und 84 F. breit. Nach andern Nachrichten iſt der Triumphbogen 132 F. hoch, 135 F.

---

*) Von den 28,969 Familien oder 62,539 Individuen, die aus den Armenkaſſen Unterſtützung erhalten, befinden ſich allein in dem 12ten Arrondiſſement 5269 Familien oder 11,357 Individuen, ſo daß daſelbſt der 7te Menſch Unterſtützung aus der Armenkaſſe erhält.

breit und 72 F. tief. Das Ganze iſt aus einem feinkörnigen, jaſpisartigen Stein gebaut, der ſich wie Marmor poliren läßt. Seine ſchöne, hellgelbliche Farbe giebt dem Denkmale ein antikes Anſehen, und aus weiter Ferne erblickt man den hoch über alles emporragenden Bogen. Sehr wohlgewählt iſt der Platz, auf welchem derſelbe ſteht. Schon von dem mittlern, für das Publikum freien Durchgange des Pallaſtes der Tuilerien aus, ſieht man den Bogen am äußerſten Horizonte ſich erheben und kann nun in gerader Linie und ohne durch ein Gebäude aufgehalten zu werden, durch die Elyſäiſchen Felder *), und die Allee von Neuilly, den Weg zu ihm verfolgen, wobei man außer dem ſchönen Spaziergange an und für ſich, die neuen Straßen und Bauten zur Rechten hat, durch welche Paris in den letzten Jahren eine ſo weite Ausdehnung nach Weſten gewonnen hat. Aber auch von dem Platze ſelbſt, auf dem der Triumphbogen ſteht, genießt man einer weiten Ausſicht.

Ehedem war die eigentliche Stadt durch Wälle (Boulevards) von den Vorſtädten getrennt, welche aber hernach geebnet und mit Baumreihen bepflanzt wurden, ſo daß ſie jetzt eine ſehr breite Straße und einen angenehmen Spaziergang bilden, wo die mittlere breite Allee für Wagen und Reiter, die Seitenalleen für die Fußgänger beſtimmt ſind. Die Boulevards theilen ſich in die alten auf der Nordſeite, und in die neuen auf der Südſeite der Stadt. Die erſten ſind am beſuchteſten, lebhafteſten und ſchönſten, fangen nicht ſehr weit von den Tuilerien, bei der Kirche der heil. Magdalena an, und laufen in einem Bogen bis zu dem Platze der ehemaligen Baſtille fort. Nach den daran liegenden Gebäuden und Plätzen haben ſie ihren Namen, z. B. Boulevard de la Madelaine, St. Martin, St. Antoine, Montmartre ꝛc. In Rückſicht der Lebhaftigkeit und des Verkehrs in denſelben findet ein großer Unterſchied Statt. Der nach den Tuilerien zu liegende Theil derſelben hat darin den Vorzug, und hier ſind die beiden Gänge zu den Seiten der breiten gepflaſterten Straße den ganzen Tag über mit Menſchen beſetzt. Doch gegen Abend mehrt ſich die Menge und das Gedränge wird bei gutem Wetter ſo ſtark, daß man Mühe hat durchzukommen. Die Außenſeiten werden durch ſchöne Gebäude begränzt, die alle von Modehändlern, Schenk- und Speiſewirthen, Obſt- und Kuchenverkäuferinnen und Kaufleuten aller Art bewohnt ſind. Der Platz unter den Bäumen, zwiſchen dem Fuß- und Fahrwege, iſt beſetzt mit Weibern und Kindern, die auf kleinen Tiſchen ihr ganzes, aus Putzſachen

---

*) Die Elyſäiſchen Felder ſind eine regelmäßige großartige Baumanlage, die bei einer Länge von 1800 F. eine Breite von 960 Fuß hat.

und andern Kleinigkeiten beſtehendes Waarenlager dem Auge der Vorübergehenden empfehlen, mit Poſſen- und Marionettenſpielern in kleinen Bretterbuden, mit Muſikern, Straßenſängern, kreiſchenden Quackſalbern und Wunderdoktoren ꝛc. Tiſche ſind aufgeſtellt mit Eimern voll Eis, in denen große Caraffen Limonade kalt erhalten werden. Männer und Frauen mit großen polirten Blechkaſten, die ſie auf dem Rücken tragen, klingeln beſtändig mit ihren ſilbernen Trinkbechern und mit den an der Spitze der Kaſten befindlichen ſilbernen Zierathen. Aus dem Kaſten geht eine Röhre unterm Arme durch, mit 3 Hähnen; der eine giebt Limonade aus Apfelſinen, der andere Süßholzwaſſer und der dritte reines Waſſer zum Ausſpülen des Bechers. Des Abends ſind alle Läden und Kaffeehäuſer prachtvoll erleuchtet. Das Innere derſelben fällt alsdann viel ſchöner in die Augen als am Tage. Nichts ſetzt, wenn man auf den Boulevards ſich umſieht, mehr in Erſtaunen, als die unzählbare Menge von Menſchen, die hier dem Vergnügen und der Zerſtreuung nachgehen. Man kann die Boulevards, beſonders des Abends mit einem immerwährenden Volksfeſte vergleichen, und man ſollte glauben, es ſey ein allgemeiner Feſttag, an dem jedermann ſein Haus verlaſſen habe; doch nur die wenigſten unter dem zahlreichen Haufen ſind Pariſer Bürger. Die meiſten ſind Fremde, die theils aus den verſchiedenen Provinzen des Reichs, theils aus allen Ländern von Europa, am häufigſten aus England, nach Frankreichs Hauptſtadt zuſammenſtrömen.

Was die Bevölkerung von Paris anbetrifft, ſo wurde dieſelbe nach einer Zählung vom J. 1832 auf 774,338 Köpfe angegeben. Dagegen zählt die neueſte amtliche Angabe vom J. 1836 909,126 Menſchen. — Unter den die Verbindung der durch die Seine getrennten Theile der Stadt unterhaltenden 16 Brücken iſt die ſogenannte neue Brücke (pont neuf), 1020 Fuß lang und 72 breit, mit der 1818 errichteten, 25,000 Pfund ſchweren metallenen Bildſäule Heinrich IV. zu Pferde, der Hauptverbindungspunkt, wo vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht ein buntes Gewühl von Menſchen und ein Verkehr herrſcht, wie man es nur an wenig Plätzen in Europäiſchen Städten findet. Man hat von dieſer Brücke eine der ſchönſten Ausſichten, rechts auf die majeſtätiſche Kolonade des Louvre mit dem langen ehrwürdigen Gebäude ſelbſt, auf den Pallaſt der Tuilerien und die dichtbelaubten Bäume des Luſtwaldes und links auf das ſchöne Münzhotel, den Dom des Palais der Künſte und gerade aus auf den Fluß mit den drei folgenden Brücken (Kunſt-, königliche und Ludwigs XVI.-Brücke oder pont de la Concorde) und auf die den Horizont begränzenden Anhöhen, auf deren einer man das wegen ſeiner Mineralquellen bekannte Paſſy erblickt. — Der Ludwigs XV. Platz oder Eintrachts-Platz (place de la concorde), zwiſchen dem Garten der Tuilerien und den Elyſäi-

ſchen Feldern, iſt der größte und ſchönſte unter den 75 öffentlichen Plätzen, 780 F. lang und 630 F. breit, und hat dadurch eine traurige Merkwürdigkeit erhalten, daß 1793 Ludwig XVI. und ſeine Gemahlin hier hingerichtet und andere große Gräuel der Revolution verübt wurden. Dieſen Platz ziert ſeit 1836 der von Luxor in Oberägypten mit ungeheuren Koſten hierher gebrachte und daſelſt aufgerichtete Obelisk. Der Vendomeplatz iſt durch das großartige Kunſtwerk, das von deſſen Mitte ſtolz über die den Platz umgebenden ſchönen Häuſer hervorragt, gleichfalls einer der merkwürdigſten Plätze. Napoleon ließ nämlich 1806—1810 hier eine Säule nach dem Muſter der Trajansſäule zu Rom, zum Andenken der 1805 gegen die verbündeten Oeſterreicher und Ruſſen erfochtenen Siege aus 425 in Deutſchland erbeuteten Kanonen aufführen. Sie hat ein Gewicht von 1,800,000 Pfund, eine Höhe von 135 F. und eine Dicke von 12 F. im Durchmeſſer, ruht auf einem Fußgeſtelle von 22 F. Höhe, und iſt auf ihrem höchſten Gipfel mit einer Gallerie umgeben, zu der man auf einer engen, dunkeln Treppe von 167 Stufen im Innern derſelben gelangt, wo ſich dann eine der ſchönſten Ausſichten darbietet. Seit Kurzem erhebt ſich auf dieſer Säule das Standbild Napoleons. Es iſt nicht leicht eine Stadt, die ſo viele ausgezeichnete öffentliche Gebäude aufzuweiſen hat, als Paris, wovon wir jedoch nur folgende aufführen. Die erzbiſchöfliche oder Kathedralkirche de notre Dame, ein 390 F. langes und 144 F. breites Gothiſches Gebäude, ragt mit ihren beiden Thürmen, die 204 F. hoch und durch eine ſchöne Gallerie mit einander verbunden ſind, weit über die ſie umgebenden Häuſer hervor, und ſteht auf einer Inſel der Seine. Auswendig ſind viele in Pyramiden, Obelisken und Figuren beſtehende Verzierungen. Im Innern, deſſen hohes Gewölbe von 120 Säulen getragen wird, ſieht man viele Gemälde von vorzüglichen Meiſtern, Schnitzwerke in Marmor und Holz; und der in der Sakriſtei befindliche Schatz enthält die Inſignien Karls des Großen, heilige Gefäße, prachtvolle Verzierungen und viele Reliquien. — Die St. Genoveva-Kirche, die während der Revolution in ein Pantheon zum Begräbniſſe berühmter Männer verwandelt wurde, hat durch die Julirevolution dieſe Beſtimmung wieder erhalten, nachdem ſie unter Ludwig XVIII. und Karl X. eine Zeit von 15 Jahren dem Gottesdienſte gewidmet geweſen war. Dieſes Gebäude, das man mit Recht ein Meiſterſtück der neuern Baukunſt nennen kann, iſt 330 F. lang, 253 F. breit und mit der herrlichen 120 F. hohen Kuppel, 282 F. hoch. Um dieſe Kuppel läuft ein auf 32 Korinthiſche Säulen geſtützter Säulengang, von wo man die ſchönſte Ueberſicht von Paris und deſſen Umgebung hat. Die tiefen Gewölbe der Kirche enthalten in abgeſonderten Gemächern die irdiſchen Ueberreſte berühmtee Franzöſiſcher Bürger. Auch die neue St. Magdalenenkirche, jetzt in ih-

rem Aeußern vollendet, gehört zu den merkwürdigſten Denkmälern von Paris, zeichnet ſich durch ihren ſchönen Bau aus, und bringt einen dem Auge wohlgefälligen Eindruck hervor. Man bewundert davon vorzüglich die prachtvolle Treppe, das großartige Periſtyl von 8 Säulen in Korinthiſcher Ordnung mit dem 110 F. langen und in der Mitte 22 F. hohen Basrelief im Fronton und den großartigen Metall-Flügelthüren, welche den Eingang bilden. Durch 3 Kuppeln erhält dieſe Kirche von oben ihr Licht. Das Innere derſelben iſt bis jetzt noch nicht fertig und wird noch viel koſten, ſo daß, bis zu dem Augenblick der Benutzung für den Gottesdienſt, der Bau dieſer prachtvollen Kirche, die eine der großartigſten Bauten der neuern Zeit iſt, nicht weniger als $4\frac{1}{2}$ bis 5 Millionen Thlr. gekoſtet haben dürfte. — Die Tuilerien, der bekannte Reſidenzpallaſt des Königs, ſind ein langes zweiſtöckiges Gebäude, das aus 5 großen Pavillons und 4 Zwiſchengebäuden beſteht, und in ſeinem Innern geſchmackvoll und prächtig ausgeſchmückt und möblirt. Der Pavillon in der Mitte über dem Haupteingange iſt der größte und mit einer Kuppel geziert. Vor den Tuilerien, an der Seite nach dem Louvre hin, iſt ein ſehr großer freier Platz, den ein hohes eiſernes Gitter in 2 faſt gleiche Theile trennt; davon der vordere Carrouſſelplatz heißt und mit einem ſchönen Triumphbogen geziert iſt, den Napoleon 1806 mit einem Koſtenaufwand von 350,000 Thaler hat errichten laſſen. Die ſchönſte Façade haben die Tuilerien gegen den Garten hin, wovon die eine an der Seine, die andere an der neu angelegten Straße Rivoli, welche mit ihren prachtvollen Gebäuden die ſchönſte in Paris iſt, hinläuft. Dieſer Garten der Tuilerien iſt zu keiner Tageszeit leer von Menſchen, am beſuchteſten aber gegen Abend, wo um 5 Uhr des Nachmittags die feine Welt aus allen benachbarten Gegenden der Stadt dieſem beliebten Sammelplatze zuſtrömt, und man unter den ſchattigen Kaſtanienbäumen an den breiten Gängen unzählige Stühle ſieht, welche mit Menſchen beſetzt ſind, die ihr Auge an dem Anblicke der zahlreich Vorüberziehenden weiden. Durch lange Seitenflügel, die jedoch noch nicht ganz vollendet ſind, ſteht mit den Tuilerien das Prachtgebäude des Louvre in Verbindung, ausgezeichnet ſowohl durch ſeine Bauart, als durch die großen Kunſtſchätze des königlichen Muſeums, welches darin aufgeſtellt iſt. Wiewohl nach dem Sturze Napoleons, der ſeine Siege benutzte, um durch fremde geraubte Kunſtſchätze dieſes Muſeum zu bereichern, die Alliirten die meiſten entführten Kunſtſchätze den Nationen zurück gegeben haben: ſo iſt doch noch manches aus fremden Ländern vorhanden und überhaupt die ganze Kunſtſammlung ſo reich, daß ſie von keiner andern übertroffen wird; ſie enthält mehr als 700 Antiken, 1300 Gemälde von allen Schulen und 20,000 Zeichnungen, und iſt jetzt noch durch das Aegyptiſche Muſeum vermehrt. Der Louvre iſt in ſeinem

Innern und Aeußern in einem großen und dabei geſchmackvollen Style aufgeführt, der nichts zu wünſchen übrig läßt. Im unterſten Stocke iſt die 15 Säle einnehmende Antikenſammlung. Durch das herrliche mit prächtigen Marmorſäulen unterſtützte Treppenhaus, deſſen Decken mit Freskogemälden verziert ſind, kommt man in den großen durch 3 Stockwerke ſich erſtreckenden Gemäldeſaal, der ſich in 9 beſondere Säle theilt, die aber zuſammen ein ununterbrochenes 700 Schritte langes Ganzes bilden, wo die Gemälde nach den verſchiedenen Schulen aufgehängt ſind. — Zu den berühmteſten Palläſten gehört das palais royal, das für ſich eine kleine Stadt zu bilden ſcheint, und deſſen größter Theil zu einem Luſtorte und Jahrmarkte dient, und in dieſer Hinſicht einzig in ſeiner Art iſt, wovon man in keiner Stadt etwas Gleiches findet. Es beſteht aus dem eigentlichen Pallaſte (dem bisherigen Wohnſitze des Herzogs von Orleans, jetzigen Königs), dem Garten und den ihn umgebenden Gallerien; die letztern ſind es vorzüglich, die dieſem ungeheuer großen Pallaſte ſeinen Ruf verſchafft haben. Sie erhalten durch offene Arkaden ihr Licht von der Gartenſeite her, und im Hintergrunde derſelben ſind Kaffeehäuſer und Reſtaurationen, wo man die feinſten, delikateſten und koſtbarſten Leckerbiſſen zu jeder Tags- und Jahreszeit findet — und die brillanteſten Kaufläden, wo man alles kaufen kann, was der Menſch nur zum Luxus und zur Ergötzung ſeiner Sinne wünſchen mag. Seit einigen Jahren hat der Beſitzer des Palais royal noch eine neue prachtvolle Gallerie mit einem Glasdache, wodurch ſie von oben erleuchtet wird, und mit zwei doppelten Säulenreihen, in deren Zwiſchenräumen ſich Kaufläden befinden, erbauen laſſen. Zwiſchen den Läden ſind an den Säulen Spiegel angebracht, in welchen ſich die Gasbeleuchtung glänzend widerſpiegelt. Magiſch iſt die Wirkung, welche der Widerſchein gegen das Glasgewölbe hervorbringt. Die Gallerien des Palais royal ſind wohl die beſuchteſte Promenade in Paris, die den ganzen Tag, vom Morgen bis zum ſpäten Abend gegen Mitternacht ſtets beſetzt und zu gewiſſen Tageszeiten ſo gedrängt voll iſt, daß man nicht aus der Stelle kann. — Das Invalidenhaus oder Hôtel des Invalides gehört gleichfalls zu den merkwürdigſten und herrlichſten Gebäuden von Paris. Seine Hauptfaçade iſt 1260 F. lang und ſeine Kirche zeichnet ſich durch ihre prächtige vergoldete, 300 F. hohe Kuppel aus, die über die unermeßliche Häuſermaſſe von Paris hervorragt, und von welcher Seite man auch Paris überſehen mag, ſtets das Auge auf ſich zieht. Ueber dem in Form einer Arkade erbauten Haupteingange erblickt man das Bild Ludwigs XIV., des Gründers des Gebäudes, an den 30 Jahre (von 1675 bis 1706) gearbeitet wurde. Die Zahl der Invaliden, die hier gewöhnlich unterhalten werden und eine vortreffliche, reinlich zubereitete Koſt genießen, beläuft ſich auf 4000

Gemeine und 200 Offiziere. — Nördlich von Paris, ganz nahe vor den Barrieren, erhebt ſich der bekannte Gypsberg, Montmartre genannt, an deſſen Fuße ſehr bedeutende Gypsgruben ſind, deren Produkt weit verſendet wird. Hinter der Kirche des auf dieſem Berge gelegenen, gleichnamigen Dorfes, ſteigt man in den Thurm des Telegraphen, auf deſſen Altane man eine ausgedehnte Ausſicht auf Paris und die ganze Gegend genießt. Auf dem Berge ſind mehrere Windmühlen und ein vormaliges Nonnenkloſter. Dieſe Höhen ſind in den neueſten Zeiten merkwürdig geworden durch die Schlacht am 30. März 1814 zwiſchen den Franzoſen unter Mortier und Marmont und den Verbündeten unter Blücher, die am 31ſten März, nach einer Kapitulation, in Paris einrückten. — Südlich von Paris ſind die Katakomben, wohin in der Nähe der Barriere de l'Enfer ſchmale Treppen 80 F. in die Tiefe führen. Dieſe Katakomben bilden eine ungeheure Strecke von Höhlen und Gängen, die unter einem Theile von Paris hinlaufen und durch das zu Tage Fördern von unermeßlichen, zum Bau der Häuſer verbrauchter Steinmaſſen entſtanden ſind. Hieher hat man 1786 die Gebeine unzähliger Verſtorbener von den Kirchſpielen und Kirchen der Stadt gebracht. Die Gänge ſind ziemlich hoch und ein in der Mitte der Decke fortlaufender ſchwarzer Strich ſichert den Weg, ohne den ſelbſt der Führer ſich leicht in Seitengänge verlieren oder auch ſich nicht wieder herausfinden würde. Man durchwandelt hier unter der Erde lange Gänge und Säle mit Menſchengebeinen ausgemauert. Die großen Todtenſchädel und Schenkelknochen mit vieler Symmetrie aufgeſtellt, tragen die Kleinen und machen den Schmuck dieſer Trauermauern. Man ſchlägt die Zahl der Todten, die ihre Gebeine hierzu lieferten, auf 2 Millionen an. Inſchriften bezeichnen, aus welchem Kirchhofe ſie ausgegraben ſind. In einigen Sälen befinden ſich Altäre, wovon einige aus Todtengebeinen mit Gyps zuſammengefügt ſind.

Verſailles, wo ſeit Ludwig XIV. bis 1789 die Könige von Frankreich ſich aufhielten, war damals von 80 bis 100,000 Menſchen bewohnt; iſt jetzt aber ſehr öde, ſo daß auf den breiten Straßen hier und da Gras wächſt und manche der ſchönſten Häuſer leer ſtehen. Das berühmte von Ludwig XIV. 1673 bis 1680 mit großen Koſten erbaute königl. Schloß hat eine 1800 F. lange Façade. Die Kapelle, die große Gallerie und der Opernſaal ſind darin vorzüglich beachtungswerth. Mit Rührung beſieht man die Wohn- und Schlafzimmer des unglücklichen Ludwigs XVI. und ſeiner edlen Gemahlin und erinnert ſich an den 6. Oktober 1789, an welchem Tage dieſer königliche Wohnſitz der Schauplatz einer zügelloſen Volkswuth wurde. Mit drohenden Mordgewehren dringt der wüthende Pöbel in das Innere und durchbohrt das von der Königin kaum verlaſſene Lager. Im leichten

Nachtgewande war ſie ihren Verfolgern aus ihrem Schlafgemache durch eine Hinterthüre entkommen. Mit gleichem Aufwande als das Schloß, ließ Ludwig XIV. auch den großen Garten von Verſailles einrichten. Er vereinigt alles in ſich, was Kunſt und Natur, um einen Platz anmuthig zu machen, zu leiſten im Stande ſind, und hat wohl eine Stunde im Umkreiſe. An feſtlichen Tagen ſpielen die mannichfaltige Gruppen bildenden Waſſerkünſte und ziehen eine große Menſchenmenge dahin. Zuletzt ſpielt gewöhnlich die große Fontäne, der Dragon genannt, wo der höchſte Waſſerſtrahl 92 F. hoch ſteigt. Seit Kurzem iſt dieſer königl. Pallaſt von Verſailles in ein Nationalkunſtmuſeum umgewandelt, worin man eine ungeheure Menge von Statüen, Büſten, Gemälden und Porträts findet, die ſich auf alle Zeiten der Franzöſiſchen Geſchichte beziehen, und wo man auf ſolche Weiſe die reichſten Materialien zu einer bildlichen Geſchichte des Franzöſiſchen Reichs vereinigt ſieht.

Calais und Boulogne ſind zwei nicht große Städte, welche England gegenüber und an dem Kanale (la Manche) liegen, und dadurch vorzüglich bekannt ſind, daß von hier aus die gewöhnlichen Ueberfahrten nach England und von England nach Frankreich geſchehen. In manchem Jahre kommen wohl aus England hier 30,000 Reiſende an. Zur Ueberfahrt von Calais nach Dover auf der Engliſchen Küſte bedarf das Dampfboot wenigſtens 4 Stunden; hingegen von Dover nach Calais kann es in 2½ Stunden gelangen, weil die Strömung des Meeres dieſe Richtung hat und die Fahrt begünſtigt. Boulogne iſt größer als Calais und gewöhnlich lebt eine Menge Engländer (zuweilen 6000) daſelbſt, ſo daß man auf den Straßen der Stadt beinahe mehr Engliſch als Franzöſiſch hört. Die Ueberfahrt von hier nach Dover währt weniger lang als von Calais; bei günſtigem Winde 2, höchſtens 2½ Stunden, da das Meer von hier gegen die Engliſche Küſte ſtrömt. Auf einer Anhöhe von Boulogne erhebt ſich die Säule der Bourbons, 185 F. hoch, aus Marmor in großen und richtigen Verhältniſſen erbaut, in deren Innerm man auf einer Treppe von 263 Stufen bis zur Spitze hinaufſteigt, die ſich in einen Altan endigt, und wo die Bildſäule des Friedens ſteht, der Europa mit Frankreich verſöhnte. Dieſe Säule verdankt ihren Anfang dem Franzöſiſchen Heere, das hier 3 Jahre bis 1805 in dem berühmten Lager von Boulogne, zu der projektirten Landung in England verſammelt ſtand, und ihrem Anführer Napoleon dieſe Säule zu ſetzen beſchloß. Unter Napoleons Regierung war ſie jedoch erſt bis zur Höhe von 55 F. vollendet worden.

Reims. Die daſige Kathedrale iſt ein majeſtätiſches Gothiſches Gebäude, 450 F. lang, 92 breit und 110 F. hoch, und mit einem trefflichen Portale und zwei 250 F. hohen Thürmen geziert. In dieſer Kirche wurden bis auf die Julirevolution 1830

die Könige von Frankreich geſalbt und gekrönt, was der jedesmalige Erzbiſchof von Reims, als Primas des Reichs verrichtete. Der Schatz dieſer Kirche, welchen jeder König bei ſeiner Krönung mit einer neuen Koſtbarkeit vermehrte, enthält unter andern das mit Goldblech und Edelſteinen reichlich verſehene Evangelienbuch, auf welches die Könige den Eid ablegten.

Nancy. Die Neuſtadt verdankt das Meiſte ihrer Verſchönerung dem Könige von Polen, Stanislaus Lesczinski, der in dem Wiener Frieden 1735, zur Entſchädigung für Polen, das Herzogthum Lothringen, deſſen Hauptſtadt Nancy iſt, mit Beibehaltung des königl. Titels und unter der Bedingung erhielt, daß nach ſeinem Tode Lothringen an Frankreich fallen ſollte, deſſen damaliger König Ludwig XV. mit der Tochter des Stanislaus vermählt war. Dieſe Neuſtadt hat maſſiv und modern gebaute, unter Einem Dache fortlaufende Häuſer, ſchöne öffentliche Gebäude, wohlgepflaſterte, erleuchtete, regelmäßige breite Straßen und prächtige öffentliche Plätze und Spaziergänge. Ein Triumphbogen mit drei Durchgängen und mit trefflichen Statuen und Basreliefs geziert führt auf den Königsplatz, der ein Viereck bildet und mit 7 ſchönen Palläſten geſchmückt iſt. In der Mitte dieſes Platzes ſtand ſonſt die Statue des Königs Ludwigs XV. in Bronze, auf einem marmornen Fußgeſtelle, wurde aber während der Revolution zerſtört.

Luneville, eine mittelmäßig große Stadt in Lothringen, iſt durch den daſelbſt am 9. Februar 1801 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich abgeſchloſſenen Frieden merkwürdig, wonach Deutſchland das ganze linke Rheinufer verlor, daß an Frankreich fiel; und die deutſchen Fürſten, welche durch dieſe Abtretung verloren hatten, vermittelſt Säkulariſation der geiſtlichen Staaten in Deutſchland entſchädigt werden ſollten.

Straßburg, eine der anſehnlichſten und wichtigſten Feſtungen Frankreichs, liegt im Elſaß, in einer trefflich angebauten Ebene, ½ Stunde vom linken Rheinufer und an der Ill, die ſo wie die außerhalb Straßburgs ſich mit der Ill vereinigende Breuſch die Stadt durchfließt, und iſt im Ganzen von einer altmodiſchen Bauart. Die Kathedrale, der Münſter genannt, iſt mit ihrem Thurme ein Meiſterwerk der Gothiſchen oder richtiger altdeutſchen Baukunſt. In weiter Ferne, lange vorher, ehe der Wanderer etwas von den übrigen Thürmen Straßburgs wahrnimmt, zeigt ſich ihm die durchſichtige Pyramide dieſes majeſtätiſchen Gebäudes, des höchſten Thurms der Erde, den nur die größte Pyramide Aegyptens an Höhe übertrifft. Die Kirche, von 1015 bis 1275 erbaut, hat 314 F. Länge und 116 F. Breite, 3 hohe Säulenhallen, in welchen durch die farbigen Glasfenſter ein Halbdunkel herrſcht, und eine große Orgel mit 2242 Pfeifen, deren größte aus Zinn 341 Pf. wiegt, 28 F. lang iſt und über einen Fuß im

Durchmeſſer hat. Doch der merkwürdigſte Theil der Kirche iſt der Thurm, von durchbrochener Arbeit, ſo daß das Licht von oben bis unten ganz durch denſelben durchſcheinet. 1277 begann der Bau des Thurmes unter dem berühmten Baumeiſter Erwin, von Steinbach im Großherzogthum Baden, und ward erſt 1439 vollendet. Sein unterer Theil bis zur Plateforme; zu welcher 325 Stufen führen, bildet ein Parallelogramm mit 6 vorſpringenden Pfeilern. Die ganze Façade iſt mit Bildhauerarbeit, großen und kleinen Statuen, Arabesken und allerlei Figuren geziert. Drei Portale, wovon das mittlere das Hauptportal bildet, führen hier in das Innere der Kirche. Ueber dem Hauptportale erblickt man die große Fenſterroſe, welche mannichfaltig die ſchönſten Farben zurückſtrahlt und in ihrem innern Durchmeſſer 43 F. hat. Auf der Plateforme ſteht auf der einen Seite das Wächterhaus, und auf der andern erhebt ſich kühn der obere Theil des Thurmes, eine ganz durchbrochene, völlig durchſichtige Pyramide, an welcher 4 Wendeltreppen in 4 durchſichtigen Thürmchen auf die Gallerie des erſten Stockwerks der Pyramide führen, von wo an der Thurm ſich zuſpitzt. 8 ſchmale Wendeltreppen führen nach der Krone, über welcher das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe iſt, wohin man nur vermittelſt angebrachter eiſerner Stangen gelangen kann. Nach den neueſten Meſſungen iſt die ganze Höhe des aus Quaderſteinen zuſammengeſetzten Gebäudes vom Fußboden inwendig im Thurme bis an den Knopf 437½ Franzöſiſche F. Die Zahl der Stufen beträgt 725.

Rouen, einſt die Hauptſtadt der Normandie, eine der größten Städte Frankreichs, breitet ſich an der Seine und am Abhange eines Hügels aus und gewährt dem ihr ſich nähernden Fremden Anfangs die angenehmſte Ueberraſchung. Der mächtige Strom mit ſeinen Windungen durch das friſche, von Herden bedeckte und von Anhöhen begränzte Wieſenthal, die reizenden Gärten und Landhäuſer, die belebte Brücke, die nach der jenſeitigen Vorſtadt St. Sever führt, die breiten Kaien, die ſchwellenden Segel der Kauffahrer, die reichen Umgebungen mit Spinnereien, Bleichen- und Färbereien angefüllt, die große Häuſermaſſe der Stadt mit ihren Kirchen und Thürmen — alles bildet eine der reizendſten Anſichten und erregt die Erwartung des Reiſenden, welche freilich nicht befriedigt wird, ſobald er das Innere der Stadt betritt; denn da bieten ſich nur enge, winkliche, düſtere, ſchmutzige Straßen dar, mit hohen, beräucherten, altväteriſchen Häuſern eingefaßt, deren Giebel nach vorn gekehrt ſind, während jedes Stockwerk um mehrere Fuß über das andere hervorragt. Den ſchönſten Theil der Stadt bilden die Kaien, wo eine Menge in zierlichen modernen Geſchmacke erbauter Häuſer ſich zeigt. Wichtig iſt die Baumwollenfabrikationen von Rouen, die jährlich ein Kapital von 10 Millionen Thaler in Umlauf ſetzt.

Wer die Bedeutung des daſigen Kunſtfleißes und Verkehrs kennen lernen will, muß an einem Freitage die Halle beſuchen, wo aus einem Umkreiſe von mehreren Meilen die Geſpinnſte von Baumwolle, Flachs und Hanf, Leinwand ꝛc. aufgehäuft und feil geboten werden. Man rechnet den Werth der verkauften und beſtellten Waaren in jeder Woche auf 250,000 Rthlr., und in dieſer Summe iſt der Ertrag der großen Baumwollenſpinnereien in und um Rouen nicht begriffen, die ihre Fäden unmittelbar den Webeſtühlen oder dem Auslande überliefern.

Orléans. Zum Andenken der Jeanne d'Arc oder Jungfrau von Orléans, welche am 8. Mai 1429 die Stadt von der Belagerung der Engländer befreite, iſt eine Statue derſelben hier errichtet, und jährlich wird der Rettungstag durch eine Feier begangen. Dieſe Jungfrau wurde 1410 zu Domremy im jetzigen Dep. der Maas geboren und war die Tochter eines Landmannes. Frankreichs Zuſtand war damals ſehr traurig. Sein rechtmäßiger König Karl VII. befand ſich in großem Gedränge, indem die Engländer einen beträchtlichen Theil des Landes inne hatten, und mit ihren allenthalben ſiegreichen Waffen 1428 vor Orléans drangen und es belagerten; mit deſſen Fall auch das Unterliegen Karls entſchieden zu ſeyn ſchien. Unſere Jungfrau nahm ſich das Unglück ihres Vaterlandes zu Herzen, und zur Schwärmerei geneigt, glaubte ſie ſich durch himmliſche Erſcheinungen von Gott aufgefordert, Orléans zu entſetzen und Karln zu Krönung nach Reims zu führen. Sie ging im J. 1429 zum König, der nach einigem Zweifeln ihr glaubte, und ſie nach Orléans zum Entſatz abſchickte. Er gab ihr eine vollſtändige Ritterrüſtung und ließ ſie, eine Fahne tragend, vor dem Heere herziehen. Eine ungemeine Begeiſterung weckte die Gegenwart der Gott geweihten Jungfrau in dem Heere. Klug benutzten die Franzöſiſchen Heerführer den hierdurch erregten Enthuſiasmus ſo daß ſie überall der Sieg begleitete. Zuerſt zog ſie in das belagerte Orléans ein, und nöthigte die Engländer, die Belagerung aufzuheben. Hierauf führte ſie den König nach Reims, wo er den 17. Julius 1429 gekrönt wurde. Die Engländer ſammelten indeſſen neue Kräfte, und da ſie die Stadt Compiegne belagerten, warf ſich die Jungfrau in die belagerte Stadt, hatte aber das Unglück, bei einem Ausfalle den 25. Mai 1430, gefangen zu werden. Von einem geiſtlichen Gerichte als Zauberin und Ketzerin zum Feuertode verurtheilt, ward ſie am 30. Mai 1431 zu Rouen langſam und lebendig verbrannt.

Bordeaux iſt die Hauptſtadt der altfranzöſiſchen Landſchaft Guienne und eine der größten Städte und eine der wichtigſten Handelsſtädte Frankreichs. Sie liegt in einer weiten Ebene, halbmondförmig am linken Ufer der anſehnlichen und hier einen Bogen machenden Garonne, 9½ M. von der Mündung derſelben. Von dem auf dem andern Ufer gelegenen Dorfe la Baſtide

hat man die ſchönſte Anſicht der Stadt, wohin eine 1821 mit einem Koſtenaufwande von 2 Millionen vollendete ſteinerne Brücke führt, die auf 17 Bogen ruhet, 1700 F. lang und 48 F. breit und eins der größten Denkmäler der neuern Baukunſt iſt. Bordeaux iſt zwar in neuern Zeiten ſehr verſchönert worden, und enthält größtentheils von weißen gehauenen Steinen geſchmackvoll aufgeführte Häuſer, aber es giebt auch noch viele altmodiſche und die engen, finſtern Straßen winden ſich labyrinthiſch durch einander. Die erzbiſchöfliche Kathedrale, ein ſchönes Gothiſches Gebäude, das mit ſeinem Thurm ſtolz über die finſtern Straßen emporragt, überraſcht durch ihr hohes Gewölbe, das von keinen Pfeilern getragen ſich kühn erhebt. In dem Gewölbe unter der St. Michaelskirche liegen 84 gut erhaltene menſchliche Leichname, ohne einbalſamirt zu ſeyn, und mehrere derſelben ſind 500 Jahre alt. In ihren Hafen, den die Garonne macht und wo die Fluth bis zu 12 F. ſteigt, ſo daß die größten Kauffahrteiſchiffe bis dicht an die Stadt kommen können, laufen jährlich 1600 bis 1800 Schiffe ein, und die Stadt beſitzt 300 eigene. Der vorzüglichſte Gegenſtand des Handels iſt der Wein, da die Umgegend dieſes Produkt im Ueberfluſſe liefert, und die Kunſt, den Wein zu behandeln und zu verſchneiden, hier einen Grad erreicht hat, als vielleicht nirgends anderswo. Die Weine, welche man verſendet, ſind jedoch nicht bloß die Gewächſe von Bordeaux und des Departements der Gironde, ſondern werden häufig aus andern Dep. bezogen. Man rechnet jährlich 40 bis 50,000 Tonnen Weine, etwa 5 Mill. Rthlr. am Werthe, die von hier nach Großbritannien, dem Norden, den Kolonien, Amerika und Deutſchland gehen. Nächſt dem Weine werden auch große Geſchäfte mit Eſſig und Branntwein, der aus den leichten Weinen bereitet wird, gemacht; und die Verſendungen von getrockneten Pflaumen und von Harz ſind zuweilen beträchtlich.

Pau, die Hauptſtadt der altfranzöſiſchen Landſchaft Béarn, iſt der Geburtsort des berühmten Königs von Frankreich Heinrich IV., der daſelbſt 1553 geboren und nach dem Tode ſeiner Mutter, Johanna von Albret, im Jahre 1572 König von Navarra würde, welches kleine Königreich damals nicht mehr, wie früher auch das Spaniſche, ſondern bloß das noch jetzt Franzöſiſche Navarra (Niedernavarra) nebſt Béarn begriff. Als Proteſtant war Heinrich in Gefahr, bei der ſogenannten Pariſer Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht, wo eine Menge Reformirte oder Hugenotten ermordet wurden, ſein Leben zu verlieren, rettete ſich aber nur dadurch, daß er in dieſer Nacht ſcheinbar zur katholiſchen Kirche übertrat. Da der bisherige König von Frankreich von einem fanatiſchen Dominikaner-Mönche Jakob Clement 1589 ermordet wurde, und keine Kronerben hinterließ, ging die Krone von Frankreich auf unſern Heinrich über, der aber als Reformirter

bei den Katholiken vielen Anſtoß fand und genöthigt war, Krieg gegen ſie zu führen. In der Ueberzeugung, daß es ihm ohne Annahme des katholiſchen Glaubens nicht gelingen werde, zum ruhigen Beſitz des Franzöſiſchen Thrones zu gelangen, legte er 1593 in der Kirche zu St. Denys das katholiſche Glaubensbekenntniß ab; vergaß aber auch nicht für die Reformirten zu ſorgen, indem er ihnen durch das ſogenannte Edikt von Nantes, 1598 völlige Religionsfreiheit und politiſche Sicherheit gab. Heinrich benutzte die nun im Reiche eingetretene Ruhe, um den innern Wohlſtand, beſonders die ſehr zerrütteten Finanzen zu verbeſſern, und regierte vortrefflich, indem er das Glück hatte, in dem Herzoge von Sully einen großen und ausgezeichneten Staatsminiſter zu beſitzen. Unzählig ſind die Züge ſeines wohlwollenden Herzens und ſeiner Güte. Ich will, ſagte er einſt, es dahin bringen, daß ein jeder Bauer am Sonntage ein Huhn in ſeinem Topfe habe. Mit Recht nennt man ihn wegen ſeiner vortrefflichen Regierung, Heinrich den Großen, und mit Recht nannten ihn ſeine Unterthanen den guten Heinrich und betrauerten mit tiefem und gerechten Schmerze den Tod ihres geliebten Königs, der im Jahre 1610 am 13. Mai durch Meuchelmord ſein Leben verlor. Als nämlich der König an dieſem Tage durch Paris fuhr, wurde ſeine Kutſche in einer engen Straße durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten. Dieſen Augenblick benutzte ein Fanatiker, Namens Ravaillac, um ſein längſt vorgenommenes abſcheuliche Vorhaben auszuführen, indem er in den Wagentritt ſtieg und mit einem langen zweiſchneidigen Meſſer Heinrich zwei Stöße ins Herz verſetzte, die den beſten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Der Mörder ward auf der That ergriffen, und nach Erduldung der ſchrecklichſten Martern, ohne Mitſchuldige zu nennen, geviertheilt. — Auch iſt Pau der Geburtsort des jetzigen Königs von Schweden, der unter dem Namen Karl XIV. (Johann) 1818 dieſen Thron beſtieg, vorher Charles Bernadotte hieß, als General im Franzöſiſchen Revolutionskriege ſich auszeichnete, und von Napoleon zum Fürſten von Ponte Corvo ernannt wurde. Ein kleines drei Fenſter breites Haus in Pau trägt über der Thüre die Franzöſiſche Inſchrift, daß er darin an 3. December 1763 geboren worden ſey.

Montpellier, eine ziemlich große Stadt, breitet ſich über die Abhänge eines Hügels aus, der zu der großen Hügelkette gehört, die gegen das Mittelländiſche Meer zu einen Keſſel bildet und ſich terraſſenartig an die Sevennen anſchließt. Hübſche Landhäuſer und Gärten mit dem dunkeln Grün der Cypreſſe und dem Schatten der Platane und des Maulbeerbaumes, die ihre Zweige über Hecken von Jasmin und Granaten ausſtrecken, verkündigen die Nähe dieſer Stadt; allein der reizenden Lage und dem ſchönen Anblick, welchen die Stadt von Weitem dem Frem-

den gewährt, entſpricht das Innere derſelben nicht; denn dieſes bildet ein Labyrinth von engen, ſteilen, winklichen, ſchmutzigen Gaſſen, meiſtens mit hohen, düſtern Häuſern beſetzt, wo nur einzelne große Häuſer, in einem ſchönen Style erbaut, einen deſto auffallendern Kontraſt machen. Am Fuße des Hügels, an deſſen Abhange ſich die Stadt hinzieht, iſt die Esplanade, ein großer, ſchöner öffentlicher Spaziergang, mit mehreren herrlichen Alleen bepflanzt und mit zwei großen Baſſins geſchmückt. Auf der einen Seite derſelben läuft eine ſchöne Häuſerreihe mit Gärten und Terraſſen hin, auf der andern hat man eine reizende Ausſicht über die mit zahlloſen Oelbäumen beſetzten Höhen, auf die Landhäuſer und Gärten der Umgegend, bis zum Meere hinab. Von dieſer Esplanade an ſteigt die Stadt in die Höhe und endigt ſich bei dem prächtigen Luſtplatze Peyrou (nicht Perou), einer vorzüglichen Zierde von Montpellier. Dieſer Luſtplatz, vielleicht der ſchönſte Europas, iſt eine herrliche, breite und ziemlich lange Terraſſe, auf dem höchſten geebneten Gipfel der Anhöhe, an deren Seiten ſich die Stadt hinabzieht. Man gelangt zu dieſer einzig ſchönen Promenade durch einen prächtigen Triumphbogen, deſſen Architectur die ganze Größe und Erhabenheit des klaſſiſchen Alterthums zurückruft. Demſelben gegenüber erblickt man das ſogenannte Waſſerſchloß oder Waſſertempel, der ſich ebenfalls ganz vortrefflich ausnimmt und ein herrliches 8ſeitiges offenes Gebäude in dem edelſten, reinſten, antiken Style iſt, mit 8 Pforten, 24 Korinthiſchen Säulen und mit einer Attika geſchmückt, zu dem auf beiden Seiten 2 Prachttreppen hinaufführen. Im Innern deſſelben befindet ſich ein großes Marmorbecken, das die reiche Quelle von St. Clement aufnimmt. Dieſe wird durch eine im Römiſchen Style erbaute impoſante Waſſerleitung, die ſich in 2 über einander gewölbten Reihen von 182 Bogen erhebt, 1½ St. weit hieher geleitet, und dann von jenem Becken aus in die Brunnen der Stadt vertheilt. Zwei Springbrunnen und mehrere Reihen von Platanen verbreiten Schatten und Kühle über den Peyrou, und eine große, ſteinerne, mit den reichſten Verzierungen der Baukunſt geſchmückte Baluſtrade umgiebt ihn. Hier hat man bei heiterm Himmel eine Ausſicht, wie es in ganz Europa kaum ihres Gleichen geben wird. Im S. breitet ſich der Spiegel des Mittelländiſchen Meeres aus, im N. erheben ſich die Sevennen, im SW. die Pyrenäen, die ſich meiſtens in Wolken und Dünſte verhüllen, außer an ſolchen ſchönen Tagen, wo die Sonne bei ihrem Untergange den ganzen Himmel mit ihrem reinen Feuer entzündet, wo man dann auch ſogar im O. die ſchimmernden Spitzen der Alpen erblickt *).

---

*) Das Panorama von dem Peyrou, ſagt Matthiſſon, gehört zu denen, die einer lebendigen Phantaſie, ſelbſt nach einem halben

Lyon, nach Paris die größte und wichtigſte Stadt Frankreichs, ausgezeichnet durch ihr Alter, Induſtrie, Handel und reizende Lage, liegt auf einer von den ſchiffbaren Flüſſen Saône und Rhône gebildeten Halbinſel, in einer ſchönen, auf den meiſten Seiten von Höhen umgebenen Gegend. Die Saône fließt langſam zwiſchen bezaubernden Hügeln und Thälern, die reich an Landhäuſern ſind, auf der Weſtſeite der Stadt; der Rhône dagegen wälzt mit reißendem Ungeſtüm ſeine Wellen zwiſchen ſandigen Ufern auf der Oſtſeite Lyons dahin. An der Südoſtſpitze dieſer Halbinſel vereinigt ſich die Saône mit dem Rhône. Auf der Nordſeite der Stadt erhebt ſich zwiſchen beiden Flüſſen der Hügel St. Sebaſtian, der auf ſeiner Höhe die Vorſtadt la Croix rousse trägt. Auf der Weſtſeite Lyons ſteigen die prächtigen Hügel von Fourvières und St. Juſt mit ihren Landhäuſern, Gärten, Rebenpflanzungen und Alleen empor. Auf dem höchſten Punkte des Hügels Fourvières erhebt ſich das ſchöne neue Obſervatorium, wo man eines Anblicks genießt, der unſtreitig zu den vorzüglichſten in Europa gehört. Das Panorama von Lyon, wie es ſich von hier aus darbietet, iſt überraſchend und die Ausſicht in die Umgegend eben ſo mannigfaltig als ſchön. Lyon iſt im Ganzen nicht ſchön gebaut, denn die hohen, ſich bis zu 5 und 7 Stockwerken erhebenden, von ſchwarzgrauen Steinen erbauten Häuſer haben kein freundliches, ſondern ein düſteres Anſehen, und die meiſten Straßen ſind enge, finſter und zum Theil abſchüſſig. Der älteſte, ſchlechteſte und unebenſte Theil der Stadt iſt theils jenſeits der Saône, theils am Fuße des nördlichen Abhanges des Hügels St. Sebaſtian, wo die engſten, finſterſten Gaſſen und häßlichſten Häuſer ſind, und die größte Maſſe der ärmſten Volksklaſſe wohnt. Doch fehlt es Lyon auch nicht an ſchönen Stadttheilen, wohin beſonders die ſchönen, in ihrer Art einzigen Rhônekais und die nicht weniger ſchönen Saônekais gehören, wo ein ſehr lebhaftes Menſchengewühl herrſcht. Dieſe Kais ſind breit, mit Bäumen bepflanzt, ſchönen Trottoirs verſehen und mit prachtvollen Gebäuden geſchmückt; vornehmlich hat der Theil derſelben, welcher der Kai von Ste. Claire heißt, fürſtliche Palläſte und breite, ſchnurgerade Straßen, wird von den reichſten Kaufleuten bewohnt und iſt die Modepromenade der ſchönen Welt. Er breitet ſich an der Oſtſeite des Berges la Croix rouſſe aus und bietet in ſeiner ganzen Ausdehnung einen Anblick dar, der eben ſo prächtig iſt durch die Schönheit der Gebäude, als bezaubernd durch die landſchaftlichen Ausſichten und den Lauf des mit Schiffen bedeckten

---

Jahrh. noch immer mit unverblaßtem Kolorit erſcheinen müſſen; welch ein Gemälde, wovon Alpen, Pyrenäen und Mittelmeer nur die Einfaſſung bilden!

Rhône. Ueber dieſen herrlichen Kais kann man die vielen kleinen krummen Gaſſen, die Lyon ſo gut wie jede andere große Stadt hat, mit Recht vergeſſen. — Die Seidenfabriken beſchäftigen 26,000 Stühle, und liefern jährlich für mehr als 32 Mill. Rthlr. Seidenwaaren aller Art, welche ſich durch ihre geſchmackvollen Muſter, Lebhaftigkeit der Farben, Güte und Schönheit und zugleich durch Wohlfeilheit empfehlen, und in ganz Europa Abſatz finden. Fortdauernd ſtreben die daſigen Seidenfabriken nach Verbeſſerung und höherer Vollkommenheit, um ſich nicht durch die zahlreichen Fabriken, die ſich in andern Ländern, nach dem Muſter der hieſigen gebildet haben, den Vorrang abgewinnen zu laſſen.

Nimes iſt eine der größern Städte des ſüdlichen Frankreichs und liegt in einem großen, herrlichen Thale, das einem unüberſehbaren, blühenden Garten gleicht, von zwei parallel laufenden Hügelreihen eingeſchloſſen und von Bächen bewäſſert, die von den benachbarten Bergen kommen. Dieſe Stadt iſt zwar von einer altmodiſchen Bauart, aber keine in Frankreich enthält ſo viele Denkmäler des Alterthums, worunter insbeſondere das Amphitheater, dieſes majeſtätiſche Gebäude des Alterthums, das ſich hoch über alle Stadtgebäude umher erhebt, das herrlichſte aller Römiſchen Monumente in Frankreich und nach dem Amphitheater zu Verona, das noch am beſten erhaltene iſt. Große behauene Steinblocke, von denen einige 18 F. Länge haben und ohne Kalk und Mörtel auf einander gethürmt ſind, bilden 2 über einander ſich erhebende Reihen von 60 Bogen, in Form eines Ovals. Der äußere Umfang beträgt 1140, die Höhe 66 und der größte Durchmeſſer 405 F. Die untere Bogenreihe bildet einen Porticus, durch deſſen 60 urſprünglich offene, jetzt durch eiſerne Gitter verſchloſſene Wölbungen man in das Innere eintritt. 35 rings umhergehende Reihen ſteinerner Sitze, von denen aber die meiſten zertrümmert ſind, gingen von der oberſten Höhe des Amphitheaters bis zum Kampfplatze hinab und konnten, bei dem Umfange der größern Reihe von 1080 und dem der kleinſten von 660 F. gegen 23,000 Perſonen aufnehmen jeden Platz zu 16 Zoll gerechnet. Die oberſten Sitze waren ausſchließlich für die Frauen beſtimmt, der unterſte (das Podium) war der Ehrenſitz. Dieſer iſt nur wenig über den Boden erhaben; ein Umſtand, der nebſt dem Mangel an Behältniſſen, wie man deren bei dem Amphitheater zu Arles eine Menge bemerkt, zweifeln läßt, ob das hieſige zu Thierkämpfen diente. Dies Amphitheater war in den letzten Zeiten durch die daran und in daſſelbe hineingebauten Wohnungen zu einer Art von Dorf geworden, das gegen 2000 E. zählte. Erſt 1809 kam man auf den Gedanken, dieſe Entſtellungen des majeſtätiſchen Gebäudes hinwegzuſchaffen und die erbärmlichen Hütten hinweg zu reißen. Nun ſteht es auf allen Seiten frei und gegen S. und gegen N. ſteht

man ſogar geräumige Plätze vor demſelben, welche ſehr dazu beitragen, es hervorzuheben.

Beaucaire, eine im ſüdlichen Frankreich am Rhône gelegene Stadt, hält die berühmteſte aller Meſſen Frankreichs, jährlich vom 22. bis 28. Julius. Da die Stadt zu klein iſt, um den Zuſammenfluß der herbeiſtrömenden Fremden (1817 ſollen 80,000 Menſchen da geweſen ſeyn) zu faſſen, ſo werden um dieſe Zeit unter den langen ſchönen Baumgängen einer Wieſe am Rhône Bretterhütten, Zelte und Buden in ſo großer Menge erbaut, daß ſie eine Stadt bilden, wo das lebendigſte Menſchengewühl herrſcht. In der Stadt ſind dann die Quartiere zu hohen Preiſen vermiethet und der Millionär treibt nicht ſelten in einer Dachkammer ſein Geſchäft, oder iſt wohl gar genöthigt, in ſeinem Wagen zu ſchlafen. Aber nicht bloß die Häuſer in der Stadt, die Bretterhütten und Zelte auf der Wieſe ſind mit unzähligen Menſchen angefüllt, ſondern auch der Strom iſt mit Schiffen bedeckt, die aus Spanien, beſonders Catalonien, Genua, den franzöſiſchen Küſten, Lyon, aus der Schweiz ꝛc. kommen. Man verkauft auf dieſer Meſſe, auf welcher über 10 Mill. Rthlr. umgeſetzt werden, faſt alle nur erſinnlichen Arten von Waaren; worunter jedoch die Seide und Seidenfabrikate, Wein, Olivenöl, Parfümerien ꝛc. die vornehmſten Artikel ſind. Die Kaufmannsdiener kommen gewöhnlich ſchon 14 Tags vor der Eröffnung der Meſſe, um die Waaren auszupacken und ſchicklich auszulegen.

Vier Stunden von Nimes und 1 Stunde nördlich von Beaucaire, in der Nähe des Fleckens Remoulins, befindet ſich die ſogenannte Brücke über den Gard (pont du Gard oder Gardon) die aber eigentlich keine Brücke, ſondern eine Waſſerleitung iſt, welche die Römer erbaut haben und welche nur die Unwiſſenheit für eine Brücke gehalten und ſie Gardbrücke genannt hat, weil der Fluß unter einem ihrer Schwibbogen hindurch fließt. Dieſe Waſſerleitung, eins der herrlichſten und ſehenswürdigſten Werke der Römer, verdankt ihren Urſprung dem Agrippa, Schwiegerſohn des Kaiſers Auguſtus. Dieſer ließ 2 Quellen bei der jetzigen Stadt Uzes über Berg und Thal und Felſenwände 9 Stunden weit nach Nimes, in einem durchaus gemauerten Kanale leiten. Hier am Fluſſe Gard oder Gardon, wo die Natur die größten Hinderniſſe der Ausführung ſeiner Idee entgegenſtellte, war er genöthigt, den Abgrund zwiſchen 2 Bergen, wo der Fluß hindurchſtrömt, mit einem Bau auszufüllen, der unter dem Namen pont du Gard noch da ſteht. Drei Reihen von Bogen im ſchönſten Tusciſchen Style ſind bis zu einer Höhe von mehr als 180 F. auf einander gethürmt. Die unterſte Reihe dieſes Rieſenwerks, die im Strome ſteht, hat eine Weite von 438 F. und iſt aus 6 mächtigen Bogen zuſammengeſetzt, deren jeder eine Höhe von 83 F. hat. Dieſe tragen auf ihrem Rücken 11 andere in einer Strecke von

746 F., von welchen jeder 21 F. hoch iſt, und die Pfeiler, welche ſie bilden, halten 13 F. in ihrer Mächtigkeit. Auf dieſen 11 Bogen, alle aus gehauenen Quadern, ruhen oben in einer Höhe von 104 F. noch 35 andere, die eine Länge von 800 F. einnehmen und noch bis zur Höhe von 82 F. aufgeführt ſind. Auf dieſen oberſten Bogen läuft der Kanal, in welchem das herbeigeführte Waſſer über den Abgrund des Gardbettes geleitet wurde, und der noch ein ſo friſches Anſehen hat, als ob er erſt vor kurzer Zeit angelegt worden wäre. Die Tiefe des Thales, durch welches der Gard ſtrömt, nöthigte nämlich den Erbauer, dieſem Gebäude 3 Bogenreihen zu geben, und da die beiden Berge ſich von ihrer Baſis entfernen, ſo wie ſie ſich allmählig erheben, ſo mußte jede der höhern Bogenreihen länger werden und aus mehrern Bogen beſtehen, als die untern. Die Größe der Oeffnungen der Bogen nimmt von Stockwerk zu Stockwerk ab. Dieſes Denkmal Römiſcher Größe und Kunſt, noch ſehr gut erhalten, befindet ſich in einer öden Gegend, wo man weder eine menſchliche Wohnung noch nützliche Anpflanzung erblickt, ſondern bloß Wachholderſträuche, Thymian und Lavendel bedecken den Boden, und macht einen außerordentlichen Eindruck auf den Beſchauer*). An die untern Bogen dieſer Waſſerleitung hat man in der Mitte des 18ten Jahrh. eine ſchöne ſteinerne Brücke über den Gard erbaut, deren Bogen und Pfeiler völlig ſo hoch, breit und ſchön als die der unterſten Römiſchen Bogenreihe ſind, auf welche ſie ſo genau paſſen, daß man glaubt, die unterſte Römiſche Bogenreihe wäre urſprünglich doppelt ſo breit gemacht worden.

Avignon, eine ziemlich große Stadt des ſüdlichen Frankreichs, in einer ſchönen fruchtbaren Ebene, am Fuße eines iſolirten, aus der Ebene ſenkrecht ſich erhebenden Kalkfelſens und an dem Rhone gelegen, war von 1348 bis 1790, in welchem Jahre es mit Frankreich vereinigt wurde, eine Beſitzung der Päbſte, und in dem vormaligen päbſtlichen Pallaſte, einem weitläufigen Gothiſchen Gebäude, das nur noch durch ſeinen Umfang merkwürdig iſt, denn nur ſeine Mauern ſtehen noch, und der Reſt deſſelben iſt in Kaſernen verwandelt, reſidirten von Clemens V. bis Gregor XI. ſieben Päbſte von 1308 bis 1376; ſpäter wohnten einige Neben=

---

*) Rouſſeau ſagt von dieſem Werke in ſ. Bekenntniſſen: „dieſe Waſſerleitung war, ſeit dem ich auf der Erde bin, der einzige Gegenſtand, den ich nicht unter meiner Erwartung fand.“ Ein deutſcher Reiſender bricht beim Anblick dieſes Werks in folgende Worte aus: „Man verſinkt in ſich ſelbſt, wenn man dies ungeheure Werk ſo vor ſich da ſtehen ſieht. Was iſt der Vatikan, das Pantheon, die Weſtmünſterabtei gegen dieſen Bau Agrippas, der nun 2000 Jahre bald da ſteht in voller Pracht und in ſtetem Kampfe mit allen Elementen der Natur und mit allen Vandalen von 20 Jahrhunderten!“

päbſte hier und die Vicelegaten der Päbſte. Nirgends ſind wohl die Wirkungen der Revolution und der Jakobinerzeit blutiger und ſchrecklicher geweſen, als in Avignon. Die Klöſter, Kirchen und Kapellen, die, während der Sitz der Päbſte hier war, mit Pracht erbaut worden waren und mit ihren Kirchhöfen und Gärten faſt den dritten Theil der Stadt einnahmen, ſind ſo wie alle Monumente, die ſich darin befanden, zerſtört worden, und nur wenige Kirchen haben die revolutionäre Zerſtörung überlebt.

Uebrigens iſt Avignon von einer düſtern altmodiſchen Bauart und mit einer ſchönen Mauer umgeben, wie man ſchwerlich eine ziernlichere und beſſer erhaltene aus den Zeiten des Mittelalters herrührende bei irgend einer andern Stadt Europas finden wird. Sie iſt von kleinen, ſo genau zuſammengefügten Quaderſteinen erbaut, daß man meinen ſollte, die ganze Mauer beſtände aus einem einzigen Stücke.

In der Gegend von Avignon, öſtlich davon liegt das romantiſche Felſenthal Vaucluſe (Vallis clauſa) mit dem gleichnamigen Dörfchen, über welchem ſich auf einem hohen Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes erheben. Je weiter man in dieſem Felſenthale vordringt, deſto enger und deſto furchtbarer wird es durch ſeine ſchroff ſich erhebenden Felſenmauern und Felſenthürme. Man gelangt endlich da, wo das Thal durch unerſteigliche Felſen geſchloſſen iſt, die hier einen Halbzirkel bilden, zu der Quelle Vaucluſe, die aus einer Felſenhöhle entſpringt, durch deren Oeffnung man, bei niedrigem Waſſerſtande im Sommer, auf einem engen beſchwerlichen Fußſteige hinunterſteigen kann und dann ein großes Waſſerbecken ſieht, deſſen Waſſer ungemein klar, rein und tief iſt. Dieſe Quelle wird oft von Reiſenden beſucht, und in der Nähe derſelben hat man eine etwa 50 F. hohe ſchöne Säule aus Sandſtein dem Andenken Petrarcas errichtet. Dieſer berühmte Dichter, 1304 zu Arezzo in Toscana geboren und 1374 zu Arqua bei Padua (im jetzigen Lombard. Venezianiſchen Königreiche) geſtorben, ließ ſich im Thale Vaucluſe nieder und führte ein einſiedleriſches Leben, indem er hier mehrere ſeiner Schriften verfertigte. Man zeigt noch den Platz, wo ſeine einfaches Wohnhaus ſtand, von dem jedoch keine Spur mehr vorhanden iſt.

Marſeille, die Hauptſtadt der altfranzöſiſchen Landſchaft Provence und in Hinſicht der Volksmenge die dritte Stadt Frankreichs, liegt in Form eines Halbmondes um eine Bai des Mittelländiſchen Meeres herum, in einer lachenden Ebene, die nur auf der Weſtſeite gegen das Meer geöffnet iſt, auf den übrigen Seiten aber von einem Halbzirkel von felſigen, kahlen, hohen Bergen umgeben wird, die vorzüglich gegen O. ſich in weiter Ferne hinziehen und an ihren Abhängen mit Windmühlen und zahlloſen Landhäuſern oder Baſtiden überdeckt ſind. Auf den Reiſenden, der Marſeille betritt, macht dieſe große, herrliche Seeſtadt einen ſo mächtigen Eindruck, wie keine von den übrigen Städten Frankreichs.

Ihre maleriſche Lage zwiſchen dem Meere und dem Halbkreis von Bergen, umgeben von zahlloſen Mandelbaum- und Olivengärten, die langen überaus ſchönen und regelmäßigen Straßen, ihre faſt durchgehends ſehr hohen und ſtattlichen Gebäude, die ungeheure Maſſe der modernen Kaffeehäuſer, der Hotels, der Waarenbuden, der prachtvollen Kaufläden, in denen alle Schätze der Welt zur Schau ſtehen, endlich das betäubende Gewühl und Leben des Hafens geben ein Bild, von dem niemand ſich ein Begriff machen kann, der nicht ſchon eine ähnliche große Handelsſtadt geſehen hat. In Hinſicht der Bauart iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der Alt- und Neuſtadt; die Altſtadt, der bevölkertſte Theil von Marſeille hat enge, winkliche, ſchlecht gepflaſterte und meiſtens mit unanſehnlichen Häuſern beſetzte Straßen.

Die Neuſtadt gehört zu den ſchönſten Städten Frankreichs; ihre breiten, ſchnurgeraden, gut gepflaſterten, mit Trottoirs verſehenen und mit ſchönen freundlichen Häuſern beſetzten Straßen ſetzen den Fremden in Erſtaunen. Sie macht etwa ⅗ der Stadt aus, und breitet ſich auf der Oſt- und Südſeite des Hafens aus. Tritt man durch das Thor von Aix in dieſelbe, ſo gelangt man ſogleich auf den Cours, der in Verbindung mit dem Hafen die Altſtadt von der Neuſtadt ſcheidet und eine mit prächtigen Baumreihen und den ſchönſten Gebäuden geſchmückte Straße iſt, die, wo die Bäume aufhören, den Namen rue de Rome erhält und ſich unter dieſem Namen auf der entgegengeſetzten ſüdlichen Seite der Neuſtadt beim Römiſchen Thore endigt. Mit der rue de Rome iſt der Cours 5000 F. oder etwa ½ Stunde lang und wimmelt immer von Menſchen. Der Hafen von Marſeille iſt einer der ſicherſten und bequemſten des Mittelländiſchen Meeres. Nur bedarf er der öftern Reinigung von dem häufig ſich ſammelnden Schlamme. Er bildet ein 2700 F. langes und 780 F. breites, längliches Viereck und kann 900 Schiffe faſſen. Schöne Kais ziehen ſich in Hufeiſenform um den Hafen herum, welcher in Friedenszeiten der Sammelplatz von Schiffen aller Nationen Europas iſt. Im J. 1832 liefen 7440 Schiffe ein und 6975 aus. Der Handel iſt nämlich hier ſo beträchtlich, daß der Werth der jährlichen Ausfuhr auf 20 Mill. Thlr. ſteigt. Die hieſigen Seifenfabriken liefern jährlich an 600,000 Ctr. Seife, und ſetzen jährlich durch ihren ausgebreiteten Abſatz ein Kapital von mehr als 5 Mill. Thlr. in Umlauf. Bemerkenswerth iſt die ungeheure Menge von Landhäuſern oder Baſtiden, welche um die Stadt her liegen. Ihre Zahl ſteigt auf mehr als 5000. Kein nur ein wenig bemittelter Marſeiller könnte ohne Baſtide ſeyn; ſelbſt der Handwerksmann hat ein Hüttchen vor der Stadt, das er ſeine Baſtide nennt. Man begiebt ſich am Sonnabend Abends auf ſeine Baſtide, bringt den Sonntag daſelbſt mit guten Freunden zu, und kehrt am Montage früh wieder nach der Stadt zurück. Wenn man von der

Höhe, die man von Aix kommend paſſirt, die unglaubliche Menge Baſtiden vom blendendſten Weiß, mitten unter Pflanzungen von Oel- und Mandelbäumen in der Nähe der Stadt und an den Abhängen der ſie umgebenden Felſenberge zerſtreut erblickt, ſo glaubt man einen Engliſchen, mit unzähligen kleinen zierlichen Gebäuden angefüllten Garten oder eine zweite mit Bäumen untermiſchte Stadt zu ſehen. So eine bewundernswürdige Wirkung aber dieſe zahlloſen Baſtiden von Weitem machen, ſo wenig ſchön ſind die meiſten in der Nähe, da der größte Theil derſelben einer grünen ſchattigen Umgebung entbehrt. — Marſeille iſt die älteſte Stadt Frankreichs und wurde etwa 600 J. vor Chriſti Geburt von den Phokäern (einem Griechiſchen Volksſtamme) angelegt. Sie führte den Namen Maſſilia, und wurde von Julius Cäſar, nach einer höchſt merkwürdigen Belagerung, die er in ſeinen Commentaren beſchreibt, erobert.

Südöſtlich von Marſeille liegt die berühmte Seeſtadt und Feſtung Toulon, an einem Buſen des Mittelländiſchen Meeres und auf der Landſeite von einer hohen Felſenkette umſchloſſen, an deren niedern Abhängen man zahlreiche und ſchöne Landhäuſer, Mandel- und Olivenbäume und Rebenpflanzungen erblickt. Die größten Merkwürdigkeiten Toulons ſind ſein Kriegshafen und ſein Arſenal.

Der Kriegshafen dient der ganzen Franzöſiſchen Flotte des Mittelländiſchen Meeres zur Station, indem ſie hier vor jedem feindlichen Angriffe geſichert iſt. Von hier ging 1798 die große Expedition der Franzoſen nach Aegypten unter Napoleon und 1830 die noch größere nach Algier aus. Das große Seearſenal, für ſich gleichſam eine Stadt bildend, kommt dem Umfange des übrigen Toulon faſt gleich, und beſteht aus verſchiedenen Reihen von Magazinen, Kriegsvorrathshäuſern, Werkſtätten und Arbeitsplätzen, in deren Mitte ſich ein von Menſchenhänden gegrabenes Baſſin mit der Schiffsdocke zur Ausbeſſerung der Schiffe befindet. Bei allen ſchweren Arbeiten im Arſenal iſt ein Heer von Galeerenſklaven beſchäftigt, Verbrecher, die zur Strafe hier arbeiten müſſen, und davon immer zwei an einer Kette zuſammen geſchloſſen ſind. Die Zahl dieſer Unglücklichen beträgt 4000 bis 4500. Bagnos heißen die großen Säle, worin ſie verwahrt werden, und wo die gröbſten Verbrecher an eine Stelle gefeſſelt ſich befinden, doch ſo, daß keine ihrer Bewegungen gehindert iſt. Die Galeerenſklaven tragen eine eigene ſie auszeichnende Kleidung, die vorzüglich in einem ziegelrothen Rock beſteht. In ihren Schlafſälen liegen ſie des Nachts auf dem harten Holze, ein langer, feſter, mit Wolle gefüllter Sack iſt ihr Kopfkiſſen und mit den Füßen ſind ſie an eine eiſerne Stange gefeſſelt. Doch iſt ſeit 1830 in der Behandlung dieſer Unglücklichen, deren Zahl hier ſtets im Zunehmen iſt, zu Gunſten der Menſchlichkeit eine große Veränderung

eingetreten, indem namentlich die körperlichen Züchtigungen mit Peitſchenhieben ganz verſchwunden ſind. Es iſt ein erſchütternder, grauſenhafter Anblick, dies ziegelrothe Heer von Sträflingen unter entſetzlichem Kettengeraſſel zur Arbeit ausrücken zu ſehen. An der grünen Mütze erkennt man diejenigen, die für ihre ganze Lebenszeit verdammt ſind.

Unweit der Küſte, in der Nähe von Italien liegt die kleine Inſel oder Felſenklippe Sainte Marguerite mit einem Fort, worin unter Ludwig XIV. der in der Geſchichte bekannte Mann mit der eiſernen Maske gefangen ſaß. Gewöhnlich hält man ihn für einen Bruder Ludwigs XIV. Dieſer König ließ ihn ganz insgeheim 1661 hierher bringen, wo er im Fort ein kleines Zimmer bewohnte, deſſen einziges Fenſter mit dreifachen eiſernen Stangen verwahrt war. Den Kommandanten, der ihn zuweilen beſuchte, und den Gefangenwärter abgerechnet, der ihm ſeine Nahrung brachte, war ihm jede Berührung mit der Außenwelt verſagt. Er war von hohem, erhabenen Wuchſe, ſchön geſtaltet und reich gekleidet. Seine Geſichtszüge konnte man nicht erkennen, denn ſein Antlitz war mit einer ſammtnen Maske bedeckt, die mit einem Kinnbacken von Stahl ſo befeſtigt war, daß er eſſen konnte, und dieſe Maske durfte er bloß zur Nachtzeit ablegen. Bis 1691, alſo 30 Jahre wurde er hier gefangen gehalten, worauf er in die Baſtille nach Paris gebracht wurde, bis er 1704 daſelbſt, nach einer Krankheit von wenigen Stunden ſtarb.

Corſica. Dieſe 23 M. lange und 10 M. breite Inſel kam 806 an die Genueſer, welchen 850 die Sarazenen ſie abnahmen und ſie bis 1020 behielten, worauf ſie von den Piſanern und 1285 wieder von den Genueſen eingenommen wurde, die in Einem fort die Empörungen der Corſen zu bekämpfen hatten und daher 1768 Corſica an Frankreich abtraten; dem es jedoch erſt 1769, und zwar mit großen Koſten und vielem Menſchenverluſte, gelang, ſich dieſe Inſel zu unterwerfen. — Zu Ajaccio, der Hauptſtadt der Inſel wurde am 15. Auguſt 1769 Napoleon Buonaparte, einer der größten Männer der neuern Zeiten geboren. Seine erſte Bildung erhielt er in der Militärſchule zu Brienne in Frankreich. Er ward Lieutenant bei einem Franzöſiſchen Artillerieregimente. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte bei der Belagerung von Toulon, in deſſen Beſitz 1793 die Engländer durch Verrath gelangt waren, die er als Bataillonschef leitete, ward er am Tage der Eroberung Toulon's zum Brigadegeneral der Artillerie der Italieniſchen Armee ernannt. Hernach lebte er eine Zeitlang in Paris ohne Anſtellung und in Vergeſſenheit. Nachdem er jedoch 1795 an dem Direktor Barras einen Gönner gefunden und die reiche Wittwe des Generals Beauharnois, Joſephine geheirathet hatte, von der die Welt ſagte, daß ſie die Geliebte Barras ſey, ward er kaum 26 Jahr alt, General en chef der Italieniſchen

Armee, verrichtete die glänzendſten Kriegsthaten gegen die vereinigten Oeſterreicher und Sardinier, und drang, nach der Eroberung Mantuas, in die Oeſterreichiſch-Deutſchen Lande ein. Das Reſultat ſeiner Siege war der am 17. Oktober zu Campo formio abgeſchloſſene für Frankreich vortheilhafte Frieden. 1798 ging er mit einer großen Flotte und Armee nach Aegypten unter Segel und eroberte Malta und Aegypten. Als er hier Nachricht von dem traurigen Zuſtande erhielt, worin ſich Frankreich als Republik befand, ſchiffte er ſich heimlich ein und kam 1799 unvermuthet nach Frankreich, hob die bisherige Verfaſſung der Franzöſiſchen Republik auf und ſtellte ſich als erſter Conſul an die Spitze der Regierung, eroberte durch die Schlacht bei Marengo 1800 Italien wieder und nöthigte durch ſeine Siege Oeſterreich zum Frieden von Luneville 1801. Frei von äußern Feinden wendete er nun ſeine Sorge auf das Innere Frankreichs und erwarb ſich auch hierin große Verdienſte. 1804 ward er zum Erbkaiſer der Franzoſen und im folgenden Jahre zum König von Italien ernannt, und vergrößerte Frankreich immer mehr durch dazu geſchlagene Länder. Jetzt wollte er die beabſichtigte Landung in England ausführen, wozu bei Boulogne ſich ein Heer verſammelt befand. Allein ein neu entſtandener Krieg gegen Oeſterreich, mit dem ſich Rußland verbunden hatte, nöthigte ihn, dies Vorhaben aufzugeben. Die großen Siege bei Ulm und Auſterlitz machten dieſem Kriege bald ein Ende und durch den zu Preßburg geſchloſſenen Frieden gewann Frankreich abermals an Macht ſo wie durch den Tilſiter Frieden 1807, der den mit Preußen und Rußland 1806 und 1807 geführten für Napoleon wieder ſehr glorreichen Krieg beendigte. Immer mehr ging nun Napoleon auf die Ausführung des Plans der Welteroberung aus, fiel in Spanien ein und nöthigte den König Ferdinand VII. der Krone zu entſagen. 1809 entbrannte aufs neue ein Krieg mit Oeſterreich, der gleichfalls glücklich für Frankreich endigte, und dem der Friede von Wien folgte. 1810 ſchied Napoleon ſich von ſeiner Gemahlin Joſephine und vermählte ſich mit Maria Louiſe, Tochter des Kaiſers von Oeſterreich. Jetzt befand er ſich auf der höchſten Stufe des Glücks und der Macht, indem er ſein Reich aufs Neue durch Holland und Deutſche Länder vergrößert hatte. Allein der 1812 mit Rußland begonnene Krieg, in dem er bis Moskau vordrang, nahm zuletzt einen verderblichen Ausgang für ihn, ſo daß die Ruſſen, mit welchen ſich nun Preußen und Oeſterreich verbanden, in das Innere Deutſchlands vorrückten. Zwar lächelte das Glück eine kurze Zeit wieder Napoleon, aber um ihn bald darauf in der Völkerſchlacht bei Leipzig 1813 gänzlich zu verlaſſen. Die verbündeten Ruſſen, Preußen, Oeſterreicher und Schweden, mit welchen ſich das ganze übrige Deutſchland, Holland und England vereinigt hatten, drangen in Frankreich ſelbſt ein und eroberten 1814 Paris, worauf Napoleon

gezwungen wurde, dem Throne zu entſagen und ſich mit dem Beſitze der kleinen Inſel Elba zu begnügen. 1815 erſchien er unvermuthet wieder in Frankreich, verjagte den König Ludwig XVIII. und machte ſich zum Herrn ganz Frankreichs. Doch die entſcheidende Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo den 18. Junius 1815 vernichtete ſeine Armee, und Napoleon mußte abermals abdanken. Er wurde nunmehr auf die einſame Inſel St. Helena in Afrika gebracht, wo er bis 1821 als Staatsgefangener lebte und in demſelben Jahre den 5. Mai ſtarb.

Brittiſches Reich.

Die älteſten bekannten Einwohner Englands und Schottlands, welche beide Länder Anfangs Albion, dann Britannia hießen, und wovon England ſchon 1000 Jahre vor Chriſti Geburt den Phöniziern als Zinn-Inſel bekannt geweſen ſeyn ſoll, nannten ſich ſelbſt Galen, Gaëlen und hatten mit den Galliern einerlei Celtiſchen Urſprung. Von den Kymren, einem Volke Belgiſcher Abſtammung, die über den Kanal in die Zinn-Inſel kamen und ſich in dem ſüdlichen Theile derſelben feſtſetzten, gedrängt, hatten die Galen ihre Zuflucht in die nördlichen Gebirge Schottlands genommen, von wo ſie auch nach Hibernia oder Ireland übergingen. Zum erſtenmal kam Britannien mit den Römern, zur Zeit des Julius Cäſars in Berührung, indem derſelbe, etwa 60 Jahre vor Chriſti Geburt daſelbſt landete. Doch gelang es den Römern erſt in der Mitte des 1ſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, den ſüdlichen von Kymren bewohnten Theil Britanniens ihrer Herrſchaft zu unterwerfen; während in dem nördlichen Theile, den die Römer Caledonia nannten, die Galen ſich frei vom Römiſchen Joche erhielten, ja ſogar häufige Einfälle in die Römiſche Provinz Britanniens machten. Die Römer führten daher zum Schutz gegen dieſe wilden Völker, welche von den Römern, wegen ihrer bemalten Hautfarbe Pikten, auch Skoten genannt wurden, von einem Meere zum andern einen Wall auf, den ſogenannten Piktenwall, von dem noch anſehnliche Ueberreſte vorhanden ſind. Allein mit dem Verfalle des Römiſchen Reichs ſchützte auch dieſer Wall nicht mehr, daher die Südbritannier in der Mitte des 5ten Jahrhunderts die Angelſachſen (ein aus Sachſen, Angeln oder Anglen und Jüten beſtehendes kriegeriſches Volk) zur Hülfe aufforderten, welche dieſe leiſteten, aber ſich zugleich auch zu Herren der Britannier machten und hier 7 einzelne Sächſiſche Reiche errichteten. Von dieſen bekam nun Britannien den Namen Angeln-Land oder England. Ein Theil der alten Britten flüchtete ſich in die Gebirge von Wales, ein Theil ging auf die Küſte Frankreichs über, und gab ihr den Namen der Bretagne. Im Jahre 827 vereinigte König Eg-

bert die 7 Angelſächſiſchen kleinen Reiche zu Einem Königreiche und nannte ſich zuerſt König von England. Bald aber kamen die Normänner aus Dänemark nach England, und die Sachſen, unter denen ſchon zu Ende des 6ten Jahrhunderts das Chriſtenthum verbreitet worden war, wurden von ihnen unterjocht. Doch dauerte dieſe Herrſchaft der Dänen nicht lange; denn Eduard mit dem Beinamen der Bekenner, aus dem alten Sächſiſchen Hauſe ſchwang ſich 1092 wieder auf den Thron, ſtarb aber ohne Erben. Da landete Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, und ſetzte ſich in Englands Beſitz. Mit Heinrich I. (reg. 1100—1135) ſtarb das Haus Wilhelm des Normannen aus, und durch ſeine Tochter Mathilde, die an einen Herzog von Anjou vermählt war, gelangte mit Heinrich II. 1154 das Haus Anjou auf den Engliſchen Thron, indem Irland auch im J. 1172 von dieſem Könige erobert wurde. Unter ſeinem Nachfolger, dem ſchwachen Johann, mit dem Beinamen „ohne Land" erwarben ſich 1216 die Engländer das erſte Grundgeſetz ihrer Verfaſſung die Magna charta, die unter Heinrich III. noch mehr ausgebildet wurde. 1284 ward Wales mit England vereinigt; auch eroberte Eduard III. (reg. 1327—1377) einen beträchtlichen Theil Frankreichs, und nahm den Titel König von Frankreich an, wodurch zwiſchen beiden Ländern ein 100jähriger Erbfolgekrieg entſtand. Mit Eduard IV. kam 1460 das Haus York auf den Thron. Eduard VI. verbreitete die Reformation in England. Nach dem Tode der berühmten Königin Eliſabeth, welche den Grund zu dem Handel, Gewerben und Seemacht Englands legte, begann mit Jakob I., Könige von Schottland, 1603 die Regierung des Hauſes Stuart, wodurch England und Schottland Einen Herrn bekamen. Jakobs Nachfolger, der unglückliche Karl I., wurde, da er ſich gewaltſame Eingriffe in die Rechte des Volks erlaubte, enthauptet, und es regierte nun als Protektor bis 1658 der bekannte Cromwell, worauf noch zwei Stuarts als Könige folgten, deren deſpotiſche Regierung die Folge hatte, daß das Volk Wilhelm von Oranien, den Gemahl von Maria, einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Stuart, auf den Thron rief. Mit Anna, einer Schweſter Marias, unter deren Regierung England und Schottland zu einem Reiche unter Einem Parlamente vereinigt wurden, ſtarb das Haus Stuart auf dem Engliſchen Throne aus. Nun wandte das Parlament ſeine Augen auf das Haus Braunſchweig-Lüneburg, und wählte 1714 den Kurfürſten von Hannover, als den nächſten proteſtantiſchen Verwandten, unter dem Namen Georg I. zum König. Unter der Regierung dieſes Hauſes, aus dem auch der gegenwärtige König+) ſtammt, wurde 1801 Irland mit Großbritannien zu Einem Reiche und Parlamente vereinigt und überhaupt hat unter demſelben das Brittiſche Reich ſeine meiſten Kolonien, beſonders das ſo reiche

+) vid. pag. 1040, b.

und bevölkerte Oſtindien, welches jetzt faſt ganz dem Brittiſchen Szepter gehorcht, ſeinen unermeßlichen Handel, ſeine erſtaunenswürdige Induſtrie und ſeine Macht zur See und großen politiſchen Einfluß erlangt, und kein anderer Staat in Europa hat ſo große Einkünfte, aber auch keiner ſo große Staatsſchulden. Doch gingen 1783 die blühenden Kolonien in Nordamerika verloren, jetzt bekannt unter dem Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und Irland befindet ſich gegenwärtig in einem furchtbaren Zuſtande der Aufregung, und drohet, ſich von der Union loszureißen.

Kein Land in Europa hat ſo viele und ſo prachtvolle Kanäle. Mehrere derſelben gelten mit Recht für Meiſterwerke der Waſſerbaukunſt. 1824 ſchon berechnete man die Länge ſämmtlicher Kanäle in England, Schottland und Irland auf 640 geogr. Meilen und ihr Bau hatte bis zu dem genannten Jahre die Summe von 175 Millionen Rthlr. erfordert. Dieſe Kanäle ſind zur innern Verbindung des Landes angelegt, wodurch die Hauptſtröme und die vier größten Handelsſtädte Englands: London, Liverpool, Briſtol und Hull mit einander und mit den vorzüglichſten Städten des Innern in Verbindung ſtehen, ungeachtet der ſie trennenden Bergketten. Faſt alle dieſe rieſenhaften Arbeiten ſind von Privatperſonen und ohne Mitwirken der Regierung unternommen und vollführt worden. Wir beſchreiben von dieſen Kanälen nur zwei, nämlich den Bridgewaterſchen und Caledoniſchen Kanal. Der Bridgewaterſche Kanal befindet ſich in England und hat ſeinen Namen von einem Herzoge von Bridgewater, der 1759 die Anlegung dieſes Kanales, durch den berühmten Ingenieur und Mechaniker Brindley machen ließ. 1763 ward der Kanal bereits befahren, erhielt aber erſt 1772 ſeine ganze Vollendung, und iſt 6½ Meile lang und trägt Kähne von 120 Ctr. Er ward zum Behuf des wohlfeilern Steinkohlen-Transports nach Mancheſter und Liverpool gebaut, indem er bei Worsley-Mill, 3 St. weſtlich von Mancheſter beginnt. Um die Förderung der Steinkohlen und das Einladen derſelben zu erleichtern, nimmt er ſeinen Anfang unter der Erde im Innern der Steinkohlen-Bergwerke von Worsley-Mill, und zwar am Fuße eines felſigen Berges, in einer Tiefe von 40 bis 110 F. unter der ungleichen Oberfläche deſſelben. Es iſt zu dem Ende ein großes Gewölbe in dieſen Berg eingehauen. Zuerſt geht der Kanal 5220 F. lang unter der Erde bis zu den Steinkohlengruben, die dem Herzoge gehören. Ein bedeutender Theil dieſer Aushöhlung läuft durch harte Felſen, an andern Stellen iſt das Gewölbe mit Steinen ausgemauert. Nach dem Gipfel des Berges ſteigen Röhren oder Schachte empor, von welchen einige über 110 F. hoch ſind. Vor dem Anfange der unterirdiſchen Einfahrt iſt ein Baſſin, worin eine Menge von Booten liegt. An den Bord des Fahrzeuges, das dieſe unterirdiſche Fahrt macht,

werden zu beiden Seiten Lichter befeſtigt. Ein Reiſender, der dieſe Fahrt machte, brachte die Zeit von 9 Uhr des Morgens bis halb 12 Mittags zu, bis er wieder an das Tageslicht gelangte. Wo der Kanal über der Erde geht, iſt er bei Barton-Bridge quer über den 130 Fuß breiten ſchiffbaren Fluß Irwel und ſein 600 F. weites Thal, in gleichem Niveau mit Worsley-Mill, 45 F. hoch, mittelſt einer von Bogen getragenen Waſſerleitung geführt, ſo daß die größten Flußſchiffe unter demſelben wegſegeln können, ohne die Maſten niederlegen zu dürfen.

Der Caledoniſche Kanal, welcher in Schottland iſt, beginnt an dem im W. mit dem Meere verbundenen Eil See, wo das Fort William ſteht, geht durch die drei Seen Lochy, Oich und Neß, und reicht bis zu dem mit dem Murray-Frith verbundenen See Beauly, wo Inverneß liegt. Die dieſe Seen unter einander und mit den beiden Meeren (der Nordſee und dem Atlantiſchen) verbindenden Kanäle haben eine Tiefe von 23 F., ſo daß ſie den Durchgang aller Kauffahrteiſchiffe und ſelbſt der Fregatten von 32 Kanonen möglich machen. An beiden Enden des Kanales, der mit Inbegriff der Flüſſe und Seen 12 oder nach Andern 15 M. lang iſt, ſind weitläuftige Baſſins angelegt, worin Flotten von Schiffen liegen können. Dieſer Kanal wurde auf Koſten des Staates, mit einem Aufwande von faſt 7 Millionen Rthlr. erbaut und 1822 für die Schifffahrt eröffnet.

Der Loch (See) Lomond, nordweſtlich von Glasgow, in Schottland, iſt 5 M. lang, bis 2 M. breit und 400 bis 600 F. tief, und mit 30 Inſeln bedeckt, wovon die größte 1 St. lang und ½ M. breit iſt und viele Rehe ernährt. Am öſtlichen Geſtade dieſes Sees zieht der 3200 F. hohe Berg Benlomond 2 St. lang ſich hin, deſſen Gipfel man von ſeinem Fuße in 3 Stunden erſteigen kann, und von dem die Ausſicht über alle Vorſtellung groß und erhaben iſt. Man ſieht theils die reichen und ſchönen Ebenen Schottlands, theils das Atlantiſche Meer, und zu ſeinen Füßen hat man den herrlichen See. Fern am Horizont ſteigen die Geſtade Irelands und der Inſel Man wolkenähnlich empor und verſchmelzen kaum noch unterſcheidbar mit dem Firmamente. Fürchterlich erhaben iſt die Ausſicht gegen N. nach dem Hochlande. So weit das ſtaunende Auge nur ſtreifen kann, ſieht man Berge über Berge in den wunderbarſten Formen hinter einander in die Wolken ſtreben.

Das Grampian-Gebirge bedeckt faſt ganz Mittelſchottland, macht zwiſchen dem Hoch- und Niederlande eine natürliche Scheidewand, und zieht ſich nördlich bis an den Caledoniſchen Kanal, auf deſſen Nordſeite ſich dann das Schottiſche Hochgebirge erhebt, ein wildes, felſiges, ſtark bewaldetes Gebirge, das durch die ganzen Schottiſchen Hochlande bis zum Meere fortzieht, dann unter das Meer taucht und felſig und ſteil mit den Ork-

ney= und Shetlands=Inſeln fortſetzt. Die Ausſicht von den Bergen dieſes Gebirges, die ſich wenig über 4000 F. erheben, ſoll nach der Verſicherung aller Reiſenden, prachtvoll ſeyn und noch die in der Schweiz übertreffen; weil ſie ſich, außer dem Grauſen erregenden Anblick des Hochlandes, auch noch von einem Meere über das andere und über die Inſeln erſtreckt, welche ſich erſt in einer Entfernung von 15 M. am Horizonte verlieren. Von den hohen Bergen ſehen der alten Pikten und Skoten Burgen in Trümmern in die Thäler herab, und drängen dem Fremdling den Gedanken auf: was für ein Leben mag ſich einſt in dieſer Wildniß hier geregt haben?

Rieſendamm (*Giants=Cauſeway*), ein aus hohen ſenkrecht ſtehenden Baſaltſäulen gebildeter Damm an der Küſte der Grafſchaft Antrim im nordöſtlichen Theile Irelands, erſtreckt ſich über 200 F. weit in das Meer und unter demſelben, wie man vermuthet, bis zur gegenüberliegenden Schottiſchen Inſel *Staffa*. Bei der Ebbe ſieht man deutlich die Pfeiler unter dem Waſſer hinlaufen. Die Breite des Rieſendammes beträgt 100 bis 160 F. In geſchloſſenen Reihen ſtehen hier Pfeiler an Pfeiler, und neben einander ſo dicht, daß man mit keinem Meſſer hindurch kann, und ſo regelmäßig und künſtlich gebildet, daß man es der rohen Vorzeit nicht verdenken darf, wenn ſie dieſen Bau den Rieſen zuſchrieb. Die regelmäßigſten Pfeiler ſtehen auf der Weſtſeite und bilden viele Stufen, die treppenartig an Höhe abnehmen. Die meiſten ſind 5= bis 6=, mehrere auch 7=, 8= und 9eckig. Die höchſten Pfeiler ſind auf der Oſtſeite, wo ſich mehrere von 30 (einer ſogar von 38) Gliedern und von eben ſo viel Fuß Höhe befinden. Dieſe Glieder oder Gelenke, die 8 bis 20 Zoll im Durchmeſſer haben, ſpringen durch einen einzigen Hammerſchlag leicht ab, und zwar ſo ſchön und rein, daß ſie meiſtens wieder genau in einander gefügt werden können. Wenn ein Gelenk von dem Pfeiler abgeſchlagen wird, ſo iſt das eine Stück in der Mitte hohl, das andere gewölbt. Jedes Glied wiegt etwa einen Centner.

Der *Häring*, dieſer ſo allgemein bekannte und häufig zur Nahrung des Menſchen dienende Fiſch, hält ſich in der Oſt= und Nordſee und überhaupt in dem Atlantiſchen Meere auf, wo er von Waſſerinſekten und Seegewürm, Fiſchbrut, beſonders aber von einer kleinen Art Krabben lebt, die in ungeheurer Menge in den nördlichen Meeren ſich finden. Sie laichen gern wieder an dem Orte, wo ſie im vorigen Jahre gelaicht haben und kommen auch gern wieder dahin, wo ſie ins Leben traten. Dieſer Trieb, nicht aber die Furcht vor den Wallfiſchen, wie man ſonſt glaubte, lockt ſie an ſolche Stellen, und ſie erſcheinen dann in ungeheuren Zügen. Sonſt glaubte man auch, daß ſie jährlich aus dem Eismeere nach dem nördlichen Europa und Amerika zögen und wieder da=

hin zurückkehrten. Allein jetzt hält man dies für unrichtig; denn der Häring ſoll gar nicht im Eismeere einheimiſch ſeyn und wird auch in manchen Gegenden der Europäiſchen Meere zu jeder Jahreszeit gefangen. Auch macht die erſtaunliche Weite des Weges dieſe Züge unwahrſcheinlich, da er, nach jener alten Erzählung, vom Frühjahr bis zum Herbſte einige 1000 Meilen zurücklegen müßte. Eben ſo wenig hat man die Häringe jemals in ihre vorgegebene Heimath (das Eismeer) zurückkehren ſehen, ſondern ſie verſchwinden zu gewiſſen Zeiten plötzlich, und gehen alſo vermuthlich nur in die Tiefe des Meeres, aus der ſie zum Laichen, wie manche andere Fiſche, an die Küſten und flachen Stellen heraufgekommen waren. Die Menge ihres Laichs iſt ſehr groß. Ein Häring, der 1¼ Pfd. ſchwer war, hatte über 68,000 Eierchen; daher vermehren ſich die Häringe außerordentlich. Ungeachtet der unbeſchreiblich großen Menge, die jährlich von Menſchen gefangen oder auch von andern Thieren, beſonders dem Nordkaper, der ſie bei Tauſenden verſchlingt, verzehrt werden, kommen jene unermeßlichen Schaaren alle Jahre wieder aus dem Schooße des Meeres hervor. Allein dieſer erſtaunliche Ueberfluß würde ohne die Erfindung des Einſalzens wenig nützen. Deſto ſchätzbarer muß der Nachwelt das Andenken des Mannes ſein, der dieſes Verdienſt ſich erwarb. Die meiſten Nachrichten ſchreiben dieſe Ehre dem Wilhelm von Beukelszoon von Bierfliet in Flandern zu, der 1416 dieſe Entdeckung machte, welche ſeine Landsleute benutzten und vervollkommneten. Viele Europäiſche Nationen beſchäftigen ſich mit der Häringsfiſcherei, namentlich die Holländer, Britten, Schweden, Dänen, Norweger, Franzoſen, Preußen ꝛc. Am ſtärkſten jedoch treiben die Holländer den Häringsfang, und ſie ſind auch noch immer im Beſitze des Vorzugs, die beſten und ſchmackhafteſten Häringe zu liefern. Der Häringsfang findet vom Junius bis Mitte Januars Statt, weil in dieſer Zeit die ziehenden Häringe am fetteſten ſind. Daher iſt es den Holländern bei harter Strafe von ihrer Obrigkeit verboten, das Häringsnetz vor dem 25. Junius auszuwerfen, und die Maſchen ihrer Netze ſind von einer vorgeſchriebenen Größe, damit ſie die junge Brut durchlaſſen. Die Holländiſchen Netze müſſen nach der Verordnung 5 bis 600 Klafter lang ſeyn und 50 bis 55 Theile oder Wände haben. An die dem ausgeſpannten Netze zunächſt liegenden Fahrzeuge werden Laternen aufgehängt, um ſo die Häringe anzulocken, die dem Lichte nachgehen; und kommen am Morgen die Schiffer, ſo können ſie oft in einem Zuge an 120,000 bis 130,000 Stück Häringe in dem Netze erhaſchen, und haben dann an 3 Stunden zu thun, bis das Netz aufgezogen und in die Höhe gewunden iſt. Das Einſalzen der Häringe geſchieht entweder ſogleich auf dem Schiffe, oder auf dem Lande, und zwar auf zweierlei Art. Die eine heißt das weiße Einſalzen, wobei die Häringe 12 bis 15 Stunden in

einer Salzlake liegen, die ſo ſtark ſein muß, daß ein Ei darin ſchwimmt. Am Lande werden ſie ausgepackt, ſchichtweiſe gelegt und mit Salz und friſcher Salzlake verſehn, und hierauf in Tonnen gepackt. Beim rothen Einſalzen bleiben die Häringe wohl 24 Stunden in der Lake liegen, dann reihet man ſie bei den Köpfen an hölzerne Spieße an, und hängt ſie in einen dazu angelegten Ofen, der 12,000 Stücke faßt. Hier werden ſie geräuchert und gedörret, und heißen ſo zubereitet Bücklinge.

Der Eidervogel oder die Eidergans ſteht in Hinſicht der Größe und der Geſtalt in der Mitte zwiſchen Gans und Ente und bewohnt die Seeküſten der nördlichen Länder z. B. Grönland, Island, Schweden, Norwegen, Schottland und hat außerordentlich weiche und elaſtiſche Federn, womit der Vogel ſein Neſt, das er gewöhnlich zwiſchen Felſen an den Küſten bauet, ausfüttert, indem er ſie ſich aus der Bruſt rupft. Wegen dieſer Federn, Dunen, Eiderdunen genannt, die theuer bezahlt werden, ſuchen die Küſtenbewohner die Neſter auf, plündern ſie von den Federn und nehmen zugleich auch die Eier, welche ſehr ſchmackhaft ſind. Oft müſſen ſie ſich dabei mit Lebensgefahr an Stricken hinablaſſen, wenn die Neſter an ſteilen Felſen ſitzen. Die Federn können dieſem Vogel dreimal, die Eier aber nur höchſtens zweimal genommen werden; geſchieht es öfter, ſo verläßt der Vogel das Neſt ganz.

Rhabarber iſt ein Gewächs, das einen 8 F. hohen Stängel treibt und eine Blüthe hat, die den Blumenbüſcheln des großen Sauerampfers gleicht. Ihre Wurzel erreicht wohl eine Schwere von 20 Pfd. und wird als eine ſehr wirkſame Medizin gebraucht. Die ächte Rhabarber iſt in der Mongolei zu Hauſe und kommt von da entweder über Canton oder Kjächta in Sibirien nach Europa. Jene heißt im Handel Chineſiſche, auch Oſtindiſche; dieſe Sibiriſche, auch Ruſſiſche und iſt beſſer als die erſtere, die oft während des Seetransports etwas verdirbt. Vielfältige in Europa, z. B. in England gemachte Verſuche, die Rhabarber hier zu erziehen, haben kein der ächten Wurzel ganz gleiches, ſondern ein an Geſchmack und Wirkung ſchwächeres Produkt geliefert.

Das Zinn iſt ein Metall, welches England beſſer und reichhaltiger als irgend ein Land in Europa gewinnt, und das ihm ſchon in den älteſten Zeiten, da es den Phöniziern bekannt wurde, den Namen der Zinn-Inſel erwarb. Cornwall iſt die Engliſche Provinz, welche die reichen Zinngruben beſitzt. Jährlich liefert jetzt England im Durchtſchnitt 93,000 Ctr. Zinn. Nächſt England giebt in Europa das Königreich Sachſen das meiſte Zinn. In Aſien erzeugen die Hinterindiſche Halbinſel Malacca und die den Niederländern gehörige bei Sumatra liegende Inſel Banka das meiſte Zinn. Dieſes Metall wird vererzt und kalkförmig gefunden. Als letzteres erſcheint es in dem Zinnſtein.

Das Waſſerblei (Molybdäna) hat eine bleigraue, metalliſche Farbe, wird zu den Metallen gerechnet, und zu groben Bleiſtiften benutzt. Statt des hier bei England erwähnten Waſſerbleis, ſollte vielmehr Reißblei, Graphit ſtehen, das man früher wegen ſeiner äußern Aehnlichkeit oft mit dem Waſſerblei verwechſelt hat. Das Reißblei wird unter die brennbaren Mineralien gerechnet, indem es im Feuer langſam verfliegt, ohne jedoch eigentlich zu verbrennen. Am ſchönſten findet es ſich in England, und zwar in Cumberland, wo daraus die beſten Bleiſtifte verfertigt werden, durch welche Fabrikation der Marktflecken Keswik berühmt iſt. In Cumberland liegt nämlich in dem Borrow dale (Borrow-Thale), das von dem Fluſſe Derwent durchfloſſen wird, ein Berg, welcher das ſchönſte Reißblei der Erde liefert. Er hat eine Höhe von 2000 F., und die jetzt bearbeitete Reißbleigrube befindet ſich in der Mitte dieſes Berges. Sobald das Reißblei gereinigt iſt, wird es in Fäßchen à 1200 Pfd. geſchlagen und verſandt. Ehemals wurde dieſe Grube nur alle 7 Jahre geöffnet, weil aber die Nachfrage ſtärker wurde, ſo wird ſie jetzt alle Jahre 6 bis 7 Wochen lang befahren. Der reine Ertrag der Mine beläuft ſich manches Jahr auf 300,000 bis 400,000 Gulden.

Die Walkererde iſt eine weiche Thonart, grünlich, ſehr oft gefleckt, gewolkt und geſtreift, fühlt ſich ſehr fettig an, zerfällt im Waſſer zu Pulver, und bildet eine breiartige Maſſe, die ſich nicht formen läßt. Sie wird zum Walken der Tücher ſtatt der Seife gebraucht, und zum Wegbringen der Fett- und Oelflecke aus Tüchern benutzt. Die Engliſche Walkererde, welche vornehmlich in der Provinz Bedford gegraben wird, und deren Ausfuhr bei Todesſtrafe verboten iſt, hält man für die beſte.

Die Engländer, die den größten Theil Englands, den ſüdlichen von Schottland und den öſtlichen von Irland bewohnen, ſind Nachkommen der alten Angeln und Sachſen, deren Deutſches Blut jedoch mit Ureinwohnern und mit Normännern, Franzoſen und Caledoniern ſich vermiſcht hat. Sie haben einen Körper, der von Gedrungenheit, Kraft und Gewandtheit zeugt, wie man im Allgemeinen kaum bei einer andern Nation findet. Schön geformte Köpfe, eine glänzend weiße Haut, regelmäßige Züge, ein friſcher Teint, und ein ſchlanker regelmäßiger Wuchs zeichnen das weibliche Geſchlecht aus. Die Hauptzüge ihres Nationalcharakters ſind Stolz auf ihre Nation und auf ihr Land, Gemeinſinn, wovon die vielen oft nur von einzelnen Privatperſonen gegründeten wohlthätigen Anſtalten zeugen, Geradheit, Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit, Großmuth, Feſtigkeit und Herzhaftigkeit. Im Anfange der Bekanntſchaft iſt der Engländer kalt, zurückhaltend, verſchloſſen; er zeigt nicht die Wärme, die Zuvorkommenheit des Franzoſen gegen den Fremden, ſondern iſt vielmehr karg mit ſchönen Worten, Komplimenten und Freundſchaftsverſicherungen, aber in

die Länge erwärmt ſich ſeine Kälte, und auf ſein Wort kann man ſich verlaſſen. Er iſt mit großer Urtheilsfähigkeit verſehen, überlegt gründlich und iſt geſchickter zu ergründen als zu entdecken. Geiſtige Bildung iſt unter den Engländern ſehr verbreitet und faſt nie hört man in Geſellſchaften jenes ſchlechte Geſchwätz, jene vorwitzigen Unverſchämtheiten, die z. B. oft bei den Franzoſen das Weſen der Unterhaltung ausmachen. Irrig iſt die Meinung, als wenn der Engländer nicht fröhlich ſey. Allerdings hat das nebelige feuchte Klima Einfluß auf ſein Temperament und erzeugt einen gewiſſen Grad von Schwermuth, den bekannten Spleen, den Hang zum Selbſtmord, woran jedoch auch Erziehung und geſellſchaftliche Einrichtungen ſchuld ſind. Die Leidenſchaften der Kinder werden nicht gezähmt, daher immer heftiger; früher Genuß und Befriedigung der Begierden werden zum erſten Lebenszwecke gemacht, und wenn dann ſpäter getäuſchter Ehrgeiz, häuslicher Unfriede, üble Laune, Schwäche und Gebrechlichkeit, oft Verarmung ſich einſtellen, ſo fällt man hier leicht auf den furchtbaren Gedanken, durch gewaltſame Mittel ſich das Leben zu nehmen. Aber bei alle dem liebt der Engländer auch Fröhlichkeit und Scherz, eben ſo gut wie der Franzoſe. In Frankreich giebt es mehr Fröhlichkeit in der äußerlichen Bezeigung, und der Franzoſe hat die glückliche Gabe, ſich zu beluſtigen ohne Luſt; der Engländer überläßt ſich dem Scherze mit eben ſo viel Vergnügen, aber nicht ſo ohne Grund. Bei dem Franzoſen kommt die Fröhlichkeit aus dem Temperamente, aus dem Blute, bei dem Engländer aus dem Gemüthe. England iſt das Vaterland des Bizarren und Sonderbaren. Das Streben ſich auszuzeichnen, iſt eine allgemein herrſchende Leidenſchaft. Die Geſetze begünſtigen den Hang zum Sonderbaren, da ſie jedem die Freiheit laſſen, nach ſeiner Laune zu handeln. Handelsgeiſt lenkt nicht nur die ganze Nation, ſondern auch die Regierung. Von allen Kriegen Englands war der öffentliche oder verborgene Bewegungsgrund nur die Ausbreitung des Handels, und kein Traktat wurde geſchloſſen, ohne ſeinem Handel Vortheile zu bringen. Alle Miniſter mögen noch ſo verſchiedene Grundſätze haben, in dieſem Punkte ſind ſie gewiß einig. Aus dieſem Handelsgeiſte fließt der überall hervorleuchtende Geiſt des Rechnens und der Ordnung. Bei einer Nation, wo der Handelsgeiſt ſo mächtig iſt und wo in Rückſicht der Lebensbedürfniſſe eine ungeheure Theurung herrſcht, und Luxus und Stolz jeden Einzelnen anſpornen, muß nothwendig der Reichthum den höchſten Werth haben; dieſer bewirkt Einfluß und Anſehen, öffnet den Weg ins Parlament und giebt Hoffnung zur Pairswürde. Dem Reichthum iſt das Verdienſt untergeordnet, und ſo hoch erſterer geſchätzt wird, ſo tief verachtet man die Armuth. — Große Sittſamkeit zeichnet das weibliche Geſchlecht aus. Ein Fremder ſtößt oft mit einem einzigen Worte an, das in andern Sprachen ſelbſt dem ehrbarſten Frauenzimmer nicht

auffällt. Daher darf eine Menge Wörter in weiblicher Geſellſchaft nicht ausgeſprochen werden; und dieſe ſtrenge Sittſamkeit verbietet auch den Frauenzimmern, eher mit einem Manne zu ſprechen, als bis er vorgeſtellt worden iſt. Die Frauen ſind ſehr häuslich und Untreue iſt ſelten. Sie gewöhnen ſich den Willen ihrer Männer als Geſetz anzuſehen und die Rauheit ihres Charakters zu ertragen, haben aber dagegen das Hausregiment ganz allein in ihren Händen.

So wie überhaupt die Engländer Solidität, Nettigkeit und Reinlichkeit lieben, ſo zeigen ſich dieſe auch in ihren Wohnungen, die ſich nicht ſowohl durch äußere Pracht, als vielmehr durch Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Ordnung auszeichnen. Selbſt in London ſind die Häuſer ſehr einfach und einförmig gebaut, ſehr ſchmal und hoch; in jedem Stock ſind gewöhnlich zwei Zimmer, eins auf die Straße heraus, mit 2 oder 3 Fenſtern, das andere in den Hof, meiſt ſehr klein. Kaum iſt man aber über die Schwelle der immer verſchloſſenen Hausthüre getreten, ſo fallen auch Reinlichkeit und Ordnung in die Augen. Die Städte haben ein nettes, reinliches Anſehen, ſo wie auch die Dörfer hübſch und mit ſtädtiſcher Betriebſamkeit angefüllt ſind und oft Städten gleichen. Der Engliſche Große und Reiche lebt meiſtens auf prächtigen, geſchmackvollen Villen mit weitläuftigen Parks umgeben. — Wenn man gleich die Engländer von dem Vorwurfe der Trunkenheit nicht freiſprechen kann, ſo findet man doch nicht bei ihnen Unmäßigkeit im Eſſen. Ihr Tiſch iſt gewöhnlich ganz einfach. Das Frühſtück, gewöhnlich Thee mit Butterbrod, wird im Familienkreiſe eingenommen, dann geht Jeder an ſein Geſchäft. Was das Mittagsmahl betrifft, ſo iſt geröſtetes oder gebratenes Rindfleiſch die Hauptſpeiſe. Wer kennt nicht das roast-beef und die beefsteaks der Engländer? Die Suppe iſt immer eine ſehr gewürzhafte und nahrhafte Kraftbrühe, hingegen die Gemüſe ſind in Waſſer gekocht oder vielmehr nur ein wenig geſotten und für den Ausländer unſchmackhaft. Ein Lieblingsgericht vorzüglich für den Sonntag iſt der Pudding (ein Servietten-Klos) und wenn er mit Roſinen verſehen iſt, heißt er ein Plumpudding. Herr und Frau vom Hauſe ſitzen an beiden Enden der Tafel, welche länger und ſchmäler als eine Franzöſiſche iſt. Die Frau ſitzt am obern Ende und die Plätze neben ihr ſind Ehrenplätze. Man genießt hier nicht von ſo viel verſchiedenen Gerichten als in Frankreich. Gewöhnlich ißt jeder von einem oder zweien, wie viel auch auf dem Tiſche ſtehen mögen. Man nöthigt weder zum Eſſen noch zum Trinken; das gewöhnliche Getränk während der Mahlzeit iſt einfaches Bier (table beer), Porter (Doppelbier) und Ale, ein perlendes Bier. Von Weinen werden am meiſten der ſchwere und ſtarke Portwein und Madera getrunken. Es kommt faſt kein Wein nach England, der nicht einen Zuſatz von Branntwein hätte. Ganz kurz nach aufgehobener Tafel entfernen ſich die Frauen,

zimmer, indem die Frau vom Hauſe den Anfang macht. Die Männer bleiben noch, und das Geſpräch wird nun weniger behutſam, ernſthafter oder ausgelaſſener. Einen Lieblingsgegenſtand des Geſprächs macht die Politik. Auch ſpricht man alsdann der Weinflaſche ſtärker zu und entſchädigt ſich für die Zurückhaltung, welche die Sitte den Männern in Gegenwart der Frauenzimmer auflegt. Am Schluſſe des Mahles, ehe die Damen den Tiſch verlaſſen, wird jedem Gaſt ein kleines Gefäß von buntem Glaſe voll Waſſer hingeſtellt, mit welchem Herrn und Damen ſich den Mund reinigen, gurgeln, räuſpern, ſpucken und ganz unbefangen mit den Fingern die Zähne reiben, darauf ſie ſich mit der Serviette, und in deren Ermangelung mit dem Tiſchtuche, denn erſtere ſind noch nicht im allgemeinen Gebrauche, Mund und Hände trocknen. Wegen des ſtarken Trinkens der Herren ſteht zuweilen in einem Winkel des Zimmers ein Geſchirr, zu dem ſich die Gäſte reihum begeben, ohne daß das Geräuſch, die Geberde, die Stellung das Geſpräch unterbrechen.

Zur geſelligen Unterhaltung hat der Engländer kein Talent. Nur wenn er durch Speiſe und Trank erwärmt iſt, verwandelt ſich das Schweigen in einen Strom von Worten. Schwüre und Flüche ſind in der geſelligen Unterhaltung gleichſam privilegirt, und beſtändig hört man das Goddam (Gott verdamme mich). Ueberhaupt hat der Engländer, faſt immer mit ernſten Dingen beſchäftigt, wenige Feſte und Luſtbarkeiten. Der Sonntag iſt bloß der Andacht gewidmet und wird hier ſtrenger als irgendwo gefeiert. Muſik und Schauſpiele ſind an dieſem Tage verboten, ſo wie Tanz und jede Luſtbarkeit. Die Arbeiter feiern den Sonnabend und den Montag, um die Freuden zu genießen, die ihnen am Sonntage verboten ſind. Von allen kirchlichen Feſten wird nur das Weihnachtsfeſt oder eigentlich die Zeit vom Weihnachtstage bis zum heil. Dreikönigtage mit beſonderer Fröhlichkeit begangen. Bei dem frohen Mahle am Weihnachtstage dürfen vom Tiſche des Königes bis zu dem des ärmſten Handwerkers, weder ein ungeheures Stück Rooſtbeef noch ein faſt eben ſo ungeheurer Plumpudding fehlen. Geſang und Toaſte (ausgebrachte Geſundheiten) hört man bei dieſen Gelegenheiten häufiger als ſonſt. Groß iſt die Spielſucht der Engländer, daher ſich auch eine unbegränzte Leidenſchaft zu Lotterien eingewurzelt hat, und eben ſo leidenſchaftlich iſt das Wetten geworden. Auf die ſonderbarſten Gegenſtände erſtrecken ſich dieſe Wetten. Nicht minder leidenſchaftlich iſt der Engländer für die Jagd eingenommen, vorzüglich für die eben ſo gefahrvolle als koſtſpielige Fuchsjagd. Der Marktflecken Melton-Mowbray in der Grafſchaft Leiceſter iſt die berühmte Hauptſtadt der Fuchsjägerei, und bietet am Morgen eines Jagdtages einen Anblick voll Leben und Bewegung dar; und man ſieht hier die ſtattlichſten Gruppen von Jägern verſammelt,

denen die Unterhaltung ihrer Jagdpferde und Hunde ungeheure Summen koſten. Nirgends in der Welt wird ſo viel Sorgfalt auf Pflege und Erziehung der Jagdpferde verwendet, als in Melton-Mowbray, wo jeder dort eingebürgerte Fuchsjäger wenigſtens 10 dergleichen Pferde hält, und wo dieſe Jagdliebhaberei jährlich einen Aufwand von mehr als 300,000 Thlr. erfordert. Dieſe Jagdpferde ſind ſo abgerichtet, daß man damit über breite Graben und hohe Gehege wegſetzt und die lebendigen Hecken, über die man, wegen ihrer Höhe nicht ſetzen kann, durchbricht, indem der Jäger mit verhängtem Zügel darauf anſprengt; ſogleich ſchlägt das Gebüſche hinter ihm und ſeinem Pferde zuſammen und läßt von dem verwegenen Sprunge eben ſo wenig eine Spur zurück, als wenn ein Vogel hindurch geſchlüpft wäre. Stürzt ein Jäger auch noch ſo gefährlich, ſo jagen ſeine Gefährten gleichgültig an ihm vorüber, und ſein lediges Pferd hält ſich unaufhaltſam zur Jagd. Ein ſolches Pferd koſtet wenigſtens 1400 Thlr. und eine gute Kuppel Jagdhunde wird mit 7000 Thlr. bezahlt. So berühmt als Melton-Mowbray wegen der Fuchsjägerei iſt, ſo berühmt iſt der Marktflecken Newmarket wegen ſeiner Pferdewettrennen, welche gleichfalls ein Lieblingsvergnügen der Engländer ausmachen. Die Schnelligkeit der Pferde, die zu dieſem Rennen gebraucht werden, iſt unbeſchreiblich; man glaubt, ſie flögen und berührten den Boden nicht. Man zieht dazu Pferde von den ſchönſten Beſchälern Arabiſcher und Berberiſcher Abſtammung, und dieſe liefert vorzüglich der Jokeyklubb, eine Geſellſchaft von dem vornehmſten Adel. Das Geſchirr der Pferde, die Kleidung der Jokeys (Reitknechte) und deren Schwere iſt eigens beſtimmt und wird gewogen. Das Volk nimmt den größten Antheil an dem Erfolge des Wettrennens, und ein Pferd, das in Newmarket einmal den Preis davon getragen hat, wird ſogleich durch ganz England berühmt, ſein Name erſcheint in allen Zeitungen und iſt bald nicht minder bekannt, als der vorzüglichſte Schriftſteller ſeines Zeitalters. Die nächſte Stelle nach dem Pferderennen nehmen die Hahnenkämpfe ein, zu welcher Beluſtigung die Streithähne mit der größten Sorgfalt aufgezogen, und vor dem Kampfe mit langen, ſcharfen Sporen verſehen werden. Auch der Fauſtkampf, der in England eine Kunſt iſt, wie anderwärts das Fechten, gewährt den Engländern ein großes Vergnügen, und es herrſchen dabei ordentliche Kampfgeſetze, z. B. den Gegner nicht mehr zu ſchlagen, wenn er ſchon liegt oder ſich für überwunden erklärt. Solche Fauſtkämpfer heißen Boxer. Sobald zwei Männer Anſtalt machen, ſich zu boxen, trennt ſie niemand mehr; ſondern das Volk ſchließt einen Kreis um ſie, und wacht darüber, daß alles ehrſam und gewiſſenhaft zugehe. Von allen Seiten wird gewettet und durch Applaudiren ſucht man die Boxer anzufeuern. Bleibt einer davon todt auf dem Kampfplatze, und wird der andere ſinn-

los und entſtellt weggetragen, ſo daß man kaum noch eine menſchliche Bildung erkennt, ſo war der Kampf wie er ſeyn ſoll. Frauen und Kinder wohnen dieſem Schauſpiele bei. Das Beſuchen der Bäder und Reiſen ſind auch ſehr gewöhnlich. Keine Nation reiſt ſo viel als die Engliſche, aber man reiſt oft mit wenigem Nutzen. Zwei oder drei Jahre durch Frankreich, Italien, Deutſchland, die Schweiz ꝛc. zu laufen, Städte, Gaſthöfe und Schauſpielhäuſer beſuchen, nennen ſie Reiſen, ohne dadurch die fremden Länder und Sprachen kennen zu lernen, und mit Bildung in das Vaterland zurückzukehren.

Die Engliſche Sprache, ein Gemiſch von der altbrittiſchen, Lateiniſchen, Angelſächſiſchen, Normänniſchen nnd Franzöſiſchen, erhielt ſeit dem 16ten Jahrhunderte erſt ihre Ausbildung, und iſt jetzt eine reiche, ſehr gebildete, kräftige Sprache und weit geſchickter zur Bildung neuer Wörter als die Franzöſiſche. Doch der Klang der Sprache iſt rauh und hart; ſie fließt nicht, ſie hüpft oder vielmehr ſie trippelt; es iſt nichts Edles, Sanftes oder Wohlklingendes darin; dem Fremden fällt insbeſondere das unaufhörliche Geziſch darin auf. Die Brittiſche Literatur zeichnet ſich weniger durch Umfang als durch eine gewiſſe Originalität aus. Der Geiſt des Engländers hat nicht gerade alle Fächer des menſchlichen Wiſſens zu umfaſſen geſucht, er bewegt ſich lieber im Ernſten und Kräftigen, als im Anmuthigen und Schönen, und ſelbſt in den Werken der Engliſchen Dichter ſpricht ſich dieſer Geiſt aus. Der herrſchende Handelsgeiſt, verbunden mit ihrem Freiheitsſinne und ihrem Nationalſtolze, hat einen entſchiedenen Einfluß auf die Denkart und auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Britten gehabt und drückt ſich in allen ihren Werken aus. Der Buchhandel iſt blühend, die Buchdruckerei zu einer hohen Vollkommenheit gediehen, und die Preßfreiheit unbeſchränkt; und in keinem Lande Europas erſcheinen ſo viel Zeitungen und werden ſo allgemein geleſen, als in England.

Der auffallende Abſtand zwiſchen Armuth und Reichthum, der in England herrſcht, geht auch auf die Geiſteskultur des Volkes über. Für die Erziehung des Reichen geſchieht viel, für den Armen wenig oder gar nichts. Der Staat bekümmert ſich um den öffentlichen Unterricht gar nicht und unterhält faſt bloß einige wenige Militär- und Marine-Inſtitute. Die ſämmtlichen niedern Unterrichtsanſtalten, die Dorfſchulen, ſelbſt die meiſten höhern Schulen ſind Privatunternehmungen oder auf ältere Privatſtiftungen gegründet. An weibliche Unterrichtsanſtalten iſt nirgends gedacht; die Töchter vornehmer Eltern erhalten ihre Bildung in Penſionen, die vom niedern Stande müſſen zu Privatlehrern ihre Zuflucht nehmen. Zu den Volksſchulen gehören beſonders die Bell-Lancaſterſchulen, wobei die Unterrichtsmethode durch Kinder ſelbſt in Anwendung gebracht iſt, und die Sonntagsſchulen; und

in Folge der Bibelgeſellſchaften ſind Leſeſchulen entſtanden, in welchen ſelbſt erwachſene Perſonen fähig gemacht werden, die Bibel zu leſen und zu faſſen. Die gelehrten Schulen und Gymnaſien, womit Penſionate verbunden ſind, haben eine von der unſrigen ganz verſchiedene Einrichtung und ſind ſämmtlich Stiftungen, die in ihren Statuten fortbeſtehen. Die berühmteſte dieſer Schulen iſt zu Eton, Windſor gegenüber. Auch die Univerſitäten ſind anders eingerichtet als bei uns, mehr kloſtermäßig und in Kollegien getheilt. England hat deren vier, zu Oxford und Cambridge und ſeit 1828 zu London zwei; Schottland 4 und Ireland nur eine. Gelehrte Geſellſchaften ſind ſehr zahlreich.

Die Hochſchotten oder Bergſchotten, welche den nördlichen Theil Schottlands bewohnen, ſind die Nachkömmlinge der alten Galen oder Caledonier, und wie die meiſten Gebirgsvölker, ein ſtarker, genügſamer, gaſtfreier Volksſtamm von treuherziger Biederkeit, Entſchloſſenheit, Muth und Anhänglichkeit an ihr Gebirgsland. Sie leben vorzüglich von Viehzucht, Fiſcherei und Jagd. Der Ackerbau blühet bei ihnen nicht ſehr, da ſie, nach der Verfaſſung des Landes, von den größern Eigenthümern erſt Land pachten müſſen, und in ihrem nördlichen Klima bloß Gerſte, Hafer und Kartoffeln reifen. Ihre gewöhnliche Nahrung ſind daher auch getrocknete Fiſche, Käſe, und Hafer- oder Gerſtenbrod. Ihr Lieblingsgetränk iſt Whisky, das aus Kornbranntwein bereitet und mit Honig vermiſcht wird. Ihre Wohnungen ſind unanſehnliche Hütten, meiſtens von loſen Steinen zuſammengebaut, oder auch von Lehm, der im Waſſer eingeweicht und mit Stroh vermiſcht wird. Das Dach beſteht entweder aus Schiefer oder Raſen, der nicht ſelten mit Gras bewächſt, auf dem Schaafe weiden, beſonders wenn die Hütte an einem Berge liegt. Der Fußboden iſt gewöhnlich die bloße Erde. In einigen Hütten findet man kleine Glasfenſter, meiſtens aber fällt das Licht durch den Eingang und durch eine Oeffnung im Dache, wo der Rauch zugleich freien Ausgang hat. Ihre Nationaltracht, deren ſie ſich bisher bedienten, hat aufgehört eine ſolche zu ſeyn, und iſt zur militäriſchen Ausſtattung einiger Regimenter geworden. Sie beſtand aus einer kurzen Jacke von Tartan (einem wollenen Zeuge, das gewürfelt und von grellen bunten Farben iſt), einer Art von Weiberrock, ſtatt der Hoſen Kilt genannt, und auch aus Tartan gewebt in Vierecken von den brennendſten Farben, gewöhnlich grün, gelb und roth, der den Leib umgab und durch einen Gürtel feſtgehalten wurde, und die Knie bloß ließ, denn bis unter dieſe nur reichte der roth und weiß gewürfelte Halbſtrumpf, an den Füßen trug man Sandalen mit Riemen feſt gehalten. Das vorzüglichſte Kleidungsſtück jedoch war der Plaid, ein kleiner Mantel, den ſie gewöhnlich zuſammenwickelten und über eine Schulter trugen. Im Gürtel ſtak ein Dolch. Vorn hing eine Taſche oder Beutel von Seehundsfell

mit Trotteln, worin ſie ihr Geld und Taback hatten. Eine blaue Mütze bedeckte den Kopf. Dieſen beſchriebenen Anzug ſieht man jetzt nur noch ſelten.

Die Iren oder Irländer ſtammen dem größten Theile nach von den Galen ab, haben mit den Hochſchotten einerlei Abſtammung und reden die Iriſche oder Erſiſche Sprache, die jedoch bei den vornehmen Ständen überall durch das Engliſche verdrängt worden iſt. Der gemeine Ire hat eine kurze unterſetzte Statur; ſeine Farbe ſpielt mehr in das ſüdliche Braun und hat weder das Friſche noch das Männliche des Hochſchotten; ſein Geiſt iſt durch ſeine drückende Lage, in welcher er lebt, durch Armuth und Fanatismus abgeſtumpft und prägt in ſeinem Geſichte den Ausdruck der Trägheit, Erſchlaffung, Erniedrigung und Sinnlichkeit aus. Die Iren der untern Stände ſind dem Trunke und dem Spiele leidenſchaftlich ergeben und von einer zu Tumulten aufgelegten Gemüthsart. Die höhern Klaſſen des Iriſchen Volks ſtehen an Talent, Muth und Gaſtfreundſchaft keinem Volke nach, und es ſind aus ihrer Mitte geſchätzte Gelehrte, Staatsmänner und Feldherrn hervorgegangen. Selbſt der berühmte Wellington iſt ein geborener Irländer. Ueberhaupt iſt der Ire ehrlich, offen, geſprächig, leichtſinnig und eines beſſern Zuſtandes werth, als der iſt, worin er ſich gegenwärtig befindet. Unglaublich iſt die Armuth und das Elend der Irländiſchen Bauern. Sie wohnen in elenden Hütten, haben faſt gar kein Hausgeräth, Lumpen ſtatt der Kleider und ihre Kinder ſind entweder nackt oder zerlumpt, ihre Nahrung bloß Kartoffeln, ohne alle Zuthat, nicht einmal Salz, höchſtens haben ſie Buttermilch, welche ihnen alles andere erſetzt. Eine der größten Laſten, welche die Irländer drückt, iſt die Entrichtung des Zehnten. Um die ganze Gehäßigkeit dieſer drückenden Auflage zu ermeſſen, muß man bedenken, daß die Bevölkerung Irelands gegenwärtig aus $6\frac{1}{2}$ Millionen Katholiken beſteht, während ſie nur etwas über 1 Million Proteſtanten zählt, und das die Zehnten nicht für den Unterhalt der dortigen katholiſchen Geiſtlichkeit verwendet werden, ſondern bloß der Anglikaniſchen Kirche zufließen, ſo daß $\frac{1}{10}$ des Ertrags der Production von $6\frac{1}{2}$ Millionen Katholiken von dem Klerus einer Million Proteſtanten verſchlungen wird. Dieſer ſchreienden Ungerechtigkeit, noch mehr aber der Bedrückungen und der Tyrannei der herrſchenden Kirche müde, und ermuntert durch O'Connell und ſeine Freunde, ſo wie durch die Irländiſchen Parlamentsmitglieder, haben die Irländiſchen Pächter faſt insgeſammt die fernere Zehntenentrichtung verweigert. Schon hat dieſe faſt in ganz Ireland aufgehört und zu den ſchrecklichſten Exceſſen geführt, wo man ſie mit Gewalt durchzuſetzen verſuchte. Das Engliſche Parlament ſcheint auch die Nothwendigkeit zu erkennen, den Zehnten aufzuheben und ihn durch eine direkte Auflage zu erſetzen. Die Einkünfte der Anglikaniſchen Kirche in Ire=

land betragen jetzt an Zehnten, Grundeigenthum und andern Einnahmen die Summe von faſt 10 Millionen Thlr., die etwa 850 Individuen ziehen, ſo daß auf jedes im Durchſchnitt faſt 12,000 Thlr. kommen.

Induſtrie und Handel. Der Kunſtfleiß der Britten hat eine Ausdehnung und Höhe erreicht, wie man bei keinem andern Volke auf der Erde findet, und keine Nation vermag mit der Brittiſchen Induſtrie in Wohlfeilheit und Solidität zu wetteifern. Der Grund davon liegt theils in den großen Kapitalien, die ſich nach und nach in den Händen der Nation angehäuft haben und überall benutzt werden, theils in den techniſchen Kenntniſſen der Nation, welche die Anwendung der Dampfmaſchinen und des Mechanismus ſtatt menſchlicher Hände allgemein machen, theils in der Lage des Landes, die den Britten in den Stand ſetzt, das rohe Material von allen Punkten der Erde ohne große Koſten in ſeine Häfen zu führen. Die Regierung, wohl erkennend, daß der Glanz von Britannien nur aus dem blühenden Zuſtande der Induſtrie und des Handels entſpringt, belohnt und begünſtigt jeden Unternehmer durch Privilegien und Monopole. Dieſe Monopolrechte, welche immer dem erſten Erfinder ertheilt werden, kann dieſer für die Zeit, für welche ſie ihm gegeben wurden, an jedermann abtreten und verkaufen. Die Fabrikanten, welche gewiſſe Artikel dem Auslande zuführen, erhalten Prämien von der Regierung und werden auch in den Stand geſetzt, koſtſpielige Unternehmungen zu wagen. Auch der Handwerker ähnelt hier dem Fabrikunternehmer. So beſitzt der Maurer ſeine eigene Ziegelei; der Schuſter, Schneider, Tiſchler vollſtändige Lager von Leder, Tuch und Kunſthölzern. Die Anzahl der Weberſtühle, die durch Waſſer oder Dampf in Bewegung geſetzt werden, betrug 1833 gegen 58,000, die jährlich 376 Millionen Ellen Zeuge lieferten. Für 1832 wurde der Geſammtwerth der Fabrikate aller Art auf 1,438 Millionen Thlr. berechnet. Am wichtigſten ſind die Baumwollenfabriken, welche an 1½ Millionen Menſchen beſchäftigen. Die dazu erforderlichen Maſchinen und Fabriken erforderten ein Kapital von 525 Mill. Thlr.; die Maſſe der von denſelben verfertigten Stoffe war indeß auch ſo groß, daß ſie nur von 80 Millionen Menſchen durch Handearbeit hätte geliefert werden können. — Das Brittiſche Reich bildet gegenwärtig den erſten Handelsſtaat auf der Erde. Brittiſche Kauffahrteiſchiffe bedecken alle Meere und eine mächtige Flotte, wie ſie kein anderes Volk unterhält, ſchützt ſeine Flagge ſelbſt in den entfernteſten Winkeln der Erde. Nicht zufrieden die ihm fehlenden Stoffe ſelbſt zu holen und ſeine Waaren dem Ausländer zuzuführen, vereinigt der Britte mit ſeinem Aktivhandel den ausgebreitetſten Speditions-, Tranſito- und einen unermeßlichen Kolonialhandel, umfaßt in dieſen Zweigen alle Theile der Erde und gebietet gewiſſermaßen über

die Schätze aller Völker. Den innern Handel begünſtigen insbeſondere die vortrefflichen Kunſtſtraßen und Wege mit Eiſenbahnen, die Dampfwagen, die zahlreichen ſchiffbaren Flüſſe und Kanäle, die vielen Baien und Häfen ꝛc. In jedem Jahre beträgt die Ausfuhr der Waaren mehr als die Einfuhr. Im Durchſchnitte werden jährlich für 310 Millionen Thlr. eingeführt und dagegen für 480 Millionen Thlr. Waaren ausgeführt. Die Zahl der Handelsſchiffe, welche die Britten beſitzen, beträgt an 24,000 mit 150,000 Seeleuten und 2,500,000 Tonnen Gehalt; und jährlich laufen in allen Brittiſchen Häfen 20 bis 26,000 Schiffe aus und ein mit mehr als 200,000 Mann Schiffsbeſatzung und mehr als 3 Millionen Tonnen Gehalt. Eine Tonne wird zu 2000 Pfund gerechnet.

Die größte Stadt nicht allein des Brittiſchen Reichs, ſondern ganz Europas und vielleicht der ganzen Erde iſt London*), ohngefähr 12 Meilen vom Meere, an beiden Seiten der Themſe, mitten in einer Ebene gelegen, die ſich gegen Norden ſanft erhöhet. Der größte Theil der Stadt liegt auf einer geringen Erhöhung am linken Ufer der Themſe in der Grafſchaft Middleſex, der kleinere Theil (Southwark) in der Grafſchaft Surrey. Gewöhnlich wird London in folgende 6 Theile unterſchieden: Weſtminſter und Weſt-End, die beiden weſtlichen Theile, welche den ſchönſten, vom Adel und den Reichen bewohnten Theil Londons begreifen; die City, welche den Mittelpunkt und den älteſten Theil der Stadt ausmacht und der eigentliche Sitz des Handels und der Geſchäfte aller Art iſt; das Eaſt-End (Oſt Ende), der öſtlichſte Theil Londons und größtentheils erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entſtanden und dem Handel, beſonders dem Seehandel gewidmet, wo man die Schiffswerfte, die berühmten Docks und unermeßliche Magazine antrifft; Southwark im S. am rechten Themſe-Ufer, vorzüglich der Sitz der Fabriken und Manufakturen, wo die meiſten Fabrikarbeiter und kleinen Handwerker wohnen und die berühmten Engliſchen Brauereien ſind, deren Rieſentonnen oft zwei Stock empor reichen, und in deſſen ſchmutzigen, finſtern Straßen man ſelten ſtutzerhaften Engländern und glänzenden Equipagen begegnet, ſondern den raſtloſen Arbeiter mit ſeinen ſchwarzen Händen, ſeinem rußverbrannten Geſichte und ſeinen ſtämmigen Gliedern vorüberziehen ſieht; und das Nord-Ende oder das nördliche Viertel, das ſo zu ſagen eine neue Stadt iſt, die ſich größtentheils erſt in den letzten 10 Jahren durch die erſtaunliche Vergrößerung Londons gebildet hat und eine Menge

*) Gewöhnlich nennt man Peking die größte Stadt der Erde, indem man ihre Bevölkerung zu 2 Millionen annimmt; nach der Behauptung Einiger aber ſoll dieſe Annahme zu groß ſeyn und Peking nur 1,300,000 E. haben.

ehemaliger Dörfer und Flecken umfaßt, die jetzt mit der übrigen Stadt verſchmolzen ſind.

Nichts ſetzt den Fremden mehr in Erſtaunen, als der Reichthum und die Eleganz der Läden. Alles, ſelbſt die geringfügigſten Gegenſtände werden dem Auge auf eine gefällige, anreizende Weiſe vorgeſtellt. Sogar die Apotheker verzieren ihre Läden mit gläſernen Vaſen, zwiſchen denen Blumenſträuße ſtehen, auf das Prächtigſte. Abends, wenn hinter dieſen farbigen Gläſern Lampen brennen, ſchimmern dieſe Läden im Glanze. Eben ſo bieten die Obſtläden einen höchſt lockenden Anblick dar, in denen von der Ananas bis zum kleinen Sibiriſchen Staudenapfel herab, alles in zierlichen Körben, mit Orangen und Blumen geſchmückt, prangt. Dieſe Kaufläden Londons bieten alles dar, was der verfeinertſte Luxus verlangt; man verkauft hier Luxusartikel, die der genügſame Deutſche gar nicht kennt und die dem Londoner zum Bedürfniß geworden ſind. Eben ſo läßt die Pracht, womit die begüterten Engländer ihre Zimmer verzieren, alles hinter ſich zurück, was man davon auf dem Kontinente ſieht. Treppen mit bunten Tapeten belegt, das Geländer derſelben von Mahagoniholz in den zierlichſten Formen geſchnitzt, worauf große, kryſtallene, mit metallenem Laubwerk bedeckte Lampen paradiren; bei den Abſätzen der Treppen Büſten, Gemälde und Medaillons; lakirte und vergoldete Zimmer mit koſtbaren Schildereien und kleinen Statüen verziert; Kamine aus den ſeltenſten Marmorarten zuſammengeſetzt, mit prächtigen Aufſätzen, herrlichen Figuren und Vaſen geſchmückt, der Kohlenroſt in denſelben von hell polirtem Stahl, mit Verzierungen von Bronze, die durch das beſtändige Abputzen immer glänzend gehalten werden; Schlöſſer an den Thüren von Stahl und mit Gold ſehr künſtlich ausgelegt, der Fußboden mit Tapeten bedeckt, die oft einige hundert Pf. Sterling koſten, und die man ſich ſcheut zu betreten; Fenſtergardinen von koſtbaren Oſtindiſchen Zeugen; prächtige Uhren aller Art, wobei alle Kunſt der Mechanik verſchwendet iſt ꝛc.

Zu den ſchönſten Straßen Londons gehören: die Regentſtreet, die Oxfordſtreet, Piccadilly, Pall-Mall, New-Bondſtreet, St. James-Street ꝛc. Auf der Regentſtreet insbeſondere findet man die reichſten Kaufläden voll von Seidenzeugen, Kaſchmirſhawls, Gold- und Silberſchmuck, Diamanten, Kryſtallen ꝛc. und des Abends auf das Blendendſte erleuchtet. Hier wogt den ganzen Tag hindurch eine geſchäftige oder beſchauende, alle Augenblicke erneuerte, meiſt überaus elegante Menſchenmenge. Hier werden die erſten Luxusartikel feilgeboten, hier kreuzen ſich vorzüglich Nachmittags gegen 2 Uhr die reichſten Equipagen der großen Welt, die lächerlichſten Mode-Karrikaturen mit den lieblichſten weiblichen Schönheiten. Eine vorzüglichſte Zierde Londons machen ſeine zahlreichen Squares, d. h. mit

14

Raſen und Blumenbeeten, Buſchwerk und ſchattigen Baumgruppen beſetzte und mit Eiſengittern eingefaßte Plätze, die ſich nur für die Bewohner der Häuſer öffnen, die dergleichen Plätze umſchließen und meiſtens von zierlicher Bauart ſind. Dieſe Plätze kontraſtiren mit ihrem freundlichen Grün im Sommer auf das Angenehmſte mit dem ſtädtiſchen Glanze der Induſtrie. Mehrere derſelben ſind auch mit Statüen geziert. Nicht minder dienen vorzüglich dem weſtlichen Theile Londons verſchiedene Parks zur Zierde und zu ſchönen öffentlichen Spaziergängen, vornehmlich der Regents- und der James-Park. Der erſtere bildet eine große mit dem lieblichſten Grün prangende Fläche, durchſchnitten von einem Kanal und umgeben mit prachtvollen Palläſten von der verſchiedenſten Bauart, wo Minarete, Kiosks, Gothiſche Gewölbebogen den phantaſtiſchen Geſchmack Orientaliſcher Völker darſtellen; und wenn ſchöner Sonnenſchein die Grasplätze dieſes Parks, die Gewäſſer ſeines Kanals und den glänzenden Stuck dieſer prachtvollen Palläſte beſtrahlt, ſo genießt man ein wundervolles Schauſpiel. In dieſem Park iſt das Coloſſeum, eine ſehr große Anlage einer Privatgeſellſchaft und ein in ſeiner Art einziges Gebäude, von erſtaunlichem Umfang und in prachtvollem Styl und von Quaderſteinen aufgeführt, das in der äußern Form dem Pantheon in Rom gleicht, und worin ein koloſſales Panorama von London aufgeſtellt iſt, was gewiß das größte Oelgemälde iſt, das bei einer Höhe von 60 F., einen Umfang von 350 F. und einen Flächenraum von 21,000 F. haben kann. Man ſieht hier die rieſenhafte Stadt gerade von demſelben Standpunkte, wie man ſie in der Natur und Wirklichkeit von der Gallerie der St. Paulskirche überblicken kann. Sehr überraſchend iſt auch daſelbſt für den Fremden der Eintritt in ein anderes Gebäude, das den Namen Conſervatory führt, wo man ſich unerwartet in den ſchönſten Palmenhäuſern befindet. Ausländiſche und tropiſche Pflanzen umgeben uns, lebende Papageien und ſchöne Vögel flattern in den Ecken umher, herrliche Fontänen ſprudeln zu allen Seiten über Kryſtalle und Korallen aus großen Muſcheln und wir glauben uns in ſüdliche Zonen verſetzt. Das ganze mit Glas überdeckte Gebäude, in ſeinen verſchiedenen Gängen und Rotunden beſteht aus feinen Eiſenſtäben und da auch dieſe noch mit blühenden Ranken-Gewächſen verſteckt ſind, ſo glaubt man, ſich unter freiem Himmel zu befinden. Kühle Grotten, aus Tropfſtein gebildet, laden zum Eintritt in dieſelben ein und man kann glauben, plötzlich ins Unterirdiſche verſetzt zu ſeyn. In dieſe düſtere Höhlen fällt nur ſpärlich Licht durch entfernte Oeffnungen, durch welche man in ein künſtlich gut nachgemachtes bewegtes Meer ſieht, wo dann und wann ein Schiff vorüberfährt. Eine andere Partie dieſes Zauberſchloſſes iſt die Schweizerhütte, in welche wir am Ende einer Glasgallerie eintreten, welche große

Spiegel ins Unendliche fortzuführen ſcheinen. Wir finden uns beim Eintritt in dem Innern zierlicher Gemächer, aus Balken auf Schweizer Art gezimmert, Möbel aus verſchlungenen Aeſten und Bäumen und Balkenſtämmen ſtehen herum, und man glaubt nicht mehr in demſelben Gebäude, viel weniger in London zu ſeyn. Wir betreten eine 40—50 F. lange offene Gallerie, die zwei Seiten eines Schweizerhauſes zu verbinden ſcheint. Man ſieht eine hohe Felſenpartie und erblickt zur Linken in einer tiefen Schlucht eine über einen Abgrund führende Brücke, unter welcher ein Waſſerfall ſich hinabſtürzt, der unmittelbar am Fuße der Gallerie einen Teich bildet, auf welchem Waſſervögel ſich vergnügen. Rechts in Höhlen, in Spalten der Felſen, hauſet ein großer lebender Adler. Hohe Tannen und herabgeſtürzte Bäume und Felſenſtücke ſchließen zu beiden Seiten das Bild ab. Obgleich dieſe ganze Anſicht nur durch Kunſt dargeſtellt iſt, ſo herrſcht doch in der Ausführung eine ſeltene Großartigkeit. Die Felſenwand mag 70—80 F. Länge und wenigſtens 40—50 F. Höhe haben. Die Bäume, wenn auch gepflanzt, haben gewiß Jahre gebraucht, um ſo anzuwachſen. Tuff- und Kalkſtein ſcheint das Material zu ſeyn, woraus dies lebende Bild beſteht. Zur Speiſung des Waſſerfalls, welcher keineswegs ſpärlich ſein ſchäumendes Waſſer ergießt, gehört gewiß ein geräumiges Reſervoir und bedeutende Kraft der Maſchinen, die das Waſſer bis zu dieſer Höhe hinaufſchaffen. — Der St. James-Park, an deſſen Eingange ein großer Marmorbogen mit prachtvollen Thoren und mit einer großen metallenen Reiterſtatüe Georgs IV., die 63,000 Thlr. gekoſtet hat, ſteht, iſt die Lieblingspromenade der Londoner. Jeden Sonntag Nachmittags, bei ſchönem Wetter wimmeln dieſe Parks von Spazierenden.

Was die Bauart der Häuſer dieſer unermeßlichen Stadt betrifft, ſo herrſcht darin eine große Verſchiedenheit. In Weſtminſter und dem Weſt-Ende, beſonders in der Nähe vom St. James-Park und Carlton-Terraſſe findet man großartige Palläſte, einer immer reicher und geſchmackvoller als der andere geziert. Ueberall erblickt man an dieſen Bauten des Adels und der vornehmen Welt glänzendes Spiegelglas, weiße, dunkelrothe oder dunkelblaue Fenſterſcheiben, Säulen von allen Ordnungen, edle Portale und Freitreppen und neben dem allen die größte Reinlichkeit auf dem Fahrwege der Straßen und auf den breiten Seitengängen für die Fußgänger. In dem größern und beſonders dem ältern Theile von London aber ſind die Häuſer meiſtens ſehr einfach und einförmig und aus Backſteinen gebaut, ohne architektoniſche Verzierung, und ſelten mehr als 3 Fenſter breit. Die Hauptſtraßen ſind breit, luftig, in der Mitte für Wagen mit großen Steinen gepflaſtert, die einen feſten, dauerhaften Fahrweg bilden, und leicht gewölbt, damit das Waſſer in die an beide

Seiten befindlichen Rinnen ablaufen kann. Auf beiden Seiten des Fahrweges läuft ein etwas höher gelegtes, breites und ebenfalls mit breiten Steinen gepflaſtertes Trottoir hin. Unter dem Pflaſter befinden ſich große gewölbte Kanäle oder Abzugsgräben, die mittelſt kleinerer Kanäle mit jedem Hauſe in Verbindung ſtehen, und in die ſich das von den Fahrwegen ablaufende Waſſer durch eiſerne Roſte ergießt.

Die öffentliche Erleuchtung geſchieht jetzt durchgehends mit Gas. Ein wahres Lichtmeer verbreitet ſich in der Stadt, ſobald der Abend herannaht, und ſchafft dieſen zum hellen Tage um. 16,000 Reverberen (Laternen, wo hinter der Lampe ein Stück glänzendes Blech von Meſſing oder Kupfer angebracht iſt, um die Lichtſtrahlen zu reflektiren und die Erleuchtung zu verſtärken), die von Pfeilern oder Säulen aus Gußeiſen in verſchiedenen Geſtalten getragen werden, ſind hierzu am Rande des Trottoirs einander gegenüber und manchmal der Breite der Straße wegen im Kreuz und auf eine Entfernung von 90 F. aufgeſtellt. Dieſe Beleuchtung umfaßt die ganze Stadt von den Docks der Oſtindiſchen Kompagnie an bis zum äußerſten Ende von Picadilly und Oxfordſtraße, über den Hyde-Park hinaus, in einer Länge von 4 bis 5 Stunden; es erhalten durch ſie alle öffentliche Gebäude, Brücken, Theater, Plätze und Märkte ihr Licht, ſelbſt die Uhren der Thürme, deren tranſparente Zifferblätter des Nachts beleuchtet ſind. Mehr als 60 Kirchen bekommen auf dieſelbe Weiſe ihre Beleuchtung und auch in Häuſern und Läden empfangen viele Tauſende von Lampen durch das Gas ihr Licht. Der größte Theil der Städte und Dörfer in der Nachbarſchaft oder auf der Straße von London hat dieſe Beleuchtung gleichfalls angenommen, und überhaupt nicht bloß in England, ſondern auch in Schottland und Ireland findet die Gasbeleuchtung immer mehr Eingang, ſo daß ſich 65 Kompagnien für Gasbeleuchtung gebildet haben. In den Straßen von London allein ſind eine Länge von 70 Meilen zuſammen einnehmende Röhren im Gange, um das Gas nach den verſchiedenen Orten hinzuleiten und eine 10 mal größere Quantität von eiſernen und bleiernen Röhren dient zur Vertheilung bei jedem Hahn, wo es verbrannt wird. Der tägliche Gasverbrauch in London beläuft ſich im Durchſchnitt auf 4 Millionen Kubikfuß.

London zählte im J. 1377 nur 35,000 Einwohner. 1801 hatte es 121,229 Häuſer und 864,765 E., deren Zahl 1821 ſich auf 1,263,995 vermehrt hatte. Nach der Zählung von 1831 beläuft ſich die Zahl der E. auf 1,474,069, darunter 684,441 männl. und 789,628 weibl. Geſchlechts. Gebäude aller Art, als Palläſte, Kirchen, Privathäuſer, Magazine, Läden ꝛc. ſollen jetzt 300,000 ſeyn. Für 1835 ergiebt eine Zählung 1,517,914 Seelen.

Jetzt ſoll die Bevölkerung zwiſchen 1,600,000 und 1,700,000 Individuen betragen.

Die London durchfließende Themſe iſt 1200 bis 1500 F. breit und 12 F. tief. Zur Zeit der Fluth ſteigt die Waſſerhöhe um noch 10 bis 12 F. Unter den Brücken zeichnen ſich am meiſten aus: 1) die Waterloo- oder Strand-Brücke, die 1817 vollendet wurde. Der ganze Bau iſt aus Granit. Sie hat 9 Bogen, jeder von 120 F. Weite, die auf 24 eine Dicke von 20 F. habenden Pfeilern ruhen, iſt 28 F. breit und 1242 F. lang. Aber außerdem befindet ſich an jedem Ufer noch eine Auffahrt, wovon die auf dem ſüdlichen Ufer 1250 und die auf dem nördlichen 400 F. lang iſt. Bei mittlerem Waſſer beträgt die Höhe der Brücke über dem Waſſerſpiegel 50 F. 2) die Southwark-Brücke, die künſtlichſte unter allen und 1819 vollendet. Die Koſten betrugen 8 Millionen Fl. Dieſe erſtaunenswürdige Brücke beſteht nur aus 3 Bogen von Gußeiſen, die zuſammen 10,616 Ctr. wiegen. Der mittelſte Bogen hat 240 und die beiden Seitenbogen jeder 210 F. Weite. Dieſe Bogen ruhen auf ſteinernen Pfeilern und Widerlagern. Die beiden, ſich aus der Mitte des Flußbettes, in gleichen Entfernungen von einander erhebenden 60 F. hohen Pfeiler ſind jeder 75 F. lang und 24 breit. Ihre auf 420 Pfoſten ruhenden Grundlagen erſtrecken ſich bis auf 24 F. in die Tiefe.

Außer den Brücken hat man 1825 unter der Leitung eines geſchickten Mechanikers und Baumeiſters aus Frankreich, Namens Brunel, angefangen, am Südende der Stadt, wo Brücken der großen bemaſteten Seeſchiffe wegen ſehr ſchwer anzubringen ſind, einen unterirdiſchen Weg (Tunnel) unter der Themſe anzulegen. Er geht 34 Fuß unter das Bett dieſes Stromes, und beſteht aus zwei Gallerien oder Gewölben, die durch Bogen mit einander in Verbindung ſtehen, und davon jede 13½ Fuß breit und 16 F. hoch aus Backſteinen gemauert iſt. Eine Gallerie ſoll zum Hin-, die andere zum Herfahren dienen und zwiſchen beiden laufen geräumige Trottoirs für Fußgänger an den Bogenſäulen der Mitte fort. Zur Einfahrt in dieſen unterirdiſchen Weg dienen zwei runde Thürme mit ſchneckenförmigem, in ſchiefer Richtung über einander angebrachtem, gewölbtem Wege auf beiden Ufern. Die ganze Länge des Tunnels von einem Thurme zum andern beträgt 1300 Engl. F., wovon die Breite des Fluſſes 1000 F. einnimmt. Nachdem man bis zum 18. Mai 1827 glücklich 420 F. dieſes Tunnels vollendet hatte, entſtand ein furchtbarer Einbruch der Themſe in den Tunnel und füllte ihn mit Waſſer. Dieſer Unfall verurſachte eine allgemeine Beſtürzung und man zweifelte an der Fortſetzung des Werkes. Doch es gelang den Bemühungen Brunels, die Oeffnung in dem Bette der Themſe zu verſtopfen und den Tunnel durch Auspumpen von dem Waſ-

ſer zu befreien, worauf die Arbeit aufs neue fortgeſetzt wurde. Den 12. Januar 1828 brach die Themſe abermals in den unterirdiſchen Gang, und die Gewalt des eindringenden Waſſers war ſo groß, daß der ganze Tunnel in zwei Minuten angefüllt war und 7 Menſchen ertranken. Doch auch jetzt wurde der Durchbruch wieder verſtopft und Brunel war feſt überzeugt, ungeachtet dieſer Unfälle, den Tunnel zu vollenden, wenn ihm die nöthigen Gelder dazu gegeben würden. Die Koſten für die Vollendung des Tunnels waren anfänglich von Brunel auf 1,600,000 Fl. angeſchlagen; das Parlament genehmigte hernach noch 2½ Millionen Fl. Mit dieſen Summen iſt bis Dato der Tunnel nicht vollendet, und da die 2,400,000 Fl., die derſelbe zum Ausbau des Themſe-Tunnels noch verlangte, verweigert wurden, ſo kam die Fortſetzung dieſes Baues ins Stocken und es ſchien nicht, als wenn dieſes bewundernswürdige Werk ſeine Vollendung erhalten würde; jedoch in den neueſten Zeiten hat die Regierung eingewilligt, das zur Vollendung des Tunnels erforderliche Geld vorzuſchießen, und man arbeitet wieder an demſelben.

Die St. Paulskirche iſt in den Jahren 1675 bis 1710 aus Portlandſtein, in Form eines Kreuzes erbaut. Baumeiſter war der berühmte Wren, deſſen Grabmal ſich in der Kirche befindet. Nach Einigen ſollen die Koſten 15 nach Andern nur 7½ Mill. Fl. betragen haben. Die ganze Kirche iſt 500 Engl. F. lang, 285 F. breit und vom Boden der Gruftgewölbe bis zur Spitze des Kreuzes 404 F. hoch. Ueber dem an der Weſtſeite der Kirche befindlichen Portikus von 12 Säulen, zu welchem 22 Stufen von ſchwarzem Marmor und ſo lang als ſeine Breite führen, tragen 8 andere Säulen den dreieckigen Fronton (Giebel), auf dem Pauli Bekehrung in erhabner Arbeit dargeſtellt iſt. Zu beiden Seiten dieſes Portikus erheben ſich zwei Thürme und über dem ganzen großen Gebäude die majeſtätiſche Kuppel. Ganz oben auf derſeben iſt ein zierlicher Balkon, aus deſſen Mittelpunkt ſich eine Laterne *) mit Korinthiſchen Säulen geziert, erhebt; ſie endigt ſich oben in eine große kupferne Kugel mit einem Kreuze, welche beide ſtark vergoldet ſind. Rings herum an der innern Seite der Kuppel iſt die ſogenannte Flüſtergallerie, wegen ihrer akuſtiſchen Bauart ſo benannt, indem man das leiſeſte Geflüſter auf der 100 Fuß gegenüberliegenden Seite deutlich hört. Die Ausſicht von dem Balkon der Kuppel, wohin man auf 530 Stufen ſteigt, iſt umfaſſend und man hat von da die Ueberſicht der Stadt und Umgebung und erblickt die Themſe mit ihren

*) Eine Laterne nennt man in der Baukunſt ein Säulenwerk, welches das kleine Kuppeldach trägt, wodurch die Kuppel, welche eine oben angebrachte Oeffnung hat, gegen den einfallenden Regen geſchützt wird.

Brücken und zahlloſen Schiffen. Unter den Merkwürdigkeiten der Paulskirche, welche dem Fremden gezeigt werden, verdient das rieſenmäßige Uhrwerk eine beſondere Erwähnung. Der Pendel iſt 14 F. lang und die Kugel am untern Ende deſſelben wiegt 112 Pfund. Der Minutenzeiger iſt 8 F. lang und 75 Pf. ſchwer, der Stundenzeiger 5 F. 5 Zoll lang und 44 Pf. ſchwer. Der Durchmeſſer des Zifferblattes beträgt 18 F. 10 Zoll, und die Länge der Ziffern 2 F. 2½ Zoll. Die helltönende Glocke, welche die Stunden ſchlägt, und die man in einer weiten Entfernung hört, wiegt 85 Ctr. Sie wird nur beim Tode einer Perſon aus der königl. Familie, des Lord Mayor, des Biſchofs von London und des Dechants der Kathedrale geläutet.

Nächſt der St. Paulskirche verdient unter allen Kirchen Londons die Weſtminſter-Abtei oder St. Peterskirche die meiſte Aufmerkſamkeit. Sie iſt von altgothiſcher Bauart und ſtammt aus dem 11ten Jahrhunderte, iſt aber in der Folge durch angebaute Kapellen erweitert und verſchönert worden. Zuletzt unternahm der ſchon bei der St. Paulskirche erwähnte berühmte Baumeiſter Wren die Reparatur des ganzen Gebäudes und fügte die zwei Thürme zu beiden Seiten des weſtlichen Einganges hinzu. Wenn man durch dieſen Eingang eintritt, erſtaunt man über die Größe, Leichtigkeit und Symmetrie des Ganzen, das man hier mit einem Blicke überſehen kann. Die Länge der Kirche beträgt 360 und die größte Breite 195 F. In dem ſchönen Chor derſelben werden die Könige und Königinnen von England gekrönt. Unter den vielen Kapellen, welche dieſe Kirche hat, und die ſich mehr oder weniger durch Monumente der Vorzeit auszeichnen, iſt die Kapelle Heinrichs VII. eins der herrlichſten Denkmäler Gothiſcher Bauart; 16 Thürme umgeben ſie von Außen. Den Eingang derſelben bildet ein Portikus mit 3 kunſtreich von vergoldetem Meſſing gearbeiteten Thüren. Eine andere Kapelle führt den Namen der Dichterwinkel von den vielen Denkmälern, welche hier den berühmteſten Männern Englands, namentlich den Dichtern, zu Ehren errichtet worden ſind. Das merkwürdigſte darunter iſt unſtreitig das von William Shakespeare.

Der Tower iſt eine alte Feſtung am ſüdlichen Ende der Altſtadt (City) und am nördlichen Ufer der Themſe. Ein Graben und gemauerter Wall mit 61 Kanonen beſetzt, ſondern ihn von der Stadt. Als Feſtung iſt der Tower von keiner Bedeutung und würde ſich gegen eine ordentliche Belagerung nur ſehr kurze Zeit halten können. Er enthält 12 Morgen Fläche und umfaßt in ſeinem Umkreiſe viele Gebäude. Faſt im Mittelpunkte dieſer Gebäude erhebt ſich der ſogenannte weiße Tower (Thurm) mit 4 Eckthürmen, von Wilhelm dem Eroberer erbaut. In dem blutigen Tower (Bloody Tower) ſollen die zwei jungen Prin-

zen Eduard V. und ſein Bruder auf Befehl Richards **III.** erſtickt worden ſeyn. Zu den Merkwürdigkeiten des Tower gehören: die Kirche, das Zeughaus, worin Gewehre für 80,000, nach Andern ſogar für 200,000 Mann, beſonders merkwürdige alte Waffen, viele Siegeszeichen, vorzüglich von der Spaniſchen Armada (oder der berüchtigten unüberwindlichen Flotte der Spanier, welche Philipp II. zur Eroberung Englands abſchickte) unter der Königin Eliſabeth gewonnen, aufbewahrt werden; die Rüſtkammer, worin man die Engliſchen Könige von Wilhelm dem Eroberer bis Georg II. in Lebensgröße, und zu Pferde geharniſcht, in voller Rüſtung ſieht; die Kleinodienkammer mit den Kleinodien und Reichsinſignien von großem Werthe; die Münze; der Löwen-Tower, eine Menagerie, wo einige wilde Thiere zu ſehen ſind ꝛc. Uebrigens iſt es bekannt, daß alle Staatsgefangene im Tower verwahrt werden.

Wer ſich einen wahren Begriff von dem Umfange des Handels von London machen will, muß den Hafen Londons, der ſich von der Londoner Brücke 1½ Stunden lang bis Deptford erſtreckt, und die auf dem rechten Ufer der Themſe erbauten Docks beſuchen. Unter Docks verſtehen die Engländer große Waſſerbehälter, deren Einrichtung ſo beſchaffen iſt, daß Schiffe in dieſelben einlaufen und bequem ihre Aus- und Einladung bewerkſtelligen können. Sie ſtehen durch Schleußen und Kanäle mit der Themſe in Verbindung und an ihren Kaien ſind große Waarenhäuſer und Magazine. Dieſe gut geſchloſſenen und bewachten Häfen dienen als Niederlagen und erleichtern zugleich den Douanen die Erhebung der Zollgebühren. In London ſelbſt ſind unweit des Towers die Londoner Docks 1805 eröffnet und ſeit 1828 mit den neuen dem Tower noch nähern Katharinen-Docks vergrößert. Dieſe neuen Katharinen-Docks ſind auf gemeinſchaftliche Koſten der vornehmſten Kaufleute erbaut, die dazu ein Kapital von 12 Millionen Thaler verwendet haben. Um den nöthigen Raum zu dieſem prachtvollen Bau zu gewinnen, mußten 1250 Häuſer den Eigenthümern abgekauft und niedergeriſſen werden. Der dadurch gewonnene Flächenraum beträgt 24 Engl. Morgen. Der aus der Themſe in die Docks führende Kanal iſt 190 F. lang und 45 F. breit, und ſo tief, daß Schiffe von 700 Tonnen Laſt zu jeder Zeit darin einlaufen können. Zur Rechten von dem Kanal iſt eine Dampfmaſchine von 100 Pferden Kraft, vermittelſt welcher der Kanal nach Belieben gefüllt und geleert werden kann. Wenn ein Schiff in das Becken einläuft, ſo kann man es nach Gefallen mit der größten Leichtigkeit dicht an die Niederlagen bringen, wo es beladen oder entladen werden ſoll. Dieſe Niederlagen ſind 5 Stockwerke hoch nach den Docks und 6 nach der Straße, die vordere Hälfte des untern Stockwerks iſt 18 Fuß hoch, vorn offen, und ruht auf eiſernen Säulen, die hintere

iſt in 2 Theile getheilt, um Güter darin aufzuſpeichern und unter dem Ganzen laufen bequeme Gewölbe hin. Dieſe Docks können 150—160 Schiffe auf einmal beherbergen, die kleinen Fahrzeuge ungerechnet. Das Waſſer iſt zur Fluthzeit 28 F. tief, mithin 4 F. tiefer als die andern Docks. Die Weſtindiſchen Docks liegen außerhalb London, öſtlich von der Stadt und ohngefähr Greenwich gegenüber, auf einer Halbinſel, welche hier die Themſe durch zwei ſtarke Krümmungen bildet. Ihre Erbauung begann 1800 und 1802 wurden ſie dem Handel geöffnet. Sie beſtehen aus zwei ungeheuren Baſſins, wovon das für die Einfuhr beſtimmte nördliche 2 bis 300 Schiffe faſſen kann, 2600 F. lang, 510 F. breit und das ſüdliche zur Ausfuhr beſtimmte bei gleicher Länge 400 F. breit iſt. Jenes nimmt einen Flächenraum von 30 und dieſes von 24 Ackern ein. Dieſe beiden parallel mit einander laufenden Weſtindiſchen Docks ſtehen mit einander und mit der Themſe durch zwei kleinere Baſſins in Verbindung. Hierzu kommt noch ſeit 1829 ein fünftes Baſſin, die Südliche Docke, welche gleichfalls parallel mit jenen beiden läuft. Der ganze Flächenraum dieſer 5 Baſſins mit den dazu gehörigen Speichern und Waarenhäuſern beträgt 295 Morgen. Die Oſtindiſchen Docks endlich, gleichfalls aus 2 Baſſins beſtehend, liegen am weiteſten von der Stadt entfernt, und ſind vorzugsweiſe zur Aufnahme der im Dienſte der Oſtindiſchen Kompagnie ſtehenden Schiffe beſtimmt. Die Einfuhrdocke iſt 1410 F. lang und 560 F. breit; die Ausfuhrdocke 780 F. lang und 520 F. breit. Eine ſchöne 70 F. breite Commerzialſtraße, welche hinter den Docks ſich hinzieht und mit einem Aufwande von 800,000 Thlr. erbaut worden iſt, unterhält die Verbindung zwiſchen den Docks und der City. Auf dem ſüdlichen oder rechten Ufer des Fluſſes, unterhalb dem Tunnel (welcher dem durch die Nähe der Docks in dieſen Vorſtädten Londons geſteigerten Verkehre ſeine Entſtehung verdankt, da in dieſer Gegend die Schifffahrt keine Brücke erlaubt) bis Deptford, liegen noch die Kommerzialdocks und die beiden der Surrey-Kompagnie gehörenden Baſſins, die zwar von beträchtlichem Umfange ſind, aber mit den andern Docks keine Vergleichung aushalten, indem ſie vorzugsweiſe für die Aufnahme von Schiffen beſtimmt ſind, welche Artikel von groberer Art z. B. Bau- und Schiffsbauholz, Getreide ꝛc. führen.

Zur Unterhaltung des Leſers laſſen wir hier eine Schilderung des täglichen Lebens und Treibens dieſer ungeheuren Stadt folgen, welche ein trefflich beobachtender Reiſender mittheilt *).

---

*) Reiſe eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's) durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. 2 Theile. Deutſch herausgegeben von Schloſſer. Leipzig und Altenburg 1817 und 1818.

„Der Morgen zu London iſt vor 10 Uhr ganz ruhig; dann fangen die Läden an ſich zu öffnen. Die Milchweiber mit ihren völlig reinlichen, an beiden Enden eines künſtlich an die Schultern paſſenden Jochs hängenden und mit kleinen Rahmgefäßen rund herum gekrönten Eimern, klopfen von Thür zu Thür, Schlag auf Schlag, um die Mägde in Trab zu ſetzen, welche noch halb ſchlafend kommen, um ein Mäßchen, ſo groß wie ein Ei, in Empfang zu nehmen, woran eine ganze Familie genug hat, denn man nimmt nur einige Tropfen, 5 höchſtens 6 früh und Abens in jede Taſſe Thee. Den erſten beträchtlichen Lärm macht die Trommel und die Feldmuſik der Leibwache, welche aus der Kaſerne kommt, um im Hyde-Park ihre Uebungen vorzunehmen, 3 oder 4 ſchwarze Rieſen voran mit ihren ſchallenden Cymbeln. Gegen 3 oder 4 Uhr (Nachmittags) giebt die große Welt erſt Lebenszeichen. Beſuche machen, oder vielmehr eine Karte an der Thüre ſeiner Freunde abgeben, die man nie anders als im Gewühl der Geſellſchaften ſieht, in den Läden herumlaufen, modiſche Neuigkeiten ſehen, in der Bondſtreet (einer Straße) auf- und abfahren, noch einmal auf- und abfahren, endlich um 5 Uhr nach Hauſe kommen, um ſich anzukleiden. Da habt ihr einen Londoner Vormittag. Nun fangen die Straßen an von einem Ende bis zum andern erleuchtet zu werden. Von 6 bis 8 Uhr nimmt der Lärm zu, denn man geht zum Mittagseſſen. Die Kutſchen, mit 2 Laternen verſehen, erſchüttern das Pflaſter von allen Seiten her, folgen einander, durchkreuzen ſich, mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Plötzlich halten ſie, ein Bedienter ſpringt herab, läuft an die Thür, hebt den ſchweren Klöpfel auf, thut einen ſtarken Schlag, hebt ihn wieder auf, thut kleine ſchnelle Schläge, dann trommelt er aus Leibeskräften, mit einer gewiſſen Kunſt, nach einer Weiſe und einer Feinheit der Berührung, wodurch Stand, Rang und Vermögen ſeiner Herrſchaft angezeigt wird. Zwei Stunden ohngefähr läßt der Lärmen nach. Um 9 oder 10 Uhr verdoppelt er ſich. Es tritt die große Kriſis des Lärmens, des Putzens, der Eilfertigkeit ein. Man unterſcheidet nichts mehr, als ein eintöniges, allgemeines Raſſeln, wie eine große Mühle von 50 Paar Stampfen und ihrem Gerinne. Dieſe große Kriſis dauert ohne Unterbrechung bis Mitternacht oder 1 Uhr, nimmt dann den übrigen Theil der Nacht hindurch ab, bis man endlich bei Annäherung des Tages immer ferner und ferner nur noch einen einzelnen Wagen hört.“

Hamptoncourt, großes königl. Luſtſchloß, 5 St. von London, an der Themſe, deſſen nach dem Garten gewandte Façade 380 und die gegen die Themſe 328 F. hat, ſo daß das Ganze ein Rechteck bildet, welches 3 Höfe umſchließt. Man findet hier in den Staatszimmern die koſtbarſten Gemälde der Italieniſchen und Deutſchen Schule. Der größte Schmuck aber ſind die be-

rühmten 7 Cartons (auf Papier gemalte Skizzen oder Vorbilder) Raphael's. Der Park hat mit dem Luſtgarten einen Umfang von faſt 1½ St. In dem letztern befindet ſich ein ungeheurer Weinſtock, 1769 gepflanzt, deſſen Zweige 35 Schritte lang und 12 Schritte breit eine geräumige Laube bilden, von der 1816 und auch in andern Jahren gegen 2200 Trauben herabhingen. Dieſer Weinſtock hat eine Höhe von 72 F. und ſein Stamm 13 Zoll im Umfang.

Birmingham. Was in England Mancheſter für die Baumwollenmanufaktur iſt, das iſt Birmingham für die Fabrikation metallener Waaren. Dieſe Stadt, von deren Einwohnern gegen 90,000 bei den Fabriken beſchäftigt ſind, hat ihren Flor den umher belegenen Eiſen- und Steinkohlengruben zu verdanken. Unter der großen Menge der verſchiedenen Fabrikzweige in und um Birmingham zeichnen ſich vorzüglich aus: die Fabrikation von Feuergewehren, die in der nur irgend denkbarſten Feinheit, Güte und Eleganz gemacht werden; die Fabrikation kleinerer fein polirter Stahl- und Meſſingwaaren (z. B. Knöpfe, Stecknadeln, Nägel, Meſſer, Sporen, Stahlſchmuck, Spielſachen, lakirte Waaren, meſſingene Griffe, Beſchläge und Aufſätze); und die Fabrikation von ächtem Gold- und Silberwerk, von vergoldeten meſſing- und ſilberplattirten Waaren, von Münzen und Metallen, von antiken und modernen Bronzeartikeln.

In der Nähe von Birmingham iſt vor allen wichtig die ſo vieles umfaſſende Fabrik des Herrn Boulton in Soho, unter dem Namen der Soho Manufactory weit und breit bekannt. Der unternehmende Geiſt dieſes Mannes, der Anfangs in Birmingham ſelbſt Fabrikgeſchäfte betrieb und nachmals dieſelben hieher verlegte, aſſociirte ſich mit einem Mechanikus, Namens Watt, dem berühmten Verbeſſerer der Dampfmaſchinen, mit welchem vereint er nun das große Etabliſſement begründete, welches die verdienteſte Bewunderung aller Reiſenden erregt, denn etwas Aehnliches findet man nicht leicht. Was hier in allen den einzelnen Theilen geleiſtet wird, iſt in der That unermeßlich und es würde ſchon jeder Zweig allein für ſich beſtehend ein äußerſt beträchtliches Etabliſſement bilden. Das ganze umfaßt eine Fabrik, wo bloß und ausſchließlich Dampfmaſchinen von jeder Art, von jeder Größe und jedem Kaliber verfertigt werden; eine Münzanſtalt, woraus Medaillen und Medaillons von jeder Größe, ſo wie auch viele falſche ausländiſche Geldſorten hervorgehen; eine Fabrik für ſilberne und ſilberplattirte Artikel jeder Gattung, als Vaſen, Löffel, Präſentirteller, Thee- und Kaffeeſervices, Kandelaber, ſo wie überhaupt alle Gegenſtände, die ein Speiſe- oder Beſuchzimmer geſchmackvoll zieren; eine Fabrik, worin Metalle, von jeder Art, nach jeder beliebigen Länge oder Breite gerollt werden und endlich andere Werkſtätten, worin Patent-Kopir-Maſchinen, ſchön polirte

ſtählerne Feuerhalter, ſtählerne Knöpfe, Zierathen für Oefen, eiſernes Gitterwerk, ſo wie überhaupt jeder ſtählerne Artikel, wobei man auf Geſchmack und Eleganz Anſpruch macht, nach Verlangen und Beſtellung gefertiget wird. Unter allen aber iſt die Dampfmaſchinenfabrik in der That das, was am meiſten in Erſtaunen ſetzt; denn hier werden Dampfmaſchinen von eines einzigen bis zu 200 Pferden Kraft gefertigt, und zwar in ſo großer Anzahl, das ein großer Theil von Großbritannien ſeinen Bedarf an dieſem wichtigen Artikel, dem Werkzeuge der Erſparung der edlern Menſchenkraft, von daher bezieht.

In der Nähe des im Peak-Gebirge, in der Grafſchaft Derby gelegenen Fleckens Caſtleton, iſt die berühmte Höhle, Peak- (ſpr. Pihk) Höhle genannt, welche ein Deutſcher Reiſender*), der ſie beſuchte, mit folgenden Worten beſchreibt: „Man ſteigt eine zu dem Eingange führende Erhöhung hinan, und ſieht nun die Kluft vor ſich, welche über 42 F. hoch, 90 F. lang und 120 F. breit iſt. Ueber der Höhle bildet der Felſen eine ſenkrecht herablaufende Wand. Einige kleine Häuſer ſtehen nahe bei den Felsſtücken, welche zur Rechten des Einganges liegen. In der Höhle ſelbſt ſteht ein Haus, deſſen Bewohner Seilerei treiben und ihre Spinnerei die Länge der Höhle hinab angelegt haben. Von allen Seiten tropft das Waſſer herab, und die Helle des Tageslichts vermindert ſich, je weiter man in die Höhle hineintritt. Gegen das Ende der großen Halle ſenkt ſich die Decke, und ſobald man an den eigentlichen Eingang kommt, muß der Führer ſeine Kerzen anzünden. Der Fels reicht hier beinahe bis auf den Boden herab und da dieſer mit Waſſer bedeckt iſt, ſo muß man in einer Art offenen Faſſes, das mit Stroh angefüllt iſt, und in dem 2 Perſonen neben einander liegen können, ſich liegend von dem Führer hinüberſtoßen laſſen. Tiefer in der Höhle iſt ein anderer See, über den man auf Steinen hinübergeht, ein Uebergang, der wegen der Schlüpfrigkeit der Steine nicht ohne Vorſicht bewerkſtelligt werden kann. So windet man ſich durch die Höhle hindurch, bis zu der Stelle, wo der Felſen die Oberfläche des Waſſers berührt und das weitere Erforſchen unmöglich macht. Die ganze Länge derſelben beträgt 2250 F. Mehre ausgezeichnete Stellen haben ihre eigenthümlichen Namen, z. B. die Kanzel, eine Höhle, in der eine kanzelähnliche Erhöhung iſt, welche von den Kindern der Führer beleuchtet wird und einen ſehr überraſchenden Anblick gewährt, und eine andere glockenähnliche Höhle, worin der Führer Pulver anzündete, deſſen Auffliegen einen ſo betäubenden Knall verurſach-

*) Spieker Reiſe durch England, Wales und Schottland im Jahre 1816. 2 Bände. Leipzig, 1818.

te, daß wir mehrere Sekunden lang unſers Gehörs beraubt zu ſeyn fürchteten."

Vork. Die daſige Kathedrale zu St. Peter iſt ein überaus herrliches und majeſtätiſches Gebäude, das nicht nur an Größe alle Gothiſchen Kirchen Englands (die Kathedrale von Lincoln allein ausgenommen) übertrifft, ſondern als ein vollendetes Kunſtwerk Gothiſcher Baukunſt den vorzüglichſten Bauwundern Europas beigezählt werden darf. Ihr Bau begann 1171 und endete 1378, dauerte alſo über 200 Jahre. Die größte Länge beträgt 524 Engl. F., die Breite des Schiffes mit den Seitenflügeln 109 und die Höhe des Schiffes 99 F. Außer einem viereckigen hohlen Thurm, der ſich 213 F. erhebt, ſind noch 2 Thürme an dem überaus reichen und herrlichen dreifachen Hauptportale der Weſtſeite, die eine Höhe von 196 F. haben. Jeden derſelben ſchmücken wieder 8 Zierthürmchen an der Zinne. Das ſtolze Gewölbe der Kirche wird von 14 Pfeilern getragen, die 42 F. hoch ſind. Ein wahres Wunderwerk iſt das Hauptfenſter an der Oſt- oder Hochaltarsſeite; es hat 75 F. Höhe und 32 F. Breite, und enthält 117 bildliche Darſtellungen bibliſchen Inhalts. Prachtvoll iſt die Scheidewand, welche den Chor von der übrigen Kirche trennt, und an derſelben ſtehen in einer Reihe die alterthümlichen Steinbilder 15 Engliſcher Könige. Die berühmte Orgel iſt eine der ſchönſten in England, und hat 3234 Pfeifen. So war dieſe Kirche bis 1829, in welchem Jahre ſie an ihrem untern Theile durch eine Feuersbrunſt großen Schaden erlitt, der jedoch wieder ausgebeſſert worden iſt.

Mancheſter iſt eine der größten Städte Englands, in der Grafſchaft Lancaſter und verdankt ihre große Zunahme der Bevölkerung, die ſich 1832 auf 238,000 Menſchen belief, den hieher gehenden Kanälen, den Steinkohlenbergwerken, den Hammerwerken und Fabriken aller Art, wovon ſie umgeben iſt, ſo wie der außerordentlichen Gewerbsthätigkeit ihrer Bewohner. Man kann insbeſondere dieſe Stadt als den erſten Platz der Erde für die Baumwollfabriken und als den Mittelpunkt dieſes wichtigſten Zweiges der Engliſchen Induſtrie anſehen. Die Baumwollenfabrikation iſt ſo groß, daß ſie in dieſer Stadt und in einem Umkreiſe von 6 bis 7 M. auf 500,000 Menſchen beſchäftigt. Eine der größten Merkwürdigkeiten, ein wahres Wunderwerk, iſt die zwiſchen Liverpool und Mancheſter von einer Geſellſchaft angelegte Eiſenbahn für Dampfwagen, die ſeit 1830 im Gange iſt. Der Koſtenaufwand hat 5½ Millionen Thaler betragen. Sie iſt 7 M. lang und läuft ſchnurgerade fort, zwei unbedeutende Senkungen abgerechnet. Die Wagen laufen auf Geleiſen aus eiſernen Schienen gebildet, 2 Zoll breit und 1 Zoll dick. Die ganze Bahn, welche ſich bald durch ausgehöhlte Berge und geſprengte Felſen Platz macht, bald über Thäler, Waſſer und Moorgründe ſich erhebt, ruhet theils auf

Steinblöcken, theils auch hölzernen Unterlagen; und um eine gerade Linie für die Bahn zu erhalten, ſind 63 Brücken gebaut worden, 30 unter, 28 über Straßen und 5 über kleine Flüſſe. Sowohl aus Mancheſter als Liverpool gehen jeden Tag, 4 mal des Morgens und 4 mal des Nachmittags Dampfwagen ab. Die Dampfmaſchine iſt an der Spitze des Wagenzugs angebracht und zieht zunächſt hinter ſich einen Wagen, auf dem ſich Kohlen, Waſſer, Werkzeuge und die Ingenieurs befinden; der Dampfkeſſel wird mittelſt einer Pumpe von Druckwerk nach Belieben unterhalten. An dieſen Wagen nun wird durch eiſerne Haken der erſte Wagen und dann die übrigen, oft 10, 20 und noch mehr, je nachdem ſie für den Transport der Reiſenden und ihres Gepäcks nöthig ſind, angehängt. Die Wagen zum Transport der Reiſenden beſtehen aus bequemen 6= und 4ſitzigen bedeckten Kutſchen mit Glasfenſtern oder offenen Chaiſen. Die Waarentransporte geſchehen beſonders, ſo wie auch eigene Wagen für den Transport von Vieh gehalten werden, das in ungeheurer Menge fortgeſchafft wird. Die Zahl der Reiſenden beſteht gewöhnlich aus 130 bis 150 Perſonen mit ihrem Gepäcke, das oben auf jeden Wagen geladen wird. Im Augenblicke der Abfahrt ertönt eine Glocke und die Maſchine ſetzt ſich in Bewegung; Anfangs langſam, bis alle Wagen hintereinander ordentlich in Zug gekommen ſind; dann aber geht es fort blitzſchnell, ohne die mindeſte Erſchütterung und mit weniger Geräuſch als ein gewöhnlicher Poſtwagen. Man legt den Weg zwiſchen beiden Städten, eine Strecke von faſt 7 Deutſchen Meilen in $\frac{5}{4}$ Stunden zurück; manchmal noch in geringerer Zeit und ohne die mindeſte Ermüdung. Dieſer Weg iſt ſchon in 67, und ſogar in 62 Minuten zurückgelegt worden; und einer der größten dieſer Wagenzüge, der aus 31 Fuhrwerken zuſammengeſetzt war, und 151 Tonnen (etwa 3000 Ctr., zu deren Transport ſonſt 200 Pferde nöthig geweſen wären) brauchte 2 Stunden 34 Minuten. Der Nutzen, den man aus dieſer Erfindung bereits zieht und ziehen wird, iſt nicht zu berechnen; was man ſchon aus folgenden 2 Thatſachen erſehen kann, nämlich man führte auf Einmal und auf einem und demſelben Wagenzuge 1500 Menſchen an Ort und Stelle, und ein Kaufmann von Mancheſter erhielt in weniger als 2 Stunden auf einem einzigen Transporte 1000 Ballen Baumwolle (etwa 300,000 Pf., die volle Ladung eines im Hafen von Liverpool eingelaufenen Schiffes) von dem Kai dieſer Stadt in die Magazine von Mancheſter geliefert. Bereits iſt man in mehreren Theilen von England mit der Anlegung ähnlicher Dampfwagenfahrten beſchäftigt, und man hat durch zweifache Bahnen die Nordſee mit dem Iriſchen Meere verbunden, auch geht eine ſolche Bahn mit Dampfwagen von Birmingham nach Mancheſter und man wird in kurzer Zeit Verbindung durch Eiſenbahnen zwiſchen London, Liverpool und Mancheſter her=

geſtellt ſehen, durch die man in den Stand geſetzt ſeyn wird, dieſe beträchtlichen Entfernungen in wenigen Stunden zurückzulegen. Auch in Frankreich, Belgien und Deutſchland ſind verſchiedene Eiſenbahnen mit Dampfwagen angelegt und eine Menge derſelben im Plan. Doch die meiſten dergleichen Bahnen findet man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Liverpool iſt die zweite Handelsſtadt des Brittiſchen Reichs und Europas und liegt am Einfluſſe der Merſey in das Irländiſche Meer. Wie wichtig der Handel dieſer Stadt iſt, erſieht man daraus, daß 1833 in den daſigen Hafen 12,964 Schiffe mit 1,590,461 Tonnen einliefen. Der Waarenzoll betrug 1833 faſt 25 Millionen Rthl., alſo beinahe die Hälfte von den Staatseinnahmen des Preuß. Staates. Die Ausfuhr betrug 1824 an 140 Millionen Thlr. und 1833 beſaß Liverpool ein Fünftel des Brittiſchen Handels. — Die bei Mancheſter erwähnte Eiſenbahn, die bei dem Hafen von Liverpool anfängt, geht hier, um den ſteilen Abhang der Stadt zu umgehen, unter derſelben 6744 F. lang in einem 16 F. hohen und 22 F. breiten unterirdiſchen Bogengange oder Tunnel. Ungefähr ⅔ dieſes Tunnels ſind in Felſen gehauen, das Uebrige aber mit Backſteinen untermauert. Das Ganze mit einem weißen Anwurf überzogen und durch Gaslicht auf das prächtigſte erleuchtet, macht in der That einen zauberiſchen Eindruck, der noch dadurch erhöhet wird, daß an den Wänden die Namen der darüber hinlaufenden Straßen der Stadt angemerkt ſind. Der Ausgang dieſes Tunnels führt nach einem aus dem Felſen gehaunen 4 eckigen Platze mit 40 F. hohen, ſenkrechten Wänden. An jeder Seite der Oeffnung ſteht in einem thurmähnlichen Gebäude eine Dampfmaſchine, um vermittelſt Ketten, die auf Rollen am Grunde hinlaufen, die beladenen Wagen aus dem Tunnel herauf zu ziehen. Dieſe durch einen ſchönen Bogen verbundenen Gebäude bilden ein prächtiges Portal, während gegenüber zwei Säulen von 100 F. Höhe den Anfang der eigentlichen Bahn bezeichnen und zugleich als Rauchfänge für die Dampfmaſchinen dienen. An der Seite dieſes Platzes öffnet ſich noch ein kleinerer Tunnel zur Kommunikation mit den obern Stadttheilen. — Das ſchöne Stadthaus bildet mit den Börſengebäuden ein Quadrat von Gebäuden, das nur ſelten eben ſo ſchön anderswo angetroffen wird. Was der Kaufmann an Bequemlichkeit bei einer Börſe ſich nur wünſchen mag; iſt hier aufs Seltenſte zuſammen vereinigt zu finden. Sie iſt doppelt größer als die Börſe zu London. Vier eben ſo prächtige als große Façaden laufen rings um dieſes herrliche Quadrat von Gebäuden und umſchließen einen mit behauenen Quadern ausgelegten 194 F. langen und 180 F. breiten viereckigen Platz, in deſſen Mitte auf einem Poſtamente von inländiſchem Marmor ein kreisförmiges Pideſtal von derſelben Maſſe ſteht, worauf die Einwohner dem Andenken ihres berühmten Landsmanns, des gro=

ßen Seehelden Nelſon ein herrliches Denkmal errichtet haben, das in einer in Eiſen gegoſſenen Gruppe von Figuren beſteht, 24 F. hoch und 58 F. im Umfange groß iſt und 440 Ctr. wiegt. — Sehr merkwürdig iſt auch das in der Mitte der Stadt 1820 — 1822 vollendete neue Marktgebäude. Man denke ſich eine 4eckige Fläche, 374 Ellen lang und 68 breit und ein Areal von 12,342 QEllen einnehmend, die ringsum von einer ſteinernen Mauer umgeben, und ebenſo auch unter Dach und Fach gebracht iſt. Das Dach derſelben iſt nicht ein ſchräg laufendes Ganzes, ſondern eine Art von Doppeldach, durchbrochen und über einander gebaut, mit Zurücklaſſung von Zwiſchenräumen zur beſſern Lüftung und Beleuchtung des Innern. Außerdem dienen 136 Fenſter, denſelben Zweck zu befördern, und 8 Thüren an ihren verſchiedenen Seiten angebracht, führen aus allen Theilen der Stadt in die Halle ſelbſt. Längs den Wänden ſind 62 Kaufläden für die Verkäufer der Lebensmittel und 29 Keller nehmen die Gegenſtände auf, die durch Hitze leiden können. Der Fußboden iſt mit Quadern belegt, 116 Säulen von Gußeiſen theilen den Raum in 5 Gänge; und 150 Gasleuchter verbreiten Abends ihr magiſches Licht. Quellwaſſer ſprudelt aus 4 Pumpen von Gußeiſen und eine fünfte giebt warmes Waſſer. Die Stadt hat dieſen Bau mit einem Koſtenaufwande von 230,000 Thaler aufgeführt.

Greenwich, zwei Stunden von London, an der Themſe gelegen, iſt wegen ſeines großen königlichen Seehoſpitals merkwürdig, worin 3000 invalide Seeleute verſorgt werden. Die Hauptvorderſeite dieſes Gebäudes iſt gegen die Themſe zu gerichtet und hat längs derſelben eine ſchöne Terraſſe von 865 F. Länge. Das prachtvolle Gebäude beſteht aus 4 Hauptabtheilungen, aus dem Karls-, Annen-, Wilhelms- und Marien-Gebäude, die jedoch kein zuſammenhängendes Ganzes machen, indem die beiden erſten durch einen 273 F. breiten Platz getrennt ſind, in deſſen Mitte die marmorne Bildſäule Georgs II. ſteht. Hinter dem Karlsgebäude erhebt ſich das Wilhelms- und hinter dem Annengebäude das Mariengebäude, deren jedes durch eine 120 F. hohe Kuppel geziert iſt. Das letztere Gebäude enthält die Kapelle, welche unter die ſchönſten und zierlichſten Werke Griechiſcher Baukunſt im ganzen Königreiche gehört. Der herrliche Park, welcher ſich hinter dem Hoſpitale in lieblicher Ebene und auf anmuthigen Hügeln ausbreitet, trägt auf einem derſelben die berühmte 1675 gegründete Sternwarte, von welcher die Britten den erſten Meridian ziehen. 1835 hat man eine Eiſenbahn, die aus der Mitte Londons nach Greenwich führen ſoll, begonnen, die auf 1000 Bogen über Häuſer und Straßen Londons hinweglaufen wird.

Kew, 3 St. weſtlich von London, an der Themſe. Das königl. Luſtſchloß iſt wegen des dazu gehörigen Gartens berühmt, welcher die reichſte und vortrefflichſte Pflanzenſammlung beſitzt und

mit mehreren ſchönen Gebäuden geziert iſt. Faſt in der Mitte dieſes Gartens erhebt ſich auf einem freien Platze die große Pagode, ein achteckiges Gebäude von 49 F. im Durchmeſſer am Boden und 163 F. Höhe.

Windſor liegt 9½ St. ſüdweſtlich von London. Das berühmte königl. Schloß daſelbſt wurde urſprünglich von Wilhelm dem Eroberer gegründet, und von Eduard III., der hier geboren ward, abgeriſſen und in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt erbaut. Unter den folgenden Königen wurde das Ganze noch mehr erweitert und verſchönert. Georg der III., der mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Töchtern lange zu Windſor gewohnt hatte, ſtarb hier am 29. Januar 1820. Der jetzige König hält ſich gleichfalls ſehr gern daſelbſt auf und unter ihm hat Windſor viele Verſchönerungen erhalten. Dieſes weitläuftige Schloß beſteht aus 2 Höfen oder Abtheilungen mit einem großen runden Thurme zwiſchen beiden, und liegt auf einem ſich ſanft erhebenden Hügel, der die reichſte Landſchaft beherrſcht. Starke viereckige Gothiſche Thürme bilden die Ecken des Gebäudes. Die Schloßkapelle iſt ſchön und unter derſelben befindet ſich die Begräbnißgruft der jetzigen königl. Familie. Von drei Seiten umgiebt dies Schloß die herrlichſte, in ihrer Art einzige Terraſſe, welche 1870 F. lang und von verhältnißmäßiger Breite iſt, und man hat von derſelben eine unbeſchreiblich ſchöne, reizende Ausſicht. Die neue unter dem jetzigen Könige angelegte Terraſſe bildet einen Halbzirkel, umſchließt 2 Morgen Landes und iſt zu einem Blumengarten beſtimmt. Am Fuße derſelben befindet ſich ein 200 F. langes Gewächshaus. Der zu dieſem Schoſſe gehörige große Park hat 3 M. im Umfange.

Portsmouth, ſüdweſtlich von London, am Kanal (la Manche) und auf der Halbinſel Portſea gelegen, iſt in militäriſcher Hinſicht die wichtigſte Stadt des Großbritanniens, indem es eine der ſtärkſten Feſtungen Europas und den erſten Kriegſeeplatz Englands bildet. Der Hafen, an Umfang, Tiefe und Sicherheit der vortrefflichſte des Königreichs, iſt an dem Eingange zwar ſchmal, aber im Innern ſo geräumig, daß er faſt die ganze Brittiſche Flotte aufnehmen kann. Zwiſchen Portsmouth und der Inſel Wight breitet ſich die große Rhede von Spithead aus, welche 1000 Linienſchiffe faßt. Die bewundernswürdigen Schiffswerfte, wo ſich ſämmtliche Magazine für Schiffs- und Kriegsvorräthe befinden, ſind die größten in der Welt, und enthalten alle Werkſtätte, welche ſowohl zum Bau von Kriegsſchiffen, als zur Ausrüſtung einer Flotte gehören.

Stonehenge. Dieſes Denkmal des Alterthums, welches man für den Ueberreſt eines Druiden-Tempels hält (Druiden waren die Prieſter bei den Celtiſchen Völkern), befindet ſich auf der öden Haide von Salisbury. Man ſieht nämlich 17 große Steine, die noch aufrecht ſtehen, und 7 andere, die auf dem Boden liegen

und zuſammen einen Kreis bilden. Etwa 8 F. davon bilden wieder 11 aufrechtſtehende und 8 umgeſtürzte einen zweiten innern Kreis. Im Mittelpunkte ſieht man ein Oval von 10 hohen Pfeilern, die mit ihren Querpfoſten 5 große Thore bilden, und eine Anzahl kleinerer theils aufrecht ſtehender, theils umgeſtürzter Pfeiler. Die großen aufrecht ſtehenden Pfeiler oder Steine können jeder wohl 45 Tonnen wiegen, ſind 18 bis 20 F. hoch, 6 bis 7 breit und 3 F. dick. Schon vor 1000 Jahren ſtanden ſie wie jetzt. Es iſt zu bewundern, wie ein noch ſo rohes Volk dieſe ungeheuren Maſſen hat fortſchaffen und aufrichten können. Man findet dergleichen Denkmäler der Vorzeit auch noch an einigen andern Orten Englands z. B. bei Abury, und auch in Frankreich, doch nicht in ſo großem Maßſtabe, als dieſes.

Edinburgh. Die Lage dieſer jetzt von 189,000 Menſchen bewohnten Hauptſtadt Schottlands iſt einzig in ihrer Art; denn der Boden bietet eine Abwechslung von Berg und Thal dar, wie man ſie ſelten auf einem verhältnißmäßig ſo kleinen Raume findet. Die Altſtadt nämlich liegt auf einer großen nach W. laufenden Erhöhung, die ſich am äußerſten Punkte in einen Hügel endigt, deſſen Gipfel mit einem feſten Kaſtell gekrönt iſt. Auf einer andern Erhöhung ſteht die Neuſtadt. Zwiſchen dieſen beiden Haupttheilen Edinburghs zieht ſich eine beträchtliche Vertiefung, das Nordloch genannt, hin, worüber außer einem Erddamm von 960 F. Länge und 188 F. Breite, zwei Brücken führen und die Verbindung der Alt- und Neuſtadt bewirken. Von dieſen Brücken iſt die von Steinen erbaute Nord-Brücke ein Meiſterſtück der Baukunſt, deren drei kühne Bogen, beſonders wenn man ſie von unten betrachtet, eine höchſt maleriſche Wirkung hervorbringen. Die Länge dieſer Brücke beträgt 310 Fuß, die Breite 40 bis 50 F., und jeder der drei großen Bogen hat eine Spannung von 72 und eine Höhe von 68 F. Die Häuſer der Altſtadt liegen amphitheatraliſch an der Seite dieſer felſigen Erhöhung über und unter einander, und einige derſelben haben, von der einen Straße aus geſehen, wohl 10 Stockwerke, während ſie auf der andern nur 2 und 3 zählen. Ueberhaupt iſt die Altſtadt von alter, größtentheils unregelmäßiger Bauart und von einem im Ganzen düſtern Anſehen, und hat enge, zum Theil krumme Gaſſen. Gänzlich von der Altſtadt an Bau und Anordnung verſchieden iſt die überaus ſchöne Neuſtadt, der Wohnſitz des Adels und der reichen Kaufleute, mit breiten, reinlichen in rechten Winkeln durchſchnittenen Straßen, auf welchen faſt lauter pallaſtartige 2 bis 3 Stock hohe Häuſer ſtehen. Die ſchönſten Häuſer Edinburghs ſind das General-Archiv von Schottland, mit einer 80 F. hohen Kuppel und 1774 mit einem Koſtenaufwande von 4 Mill. Fl. erbaut und das Univerſitätsgebäude, ohnſtreitig das ſchönſte Univerſitätsgebäude Europa's, maſſiv und prachtvoll aus lauter Quadern erbaut

und 358 F. lang, deſſen letzter Flügel 1827 beendigt worden iſt. Unter den Gebäuden aus älterer Zeit verdient vor allen der alte Reſidenzpallaſt der Könige Schottlands Holyroodhouſe die Aufmerkſamkeit des Fremden. Man zeigt darin die Zimmer der unglücklichen Königin von Schottland Maria Stuart*) noch ganz ſo erhalten wie ſie waren, als ſie von ihr bewohnt wurden und ihr Schlafgemach, wo noch ihr Bette von rothem Damaſt mit grünen Franzen, alles von der Zeit ſehr verbleicht und ein Toilettenkäſtchen mit eigenen Stickereien der Königin zu ſehen ſind. Einige Jahre während der Franzöſiſchen Revolution hielt ſich hier der Graf von Artois, nachmaliger König Karl X. von Frankreich mit ſeinen beiden Söhnen auf; und nach der Julius-revolution hat derſelbe abermals mit ſeiner Familie ſeit dem Auguſt 1830 eine Zeitlang hier ſeinen Aufenthalt gehabt.

Die kleine Inſel Staffa, zur Gruppe der Hebriden gehörig und in der Nähe der großen Inſel Mull, an der Weſtſeite Schottlands, ohne Baum, Buſch und bleibende Einwohner, iſt ein Baſaltfelſen, deſſen ganze Küſte aus lauter Baſaltmauern beſteht, und enthält an der Südweſtſeite eine der größten und ſchönſten Naturmerkwürdigkeiten Europas, nämlich die ſogenannte Fingals-Höhle, welche dem Innern eines Münſters von unermeßlichem Umfange gleicht, der jedes menſchliche Kunſtwerk an Regelmäßigkeit erreicht, an Größe und Erhabenheit aber unendlich hinter ſich läßt. Die Wände der Höhle beſtehen aus Reihen von Baſaltpfeilern bis 50 F. hoch, meiſtens ſechseckig, die nach den Geſetzen der Perſpective regelmäßig abzunehmen ſcheinen und ein gewaltiges Gewölbe tragen, das aus obern Säulen-Enden beſteht, deren Schäfte ohne Zweifel von dem Meere ſind weggeriſſen worden. Der Boden der Höhle iſt von dem Meere ausgefüllt, das hier am Eingange 18 F. und am Ende halb ſo tief iſt. Die ganze Länge derſelben beträgt 371 F., wovon 250 auf das Gewölbe ſelbſt kommen, die Breite der Höhle iſt am Eingange 53 F. und am innern Ende 20 F.; die Höhe beim Eingange 117 F. und inwendig am Ende 70 F. Der ſchon oben angeführte Deutſche Reiſende (Spieker), der dieſe Höhle beſuchte, ſagt von derſelben: „Endlich lag es vor uns dies Wunderwerk der Natur, in ſeiner ganzen Majeſtät! Schon oft beſchrieben und dennoch un-

---

*) Dieſe Königin, ausgezeichnet durch ihre Schönheit und durch ihr Unglück, 1541 geboren und die Tochter des Schottiſchen Königs Jakobs V., ward in dem jetzt in Trümmern liegenden Schloſſe Fotheringay-Caſtle in der Engliſchen Grafſchaft Northampton, 1587 auf Befehl der Königin Eliſabeth von England, in deren Schutz ſie ſich begeben hatte, enthauptet, weil ſie der Theilnahme an einem Mordplan gegen dieſe Königin beſchuldigt war.

beſchreiblich herrlich! Dieſe ſtolzen Pfeiler, die ſich dicht gedrängt am Eingange erheben, und ſichrer auf dem Waſſer zu ruhen ſcheinen, als alles irdiſche Bauwerk auf der Erde, dieſe mit Säulen bekleidete, von einer Säulendecke überwölbte Halle, die das Meer zum wogenden Eſtrich hat, die nur für die zum Prunkgemach geſchaffen zu ſeyn ſcheint, denen das Element vertraut iſt, dieſes wundervolle Farbenſpiel der lichtgrünen Fluth, des Roſenroths der zarten Seegewächſe, mit denen das vom Meere beſpülte Geſtein bewachſen iſt, und des dunkeln Brauns der Säulenſchäfte, alles dies zuſammen genommen giebt einen Anblick, der alles, was Menſchenhand geſchaffen, weit hinter ſich zurückläßt! Der Weg über die kurzen Baſaltſäulen, die auf beiden Seiten der Höhle, im Innern derſelben, aus dem Meere hervorragen, iſt ſehr bequem; denn wenn ſie gleich nicht alle von einer Größe ſind, ſo ſtehen ſie doch nicht ſehr hoch über einander, und machen es leicht, von einer auf die andere zu ſchreiten."

Dublin, die Hauptſtadt Irelands, welche jetzt an 300,000 E. hat, liegt in einer fruchtbaren Ebene, an dem hindurchfließenden Liffy und ½ Stunde von einer Bai des Iréländiſchen Meeres, an der öſtlichen Küſte Irelands. Der größere Theil der Stadt iſt gut gebaut und nimmt unter den ſchönern Städten Europas einen Platz ein; er hat breite, regelmäßige Straßen, die vortrefflich gepflaſtert und des Nachts erleuchtet ſind und umfaßt mehrere prächtige öffentliche Plätze, von Häuſern meiſtens in modernem Style erbaut; dagegen iſt der kleinere Theil, worin die Hefe des Volks wohnt, mit hüttenähnlichen Häuſern angefüllt, und gewährt einen durchaus widrigen, häßlichen Anblick. Geht man durch die Straßen von Dublin, ſo wird man durch die auffallenden Kontraſte von Reichthum und Armuth betroffen. Die Sackville-Street iſt die ſchönſte Straße, 180 F. breit, mit einer 130 F. hohen Säule in der Mitte, auf deren Spitze die Statüe Nelſons ſteht, breiten Trottoirs, glänzenden Kaufläden und ſchönen Gaſthöfen. Der St. Stephans-Green iſt der ſchönſte öffentliche Platz und der größte im ganzen Reiche, indem er auf jeder Seite 1000 F. Länge und faſt einen Umfang von 1½ Viertelſtunden hat. In der Mitte, wo ein eiſernes Gitter einen großen Grasplatz umgiebt, iſt die Statüe König Georgs II. zu Pferde aufgeſtellt. Keine Stadt der Brittiſchen Inſeln hat ſo viele ausgezeichnete öffentliche Gebäude als Dublin, davon wir nur einige anführen, als: das ehemalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, um welches ein hoher offener Säulengang führt; das Gerichtshaus, ein maſſives 433 F. langes Prachtgebäude, deſſen gegen den Fluß gekehrte Hauptfronte mit einem Portikus von Korinthiſchen Säulen verziert und mit einer hohen weithin ſichtbaren Kuppel überwölbt iſt; das Zollhaus, eins der prachtvollſten Gebäude Dublins, 375 F. lang und 290 F. tief, mit einer 125 F. hohen Kuppel, auf der eine 16 F. hohe

Statüe Merkurs prangt, und mit einer Säulenreihe geziert; das große Hoſpital für Kindbetterinnen, welche jährlich 3300 Wöchnerinnen aufnimmt, deſſen Hauptgebäude von Quaderſteinen aufgeführt, in der Mitte einen Thurm hat und 2 Fronten bildet, die mit den Flügelgebäuden durch halbrunde Säulengänge verbunden ſind. Der Garten dieſes Hoſpitals iſt der Sammelplatz der ſchönen Welt, wo im Sommer jeden Abend Muſik und große Beleuchtung, wie im Vauxhall zu London iſt. Das Schloß, die ehemalige Reſidenz der Irländiſchen Könige, jetzt der Sitz des Vicekönigs oder Lord Lieutenants, iſt ein altes und von außen unanſehnliches Gebäude, und enthält auch die Schatzkammer und das Zeughaus mit Gewehren für 80,000 Mann. Der Phönix-Park iſt einer der ſchönſten Spaziergänge Dublins mit ſchönen Lindenalleen und großen Wieſenflächen und der zu Ehren Wellington's auf einer kleinen Anhöhe 1820 errichteten 210 F. hohen Säule. Dieſer Park ſoll 3000 Morgen groß ſeyn und wechſelt mit Flächen, Hügeln und Thälern.

Däniſcher Staat.

Das Land, das jetzt Dänemark heißt, wird in der Geſchichte zuerſt im Jahre 113 vor Chriſti Geburt erwähnt, als die Cimbern, ein Germaniſcher Volksſtamm, in Verbindung mit den Teutonen, in die Römiſchen Provinzen einfielen. Wahrſcheinlich hatten die Cimbern ihren Wohnſitz auf der Cimbriſchen Halbinſel, die jetzt Jütland genannt wird und ein Theil Dänemarks iſt. Späterhin erzählt die Sage, daß ein gewiſſer Odin, als ein Anführer der Gothen, auch nach Dänemark gekommen und dieſem Lande Regenten gegeben habe, worunter Skiold ſich ein ſolches Anſehen erworben habe, daß lange Zeit die Däniſchen Könige nach ihm Skioldungen (Skiolds Nachkommen) genannt wurden. So viel iſt gewiß, daß die Bewohner Dänemarks tapfere, wilde Krieger waren, die wegen der inſulariſchen Lage ihres Landes ſich ſehr auf Seeſchifffahrt legten, und allenthalben, wo ſie hinkamen, als Seeräuber gefürchtet wurden. Sie beſtanden aus vielen Stämmen oder kleinen Staaten, deren jeder ſein eignes Oberhaupt oder König hatte, und wurden, als die Römiſche Macht in Verfall kam, unter dem Namen Dänen und Normänner (Männer aus Norden) bekannt, unter welchem Namen „Normänner" man jedoch auch die Bewohner Schwedens und Norwegens begriff. Gorm der Alte (im J. 920) oder nach Andern ſein Sohn Harald VIII. (von 931 — 981) ſoll zuerſt ſich alle Stämme unterwürfig gemacht haben. Ein Nachkomme dieſes Königs, Kanut II. oder der Große brachte das Däniſche Reich auf die höchſte Stufe der Größe, denn er vollendete nicht allein die Eroberung Englands und

eines Theiles von Schottland, ſondern unterwarf auch 1030 Norwegen ſeinem Szepter. Einige Könige vor ihm hatten zwar ſchon das Chriſtenthum angenommen, ohne daß jedoch dies dauerhafte Folgen gehabt hatte. Allein Kanuts II. Annahme des Chriſtenthums führte die Verbreitung deſſelben unter ſeinem Volke herbei, mit dem nun auch in Hinſicht der Kultur eine mächtige Veränderung eintrat. Kanuts Nachkommen wußten das Reich nicht in ſeiner Größe zu erhalten; England und Schottland, ſo wie Norwegen gingen verloren. Mit dem Könige Sven Magnus Eſtritſon begann eine neue Dynaſtie, unter welcher jedoch das Reich immer mehr in Schwäche verſank, da die Einführung des Lehnſyſtems den Adel zwar mächtig, hingegen die Könige von ſeiner Wahl abhängig machte. Mit Waldemar III., dem einzigen würdigen Regenten aus dieſer Dynaſtie, erloſch 1376 die männliche Nachkommenſchaft des Hauſes Eſtritſon. Seine kluge, geiſtvolle Tochter Margarethe brachte 1387 durch ihre Vermählung mit dem Könige von Norwegen dieſes Königreich und im folgenden Jahre durch Eroberung Schweden an Dänemark und vereinigte durch die bekannte Kalmarſche Union 1397 dieſe 3 Nordiſchen Reiche zu Einer Monarchie. Mit Chriſtoph III. ſtarb 1443 das alte Däniſche Regentenhaus aus; und durch Wahl gelangte 1448 Chriſtian I. Graf von Oldenburg und mit ihm das Oldenburgiſche Haus auf den Thron, aus welchem Hauſe auch der gegenwärtige König von Dänemark ſtammt. Der grauſame König Chriſtian der II. (regierte von 1513 — 1523) verlor durch ſeine Schuld Schweden, das ſich von der Union losriß, und zugleich ſeine beiden andern Kronen, Dänemark und Norwegen, welche beide nun ſeines Vaters Bruder, Friedrich I. auf den Thron erhoben, unter dem ſich die Reformation im Reiche verbreitete. Chriſtian IV., ſeit 1588 König, war als Anführer der Proteſtanten im dreißigjährigen Kriege unglücklich, ſo wie auch gegen Schweden. Doch brachte das Unglück, welches er und ſein Nachfolger Friedrich IV. in ihren Kriegen gegen Schweden hatten, an das ſie mehrere jetzt Schwediſche Provinzen, die noch ſeit der Kalmariſchen Union Dänemark verblieben waren, abtreten mußten, 1660 die Nation zu dem Entſchluſſe, die bisherige Gebundenheit und Beſchränkung ihrer Könige, welche man als die Urſache des Unglücks der Däniſchen Waffen erkannte, aufzuheben und eine völlig abſolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in die Hände des Königs zu legen. Zwar zog Dänemark auch nachher in dem ſogenannten nordiſchen Kriege, worein es verwickelt wurde, gegen den König von Schweden, Karl XII., den Kürzern, bekam jedoch mit deſſen Falle von dieſer Seite Ruhe und genoß ſeitdem faſt 100 Jahre lang eines nur wenig unterbrochenen Friedenzuſtandes. Den größten Verluſt erlitt es während dieſes Zeitraumes im J. 1807, indem es genöthigt war ſeine ganze Flotte den Eng-

ländern zu überliefern; worauf es ſich entſchieden für Frankreich erklärte, doch wurde es von den Alliirten 1814 zu einem Frieden gezwungen, vermöge deſſen es dem Bunde gegen Frankreich beitrat und Norwegen an Schweden ablaſſen mußte. Schwediſch Pommern nebſt der Inſel Rügen erhielt es dafür von Schweden, die es 1815 gegen das Herzogthum Lauenburg vertauſchte. Durch den Verluſt von Norwegen hat der Däniſche Staat ſehr viel von ſeiner Größe verloren und bei ſeinen geringen Hülfsquellen vermag es ſich nur mühſam in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit zu erhalten.

Der Sund, Oereſund, welcher zwei Reiche, das Däniſche und Schwediſche von einander trennt, indem er die Däniſche Inſel Seeland und die Schwediſche Provinz Schonen beſpület, iſt von der Schwediſchen Landſpitze Kullen am Kattegat, wo ein Leuchtthurm ſich faſt an dem äußerſten jähen Sturze dieſes felſigen Vorgebirges erhebt, bis zur Stadt Falſterbo 15 M. lang und hat ſeine größte Breite von 5 M. im ſüdlichen Theile. Zwiſchen der Schwediſchen Stadt Helſingborg und der Däniſchen Helſingör, wo die Feſtung Kronburg auf einer Landſpitze liegt, verengert ſich der Sund aber ſo, daß er an der ſchmalſten Stelle nur 6665 Schwediſche Ellen oder etwa eine Stunde breit iſt. Hier iſt er an der Schwediſchen Küſte bei Helſingborg ſehr ſeicht und deshalb nur längs der Seeländiſchen Küſte fahrbar, und hier müſſen alle durchgehenden Schiffe einen Zoll an Dänemark bezahlen, der dieſer Krone jährlich 600,000 Rthlr. einbringt, da im Durchſchnitte 12 bis 13,000 Schiffe durch den Sund fahren. Die meiſten Schiffe ſind Brittiſche (mehr als ⅓) und nächſt dieſen Preußiſche, Schwediſche, Norwegiſche, Holländiſche und Däniſche. Im Jahre 1832 ſind 12,202 Schiffe durch den Sund, 1372 durch den großen Belt, 775 durch den kleinen Belt und 2654 durch den Kieler Kanal gefahren. Nahe am Sunde (zwiſchen Seeland und Rügen) iſt die Oſtſee nur 90 F. tief. Im Sunde ſelber hat das Waſſer im Durchſchnitte (die Sandbänke eingerechnet) bloß 30 F. Tiefe. Das Kattegat hat im Durchſchnitt eine Tiefe von 120 F.

Der Lymfiord iſt ein von dem Kattegat weſtwärts tief durch Nordjütland gehender Buſen, welcher den kleinern nördlichen Theil dieſer Halbinſel von dem größern ſüdlichen trennt, ſo daß beide nur durch eine ſchmale Landenge an der Weſtküſte zuſammenhängen. Und auch dieſe Landenge ſoll jetzt der Lymfiord durchbrochen haben, wodurch dann alſo gegenwärtig der nördlichſte Theil Jütlands zu einer Inſel geworden iſt. Die Länge des Lymfiords beträgt 16½ M.

Island iſt ein gebirgiges, mit rauhen Klippen angefülltes Land, welches nur an wenigen Stellen zu niedrigen, flachen Gegenden oder weiten Thälern ſich abdacht. Das Land hebt ſich im

Allgemeinen von W. nach O. und hat in der Mitte einen durchziehenden Gebirgsrücken, welcher von N.W. nach S.O. ſtreicht, und ſeine Zweige überall nach den Küſten ausſtreckt, wo die Berge an manchen Stellen ſteil und ſchroff abfallen, gewöhnlich aber doch ſo viel Raum übrig laſſen, wie zum Aufenthalt für die wenigen Bewohner des Landes erfordert wird. Viele von den Gebirgen Islands ſind hoch (der höchſte Berg Islands der Oeräſe = Jökul hat eine Höhe von 6240 F.) und mit ewigem Schnee und Eiſe bedeckt und heißen dann Jökul (Gletſcher); andere bilden einzelne Felſen oder Felſenreihen und auf einander gethürmte Klippenmaſſen und ſteile Kegel oder auch hohe Gebirgsflächen. Gegen die Küſte ſtrecken ſie Vorgebirge aus oder enden in ſchmalen hohen Landzungen, oder auch mit einem einzelnen hohen Berge. An vielen Orten werden die Gebirge von Thälern durchſchnitten, die theils grasreich und fruchtbar, theils niedrig und eingeſchloſſen ſind, und im letztern Falle Sümpfe und Moräſte enthalten. Die Berge haben das Eigene, daß ſie ſchroff und ſteil abfallen, im Ganzen äußerſt ſchwierig zu erſteigen ſind und oben faſt immer eine große ebene Fläche bilden. Alle Berge, welche 2700 — 3000 F. über die Meeresfläche ſich erheben, heißen Jökul und ſind Gletſcher, von welchen nicht ſelten Lauwinen herabſtürzen. Island enthält viele Vulkane, deren Ausbrüche ſeit den älteſten Zeiten die furchtbarſten Umwälzungen im Lande verurſacht haben. Viele von dieſen Vulkanen haben aber nach und nach gänzlich aufgehört, ſich wirkſam zu zeigen, einige ſchon vor ſo langer Zeit, daß die Spuren kaum noch aufgefunden werden können, andere dagegen zu einer Zeit, aus welcher Nachrichten zu uns gekommen ſind, ſo daß wir die Zeit des Aufhörens beſtimmen können, Die fürchterlichſten dieſer Vulkane ſind: der Hekla, Krabla, Leirhnukr, Oeräfejökul, Kötlugiaa und Skaptaarjökul. Der Hekla, nach Gliemann*) 5210 F. hoch, liegt im ſüdlichen Theile der Inſel, 4 M. vom Meere, und hat einen Umfang von 2 bis 3 M. Auf 2 M. weit um ihn herum erblickt man weder Gras noch andere Kräuter, aber deſto mehr Aſche und Bimsſteine, die ganze Hügel bilden. Auch der Berg ſelbſt beſteht größtentheils aus Aſche und geſchmolzenen Maſſen, welche den ganzen Berg wie ein 40 bis 70 F. hoher Wall umlagern, ſo daß man über denſelben nur mit vieler Vorſicht und auf Händen und Füßen kriechend kommen kann. Der erſte Ausbruch geſchah 1004 und der letzte 1766. Man nimmt im Ganzen 23 verſchiedene Ausbrüche deſſelben an. — Der Krabla, im nördlichen Theile Islands, iſt ein nicht ſehr hoher, unanſehnlicher

---

*) Gliemann geogr. Beſchreibung von Island. Altona 1824. Andere geben ſeine Höhe zu 4790 und 4600 auch nur zu 3120 Fuß an.

Berg, welcher erſt 1724 wirkſam zu ſeyn anfing, damals aber auch ununterbrochen in ſeiner Wirkſamkeit bis 1730 beharrte, und nachher beſtändig ruhig geweſen iſt. Er beſteht aus Sandſtein und Schieferthon und iſt überall mit Sand, Bimsſtein, Aſche ꝛc. bedeckt, zwiſchen welchen man Streifen von Schwefel, ſtinkende Dampfſäulen und kochende Pfützen von ſchweflichtem Schlamme erblickt. Unter dieſen letzten iſt eine, welche ſich im alten Krater, etwa 700 F. unterhalb der höchſten Spitze des Berges befindet, vorzüglich merkwürdig. Es iſt ein großes Baſſin von 300 F. im Umkreiſe, angefüllt mit einem ſchwarzblauen ſchweflichten Bolus, der unaufhörlich ſiedet und kocht und aus ſeiner Mitte bisweilen eine Säule empor wirft. Ein Reiſender beobachtete ein ſolches Sprudeln, welches 5 Minuten anhielt und während deſſen der Schlamm bis zu einer Höhe von 50 F. aufgeſchleudert wurde. — ¼ M. nordweſtlich vom Krabla iſt der noch niedrigere Vulkan Leirhnukr, welcher ohngefähr um dieſelbe Zeit wie der Krabla in Wirkſamkeit war, nämlich 1725—1729, ſeitdem aber gänzlich geruhet hat. — Wie ſchrecklich die Ausbrüche der Vulkane an ſich und in ihren Folgen ſind, davon kann man ſich einen Begriff machen, wenn wir einen derſelben, nämlich den Ausbruch des Skaptaar-Jökuls im J. 1783 etwas ausführlicher beſchreiben. Dieſer Ausbruch war einer der furchtbarſten, deſſen die Geſchichte erwähnt. In dieſem Jahre fürchtete man, die Inſel werde in Stücke zerfallen, ſo furchtbar und wiederholt waren die durch ihre Vulkane und innerlichen Feuer erregten Erſchütterungen. Ein dicker Schwefeldampf machte den Seefahrern die Inſel unſichtbar, und die Leute am Ufer waren in Gefahr zu erſticken. Entſetzlich dumpfes Dröhnen kam vom Boden des Meeres herauf. Es war am 8. Junius 1783, nachdem man vom 1. Junius bis dahin faſt ununterbrochen die heftigſten Erdbeben empfunden hatte, daß der Skaptaar Feuer zu ſpeien und Sand in Menge auszuwerfen anfing, während das Erbeben, von den heftigſten Donnerſchlägen begleitet, immer heftiger ward. Am 11. Junius trocknete der große Fluß Skaptau plötzlich ganz aus und am nächſten Tage brach aus der einen Seite des Vulkans ein ungeheurer Lavaſtrom hervor, der ſich in das ausgetrocknete Flußbette krachend hineinſtürzte und es gänzlich ausfüllte, obgleich es einige 100 F. breit und an mehreren Stellen 4 bis 600 F. tief iſt; ja der Lavaſtrom trat ſogar über die Ufer aus und überſchwemmte die umliegenden Ebenen. Es entſtand eine ungewöhnliche Kälte, von anhaltendem Schneegeſtöber begleitet, und eine jede Eruption hatte furchtbare Hagelwetter und heftige Regengüſſe im Gefolge. Die Luft war mit dicken Wolken von Aſche und Sand angefüllt, welche Blitzſtrahlen durchzuckten, während die Lavaſtröme ununterbrochen von dem Berge herabfloſſen und alle größeren und kleineren Flußbetten in der Nähe austrockneten, nachdem ſie das

darin geweſenen Waſſer in lauter Dampf aufgelöſet hatten. Kurz die ganze Natur ſchien in Aufruhr zu ſeyn, und die ganze Oberfläche dieſes Landſtrichs war in einem Zuſtande feuriger Flüſſigkeit und glich einem großen See geſchmolzenen Metalls. Die Lavaſtröme waren bis zu einer Länge von 10 M. vom Vulkane geſloſſen, und hatten viele Ländereien verheert, während Aſche und Sand andere Strecken verdarben, indem ſie ſich in großen Maſſen über den Boden lagerten und alle Vegetation vernichteten. Dieſe ganze Kataſtrophe ſchloß im Auguſt 1784 mit einem Erdbeben von der furchtbarſten Heftigkeit. Anſteckende Krankheiten unter Menſchen und Vieh und Hungersnoth folgten als Nachwehen dieſer vulkaniſchen Revolutionen und des dadurch entſtandenen Mangels an Futter für das Vieh und der Nahrung für Menſchen, ſo daß 3300 Menſchen, über 19,000 Pferde, faſt 7000 Stück Rindvieh und 130,000 Schafe weggerafft wurden.

Auch die Menge der heißen ſprudelnden Quellen macht Island zu einem der merkwürdigſten Länder. Einige derſelben werfen mächtige Waſſerſäulen bis zu einer Höhe von 100 Ellen mit einem ſo krachenden Getöſe, daß der Erdboden dabei zittert. Einige ſpringen beſtändig, andere nur zu gewiſſen Zeiten, theils regelmäßig, theils unregelmäßig, und faſt alle, oder doch die Mehrzahl derſelben ſetzen eine Menge Kieſeltuff ab, aus welchem ſie ſich nach und nach ſowohl Röhre als Baſſin bilden. Der bekannteſte unter dieſen Sprudelquellen iſt der Geyſer, der alle Kunſtwaſſerwerke weit hinter ſich läßt. Seine Röhre hat eine Tiefe von 40 Ellen und ſein Baſſin, daß einem umgekehrten Kegel gleicht, iſt cirkelrund und hat an der Außenſeite einen Durchmeſſer von 37, am innern Rande aber nur von 30 Ellen. Wenn ein Ausbruch des Geyſers bevorſteht, beginnt das Waſſer nach und nach bis zur Hälfte der Höhe des Baſſins zu ſteigen; Anfangs in aller Ruhe, jedoch von unterirdiſchem Knallen begleitet, ſobald es die halbe Höhe erreicht hat. Je mehr das Baſſin ſich füllt, deſto häufiger und ſtärker werden auch die Schüſſe und das Sieden oder Aufbrauſen nimmt im nämlichen Verhältniſſe zu. Wenn das Baſſin voll wird, entſtehen dann und wann kleinere Ausbrüche, in welchen das Waſſer bis zu einer Höhe von 40 F. geworfen wird; das heftige Knallen nimmt zu, man hört wohl 3 Schüſſe in jeder Sekunde, der Boden bebt, und nun endlich geſchieht die große Eruption, in welcher das Waſſer während einer Zeit von gewöhnlich 5, bisweilen aber auch 10 und 15 Minuten mehrere Male, gewöhnlich 100 bis 120 F., auch zuweilen 200 F. und noch höher geworfen wird und ſtets in das Baſſin zurückfällt, aber nur höchſt ſelten über den Rand des Baſſins weggeſchleudert wird oder überfließt. Solche große Ausbrüche geſchehen regelmäßig jede ſechste Stunde, ſo daß in 24 Stunden 4 große Eruptionen Statt finden. Wirft man Steine in das Baſſin, ſo werden

ſie mit dem Waſſerſtrahl in die Höhe geſchleudert, fallen aber gewöhnlich wieder ins Baſſin hinab. Ueber die Höhe der Waſſerſäule, welche unten 8 F. im Durchmeſſer hat, differiren die Angaben der Reiſenden ſehr. Wahrſcheinlich iſt die treibende Kraft nicht immer dieſelbe. In der Nähe des Geyſers ſind noch zwei andere nicht minder merkwürdige ſprudelnde Quellen, welche dem Erdbeben von 1784 ihre Entſtehungen verdanken und der neue Geyſer, auch Strok genannt werden, davon die eine kein Baſſin, ſondern nur eine etwas über die Erde hervorragende Röhre hat, deren Tiefe 22 Ellen und Durchmeſſer 4 Ellen beträgt. Sie ſprudelt zu keinen beſtimmten Perioden, doch geſchieht es gewöhnlich jeden 2ten und 3ten Tag, wo ſie ihr Waſſer dann meiſtens um ⅓ höher wirft, als der alte Geyſer. So lange ſie nicht ſprudelt, ſtößt ſie Dampf aus; ehe man es aber erwartet, kommt ſie plötzlich unter einem ſchrecklichen Getöſe, das einer heftigen Kanonade nicht unähnlich iſt, zum Ausbruch, und wirft das Waſſer mit einer erſtaunlichen Kraft empor, ſo daß die Erde bebt und alles in Rauch und Dampf eingehüllt wird. Die über der Waſſerſäule ſich zeigende Rauchſäule ſcheint bis zu den Wolken zu ſteigen, und bleibt eben ſo lange wie die Waſſerſäule ſtehen, welche letztere eine Höhe von 150 F. erreicht uud häufig einzelne kleine Waſſerſtrahlen theils perpendikulär, theils ſchräge auswirft. Ein Reiſender ſah dieſe Quelle in einer Zeit von 2 Stunden das Waſſer 150 F. hoch werfen. Die andere Qulle, der kleine Strok, von Andern auch der neue Geyſer genannt, hat ein elliptiſches Baſſin und eine Röhre von der Geſtalt eines Schneckengangs, und wirft ſeltener als der alte Geyſer Waſſer, aber höher aus und bisweilen ununterbrochen in mehreren Stunden. Man ſah ſie ſchon eine unten 17 F. dicke Waſſerſäule bis zu einer Höhe von 150 F. werfen und die eingeworfenen Steine hoch über die Waſſerſäule emporſchleudern.

Das Isländiſche Schaf, eine Abart des gemeinen, zeichnet ſich nicht ſelten durch 3 oder 4 große Hörner aus, iſt von mittelmäßiger Größe und hat eine grobe harte Wolle, die jedoch nach innen zu immer feiner wird. Da der vorzüglichſte Reichthum der Isländer faſt überall in Schafen beſteht, wird eine große Menge derſelben (1822 über 340,000) gehalten. Bei jedem Bauerhofe findet man daher gewöhnlich mehrere Schafſtälle, doch laſſen die Einwohner in einzelnen Gegenden, beſonders im ſüdlichen Theile des Landes, die Schafe auch im Winter häufig unter freiem Himmel bleiben.

Die Lava iſt ein vulkaniſches Produkt, eine durch das vulkaniſche Feuer entſtandene Maſſe verſchiedener geſchmolzener Steinarten, die bei Ausbrüchen der feuerſpeienden Berge glühend aus dieſen hervorbricht, ſpäter erkaltet und ſo ſich über den Erdboden lagert. Im Zuſtande der Flüſſigkeit, wo ſie theils aus dem Kra=

ter ſelbſt, theils aus Seitenöffnungen ausfließt, und ſehr dick und hoch geht, bewegt ſie ſich, weil ſie ſchnell gerinnt, nur langſam, weicht feſten und kalten Gegenſtänden ſchon von fern aus oder überdeckt ſie bei größerer Geſchwindigkeit und Stärke, oder ſtopft ſich, bis ſie aus ſich ſelbſt wieder ausbricht und von Neuem fortläuft. Der vollkommenere oder unvollkommenere Fluß der Maſſe und die Verſchiedenheit der Materien und der Beimiſchungen bringt mancherlei Abänderungen von Lava hervor. Es giebt z. B. vollkommene glaſige Laven und in Obſidian übergehend, dichte Lava, ſchlackenartige Lava mit größeren und kleineren meiſt leeren Blaſen, die gewöhnlich die dichte Lava bedeckt, ſchaumartige, die ſchwammig und faſt wie Bimsſtein iſt. Ueber ganz Island iſt die Lava verbreitet und bildet oft große Blaſen oder Höhlen, die bis 50 F. im Durchmeſſer halten. Um den Hekla herum ſoll die Lava an einigen Stellen eine Mächtigkeit von 70 F. haben. Eben ſo findet man große Lavaſtröme beim Aetna, Veſuv und überhaupt in der Nähe der Vulkane, ſo wie auch in mehrern jetzt nicht mehr vulkaniſch thätigen Gegenden, z. B. bei Andernach am Rhein, wo die ſehr löcherige und poröſe Lava die bekannten ſogenannten Rheiniſchen Mühlſteine giebt, die weit und breit verführt werden. Die dichtere Lava benutzt man zu Bau- und Pflaſterſteinen, und aus der vollkommen glaſigen und andern ſchönen Sorten der Lava macht man allerlei Kunſtſachen. Die Lava kann auch verwittern und dann fruchtbare Erde erzeugen.

Der Bimsſtein findet ſich in vulkaniſchen Gegenden in größern und kleinern Schichten, oft mit fremdartigem Geſtein vermiſcht und ſcheint überall ein Produkt vulkaniſcher Verhältniſſe zu ſeyn. In Island ſtößt man auf ganze von Bimsſtein bedeckte Gegenden. Er iſt durchlöchert, blaſig, ſchwammig, von Farbe weiß, auch wohl bräunlich und ſo leicht, daß er im Waſſer ſchwimmt. Man gebraucht ihn zum Poliren, auch wohl zum Bauen und macht aus zerriebenem Bimsſtein und Kalk einen ſehr feſten Kitt.

Die Dänen, welche die Hauptmaſſe der Einwohner bilden, ſind Germaniſcher Abſtammung, und werden für Abkömmlinge der alten Gothen gehalten. Im Allgemeinen ſind ſie wohlgewachſen und wohlgebildet, mit regelmäßigen Geſichtszügen, häufig blonden oder bräunlichen Haaren, blauen Augen und mit einem dauerhaften ſtarken Körper. Das weibliche Geſchlecht zeichnet ſich durch Weiße und Feinheit der Haut aus, und ſeine zarten Umriſſe arten in ſpätern Jahren häufig in Wohlbeleibtheit aus. In Hinſicht des Charakters iſt der Däne tapfer aber friedliebend und human, wenig unternehmend, aber arbeitſam und beharrlich, wenn er einmal etwas angefangen hat, gaſtfrei aber nicht dienſtfertig, doch ſehr mildthätig gegen Arme und Nothleidende, heiter und frei unter ſeinen Landsleuten, aber etwas kalt und ceremoniös

gegen die Ausländer, liebt mehr Bequemlichkeit als Pracht, und hat weniger Herzlichkeit und Zutraulichkeit als der Deutſche. Er iſt ſeinem Vaterlande und dem Intereſſe deſſelben ſehr zugethan, doch allzuwenig auf den Nationalruhm bedacht, ein Feind der Knechtſchaft und der Willkührlichkeit, doch an die Ruhe der monarchiſchen Verfaſſung gewöhnt; begabt mit einer mehr ſtarken als reichen Einbildungskraft, Nachahmer der übrigen Völker, ſcharfſinniger Beobachter, tiefer Denker, aber langſam und bedarf vieler Zeit um einen Gegenſtand genau zu betrachten. Ueberhaupt zeigt der Däne etwas Phlegma, doch nicht in dem Grade als der Holländer; er iſt daher großer, ſtarker und anhaltender Empfindungen fähig, aber wird nicht ſo leicht bewegt; er kann mit einem unermüdeten Fleiße in das Innerſte einer Sache eindringen, ohne die leichten und feinen Schönheiten derſelben gewahr zu werden, er hat mehr geſunden Verſtand als Witz, und wird mehr von der Vernunft als von der Einbildungskraft regiert, er kann ſehr ſchätzbar werden, aber nicht ſo leicht ſich beliebt machen. Das Vergnügen iſt weniger lebhaft in ihm, daher wird er auch nicht ſo leicht Sklave der Sinnlichkeit, und höchſt ſelten fallen grobe Verbrechen vor. In ihren Sitten und Gebräuchen haben die Dänen nicht viel Beſonderes, das ſie ſehr merklich von den Deutſchen auszeichnete, im Gegentheile iſt die Lebensart in den Städten meiſt nach Deutſcher Art gemodelt. Auf dem Lande finden ſich überall noch manche Eigenheiten, die von alten Zeiten beibehalten worden ſind. In ihren Wohnungen lieben die Dänen Bequemlichkeit und Reinlichkeit und in den Städten ſind die Häuſer meiſtens von Backſteinen oder auch Fachwerk gebaut; in den Dörfern, die mehr oder weniger den Deutſchen ähneln, ſind die Häuſer von Lehmwänden und mit Stroh gedeckt. Der Däne iſt ein ſtarker Fleiſcheſſer, und zieht Fleiſchſpeiſen, beſonders Speck allen andern vor. Vegetabilien liebt er weit weniger. Die gewöhnlichſten Getränke beſtehen in Bier und Branntwein. Ueberhaupt ſind ſie Liebhaber von gutem Eſſen und Trinken, ohne jedoch unmäßig zu ſeyn. Ein Lieblingsgericht der Däniſchen Bauern iſt das Suel- oder Salt-Mat-Fad, das aus gekochtem, geſalzenem und geräuchertem Fleiſche und Speck oder Schinken, Würſten beſteht, welches alles Sonntag zuſammengekocht und dann bis es aufgezehrt iſt, alle Tage auf den Tiſch geſtellt wird. In der Kleidungsart unterſcheiden ſich die Dänen nicht ſehr von den Deutſchen, beſonders in den Städten. — Die Däniſche Sprache iſt eine Tochter der niederdeutſchen mit Normänniſchem Dialekt gemiſcht, wohllautend, ſanft, ausgebildet und vorzüglich geeignet abſtrakte Begriffe auszudrücken. Das Schwediſche und Norwegiſche ſind ihr nahe verwandt und nur Dialekte eines gemeinſamen Urſprunges. Vor dem 16ten Jahrhunderte hatte dieſe Sprache noch keine eigentliche Literatur. Auch die Deutſche Spra-

che wird faſt von jedem gebildeten Dänen geſprochen, und iſt überhaupt ſehr verbreitet. Uebrigens gehören die Dänen zu den Europäiſchen Völkern, bei welchen Aufklärung und Geiſtesbildung ſchon einen hohen Grad erreicht haben, und ſie können beinahe in jedem Fache der Wiſſenſchaften aus ihrer Mitte große und verdiente Männer aufzeigen. Bei den natürlichen Anlagen und bei den guten öffentlichen Unterrichtsanſtalten, ſowohl für die Jugend überhaupt, als für die Bildung künftiger Gelehrten, Staatsmänner und Künſtler, woran es eben ſo wenig fehlt, als an höhern Anſtalten zur Beförderung der Wiſſenſchaften, ſtehen Künſte und Wiſſenſchaften in höherer Blüthe als man in einem Lande erwarten ſollte, das in einem ſchon ſo hohen nordiſchen Klima liegt. Zu den Künſten jedoch, die bloß durch die Empfindungen der Natur erzeugt und emporgehoben werden, iſt der Däne weniger geſchickt. Univerſitäten hat das Land nur 2, aber viele Gymnaſien und gelehrte Geſellſchaften. Die Dorfſchulen ſind in neuern Zeiten ſehr vervollkommnet, und zahlreiche Schullehrerſeminarien angelegt worden, wie denn überhaupt die Regierung Aufklärung und Geiſteskultur möglichſt begünſtigt.

Die **Frieſen**, ein Volksſtamm von Deutſchem Urſprunge, bewohnen die Weſtküſte von Schleswig und die Inſeln in der Nordſee oder Weſtſee; aber bloß noch in einigen dieſer Gegenden ſprechen ſie das Frieſiſche unvermiſcht, während die übrigen Frieſen ein Plattdeutſch reden, das von dem Schleswigſchen und Holſteinſchen Deutſch nur wenig ſich unterſcheidet. Auch die Ditmarſen in Holſtein gehören zu den Frieſen; und zeigen einen faſt noch größern Nationalſtolz als die andern Frieſen, ſo daß ſie ſelbſt keine Heirathsverbindungen mit ihren Nachbarn eingehen.

Die **Isländer** ſtammen von Norwegern ab, die im Jahre 874 ihr Vaterland verließen und ſich in Island, das dreizehn Jahre vorher erſt durch einen dahin verſchlagenen Normänniſchen Seeräuber entdeckt worden war, einen Zufluchtsort gegen die Tyrannei des Harald Haarfager, der damals ganz Norwegen bezwungen hatte, aufſuchten. Ihnen folgten bald viele andere Auswanderer Norwegens nach, ſo daß ſchon 928 Island eine Art von republikaniſcher Verfaſſung hatte. Drei Jahrhunderte hindurch beſtand dieſe Verfaſſung, und die Bürger dieſer ſo weit gegen Norden belegenen Republik zeichneten ſich vortheilhaft aus. Im Anfange dieſer Periode entdeckten die Isländer Grönland und die Länder an der Hudſonsbai und wurden alſo die erſten Entdecker von Amerika. Dichtkunſt und Geſchichte blüheten zu dieſer Zeit unter den Isländern, indeß damals Europa in Finſterniß gehüllt war. Am Schluſſe des 10ten Jahrhunderts ward das Chriſtenthum in Island eingeführt; auch mußte damals das Klima dieſer Inſel weniger rauh als jetzt ſeyn, denn Korn und Wälder kamen gut

fort, was jetzt nicht mehr der Fall iſt. Dieſe Norwegiſchen Anſiedler ſtammten von Häuptlingen, Helden und Skalden *), und in ihnen lebte der Stolz auf ihre Abſtammung fort, und ſo bewahrten ſie unter ſich die Geſänge der Vorzeit auf, in denen die Heldenthaten der alten Skandinavier fort erklangen und die Jugend zum Nacheifer ihrer Vorfahren angeſpornt wurde. Dieſe alten Sagen und Geſänge waren es hauptſächlich, in denen Eltern und Lehrer ihre Kinder unterrichteten. Auf ſolche Weiſe wurden die alte Sprache, Geſchichte, Poeſie, Mythologie und Philoſophie Skandinaviens vom Untergange gerettet. 1264 kam Island unter Norwegiſche und 1380 unter Däniſche Herrſchaft. Dieſe Veränderung, wodurch das Land, das früher eine ſelbſtſtändige Republik ausmachte, einem monarchiſchen Staate einverleibt wurde, verminderte die innere Kraft und Thätigkeit der Isländer. Die ehemaligen Streifzüge zur See, bei welchen die Isländer ſelbſt bis ins Mittelländiſche Meer gefahren waren, hörten auf und der Handel gerieth gänzlich in die Hände der Ausländer. Auch das Klima ſchien von dieſer Zeit an ſich zu verſchlimmern. Häufige Epidemien verminderten die Bevölkerung und den Viehſtand. Ueberdies verurſachten die Seeräubereien der Franzoſen, Engländer und ſogar der Algierer dem Lande vielen Verluſt, wozu noch die Verheerungen durch die Ausbrüche der Vulkane und durch die Erdbeben kamen, ſo daß Island, ungeachtet der milden Regierung, deren es genießt, und der Reformation, die ſich in der Mitte des 15ten Jahrhunderts auch hier verbreitete, von ſeinem frühern Flor herabgekommen iſt. Doch ſeit dem 18ten Jahrhunderte haben Kultur und Aufklärung wieder zu ſteigen begonnen und herrſchen nicht allein unter den höhern Ständen, ſondern ſelbſt die niedern Klaſſen ſind gebildeter als in vielen Ländern Europas. Selten findet man einen Bauer, der nicht außer ſeinem Religionsunterrichte auch Kenntniſſe von der Geſchichte ſeines Vaterlandes habe. Es beſtehen zwei gelehrte Schulen zu Skalholt und Holum, wo Unterricht in der Theologie, Philoſophie, Geſchichte, Geographie und Mathematik gegeben wird; mehrere Isländer beſuchen die Univerſität zu Kopenhagen, und in Reikiavik, der Hauptſtadt Islands, giebt es eine Bibliothek von 3600 Bänden, die nördlichſte der Erde. Auch hat Island ſeine erſte oder Urſprache bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten, und ihre Sprache iſt eigentlich die unveränderte Grundſprache

*) Was die Barden bei den Celtiſchen Völkern waren, das waren die Skalden bei den Skandinaviſchen Völkern, Dichter und Lehrer, welche die Mythen ihrer Religion, die Thaten der Helden der Vorzeit und ihrer Zeitgenoſſen beſangen. In der Edda ſind uns noch Geſänge derſelben, wenn auch im Laufe der Zeit verändert, aufbewahrt erhalten.

der drei Sprachen Skandinaviens (Dänemarks, Norwegens und Schwedens). Der Isländer iſt von mittelmäßiger Statur, hat recht hübſche Geſichtszüge, beſonders das weibliche Geſchlecht, blonde Haare und etwas ſtark hervorragende Backenknochen. Er iſt ſehr gaſtfrei, unverdorben, ein Menſch mit Religion und Moralität, und dabei hängt er an ſeiner Heimath, daher er zu ſagen pflegt: „Island iſt das beſte Land, worauf die Sonne ſcheint.“ Da das Innere des Landes gänzlich unbewohnt iſt, ſo findet man die Volksmenge auf einer Küſtenſtrecke von etwa 300 M. verbreitet, auf welcher ſie ſich größtentheils in einzelnen Wohnungen aufhält, indem die Städte und Handelsplätze im Verhältniß zum Ganzen, ſo wie an ſich ſelbſt höchſt unbedeutend ſind, und gar nicht den Namen von Städten verdienen. Selbſt die ſogenannte Hauptſtadt Reikiavik hat höchſtens 70 Häuſer und 450 E. In den grasreichen Thälern längs der Flüſſe findet man die Isländiſchen Wohnungen in weiten Zwiſchenräumen zerſtreut und hin und wieder eine Kirche. Die Häuſer ſind aus Torfwänden erbaut, die man ſo wie die Dächer mit Grasſtücken belegt, daher im Sommer, wenn der Raſen grünet, eine Isländiſche Wohnung das Anſehen eines kleinen Grashügels bekommt. Der Isländer kleidet ſich mehrentheils in Zeuge, die ſie ſelbſt machen, doch findet man bei den Weibern und Mädchen nicht ſelten Seidenzeug und andere ausländiſche Stoffe. Uebrigens gehen alle Isländer, die nicht zur niedern Klaſſe gehören, ſo gekleidet, wie im civiliſirten nördlichen Europa. Viehzucht und Fiſchfang ſind die Hauptnahrungszweige der Isländer, da das rauhe Klima den Ackerbau nicht erlaubt. Das Brod iſt ſo ſelten, daß man wenige Bauern findet, die mehr als 3 bis 4 Monate dergleichen zu eſſen haben. Ihr vornehmſter Trank iſt ſaure oder geronnene Milch, welche mit Waſſer gemiſcht wird. Dicke Milch, Butter, Fiſche, Schaf- und Kuhfleiſch machen ihre Hauptſpeiſen aus. Die höhern Klaſſen ſind in neuern Zeiten an Thee, Kaffee, Rum, Punſch, Wein gewöhnt, während der gemeine Mann ſich am Bier und Branntwein labet. Auch iſt das Tabaksſchnupfen ſehr verbreitet.

Kopenhagen, auf den Inſeln Seeland und Amack, am Sunde gelegen, beſteht außer den Vorſtädten, aus den 3 von Feſtungswerken umſchloſſenen Theilen: der Alt- und Neuſtadt und Chriſtianshafen und war 1834 von 119292 Menſchen bewohnt. Den größten Eindruck macht dieſe Stadt auf den Fremden, wenn er ſich mitten im Hafen befindet. Man ſieht ſich hier von Feſtungswerken, Thürmen, Palläſten, ſchönen öffentlichen und Privatgebäuden und vom Gewühle des Handels und der Induſtrie umgeben. Zwei Haupttheile der Stadt, nämlich die Alt- und Neuſtadt liegen gegen Abend, Morgen und Mitternacht; der dritte Haupttheil, Chriſtianshafen genannt, befindet ſich auf

der gegen Mittag gelegenen Inſel Amack, welche eine vortreffliche Schutzmauer des Hafens bildet, indem ſie an beiden Seiten deſſelben nur durch einen krummen und ſchmalen Kanal von der Inſel Seeland geſchieden iſt. Die drei königlichen Schlöſſer heißen die Chriſtiansburg, die Roſenburg und die Amalienburg. Die Chriſtiansburg, von breiten Kanälen umgeben, eins der ſchönſten Gebäude in Europa, welches urſprünglich von Chriſtian VI. in den Jahren 1732 bis 1740 mit einem Koſtenaufwande von 6 Millionen Thlr. aufgebaut wurde, brannte 1794 ab, iſt aber jetzt mit einigen Veränderungen wieder hergeſtellt, und enthält unter andern in 12 Zimmern die Central-Gemälde-Gallerie, die aus den Gemälden, welche in den königl. Sammlungen an verſchiedenen Orten, zum Theil außerhalb der Stadt, in den königl. Luſtſchlöſſern aufbewahrt wurden, gebildet worden iſt. Von Italieniſchen Meiſtern befinden ſich darin 160 Gemälde; von Niederländiſchen Gemälden findet ſich eine viel größere Anzahl. In einem beſondern Gebäude iſt die gegen 500,000 Bände ſtarke große königl. Bibliothek. — Der 115 F. hohe runde Thurm bei der Trinitatiskirche iſt ein in ſeiner Art einziges Gebäude, deſſen Inneres ein breiter Schneckengang ohne Stufen einnimmt, welcher bis zu dem oben befindlichen Obſervatorium führt. Da dieſer Gang ſehr geräumig iſt, ſo ſcheint es nicht unmöglich zu ſeyn, daß Chriſtian V., wie die gemeine Sage geht, einſt zu ſeinem Vergnügen in einer 6ſpännigen Kutſche hinauf und wieder herunter gefahren iſt. — Auch die große, ſchöne Erlöſerskirche, welche in Chriſtianshafen ſteht, hat einen kunſtreichen 288 F. hohen Thurm, welchen man vermittelſt einer ſich um denſelben ſchneckenartig windenden, mit eiſerner und vergoldeter Gallerie verſehenen Treppe, bis zur Spitze erſteigen kann.

Friedrichsburg, ein 4½ M. von Kopenhagen gelegenes königl. Luſtſchloß, ſteht auf einigen kleinen Inſeln in einem See und iſt eins der ſchönſten Gothiſchen Gebäude. Der 150 F. lange Conſeil- und der mit vergoldeter Decke verſehene Ritterſaal gehören zu den Prachtgemächern, bleiben aber hinſichtlich des Reichthums der Verzierung weit hinter der Kirche zurück, in welcher die Däniſchen Könige geſalbt werden. Unweit dieſes Schloſſes liegt Friedrichsburg-Ladegaard mit einer berühmten großen königl. Stuterei, die zu den vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art gehört, und 900 Pferde, alle von den edelſten Raçen enthält.

Helgoland iſt eine kleine, merkwürdige Felſeninſel, der Mündung der Elbe und Weſer gegenüber, 8 M. vom feſten Lande, welche den Schiffen, die nach Bremen oder Hamburg wollen, zur ſicherſten und kennbarſten Landerkennung dienet. Sie hat etwas über 1 Stunde im Umfange und beſteht aus dem obern und untern Theile. Jener iſt ein 216 F. über der Meeresfläche

hoher Felſen, der in einiger Entfernung geſehen, gleich einer matt ziegelrothen unregelmäßigen Mauer aus den grünen Meereswogen emporſteigt. Vor dem Nordöſtlichen Rande dieſes Felſens liegt der untere Theil der Inſel, ein flaches Vorland aus röthlichem Thon und Rollſteinen, deſſen längſte Seite ohngefähr 1000 F. lang iſt und das vom Strande gegen den Felſen etwa 15 F. anſteigt und von dem eine Holztreppe von 195 Stufen auf die Höhe der Inſel führt. Etwa ¼ Stunde öſtlich von dem Vorlande liegt eine 300 F. lange und 1000 F. breite 20 F. über der Meeresfläche erhabene Sanddüne, an deren weſtlichem Strande das in neuern Zeiten angelegte und ziemlich beſuchte Seebad ſich befindet. Die Inſel Helgoland iſt auf der Weſt=, Nord= und Oſtſeite mit Klippen und Untiefen umgeben. Bei Fluth und Wind ſchlägt die Brandung hoch gegen die in wunderbar grotesken Formen zerriſſenen Felswände, die vorzüglich an der hohen Weſtſeite durch freiſtehende gewaltige Klippen (die Mönche) und durch weite Felſenbogen, unter welchen die Brandung tobt, ſchöne Anſichten darbieten. Unter dieſen freiſtehenden Felſen hat der große Mönch die Form eines umgekehrten Kegels und eine Höhe von mehr als 100 F. Der obere Theil der Inſel iſt zwar nur ein Felſen, aber mit einer tragbaren Erde bedeckt, welche Gras und Klee, Gerſte, Kartoffeln und andere Erdfrüchte, auch niedrige Sträucher trägt, und ſeit Jahrhunderten ſchon bebaut wird. Auf dieſem Theile ſteht ein Leuchtthurm und eine kleine Stadt, und auch auf dem untern Theile ſtehen noch 50 bis 60 bewohnte Häuſer. Die Einwohner ſind von Frieſiſcher Abſtammung, nähren ſich beſonders vom Fiſchfang, und fangen vorzüglich viele Schellfiſche und Hummern, die ſie nach Hamburg und auch nach London verführen. Zugleich ſind viele unter ihnen Schiffer und Lootſen, indem ſie fremden Schiffen, die in die Elbe oder Weſer einfahren wollen, gute Dienſte leiſten. Sie ſind noch von ſehr einfachen Sitten und außerodentlich für ihr Vaterland eingenommen. „Weit und breit könnt ihr reiſen, ſolch ein Land und ſolche Leute werdet ihr nirgends finden.“ Dieſer ſtolze Ausſpruch tönt aus jedem Munde dem Ausländer entgegen. Nur in äußerſt ſeltenen Fällen entſchließt ſich der Helgoländer auf einige Zeit ſeinen Felſen zu verlaſſen, zu dem er bald wieder zurückkehrt. Ehebruch iſt unter dieſen Inſulanern ein unerhörtes Verbrechen, und überhaupt ſind Verbrechen ſeltene Erſcheinungen, z. B. der Diebſtahl iſt faſt ganz unbekannt. Niemand denkt daran, ſein Haus oder ſeine Kaſten zu verſchließen. Die Helgoländer wiſſen nur ein Beiſpiel vom Diebſtahle. Ein Däniſcher Soldat hatte 2 junge Helgoländer zum Hausdiebſtahl verleitet. Dieſe unerhörte That iſt noch in jedermanns Munde. Die vorzüglichſte Veranlaſſung für die Inſulaner ihr Vaterland ſo ſehr zu lieben, iſt ihre freie Verfaſſung, und groß ſind die Gerechtſame, welche die Bür=

ger dieſes kleinen Freiſtaates genießen, vorzüglich ſeit er unter der Engliſchen Regierung ſteht. Die Engländer, welche 1808 dieſe Inſel den Dänen wegnahmen und ſie damals zur Hauptniederlage für ihren Schleichhandel mit dem Feſtlande während der Handelsſperre durch Napoleon machten, und 1814 dieſelbe von den Dänen förmlich abgetreten erhielten, haben die Verwaltung ganz den Händen der von den Inſulanern ſelbſt gewählten Obrigkeiten überlaſſen. Dieſe obrigkeitlichen Perſonen beſtehen in 6 Rathsherren, 8 Quartiersleuten und 16 Aelteſten, wovon die beiden erſtern auf 8 Jahre, die letzteren auf Lebenszeit erwählt werden. Das alte Frieſiſche Landrecht iſt das einzige Geſetzbuch und nur in gewiſſen Fällen iſt die Appellation an den zeitigen Engliſchen Kommandanten vorbehalten.

Schwediſcher Staat.

Die Urbewohner Schwedens, das in der Landesſprache ſeiner heutigen Einwohner Swerige (zuſammengezogen aus Swea-Rike, d. h. Swiar oder Swenen-Reich) heißt, waren Finiſchen Stammes, Finen und Lappen, die nomadiſch unter eigenen unabhängigen Häuptlingen lebten. Sie wurden von Germaniſchen Volksſtämmen, unter welchen Gothen und Schweden bald das Uebergewicht erhielten, und ſich die übrigen Stämme unterwarfen, aus ihrem Vaterlande vertrieben und bis in den höchſten Norden verdrängt. Was man von Odin, dem Anführer der Gothen und von deſſen Sohn Ynge, von dem eine lange Reihe von Königen hergeleitet wird, die im 5ten Jahrhunderte den Titel „Könige von Upſala" angenommen haben ſollen, erzählt, ſind theils offenbare Fabeln, theils dunkle und unzuverläſſige Sagen. Die Gewißheit der Schwediſchen Geſchichte beginnt erſt mit dem in dieſe nördlichen Länder verflanzten Chriſtenthum. Olaf III. führte zuerſt im J. 1001 eine ſichere, feſte Regierung ein und war der erſte unter den Schwediſchen Königen, welcher das Chriſtenthum annahm; doch waren Gothen und Schweden getrennt und es gab ein Gothiſches und Schwediſches Königreich, bis 1250 das Geſchlecht der mächtigen Folkunger zum Throne gelangte und von da an die beiden einander oft feindlich entgegenſtehenden Volksſtämme ſich mehr und mehr näherten und zuletzt in Eine Nation verſchmolzen; zu welcher Zeit Schweden ſich nördlich nur bis zum Anfang der jetzt auch Schwediſchen Landſchaft Norrland erſtreckte; doch war auch ſchon Finland durch Eroberung hinzugekommen. Gegen Magnus Smeek, den letzten Folkunger, lehnten ſich, ſeiner Bedrückungen müde, 1363 die Schweden auf und gaben die Krone ſeinem Schweſterſohne, Albrecht von Mecklenburg, der aber 1388 in einer Schlacht gegen die Dä-

16*

niſche Königin Margaretha Krone und Freiheit verlor. Dieſe Königin vereinigte 1397 durch die Kalmariſche Union die 3 nordiſchen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden zu Einem Staate, und dieſe Vereinigung dauerte zum größten Mißvergnügen der Schweden, die das Däniſche Joch vergebens abzuſchütteln ſuchten, bis zum Jahre 1520, in welchem König Chriſtian II. von Dänemark, um ſich eine unumſchränkte Herrſchaft zu verſchaffen, die Vornehmſten des Schwediſchen Adels, ſo wie alle, die ſeinem Deſpotismus ſich entgegen ſetzen konnten, verrätheriſch niedermetzeln ließ. Dieſe Greuelthat empörte das ohnehin ſehr unzufriedene Schwediſche Volk und gab das Signal zum Aufſtande gegen den Tyrannen. Guſtav Waſa, der einzige Sprößling des alten Schwediſchen Königsſtammes, der dem Blutbade entronnen war, ſtellte ſich an die Spitze der tapfern Dalekarlier, in deren Gebirge er ſich geflüchtet hatte, als ihn die Wuth des Tyrannen verfolgte; alle biedern Schweden ſchlugen ſich zu ihm; er ſiegte, ward zuerſt zum Reichsverweſer und 1523 zum Könige von Schweden erwählt, das ſich nun ganz und auf ewig von der Union losriß. Guſtav Waſa, der nun als König Guſtav I. hieß, und mit dem eine neue Dynaſtie der Könige Schwedens beginnt, führte auch die Reformation ein, befeſtigte die königliche Macht, und machte den Thron für ſeine Nachkommen erblich. Unter ſeinen Nachfolgern wurde Sigismund, der die katholiſche Religion angenommen hatte, 1587 zugleich König von Polen, verlor aber ſpäterhin die Schwediſche Krone, die auf ſeinen Oheim Karl IX. überging, dem ſein Sohn, der berühmte Guſtav Adolph, der vortrefflichſte aller Schwediſchen Könige, folgte und von 1611 bis 1632 regierte. Er brachte den Ruhm und das Glück Schwedens auf den höchſten Gipfel und eroberte ſowohl einige vormals Schwediſche Provinzen wieder von den Dänen, als auch Ingermanland, Liefland und einen Theil von Preußen. In dem 30jährigen Kriege trat er gegen den bisher ſiegreichen Deutſchen Kaiſer Ferdinand II. als Retter der Deutſchen Freiheit und der proteſtantiſchen Religion auf, fiel aber ſiegend 1632 in der Schlacht bei Lützen. Unter ſeiner Tochter Chriſtine, die ihm auf dem Throne folgte, ward der Krieg ehrenvoll fortgeſetzt, ſo daß durch den Osnabrücker Frieden 1648 Schweden in Deuſchland Rügen, einen Theil von Pommern, und die Herzogthümer Bremen und Verden erhielt, nachdem vorher auch Dänemark einige Provinzen an Schweden hatte abtreten müſſen. Auch Karl Guſtav, bisheriger Pfalzgraf von Zweibrücken, und Vetter von Chriſtinen, welcher derſelben, da ſie 1654 die Krone freiwillig niederlegte, nachfolgte, vergrößerte das Schwediſche Staatsgebiet durch einige bisher von den Dänen beſeſſene Provinzen. Karl XII. (regierte von 1697—1718) war unter allen Königen Schwedens der kriegeriſchſte und machte Schweden zu der erſten nordiſchen

Macht, bis die unglückliche Schlacht bei Pultawa, die er 1709 gegen die Ruſſen verlor, die Früchte ſeiner bisherigen 9jährigen Siege vernichtete, und mit ſeinem Tode 1718 bei Friedrichshall in Norwegen, und noch mehr unter ſeiner Schweſter Ulrike Eleonore, die ihm in der Regierung nachfolgte und unter der Regierung ihres Gemahls Friedrich von Heſſen, die meiſten Eroberungen und die Unumſchränktheit der königl. Gewalt verloren gingen. Da 1751 Friedrich ohne Erben ſtarb, ſo beſtieg der Herzog Adolph Friedrich von Holſtein, der ſchon früher von den Reichsſtänden zum Nachfolger erwählt worden war, den Thron, und unter ihm wurde die königl. Gewalt noch beſchränkter und das Reich immer kraftloſer, bis ſein Sohn Guſtav III., ein talentvoller Regent 1771 an die Regierung kam, die Feſſeln der Ariſtokratie zerbrach und eine neue Konſtitution einführte, wodurch die Könige wieder größere Gewalt erhielten. Er verſchaffte dem Reiche aufs neue Stärke und Anſehen, fiel aber 1792 als Opfer einer Verſchwörung. Sein Sohn Guſtav IV. Adolph verlor durch unglückliche Kriege mit Frankreich 1806 Pommern nebſt Rügen und mit Rußland 1808 ganz Finland, von dem ſchon ſeit 1721 die Ruſſen einen Theil erobert hatten. Bald nachher brach eine Empörung ſeiner Unterthanen gegen ihn aus, ſo daß er 1809 für ſich und ſeine Erben dem Throne förmlich entſagen mußte. Statt ſeiner gelangte ſein Oheim und bisheriger Reichsverweſer Karl XIII. zur Regierung, die dadurch merkwürdig wurde, daß 1814 Norwegen an Schweden kam, welches dafür Pommern nebſt Rügen an Dänemark abtrat. Als er 1818 ſtarb, beſtieg der ſchon acht Jahre vorher zum Thronfolger erwählte Franzöſiſche Marſchall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, unter den Namen Karl XIV. Johann den erledigten Thron, unter deſſen weiſer Regierung Schweden hoffen darf, von ſeinen frühern Wunden ſich zu erholen.

Der Trollhätta-Kanal. Die Göta-Elf, ein breiter, reißender Strom, bildet den Ausfluß des großen Wenerſees, geht bei Gothenburg in das Kattegat, und eröffnet ſo den um den Wener gelegenen Provinzen Weſtgothland, Wärmeland und Dalsland, die an mancherlei Ausfuhrartikeln, insbeſondere an Bergwerksprodukten und Holz reich ſind, eine ſchiffbare Verbindung mit der Nordſee, denn das Kattegat iſt ein großer Buſen der Nordſee. Wegen der 6 beträchtlichen Waſſerfälle aber, die dieſer Fluß, unterhalb Wenersborg, bei dem Dorfe Trollhätta macht und die zuſammen eine Höhe von 130 F. haben, war die Schifffahrt auf demſelben unterbrochen. Der erſte Fall heißt der Gullöfall, von einer gleichnamigen kleinen Inſel, wo ſchäumend die gewaltige Waſſermaſſe an dem Felſen dieſer Inſel bricht; am erhabenſten durch ſeine Tiefe und Waſſermaſſe iſt der zweite Fall, der Toppöfall, wo von einer Höhe von 44 F. der Strom ſich in

ſehr beträchtlicher Breite zu beiden Seiten der Felſeninſel Toppö herabſtürzt und an der einen Seite mit großer Gewalt aus der Tiefe zurückgeworfen wird, ringsum von mächtigen bewaldeten emporragenden Felswänden umgeben. Da, wo man den ſchönſten Ueberblick dieſes Katarakts hat, iſt ein Sitz mit Geländer, Königsſopha genannt, angebracht. Dann folgt der 20 Fuß hohe Stampfſtrömsfall und in geringer Entfernung davon die drei Höllenfälle, von der fürchterlichen Gewalt ſo genannt, mit der ſich im engen Bette, zwiſchen hohen Felſen der Strom bricht. Um nun das Hinderniß, welches die Fälle der Schifffahrt in den Weg legen, zu beſeitigen, hat man in den Jahren 1793 bis 1800 den Trollhättakanal, mit einem Koſtenaufwande von 360,000 Thaler angelegt, wodurch die ſämmtlichen Fälle umgangen werden. Er hat eine Länge von etwas mehr als ¼ M., eine Breite von 22, eine Tiefe von 9 F., 8 Schleußen und 3 Halbſchleußen, und iſt in Granitfelſen gehauen und ein lebendiges Zeugniß nordiſcher Kühnheit und Kraft.

Der Göta-Kanal iſt weit wichtiger und größer, als der vorhergehende, indem dadurch die Oſtſee mit der Nordſee in Verbindung gebracht iſt, ſo daß Schiffe, die nicht zu groß ſind, um denſelben zu paſſiren, den langen Umweg durch die Belte oder den Sund vermeiden. Die ganze Waſſerſtraße von Gothenburg am Kattegat bis Söderköping an der Oſtſee beträgt 51 M., davon 40 M. durch die Gotaelf und den Trollhättakanal, den Wener- und Wetterſee und durch 5 andere kleine Seen gehen, 11 M. aber zu graben oder zu ſprengen waren, und die Länge des eigentlichen Landkanales ausmachen, welcher am öſtlichen Ufer des Wener beginnt, den er zuerſt mit dem See Wiken verbindet; aus dem Wiken geht er durch den Bottenſee in den großen Wetterſee; aus dieſem in den See Boren, aus dieſem in den See Roxen, von da in den See Asplönga, und aus dieſem in den Meerbuſen Slåtbaken der Oſtſee, unweit Söderköping. Zwar wurde dieſer Kanalbau durch die das hiezu erforderliche Waſſer liefernden Seen begünſtigt, unter welchen der Wiken und der zur Kanalſtraße nicht benutzte Unden die reichſten Reſervoirs bilden, welche beide Seen auf der größten Höhe der Kanallinie liegen und deren Waſſer faſt mit gleicher Leichtigkeit nach O. wie nach W. geleitet wird. Allein bei allem dem war der Kanalbau doch mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja auf einer beträchtlichen Strecke des Weſtgothiſchen Landrückens mußte die Kanalſtraße durch Felſen geſprengt werden, und ſo förderlich die vielen Landſeen waren, ſo hatten ſie doch an mehreren Stellen nicht die nöthige Tiefe, und der Kanal mußte dann ſelbſt in den Seen kunſtmäßig fortgeführt werden. Die Tiefe des Kanals beträgt 10 F.; der Seen wegen war, ohne unverhältnißmäßige Vermehrung der Koſten, eine größere Tiefe nicht erreichbar. Die Breite des

Kanals iſt mit wenigen Ausnahmen 48 F.; die Breite der Waſſeroberfläche in der Regel 82 F. Die Kanallinie wird in die Weſtgothiſche und die Oſtgothiſche eingetheilt, je nachdem ſie in Weſt- oder Oſtgothland läuft; beide ſcheidet der See Wetter. Am 28. September 1832 wurde dieſer Kanal, der für Schweden eine neue Quelle des Wohlſtandes, der Sicherheit und Kraft zu werden verſpricht, mit großen Feierlichkeiten eröffnet, nachdem man ſeit 1810, in welchem Jahre die Arbeit angefangen wurde, 22 Jahre lang an der Vollendung deſſelben zugebracht hatte. Eine Geſellſchaft hat ihn auf Aktien erbaut, und die geſammten Koſten belaufen ſich auf 10,430,000 Thlr. Banko, von welcher Summe jedoch die Staatskaſſe faſt 6,400,000 Thlr. zugeſchoſſen hat.

Der Mälarſee iſt mit ſeinen tiefen Buſen und Buchten, wovon der eine faſt ganz bis Upſala hinauf reicht, ſeinen herrlichen, bald von wilden Klippen, bald von waldbekränzten Bergen und offenen freundlichen Feldern eingefaßten Ufern und mit ſeiner faſt zahlloſen Menge von großen und kleinen Inſeln (die Zahl derſelben wird auf 1300 angegeben) eine der größten Zierden Schwedens und einer der merkwürdigſten Landſeen. Von ſeinen Inſeln haben die 7 größten über 1 M. in der Länge und bilden ganze Kirchſpiele mit Schlöſſern, adlichen Gütern, Burgruinen und Dörfern. Dieſer See hat 12 M. in der Länge, 5 bis 6 M. in der größten Breite und 25 □Meilen, iſt alſo größer wie manches Deutſche Fürſtenthum z. B. Lippe oder Waldeck. Durch zwei Ausflüſſe den Norder- und Süderſtrom bei Stockholm ſteht er mit der Oſtſee und durch den Arboga-Kanal mit dem Hielmarſee in Verbindung. Bald dehnt er ſich wie ein Fluß aus, bald bildet er ein weites Waſſerbecken und wechſelt gleichförmig beide Geſtalten. Die Fahrt von Stockholm nach Arboga oder Weſterås auf dieſem See iſt eine der ſchönſten, welche man in Schweden machen kann. Es iſt eine beſtändige Abwechſelung, wobei der Schiffende durch enge Sunde, bei Buchten und Buſen vorbei zwiſchen dem Gewimmel von Inſeln und Auen fährt, und wieder auf die klare Waſſerfläche verſetzt wird, die ſich gleich einem Meerbuſen vor dem Auge erweitert. Wie angebaut die Inſeln und Ufer des Mälaren ſind, ſieht man daraus, daß außer Stockholm noch 8 Städte, die alle zu den älteſten in Schweden gehören, und über 200 Schlöſſer und Herrenſitze entweder auf den Inſeln oder an dem See liegen (darunter die königl. Schlöſſer zu Gripsholm, Svartſiö, Drotningholm, Roſersberg und Strömsholm) und daß man auf den Inſeln zuſammen 16 Kirchſpiele und gegen 900 Bauerhöfe oder andere bewohnte Häuſer zählt und 90 Kirchſpiele der drei dem See umliegenden Provinzen Weſtmanland, Upland und Södermanland Theil an den Ufern des Mälaren haben.

Der Wenerſee iſt der größte See Schwedens und einer der größten Europas, 19 Meilen lang und an der breiteſten

Stelle 9 M. breit und 100 QM groß, weit größer alſo als das ganze Herzogthum Naſſau. Er empfängt 24 Flüſſe, hat durch die Gota-Elf ſeinen Abfluß in das Kattegat, liegt 144 F. über der Nordſee und ſteht durch den Gotakanal mit dem Wetterſee in Verbindung. Von Wärmeland aus erſtreckt ſich eine lange Halbinſel in den See, der außer zwei größern Inſeln nur noch einige kleinere Eilande auf ſeiner Oberfläche trägt.

Der Wetterſee gehört gleichfalls zu den größten und merkwürdigſten Seen Schwedens, iſt 15 M. lang, 4 breit und 35 QM. groß, nimmt 40 Flüſſe auf, und hat durch den 340 F. breiten Motalaſtrom und mehrere Seen Abfluß in die Oſtſee, mit welcher ihn auch der Gota-Kanal, ſo wie mit dem Wenern verbindet. Er iſt faſt ganz frei von Inſeln und hat ſehr wenige Buchten. Wiewohl er als eine Hauptvertiefung mitten im Lande, auf beiden Seiten von Bergketten begränzt iſt, welche ſich längs ſeines Strandes von N. nach S. erſtrecken, und nur an einer Stelle von einer Ebene unterbrochen werden, liegt er doch 292 F. höher als die Oſtſee. Von den Gebirgen, welche in einer zuſammenhängenden Kette die Ufer des Wettern einſchließen, erhebt ſich der Omberg am meiſten, deſſen höchſte Bergſpitze am See eine ſteile Felſenwand iſt, die faſt ſenkrecht vom Ufer in einer Höhe von einigen 100 Ellen aufſteigt. Unter den auf dem Omberge an ſeiner Südſeite wachſenden Buchen iſt eine im ganzen Lande wegen ihrer Größe und ungewöhnlichen Form bekannte, die den Namen Apoſtelbuche führt, weil 12 große Stämme aus Einer Wurzel dicht neben einander hervorgewachſen ſind. Die höchſte Spitze des Ombergs, Ombergs-Iſſe genannt, gewährt von ihrem Gipfel eine der herrlichſten und weiteſten Ausſichten in Schweden. Man ſieht 4 Provinzen dieſes Reichs, nämlich Oſtgothland, Weſtgothland, Smaland und Nerike und kann faſt den ganzen Wettern überblicken. Bei hellem Wetter zählt man über 50 Kirchen. Zu den beſondern Merkwürdigkeiten dieſes Sees gehören die ungewöhnliche Tiefe deſſelben (an einer Stelle beträgt ſie 360 F.); ſein klares Waſſer, ſo daß man nicht ſelten in einer Tiefe von 72 F. den Grund ſieht; die ſogenannten Strömfalde oder Seeſtrömungen; das außerordentlich ſchnelle Wechſeln von ruhiger Stille zum gewaltſamen Aufruhr, welches oft Statt findet, während ſich auf dem Lande noch nicht der geringſte Wind erhoben hat; und endlich das periodiſche Steigen und Fallen des Waſſers. Die Seeſtrömungen werden nicht allein auf der Oberfläche des Sees, ſondern oft in einer Tiefe von 180 bis 240 Fuß bemerkt. Sie gehen bisweilen mit, bisweilen gegen den Wind, und verändern oft ihren Lauf 20 bis 30 mal in einem Tage. Die Urſachen hiervon liegen vermuthlich in der Beſchaffenheit des Seegrundes und in einer unterirdiſchen Gewalt. Dies ſteht mit dem geſchwinden Wechſel von Stille zur hef-

tigſten Unruhe in Verbinduug. So ſieht man bei der Annäherung eines Ungewitters den Wettern oft 12 Stunden im Voraus anfangen zu ſtürmen, ſich erheben und unruhig werden. Die Wellen kommen gleichſam von ſelbſt in langſame Bewegung, welche mehr und mehr zunimmt, ſo daß oft, während es noch auf dem Lande ſo ſtill iſt, daß ſich kein Blatt auf den Bäumen regt, der Wettern ſeine Wellen ſchäumend gegen die Klippen des Ufers wirft, mit dem Donner und Gebrauſe eines reißenden Stromes oder eines ſtarken Waſſerfalles. Auch nach einem Ungewitter, wenn der Sturm auf dem Lande ſchon aufgehört hat, vergehen noch ein oder mehrere halbe Tage, bevor die Unruhe des Wettern ſich legt. Dieſer plötzliche Wechſel des Sees macht die Schifffahrt auf demſelben ziemlich gefährlich, denn ſehr oft kann der See ſpiegelglatt und auf dem Lande ſtilles Wetter ſeyn; aber fangen die Wellen erſt an, ſich zu heben und in Bewegung zu kommen, ſo kann der ganze See in einer halben Stunde im höchſten Aufruhr ſich befinden. Die erwähnten Waſſerſtrömungen machen auch die Winterfahrten auf dieſem See ſehr gefährlich, da das Eis an einer Stelle ſo dick ſeyn kann, daß es 100 Pferde trägt und gleich dabei, wo eine Strömung iſt, ſo ſchwach, daß es kaum einen Fußgänger trägt. Etwas ganz Wundervolles iſt auch das Steigen und Fallen des Waſſers, was ſowohl in naſſen als in trocknen Jahren geſchieht. Man hat Beiſpiele, daß der Wettern gerade bei großer Dürre und in heißen Sommermonaten bedeutend geſtiegen, und dagegen in der Regenzeit, wenn alle Flüſſe und Seen den größten Ueberfluß an Waſſer hatten, gefallen iſt.

Das Skandinaviſche Gebirge iſt in Hinſicht des Umfanges das größte in Europa, doch weit niedriger als die Alpen und Pyrenäen. Es ſtellt ſich als ein von dem übrigen Europa völlig getrenntes Gebirgsſyſtem dar und hat ſeinen Namen von der großen Halbinſel Skandinavien (unter welchem Namen man Norwegen und Schweden begreift), von der es den größten Theil einnimmt. Ja dieſe ganze Halbinſel kann man als einen ungeheuren zu Tag heraustretenden Fels betrachten, indem ſie faſt ganz aus harten Gebirgsmaſſen der Ur- oder Uebergangsgebirge beſteht. Kahle Felſen drängen ſich beinahe allenthalben hervor, ſchroffe Thalwände, wilde Schluchten und Spalten, plötzliche jähe Abſtürze entdeckt man faſt überall und ſelbſt das niedrigere Gebirgsland in Schweden zeigt die nämliche zerriſſene Geſtalt, die in den höchſten Gebirgen herrſcht, wenn gleich die geringe Erhöhung und die mehr abgerundete Form der Berge die großartige Wildheit nicht hervortreten läßt. Das Skandinaviſche Gebirge erſtreckt ſich 13 Breitengrade hindurch, nämlich vom 58 bis 71° N. Br., und liegt alſo zum Theil innerhalb des Polarkreiſes. Seine Länge beträgt 240 und ſeine Breite 40 M. Es iſt eine unrichtige Annahme, die man in vielen geographiſchen Lehrbüchern findet, daß das Skan-

dinaviſche Gebirge die Gränze zwiſchen Norwegen und Schweden bilde. Vielmehr läuft im ſüdlichen Norwegen die Gränze öſtlich von dem Hochgebirge und durchſchneidet ſchief die mittlere Terraſſe, ja trifft auf Ebenen, die keine Erhöhung zeigen; und im hohen Norden drängt ſich das höchſte Gebirge ganz nach dem Meere zu; die höhern Gebirgszüge liegen in Norwegen und die Gränze auf dem Abhange. Bloß in der Provinz Drontheim iſt das Skandinaviſche Gebirge ein Gränzgebirge der beiden Königreiche Norwegen und Schweden.

Das Skandinaviſche Gebirge beginnt in dem ſüdlichſten Theile Norwegens, näher nach der Weſtküſte zu, nördlich vom Vorgebirge Lindenäs, unter 58° 30′ N. Br. und zwiſchen 24° und 25° O. L., indem es von S. gegen N., und dann gegen N.O. bis zum 29° O. L. zieht. Dieſer ganze ſüdlichſte Theil des Skandinaviſchen Gebirges, vom 58° 30′ bis 62° 30′ N. Br., deſſen nördlichſte Bergkette Dovrefjeld heißt, bildet ein zuſammenhängendes Hochland, deſſen mittlere Höhe 3000 bis 4000 F. beträgt und deſſen Breite ſehr verſchieden iſt. Dieſes Hochland hat ein durchaus wildes, furchtbar ödes, zerriſſenes Anſehen. Selbſt die Alpenvegetation erreicht kaum das höchſte Hochland und die Sennhütten verſchwinden an ſeiner Gränze. Bis auf ſeine eigentliche Höhe reicht keine menſchliche Wohnung. Auf dieſes Hochland nun erheben ſich die einzelnen, mehr oder weniger ausgedehnten Berge, die 5 bis 7 und faſt 8000 F. Höhe erreichen. Die meiſten gehen über die Schneelinie, oft tief in die ewige Schneeregion und bilden dann Gletſcher. Zuweilen reicht ſelbſt das Hochland hoch in dieſe Region hinein. Die über das Hochland erhöheten Berge bilden meiſt abgerundete Kuppen oder lang geſtreckte Bergzüge, nur die Hurrungerberge, Norwegens wildeſte und höchſte Bergkuppen, zeigen Pyramiden, Hörner, Nadeln (Tinde auf Norwegiſch). Der äußere Bogen dieſes beſchriebenen Hochlandes iſt vom Vorgebirge Lindenäs bis zum Buſen (Fiord) von Drontheim allenthalben vom Meere umfloſſen, von wilden Meerbuſen, die gewöhnlich von ſteilen Felſenwänden, zuweilen von 3 bis 4000 und 5000 F. Höhe umgeben ſind, und von einer Kette unzähliger, größerer und kleiner Felſeninſeln umſchlungen. Den innern gegen O. und S. gerichteten Bogen des Hochlandes umgiebt eine mittlere Terraſſe in zwei Abtheilungen, die man beſonders in Schweden, wo ſie die weiteſte Ausdehnung hat, unterſcheiden kann. Die höhere Abtheilung ſchließt ſich unmittelbar an das Hochland an, und dürfte eine mittlere Höhe von 1500 bis 2000 F. haben. Von dieſer ſteigt man, oft plötzlich und durch ſchroff abfallende Thäler zum höchſten Hochlande hinauf. Eben ſo ſchroff iſt oft das Anſteigen von der zweiten, niedrigern Abtheilung der mittleren Terraſſe, deren mittlere Höhe 800 bis 1500 F. beträgt. Dieſe mittlere Terraſſe ſenkt ſich in Schweden nach deſſen großen Seen

Wener, Wetter und Mälar zu. Unterhalb dieſer Gegend fängt nun die zweite niedrigere Terraſſe an, und bildet mit den Flötzebenen Schonens die ſüdliche Verlängerung Schwedens unterhalb Norwegens; denn denkt man ſich Schweden mit den großen Seen abgeſchnitten, ſo würde es unter gleicher Breite mit Norwegen aufhören. Auch dieſe Terraſſe hat zwei Abtheilungen, wovon die niedrigere ſich durch ihre Scheerennatur, d. h. durch ihre zahlloſen kleinen Felſeninſeln und Klippen, die zum Theil vom Meere bedeckt ſind und das Anlanden an den meiſten Stellen unmöglich, oder wenigſtens ſehr gefahrvoll machen, auszeichnet.

Dieſes beſchriebene Hochland, der ſüdliche und zugleich höchſte Theil des Skandinaviſchen Gebirges hat keinen allgemeinen Namen*), ſondern ſeine verſchiedenen Gebirgshöhen führen beſondere Namen, z. B. Hekkefjeld, Folgefondefjeld, Hardangerfjeld, Sognefjeld, Fillefjeld, Langfjeld, Jotunfjeld, Dovrefjeld ꝛc. Die zweite nördliche Abtheilung des Skandinaviſchen Gebirges bildet das Kjölengebirge, das ſich auf das ſüdliche Hochland ſtützt und vom Dovrefjeld, dem nördlichſten Theile der ſüdlichen Abtheilung des Skandinaviſchen Gebirges, Anfangs in einer nordöſtlichen Richtung fortzieht und in der Provinz Drontheim mit ſeinem Hochlande die Gränze zwiſchen Norwegen und Schweden macht. Aber hierauf nähert ſich das Hochland des Kjölen immer mehr der Küſte und in der Nähe des Polarkreiſes erreicht es ſelbſt die äußern Inſeln. Weiter gegen N. erſcheint die Küſte immer wilder zerriſſen, die Fiorde (Meerbuſen) ſchneiden immer häufiger herein, ja das Meer trennt das Hochland ganz von dem Feſtlande. Höher gegen N. (von dem 68° N. Br.) nimmt das Gebirge eine öſtliche Richtung und endigt ſich am Tanafluſſe im Norwegiſchen Lappland.

Dieſes geſammte Skandinaviſche Gebirge kommt zwar an Höhe den Alpen bei Weitem nicht gleich, iſt aber eben ſo reich an den erhabenſten und furchtbarſten Anſichten, eben ſo zerriſſen und zerklüftet, eben ſo voll ungeheurer Abgründe, tiefer ſchauerlicher Klüfte, unzähliger von ſenkrechten Felſenwänden eingeſchloſſener Gebirgsſeen, reißender Gewäſſer, welche die ſehenswürdigſten Waſſerfälle von 700 bis 1000, ja wie der Keel-Foß von 2000 Fuß Höhe machen; eben ſo mit zahlloſen umhergeworfenen Felſentrümmern und mächtigen Gletſchern bedeckt, deren Grabesſtille nur vom donnernden Lauwinenſturz zwar ſelten aber deſto ſchrecklicher geſtört wird. Die Juſtedals Eisberge oder Juſtedals-

*) Aeltere Geographen nannten dieſen Theil Sevegebirge, indem ſie darin den Sevo Mons des Plinius zu finden glaubten. Aber im Lande ſelbſt kennt man kein Gebirge unter dem Namen Seve.

Braen ſind die größten Gletſcher Europas, die mit dem Lodalskaabe, der Fortſetzung derſelben im N., wohl eine Länge von 15 M. und eine Breite von 5 M. haben. Südlicher als Juſtedals-Braen iſt der wegen ſeiner prächtigen Gletſcher berühmte Folgefonde. Beide Gletſchergegenden gehören zu der ſüdlichen Abtheilung des Skandinaviſchen Gebirges, wo auch die Hurungerberge oder Jotunfjeld die höchſten Berge des ganzen Gebirges ſind, worunter der Söndre Skageſtöl-Tind eine Höhe von 7877 F. hat, und mithin den 7714 F. hohen Sneehättan (Schneehut oder Schneekappe) in Dovrefjeld, den man bisher für den höchſten Berg des Skandinaviſchen Gebirges hielt, an Höhe übertrifft. Das eigentliche Kjölengebirge, das überhaupt niedriger als der ſüdliche Theil des Skandinaviſchen Gebirges iſt, und an weit weniger Stellen die Schneeregion erreicht, hat in dem Sulitelma ſeine höchſte Spitze, die jedoch nur bis zu 5796 F. anſteigt, wo gleichfalls ſich mächtige Gletſcher befinden.

Das Elenthier gehört zum Hirſchgeſchlecht, iſt aber größer als der Hirſch, und hat auch ein breiteres ſtärkeres Geweih, das zuweilen 50 bis 60 Pfund wiegt. Seine Farbe iſt aſchgrau oder braun. Ehemals gab es auch in Deutſchlands Wäldern Elenthiere, jetzt aber findet man keine daſelbſt mehr, auch in Preußen und Polen ſind ſie ſelten und nur gehegt. Am häufigſten leben ſie noch in den nördlichen Gegenden des Schwediſchen Staates und Rußlands, ſo wie auch in Nordaſien und Nordamerika. Ungeachtet ihr Gang ſchwer und ſchaukelnd iſt, laufen ſie doch ungemein ſchnell. Da in ihrer nordiſchen Heimath im Winter gemeiniglich hoher Schnee liegt, ſo müſſen ſie ſich mit Baumzweigen, Baumrinden und Mooſen und Flechten, namentlich dem Rennthiermooſe behelfen, welches ſie unter dem Schnee hervorſcharren. Es ſind ſcheue, furchtſame Thiere; nur gereizt oder verwundet, und zur Brunſtzeit werden ſie leicht dem Menſchen gefährlich. Wer ihnen dann zu nahe kommt, den greifen ſie wüthend mit dem Geweih an. Junge Elenthiere kann man zähmen. In ihrem Vaterlande iſt der Luchs ihr furchtbarſter Feind. Das Fleiſch der Elenthiere wird gegeſſen, ihre Knochen verarbeitet man zu allerlei Kunſt- und Spielſachen, gleich dem Elfenbein, und ihre Haut, die ſo dick iſt, daß kaum eine Flintenkugel durchgeht, bereitet man zu Leder, und macht Beinkleider, Degengehenke, Kolette ꝛc. davon.

Das Rennthier gehört zu den Thieren, welche ganzen Völkerſchaften beinahe alles gewähren, was zum Leben nöthig iſt. So wie ohne das Kameel die brennenden Wüſten Afrikas für den Menſchen unzugänglich ſeyn würden, ſo gab der Schöpfer den Bewohnern des höchſten Nordens in ihren von Eis und Schnee ſtarrenden Gegenden zum Erſatz für alle ihnen ſonſt fehlenden

Hausthiere das Rennthier, deſſen Heimath die nördlichſten Länder Europas, Aſiens und Amerikas ſind. Es lebt ſogar auf Grönland und in den unbewohnten Inſeln Spitzbergen und Nowaja Semlja und findet ſelbſt in dieſen unwirthbaren Gegenden ſeinen Unterhalt, der in allerlei Wald- und Bergkräutern, Blättern der Bäume und Mooſen oder Flechten, beſonders zur Winterszeit in dem Rennthiermooſe beſteht, das es unter dem mehrere Fuß tiefen Schnee, ſowohl mit ſeinen Füßen, als mit ſeinem Geweih hervorſcharrt, wobei ſein ſcharfer Geruch es ſo ſicher leitet, daß es allemal ſolche Stellen wählt, wo dies Moos ſteht; und dieſes Gewächs, welches die Vorſehung ſo reichlich über die an andern Pflanzen arme Polarländer verbreitet hat, iſt ſehr nahrhaft. Das Rennthier gehört zu dem Hirſchgeſchlechte und kommt in ſeiner Geſtalt dem gemeinen Hirſche am nächſten; und ob es gleich der kürzern Beine wegen nicht ſo hoch iſt, ſo übertrifft doch ſein Körper den des Hirſches an Umfang. Je weiter gegen Norden, deſto größer iſt das Rennthier, und es ſcheint daher von der angenommenen Meinung, daß die Thiere überhaupt gegen den Pol zu an Größe abnehmen, eine Ausnahme zu machen. Sein mit breiten Zinken verſehenes großes Geweih, das bei dem Weibchen kleiner iſt, als bei dem Männchen, endigt bei dem Europäiſchen Rennthiere ſpitzig, bei dem Sibiriſchen ſchaufelförmig, und hat eine Länge von 1 Elle; ja man findet es zuweilen noch länger, 9 bis 10 Pfund ſchwer und mit 80 Enden. Am Vorderhalſe hat das Rennthier eine Art Mähne. Die Hautfarbe iſt bräunlich, aſchgrau und weiß überlaufen; im Sommer bedeutend dunkler als im Winter; auch findet man ganz weiße Rennthiere. Das ſtark und dicht behaarte Fell ſchützt das Thier ſehr gut gegen die grimmigſte Kälte. Die Hufe ſind breit, platt und weit, und wenn das Thier ſeinen Fuß niederſetzt, ſo hat es in ſeiner Gewalt, ſeine Hufe in einem größern oder geringern Grade zuſammen zu ziehen oder auszubreiten, je nach der Beſchaffenheit der Oberfläche, auf welcher es ſich bewegt. Von dieſem Zuſammenziehen der Hufe, wenn der Fuß von dem Boden erhoben wird und von dem darauf folgenden Schlagen der innern Theile der Hufe gegen einander kommt das klappernde oder knarrende Getöſe, welches gehört wird, wenn das Thier geht, und ſo ſtark iſt, daß man es in einer Entfernung von 100 Schritten vernimmt. Das Rennthier läuft äußerſt ſchnell, und kann mit geringer Laſt und einem leichten Schlitten, auf günſtigem Wege, im Trabe in einer Stunde über 2 und im Galopp wohl über 4 Meilen zurücklegen. Den Weg von Alten bis Kautokeine im Norwegiſchen Lappland, der über 32 M. beträgt, machte ein Reiſender in einem Rennthierſchlitten binnen 19 Stunden, ein anderer, wobei er jedoch 3 Rennthiere abwechſelnd gebrauchte, in 13 Stunden. Das größte Beiſpiel jedoch, das von dem Schnelllaufen dieſes Thieres erzählt wird, und wovon eine Abbildung ſowohl des

Rennthieres als des Fuhrmanns in dem Schloſſe zu Drottningholm noch aufbewahrt wird, und ans Unmögliche zu gränzen ſcheint, ſoll ſich 1699 ereignet haben, da ein Offizier, der abgeſchickt wurde, um Nachricht von dem plötzlichen Einfalle der Norweger in Schweden nach Stockholm zu bringen, dieſe 180 M. betragende Entfernung von den Gränzen Norwegens bis Stockholm in 48 Stunden zurücklegte, aber ſein treues Thier ſank, gleich nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt, leblos nieder. Die genaueſte Angabe von dem ſchnellen Laufen des Rennthieres hat man von einem Reiſenden, Namens Pictet, der die nördlichen Gegenden Lapplands beſuchte und ein Wettrennen von drei Rennthieren, von welchen jedes an einen ſehr leichten Schlitten geſpannt war, auf einem ganz ebenen Boden anſtellte, wobei das eine Thier 3089 F. in 2 Minuten oder 25 Fuß in jeder Sekunde zurücklegt. Ohne anzuhalten kann man mit einem Rennthiere 12 M. fahren, und fährt man Anfangs nicht zu ſchnell, ſo kann ein und daſſelbe Rennthier mehrere Tage hinter einander 16 M. täglich zurücklegen. Dieſe Thiere ſind ſehr reinlich, und nie findet man Ungeziefer an ihrem Leibe, auch legen ſie ſich nie auf einer ſchmutzigen Stelle nieder. Aber ihre Ausdünſtungen ſind, wenn gleich nicht unangenehm, doch ſo durchdringend, daß man, wenn man ſich auf die Erde legt, in ziemlicher Entfernung die Anweſenheit der Rennthiere durch den Geruch erkennen, ja mehrere Wochen riechen kann, wo Rennthiere weideten; am ſtärkſten empfinden die Pferde den ihnen widrigen Geruch und werden wie wild, wenn ſie ſich Rennthieren nähern, doch gewöhnen ſie ſich daran. Weder Pferde noch Kühe freſſen da, wo Rennthiere weideten oder getrieben wurden; aber auch, wo Kühe geweidet haben, freſſen die Rennthiere nicht.

Kein Geſchöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Rennthier. Ueberhaupt ſind ſie, ihrer rauhen Lebensweiſe ungeachtet, mancherlei Krankheiten unterworfen und den Verfolgungen feindlicher Thiere ausgeſetzt. Sie werden nicht allein von Wölfen und Bären angefallen, ſondern haben auch im Sommer viel von Mücken und Bremſen zu leiden, wovon dieſe nördlichen Gegenden des Innern wimmeln. Man unterſcheidet zwei Arten ſolcher Rennthierbremſen, wovon die eine ihre Eier in Löcher, die ſie in den Rücken der Thiere bohrt, die andere in die Naſenlöcher legt. Die nachher aus den Eiern gekrochenen Maden freſſen ſich in die Haut ein, und erregen ſchmerzhafte Geſchwüre, wovon die Rennthiere außerordentlich entkräftet werden, und viele ſterben daran. Deshalb verlaſſen die Lappländer in den Sommermonaten ihre Wohnplätze, und ziehen in die kältern Gegenden, wo die Bremſe nicht hinkommt.

Das Rennthier lebt zwar eigentlich wild und iſt ſehr ſcheu vor Menſchen und Hunden, läßt ſich aber jung ſehr leicht zähmen.

Wegen des großen Nutzens, den dieſe Thiere gewähren, iſt die Rennthierzucht bei den Bewohnern der nördlichen Polarländer, z. B. den Lappen, Samojeden, Korjäken, Tunguſen, Tſchutktſchen ꝛc. eine Hauptbeſchäftigung, und die Rennthiere, die nebſt dem Hunde daſelbſt die einzigen Hausthiere ſind, machen den Reichthum dieſer Polarvölker aus, und nach der Anzahl derſelben wird ihr Vermögen geſchätzt. Ein Samojede z. B. gilt für reich, wenn er 1000 bis 2000 Stück beſitzt, einer, der 500 bis 700 hat, für wohlhabend, und wer nur 20 bis 30 hat, für arm. Unter den Tſchuktſchen giebt es Reiche, die wohl über 10,000 bis 50,000 Rennthiere haben. Sie ſind leicht zu unterhalten und ihre Wartung koſtet wenig Mühe; auch zeigen ſie viele Anhänglichkeit an den Menſchen. Sie ſind die treuen Gefährten dieſer nördlichen Bewohner und tragen oder ziehen dieſelben ſicher über den tiefſten Schnee durch nie betretene Wildniſſe. Doch zum Reiten und Laſttragen werden die Rennthiere weit weniger abgerichtet und gebraucht, als zum Ziehen der Schlitten, vor welche nur immer ein Thier geſpannt wird. Ein tüchtiges Thier iſt im Stande 4000 Pfund und noch mehr zu ziehen. Sobald der Lappländer ſich in ſeinen Schlitten geſetzt hat, läuft das Thier aus allen Kräften, doch iſt es nicht ſo ganz leicht, das Gleichgewicht des Schlittens, der wie ein Boot mit einem konvexen Boden gebaut iſt, zu erhalten, und es iſt in einigen Fällen wirklich beinahe unmöglich, beſonders da, wo die Oberfläche aus glatten, ſteilen Abhängen oder aus einem unebenen, ſchlüpfrigen Grunde beſteht, wo der Schnee in Eis verwandelt und die Schnelligkeit des Schlittens wegen der Geſchwindigkeit des Thieres groß iſt. In dieſen Fällen muß eine unerfahrene Perſon unvermeidlich umgeworfen werden, und das geſchieht nicht ein- oder zweimal, ſondern ſo oft, daß ſie zuletzt anfängt, dies für nichts zu achten.

Die Rennthiere vertreten bei den Polarvölkern nicht allein die Stelle der Pferde, ſondern auch des Rindviehes, indem man ſie täglich zweimal melkt. Die Milch iſt ſehr fett und nahrhaft, an Geſchmack der Schafmilch ähnlich, und man macht Butter und beſonders Käſe daraus. Ueberhaupt nichts iſt am Rennthiere, was dieſe Völker nicht auf irgend eine Art zu benutzen wiſſen. Das Fleiſch ſchmeckt angenehm und wird theils friſch verzehrt, theils geräuchert aufbewahrt; geräucherte Rennthierzunge iſt ein Leckerbiſſen. Im Oktober und November, in welchen die Rennthiere am fetteſten ſind, iſt die beſte Schlachtzeit. Das Blut wird, hart gefroren in Rennthiermagen aufbewahrt, und mit Fleiſch und Mehl gekocht, im Winter als Hauptmahlzeit genoſſen. Aus dem Felle macht man Kleider, Bettdecken, Schuhe, Zelte, aus den Sehnen ſtarken Zwirn und Stricke, aus den Knochen Nähnadeln oder gewinnt daraus Mark, aus den Klauen Trinkgefäße, aus den Geweihen kocht man, nachdem ſie geraſpelt worden,

Leim oder Gelée und macht auch daraus Löffel, Meſſerſtiele, Stockknöpfe.

Der Vielfraß lebt in dem nördlichen Europa und Aſien und zwar in gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildniſſe haben. Er wird ſo groß wie ein ſtarker Dachshund, hat in der Geſtalt und Lebensart mit dem Dachſe viele Aehnlichkeit, und iſt eins der gefräßigſten Raubthiere, außerordentlich wild und ſtark, und mit einem ſcharfen Gebiß und ſcharfen Klauen verſehen. Durch ſeine Liſt bezwingt er Rennthiere, Pferde, ſelbſt Bären und Wölfe, indem er von den Bäumen auf ſie herabſpringt und ſie zu Tode quält. Im Laufen kommt er andern Raubthieren nicht gleich, klettert aber deſto geſchickter. Sein Haar hat einen überaus ſchönen Glanz und iſt ſehr elektriſch. Jung gefangen, läßt er ſich leicht zahm machen, und läuft dann den ihm bekannten Perſonen wie ein Hund nach. Sein Fell iſt der einzige Nutzen, den der Menſch von ihm ziehen kann. In Deutſchland iſt der Vielfraß ſelten, und kommt zuweilen aus Polen und Lithauen dahin.

Der Luchs gehört zum Katzengeſchlechte, iſt oben braun, nach dem Bauche zu in Weißgelb übergehend, mit dunklern Flekken und Streifen getiegert, und von der Größe eines mittelmäßigen Hühnerhundes. Seine Augen blitzen des Nachts wie Feuer, und er ſieht damit ſehr ſcharf. Der Balg iſt langhaarig, und ſeidenhaarig anzufühlen, und wird daher unter die koſtbaren Pelzwerke gerechnet, nur hält ſich dies ſchöne Pelzwerk nicht lange, weil die ſpröden Haare leicht abbrechen. Er lebt in großen Waldungen der nördlichen Erde und kommt auch zuweilen nach Deutſchland, und verweilet hier des Raubes halber ſo lange, als er vor den Nachſtellungen der Jäger ſicher iſt. Doch pflanzt er ſich in Deutſchland jetzt nur noch ſelten fort. Er lauert hinter einem Buſche oder auf einem Baume, bis er ein vorübergehendes Thier erhaſchen kann, macht Sprünge von 14 bis 20 Fuß, hauet mit ſeinen ſcharfen Krallen dem Thiere in den Nacken oder Rücken, zerbeißt ihm die Flechſen am Halſe, daß es niederſtürzt, und ſaugt ihm das Blut aus. Vom Fleiſche frißt er bloß die edlern Theile. Macht er nicht bald einen neuen Fang, ſo kehrt er in den erſten Tagen zu dem erlegten Thiere zurück, aber ſo bald es anfängt in Fäulniß überzugehen, verſchmähet er es gänzlich. Der Wildbahn thun dieſe Raubthiere außerordentlichen Schaden, da ſie Rothwildpret allem übrigen Fleiſche vorziehen, und ſich nicht viel um andere Thiere bekümmern, wenn ſie Hirſche und Rehe haben können.

Des Lemmings oder der Bergmaus Heimath iſt Norwegen, Lappland und das nördliche Rußland. Er hat die Größe einer Ratte, eine bellende Stimme, iſt ſchwarz, weiß und gelblich gefleckt und nährt ſich von Vegetabilien. Berühmt ſind dieſe

Thiere durch ihre Wanderungen, welche ſie zu unbeſtimmten Zeiten (etwa in 20 Jahren zweimal) anſtellen. Sie ziehen dann in unzähliger Schaar, ſtets in gerader Linie fort und hinter einander, ſchwimmen dabei durch Flüſſe und Seen, klettern die Kähne hinauf und auf der andern Seite hinab. Hohe Felſen umgehen ſie, aber doch ſo, daß ſie auf der entgegengeſetzten Seite in gerader Linie wieder fortwandern. Auf dieſem Zuge kommen ſehr viele von ihnen um, indem ſie von Raubvögeln, Wölfen, Füchſen, Bären und andern Raubthieren gefreſſen werden, wiewohl ſie ſehr zornig ſeyn und mit vieler Wuth ſich widerſetzen ſollen, wenn ſie angegriffen werden. Den ſonderbaren Umſtand, daß das Rennthier gelegentlich den Lemming freſſe, theilt uns ein neuer Reiſender*) mit.

Der Wallfiſch gehört nicht, wie ſein Name vermuthen läßt, zu den Fiſchen, ſondern zu den Säugethieren. Es giebt mehrere Gattungen deſſelben; hier reden wir aber von dem gemeinen (Grönländiſchen) Wallfiſche, dem größten aller bekannten Thiere. Ehemals erreichte er eine Länge von 120 F. und darüber. Jetzt, da man ihn zu ſehr verfolgt, läßt man ihn ſelten zu einem ſolchen Wachsthum gelangen, und man ſieht ſie nur 60 bis 70 F. lang. In der Mitte ſind ſie 40 bis 50 F. dick. Das Gewicht eines von der größten Art ſchätzt man auf 100,000 Pfund. Der Kopf macht faſt den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieſes Ungeheuers übertreffen an Größe nicht die Augen eines Ochſen. Mitten auf dem Kopfe befinden ſich an einer Vorragung, welche die Krone heißt, zwei Oeffnungen zum Athemholen. Durch dieſe ſtößt der Wallfiſch ſeinen Athem mit einem Grade von Gewalt aus, daß er oft wie ein Strahl Waſſer erſcheint. Die gegliederten Floßfedern ſtehen ein wenig hinter demjenigen Theile des Maules, wo die Kiefern endigen; ihr Nutzen beſteht, wie es ſcheint darin, das Thier durch Gleichgewicht im Waſſer zu erhalten; denn ſobald das Leben erloſchen iſt, fällt es auf eine Seite oder wendet ſich auf den Rücken. Mit den Floßfedern beſchützt es auch ſeine Jungen; hinter ihnen iſt der dickſte Theil des Körpers, welcher cylindriſch iſt und dieſe Form geht bis zu einiger Entfernung fort, und nimmt wie ein Kegel, nach dem Schwanze hin, ab. Der Schwanz, welcher in der Mitte ausgeſchnitten iſt, vertritt bei ihm gleichſam die Stelle eines Ruders, und iſt die furchtbare Waffe, auf der die außerordentliche Stärke des Wallfiſches zu ſeiner Bewegung und Vertheidigung beruhet; vermöge deſſelben treibt er vorwärts durch das Meer und ſeine größte Geſchwindigkeit wird durch deſſen kräftige Schläge gegen das Waſſer hervorgebracht, indem er ihn bald aufwärts, bald niederwärts ſchlägt. Der Schwanz und die Floßfedern beſtehen aus harten Knorpeln, während der Leib unter

*) Brooke in ſeiner Schrift: Ein Winter in Lappland und Schweden. Aus dem Engliſchen überſetzt. Weimar 1829.

der Haut Speck hat. Die Haut iſt ſehr glatt und leicht gefurcht, bei jungen Wallfiſchen bläulich ſchwarz, bei völlig ausgewachſenen ſchwarz. Die Begattungszeit fällt gegen Ende des Sommers und einmal in 2 Jahren empfindet der Wallfiſch den Begattungstrieb. Ihre Treue gegen einander übertrifft ſelbſt die Beſtändigkeit in der Anhänglichkeit, die man an den Vögeln bemerkt. Anderſon, ein berühmter Wallfiſchfänger erzählt, daß, nachdem er von zwei Wallfiſchen beiderlei Geſchlechts, die zuſammen waren, den einen verwundet hatte, der andere bei ſeinem verwundeten Gefährten blieb, ihm allen Beiſtand leiſtete, bis endlich das verwundete Thier unter der Menge ſeiner Wunden unterſank, und den Verluſt zu überleben verſchmähend, ſich mit großem Getöſe auf den todten Gefährten ſtreckte und ſein Schickſal theilte. Das Weibchen iſt 9 bis 10 Monate trächtig und gebiert 1, höchſtens 2 Junge, die ein Jahr ſaugen. Nichts kann die zärtliche Anhänglichkeit und mütterliche Aufmerkſamkeit übertreffen, die das Weibchen beweiſet, wenn ſein Junges verwundet wird. Es vergißt dann alle Rückſicht auf ſeine eigene Erhaltung, aus Beſorgniß für ſein Junges; es ſchießt mitten durch die Feinde, verachtet die ihm drohenden Gefahren und bleibt ſelbſt verwundet bei ſeinem Jungen. Ein Beiſpiel hiervon erzählt der Brittiſche Kapitain Scoresby mit folgenden Worten: „Im Junius 1811 verwundete einer meiner Leute einen jungen noch ſäugenden Wallfiſch, in der Hoffnung dadurch die Mutter zu fangen. Sogleich erhob ſie ſich dicht an das Boot, ergriff das Junge, und ſchleppte es eine Strecke fort; dann erhob ſie ſich wieder auf die Oberfläche, ſchoß wüthend hin und her, hielt oft ſtill, änderte plötzlich ihre Richtung und gab jedes Zeichen der äußerſten Unruhe. Eine lange Zeit fuhr ſie ſo fort, obgleich von den Booten nahe verfolgt; und belebt von Muth und Entſchloſſenheit für das Wohl ihres Jungen, ſchien ſie die Gefahren nicht zu achten, die ſie ſelbſt umgaben. Endlich kam eins von den Booten ſo nahe, daß ſie von einer Harpune verwundet wurde; und doch verſuchte ſie nicht zu entweichen, ſondern ließ 3 andere Boote nahe kommen, ſo daß in wenig Minuten noch drei Harpunen ſie trafen, und ſie in Zeit von einer Stunde erlegt ward.“

Der Wallfiſch hat keine Zähne, ſondern nur Barten, unter dem Namen des Fiſchbeins bekannt, welche in dem obern Kinnbacken in zwei Reihen mit der größten Regelmäßigkeit ſtehen. Es ſind ihrer über 200 auf jeder Seite. Bei dem Suchen der Nahrung ſchwimmt der Wallfiſch mit großer Schnelligkeit unter dem Waſſer, mit Aufſperren ſeines weiten Rachens; worin die mit Franzen beſetzten Barten ein Netz bilden, welches die Waſſerthierchen, wovon es lebt, nicht entweichen läßt. Der Rachen iſt ſo groß, daß man, wenn das Thier getödtet iſt, mit einem Kahne hineinfährt, und 6 bis 8 Mann darin ungehindert handthieren. Die Kehle hingegen iſt ſo enge, daß eine ſtarke Fauſt nur ſo eben

durchkommen kann. Die Zunge iſt eine ungeheure Maſſe, etliche tauſend Pf. ſchwer, bedeckt die ganze untere Oberfläche des Rachens und beſteht theils aus Fett, theils aus einer fleiſchigen Subſtanz.

Die Wallfiſche halten ſich theils um den Nordpol, beſonders um Grönland und Spitzbergen herum, theils aber auch in ſüdlichen Gegenden des Atlantiſchen und großen Ozeans auf. Um der Nahrung willen treten ſie auch in die Nordſee aus. 1828 wurde in Belgien bei Oſtende ein großer Wallfiſch ans Land gezogen. Der Speck dieſes Thieres, aus dem Thran bereitet wird, und das Fiſchbein veranlaſſen die Menſchen, auf den Fang des Wallfiſches auszugehen, der aber mit vielen Gefahren und Koſten verbunden iſt und jetzt, da dieſe Thiere immer ſeltener werden, wenig Gewinn bringt. Die Schiffe, welche darauf ausgehen, müſſen ſich oft in den nördlichen Gegenden durch große Eisfelder mit Aexten den Weg bahnen, und werden zuweilen von den ſchwimmenden ungeheuren Eismaſſen eingeſchloſſen oder zerſchmettert; und die Boote, die jedes ſolches Schiff zum Wallfiſchfange bei ſich hat, zertrümmert der Wallfiſch mit dem mächtigen Schlage ſeines Schwanzes, und ſchleudert ſie auch wohl mit der Mannſchaft in die Luft. Auf folgende Art wird der Wallfiſchfang verrichtet. Entdeckt das Schiff einen Wallfiſch, was wegen der Strahlen, die er aus den Luftlöchern treibt, ſelbſt bei großer Entfernung leicht iſt: ſo fährt ein Wallfiſchboot ſo ſtille und behutſam als möglich an ihn heran. Vorn im Boote, das 25 bis 27 F. lang und 5½ F. breit iſt, und durch ſeine beſondere Bauart leichte Beweglichkeit und Behendigkeit zum Verfolgen des Wallfiſches beſitzt, ſteht der Speerwerfer oder Harpunirer, welcher die Harpune hält, ein 1½ Ellen langes, dreieckiges, zackiges Eiſen, das an einem Stiele ſteckt und an ein 500 Ellen langes Seil geknüpft iſt. Solcher Seile ſind gewöhnlich in einem Boote 6. Iſt das Boot noch einige und 20 Schritte von dem Wallfiſche entfernt, ſo wirft der Harpunirer die Harpune mit aller ihm möglichen Kraft nach dem Thiere. Geht dieſelbe tief ein, ſo taucht der Wallfiſch, wüthend vor Schmerz unter das Waſſer, und ſinkt immer tiefer und tiefer. Das Tau, woran die Harpune befeſtigt iſt, wird alsdann ſchnell nachgelaſſen und das Boot ſteckt zugleich zum Zeichen, das der Wallfiſch wirklich getroffen, ein rothes Fähnlein auf, die Blutfahne genannt. Sobald man auf dem Schiffe dieſe bemerkt, geräth alles auf demſelben in Bewegung und jeder eilt auf ſeinen Poſten. Die meiſten ſteigen in die übrigen Boote, welche ſogleich nach der Fangſtätte rudern. Wenn dann der Wallfiſch, der nicht lange unter dem Waſſer aushalten kann, wieder auf der Oberfläche erſcheint, ſo werden aufs neue Harpunen nach ihm geworfen, bis er zuletzt vollends mit Lanzen getödtet wird. Unter großem Jubel werden ihm nun Seile um Schnauze und Schwanz gewun-

den, dieſe ans Boot befeſtigt, und ſo die Beute dicht an das Schiff gezogen, die Speckſchneider, deren Stiefelſohlen mit ſpitzigen Nägeln verſehen ſind, damit ſie nicht abgleiten, treten alsdann mit 2 Ellen langen Meſſern auf den Wallfiſch und ſchneiden den Speck ab, der mit der Schiffswinde auf das Schiff heraufgewunden, daſelbſt in viereckige Stücke geſchnitten, hierauf in den Schiffsraum hinuntergeworfen wird, wo wieder andere Perſonen beſchäftigt ſind, den unnützen Theil von Speck abzuſtreifen. Bei dieſer Arbeit läuft ſo viel Thran aus, daß er ſchuhhoch im Schiffe ſteht und unten ausgeſchöpft werden muß. Der Speck wird in Thranſiedereien gebracht, die ſich gewöhnlich in ſolchen Städten befinden, von wo aus Schiffe auf den Wallfiſchfang ausgehen. Nachdem noch das Fiſchbein und was ſonſt am Kopfe brauchbar an Bord gewunden iſt, wird aldann der Leib mit allem Zubehör von den Tauen abgeſchnitten und in das Meer verſenkt. Ein anſehnlicher Wallfiſch liefert 300 — 400 Centner Speck, welche 180 Ctr. reinen Thran geben, der an 4000 Fl. werth iſt. Außerdem kann das Fiſchbein auf 1500 Fl. gerechnet werden. Doch ſind ſo einträgliche Wallfiſche ſelten. Im Durchſchnitte kann man jeden getödteten Wallfiſch nicht über 2000 Fl. anſchlagen.

Die Delphine ſind auch wie der Wallfiſch fiſchartige Säugethiere und theilen ſich in mehrere Arten: worunter vorzüglich das Meerſchwein, der Tummler und der Butzkopf oder Nordkaper bekannt ſind. Die beiden erſtern haben vieles in ihrer Lebensart mit einander gemein und werden beide nur etwa 8 F. lang. Ihr Fleiſch iſt eßbar. Sie ſchwimmen außerordentlich ſchnell und begleiten in großer Anzahl die Schiffe, um aufzufangen, was herausgeworfen wird. Auch machen ſie Jagd auf die bekannten fliegenden Fiſche. Sie laſſen ſich nie einzeln ſehen, ſondern ſind ſtets in großer Menge beiſammen. Man ſieht ihre häufige Erſcheinung zugleich als Vorboten eines Sturmes an. Sie halten ſich in der Nordſee, im mittelländiſchen und auch in andern Meeren auf. Die Einwohner der kleinen Stadt Middelfart auf der Däniſchen Inſel Fünen beſchäftigen 30 Boote mit der Meerſchweinjagd im kleinen Belte. Man jagt die Meerſchweine auf den Strand, wo ſie mit Knüppeln todtgeſchlagen werden. Sie haben 2 bis 3 Finger dicken Speck, woraus Thran gekocht wird. Der Name dieſer Delphinart Meerſchwein kommt von ihrer einem ſtumpfen Rüſſel ähnelnden Schnautze. Der Butzkopf oder Nordkaper wird zuweilen über 20 F. lang und halb ſo breit. Durch einen Schwung mit ſeinem Schwanze treibt er die Häringe in einen Winkel zuſammen, und verſchlingt ſie dann zu Tauſenden. Man gewinnt guten Thran von ihm; auch ſoll ſein Fleiſch eßbar ſeyn. Der nördliche Ozean iſt ſein Aufenthalt, ſelten kommt er an die Deutſchen Küſten der Nord- und Oſtſee.

Die Robben gehören zu den ſowohl auf dem Lande, als im Waſſer lebenden Säugethieren. Insbeſondere verſteht man unter Robben den Seehund oder Seekalb. Er hat einen großen flachen Kopf, eine kurze Naſe wie ein Mopshund, ſtarke, ſcharfe Zähne, einen ſtarken Bart um das Maul, einen kurzen Hals, der gegen die Schultern hin dicker wird, welche den größten Beſtandtheil vom Körper dieſes Thieres ausmachen. Von da an nimmt der Körper in einer walzenähnlichen Form regelmäßig nach dem Ende hin ab, wo die Hinterfüße ſtehen, zwiſchen denen ſich ein ſehr kurzer Schwanz befindet. Sowohl die Vorder- als Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut verſehen. Sie ſchwimmen daher ſehr gut, helfen ſich aber auf dem Lande nur unbeholfen fort. Die Stimme gleicht einem heiſern Hundegebell; den Leib, welcher eine Länge von 5 bis 7 F. hat, bedeckt eine dicke Haut, mit kurzen, ſtraffen, glatt anliegenden und glänzenden Haaren, von brauner und fein-weißlich melirter Farbe. Man findet dieſe Thiere, die in Heerden beiſammen leben und ſich von Fiſchen nähren, in den Meeren aller Erdtheile, doch am häufigſten in den nördlichen Meeren. In Deutſchland bewohnen die Seehunde die Küſten der Oſt- und Nordſee, an welchen ſie auch die Mündungen der Flüſſe beſuchen und in dieſen zuweilen aufſteigen. In Pommern heißen ſie Sahlhunde und zeigen ſich zur Zeit des Häringsfanges. Merkwürdig iſt es, daß der Seehund auch mehrere Land- und Binnenſeen bewohnt, z. B. den Kaſpiſchen See, den Aralſee, den Baikalſee, den Ladoga. Sie lagern ſich gern auf Klippen, die über den Waſſerſpiegel des Meeres hervorragen und im Winter auf dem Eiſe, auf welchem ſie ſich bei ſchönem Wetter lieber aufhalten als im Waſſer. Dabei ſind ſie außerordentlich wachſam, denn einige ſind immer auf der Hut, um bei Gefahr ein Zeichen der Rettung zu geben. Man erblickt oft viele 100 auf einem Eisfelde, ihrer ganzen Länge nach im Schlaf hingeſtreckt, aber in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Stellungen. Werden ſie durch die auf der Wache ſtehenden auf eine Gefahr aufmerkſam gemacht, ſo eilen ſie ſo ſchnell, als es ihnen ihre Unbehülflichkeit erlaubt, an den Rand des Eiſes und ſtürzen ins Meer. Sie bieten dann einen ſonderbaren Anblick dar, indem ſie ſich herumtummeln und über einander taumeln, um die Flucht zu ſuchen. Ihr großer Feind iſt der Eisbär, beſonders aber der Menſch, der ſie ſchießt, mit Netzen fängt und am gewöhnlichſten mit Keulen todtſchlägt, die mit Eiſen beſchlagen ſind. Es gehen daher ganze Schiffe auf den Robbenſchlag und ungeheuer groß iſt die Menge, die jährlich im Norden von Europa, Aſien und Amerika erſchlagen werden. Fällt die Beute der Wallfiſchjäger nicht ergiebig aus, ſo nehmen auch dieſe an der Robbenjagd Antheil und ſuchen, vereint mit den Robbenſchlägern, ihre Thranfäſſer mit Seehundsſpeck zu füllen, ſo daß die Seehunde auch durch die Harpune erlegt werden. Man be-

nutzt nicht allein ihren Speck zum Thran, ſondern auch ihr Fell, das zu mancherlei Gegenſtänden verarbeitet wird. Noch größern Nutzen gewährt der Seehund den armen Nordländern, deren ganze Exiſtenz zum Theil an dieſes Thier geknüpft iſt. Ihnen giebt das Fleiſch des Seehundes, ſo wie auch der eingeſalzene Speck ein willkommenes ſchmackhaftes Gericht. Der Thran iſt ihnen ein Labetrunk, und gewährt überdies das Material zur Erleuchtung und Erwärmung. Aus den Fellen verfertigen ſie ſich ihre ganze Kleidung, Riemerwerk, Teppiche und die Ueberzüge zu ihren leichtgebauten Kanots, Baidaren oder Kähnen, ſo wie zu ihren Hütten. Manche Eingeweidetheile werden zu Gefäßen für die Aufbewahrung von Flüſſigkeiten, die Gedärme zu waſſerdichten Regenkleidern und halbdurchſichtigen Fenſterſcheiben verarbeitet. Aus den Knochen werden die Nähnadeln, aus den Sehnen der Zwirn dazu genommen und beide werden überdies zu allerlei anderm Geräthe verwendet. Kurz es bleibt kein Theil dieſes Thieres ungenutzt.

Marienglas, auch Fraueneis genannt, iſt ein Gypsſpath, meiſt glashell, mit Perlmutterglanz, in Blättern, die ſich mit dem Meſſer leicht und dünn ſpalten laſſen. Man brennt ſehr feinen Gyps daraus. Die durchſichtigen dünnen Tafeln werden auch in einigen Gegenden Rußlands von den Landleuten zu Fenſterſcheiben benutzt.

Der Kryſtall oder Bergkryſtall gehört zu der Steinart, die man Quarz nennt, iſt aber durchſichtig, und entweder gefärbt oder ungefärbt. Am meiſten und vorzüglichſten findet ſich der Bergkryſtall in der Schweiz und zwar in den Alpen. Die Größe der Kryſtalle ſteigt von der Länge einer zarten Nadel bis zu Stücken von 1 F. Dicke und 2 F. Länge und von mehreren Centnern am Gewicht. Aus den großen Stücken werden allerlei Gefäße verfertigt, die kleinen verarbeitet man zu allerlei Galanteriewaaren, Ohrgehängen, Knöpfen, zu falſchen Edelſteinen ꝛc. Von den gefärbten Kryſtallen heißt der ſchwärzliche Rauchtopas, der weingelbe Citrin und der violette Amethyſt.

Der Talkſtein iſt ſilberweiß, bis ins Apfelgrün, fettig anzufühlen, weich, ſchuppig, perlmutter und fiſchſchuppig glänzend, und färbt wie Silberſchaum ab. Er wird gewöhnlich in der Nähe des Serpentins, auch wohl im Serpentinſtein ſelbſt angetroffen. Der meiſte und beſte findet ſich in Tyrol und im Venezianiſchen, auch in Rußland, und iſt wegen ſeines Gebrauchs zur Reinigung der Treſſen, zum Wegbringen der Flecken aus Kleidern und zur Verfertigung der Schminke ein Gegenſtand des Handels. Eine andere Art Talkſtein iſt der Topf- oder Lavezſtein, weich und ſehr gut zu drechslen und zu Töpfen und anderen irdenen Geſchirren zu verarbeiten. Im Feuer wird er ſo

hart wie Glas und ſchimmernd weiß, und bricht in großen Maſſen, hauptſächlich in der Provinz Sondrio des Lombardiſch-Venezianiſchen Königreichs und in Graubündten. Wenn er aus der Erde kommt, iſt er weicher, als wenn er eine Zeitlang an der freien Luft gelegen hat.

Die Schweden, die zahlreichſte und herrſchende Nation dieſes Staates, bewohnen das Königreich Schweden, wo ſie bis auf die kleine Zahl von Finen und Lappen, die ganze Bevölkerung ausmachen; und ſind ein Zweig des Germaniſch-Celtiſchen Völkerſtammes, Stammverwandte mit den Dänen und Norwegern. Sie haben eine gefällige, regelmäßige Leibesgeſtalt, eine weiße Hautfarbe, ſchöne blaue Augen, die beſonders das weibliche Geſchlecht auszeichnen, einen dauerhaften, abgehärteten, kraftvollen Körper und einen meiſt ſchlanken Wuchs von der gewöhnlichen Mittelgröße. Die Hauptcharakterzüge der Schweden ſind ein gewiſſer Ernſt, der ſich über ihr ganzes Weſen verbreitet, jedoch den Hang zur Fröhlichkeit nicht ausſchließt, Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit, Offenheit, herzliche Gaſtfreiheit und Geſelligkeit, Freiheits- und Vaterlandsliebe, Entſchloſſenheit und Muth. Unter den Landleuten, die fern von den größern Städten wohnen, beſonders im Innern des Landes und vorzüglich in den Gebirgsgegenden, herrſcht eine liebenswürdige Einfachheit in der Lebensweiſe, eine ungeheuchelte Frömmigkeit, Dienſtfertigkeit, Uneigennützigkeit, Gaſtfreiheit und ein durch Fleiß und Mäßigkeit erzeugter Wohlſtand; und grobe Verbrechen und Laſter ſind unter dieſen ſanften, friedfertigen Menſchen ſelten. Doch dieſe Grundzüge des Schwediſchen Nationalcharakters haben ſich in den größern Städten und vornehmlich in der Hauptſtadt Stockholm am wenigſten unverfälſcht erhalten, und ein Fremder würde ſehr irren, wenn er nach dem Volke in Stockholm die ganze Schwediſche Nation beurtheilen wollte. In dieſer Hauptſtadt hat die Nachahmung des Fremden und vor Allem die Einimpfung des Franzöſiſchen Weſens einen großen Einfluß auf die Kultur und den Nationalcharakter, zum wenigſten auf die höhere Volksklaſſe gehabt, und wenn man zuweilen die Schweden die Franzoſen des Nordens genannt hat, ſo kann dies wohl nur von der vornehmern Welt der Hauptſtadt gelten, die, indem ſie eine fremde Kultur annahm, alle Nationalität ablegte und eine Bildung ſich aneignete, die dem eigenthümlichen Charakter einer kraftvollen, nordiſchen Nation fremd iſt. Daß es jedoch auch hier unter dem verfeinerten Theile des Volks Leute giebt, bei welchen ſich die Kultur von der ſchönſten Seite zeigt, verſteht ſich von ſelbſt.

Was nun die Lebensweiſe der Schweden im Allgemeinen betrifft, ſo findet man in den Häuſern wie in der Kleidung Reinlichkeit und Nettigkeit als eine ſchöne Eigenthümlichkeit der meiſten Schwediſchen Provinzen, aber nirgends in einem höhern Grade,

als in der ſchon hoch im Norden gelegenen Provinz Weſterbottn, wo man nach der Verſicherung eines Reiſenden *), in ein Putzzimmer zu treten glaubt, indem man in ein Bauerhaus tritt, und wo in keinem Bauerhofe ein Fremdenzimmer fehlt, und in der Wohnſtube die einfachen zinnernen, irdenen und hölzernen Hausgeräthe geſchmackvoll geordnet und Fußboden und Wände nicht minder reinlich wie in den Fremdenzimmern ſind. In den Gegenden, wo es große Tannenwaldungen giebt, ſieht man häufig hölzerne Häuſer, die von viereckigen auf einander gelegten und an den Ecken zuſammengefalzten Balken gebaut und größtentheils roth angeſtrichen ſind, jedoch ein freundliches zierliches Anſehen haben, wozu die hellen Fenſter nicht wenig beitragen.

Das Brod iſt in Schweden meiſtens dünnes Hartbrod (Knäckebröd, Knackbrod) in runder Kuchen- oder Fladenform, in der Mitte gemeiniglich mit einem Loche, um auf hölzernen Stangen aufbewahrt werden zu können. Die Dicke dieſer Brodkuchen iſt verſchieden, bei den Bauern ſind ſie oft einen Finger dick, doch gewöhnlich, zumal bei den Honoratioren, dünner, oft wie ein dickes Blatt Papier, ſo daß ſie leicht gebrochen werden können. Dieſes Brod, das auf mehrere Monate in Vorrath gebacken wird, iſt vortrefflich, wenn es von geſichtetem Mehl gebacken iſt. Weniger gut iſt das ſogenannte weiche Brod (Limpebröd), das man in einigen Provinzen hat, und in dickern Kuchen, aber auch ohne Sauerteig bäckt. Das gewöhnliche geſäuerte Roggen- oder Hausbackenbrod kennt man nur im ſüdlichſten Schweden. Die Schwediſche Kochkunſt iſt vorzüglich und die Speiſen ſind ſehr reinlich und wohlſchmeckend bereitet. Bevor man ſich am Mittag oder Abend zu Tiſche ſetzt, genießt man ein in Appetit erregenden Speiſen beſtehendes Voreſſen, wozu Branntwein getrunken wird; auch bei der Mahlzeit ſelbſt pflegt zwiſchen den verſchiedenen Gängen der Gerichte Branntwein gereicht zu werden. Ueberhaupt iſt das Branntweintrinken nicht nur das höchſte ſinnliche Vergnügen des großen Haufens, ſondern auch Lieblingsneigung eines großen Theils des Mittelſtandes. Zum Getränk dienen auch Wein, beſonders bei den Reichern in der Hauptſtadt und in den größern Handelsplätzen. Außerdem hat man Oel (ein vortreffliches ſtarkes Bier, welches mit dem Engliſchen Porter viel Aehnlichkeit hat), das in einigen Provinzen angefangen hat, ganz die Stelle des Weins zu vertreten. Die Bereitung des Kaffees verſteht jede Schwediſche Köchin, auch im Bauerhauſe, beſſer als die beſte Deutſche Köchin.

*) Schubert, Reiſe durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland, in den Jahren 1817—1820. 3 Bände. Leipzig 1823 und 1824.

Sowohl in der Hauptſtadt als in dem größten Theile von Schweden feiert der gemeine Mann noch einige ächte Volksfeſte. Das erſte iſt das Maifeſt, durch welches man am erſten Mai den beginnenden Frühling mit allgemeiner Luſt und Fröhlichkeit begrüßt. Ueberall auf dem Lande und in den Städten verſammelt man ſich Abends zu dieſem Feſte, bei welchem die Flaſchen nicht geſchont werden, da man, wie es hier heißt, ſich „Mark in die Knochen trinken" oder Muth und Kraft gewinnen ſoll, dem kommenden Jahre freudig und unverzagt entgegen zu gehen. Ein anderer eben ſo feſtlicher Tag iſt der Johannistag (Midſommersdag), wo man die Mitte des ſchönen Sommerlebens, ſo wie mit dem erſten Mai den Anfang feierlich begeht. An dieſem Tage iſt es Sitte eine ſogenannte Maiſtange oder eine junge Fichte, abgeäſtet, vom Fuße bis zur Spitze mit friſchem Laube bekleidet, mit Kränzen, Band, Flitterſtaat umhängt, ſo wie mit mehreren Flügeln oder einem Wetterhahne an der Spitze, zu errichten. Um dieſe Stange herum tanzt man am Abend vor dem Johannistage und bringt die Nacht luſtig zu. Selbſt in der Hauptſtadt iſt der Johannistag ein Nationalfeſt. Man ſieht den Hafen von Booten wimmeln, die vom Mälarſee kommen und den Stockholmern Birkenlaub, Kränze, Blumen, kleine mit Laub umwundene und mit Blumen geſchmückte Maiſtangen bringen — eine willkommene und allgemeine Gabe für Kinder, die in keinem Hauſe vernichtet wird. Blumen und Laub ſieht man, wohin man kommt, auf den Straßen und in den Zimmern; ſelbſt die Pferde und Wagen ſind mit den hellgrünen Blättern der Birke geziert. Der Tag iſt nicht bloß ein Volks-, ſondern auch ein Kinderfeſt. Das dritte Volksfeſt iſt das Weihnachtsfeſt, mit deſſen religiöſer Feierlichkeit verſchiedene Nationalgebräuche ſich verbinden. Verwandte, Freunde und Bekannte ſenden einander Weihnachtsgeſchenke (Julklappar), wobei viel Muthwillen getrieben wird, indem dieſe Gaben durch allerlei Poſſen, Scherz und Satyre den Empfänger an die Freiheit des Weihnachtsfeſtes erinnern. Auf dem Lande wird dieſes Feſt vom Weihnachtsabend bis zum Heiligendreikönigstage gefeiert, und zwar nicht bloß durch Gottesdienſt, durch Feſte, Tanz, Weihnachtsſpiele und mancherlei Luſtbarkeiten, ſondern auch durch allgemeinen Frohſinn, Wohlwollen und Gaſtfreiheit. Der Tiſch, welcher bei jedem einigermaßen wohlhabenden Bauern am Weihnachtsabend mit Pökelfleiſch, Butter, Käſe, Weihnachtsbier, Branntwein und feinem Brode verſehen iſt, bleibt, ſo lange Weihnachten oder der geſammelte Vorrath dauert, für jeden Gaſt, er ſey bekannt oder fremd, ſo gedeckt ſtehen. Grütze und Stockfiſch gehören zu den feſtlichen Gerichten des Weihnachtsabends.

In einigen Provinzen, beſonders in Norrland herrſcht noch der uralte Gebrauch der Komm- oder Ehrennächte. Sobald

nämlich ein Mädchen zu den Jahren der Mannbarkeit gelangt iſt, erhält es nächtliche Beſuche junger Mannsperſonen; beide liegen bekleidet mit einander im Bette in aller Ehrbarkeit und nicht einmal einen Kuß darf der Jüngling wagen, wenn er nicht für immer verſtoßen ſeyn will; biederer Händedruck und freundliche Rede iſt die einzige Würze dieſer Stunden, die auch häufig nur mit einander verſchlafen werden. Der Jüngling kommt mit Wiſſen der Eltern, doch will die Sitte, daß die Eltern des Mädchens ſeine Ankunft nicht bemerken dürfen; auf gleiche Weiſe geht er wieder, doch vor Tagesanbruch, nach einer kleinen Bewirthung. Nur in gewiſſen Nächten geſchehen dieſe Beſuche, meiſtens in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. So hat jeder Jüngling ſein Mädchen, was er beſucht, oft mehrere Jahre hinter einander, bis er für oder wider das Mädchen entſchieden hat, es ehelicht oder verläßt, und im letztern Falle ſich zu einem andern Mädchen wendet, worauf das verlaſſene Mädchen von andern Jünglingen beſucht zu werden pflegt. Zuweilen beſucht auch wohl ein Jüngling zu gleicher Zeit mehr als Ein Mädchen, doch nur ſo lange er noch nicht gewählt hat. Hat er gewählt, ſo ſind die Ehrennächte häufiger und nicht mehr geheim. Nicht leicht wird eine Ehe vollzogen, die nicht durch ſolche Ehrennächte vorbereitet worden wäre. Einem Jüngling, der einmal berauſcht war, pflegt, wenigſtens in einzelnen Gemeinden, von keinem Mädchen der Ehrenbeſuch geſtattet zu werden. Ein Mädchen, welches keinen Ehrenbeſuch erhält, wird an manchen Orten für tadelnswürdig gehalten, und iſt es auch gewöhnlich; denn kein gefallenes Mädchen wird beſucht; ein junger Mann würde ſich durch den Beſuch eines ſolchen um Achtung und Ehre bringen. Hat ein Jüngling nach kürzerer oder längerer Zeit fortgeſetzten Ehrennächten ſich mit einem Mädchen verlobt, ſo fehlt es zwar nicht an Beiſpielen, daß einzelne Verlobte ſich dann faktiſch von ihrer gegenſeitigen phyſiſchen Ehefähigkeit überzeugten, aber dieſe Beiſpiele ſind noch immer nicht ſo gar häufig, und die Erfahrung lehrt, daß die Ehrennächte in moraliſcher Hinſicht nicht ſo verderblich einwirken, wie man vermuthen könnte; denn die Zahl der unehelichen Kinder iſt in den Provinzen, wo jene Sitte herrſcht, bei Weitem nicht ſo groß, als in den Landſchaften des mittlern und ſüdlichern Schwedens, wo man dieſen Gebrauch nicht kennt.

Die Schweden reden eine eigne mit der Däniſchen und Schwediſchen nahe verwandte Sprache, eine Töchterſprache der Deutſchen, wiewohl ſie einem Deutſchen ſchwer zu verſtehen iſt; bis zu dem 16ten Jahrhundert war die Schwediſche Sprache noch ſehr roh und ungebildet, und erſt unter Guſtav Waſas friedlicher Regierung nahm die eigentliche Bildungsperiode derſelben ihren Anfang. Im 17ten Jahrhunderte begann zwar in mehreren Wiſſenſchaften eine Art von Nationallitteratur ſich zu entwickeln,

aber noch immer blieb die Schwediſche Sprache ziemlich roh und ward wenig ausgebildet. Die meiſten Gelehrten bedienten ſich der lateiniſchen Sprache und der Hof und die Vornehmen ſprachen Deutſch oder Franzöſiſch. Erſt als die Schwediſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften im 18ten Jahrhundert anfing ihre Schriften in der Mutterſprache herauszugeben, gewann dieſelbe mehr Anſehn und Politur. Eine ſchnelle Faſſungsgabe, eine ſcharfe Urtheilskraft und überhaupt treffliche Geiſtesfähigkeiten ſind den Schweden nicht abzuſprechen, ſo wie es auch nicht an guten Untterrichts-Anſtalten fehlt. Es giebt 2 ſtark beſuchte Univerſitäten, hinreichende gelehrte Schulen oder Gymnaſien, mehrere Akademien und gelehrte Geſellſchaften; und die Zahl in vielen Fächern des Wiſſens ausgezeichneter Gelehrter iſt nicht gering. Auch ſelbſt die ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders die Dichtkunſt ſind nicht vernachläſſigt. Doch haben die Schweden im Ganzen am meiſten die ernſten und auf praktiſche Anwendung berechneten Wiſſenſchaften mit Glück und Erfolg kultivirt und vorzüglich ſich um die Naturwiſſenſchaften verdient gemacht. Wer kennt z. B. nicht den unſterblichen Linné? Doch fehlt immer noch ſehr viel, ehe man ſagen kann, daß die Nation im Allgemeinen an der erwachten geiſtigen Wirkſamkeit Antheil nehme, denn die wiſſenſchaftliche Bildung iſt noch auf einen zu kleinen Kreis beſchränkt, als daß die Früchte derſelben eine allgemeine Wirkung haben ſollten. Die Einrichtung der Univerſitäten ſowohl wie der öffentliche Unterricht in den Gymnaſien bedürfen einer Reform in vielen Theilen. Auch iſt mehr für den gelehrten als für den Volksunterricht geſorgt. Es ſind zwar gegenwärtig in allen Kirchſpielen Elementarſchulen errichtet, aber, da die Kirchſpiele, beſonders im Norden von einem ſo großen Umfange ſind, daß die Kinder oft mehrere Meilen nach der Schule zu gehen haben, ſo wachſen viele Schweden ohne öffentlichen Unterricht auf, und die Volksbildung iſt daher nicht ſo verbreitet wie in Deutſchland, doch findet man ſelbſt unter dem geringern Volke kaum von 1000 einen Menſchen, der nicht leſen könnte.

Die Norweger oder Normänner, die Hauptbevölkerung des Königreichs Norwegen, ſind gleich den Schweden und Dänen, von Germaniſch-Celtiſchem Volksſtamm, ein wohlgebauter, anſehnlicher und geſunder Schlag von Menſchen, ein kräftiges, biederes und aufrichtiges Volk, von mitlerer Statur, länglichem, vollem, ernſtem Geſicht, von ſchöner weißer Hautfarbe, mit meiſt blauen oder hellgrauen Augen, und mit blonden Haaren, von einem ſehr abgehärteten Körper und von ſtarkem Knochenbau, mäßig, arbeitſam, kühn, herzhaft und entſchloſſen, erfinderiſch, dienſtfertig, geſellig und gaſtfrei in hohem Grade, Freund der Fröhlichkeit und guten Laune, voll Liebe für Freiheit und Vaterland, gute Soldaten und vortreffliche Seeleute. Jede Höflichkeit und Ehrerbietung, welche an Erniedrigung gränzt und aller Hochmuth ſind ihnen ver-

haßt, und freimüthig treten ſie ſelbſt vor den Herrſcher hin. Je länger man unter ihnen verweilt und je näher man ſie kennen lernt, eine deſto größere und herzlichere Achtung und Liebe zollt man ihnen. Das gilt freilich nur von den unverdorbenen Norwegern im Innern, nicht von den durch Luxus, Sinnlichkeit und Aufklärerei, wie durch den Beſuch der Fremden ausgearteten Bewohnern der Küſtengegenden. Doch wirft man ihnen Unmäßigkeit im Trinken bei ihren geſellſchaftlichen Mahlen, Eigenſinn, Ehrgeiz, Eitelkeit und Streitſucht vor. Man findet bei dem Norwegiſchen Volke viel mechaniſches Talent, daher die Bauern ſich alle ihre Geräthſchaften ſelbſt zu verfertigen wiſſen, und viel Liebe zum Geſang. Manche Bauern ſind Improviſatore, und alte Nationallieder gehen noch von Mund zu Mund; auch Tanz und Inſtrumentalmuſik ſind ſehr beliebt.

Die Lebensweiſe des größten Theiles des Norwegiſchen Volks iſt ziemlich einfach, und man hängt noch mit großer Vorliebe an den Sitten und Gebräuchen ſeiner Väter. Eigentliche Dörfer giebt es wenige; man wohnt auf einzelnen Höfen, zu welchen Platſer d. h. Häuslerwohnungen gehören. Indeß liegen zuweilen mehrere einzelne Höfe beiſammen, die dann einen gemeinſamen Namen führen, aber nicht Dorf, ſondern Gaard (Hof) heißen. Die Häuſer ſind auf dem Lande, und meiſtens auch in den Städten von Holz, oft bloß von Baumſtämmen, die man der Länge nach auf einander gelegt hat, aber doch nett und reinlich. Die Vorrathshäuſer und Speiſekammern ſind, wie es auch in Schweden üblich iſt, abgeſondert vom Hauſe und auf Pfeilern erbaut, ſo daß man darunter weggehen kann. Nicht ſelten hat man auf den Wirthſchaftsgebäuden kleine Glocken, um die Leute zum Eſſen, zur Arbeit ꝛc. zuſammen zu rufen; dieſe Glocken geben den überdies hohen Gebäuden in der Ferne das Anſehen kleiner Kirchen. Schöne Chauſſeen durchſchneiden das Land in verſchiedener Richtung und führen über hohe Schneegebirge hinweg, ſo daß ihre Anlage ſtreckenweis Bewunderung erregt und man oft nicht begreift, wie Menſchenhände die ungeheuern Hinderniſſe hinwegräumen konnten, welche die Natur entgegen ſtellte. Nirgends wird hier Chauſſeegeld bezahlt. Der Ackerbau, wiewohl derſelbe große Hinderniſſe in der Beſchaffenheit des Bodens und der Rauhigkeit des Klimas findet, wird doch faſt überall und mit großer Sorgſamkeit betrieben, könnte aber ſehr verbeſſert und erweitert werden. Am häufigſten wird Hafer gebaut. Das Land bedarf jährlich einer bedeutenden Getreidezufuhr, da nur einige Landſchaften mehr Korn bauen, als ſie bedürfen. Die Fiſcherei bildet den hauptſächlichſten Nahrungszweig der Norweger und iſt bedeutender als in irgend einem andern Lande Europas. Den meiſten Gewinn bringen die Dorſch- (Kabliau-), Härings- und Lachsfiſcherei, nächſtdem der Hellbutten-, der Hummern- und der Schellfiſchfang. Die

jährliche Ausfuhr an Fiſchwaaren rechnet man auf 1½ Millionen Thaler; und etwa den vierten Theil der Einwohner nährt die Fiſcherei. Auch die Jagd iſt ſehr ergiebig und keiner Beſchränkung unterworfen. Wildpret und eßbare Vögel giebt es im Ueberfluß, vorzüglich Strandvögel, deren Fang ſehr einträglich iſt.

Wie in Nordſchweden, ſo erfordert auch in Norwegen das rauhe, kalte Klima eine reichere und nahrhaftere Koſt. Man hält, außer dem Frühſtück, welches in Kaffee zuweilen mit Butter und Brod und bei Standesperſonen zugleich auch in Thee beſteht, vier ordentliche Mahlzeiten, die man ſämmtlich ſitzend verzehrt, die Vormittagskoſt (in Fleiſchſpeiſen und Butterbrod beſtehend), das Mittagseſſen (wo Fleiſchſpeiſen vorherrſchen und worauf Kaffee und bald darauf Thee gereicht wird), das Veſperbrod, das ſich meiſt auf Käſe, Butter und Brod beſchränkt und endlich das Abendeſſen. Ueberhaupt hat der Norweger bei ſeinen Mahlzeiten nur wenige Gerichte, aber dieſe ſind einfach und kräftig. Branntwein und Punſch ſind Lieblingsgetränke. Das gewöhnliche Brod beſteht in ganz dünnen, flachen runden Kuchen von Hafermehl. In Nothjahren vertritt, insbeſondere bei den Armen, Rindenbrod die Stelle des Hafer= oder Kornbrodes. Es wird aus der getrockneten zerſtoßenen und dann auf der Mühle grob zermahlenen innern weichen Rinde junger Fichten, oft ohne allen Zuſatz, oft mit Zuſatz von Häckerling, Spitzen ausgedroſchner Aehren und Moosſaamen, auch wohl mit ein wenig Getreidemehl, in Geſtalt dünner, breiter Fladen bereitet, und gewährt eine eben ſo bittere als kraftloſe und ungeſunde Nahrung. Eine geſunde und nahrhafte Speiſe hingegen iſt das Moosbrod, aus zermahlenem Isländiſchen Moos.

Tanz iſt eine der liebſten Ergötzlichkeiten der vornehmern, wie der geringern Norweger, desgleichen Kartenſpiel und Tabakrauchen. Die ſchon bei den Schweden beſchriebenen nordiſchen Ehrennächte ſind auch in Norwegen üblich, ſollen aber viel häufiger von wirklicher Unkeuſchheit begleitet ſeyn, als dies im nördlichen Schweden der Fall iſt. Der erſte Mai, dieſer Tag allgemeiner Freude in Schweden, wird in Norwegen nicht gefeiert. Deſto feſtlicher werden der Johannisabend und die fröhliche Weihnachtszeit begangen. Die letztere beginnt am 24. Dezember und endigt mit dem 6. Januar und die ganzen 14 Tage vergehen in Feſtlichkeit und Freude, vorzüglich unter Schmauſereien, und überall iſt der Tiſch gedeckt und mit Speiſen beſetzt; wer kommt, dem wird aufgewartet, und zwar mit dem Beſten, was Küche und Keller vermögen. Die häusliche Weihnachtsfeier beginnt am heiligen Abend des Feſtes zuerſt damit, daß Nachmittags um 4 Uhr Herrſchaften, Kinder und Geſinde in einer und derſelben Wanne, in demſelben warmen Waſſer, doch zu gleicher Zeit nur Eine Perſon, ſich baden; indeß iſt dieſes Baden nur unter den Bauern

üblich. Nach beendigtem Baden legt man die Feſttracht an und es folgt ein feſtliches Mahl, was ſelbſt der Aermſte ſich nicht rauben läßt, ſollte er ſich auch die beſſern Speiſen zuſammen betteln müſſen; ſchon vor Tiſche wird Branntwein, Starkbier (Oel) und Feſtbrod gereicht; die Mahlzeit beſteht in dicker in Milch gekochter Grütze, gedörrten in Lauge eingeweichten Fiſchen, Braten und Gebackenem. Dieſe Mahlzeit iſt vorzugsweiſe für das Geſinde beſtimmt, das daher nach Beendigung derſelben in Prozeſſion zum Hausvater und zur Hausmutter zieht, um ſeinen Dank abzuſtatten. Nun begiebt ſich alles zu Bette; das dicke Weihnachtslicht brennt fort. Während noch das Geſinde ſchläft, ſteht ſchon die Herrſchaft auf, um die Dienenden auf ihrem Lager mit Branntwein und Brod zu bewirthen. Jetzt erheben ſich auch dieſe, halten eine tüchtige Mahlzeit, und begeben ſich dann in die Kirche.

Eine beſondere Erfindung des Norwegers ſind die Schneeſchittſchuhe (Skier), womit er leicht und ſchnell auf dem tiefen Schnee ſeines Vaterlandes hingleitet und im Stande iſt, die Wälder in allen Richtungen zu durchſtreifen, um ſeinem Lieblingsvergnügen der Jagd nachgehen zu können. Dieſe Schneeſchlittſchuhe beſtehen aus 2 dünnen ſchmalen Stücken Tannenholz von ungleicher Länge und mit dem vorderſten Theile ſpitzig und aufwärts gekehrt. Der längſte, der 7 F. mißt, wird an den linken, und der andere 2 F. kürzere, an den rechten Fuß gebunden. Sie ſind 3 Zoll breit, mit Theer und Pech beſtrichen und die untere Seite iſt im Mittelpunkte wie eine Rinne ausgehöhlt, um das Ausgleiten zu hindern und den Schlittſchuhläufer in den Stand zu ſetzen, in gerader Linie zu laufen. Auch bei dem Norwegiſchen Kriegsheere befinden ſich 4 Kompagnien Jäger mit ſolchen Schneeſchlittſchuhen verſehen, welche dadurch eine große Ueberlegenheit über die andern Jäger haben. Man nennt ſie Skielöbere. Sie bewegen ſich mit einer außerordentlichen Behendigkeit und ſind wegen der Tiefe des Schnees gegen jede Verfolgung der Kavallerie und Infanterie geſichert. Der vorzüglichſte Nutzen dieſer Skielöbere im Kriege zeigt ſich bei dem Beunruhigen einer feindlichen Armee auf ihrem Marſche. Welche Vorſichtsmaßregeln der Feind auch nehmen mag, ſo iſt er in beſtändiger Gefahr vor Truppen, die an keinen Pfad und an keine Straße gebunden ſind, ſondern ohne Unterſchied über Moräſte, Seen, Flüſſe und Gebirge gehen, da ſelbſt über Eis, das zu ſchwach iſt, um das Gewicht eines Mannes zu tragen, der Skielöber durch die Schnelligkeit ſeiner Bewegung hinweggleitet. Ihre Mundvorräthe und Gepäcke werden auf kleinen Schlitten fortgeſchafft; und ein ſolcher Schlitten kann von einem Manne mit Leichtigkeit gezogen werden.

Die Norwegiſche Sprache iſt eine Tochter der alten Germaniſchen und mit der Schwediſchen und Däniſchen verwandt, aber volltönender, kräftiger und männlicher als jene; doch beſaß ſie bisher keine eigentliche Literatur, denn Norwegens Gelehrte und Schriftſteller ſchrieben in Däniſcher Sprache. Was die Geiſtesanlagen der Norweger betrifft, ſo haben ſie einen geſunden natürlichen Verſtand, viel Scharfſinn und Nachdenken und Sinn und Talent ſowohl für Wiſſenſchaft als für Kunſt. Zur gelehrten Bildung dienen eine Univerſität, 5 Gymnaſien, einige beſondere Lehrinſtitute und 2 gelehrte Geſellſchaften. Auch beſtehen 2 Seminare zur Bildung von Landſchullehrern; doch fehlt es zum Theil noch an hinreichenden Volksſchulen, und der Jugendunterricht wird meiſtens nur zur Winterszeit durch umherziehende von der Regierung angeſtellte Schullehrer beſorgt, welche in jedem Bauerhofe ihre Sprengels eine kurze Zeit verweilen und zugleich daſelbſt die Kinder aus der Nachbarſchaft unterrichten. Demohngeachtet können die Kinder der Landleute ſchreiben, leſen und rechnen und manche Landleute beſitzen mehr Kenntniſſe, als irgend einer der andern Bewohner des hohen Nordens, die Isländer ausgenommen.

Die Lappen, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Same bewohnen den nördlichſten innerhalb des Polarkreiſes gelegenen Theil des Europäiſchen Feſtlandes. Ihr Land, eins der traurigſten und ödeſten unſers Erdtheiles, gehört theils zu Norwegen, theils zu Schweden, theils zum Europäiſchen Rußland und erſtreckt ſich gen O. bis zu dem weißen Meere. Auf dieſem großen Raum, welchen das unter drei Reiche vertheilte Lappland einnimmt, iſt die Bevölkerung ſehr dünne geſäet, denn es wohnen darin etwa 9 bis 10,000 Lappen (ſtärker iſt der geſammte Volksſtamm der Lappen nicht), wovon etwa 4000 in dem Schwediſchen, 3000 in dem Norwegiſchen und 2000 in dem Ruſſiſchen Lappland leben. Außerdem giebt es darin Norweger, Schweden, Finen und Ruſſen, die entweder Koloniſten oder Beamte und Handelsleute ſind.

Die Lappen theilen ſich in Fiſcher- oder Küſten- und in Hirten- oder Rennthier- oder auch Gebirgslappen. Die Fiſcherlappen haben feſte Wohnungen, meiſtens an den Ufern der Meeresbuchten, der Seen und Flüſſe, die ihnen ihre Hauptnahrung, die Fiſche, im Ueberfluß geben, und ſtehen als angeſiedelte ſchon auf einer etwas höhern Stufe der Kultur, als die Hirtenlappen, und haben außer mancher Verbeſſerung in Wohnungen, Kleidung ꝛc. einen kleinen Anfang in allerlei Handarbeiten gemacht; auch findet man bei ihnen hin und wieder Kühe, die ſich aber ſtatt alles andern Futters mit gekochtem Rennthiermooſe und Fiſcheingeweiden behelfen müſſen. Die Hirtenlappen ſind der Sitte ihrer Väter treu geblieben; frei, an keinen Ort, an keinen Heerd gebunden, ziehen ſie in der eiſigen Einöde

(im Sommer auf den Gebirgen oder an den Meereskůſten) herum und ſchlagen ihre meiſtens nur aus grober Leinwand, zuweilen bei Reichern aus Tuch oder Filz gemachten Zelte da auf, wo ſie gerade Futter fůr ihre Rennthiere finden, die ihr ganzes Habe, ihren Reichthum ausmachen, und ihnen ohne Můhe und Arbeit alle Bedůrfniſſe ihres einfachen Lebens befriedigen. So verbringt der nomadiſirende Lappe ſein Leben in einer vollkommenen Unthätigkeit und Sorgloſigkeit; kalt und gefůhllos, wie die ihn umgebende Natur, lebt er nur fůr den gegenwärtigen Augenblick, und da er nichts zu thun, nichts zu verſäumen hat, ſo braucht er auch nie an die Anwendung ſeiner Zeit zu denken, die fůr ihn ganz werthlos und ohne alle höhere Deutung iſt; er hat nie Eile, denn das, was er irgend vornimmt, iſt eben ſo wenig an einen beſtimmten Ort gebunden. Branntwein iſt das Einzige, was ihn etwas aus ſeiner Unthätigkeit reißt. Nächſt dieſem iſt Tabak ſein liebſtes Bedůrfniß und ſein Verlangen darnach iſt ſo groß, daß er troß ſeiner beliebten Unthätigkeit nicht ſelten Reiſen von 15 und mehr Meilen unternimmt, bloß um ſich mit dieſem unentbehrlichen Bedůrfniſſe zu verſorgen. Ohne Branntwein iſt der Lappe gar nicht oder doch nur äußerſt ſchwer zu einer geringen Dienſtleiſtung zu bewegen; mit einer Portion dieſes allgemein leidenſchaftlich geliebten Nektars aber erlangt man von ihm alles. Die unglůckliche Begierde darnach droht dem bereits ſehr zuſammengeſchmolzenen Lappenſtamme mit gänzlicher Vernichtung. Im Eſſen iſt er ſehr mäßig und genůgſam. Er hält in der Regel täglich nur 2 Mahlzeiten, wovon die Hauptmahlzeit aus einer heißen Brůhe von Rennthierblut beſteht, das man mit Fleiſch und Mehl, oft auch aus Mangel an dieſem letztern, mit einem Zuſatze von Tannenrinde kocht. Von dieſer Brůhe theilt die Wirthin oder der Wirth einem jeden Tiſchgenoſſen ſeine reichliche Portion in einer beſondern Schale zu; ſind gerade Löffel da, bedient man ſich dieſer, wo nicht, ſo wird mit einer ganz beſondern Geſchicklichkeit das flůſſige Gericht auch mit Hůlfe der Finger verſpeiſt und die Schale bis auf den letzten Biſſen oder Tropfen geleert. Im Sommer vertritt Rennthiermilch die Stelle dieſer Blutbrůhe und macht eben ſo die Hauptnahrung aus, nachdem ſie, wegen ihrer zu fetten Eigenſchaft mit einem ſtarken Zuſatze von Waſſer abgekocht worden iſt; gemeiniglich pflegt man verſchiedene Gattungen von Beeren dazu zu thun, von welchen auch fůr den Winter ein Vorrath, getrocknet oder gefroren, geſammelt wird. Einige gute Hausmůtter verfertigen auch wohl im Herbſte eine Art Käſe, der zum Winter aufbewahrt wird; doch iſt dies ſchon Luxus.

Die Kleidung iſt ſehr einfach, gröſtentheis aus Fell und beinahe gleich fůr beiderlei Geſchlechter, die ſich faſt nur durch die Kopfbedeckung unterſcheiden. Das Hemd wird aus Fellen der

ganz jungen Rennthiere gemacht und unmittelbar auf dem Leibe mit der rauhen Seite hineinwärts getragen. Die gewöhnlichſte Hauskleidung iſt ein Leibrock aus grauem Bauerntuche, der bis auf die Knie hinunter reicht. Um die Hüften geht ein lederner oder auch ein Tuchgürtel, der bei den Frauen mit vielen metallenen Schnallen und Platten verziert iſt. Die Weiber hängen daran gewöhnlich ihre Schlüſſel, die Männer aber Meſſer, Feuerzeug, Pfeife und Tabaksbeutel. Die Hoſen, die bei den Männern aus feinem Rennthierfelle, bei den Weibern aber aus grobem Bauerntuche gemacht ſind, gehen bis auf das halbe Bein hinunter und ſind durch Riemen mit den Stiefeln verbunden. Im Sommer wird eine Art Schuhe aus Fell getragen; Strümpfe ſind gar nicht im Gebrauche, ſtatt deren ſteckt man etwas Heu in die Schuhe. Die Pelze der Männer wie der Weiber ſind aus Rennthierfell, in Form eines langen Hemdes genähet und werden über den Kopf angezogen. Bei gar zu heftiger Kälte werden zwei Pelze über einander angezogen, doch geſchieht dies nur ſelten, da die Lappen, durch die beſtändige Gewohnheit abgehärtet, einen großen Grad von Kälte ertragen können, ohne dabei zu leiden.

Eine Lappiſche Heirathsbewerbung geht ohngefähr auf folgende Weiſe vor ſich. Die Eltern, Freunde und Verwandte des Heirathsluſtigen begleiten ihn zu den Eltern des Mädchens, das er freien will; außer ihnen aber muß noch ein fremder Freiwerber dabei ſeyn, welcher der eigentliche Wortführer iſt und die mitgebrachten Geſchenke anpreiſt, welche in Geld, ſilbernen Knöpfen, Gürtelſchnallen und dergleichen beſtehen; die Hauptrolle bei dem Geſchäfte aber ſpielt der Branntwein, der in reichem Maße fließen muß. Der Freier ſelbſt und die künftige Braut ſprechen dabei kein Wort. Es hat beinahe das Anſehen, als wenn beide die Sache gar nichts anginge, und als wäre ihnen die ganze Verhandlung ſo gleichgültig, wie nur irgend etwas in der Welt. Erfolgt von Seiten der Eltern eine unbeſtimmte Antwort, ſo wird nur ein Theil der Geſchenke ausgeliefert, und auch dieſe werden, wenn nichts aus der Sache wird, wieder zurückgegeben; fällt aber die Antwort günſtig aus, ſo erhalten die Braut und ihre Eltern alle jene Koſtbarkeiten, und die ganze Geſellſchaft übernachtet im Hauſe der Braut, wo ein großes Mahl Statt findet, bei welchem alles aufgetiſcht wird, was nur das Haus vermag; vor allem aber darf der beliebte Branntwein nicht fehlen, dem von allen Anweſenden wacker zugeſprochen wird. Hiemit wird die Ehe als geſchloſſen angeſehen; der Bräutigam bettet ſich zu der Braut und die prieſterliche Trauung geſchieht oft erſt nach einigen Monaten, bei der nächſten Verſammlung in der Kirche.

So roh und ungebildet auch die Lappen im Ganzen ſind, ſo bekennen ſie ſich doch jetzt ſämmtlich zum Chriſtenthum und es zeigt ſich bei ihnen eine gewiſſe Religioſität, ein Bedürfniß der

gemeinſchaftlichen Andacht und eine gewiſſe Sittlichkeit. Sie ſind ſchlicht und offen, ohne Argliſt und ohne Falſch. Hat der Lappe etwas gegen einen Nachbar, ſo grollt er nicht etwa lange, ſondern macht die Sache durch einen tüchtigen Wortwechſel, oder nach Umſtänden durch einige Thätlichkeiten ab, und dann iſt alles vergeben und vergeſſen. Die Zahl der unehelichen Kinder iſt äußerſt gering, und der Ehebruch ein faſt unbekanntes Vergehen. Von Diebſtählen oder andern Verbrechen hört man nie oder ſelten etwas. Daher ſind auch Schlöſſer und Riegel bei ihnen eine ſeltene Erſcheinung, man läßt das Zelt offen und die Kaufleute, die zu den Lappen kommen, laſſen überall ihre Waaren unverſchloſſen liegen, ohne daß auch nur das Geringſte entwendet wird.

Es iſt bekannt, daß die Lappen, wie alle Polarvölker von kleinem Wuchſe ſind. Indeſſen ſind die Gebirgslappen keinesweges ſo klein wie andere Lappen in den ſüdlichern Gegenden Schwedens und Rußlands oder auch wie die Fiſcherlappen. Wahrſcheinlich iſt die freie und reine Bergluft, welche die Norwegiſchen Lappen den größten Theil des Jahres hindurch genießen, die Urſache ihrer größern Entwickelung. Die Mittelſtatur der Gebirgslappen kann zu 5 F. angenommen werden. Die dunkle, ſchwarzbraune Hautfarbe iſt bloß eine Folge der Unreinlichkeit und des Aufenthalts in den räucherigen Hütten und Zelten. Die Lappen haben in der Regel kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, einen breiten Mund, ein ſpitziges Kinn mit wenig oder keinem Bart, gewöhnlich ein braunes Haar (bei den Küſtenlappen ſieht man oft ein helles Haar), einen magern Körper, aber von ſo ſtarken Knochen und von vieler Muskelkraft, als man ihnen bei dem kleinen Wuchſe nicht zutrauen ſollte. Ihre Lebensweiſe macht ſie abgehärtet und unglaublicher Entbehrungen fähig. Ihre Füße ſowohl als ihre Hände ſind beſonders klein. Ihre Stimme iſt ſchwach und weich.

Stockholm (von den Schweden Stokholm ausgeſprochen) zeichnet ſich vor allen andern Hauptſtädten Europas durch ſeine einzig ſchöne Lage aus. Selbſt Dresden mit ſeiner herrlichen Elbbrücke und ſeinen reizenden Elbufern muß hierin Schwedens Hauptſtadt nachſtehen. Neapel und Conſtantinopel bieten zwar durch ihre amphitheatraliſche Lage auf anſteigenden Höhen am Meere einen erhabenern und prachtvollern Anblick dar, beſitzen aber doch nicht dieſe Mannigfaltigkeit und Abwechſelung einer romantiſch-ſchönen Natur in ihrem Innern wie Stockholm. Am Ende des großen Mälarſees, an deſſen nördlichem und ſüdlichem Ufer und an einem inſeln- und klippenreichen Buſen der Oſtſee, wohin jener See unter Stockholms Brücken ſein Waſſer ausſtrömt, ſteigen auf ſchroff in die Höhe ſtrebenden Klippen, auf ſanft ſich erhebenden Anhöhen, auf Halbinſeln und größern oder

kleinern zum Theil durch Brücken mit einander verbundenen Inſeln die Straßen und Häuſer dieſer Königsſtadt empor; in unendlich mannigfaltigen und abwechſelnden Partien, einige regelmäßig, groß und prächtig, andere unordentlich und unzuſammenhängend — bald große gleichförmige Maſſen von Häuſern, wie die alte oder eigentliche Stadt, welche die zwiſchen den beiden andern hochgelegenen Haupttheilen Stockholms, dem Norder- und Südermalm in der Tiefe liegende Inſel bedeckt — bald einzelne auffallend hervortretende Palläſte — bald hier und da am Abhange von Klippen liegende Gebäude und Straßen, die ſich zwiſchen dieſen hinaufſchlingen, oder Kirchen und Thürme, die ſtolz über die mit Häuſern bedeckten Berge hervorragen — und wilde beinahe öde Klippengegenden innerhalb der Stadt, Seen und Gehölze und Grasfelder, ſichtbar zwiſchen den Straßen auf dem Berge, und in der Tiefe die herrlich und klar mannigfaltig ſich ſchlängelnden, in den verſchiedenſten Richtungen dieſe bebauten Inſeln und Halbinſeln in breiten oder ſchmälern Maſſen durchſchneidenden Gewäſſer und rund um die Stadt eine reiche, erhabene romantiſche Natur, in der bald kahle, bald von lichtem Grün der Eichen, Erlen und Birken beſchattete, bald mit düſtern Fichten bekleidete Felſen, üppige Wieſen, fruchtbare Aecker, rauſchende Bäche, freundliche Gehölze, der Mälar mit ſeinen lieblichen Eilanden, Schlöſſer und Landhäuſer mit einander abwechſeln. — Alles dieſes bildet ein Ganzes von hoher, maleriſch-ſchöner Mannigfaltigkeit und mit den herrlichſten Ausſichten, ſo daß Stockholm bei dem erſten Anblick auf den Fremden den ſtärkſten, überraſchendſten Eindruck macht und ihn in Bewunderung dieſer charakteriſtiſchen Eigenheit Stockholms verſetzt, einer Stadt, die ſtädtiſche Eingeſchloſſenheit und ländliche Freiheit und Natur in ſich vereinigt. Man vergißt hier oft, daß man ſich in einer großen Stadt befindet, und fühlt das Ermüdende und Langweilige von einförmigen unendlich langen Straßen weit ſeltener als in andern großen Städten, wo man zwiſchen lauter Häuſermaſſen und Menſchengewühl ſich eingeſchloſſen ſieht.

Was die Bauart Stockholms betrifft, ſo hat daſſelbe allerdings Partien einer Königsſtadt würdig, z. B. die lange prächtige Königinſtraße, die Straße längs der Schiffbrücke ꝛc. aber es giebt auch ſchlechtgebaute Theile, wo man glauben könnte, in eine unbedeutende Schwediſche Landſtadt verſetzt zu ſeyn. Der älteſte und am dichteſten gebaute Theil von Stockholm iſt die eigentliche Stadt, wo man zwiſchen den größern Hauptſtraßen eine große Menge von kleinen, dunkeln engen Gäßchen findet; und ſelbſt die größern Straßen ſind im Verhältniß ihrer 3 bis 4 Stock hohen Häuſer zu ſchmal, auch die öffentlichen Plätze meiſtens klein und unanſehnlich. Die lebhafteſte und durch die Ausſicht auf den mit Schiffen angefüllten Hafen intereſſanteſte, breiteſte

und längſte Straße iſt die Schiffbrücke (Skepsbron), die längs der ſteinernen Bollwerke des Hafens von dem Ausfluſſe des Söderſtroms bis zum Schloſſe faſt 2000 F. lang ſich hinzieht und den öſtlichſten Theil der eigentlichen Stadt einnimmt. Alle Häuſer in dieſer Straße ſind groß und anſehnlich und zum Theil von Kaufleuten bewohnt. Eine ſchöne, große Brücke (Norrbro oder Slofsbron), aus 4 Bogen von Granitquadern beſtehend, führt aus der eigentlichen Stadt in den großen Stadttheil Nordermalm. Dieſe Brücke hat eine Breite von 32 Ellen, ein mit Marmorfließen belegtes Trottoir auf beiden Seiten und eine Länge von 320 Ellen; aber hiervon werden ⅜ von der kleinen zwiſchen der Stadt und dem Nordermalm belegenen Heiligen-Geiſt-Inſel, worüber die Brücke zugleich geht, eingenommen, ſo daß die ganze Länge der 4 Schwibbogen nur 115 Ellen beträgt. Dieſe Brücke gehört zu den größten Zierden Stockholms und gewährt eine der reichſten Ausſichten, und an keinem Orte der Hauptſtadt findet man ohne Unterlaß eine ſo ſtarke Frequenz von Menſchen wie hier.

Der Nordermalm, den man unpaſſend eine Vorſtadt nennt, iſt in Hinſicht der Größe und regelmäßigen Anlage der Straßen, ſo wie der Menge großer und zierlicher Häuſer, der vornehmſte Theil Stockholms, und liegt auf einer Halbinſel, die zu der Provinz Upland gehört. Den größten Theil dieſes Stadttheils, der 12mal größer als die eigentliche Stadt iſt, nehmen gerade, ziemlich breite und zum Theil ſehr lange mit vielen Palläſten und ſchönen Häuſern beſetzte Straßen ein, worunter die 2500 Ellen lange Königinſtraße die ſchönſte von ganz Stockholm iſt, und in Nordermalm hat beſonders die vornehme Welt, die Miniſter und hohen Stadtsbeamten, ein großer Theil adlicher und reicher Familien ihre Wohnungen. Hier iſt, der großen Norderbrücke gegenüber, der Guſtav-Adolphs- oder Nordermalmsplatz, an dem zwei Palläſte, das Opernhaus und das Palais der Prinzeſſin Albertine und in der Mitte Guſtav-Adolphs Bildſäule zu Pferde ſtehen. Einige der großen und prächtigen Straßen Nordermalms verlieren ſich zuletzt zwiſchen Anhöhen und Klippen, wo elende hölzerne Hütten und ſchmutzige Straßen, die Wohnungen der Armuth und des Mangels einen ſchneidenden Kontraſt mit den reichen, prachtvollen Palläſten, die ſo eben des Wanderers Auge feſſelten, machen.

Södermalm, ein anderer Haupttheil Stockholms, iſt die größte von deſſelben 7 Inſeln, aber doch keine vollkommene Inſel, indem er durch eine ſchmale, bergige Landzunge mit dem Feſtlande zuſammenhängt. Södermalm gehört zur Provinz Södermanland und bildet den höchſten, unebenſten Theil Stockholms, und es giebt hier ſo abhängige und ſteile Straßen, daß man mit keinem Wagen darauf fahren kann. Die meiſten Straßen indeß ſind ziemlich breit, regelmäßig und gerade, doch iſt Södermalm

im Allgemeinen nicht ſo anſehnlich und ſchön als Nordermalm; auch iſt der kleinſte Theil ſeines Areals mit Häuſern beſetzt, ſondern man trifft hier viele Gärten, auch Gras und Ackerland und ſogar einen See oder vielmehr Moraſt. Je weiter man in dieſem Stadttheile fortgeht, deſto mehr verſchwindet der Gedanke, daß man in einer Hauptſtadt ſich befindet, bis man am Ende in einem Dorfe, ja ſelbſt in einer ganz unbebauten Gegend zu ſeyn glaubt. Södermalm, wo der Moſesberg die herrlichſte Ausſicht auf die ganze Stadt und den Hafen darbietet, wird durch eine Brücke über den ſogenannten Söderſtrom (den ſüdlichen Ausfluß des Mälar in den Meerbuſen) mit der eigentlichen Stadt verbunden. Durch die hier angelegte Schleuße geht die ganze Schifffahrt von und nach dem Mälar. In der Nähe dieſer Schleuße ſteht die ſogenannte Eiſenwage, oder die Niederlage von allem Stangeneiſen, welches von den meiſten und wichtigſten Hammerwerken Schwedens über den Mälar nach Stockholm geſchafft wird, um von da ausgeführt zu werden. Erſtaunen erregend iſt die ungeheure Menge dieſes Metalls, welches man hier in großen Maſſen aufgeſtapelt ſieht und dieſe Eiſenwage iſt wohl eins der größten Eiſenmagazine der Welt.

Das ſchönſte Gebäude Stockholms iſt das königliche Schloß, das in dem nordöſtlichen Theile der Stadt, auf einer ziemlichen Höhe ſich ſtolz erhebt, von allen Seiten ſichtbar und mit den herrlichſten Ausſichten über die ſchönſten Partien Stockholms. Es bildet ein Viereck mit 2 Flügeln und einem geräumigen innern Hofe, iſt in einem großen kräftigen Style erbaut und im Innern aufs prächtigſte ausgeſchmückt und eingerichtet, ſo daß es unter den Fürſtenſchlöſſern wenige ſeines Gleichen finden dürfte. Der Bau deſſelben wurde 1753 vollendet. Das Schloß hat außer den Kellern 4 Etagen (nur der öſtliche Seitenflügel hat deren 6) und ein flaches, Italieniſches Dach. Die 4 äußern Façaden ſind in einem verſchiedenen Geſchmack dekorirt. Außer den Wohnungen der königlichen Familie enthält es die reich geſchmückte Schloßkapelle, den Reichsſaal, den prächtigen Audienzſaal, die königliche Bibliothek, das königliche Muſeum ꝛc.

Der beſuchteſte Vergnügungsort Stockholms iſt der Thiergarten, eine mit Wald bewachſene Halbinſel, von welcher der untere Theil, die Waldemars-Inſel, am ſchönſten iſt.

Das königliche Luſtſchloß Drottningsholm liegt 1 Meile weſtlich von Stockholm, auf einer Inſel des Mälar..s, Loff genannt, gleicht mit ſeinen vielen andern Häuſern und Sommerwohnungen der Stockholmer einer kleinen Stadt, und iſt ein großes, von Außen und Innen prächtiges Gebäude, mit einem nach Franzöſiſchem Geſchmacke angelegten Garten und einem weitläuftigen Engliſchen Park.

Upſala (ſprich Upſala), eine kleine Stadt in einer weiten

fruchtbaren Ebene, iſt wegen ihrer berühmten Univerſität bekannt, deren Bibliothek, die größte in Schweden, 100,000 Bände gedruckter Bücher und 6000 Handſchriften umfaßt. Die Domkirche, der größte und herrlichſte Tempel Schwedens und überhaupt des geſammten evangeliſchen Nordens, ſteht auf einem freien Platze der Stadt, und ragt über alle Gebäude empor. In der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts wurde der Bau begonnen, der länger als anderthalb Jahrhunderte dauerte, und erſt 1435 wurde dieſe Kirche eingeweiht. Sie iſt von Gothiſcher Bauart, 180 Ellen lang, 76 breit, 57½ Ellen hoch und mit Kupfer gedeckt. Vier neben einander fortlaufende, mächtige Säulenreihen tragen das innere Gewölbe. Eine Menge mehr oder minder prächtiger Grabmäler der Könige, Reformatoren, Erzbiſchöfe und anderer verdienter Männer ſchmückt das Innere.

Die berühmten Eiſengruben von Dannemora, welche das beſte Schwediſche Eiſen, das vorzüglich von den Engländern für ihre Stahlfabriken geſucht wird, liefern, dehnen ſich in der Länge kaum ¼ Meile aus, auf einem ziemlich ebenen, wenig erhöhtem Grunde, von Seen und einem Torfmoore umgeben. Das Erz giebt eine Ausbeute von 25 bis 75 Prozent und iſt von ſo guter Beſchaffenheit, daß es größtentheils ohne allen Zuſatz geſchmolzen wird. Dieſe Gruben beſchäftigen 400 Bergleute, produciren jährlich 120,000 Centner Eiſen und liegen beinahe ganz zu Tage; daher es hier keine regelmäßig ausgehauenen Stollen giebt, durch welche man in die Tiefe zu den Gängen fährt; ſondern ungeheuer große, furchtbare Klüfte öffnen ſich in der Erde, und man ſchwindelt, wenn man von oben in dieſe furchtbare Tiefe hinabſieht, deren ſchwarze Wände ſich in weiten, wilden Formen brechen, und man glaubt, eine durch eine ſchreckliche Naturrevolution entſtandene Schlucht oder den Krater eines ausgebrannten Vulkans zu ſehen. In Tonnen fahren die Bergleute in die Tiefe hinunter und herauf.

Die Dalekarlier, Bewohner der Provinz Dalarne, ſind ein kraftvoller, großer, wohlgebauter, ſchlanker Schlag von Menſchen, mit einer hohen breiten Stirn, tiefen dunkelblauen Augen, einer ſtarken Naſe, hohen Backenknochen, einem ſcharf geſchnittenen Mund und einem breiten, oft geſpaltenen Kinne. Nicht bloß durch ihr kraftvolles Aeußere, ſondern auch durch ihr ernſtes Weſen, ihre abſtechende Nationaltracht und ihren eigenen, unverſtändlichen Dialekt zeichnen ſie ſich vor allen andern Schweden aus, und bilden ohne Zweifel den merkwürdigſten, intereſſanteſten Schwediſchen Volksſtamm. Sie ſind biedere, derbe, abgehärtete arbeitſame, einfache Menſchen, treu den Sitten und Gebräuchen, die ſie von ihren Vorfahren geerbt haben; daher ſie auch jeden, er ſey wer er wolle, ſelbſt ihren König mit Du anreden. Dabei beſitzen ſie eine große Tapferkeit, Ergebenheit gegen ihren König, eine

glühende Vaterlandsliebe und ſind voll Eifer für die Erhaltung ihrer Rechte, für Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Die Armuth ihres mit lauter Gebirgen bedeckten Landes nöthigt ſie, jeden Sommer in andere Schwediſche Provinzen auszuwandern, um durch Hauſiren und Arbeit etwas zu verdienen. Mit dem Gewinne davon kehren ſie dann in ihre geliebte Heimath zurück.

Norwegen zerfiel, gleich Schweden, in der älteſten Zeit, in eine Menge kleiner Königreiche. Jeder große Grundbeſitzer, der Schiffe zu Kriegszügen ausrüſten konnte, machte ſich zum Jarl oder Könige, und ſein Anſehn wuchs mit der Zahl und dem Erfolge ſeiner Seefahrten. Dies war der Zuſtand Norwegens bis gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts. Damals unterwarf Halfdan der Schwarze aus dem Schwediſchen Königsgeſchlechte der Ynglinger zuerſt eine Zahl dieſer kleinen Norwegiſchen Könige, und ſein Sohn Harald Harfager, dem dieſes mit ſämmtlichen Norwegiſchen Königen gelang, vereinigte ganz Norwegen unter ſeinen Szepter, gründete alſo zuerſt Ein Norwegiſches Reich, und führte ein ſtrenges Lehnſyſtem ein. Viele Häuptlinge, die ſich dieſe Einrichtung nicht gefallen laſſen wollten, wanderten aus und bevölkerten die Faröer, die Orkadiſchen Inſeln und Island, oder ließen ſich in andern Ländern, z. B. England, Irland, in der Normandie ꝛc. nieder. Unter den Nachkommen dieſes erſten Norwegiſchen Königes führten Olaf I. und Olaf II., der Heilige, gegen Ende des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts das Chriſtenthum in Norwegen ein. Mit Hako VII. erloſch 1319 die männliche Linie des Norwegiſchen Königsſtammes und die Krone fiel auf ſeinen Enkel, den König von Schweden, Magnus Smek, der die Krone von Norwegen ſeinem Sohne Hako VIII. im Jahr 1350 abtrat. Dieſer beſaß eine kurze Zeit Schweden und Norwegen zuſammen und heirathete Margaretha, die Tochter des Königs Waldemar III. von Dänemark, die nach ihres Vaters Tode über Dänemark und nach dem Ableben ihres Gemahles Hako, des letzten Königs von Norwegen, auch über Norwegen herrſchte und 1397 durch die bekannte Kalmarſche Union die drei nordiſchen Reiche unter Einen Szepter vereinigte. Nachdem 1523 Schweden ſich wieder ſelbſtſtändig gemacht und einen eigenen König erhalten hatte, blieben Dänemark und Norwegen mit einander vereinigt, bis 1814 durch den Kieler Frieden Norwegen von Dänemark getrennt und an Schweden abgetreten wurde. Doch iſt Norwegen im Beſitz einer beſondern Regierungsverfaſſung, und nur als ein freies, ſelbſtſtändiges, untheilbares und unabhängiges Reich mit Schweden unter Einem Könige vereinigt.

Fredrikshald, gewöhnlich Friedrichshall, liegt am Fuße der Feſtung Fredriksſtein (Friedrichsſtein). Dieſe Feſtung, die ſtärkſte Norwegens, 3 bis 400 F. hoch gelegen, be-

ſteht aus einigen auf nackten iſolirten Felſen aufgemauerten Forts und den beiden Außenwerken, Forts Güldenlöwe und Overberget. Unter dem Fort Güldenlöwe, ganz nahe demſelben, zwiſchen dieſem Fort und der eigentlichen Feſtung wird die Stelle gezeigt, wo Karl XII., König von Schweden am 11. Dezember 1718 von einer Flintenkugel, die durch beide Schläfen ging, getödtet wurde. Wahrſcheinlich war die Kugel aus einem Schwediſchen, nicht aus einem Däniſchen Flintenlaufe geſchoſſen, und man hatte einen Franzöſiſchen Offizier in Schwediſchen Dienſten ſehr in Verdacht, die That verübt zu haben. Man fand den König entſeelt in ſeinem Blute liegend, die Hand hatte krampfhaft den Degengriff umfaßt und zwar ſo feſt, das man ſie kaum loszumachen im Stande war. Hier hebt ſich ſeit 1814 eine von den Schweden errichtete niedrige Sandſteinpyramide, mit der Inſchrift in Norwegiſcher Sprache „in der Belagerung von Fredrikshald den 11. Dez. 1718;“ darüber iſt eine Krone mit „Karl XII.“ ausgehauen. Dies Monument iſt ſehr beſchädigt durch das häufige Losbrechen von Steinſtücken, die von Reiſenden mitgenommen werden. Das frühere Monument ſtand einige Schritte ſeitwärts. Karl XII., der Sohn Königs Karl XI., war 1682 zu Stockholm geboren, und gelangte 1697 zur Regierung. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, ſo verbanden ſich Dänemark, Rußland und Polen gegen ihn, deren Regenten es für ein leichtes Werk hielten, den jungen König zu überwinden und ihn zum Abtritt eines Theils ſeiner Länder zu zwingen. Allein dieſer entwickelte eine bewunderswürdige Energie und Tapferkeit. Zuerſt nöthigte er, nach einem kurzen Kriege, Friedrich IV., König von Dänemark, zum Frieden. Nun wandte er ſich gegen Peter I., Czar von Rußland, ſchlug mit 8000 Mann das Ruſſiſche Heer von 80,000 Mann im J. 1700 bei Narwa, beſiegte Polen, deſſen König damals der Kurfürſt Auguſt II. von Sachſen war, ernannte Stanislaus Lesczinsky zum König von Polen, drang ſelbſt in Sachſen ein und zwang Auguſt 1706 zum Altranſtädter Frieden, wodurch derſelbe der Polniſchen Krone und der Allianz mit Rußland entſagte. Während aber Karl den Krieg in Polen und Sachſen führte, hatten die Ruſſen mehrere an der Oſtſee gelegene Schwediſche Provinzen erobert. Karl richtete nun wieder ſeine Waffen gegen die Ruſſen und war auch hier Anfangs ſo glücklich, in Rußland ſelbſt einzudringen. Allein die Niederlage, welche er 1709 von den Ruſſen bei Pultawa erlitt, nöthigte ihn, um nicht in die Hände ſeiner Feinde zu fallen, auf das Türkiſche Gebiet zu flüchten. Hier verweilte er 5 Jahre lang und kehrte erſt 1714 in ſeine Staaten zurück, die ſich in der traurigſten Lage befanden, aber durch ſeine Ankunft neue Hoffnungen ſchöpften. Doch bei der Belagerung von Friedrichshall in Norwegen, das er erobern wollte, endete ein Flintenſchuß ſein thatenreiches Leben, und

mit ſeinem Tode hörte Schweden auf, eine Macht erſten Ranges zu ſeyn.

Der Mahlſtrom oder Moskoeſtrom iſt eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, unfern der Küſte von Norwegen, etwa unter 68° N. Br. Eine Reihe kleiner Inſeln, die Lofoden, zieht ſich hier von der Küſte abwärts in weſtſüdweſtlicher Richtung ins Meer hinein, und bildet ſo gleichſam eine Landzunge, die aber von einer Menge ſchmaler Kanäle zerſchnitten iſt. An der äußerſten Spitze dieſer Inſelreihe liegen die zwei Inſeln Vaeroe und Moskoe oder Moskenoe, welche von den übrigen durch einen etwas breitern Kanal getrennt werden. Der zwiſchen den Lofoden und dem Feſtlande befindliche Meerbuſen iſt unter dem Namen Weſtfiorden bekannt. Eine Strömung findet ſich in allen nordiſchen Fiorden (Meerbuſen) und ſtärker in den Kanälen zwiſchen den Lofoden, alle veranlaßt durch den heftigen Andrang der Fluth und den nachmaligen ſchnellen Rückfluß des Waſſers. Zwiſchen Väroe und Moskenoe aber iſt der Hauptkanal, durch den ſich das Waſſer in den Weſtfiorden und wieder aus demſelben ergießt, und daher muß auch hier die Strömung heftiger als an andern Orten ſeyn. Außerdem iſt die Meerestiefe zwiſchen den Inſeln und im Weſtfiorden auf der einen und in der Nordſee auf der andern Seite auffallend verſchieden, hier unter 16 bis 40, dort mehrere 100 Faden (der Faden iſt 6 Fuß) betragend, und eben dadurch entſtehen die furchtbaren Brechungen der See, welche durch das Zurückprallen der Waſſermaſſe von den benachbarten Klippen natürlich vermehrt werden, und dazu kommen endlich noch die Drehungen des Stromes, der in dem Zeitraume von 12 Stunden wirklich einen Kreis beſchreibt. Der Mahlſtrom entſteht alſo vorzüglich durch den Kampf der dortigen Strömung mit der Ebbe und Fluth. In jenem Kanale bewegt ſich nämlich das Waſſer mit einer außerordentlichen Heftigkeit abwechſelnd ohngefähr 6 St. von N. gegen S. und eben ſo lange von S. nach N.; aber immer mit der Ebbe und Fluth in entgegengeſetzter Richtung, ſo daß, wenn die Fluth nach N. geht, der Strom nach S., und umgekehrt nach N. zieht, wenn jene nach S. geht. Bloß bei dem Umſetzen zur Zeit der höchſten Fluth und der tiefſten Ebbe tritt ohngefähr eine ¼ bis ¾ Stunden dauernde Ruhe ein. Merkwürdig iſt dabei, daß der Strom nicht wie andere Meerſtröme in der nämlichen Richtung vor- und rückwärts läuft, ſondern dabei gewiſſermaßen einen Kreis oder vielmehr Halbkreis beſchreibt. Wenn nämlich das Meer in halber Fluth iſt und nordwärts zieht, ſo geht der Strom nach S. In dem Maße aber, als die Fluth wächſt, wendet er ſich allmählig nach S.W., dann nach W., hierauf nach N.W. und endlich nach N. Zur Zeit der halben Ebbe, wendet er ſich auf demſelben Wege nach S. zurück und verweilt hier ſo lange, bis das Meer von Neuem ſich in halber Fluth be-

findet. Wie dieſe ſonderbare kreisförmige Bewegung des Mahlſtroms entſteht, läßt ſich auf folgende Art erklären. Wenn die Fluth von S. nach N. anſteigt, ſo theilt ſie ſich an der Spitze der Lofoden in zwei Hälften. Die weſtliche ſetzt ihren Lauf ungehindert fort, die öſtliche aber wird im O. und N. durch das Feſtland und im W. durch die Inſeln aufgehalten, wodurch das Waſſer anſehnlich gehoben werden muß. Durch die ſchmalen Kanäle zwiſchen den Inſeln kann es nicht ausweichen, es muß ſich alſo dahin wenden, wo der breiteſte Kanal iſt, nämlich zwiſchen Moskoe und Väroe, und da Strömung und Fluth ſich hier begegnen, ſo entſteht daraus ein heftiger Strudel. So lange die Fluth noch ſchwach iſt, hindert ſie den Strom nicht, gerade nach S. zu gehen; aber in dem Maße, als ſie wächſt, gewinnt ſie an Kraft und zwingt ihn nur, nach derjenigen Seite auszuweichen, wo kein Land Widerſtand leiſtet und das Waſſer am niedrigſten iſt, nämlich nach W. Und ſo iſt es leicht zu erklären, wie der Strom zuletzt bis nach N. hin gelenkt werden, und wie er beim Zurückgehen der Fluth ſich allmählig wieder nach S. wenden muß. Die Wirbel, welche der Strom zu der Zeit macht, wo er am heftigſten iſt, ſind nicht über 12 Fuß tief, und die Gefahren, welche er den Schiffern bringt, ſind ſehr übertrieben worden. Man erzählte ſich ſonſt, daß die Wirbel alles in ihre Mitte riſſen und klein mahlten (wovon der Strom eben ſeinen Namen erhalten habe) und daß die trichterförmige Bewegung des Waſſers in die Tiefe vermögend ſey, Schiffe in den Abgrund zu ziehen, allein dies ſind Fabeln. Doch iſt der Mahlſtrom immer furchtbar und es vergeht kein Jahr, wo ſich nicht ein oder der andere Unglücksfall, bei plötzlich veränderter Witterung ereignete. Bei gutem Wetter wird, in den heftigſten Strömungen, ſtarke Fiſcherei getrieben und die Bewohner der nächſten Inſeln ſchiffen mit ihren Booten durch den Mahlſtrom hindurch.

Oſt- und Weſt-Vaage ſind zwei Inſeln an der Nordweſtküſte Norwegens, berühmt wegen der äußerſt wichtigen Fiſcherei, die einen Theil des Jahres hindurch dauert und ſeit 1000 Jahren von gleicher Ergiebigkeit geblieben iſt. Sie beginnt mit der Mitte Januars und dauert bis Oſtern, und es herrſcht alsdann hier eine außerordentliche Lebhaftigkeit. Aus dem S. und N. Norwegens ſtrömen Menſchen herbei und alles iſt von Fiſchern und andern Fremden angefüllt, denn es giebt wenige Höfe im ganzen Lande, die nicht wenigſtens einigen Antheil an den nach den Lofoden geſandten Fiſcherbooten hätten. Man berechnet die Zahl der Boote auf 4000 und für jedes 5 Mann Beſatzung aus den geübteſten und kräftigſten Seeleuten der Provinzen. Um dieſe Menſchenmaſſe, von der wohl der 5te Theil auf Vaagen bleibt, aufzunehmen, ſind hölzerne Baracken erbaut, in denen dieſe Menſchen ſchlafen, oft auch unter ihren umgekehrten Booten. Allen

müſſen die öfters ganz durchnäßten Seekleider ſtatt des Bettes dienen. Und ungeachtet dieſer Mühſeligkeiten, ſehen die Fiſcher der Reiſe nach den Lofoden mit Sehnſucht entgegen, ja man drängt ſich dazu, dieſe Reiſe mitmachen zu dürfen. Man fängt hier an 16 Mill. Dorſche oder Kabljaus, 600,000 Thaler am Werth.

Die Niederlande *).

Von den Ländern, welche die jetzigen Königreiche der Niederlande (Holland) und Belgien ausmachen, gehörten kurz vor Chriſti Geburt die ſüdlichen zu Gallien und die nördlichen zu Germanien. Die erſten geſchichtlich bekannten Bewohner waren in den ſüdlichen Ländern Belgier, in den nördlichen Bataver und Frieſen, Völker Germaniſchen Urſprungs. Ungeachtet ihrer Tapferkeit mußten ſie endlich der Kriegeskunſt und Macht der Römer unterliegen. Als das Römiſche Reich ſank, kamen dieſe Länder in den Beſitz der Franken. Durch den Theilungsvertrag des Fränkiſchen Reichs, welchen die Enkel Karls des Großen 843 unter ſich abſchloſſen, wurde der nördliche Theil Ludwig dem Deutſchen zugetheilt und alſo mit Deutſchland verbunden, der ſüdliche gelangte an die zwei andern Brüder und verblieb demnach dem Lothariniſchen Reiche. Zu Ende des 9ten Jahrhunderts vereinigte Karl der Dicke den Beſitz der ganzen Niederlande mit dem Deutſchen Reiche. Ueber die verſchiedenen Provinzen wurden von den Deutſchen Kaiſern Herzoge und Grafen als Statthalter geſetzt, die zuletzt ihre Würde erblich machten und im 10ten und 11ten Jahrhundert ſich in den Beſitz der Landeshoheit zu ſetzen wußten. Unter ihnen verbreitete ſich Kultur des von Natur dürftig ausgeſtatteten, größtentheils von Sümpfen und Moräſten eingenommenen Landes. Man ſetzte dem Eindringen des Meeres durch Deiche (Dämme) Schranken, gewann dem Waſſer bedeutende Landesſtrecken für die Kultur ab, polderte Torfmoore ein und verwandelte öde Haidegegenden in blühende Fluren. Mit dem ſorgfältigen Anbau des Landes und der Zunahme der Bevölkerung blüheten Induſtrie und Handel in den Städten auf. In Flandern wurden unter allen Europäiſchen Ländern zuerſt Tuch- und Leinwandfabriken mit großem Fleiße betrieben, und breiteten ſich immermehr nicht bloß in Flandern, ſondern auch in den andern Provinzen aus, ſo daß ganz Europa Niederländiſche Leinwand und Tuch ſuch-

---

*) Sie haben ihren Namen von ihrer niedrigen Lage. Wiewohl aus denſelben, durch die neueſten Ereigniſſe, zwei von einander unabhängige Königreiche entſtanden ſind, ſo haben wir doch, wegen ihrer größtentheils gemeinſchaftlichen Schickſale, ihre Geſchichte in Eins zuſammen gezogen.

te. Handel und Schifffahrt begannen nun aufzublühen, und die Flandriſche Stadt Brügge wurde bald die Niederlage der Waaren Europas und der Levante und der Mittelpunkt des ganzen Europäiſchen Handels. Mit Brügge wetteiferten Gent und Antwerpen. Auch die Seefiſcherei ward, beſonders ſeitdem Beukelszoon die Vortheile beim Einſalzen und Einpacken der Häringe im 14ten Jahrhunderte erfunden hatte, eine neue Quelle des Wohlſtandes; und ſo verwandelten ſich dieſe von der Natur faſt ganz vernachläſſigten Länder in die wohlangebauteſten, bevölkertſten Gegenden Europas, in einen Wohnſitz der Gewerbe und Künſte um. Dieſer blühende Zuſtand der Niederlande vermehrte ſich, als ſie aus der Herrſchaft vieler kleinen Fürſten unter die Gewalt Eines Hauſes, des Burgundiſchen kamen. Philipp der Kühne, Herzog von Burgund und Prinz von Frankreich, der durch Vermählung mit der Erbgräfin Margaretha von Flandern die Grafſchaften Flandern, Artois, Mecheln und Antwerpen erhielt, legte den Grund dazu. Seine Nachfolger fuhren hierin fort, und Philipp der Gütige hinterließ 1467 ſeinem Sohne Karl dem Kühnen den Beſitz des größten Theiles der Niederlande. Doch als dieſer 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer fiel, brachte ſeine an Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich vermählte Tochter Marie, dieſe Lande an das Haus Habsburg, welches den Titel eines Herzogs von Burgund beibehielt. Maximilians Enkel, Karl V. vermehrte die ihm hinterlaſſenen Niederlande noch mit dem Beſitze der übrigen, und befeſtigte 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung derſelben mit dem Deutſchen Reiche, unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes. Nachdem er 1556 ſeine Regierung freiwillig niedergelegt hatte, kamen, nebſt ſeinen übrigen Staaten, die Niederlande an ſeinen Sohn Philipp II., einen bigotten Fürſten, der ſowohl den Proteſtantismus, welcher ſich unter ſeines Vaters Regierung ſehr ausgebreitet hatte, durch die ſtrengſten Mittel zu unterdrücken ſuchte, als auch die bürgerlichen Vorrechte und Freiheiten kränkte, in deren Beſitze ſich die Niederlande befanden und die Karl V. aus Politik und den Werth ſeiner Niederländiſchen Beſitzungen zu gut erkennend, im Allgemeinen geachtet hatte. Ueber die tyranniſche Behandlung von Seiten Philipps II. brach nun in den Niederlanden das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit laut aus. Noch größer wurde die Erbitterung, als der von Philipp mit einer Armee abgeſchickte General, Herzog von Alba, die unerhörteſten Grauſamkeiten ſich gegen die Niederländer erlaubte. Die Geuſen, mit welchem Namen man die Niederländer bezeichnete, welche ſich zur Vertheidigung ihrer Rechte gegen die Tyrannei der Spanier vereinigt hatten, kämpften unter Anführung Wilhelms von Oranien, mit Glück gegen die Spanier. Die Flammen des Krieges begannen hierauf in allen Niederländiſchen Provinzen aufzulodern, ſo daß dieſe faſt alle 1576

durch die ſogenannte Pacification von Gent ſich vereinigten, in der Abſicht, jedoch im Namen des Königs von Spanien, gleichſam eine Republik vorzuſtellen. Da die ſüdlichen Niederländiſchen Provinzen, welche dem Katholizismus getreu geblieben waren, ſich von Eiferſucht und Uneinigkeit beherrſchen ließen: ſchloſſen von den 7 nördlichen Provinzen, die ſchon das Band des Proteſtantismus vereinigte, Geldern, Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland 1579 zu Utrecht die berühmte Union, woran ſich ſpäter nach Gröningen und Overyſſel anſchloſſen, erklärten ſich für einen unabhängigen Staat und wählten Wilhelm von Oranien zu ihrem Oberhaupt. So entſtand die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlich, nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vorherrſchenden Provinz, Holland genannt. Die zehn ſüdlichen Provinzen aber, in welchen die verſchiedene Religion ein verſchiedenes Intereſſe erzeugte, kehrten nach und nach, beſonders nach der 1585 erfolgten Eroberung von Antwerpen, wieder zum Spaniſchen Gehorſam zurück und blieben, bis auf die 1815 durch den Wiener Kongreß erfolgte Wiedervereinigung, von den nördlichen proteſtantiſchen Provinzen getrennt. Die neue durch die Utrechter Union 1579 geſchaffene Republik vereitelte unter ihren Statthaltern Wilhelm und Moritz von Oranien alle Bemühungen Spaniens, ſie wieder zu unterwerfen, ſo daß 1609 Spanien die Unabhängigkeit derſelben anerkennen mußte. Schifffahrt und Handel zogen ſich von Antwerpen nach Amſterdam, und mit der Zunahme des Handels wuchs das Vermögen und die Macht des Staates, der nun auch ſich Beſitzungen auf mehreren Inſeln Aſiens, z. B. auf den Molucken, Sumatra, Ceylon, Java ꝛc. auf dem Feſtlande Oſtindiens und Amerikas und auf der Südſpitze Afrikas erwarb und ſelbſt anſehnliche Stücke von den noch Spaniſch gebliebenen Niederlanden eroberte, die unter dem Namen der Generalitätslande ein gemeinſchaftliches Beſitzthum der 7 verbundenen Provinzen wurden. Im Frieden zu Münſter 1648 entſagte Spanien allen Anſprüchen auf das Gebiet dieſer neuen Republik, die von 1581 bis 1609 und von 1621 bis 1648 gegen Spaniens Uebermacht zu kämpfen gehabt hatte. Da durch dieſen Friedensſchluß zugleich die Republik das Recht erhalten hatte, die Schifffahrt auf der Schelde für die Spaniſchen Niederlande zu verſchließen, ſo ſank der Handel Antwerpens vollends und dagegen erhob ſich Amſterdam auf die höchſte Stufe. Holland wurde nun die Beherrſcherin der Meere; ſeine Flotte galt als die erſte Europas, und die Induſtrie ſtieg aufs Höchſte. Jedoch erregte der blühende Handel des Staates, die Eiferſucht der Engländer, ihrer bisherigen Bundesgenoſſen und veranlaßte einen Krieg, den der Friede zu Breda 1667 ehrenvoll für Holland endigte. Nachtheilig für die innere Ruhe des Staates waren die Spaltungen, welche zwiſchen der Oraniſchen (ariſtokratiſchen) und demokra=

tiſchen Parthei herrſchten. Der Krieg, den der König von Frankreich, Ludwig XIV. 1672 gegen die Republik anfing und welcher ſie an den Rand des Abgrundes brachte, führte die Wiederherſtellung der ſeit Kurzem aufgehobenen Statthalterwürde herbei, die nun mit größern Vorrechten und als erblich in dem Hauſe Oranien feſtgeſetzt wurde. Dieſen für die Republik ſo gefahrvollen Krieg endigte der Nimweger Friede 1678, ohne Verluſt an Gebiet. Eben ſo wenig vermochte Ludwig in dem folgenden Kriege, der ſein Ende 1697 durch den Ryswiker Frieden erhielt, ſeine verderblichen Abſichten gegen dieſe Republik auszuführen, deren Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten Europas, beſonders ſeitdem ihr Statthalter Wilhelm auch König von England geworden war, immer bedeutender wurde. Dieſen wichtigen Einfluß zeigte ſie noch bis zum Utrechter Frieden 1713, welcher dem Spaniſchen Erbfolgekriege ein Ende machte, aus dem ſie mit großem Ruhme, wiewohl ohne Eroberungen trat, und in welchem ſie das Oeſterreichiſche Haus gegen Frankreich mit außerordentlichem Nachdrucke unterſtützt und zur Demüthigung Ludwigs ſehr viel beigetragen hatte. Aber ſeitdem ſchien ſie alle Energie verloren zu haben und auf ihren erworbenen Lorbeeren und Reichthümern ausruhen zu wollen; ihr Handel, die Hauptquelle ihrer Macht ſchlief ein, während England den ſeinigen unvermerkt erweiterte und Frankreich ihn ſchuf. Dazu kamen innere Unruhen, die den Staat zerrütteten, nämlich der ewige Kampf des Ariſtokratismus gegen den Demokratismus oder der Oraniſchen Parthei gegen die Patrioten. Die im Jahre 1737 erfolgte Wiedereinſetzung des Statthalters, deſſen Würde eine Zeitlang durch die vorherrſchende Parthei der Patrioten aufgehoben geweſen war, hatte den Erfolg von 1672 nicht; ſondern die innern Unruhen vermehrten ſich bis zu einem hohen Grade. Die Patrioten, von Frankreich unterſtützt, gewannen endlich völlig die Oberhand über die von den Britten und Preußen begünſtigte Oraniſche Parthei, bis 1787 eine Preußiſche Armee den Statthalter in ſeine Würden und Vorrechte wieder einſetzte und die Patriotenparthei unterdrückte. Die Republik jetzt an das Brittiſche und Preußiſche Intereſſe gekettet, nahm an der Koalition gegen Frankreich in dem Revolutionskriege Theil, und dies bewirkte ihren Untergang. Die Franzoſen eroberten 1795 den ganzen Staat und vertrieben den Statthalter nebſt ſeinem Anhange. Hierauf erfolgte eine gänzliche Auflöſung und Umänderung der bisherigen Verfaſſung. Die Republik, die nun den Namen der Bataviſchen erhielt, bekam ein der Franzöſiſchen ähnliche Konſtitution, verlor einen Theil ihres Staatsgebietes, mußte unerſchwingliche Kontributionen an Frankreich bezahlen und ward ganz von dieſem mächtigen Bundesgenoſſen abhängig. Nach zweimaliger Abänderung dieſer erhaltenen Konſtitution und nachdem ſie ihre beſten Kolonien Ceylon, Surinam und das Kap verloren hatte, ihre Seemacht faſt gänzlich

vernichtet und ihr Handel auf bloße Küſtenfahrt und den Landhandel beſchränkt war, mußte ſie die republikaniſche Verfaſſung, welche ſich unter den mannigfachſten Stürmen 227 Jahre erhalten hatte, mit der monarchiſchen vertauſchen, indem die Nation 1806 aus Napoleons Hand in ſeinem Bruder Ludwig ihren erſten König empfing. Zwar erhielt nun dieſes neue Königreich einige Deutſche Länder (Oſtfriesland, Jever, Kniphauſen, Varel) zu ſeinem Staatsgebiete, aber eine ungeheure Schuldenlaſt drückte den Staat, der Handel beſchränkte ſich auf Schleichhandel, die Marine war vernichtet und die wichtigſten Kolonien befanden ſich in den Händen der Britten. Endlich ward ſogar der ganze Staat im Jahre 1810, nachdem Ludwig dem Throne entſagt hatte, mit dem Franzöſiſchen Reiche vereinigt.

Wir werfen nun einen Blick auf die Schickſale der katholiſchen oder Spaniſchen Niederlande, die, während die 7 vereinigten nördlichen Provinzen der Niederlande ſich durch die Utrechter Union zu einem unabhängigen republikaniſchen Staate unter einem Statthalter erhoben hatten, eine Spaniſche Beſitzung geblieben waren und unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes einen Beſtandtheil des Deutſchen Reichs ausmachten. Wiewohl ſie unter Philipps **II.** Nachfolger mit mehr Schonung behandelt wurden, gelangten ſie doch nicht wieder zu ihrem vorigen Wohlſtande und wurden der Schauplatz langwieriger Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien, indem erſteres nach dem Beſitze dieſer ihm ſo wohl gelegenen Provinzen trachtete, zwar nicht ganz ſeine Abſicht erreichte, aber doch durch den Pyrenäiſchen Frieden 1659 beträchtliche Stücke davon abriß. Nach dem Tode Karls **II.**, des letzten Spaniſchen Königs aus dem Hauſe Oeſterreich, bekam, vermöge des Utrechter Friedens 1713, die Deutſche Linie des Hauſes Oeſterreich, dieſe ſüdlichen Niederländiſchen Provinzen und blieb bis 1794 im Beſitz derſelben, in welchem Jahre die Franzoſen ſie eroberten und 1797 förmlich von Oeſterreich abgetreten erhielten, worauf ſie dem Franzöſiſchen Reiche einverleibt wurden. So war es alſo Frankreich gelungen, das Ziel zu erreichen, wonach es ſo lange geſtrebt hatte, nämlich die ſüdlichen Niederlande mit ſich zu vereinigen, und wie wir oben erzählt haben, waren 1810 auch die nördlichen Niederlande hinzugekommen. Allein die Niederlage Napoleons 1813 bei Leipzig hatte zur Folge, daß zuerſt die nördlichen Niederlande von den Alliirten wieder der Franzöſiſchen Herrſchaft entriſſen und daß der Erbſtatthalter der Niederlande, der bisher in England ein Aſyl gefunden hatte, wieder zurückgerufen und zum ſouveränen Fürſt von Holland erklärt wurde. Eine zweite Folge der Niederlage Napoleons war, daß auch die ſüdlichen Niederlande von der Franzöſiſchen Herrſchaft befreit und nebſt dem vormaligen Bisthum Lüttich mit Holland vereinigt wurden, indem ſie mit demſelben von nun an Ein Königreich ausmachten, deſſen Krone auf den ſouve-

ränen Fürſten von Holland, Wilhelm I. übertragen ward, der den Titel König der Niederlande führte und einen Staat von mehr als 1100 Q.M. und von 6 Millionen E. beherrſchte, nachdem ihm auch zur Entſchädigung für ſeine in Deutſchland abgetretenen Naſſauiſchen Stammländer, das Herzogthum Luxemburg, bis auf einen kleinen Preußiſch gewordenen Theil, unter dem Titel eines Großherzogthums überlaſſen, aber als ein für ſich beſtehender Staat mit den Staaten des Deutſchen Bundes vereinigt worden war. Auch erhielt das Königreich einen Theil ſeiner Kolonien, welche Großbritannien erobert hatte, wieder. Doch nur eine kurze Zeit hat dieſe Vereinigung der nördlichen und ſüdlichen, der proteſtantiſchen und katholiſchen Niederlande zu Einem Staate und Königreiche beſtanden; denn 1830 den 25. Auguſt brach zu Brüſſel die Unzufriedenheit der Belgier mit der Holländiſchen Regierung in einen offenbaren Aufſtand aus, der ſich ſchnell über alle Provinzen verbreitete und die Holländer aus allen feſten Plätzen Belgiens vertrieb. Es bildete ſich eine proviſoriſche Belgiſche Regierung zu Brüſſel, und das Haus Naſſau ward von der künftigen Regierung Belgiens ausgeſchloſſen, und am 4. Junius 1831 ward vom Belgiſchen Kongreß der Herzog Leopold von Sachſen-Coburg-Gotha zum Könige der Belgier erwählt, welcher auch am 21. Julius 1831 die Regierung angetreten hat. Es beſtehen alſo jetzt zwei Königreiche, die aus den Niederlanden entſtanden ſind, wovon das, welches die nördlichen Provinzen begreift, das Königreich der Niederlande oder auch Holland und das, welches die ſüdlichen Provinzen in ſich faßt, das Königreich Belgien heißt. Bis jetzt aber ſind noch nicht alle ſtreitigen Verhältniſſe zwiſchen den beiden Königreichen geordnet, und insbeſondere ſind die Angelegenheiten Luxemburgs, wobei der Deutſche Bund betheiligt iſt, noch nicht aufs Reine, wiewohl die Londoner Konferenz 1831 den Beſchluß gefaßt hat, daß der größere Theil des Großherzogthums Luxemburg Belgiſch werden und nur der kleinere Theil dem Könige von Holland als Großherzog von Luxemburg verbleiben, dagegen ein Theil des Belgiſchen Limburgs zu Holland kommen ſollte. Bis jetzt hat aber der Deutſche Bund nicht ſeine Beiſtimmung in dieſe Anordnungen erklärt, welche dem Grundvertrage des Deutſchen Bundes, wonach die Unverletzbarkeit der einzelnen Deutſchen Staaten feſtgeſetzt iſt, zuwiderläuft.

Der Rhein, einer der berühmteſten Flüſſe Europas, verdankt ſeinen Urſprung den Gletſchern Graubündtens und entſteht aus der Vereinigung dreier Quellenflüſſe, welche Hinter-, Mittel- und Vorder-Rhein heißen, wovon der erſte den Gletſchern des Cima del Badutz und des Crispalt entquillt, der zweite aus dem Gletſcher des Lukmanier kommt und der dritte an der Oſtſeite des Gotthardgebirges aus dem Rheinwaldgletſcher vom Adula oder Vogelberg entſpringt. Den letzten nennen

die Bewohner des Tavetſcher Thales **Rhein de Toma**, ein Bächlein, mit dem ſich bald bei Chiamut der **Rhein d'Urſura** vereinigt. Nach einem etwa achtſtündigen Laufe nimmt der **Vorderrhein**, nicht weit von Diſentis, den Mittelrhein auf, und bei **Reichenau**, einem Schloſſe, Zoll- und Wirthshauſe, 1½ Stunden von Chur (der Hauptſtadt Graubündtens), verbindet ſich der Hinterrhein mit dieſem durch den Mittelrhein verſtärkten Vorderrhein, und nun führen dieſe drei vereinigten Flüſſe den Namen **Rhein**, der hier etwa 230 F. breit iſt. Nachdem er den Kanton Graubündten verlaſſen hat, macht er bis zu ſeinem Einfluſſe in den Bodenſee die Gränze zwiſchen dem Schweizeriſchen Kanton St. Gallen und Deutſchland. Bei Konſtanz, einer Stadt in Baden, tritt er aus dem eigentlichen Bodenſee, durchfließt den **Unter-** oder **Zellerſee**, einen Buſen des Bodenſees, verläßt dieſen, in der Nähe von Stein, einer Stadt des Kantons Schaffhauſen, geht bei Schaffhauſen vorbei, macht nicht weit von dem Zürcheriſchen Schloſſe **Laufen** den berühmten Rheinfall und verläßt bei Baſel die Schweiz. Von da bis zum Einfluſſe der **Lauter** bildet er die Gränze zwiſchen Frankreich und Baden und alſo zwiſchen Deutſchland, nachdem ihm unterhalb Straßburg die **Ill** zugefloſſen iſt. Er tritt nun ganz in Deutſchland, macht zuerſt die Gränze des Baieriſchen Rheinkreiſes gegen Baden, empfängt im letztern Lande bei Mannheim den **Neckar**, durchläuft das Großherzogthum Heſſen und wird bei Mainz durch den **Main** verſtärkt. Hierauf ſcheidet er bis Bingen, wo die **Nahe** ihm zufällt, das Großherzogthum Heſſen von Naſſau, und dann letzteres von der Preußiſchen Rheinprovinz. In Naſſau nimmt er die **Lahn** auf. Er gelangt alsdann mit ſeinen beiden Ufern in die Preußiſche Rheinprovinz, und empfängt darin bei Koblenz die **Moſel**, unterhalb Duisburg die **Ruhr** und bei Weſel die **Lippe**. Unterhalb Emmerich verläßt der Rhein Deutſchland und gelangt in das Königreich der Niederlande, wo der bisher ungetheilte und majeſtätiſche Strom vielfach ſich theilt und immer ſchwächer wird. Er theilt ſich nämlich zuerſt in den nördlich fließenden Arm, welcher unter dem Namen **Rhein** ſeinen Lauf nach Arnheim nimmt — und in den ſüdlichen Arm, welcher die **Waal** heißt. Seit 1720 aber hat man von der Waal aus bei dem Dorfe Pannerden einen Kanal gegraben, wodurch das alte Bette des Stromes nun größtentheils vertrocknet iſt; durch welchen Pannerdenſchen Kanal jetzt die Gewäſſer des Rheins, nachdem ſie ſich von der Waal getrennt haben, nach Arnheim fortfließen. Doch ehe dieſer Rheinarm dahin kommt, theilt ſich derſelbe wieder und bildet die ſogenannte **neue Yſſel** (eigentlich ein Kanal, den der Römiſche Feldherr Druſus graben ließ), die ſich bei Doesburg mit der alten Yſſel vereinigt und zuletzt ſich nach einem Laufe von 25 Stunden, unterhalb Campen in den Zuyderſee ergießt. Von Arnheim bis

Wageningen und Rhenen vorbei bleibt der Name Rhein, aber hierauf heißt der Fluß Leck. In der Nähe von Wyk by Duurſtede, von wo ſonſt dieſer Rheinarm mit vollem Strome nach Utrecht floß, geht jetzt nur noch ein ſehr ſchwacher Arm, der krumme Rhein genannt, dahin. Vianen gegenüber iſt ſchon vor mehrern Jahrhunderten aus dem Leck ein Kanal gegraben worden, welcher bei Rheinhuſen vorbei nach Utrecht geht, und gewöhnlich die Vaart heißt, auf welchem beträchtliche Schiffe nach Utrecht und von da weiter nach Amſterdam gelangen können. Unterhalb Vianen ſondert ſich wieder ein kleiner Arm ab, den man die Holländiſche Yſſel nennt, die in der Gegend von Yſſelmonde, 1 Meile oberhalb Rotterdam, ſich in den Theil der Maas ergießt, welcher die Merwe heißt. Der Leck geht weiter bei Schoonhoven vorbei und vereinigt ſich oberhalb Crimpen op de Leck mit der Maas oder Merwe. Von dem Rheinarm, der nach Utrecht gelangt iſt, geht abermals ein Arm ab, welcher die Vecht genannt wird und ſich nach einem achtſtündigen Laufe bei Muyden in den Zuyderſee ergießt. Der übrige Rhein fließt, unter dem Namen des alten Rheins, nach Leyden, wo er beinahe einem Graben ähnlich ſieht. Bei Rhynsburg vorbei kommt endlich deſſen kleines Gewäſſer nach Katwyk op Rhin (3 Stunden von Leyden), wo er eine halbe Stunde davon ſich noch zu Anfange dieſes Jahrhunerts in den Sand verlor, indem die entſtandenen Dünen den bei Katwyk op Zee befindlichen Ausfluß des Rheins in das Meer verſtopft hatten. Da auf ſolche Weiſe ein großer Theil dieſes Rheingewäſſers ſich durch den Sand durchſintern mußte und dadurch in den für Holland ſo ungemein wichtigen Dünen große Verheerungen anrichtete: ſo haben die Holländer vor etwa 20 Jahren die Dünen öſtlich von dieſem Dorfe durchbrochen und durch einen breiten und tiefen Kanal dem alten Rhein einen Abfluß in das Meer verſchafft. Damit ſowohl der Verſandung und Wiederausfüllung dieſes Durchbruchs der Dünen, als auch dem Einbruche der Meeresfluthen in das Land durch dieſe Oeffnung der Dünen vorgebeugt werde, iſt die Mündung dieſes Durchbruchs in die See mit zwei Steindämmen, welche ſich weit in die See hinein erſtrecken, verwahrt; und drei Reihen Schleußen, jede von der andern 1000 bis 1500 Schritte entfernt, vertheidigen nicht nur das Land gegen die Fluth und die Stürme des Meeres, ſondern bilden auch in dem etwa 50 F. breiten Rheinkanal Baſſins, welche durch die ſinnreiche Einrichtung der Schleußen im Stande ſind, allen eingeweichten und eingeſchlämmten Sand in der Zeit der Ebbe wieder auszuſpülen. — Der linke Hauptarm des Rheins, der ſich, wie oben geſagt worden iſt, ſogleich bei dem Eintritte des Rheins in das Niederländiſche Gebiet abſondert und den Namen Waal bekommt, iſt der beträchtlichſte und faſſet ⅔ der Waſſermaſſe des ungetheilten Rheins, und vereinigt ſich bei Workum mit der Maas, welche als-

dann den Namen Merve erhält. Die Länge des ganzen Stromlaufs des Rheins wird bald auf 150, bald auf 175, bald auf 190 Meilen angegeben. Die Breite wechſelt ſehr. Bei Reichenau iſt der Rhein 230, bei Schaffhauſen 340, zu Baſel 750, zwiſchen Straßburg und Speyer 1000 bis 1100, zu Mainz 16 bis 1700, in manchen Gegenden des Rheingaues, zwiſchen Bingen und Koblenz 1160, bei Cöln 1300, unterhalb Weſel 1580, bei Emmerich 2150, bei Schenkenſchanz, Lobith gegenüber, 2300 F. breit. In den Niederlanden nimmt die Breite des Rheins beträchtlich ab. Die Waal iſt 600 bis 800, der Leck und die Iſſel 300 bis 500 F. breit. Die Tiefe wechſelt von 5 bis 28 Fuß. Ja bei Düſſeldorf beträgt ſie 50 Fuß. Die Quellen des Rheins liegen 7000 F. hoch, bei Chiamut liegt der Vorderrhein 5365, bei Reichenau der Rhein 1815, bei Konſtanz 1223, bei Baſel 765, bei Mannheim 284, bei Mainz 256, bei Bonn 138, bei Cöln 112, bei Weſel 50 und bei Arnheim 30 F. über der Meeresfläche. Sein Flußgebiet nimmt nach Einigen 3598, nach Andern 4030 □Meilen ein. Unter ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen ſind folgende 4 die beträchtlichſten: die Aar in der Schweiz, der Neckar und Main in Deutſchland und die Moſel in Frankreich und Deutſchland. Der Rhein iſt für die Schifffahrt ſehr wichtig, und wird ſchon in Graubünden, in der Gegend von Chur, mit Flößen und weiter hinab mit kleinen Schiffen befahren. Von Schaffhauſen bis Baſel wird die Schiffbarkeit deſſelben durch die Fälle bei Laufen, Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden erſchwert. Zwiſchen Mainz und Koblenz verurſachen das ſogenannte Binger Loch bei Bingen, (eine ſchmale Durchfahrt durch die den Fluß hindurchziehenden Felſen, welche jetzt die Preußiſche Regierung durch Sprengung der Felſen hat erweitern laſſen), das wilde Gefährt unterhalb Bacharach (ein durch Felſen und Bänke verurſachter Strudel), und die St. Goarer Bank oberhalb St. Goar (gleichfalls ein Strudel) der Schifffahrt einige Schwierigkeiten. Von Straßburg bis Mainz gehen Schiffe von 2000 bis 2500, von Mainz bis Cöln von 2500 bis 4000 und von Cöln bis Holland von 6000 bis 9000 Ctr. Ladung. Auch fahren jetzt Dampfſchiffe auf dieſem Strom, der zugleich dadurch merkwürdig iſt, daß er in ſeinem Sande Goldkörner mit ſich führt, welche an verſchiedenen Orten daraus gewaſchen werden. So wurden z. B. im Badiſchen 1824 für 16,890 Fl., 1830 aber nur für 8033 Fl. Gold aus dem Rhein gewonnen. Kein Deutſcher Strom wird von den Reiſenden ſo ſtark beſucht als der Rhein. Seine Gegenden haben aber einen ſehr verſchiedenen Charakter. In der Schweiz ſind ſie gebirgig, von Baſel bis Mainz bilden ſie eine Ebene oder vielmehr ein weites Thal, das auf der rechten Seite von dem Schwarzwald und Odenwald und auf der linken Seite von den Vogeſen gebildet wird; dann rücken die Gebirge nahe an den Strom, Anfangs nur auf der rechten Seite,

von Bingen aber auf beiden Seiten, und von da bis Königswinter oberhalb Bonn befinden ſich die reizendſten romantiſchen Rheingegenden, deren Schönheit noch durch die Menge alter Schlöſſer und Burgen auf den nahen Bergen und Felſenſpitzen erhöhet wird. Aber nun verſchwinden die den Rhein begleitenden Gebirge und mit ihnen die Reize der Rheingegenden, indem der Rhein durch eine Fläche fließet, die immer einförmiger wird, je mehr ſich der Strom der Niederländiſchen Gränzen nähert; und in den Niederlanden iſt dies noch mehr der Fall. Von Straßburg bis Mainz heißt der Rhein Oberrhein, von da bis Cöln Mittelrhein und dann bis zum Ausfluſſe Niederrhein. Die merkwürdigſten und bedeutendſten am Rhein gelegenen Städte bis zu ſeiner Theilung ſind; Konſtanz, Schaffhauſen, Baſel, Straßburg, welches jedoch ½ Stunde vom Rhein entfernt liegt, Speyer, Mannheim, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz, Neuwied, Bonn, Cöln, Düſſeldorf, Weſel und Emmerich.

Nordholländiſcher Kanal. Dieſer 1819 angefangene und 1825 vollendete Kanal iſt eins der größten Waſſerbauwerke der neueſten Zeit und der breiteſte Kanal in Europa. Er hat den Zweck, Amſterdam in direkte Verbindung mit der See (der Nordſee) zu bringen. Alle Schiffe, die aus dem Meere nach Amſterdam gelangen wollen, mußten bisher durch die zwiſchen der kleinen Inſel Texel und dem Helder (der nördlichſten Spitze von der Provinz Nordholland) befindliche Meerenge, das Marsdiep genannt, in die Zuyderſee und aus dieſer nach dem Y, einem Meeresarme, an welchem Amſterdam liegt, und der durch den Pampus (eine Untiefe der Zuyderſee) mit derſelben in Verbindung ſteht, fahren. Wegen der Untiefe, wo das Waſſer nur 10 F. Tiefe hat, waren daher alle einigermaßen ſchwer beladene Schiffe genöthigt, von einem Theile ihrer Ladung ſich zu erleichtern, ehe ſie in den Hafen von Amſterdam gelangen konnten. Man faßte daher den Entſchluß, von der Stadt bis zum Helder einen Kanal zu graben. Die Entfernung zwiſchen dieſen beiden Endpunkten beträgt nicht völlig 9 M., allein die Länge des Kanals iſt faſt 11 Meilen. Die Breite deſſelben an der Oberfläche des Waſſers iſt 120 Rheinländiſche Fuß, am Boden 36 und die Tiefe über 20 Fuß. Berechnet man die Größe dieſes Kanales nach dem Kubikinhalte ſeines Bettes, ſo iſt er einer der größten, und ſeine Waſſermaſſe doppelt ſo groß als die vom Languedocſchen Kanale in Frankreich. Die Breite iſt ſo beträchtlich, daß eine Fregatte darauf neben der andern hinfahren kann. Von dem Y zu Amſterdam geht der Kanal nordwärts nach Purmerend, von da nordweſtlich nach Alkmaar und dann wieder nordwärts bis Petten, 1 Stunde von der Seeküſte und von da läuft er mit dieſer parallel bis zum Helder, wo er in den ſchönen, vor etwa 30 Jahren angelegten Seehafen von Nieuwediep endigt, und wo eine ungeheure

Dampfmaſchine ſich befindet, die unter andern den Zweck hat, den Kanal während der Ebbe mit Waſſer zu füllen. Die Zeit, welche man dazu bedarf, um Schiffe von dem Helder nach Amſterdam zu bringen, iſt 18 Stunden, wogegen ſonſt die Fahrt der nach Amſterdam beſtimmten Schiffe über die Zuyderſe, bei konträrem Winde, öfters 12 bis 14 Tage dauerte. Die Koſten des Kanals werden auf 10 bis 12 Millionen Fl. geſchäzt. Es iſt ein großer Anblick, dreimaſtige Seeſchiffe, mitten im Lande, durch ganz Nordholland fahren zu ſehen. Ja man hat ſchon Fregatten und ſelbſt ein Linienſchiff von 74 Kanonen die Fahrt auf dieſem Kanale machen ſehen.

Dünen ſind längs der Küſte laufende Sandhügelreihen, die eine Höhe von 80 bis 180 F. haben und dem Lande zum Schutze gegen die Meeresfluthen dienen. Vom Kanal zwiſchen England und Frankreich an bis zum Helder in Nordholland bilden die Küſten dieſer Länder hohe Dünen, und ſie finden ſich auch auf den Holländiſchen und Oſtfrieſiſchen Inſeln, ſo wie in einigen an der Oſtſee gelegenen Ländern. Dieſe Dünen entſtanden und entſtehen zum Theil noch durch Anwehen des Seeſandes am Strande des Meeres, nämlich bei der Ebbe durch ſtarke Winde, wenn der Strand ſehr trocken abläuft. Die vielen Dünen in Holland ſind bei den vorherrſchenden Weſtwinden gebildet worden. Zum Auffangen und Feſthalten des Sandes erzeugt die Natur gewiſſe Sandgräſer, die mit Erfolg wuchern und den Sand mit ihren feinen langen Wurzeln gleichſam wie mit einem Filze überziehen. Hiervon zeichnen ſich vorzüglich zwei Arten aus, eine mit bindfadenähnlichen Wurzeln und Gelenken, wie die Quecken, wo jeder Knoten eine neue Pflanze treibt und deren Wurzeln ſehr ſtark und ſchwer zu zerreißen ſind. Die zweite Art hat Wurzeln von 20 F. Länge mit Haarwurzeln, welche ebenfalls eine Länge von 5 bis 6 Fuß erreichen. Dieſe Gewächſe ſteigen auf 20 bis 30 Fuß an der Grundfläche dieſer Sandberge hinauf, bahnen ſich einen Weg durch den Sand und befeſtigen auf ſolche Weiſe die Dünen.

Polder heißen Strecken Landes, die ehemals mit Waſſer bedeckt waren, aus denen das Waſſer durch Schöpfräder und andere hydrauliſchen Maſchinen hinweggeſchafft und in daneben höher liegende Kanäle geleitet wird, und die durch hohe Dämme gegen neue Ueberſchwemmungen geſichert werden. Aus dieſen eingedeichten Poldern entſtehen dann fette fruchtbare Niederungen, die theils zu Wieſen- und Grasland, theils zu Ackerland benutzt werden. Der ſchönſte unter allen Poldern Hollands iſt der Beemſter in der Provinz Nordholland, nordweſtlich von der Stadt Purmerend, welcher an 8000 Morgen und 2500 Einwohner enthält, die eine ſtarke Viehzucht betreiben und viele Käſe zur Ausfuhr liefern. Auch die Beemſter Wolle ſteht im Rufe. Dieſer Polder iſt regelmäßig abgetheilt und von 10 gerade laufenden Kreuzwegen, 4 nach

der Länge und 6 nach der Breite durchſchnitten, die auf beiden Seiten mit hohen Bäumen, meiſtens Erlen beſetzt ſind, welche ſchattige Gänge bilden. Zwiſchen den Bäumen hindurch hat man die Ausſicht auf die üppigen, mit Rindvieh- und Schafheerden bedeckten Wieſen, und längs der Wege liegen die zahlreichen iſolirten Meierhöfe, deren Bauart und Reinlichkeit von dem Wohlſtande ihrer Bewohner zeugen.

Die Cichorie wächſt an Wegen und Aeckern wild, und heißt daher auch Wegwart. Man bauet ſie aber auch mit Fleiß an, und bereitet aus ihrer Wurzel, welche durch Kultur ihre natürliche Bitterkeit verliert, ein Kaffeeſurrogat, unter dem Namen Cichorien oder Deutſcher Kaffee. Sie wird zu dem Ende zerſchnitten, getrocknet, gelinde geröſtet und gemahlen. Die noch immer fortdauernde Konſumtion dieſes Cichorienkaffees hat daher den Anbau dieſer Pflanze zu einem ſehr einträglichen Nahrungszweige erhoben.

Weberkarden gehören zu den Kardendiſteln, wovon es eine wilde und zahme Art giebt. Dieſe letztere iſt hier gemeint, die an mehreren Orten zum Behuf der Wollenfabriken gebauet wird. Man bedienet ſich nämlich der Blumen- oder Samenköpfe derſelben, welche mit unterwärts gebogenen Haken bedeckt ſind, zum Aufkratzen der Tücher und Wollenzeuge, zu welchem Ende die Köpfe mit Draht in eine ſogenannte Streiche verbunden werden. Die Holländiſchen Kardendiſteln hält man für die beſten; und ſie werden noch einmal ſo theuer, als die Deutſchen bezahlt.

Die Holländer nebſt Frieſen ſind Germaniſcher Abſtammung und im Allgemeinen, hinſichtlich ihrer Körperbildung, noch ziemlich ſo, wie Tacitus die alten Bataver ſchildert, groß, ſtark, von breiten Schultern und Hüften, mehr rund und fett, als muskulös; gewöhnlich haben ſie blaue oder hellbraune Augen und blonde oder braune, nur ſelten ſchwarze Haare. Ihr Gang iſt weder zu langſam noch zu geſchwind, und kündigt den geſetzten, bedachtſamen Mann an. Sie ſind gegen die Einflüſſe der Witterung und zur Ertragung aller Arten von Strapazen abgehärtet, und genießen, wiewohl das Klima in den niedrigen Gegenden, beſonders in dem feuchten Nordholland und Zeeland dem Ausländer nicht zuträglich iſt, einer guten Geſundheit, und man ſieht unter ihnen viele alte Leute, die noch ein beträchtliches Maaß von Körperkraft beſitzen. Das weibliche Geſchlecht iſt nicht häßlich, aber auch nicht ſchön; die Geſichtszüge ſind meiſtens ohne großen Ausdruck, die Farbe etwas blaß, die Augen ohne Leben und Feuer, die Hände und Füße breit und groß, und der Wuchs zwar nicht fehlerhaft, aber zu groß und fleiſchig.

Ein außerordentliches Phlegma, weit größer als das des Deutſchen, eine große Gleichmüthigkeit zeichnen den Holländer aus. Heftige Leidenſchaften ſind ihm fremd. Sein Charakter iſt zurück-

haltend und mißtrauiſch; ſein Aeußeres ernſt und kalt. Er hört mit Aufmerkſamkeit, aber er antwortet langſam, und iſt überhaupt nicht wortreich. Sein Verſtand iſt weder umfaſſend, noch erhaben, aber ſein Urtheil treffend. Alles muß bei ihm beſtimmt, abgemeſſen und berechnet ſeyn. Er verfolgt den Gegenſtand, auf den er ſein Nachdenken gerichtet hat, mit feſtem Blicke, ohne auf Nebendinge abzuſchweifen. Sein Weg zum Ziel iſt ſtets der nächſte und richtigſte. Seine Pläne ſind wohl berechnet und erwogen, und ſeine Maßregeln jedesmal zweckmäßig. Alles iſt bei ſeinen Unternehmungen die Frucht gründlicher Einſicht; denn er urtheilt richtig, aber man muß ihm Zeit dazu laſſen. Er übereilt ſich nicht in ſeinen Entſchließungen; ein Entſchluß wird ihm ſauer, aber iſt er einmal gefaßt, ſo führt er ihn mit der größten Beharrlichkeit und Geduld aus. Er iſt geborner Kaufmann; Liebe zum Gewinn, Thätigkeit und Ordnung beherrſchen ihn. Er verachtet jede Beſchwerde, trotzt jeder Gefahr, opfert die Gegenwart gern der Zukunft, wenn er nur die Ausſicht auf Gewinn hat. Thätigkeit iſt ihm ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß ſeine ganze Lebensweiſe darauf berechnet iſt. Mit der muſterhafteſten Umſicht und Ordnung betreibt er ſein Geſchäft. Jedoch iſt er, bei aller ſeiner Gewinnſucht, im Handel ehrlich, bieder und aufrichtig. Ueberhaupt machen Ehrlichkeit, Redlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, Geradheit und Aufrichtigkeit charakteriſtiſche Tugenden des Holländers aus. In der Regel iſt er ein treuer, zärtlicher Gatte, liebevoller Vater und erprobter Freund. Mit Unrecht wirft man ihm Geiz vor; denn er iſt bloß ſparſam, ohne geizig zu ſeyn. Er ſpart, um ſeinen Erwerb zu rechter Zeit benutzen zu können, und verſplittert ſeine Einkünfte nicht in unnützen Dingen, damit er in nöthigen Ausgaben deſto weniger ſich beſchränken müſſe. Zwar hat in neuern Zeiten in den größern Städten ſich ein größerer Luxus verbreitet; doch iſt er nicht mit dem in andern Europäiſchen Städten herrſchenden zu vergleichen. Mit ſeiner Sparſamkeit verbindet er die größte Wohlthätigkeit, wovon die vielen Armenſtiftungen zeugen. Von ſeiner Freiheitsliebe und Muth hat der Holländer die glänzendſten Beweiſe gegeben*). Seine große

*) Einige merkwürdige Züge von Muth und Aufopferung ſind folgende: Als in dem Freiheitskriege 1590 70 Niederländer ſich in dem untern Raum eines Torfſchiffes verborgen hatten, um durch dieſe Liſt ſich der Stadt Breda zu bemächtigen, befand ſich unter dieſen ein Lieutenant Namens Held. Ein Katharr zwang ihn, als ſich das Schiff der Stadt näherte, zu huſten; er befürchtete daher: daß er die ganze Kriegsliſt dadurch verrathen würde, zog ſeinen Dolch und bat ſeinen Kameraden ihm das Herz zu durchſtoßen. Doch dieſer weigerte ſich, und glücklicherweiſe ließ der Huſten nach. — Als ſich der Oſtindiſche Freibeu-

Anhänglichkeit an ſein Vaterland verleitet ihn zu einer Verachtung aller übrigen Völker, vornehmlich der Deutſchen und das Schimpfwort „Moff“ iſt noch im Gebrauche. Am liebſten befindet ſich der Holländer in ſeinem Lande; ſeine Moräſte, ſeine Kanäle ſind ihm unendlich theuer, nur da iſt ihm wohl; und iſt er gezwungen, in ein fremdes Land zu ziehen, ſo muß er ſeine Sitten, ſeine Gewohnheiten, ſeine Kleidung, ſelbſt die Eigenthümlichkeiten ſeines mütterlichen Bodens dahin verpflanzen und auch im Auslande ſich ſein Holland ſchaffen. Eben ſo hängt er ſehr an den einmal eingeführten Sitten, Gebräuchen, Kleidungsſtücken und Lebensart, beſonders der Nordholländer, der Zeeländer und der Frieſe. Daher findet man im Ganzen, daß der Holländer, ungeachtet ſeines Wohlſtandes und Reichthums, der einfachen Lebensart ſeiner Vorfahren treu bleibt. Der Vorwurf der Grobheit und Ungefälligkeit, den man der Nation macht, gilt mehr von dem gemeinen Manne, deſſen erſtes Wort für jeden erwieſenen Dienſt „Betaalen“ iſt. —

---

ter Coringa der Inſel Formoſa bemächtigt und eine beträchtliche Zahl Chriſten, worunter einen reformirten Geiſtlichen Namens Hambroek mit Frau und Kindern zu Gefangenen gemacht hatte, das Fort Zeelandia aber ihm noch allein widerſtand, ſchickte er Hambroek zu dem Holländiſchen General, um ihn zur Uebergabe der Feſtung aufzufordern, wobei Hambroek angekündigt wurde, daß, wofern er nicht wiederkäme, ſein hinterlaſſenes Weib und Kinder ein Opfer des Todes ſeyn würden; kehre er aber zurück, ohne die Uebergabe des Forts ausgewirkt zu haben, ihm ſelbſt der Kopf abgeſchlagen werden ſolle. Hambroek trat zwar dieſe Geſandtſchaft an, aber bloß, um den Kommandanten in dem Vorſatze, ſich zu vertheidigen, zu beſtärken. Hierauf kehrte er zu Coringa zurück und büßte mit ſeinem Leben für ſeinen Patriotismus. — Jooſt van Trappen gab ein anderes Beiſpiel des Heldenmuths. Als er nämlich in einem Gefechte gegen 2 Spaniſche Schiffe befürchtete, zu unterliegen; ſo ſtellte er ſeinen 12jährigen Sohn bei das Pulvermagazin, und gab ihm eine brennende Lunte in die Hand, mit dem Befehle, ſo bald er Spanier auf dem Schiffe ſähe, das Schiff in die Luft zu ſprengen. — Ein anderer Kapitain Klaaszoon ſteckte 1606, nach einem verzweiflungsvollen Seegefechte, ſeine Pulverkammer wirklich in Brand und zog den Tod der Gefangenſchaft vor. — In noch friſchem Andenken iſt der Heldentod des Holländiſchen Seelieutenants Van Speyk; denn als am 5. Januar 1831 das Kanonierboot, welches er kommandirte, durch heftige Winde trotz aller Anſtrengungen gegen das Ufer an die Seite von Antwerpen getrieben und die geringe Schiffsmannſchaft von der Ueberzahl der hineinſpringenden Belgier überwältigt wurde: ſo warf er, um die Ehre ſeiner Flagge zu behaupten, Feuer in eine Pulvertonne, worauf das Schiff ſogleich mit aller Mannſchaft in tauſend Trümmern auseinander flog. Zum Andenken dieſer Heldenthat hat der König befohlen, daß allezeit ein Niederländiſches Schiff den Namen Van Speyk führen ſoll.

Die Weiber ſind außerordentlich häuslich und behaupten den Ruhm der Sittſamkeit, Keuſchheit und ehelichen Treue. Hausmütter im vollen Sinne des Wortes, halten ſie die Erziehung ihrer Kinder und die Aufſicht über das geſammte Hausweſen für ihre unerläßliche Pflicht. Dabei ſind ſie, ſo wie überhaupt der Holländer, ſehr religiös. An Sonn- und Feſttagen ſind alle Kaufläden geſchloſſen; man beſucht nicht nur regelmäßig die Kirchen, ſondern man lieſt auch täglich, zu einer feſtgeſetzten Zeit, einige Kapitel in der Bibel und andern Erbauungsſchriften.

Ein ganz charakteriſtiſcher Zug des Holländers iſt ſeine ungemeine Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, die ſich ſowohl in dem Innern ſeiner Wohnung, als auch am Aeußern derſelben und ſelbſt auf den Straßen ſeines Wohnortes zeigt. Er liebt die durch Weiße blendendſte Wäſche, und nur der Britte gleicht ihm in der Reinlichkeit. Holländiſche Reinlichkeit iſt zum Sprichwort geworden, und eine Holländerin hält es für einen größern Schimpf, eine ſchmutzige als ſchlechte Frau zu heißen. Zwar macht die Feuchtigkeit des Klimas, welche in kurzer Zeit alle Metalle angreift, den höchſten Grad der Reinlichkeit unentbehrlich; jedoch iſt ſie zuweilen ſo übertrieben, daß ſie, beſonders den Fremden, läſtig wird. Die Außenſeite der Häuſer, die Fenſter, Thüren, Treppen und Trottoirs vor denſelben werden ſo lange gereinigt, bis ſie ſpiegelartig glänzen; die Drücker an den Thüren, die Klingeln und alles Metall in den Gängen und Vorplätzen wird ebenfalls bis zum ſpiegelhellen Glanze polirt. In dem ſimpelſten Bürgerhauſe, in der gemeinſten Schenke blinken Flaſchen, Gläſer und alles Geräthe; die Fußböden ſind ſo ängſtlich rein gehalten, daß man es als den gröbſten Verſtoß gegen feine Sitten anſehen und es ſehr übel nehmen würde, wenn man aus Verſehen einmal auf den Boden ſpucken ſollte. Zu dieſem Behufe werden Quispeldoors auf den Tiſch geſetzt, um den Auswurf der Geſellſchaft gemeinſchaftlich aufzunehmen; dies ſind ſilberne, kupferne, zinnerne oder porzellanene oder auch fayençene Töpfchen, in der Größe einer Theekanne, mit einem weiten Bauche, engen Halſe und breiten Rande, die bis zur Hälfte mit Waſſer angefüllt, und wenn man ſich ihrer bedient, vor den Mund gehalten werden. Städte und Dörfer haben ein reinliches und nettes Anſehen, viele Städte ſind von Kanälen durchſchnitten, die man auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt hat. Die Häuſer ſind meiſtens von rothen Backſteinen, und überhaupt weniger in einem prächtigen als gefälligen Style erbaut; die Zimmer mit Tapeten, Gemälden, Teppichen und feinen Matten geſchmückt. In den meiſten Häuſern trifft man ſtatt der Oefen Kamine, oft vortrefflich gearbeitet und mit Porzellan-, Bronze-, Biskuit- oder anderen Figuren und Vaſen beſetzt, die eine der vorzüglichſten Zierden der Zimmer ausmachen. Da das Frauenzimmer gewöhnlich vom Kaminfeuer

entfernt ſitzt, ſo bedient es ſich einer Art von Wärmſtübchen, Stoove genannt, welche von Mahagoni oder Eichenholz verfertigt ſind, und ein irdenes Gefäß mit Torfkohlen enthalten. Die Weiber ſind ſo ſehr daran gewöhnt, daß ſie ſich ſelbſt in der Kirche, im Schauſpielhauſe und im Sommer nicht davon trennen können. Die Reichen beſitzen gewöhnlich bei den Städten Landhäuſer (Buitenplaatzen), worin ſie die ſchöne Jahreszeit zubringen. Was die Kleidung betrifft, ſo huldigt freilich in den höhern Ständen alles der Mode des Auslandes und ſelbſt in den mittlern wohlhabenden verſchwindet allmählig die alte Tracht, aber in den übrigen Klaſſen erhält ſich noch das Koſtüm der Vorfahren, das beſonders bei ſehr korpulenten weiblichen Geſtalten eben nicht geeignet iſt, die Natur zu verſchönern. Zur Arbeitstracht der Bauern und gemeinſten Städter gehören die Klompen oder Schuhe von Pappeln- oder Lindenholz, welche den Fuß weit beſſer gegen die Näſſe ſchützen, als das ſtärkſte Rindleder, ihn in der größten Kälte warm halten und nur wenige Groſchen koſten.

Die Holländiſche Kochkunſt weicht von der Franzöſiſchen und Deutſchen ab. Die Suppen ſind dünne und mager, die Schildkrötenſuppen ausgenommen und die Speiſen gewöhnlich ſchwach gewürzt. Die Gemüſe werden meiſtens nur in Waſſer gekocht, wobei eine Tunke von zerlaſſener Butter erſcheint. Das Beſte auf den Tafeln ſind die vortrefflichſten Seefiſche, das gute Kalb- und Rindfleiſch, die ſchöne Butter und Käſe. Uebrigens werden die Gerichte alle auf einmal aufgetragen. Da der Holländer gewöhnlich gar nicht oder nur wenig frühſtückt, ſo bringt er einen guten Appetit zur Mittagsmahlzeit mit, und liebt überhaupt die Freuden der Tafel. Der gemeine Mann genießt eine große Menge von Mehl- und Milchſpeiſen, Kartoffeln, Speck, gepöckeltes und geräuchertes Fleiſch, Fiſche, ſowohl friſch als geſalzen, vorzüglich Häringe. Dagegen ſind die unzähligen Kuchen der Deutſchen hier unbekannt. Was die Getränke betrifft, ſo iſt der Gebrauch des Wachholderbranntweins oder Genevers weit mehr üblich, als das Weintrinken; doch trifft man äußerſt ſelten einen Betrunkenen auf den Straßen der Städte an. Der Verbrauch des Bieres iſt auch ſtark: wiewohl die meiſten Biere ſehr mittelmäßig ſind. Kaffee und Thee ſind Lieblingsgetränke. Doch wird wohl nirgends ſo ſchlechter Kaffee getrunken als hier, welcher ſo dünn und ſchwach iſt, daß er wie gefärbtes Waſſer ausſieht und für keinen Fremden genießbar iſt. Er wird mit etwas ungeſottener Milch und größtentheils ohne Zucker getrunken. Der gemeine Mann erſetzt durch die Menge, was an der Güte abgeht, und bedient ſich deſſen wenigſtens viermal des Tages. Dagegen wird der Thee vortrefflich und ſtark zubereitet, und man ſpeiſet dazu Butterbrod mit Käſe und Fleiſch. Das Tabakrauchen iſt allgemein, ſelbſt in einigen Gegenden unter dem weiblichen Geſchlechte. Bei einem Be-

ſuche werden ſogleich, nach den erſten Begrüßungen, Pfeifen und Tabak präſentirt. Man raucht vom Morgen an, bis man zu Bette geht. Selbſt beim Deſſert werden Pfeifen und Tabak herumgegeben. Ueberhaupt betrachtet man eine Pfeife Tabak als ein Lebensbedürfniß, das ſich niemanden, wie bei uns ein Trunk Waſſer, abſchlagen läßt.

Die Vergnügungen des Holländers ſind im Ganzen ernſt und ſtill, wie ſein Charakter; ſelten überläßt er ſich dem Ausbruche einer wilden oder lauten Freude. Oeffentliche Bälle, Konzerte und Theater ſind nur in den größern Städten. Ueberhaupt iſt der Holländer kein großer Freund von Muſik und Tanz. Unter den Nationalbeluſtigungen, deren ſie im Grunde wenige haben, ſtehen die Schlittenfahrten und das Schlittſchuhlaufen oben an. Keine Nation übertrifft in der letztern Kunſt den Holländer, beſonders den Frieſen, der darin eine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und Gewandtheit beſitzt und oft in einer Stunde 2½ M. zurücklegt. An den Vergnügungen der Eisbahn nehmen Kinder und Greiſe, Jünglinge und Mädchen, Leute vom Stande und Bauern mit gleichem Eifer Theil. Die Amſtel, ein Fluß Hollands, bietet zur Winterszeit wirklich ein in ſeiner Art einziges Schauſpiel dar. Da ſieht man Zelte mit Erfriſchungen, Seiltänzer, Taſchen- und Marionettenſpieler, Schlittſchuhläufer und Schlittſchuhläuferinnen, Equipagen, Schlitten und eine Menge von Zuſchauern bunt durch einander. Alles ſchwärmt in verwirrtem, rauſchendem Getöſe, aus dem die Schellen und das Wiehern der Schlitttenpferde, Muſik, Geſchrei und Gelächter hervortönen. Auch die Kermeſſen oder Kirmſen in den Städten, mit welchen Jahrmärkte verbunden ſind, gewähren eine Zeit der allgemeinen Freude und Ergötzlichkeit, zu denen man aus den Umgebungen in großen Schaaren ſtrömt. Noch ſind das Kolfſpiel mit einem großen elaſtiſchen Ball von Seide oder Baumwolle, mit Leder überzogen, und mit einem Kolfſtock auf der gewöhnlich 80 bis 100 F. langen und 30 F. breiten Kolfbahn in Bewegung gebracht, und die Hardtrabereien (Hardbraaven) oder Pferdewettrennen zu bemerken, wobei jedoch die Pferde bloß ſtark (hard) traben dürfen.

Die Holländer reden die Holländiſche und Frieſiſche Sprache, welche Töchter der Deutſchen Sprache ſind, von der alten Sächſiſchen abſtammen und große Aehnlichkeit mit der plattdeutſchen haben. Die Holländiſche Sprache iſt Schriftſprache und hat ſchon ſeit dem 15ten Jahrhunderte eine Literatur, iſt ſehr bildſam, weich und ſanft und hat in neuern Zeiten ſehr an Ausbildung und Reinheit gewonnen, ſo daß ſie zu den gebildetſten Sprachen gehört.. Die Frieſiſche iſt bloß ein Idiom eines Theiles von Friesland, hat vieles Aehnliche von der Engliſchen und nimmt immer mehr ab. Die glänzendſte Periode der Holländiſchen Literatur fällt in das 17te und in die erſte Hälfte des 18ten

Jahrhunderts; hingegen waren die unglücklichen poltiſchen Ereigniſſe und Veränderungen, durch welche die Nation in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten gegangen iſt, den Wiſſenſchaften nicht günſtig, und die Zahl berühmter Gelehrten hat ſich gegen frühere Perioden vermindert. Aber auch noch jetzt iſt die Zahl der Holländiſchen Gelehrten, die Gründlichkeit und Gediegenheit in ihren ſchriftſtelleriſchen Werken zeigen, nicht gering und wenn man auch ſchwerlich zugeben möchte, daß die Holländer auf jeder Bahn der Wiſſenſchaft und Kunſt mit dem, was in andern Ländern geſchah, gleichen Schritt gehalten haben; ſo gereicht es ihnen deſto mehr zur Ehre, daß ſie fremdes Verdienſt ehren, ihre Literatur durch fremde Schätze bereichern und die Erzeugniſſe des Auslandes in ihren Boden verpflanzen. Und überhaupt fehlt es den Holländern weder an Empfänglichkeit für wiſſenſchaftliche Bildung aller Art und an einem nach Denk- und Lehrfreiheit aufſtrebenden Geiſte, noch an zweckmäßig und gut eingerichteten Lehr- und Unterrichtsanſtalten, und man muß mit allem Rechte die Holländer unter die wiſſenſchaftlich gebildetſten Nationen rechnen, wo die Regierung das weitere Fortſchreiten in Bildung und Aufklärung auf alle Weiſe befördert. Jede Gemeinde hat ihre Elementarſchule, die ſich in Stadt- und Landſchulen theilen. Ferner giebt es ſogenannte lateiniſche Schulen oder Gymnaſien in allen bedeutenderen Städten. Höhere Unterrichtsanſtalten ſind die 4 Atheneen zu Amſterdam, Harderwyk, Franeker und Deventer, auf welchen faſt dieſelben Wiſſenſchaften wie auf den Univerſitäten gelehrt werden, ohne daß ihnen jedoch das Recht der Promotionen zuſteht, und die 3 Univerſitäten zu Leyden, Utrecht und Gröningen, worin die Collegia in lateiniſcher Sprache geleſen werden. Außerdem unterhält man viele Unterrichtsanſtalten für beſondere Zwecke und groß iſt die Menge gelehrter und Kunſtgeſellſchaften, wovon jedoch die meiſten für ſich und ohne das Zuthun des Staates beſtehen.

Amſterdam liegt an dem Einfluſſe der die Stadt durchfließenden und ſie in die alte und neue Seite theilenden Amſtel in das Y, in welchem ſich hier der Nordholländiſche Kanal endigt. Auf der Nordſeite iſt das Y, um welches herum die Stadt in Form eines Halbzirkels ſich ausbreitet; auf der Landſeite umgeben Wieſen und Landhäuſer Amſterdam, deſſen Wälle geebnet und mit Bäumen bepflanzt ſind. Der Theil des Y, welcher den Hafen bildet, wird durch eine doppelte Reihe von Paliſſaden oder Pfählen geſchützt, die in verſchiedenen Zwiſchenräumen mit Oeffnungen zum Einlaufen der Schiffe verſehen ſind, welche Oeffnungen des Nachts geſchloſſen werden. Doch die tieferliegenden Schiffe liegen außerhalb dieſer Paliſſadenreihen, an einem Platze, der Laag genannt. An der entgegengeſetzten Seite des Y befinden ſich die Schleußen, durch welche die Schiffe in den Nordhol-

ländiſchen Kanal einlaufen. Der Boden, worauf Amſterdam ſteht, war wahrſcheinlich Meeresgrund, und iſt noch jetzt ſumpfig, daher man, um den Häuſern einen ſichern Grund zu verſchaffen, erſt eine ungeheure Menge äußerſt großer Pfähle oder Bäume vermittelſt eigener Maſchinen durch die weiche Torfſchicht von 40 bis 50 Fuß durchtreiben mußte, die in der unten befindlichen Grundlage von Sand befeſtigt, den Gebäuden zum Fundamente dienen. Im Ganzen iſt Amſterdam heller, freundlicher, durch die ausnehmende Reinlichkeit gefälliger, als ſo viele größere Hauptſtädte. Die ſchönſte Anſicht der Stadt gewährt der Hafen, welcher durch das ſogenannte Y (Ey) gebildet wird. Eine Menge Kanäle, welche alle aus der Amſtel und dem Y kommen, läuft durch die Stadt. Sie ſind mit Bäumen beſetzt und enthalten zum Theil ſtehendes Waſſer, deſſen Ausdünſtungen der Geſundheit noch ſchädlicher ſeyn würden, wenn es nicht gereinigt und durch einige Mühlen in Bewegung erhalten würde. Durch dieſe Kanäle wird die Stadt in mehr als 90 Inſeln von verſchiedener Größe zerſchnitten, über welche 290 theils ſteinerne, theils hölzerne Brücken führen, welche ſo eingerichtet ſind, daß die Fahrzeuge allenthalben hindurch fahren können. Unter denſelben zeichnet ſich nur die ſteinerne Amſtelbrücke oder Hooge Sluys aus, welche auf 35 Bogengewölben ruhet (davon 11 den Schiffen zum Durchgang dienen) und 660 Fuß lang, 70 breit und mit einem künſtlichen Eiſengeländer verſehen iſt. Die Straßen ſind gut gepflaſtert, an den Seiten mit Trottoirs verſehen, ſehr reinlich und des Nachts erleuchtet. Die vornehmſten Straßen ſind die Heeren- (Herren-), Keyzer- (Kaiſer-) und Prinzengragt, welche in drei gleichlaufenden Bogen den ganzen Umfang der Stadt beſchreiben und jede über ½ Stunde Länge haben, und ihrer Länge, Breite und ſchönen Gebäude wegen zu den ſchönſten Straßen Europäiſcher Hauptſtädte gehören, aber verhältnißmäßig mit den übrigen Stadttheilen nicht lebhaft ſind. Das größte Gewühl herrſcht in den Straßen des Mittelpunktes der Stadt, wo man auch auf der Warmuth- und Kalverſtraße einen Waarenreichthum aufgehäuft ſieht, der in Erſtaunen ſetzt. Dieſe beiden Straßen bilden beinahe ununterbrochene Reihen von Bijouterie-, Silber-, Porzellan-, Buch-, Kupferſtich-, Gemälde- und anderen Läden, die mit der größten Eleganz aufgeputzt ſind. Die Häuſer Amſterdams ſind faſt alle von rothen Backſteinen erbaut, von einfacher Bauart, zum Theil ſchmal, mit großen Fenſtern verſehen und ohne architektoniſche Pracht. Unter den Privathäuſern ſieht man viele ſchöne und anſehnliche, aber nicht wie in andern Hauptſtädten, eigentliche Palläſte oder Hotels. Wenn aber auch das Aeußere der Wohnungen der Großen weniger glänzend und prunkvoll iſt, als es ihre oft großen Schätze vermuthen laſſen, ſo wird man deſto mehr durch das koſtb... ausgeſchmückte Innere derſelben überraſcht. Die Einrichtung ... anſtändigen Amſter-

damer Hauſes iſt gemeiniglich folgende. Die eigentliche große Hausthüre, zu der eine hohe Treppe von Granit oder von polirtem Baſalt führt, iſt verſchloſſen, denn ſie wird nur bei großen Feſtlichkeiten und bei Ceremonienbeſuchen geöffnet. Eine kleine unter oder neben der Treppe befindliche Thüre führt einige Stufen hinunter in das Kellergeſchoß, wo das Komptoir, die Küche und die Speiſekammer und noch ein Paar Zimmer ſich befinden, eins für den Hausherrn, das andere für die Frau, damit ſie während der Geſchäftsſtunden ſtets bei der Hand ſind. Das eigentliche Haus wird alſo nie von Perſonen betreten, die nur in Geſchäften kommen, und kann daher um ſo eher reinlich erhalten werden. Eine mit einem Teppich belegte Marmortreppe führt in den erſten Stock, welchen die Beſuchzimmer einnehmen, worin getäfelte Fußböden mit koſtbaren Teppichen belegt, reiche Wandtapeten, vorzüglich aber prächtige Kamine, ungemein große Spiegel, ſehr theure Möbeln, vortreffliche Gemälde und große Gefäße von Japaniſchem Porzellan den Fremden in Erſtaunen ſetzen. Jedoch die eigentlichen Stücke der Gemäldeſammlung des Hausbeſitzers, ſeltne Kupferſtiche, Engliſche, Franzöſiſche und Holländiſche Prachtausgaben und andere Kunſtſammlungen, die man nur in den Kabinetten der Fürſten zu ſehen gewohnt iſt, erblickt man in dem zweiten Stock. Selbſt in ganz gewöhnlichen Häuſern ſieht man häufig die Hausflur, die Wände, die Treppengeländer mit Marmor bekleidet. Die außerordentliche Verſchwendung des Marmors muß deſto mehr in einem Lande überraſchen, wo faſt kein Stein anzutreffen iſt. Aber der Reichthum der Nation hat ihn aus den fernſten Gegenden herbeigeſchafft.

Das Stadt- oder Rathhaus, jetzt ein königlicher Pallaſt, welchen die königliche Familie bewohnt, wenn ſie, wiewohl ſelten, Amſterdam beſucht, iſt das prachtvollſte und kunſtreichſte Gebäude der Stadt, deſſen Bau in dem Friedensjahre 1648 unter der Leitung des großen Architekten van Campen begann. Dieſes von Quaderſteinen aufgeführte Prachtgebäude, freiſtehend auf dem Platze, der Damm genannt, ruhet majeſtätiſch auf ſeinem gewaltigen Fundamente von faſt 14,000 eingerammelten Pfählen oder Maſten, hat die Form eines länglichen Paralellogramms und ohne das Erdgeſchoß zwei Stockwerke, und iſt in der Mitte mit einem gewölbten Dome geziert, aus dem ein anſehnlicher Thurm mit einem künſtlichen Glockenſpiele hervorgeht. Die beiden Hauptfaçaden ſind 282 und die beiden Seitenfaçaden 222 F. lang. Die Hauptfaçaden haben in der Mitte einen 200 F. langen Vorſprung, die 4 Winkel des Gebäudes bilden ebenfalls vorſpringende Pavillons. Die Façade hat ohne den Thurm 116 und mit demſelben 183 F. Höhe. An dem erſten Stockwerk ſind 90 Pilaſter, über welchen ſich eben ſo viele Korinthiſche Säulen erheben. Der Fronton, d, mit vortrefflicher Bildhauerarbeit ge-

ziert, 82 F. lang und 18 F. hoch. Großartig iſt übrigens alles an dieſem Gebäude, das Aeußere wie das Innere. Ueberall ſieht man ſich von glänzenden Marmorwänden, Säulen und Deckenſtücken umgeben. Treppen und Treppengeländer, die Fußböden ſelbſt erinnern an jene Zeit, wo die Reichthümer und Schätze aus allen Welttheilen der Stadt zuſtrömten und unerſchöpfliche Summen dem Magiſtrate, der den Bau unternahm, zu Gebote ſtanden. Unter den herrlichen, prachtvoll möblirten Zimmern zeichnet ſich beſonders der große Marmorſaal aus, der 110 F. lang und 120 F. hoch iſt und einen Flächenraum von 7800 □Fuß einnimmt.

Haarlem. Die daſige Kathedrale iſt die größte Kirche in Holland und enthält eine ſehr berühmte Orgel mit 60 Stimmen und 8000 Pfeifen, welche eine ausnehmende Stärke und einen vortrefflichen Klang hat. Auf dem Marktplatze ſteht die marmorne Statüe des Lorenz Koſter, den die Holländer für den Erfinder der Buchdruckerkunſt halten. Vorzüglich berühmt iſt Haarlem durch ſeine Blumiſterei, wiewohl man jetzt von der frühern übertriebenen Blumenliebhaberei ſehr zurückgekommen iſt. Der berühmte Tulpenhandel wurde am ſtärkſten von 1634 bis 1637 getrieben. Man verkaufte die Zwiebeln nach dem Gewichte. 400 Aß von der Tulpe Admiral Liefken koſteten 4400 Fl., 200 Aß vom Semper Auguſtus 5500 Fl. Eine einzige Tulpenzwiebel, der Vizekönig genannt, ward 1637 um 4203 Fl., eine andere, der Admiral von Enkhuyzen um 5200 Fl. verkauft. Man muß ſich aber nicht einbilden, daß der Beſitz der Blumen die wahre Abſicht des Handels geweſen ſey, ſondern es war der Aktienhandel dieſes Jahrhunderts. Man bezahlte zwar zuweilen wirklich eine Zwiebel aus Liebhaberei theuer, aber nie hätte ſie bis zu einem ſo ungeheuren Preiſe ſteigen können, wenn nicht ein Aktienhandel daraus entſtanden wäre. Dieſer Tulpenſchwindel wurde durch die Hyazinthenliebhaberei verdrängt, deren Preis ſich jedoch nie zu einem ſolchen Grade erhob. Die Blüthezeit der Hyazinthen bei Haarlem gewährt eins der angenehmſten Schauſpiele. Die Haarlemer Hyazinthenzwiebeln finden einen ſehr ausgebreiteten Abſatz bis nach den enfernteſten Gegenden hin. Es werden außer dieſen Blumen, viele andere, als Anemonen, Nelken, Aurikeln, Iris, Jonquillen, Ranunkeln ꝛc. gezogen. 1800 verſchickte ein einziger Haarlemer Blumenhändler 18,000 Stück Türkiſcher Ranunkelklauen nach Liſſabon. Der Hauptabſatz für den Haarlemer Blumenhandel iſt der Blumenmarkt zu Amſterdam, welcher wöchentlich im Frühjahre und Sommer gehalten, und wovon der wöchentliche Abſatz auf 2500 bis 3000 Fl. berechnet wird. Die Pflanzenſchule für Zwiebelgewächſe in Oberveen bei Haarlem nimmt 100 Morgen ein und die reiche

Sammlung ſeltener Blumen in Schneevogts Garten iſt bewundernswerth.

Zaandam, Saardam. Man nennt dieſen von faſt 11,000 Menſchen bewohnten Ort ein Dorf. Es kann ſich aber mit unſern größten Landſtädten meſſen und übertrifft ſie wieder an Sauberkeit und Eleganz der Häuſer, der Alleen und Kaufläden. 700 bis 1000 Windmühlen umgeben den Ort wie mit einem Walde und liefern Oel, Farben, Schnupftabak, Pulver, Senf, Graupen, Papier, Bretter, Bohlen. Hier arbeitete 1697 mit ſeltener Aufopferung, auf den Ruhm und die Erhebung ſeines Reichs bedacht, Peter der Große, Czaar von Rußland, und legte durch die hier geſammelten Erfahrungen den Grund zu einer Seemacht, welche jetzt zu den bedeutendſten gehört. Man zeigt noch das kleine hölzerne Haus, in welchem der Czaar ſich des Glanzes und der Zeichen ſeiner Herrſchaft entäußernd, Anfangs unerkannt, als Zimmergeſelle unter dem Namen Peter Michailow lebte und ſich alle Handgriffe des Schiffbaues zu eigen machte, und doch zugleich die Zügel ſeines großen Reichs nicht aus den Händen ließ. „Ich bin hier, ließ er an den Patriarchen Adrian zu Moskau ſchreiben, um dem Worte Gottes an unſern Vater Adam zu folgen: im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen! Freilich brauchte ich nicht aus Noth zu arbeiten. Aber ich arbeite. Das Seeweſen will ich ſelbſt lernen und dann die Feinde des chriſtlichen Namens beſiegen.“ Dieſes Haus iſt ſehr ſchlecht und nur durch die Sorgfalt des Königs der Niederlande, welcher den Platz kaufte und der Kronprinzeſſin (bekanntlich aus dem Ruſſiſchen Kaiſerhauſe) ſchenkte, die es, um den Einſturz zu verhindern, mit Mauern umgeben ließ, bisher erhalten worden. Der Raum iſt ſehr eng und in 2 Kammern getheilt; die eine diente zur Werkſtätte, die andere zur Wohnung und zum Schlafgemach und hat nur ein Fenſter. Die von Peter gebrauchten Möblen ſtehen noch in der Stube und beſtehen in einem dicken hölzernen viereckigen Tiſche und 2 dreieckigen Seſſeln ohne Lehne. Kaiſer Alexander beſuchte 1814 dieſes Wohnhaus ſeines Vorfahren. Eine weiße Marmortafel in der Stube an der Wand, worin die Worte: Petro Magno Alexander, eingegraben ſind, erhält das Andenken an den Beſuch.

Broek im Waterlande. Dieſes Dorf liegt im Waterlande, einem kleinen Strich Nordhollands, und iſt wegen ſeiner übertriebenen Reinlichkeit bekannt, die ſich nicht bloß auf die Wohnhäuſer, ſondern auch auf die Straßen und Viehſtälle erſtreckt, die vor dem Dorfe liegen. Das Pflaſter der ſchmalen, durch das Dorf führenden Pfade, die weder befahren noch geritten werden können, und auf welchen oft kaum 2 Perſonen Raum haben, beſteht in rothen und bläulichen glaſurten Ziegelſteinen, die

in allerhand Muſtern gelegt ſind und auf welchen kein Schmutz geduldet wird. Die Häuſer, deren Zahl 150 beträgt, ſind zwar nicht groß, aber zierlich und bunt, doch geſchmacklos. In der Mitte iſt die Hauptthüre, zu der eine bewegliche und nur an großen Familientagen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen angeſetzte Treppe von 3 bis 4 Stufen führt. Nur bei ſolchen Feſten wird dies Allerheiligſte geöffnet. Zu den innern Wohnſtuben führt eine kleine verſteckte Hinterthüre. Schon die Küche giebt einen Vorſchmack von der Reinlichkeit, welche in den eigentlichen Stuben herrſcht. Alles iſt darin bunt angeſtrichen und polirt, der Fußboden aber mit Teppichen oder Fußmatten aus Binſen belegt. Alle Fußböden, Wände und Treppen des Hauſes ſind entweder mit Oelfarben angeſtrichen oder mit Porzellanflieſen und Marmor getäfelt. Pfannen, Tiegel, Keſſel und alles metallene Hausgeräthe muß ſpiegelblank ſeyn, und wehe dem, der etwas davon beſchmutzt. In den kleinen Gartenanlagen vor oder hinter den Häuſern herrſcht der kleinlichſte Geſchmack. Schatten giebt da kein Laubdach, kein überhängender Zweig. Die Scheere hat geſorgt, daß alles fein rund und nach der Schnur pyramidaliſch zugeſchnitten ſey. Ein Moſaik von Muſcheln und farbigem Geſtein bedeckt die Beete. Gemalte Blumen an den Einfaſſungen ſollen die natürlichen erſetzen. Gleiche übertriebene Reinlichkeit herrſcht in den Kuhſtällen, worin der marmorne Fußboden mit den feinſten Matten bedeckt, die Wände mit Flieſen eingelegt, und zu beiden Seiten, wo die Stände für die Kühe ſich befinden, der etwas erhöhete Fußboden von bemaltem Holz iſt, worauf man kein Stäubchen gewahr wird. Die Geräthſchaften, Schaufeln, Miſtgabeln ꝛc. ſind bemalt und mit vergoldetem Schnitzwerk verſehen; Eimer und Milchgefäße auswendig bunt und inwendig mit weißer Oelfarbe überſtrichen. Die Häuſer dieſes Dorfes ſind in der Regel für jeden Fremden verſchloſſen. Selbſt der Kaiſer Alexander erhielt den Eintritt in ein Haus nicht ohne lebhaftes Proteſtiren des Hausbeſitzers, aus Furcht, daß der Kaiſer Schmutz in das Haus brächte. So iſt es von einem Prediger dieſes Dorfes bekannt, daß er ſich die Liebe ſeiner Gemeinde, trotz aller angewandten Mühe nicht eher erwerben konnte, als bis er ſich, bei Beſteigung der Kanzel, der reinen Pantoffeln, die am Fuße derſelben vorher vergebens auf ihn gewartet hatten, wie ſeine Vorgänger, bediente. Die Bewohner von dieſem Dorfe, etwa 800, ſind zum Theil reiche Kapitaliſten, die hier ihre Zinſen verzehren oder auch Handelsſpekulationen machen, zu welchem Ende ſie zuweilen auf der Amſterdamer Börſe erſcheinen; außerdem entfernen ſie ſich aber nie von ihrem Wohnorte, heirathen unter einander und gehen mit niemanden außer ihrem Dorfe um.

Haag liegt ſehr angenehm, an drei Seiten von lachenden Dörfern, üppigen Wieſen, Gärten und Gehölz und an der vier-

ten von Dünen umgeben, jenſeits welchen das Meer fluthet, iſt ohne Mauern und Thore, blos mit einem Graben umſchloſſen und bildet ein liebliches Gemiſch von Stadt und Land, indem ſchöne Privathäuſer, pallaſtähnliche Gebäude, die aber mehr durch ihre Größe und Höhe als durch ihren Bauſtyl und architektoniſchen Schmuck den Namen von Pallästen verdienen, mit dazwiſchen liegenden Gärten, Promenaden und Alleen abwechſeln. Beſonders beſteht die Hauptſtraße aus einer Reihe prächtiger Gebäude. Ausgezeichnet auch ſind die öffentlichen Plätze, unter welchen der Platz die Vyverburg genannt, ein weites Viereck bildet, auf einer Seite durch eine prächtige Allee, auf der andern durch eine faſt ½ Stunde lange Waſſerfläche begränzt. Seine Mitte ziert eine Pappelgruppe und der königl. Pallaſt bildet den Hintergrund. Die Straßen ſind regelmäßig, gut gepflaſtert, zum Theil ſchnurgerade und von ausgemauerten Kanälen oder ſogenannten Gragten durchſchnitten, zwiſchen welchen und den Häuſern auf beiden Seiten Lindenalleen ſtehen. Ohngefähr 1 M. von Haag liegt in der Mitte eines Waldes, der für eine Seltenheit im Lande gilt, das Haus im Buſch, ein königl. Luſtſchloß, das von Außen höchſt einfach iſt, deſſen Inneres jedoch einen Schatz der koſtbarſten Gemälde birgt.

Rotterdam iſt nach Amſterdam die wichtigſte Stadt Hollands und hat die Form eines Dreiecks, deſſen längſte Seite an der Maas liegt, von welcher auch ein Arm einen Theil der Stadt durchfließt. Dieſer Fluß beſpült die Südſeite von Rotterdam und nimmt hier die durch die Stadt fließende Rotte auf. Aus dem von der Maas gebildeten Hafen können die Schiffe in den die Stadt durchſchneidenden tiefen Kanälen bis zu den Häuſern der Kaufleute gelangen. Rotterdam gewährt beſonders von der Maasſeite einen herrlichen Anblick und bietet überhaupt ein freundliches, heiteres Anſehen dar, welchem auch das Innere entſpricht, denn die Straßen ſind breit, gut gepflaſtert und an den Seiten mit Trottoirs verſehen, die Kanäle oder Gragten mit ſchönen Häuſern und ſchattenreichen Alleen eingefaßt, und die Häuſer ſelbſt, meiſtens von 5 bis 6 Stockwerken, gewähren durch ihre Reinlichkeit, durch ihre mit heitern Farben bemalte Außenſeite und ſpiegelhellen großen Fenſter einen gefälligen Anblick. Die Herrenſtraat und der mit Bäumen bepflanzte und anſehnlichen Gebäuden beſetzte Kai längs der Maas, die eine ſehr angenehme Ausſicht auf die von Schiffen belebte Maas darbietet, ſind die ſchönſten Straßen der Stadt.

Maſtricht, eine ziemlich anſehnliche Stadt und ſtarke Feſtung, liegt an der Maas und hat eine Citadelle auf dem St. Petersberge, worin ein durch Menſchenhände entſtandenes Labyrinth von unterirdiſchen Gängen ſich ſehr weit erſtreckt. Die Arbeiter, die in dieſen finſtern ſich auf die verſchiedenartigſte Weiſe

durchkreuzenden Gängen mit Steinbrechen beſchäftigt ſind, würden ſich darin verirren, wenn nicht der Inſtinkt ihrer Hunde oder Pferde ſie wieder auf den rechten Weg zurückführte. Die an dieſem Orte herrſchende Dunkelheit und Stille iſt ſo groß, daß man ſich außerhalb der bewohnten Welt verſetzt glaubt; es ſcheint ein unermeßliches Grab zu ſeyn, in welchem man ſich befindet; viele Tauſende von Menſchen könnten darin wohnen, wenn ſie Lebensmittel und Licht hätten. Während der blutigen Kriege, von denen die Niederlande früher heimgeſucht wurden, flüchteten die Bewohner Maſtrichts und der Umgegend in dieſe Unterwelt. Ein Reiſender (der Buchhändler John Murray in London) erzählt von ſeinem Beſuche dieſer Höhle folgendes: „Nachdem wir die zahlreichen Feſtungswerke von Maſtricht überſchritten und ½ Stunde lang an den maleriſchen Ufern der Maas entlang gegangen waren, kamen wir am Fuße des Hügels an, auf welchem das neue Fort gebaut iſt, das von dieſer Seite die Stadt vertheidigt. Wir hatten noch ein kleines Gebüſch zu paſſiren und gelangten dann an die Oeffnung der St. Petershöhle, wo wir, auf das Geheiß unſerer Führer, die Fackeln anſteckten und in das Innere der Erde eintraten. Nachdem wir das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatten, die durch das flackernde Licht kaum ein wenig gemildert wurde, bemerkten wir eine Grotte von 52 F. Breite und 44 F. Höhe. Von da gingen wir einem in den Felſen horinzontal eingehauenen gallerieartigen Stieg entlang, der bald 20 und bald 6 Fuß Höhe hatte. Rechts und links unterſchieden wir ähnliche fortlaufende Gallerien, deren Wände an einander ſtoßen und ohne Seitenöffnungen ſind. Nachdem wir eine halbe Stunde gewandert waren, bemerkten wir lange, mehr oder weniger breite Wege, die jedoch eine Wölbung von 20 bis 30 F. hatten. Dieſe Art unterirdiſcher Straßen, die ſeit 2000 Jahren von Menſchen gegraben worden und immer zahlreicher werden, erſtrecken ſich auf ein Gebiet, das 6 Stunden lang und 2 Stunden breit iſt. Während wir vorwärts gingen, machten wir unſere Bemerkungen über die Natur der Galleriewände, einige waren rauh und uneben, andere dagegen glatt und glänzend, als wären ſie künſtlich geſchliffen. Wir gewahrten oft Aushöhlungen, wo mitten durch den Sand der von Arbeitern ausgehauenen Steine Inkruſtationen von Muſchelwerken, Pflanzen und verſteinerten Fiſchen, den Ueberbleibſeln einer alten Welt, ſich zeigten. Die Ueberbleibſel einer Art von rieſenhafter Eidechſe feſſelten beſonders unſere Aufmerkſamkeit. Wir nahmen davon eine Zeichnung auf, und den verſchiedenen Theilen nach zu ſchließen, ſo weit wir ſie nämlich beiſammen hatten, muß dieſe Amphibie wenigſtens 35 bis 40 Fuß lang geweſen ſeyn. Unſer Führer brachte uns an einen Ort: der Springbrunnen genannt, wo wir uns am Rande eines ziemlich großen Baſſins hinſetzten, das die Natur in einer Glimmerſchicht gebildet

hat, und wo ein dünner Waſſerſtrahl ſich ergießt, der aus dem Fuße eines von zwei ungeheuren Felſen eingezwängten, verſteinerten Baumes hervorſprudelt. Nach einigen Augenblicken der Ruhe traten wir in eine Gallerie ein, deren mit glänzendem Tropfſtein bekleidete Wände wir eben recht aufmerkſam unterſuchen wollten, als ein Zufall unſern geologiſchen Forſchungen ein Ende machte. Wir waren nämlich eben in einen neuen Gang eingetreten, als wir beim Schein unſerer Fackeln mitten in der Gallerie einen Gegenſtand gewahrten, den wir Anfangs für einen Steinblock hielten, der vom Gewölbe heruntergefallen ſey; unſer Führer, der dieſe Gallerie nicht kannte, wiewohl er ſeit 20 Jahren allen Beſuchern als Cicerone gedient hatte, ſchritt muthig vorwärts; kaum hatte er jedoch den Gegenſtand erkannt, als er vor Schrecken zurückfuhr, indem er ausrief: das iſt ein Menſch! Wir näherten uns ſofort, um dieſem Menſchen einige Hülfe zu bringen, fanden jedoch nur ein Skelett, eine wahrhafte ausgetrocknete Mumie, welche die trockene Luft der Höhle und der Mangel jeder Art von Inſekten in derſelben vollkommen erhalten hatten. Seine Kleidungsſtücke waren unverſehrt, ein dreieckiger Hut lag neben ihm und in der rechten Hand drückte er einen Roſenkranz feſt an ſich. Die Eingeſchrumpftheit ſeiner Gliedmaßen deutete darauf hin, daß dieſer Unglückliche, nachdem er ſich in dieſem ſchrecklichen Labyrinthe verirrt hatte, den Peinigungen des Hungers unterlegen ſey. Nach dem Schnitte ſeines Kleides zu urtheilen, war etwa die Mitte des 18ten Jahrhunderts als die Zeit ſeines Todes anzunehmen."

Belgien.

Was die Geſchichte Belgiens betrifft, ſo verweiſen wir den Leſer auf die oben mitgetheilte Geſchichte der Niederlande.

Die Hummer oder Seekrebſe ſind die größten unter den Krebſen, finden ſich in der Nord- und Oſtſee ſehr häufig auf felſigem Meeresboden und tief in den Ritzen ſteckend; ſchlammigen Boden meiden ſie. Dem Flußkrebſe ſind ſie an Geſtalt und Farbe ähnlich, werden aber weit größer, gewöhnlich 6 bis 8 Zoll, doch zuweilen auch 1 Fuß und darüber. Ja man hat ſie von 3 Fuß Länge und 12 Pfund Schwere gefangen. Sie halten ſich nicht zu allen Jahreszeiten in einer gleichen Tiefe auf. In der Mitte des Sommers nähern ſie ſich am meiſten dem Lande und laſſen ſich in einer Tiefe von 36 Fuß finden. So wie ſich die Sonne entfernt, gehen ſie auch immer weiter und tiefer in die See. Ihre Fortpflanzung iſt ſehr ſtark; man hat unter dem Schwanze eines einzigen Hummers 12,444 Eier gezählt. Man fängt ſie in ſogenannten Hummerkörben, die man mit Lockſpeiſe verſehen, ins Meer ſenkt und ſie, nachdem ſie eine Zeitlang darin

gelegen, ſammt den Hummern wieder heraufzieht. Wegen des zwar harten und ſchwer verdaulichen, aber als Leckerbiſſen ſehr geſchätzten Fleiſches, werden ſie weit verführt. Die beſten kommen aus Norwegen. Sobald ſie zu Lande verfahren werden, müſſen ſie abgeſotten werden; zu Waſſer werden ſie in eignen Hummerſchiffen, die doppelte Böden haben und wo der untere Raum beſondere, nach Art der Fiſchkaſten mit Löchern verſehene Kaſten enthält, transportirt. In ihren Scheeren beſitzen ſie eine große Stärke.

Ginſter oder Geniſte iſt ein ſtrauchartiges Gewächs, von dem es mehrere Arten giebt, z. B. den Färbeginſter, der das ſogenannte Schüttgelb liefert. Hier aber iſt gemeint die Pfrieme, (Spartium Scoparium) welche man auch Ginſter zu nennen pflegt, und welche in Belgien theils zu Korbgeflechten, theils zur Düngung auf Sand- oder ſtark ſandigem Thonboden künſtlich gebaut wird. Auch bekommt dieſes Gewächs nach dem dritten Jahre holzige Stämme, welche als Brennmaterial in den holzarmen Gegenden Belgiens in Werthe ſtehen. In mehreren Gegenden wächſt eine andere Art Ginſter, Stachelginſter (Ulex Europaeus) genannt, welcher wegen ſeiner vielen Stacheln ſehr zu Hecken tauglich iſt, und im dürrſten Boden fortkommt. Wo es an Futter für das Vieh fehlt, werden ihm die Blätter und die Stängel davon klein geſchnitten gegeben.

Die Belgier theilen ſich in Flamänder und Wallonen. Jene bewohnen den nördlichen Theil Belgiens oder die Provinzen Belgiſch-Limburg, Südbrabant, Antwerpen, Oſt- und Weſtflandern: dieſe den ſüdlichen Theil oder die Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich und Belgiſch-Luxemburg. Jene reden die Flämiſche, dieſe die Walloniſche Sprache. Die erſtere iſt ein höchſt verdorbener Dialekt der Deutſchen, der weder Holländiſch noch plattdeutſch iſt, aber mit dem Holländiſchen die meiſte Aehnlichkeit hat. Die Walloniſche Sprache iſt ein eben ſo im höchſten Grade verdorbenes Franzöſiſch, wie das Flämiſche ein verdorbenes Deutſch iſt *). Beide Sprachen, ſowohl die Flämiſche

---

*) Zur Probe der Aehnlichkeit des Walloniſchen mit dem Franzöſiſchen laſſen wir hier ein Stück aus einem Volksliede folgen:

Waloniſch	Franzöſiſch
J'aveu de lar Som m' planchi	J'avois du lard sur mon grenier,
Et del bire em cave,	Et de la bière dans le cave,
Y son bu et to magni	Ils ont tout bu et tout mangé,
Esse non-l'y leï kille tave	Ils n'ont laissé que la table.
Kan y vont a voyeche,	Quand ils vont en voyage
Y fa renply leu Seiche,	Il faut remplir leurs Sacs,
On nelle scareu wagni a fai	On ne sauroit gagner fur á mesure,
Po renpli leu boyai	Pour remplir leurs boyaux.

als Walloniſche, ſind bloß Volksſprachen geblieben, ohne ſich zu Schriftſprachen mit einer Literatur zu erheben. Gegenwärtig bemühet man ſich, die Flämiſche Sprache wieder zur Schrift- und Nationalſprache zu erheben; ſchon erſcheinen einige öffentliche Blätter in derſelben. Die Franzöſiſche Sprache iſt, vorzüglich ſeit der Zeit, daß Belgien mit Frankreich vereinigt war, unter den Gebildetern ſehr verbreitet, und die hier erſcheinenden Bücher ſind Franzöſiſch geſchrieben, welches auch gewöhnlich Gerichtsſprache iſt.

Die Flamänder gleichen in ihrem Aeußern, in ihrer Lebensart und manchem Charakterzuge dem Holländer. Sie ſind eben ſo nüchtern, einfach in ihrer Lebensweiſe und beharrlich, eben ſo arbeitſam, thätig und kaufmänniſch geſinnt, eben ſo ehrlich im Handel und gewiſſenhaft in ihren Verſprechungen, eben ſo zurückhaltend und verſchloſſen, aber feſt in der Freundſchaft, ſobald man ihr Zutrauen gewonnen hat, eben ſo ſchwerfällig und phlegmatiſch, als die Holländer — und doch waren beide Völker in ihrer Vereinigung zu Einem Staate, ſich fremd durch Sprache, Religion und politiſche Anſichten, und trotz ihrer äußern Vereinigung herrſchte zwiſchen beiden entſchiedener Haß und Abneigung, indem ſich die Belgier für zurückgeſetzt und aufgeopfert hielten und ſie überhaupt blinde Anhänger des Herkömmlichen, Freunde der Unabhängigkeit und Freiheit, äußerſt eiferſüchtig auf ihre hergebrachten Rechte und erbittert über die Mißhandlungen und Erſchwerniſſe ſind, die ihnen von jeher hinſichtlich des Handels von den Holländern verurſacht worden waren. Dazu kommt noch, daß die Belgier im hohen Grade bigott und die Holländer es nicht ſind, und mit beſonderer Vorliebe an Allem hängen, was Franzöſiſch heißt, während der Holländer ſich mehr dem Deutſchen nähert. Kein Wunder war es daher, daß endlich im Jahre 1830 der Haß der Belgier gegen die Holländer in einen offenen Aufruhr gegen die bisherige Holländiſche Regierung ausbrach und die Trennung von Holland herbeiführte.

Die Wallonen ſind klug, lebhaft, unternehmend und unerſchrocken. Sie kennen keine Furcht vor dem Tode, oder vielmehr den Werth des Menſchenlebens nicht. Zum Soldaten ſind ſie geboren; haben von Natur eine gute Haltung und ſind einer unglaublich ſchnellen militäriſchen Bildung fähig. Verſteht jemand auf die Wallonen zu wirken, ſo iſt er im Stande, alles mit ihnen auszurichten. Ihr Haß gegen die Deutſchen war von jeher unverſöhnlich, daher ihre Hinneigung zu Frankreich, mit dem ſie durch Sprache verwandt ſind.

Die Belgier ſtehen im Allgemeinen in wiſſenſchaftlicher Bildung den Holländern nach, wiewohl es ihnen keinesweges an vortrefflichen natürlichen Anlagen fehlt. Für Verbeſſerung und größere Verbreitung der Unterrichtsanſtalten iſt unter der Holländiſchen Regierung viel in Belgien geſchehen, allein es ſcheint von den Be-

wohnern nicht mit dem verdienten Dank anerkannt worden zu ſeyn. Es giebt jetzt faſt in allen Gemeinden Elementarſchulen und für den gelehrten Unterricht beſtehen in den bedeutendern Städten Gymnaſien und 4 Univerſitäten zu Löwen, Gent, Lüttich und Brüſſel, von denen die drei erſteren 1828 zuſammen 1557 Studenten zählten, wovon 651 auf Löwen, 395 auf Gent und 511 auf Lüttich kamen. Gelehrte Geſellſchaften und beſondere Unterrichtsanſtalten ſind gleichfalls vorhanden. Doch bedarf gegenwärtig der Elementarunterricht und überhaupt das Schulweſen einer neuen geſetzlichen Einrichtung um ſo mehr, als die frühern Anordnungen unter der Holländiſchen Regierung verworfen worden ſind, ohne daß etwas Anderes an ihre Stelle getreten wäre. — Von den ſchönen Künſten iſt unſtreitig die Malerei am glücklichſten in den nördlichen und ſüdlichen Niederlanden kultivirt worden und hierin wetteifert Belgien mit Holland. Beide Länder beſitzen ihre eigenen Malerſchulen; die Schule der Holländiſchen Maler iſt unter dem Namen der Holländiſchen und die Schule Belgiens unter dem Namen der Flandriſchen bekannt. Die Holländiſche nimmt ihren Anfang mit Lukas van Leyden, der 1494 geboren war, und zeichnet ſich durch treue Nachbildung der Natur aus, iſt aber ohne dichteriſche Kompoſition, und wählt gemeiniglich Gegenſtände der gemeinen und gewöhnlichen Natur, ja nicht ſelten unedle, niedrige Naturgegenſtände. Die Flandriſche Schule, als deren Gründer man Johann van Eyk, ſonſt auch Johann von Brügge genannt und im 14ten Jahrhunderte lebend, anſehen muß, zeichnet ſich durch glänzende Farbengebung, durch Größe der Kompoſition, durch einen eigenthümlichen Adel der Geſtalten und einen ſtarken, aber natürlichen Ausdruck aus.

Brüſſel iſt eine ſehr ſchöne Stadt, vorzüglich wegen ihrer vielen Palläſte und geſchmackvollen Privathäuſer und theils auf der Ebene, theils auf einer Anhöhe erbaut. Dieſer höher gelegene Theil der Stadt iſt der glänzendſte, und in demſelben wird durch aus Franzöſiſch geſprochen und Sitten und Trachten ſind Franzöſiſch. Geht man von da weiter in die Mitte der Stadt und entfernt ſich von dieſem höhern Theile Brüſſels nach dem zur Schelde führenden Schiffskanale, wo die niedrigſte Volksklaſſe wohnt, ſo hört man immer mehr das unangenehme Flämiſch. Die ſchönſte Straße, und eine der ſchönſten Europas, iſt die jetzt um eine Viertelſtunde verlängerte Königsſtraße, wo ſich eine Reihe ſchöner Palläſte hinzieht. Wahrhaft prächtig iſt der Königsplatz, von allen Seiten mit prachtvollen, in den edelſten Verhältniſſen aufgeführten Gebäuden umgeben, von welchem Platze aus ſchöne Straßen nach allen Richtungen hinführen. In der Nähe des Königsplatzes iſt der Park, den ſchöne Alleen durchſchneiden und prächtige Häuſer umgeben. Dieſer Park, der das königliche Schloß umgränzt, enthält in ſeiner Mitte ein großes Baſſin mit Gold-

und Silberfiſchen und iſt der Lieblingsſpaziergang der Brüſſeler, die ſchaarenweiſe hier ſich einfinden und ſich in den daſelbſt befindlichen Zelten und Kaffee- und Weinhäuſern vergnügen. Nahe am Park ſieht man das Nationalmuſeum, ein ſchönes, pallaſtartiges Gebäude, wo eine breite, ſehr ſchöne Treppe zu dem faſt unüberſehbar langen und großen Saale führt, der einen großen Reichthum von ausgeſuchten Gemälden in ſich faßt und ſein Licht von oben erhält. Eins der vorzüglichſten Gebäude Brüſſels iſt das im Gothiſchen Style erbaute Stadthaus mit einem 364 Fuß hohen Thurme, auf deſſen Spitze eine 17 F. hohe kupferne und übergoldete Bildſäule des Erzengels Michael, der zu ſeinen Füßen den Drachen hat, ſich erhebt.

Brüſſel liefert die vorzüglichſten Spitzen, welche für die erſten in Europa gehalten werden. Die Spitzen theilen ſich in zwirnene und ſeidene (Blonden), wovon die erſten entweder aus Flachszwirn (Spitzenzwirn, Batiſtzwirn) oder aus gezwirntem Baumwollengeſpinnſte verfertigt ſind. Die Verfertigung feiner Zwirnſpitzen zerfällt erſtens in die Kunſt, ganz gleichen, gut gebleichten, haltbaren, feinen Zwirn zu gewinnen und zweitens in die Kunſt, aus dieſem Zwirne feine Spitzen zu klöppeln oder zu nähen. Zwirnſpitzen ſind die geſuchteſten und theuerſten, ſeidene Spitzen ſind minder theuer, aber auch minder ſchön und haltbar. In Brüſſel werden nur feine Spitzen aus Flachszwirn verfertigt, und es ſind daſelbſt mehrere Fabriken, welche ſich damit beſchäftigen. Zu Spitzenzwirn kann nur geländerter *), mit außerordentlicher Vorſicht ſortirter und geröſteter Flachs verarbeitet werden. In Belgien wird bloß in der Gegend von Tournay ſolcher in größerer Quantität producirt. Der beträchtlichere Theil des Bedarfs muß jedoch aus dem Franzöſiſchen Departement Norden bezogen werden. Dieſer feine Flachs wird nur geklopft, nicht gehechelt, in den Handel gebracht. Auch die Spinnerin, welche dieſen Flachs erhält, hechelt ihn nicht, ſondern indem ſie kleine Partien mit der linken Hand frei in der Luft hält, bürſtet ſie ihn mittelſt einer eigenen runden Bürſte ſanft und ſorgfältig mit der Hand durch, bis ſie glaubt, daß die Flachsfaſern möglichſt klein getheilt ſind. Das Spinnen

---

*) In mehreren Gegenden Belgiens wird der Flachs geländert, d. h. es wird über das ganze Flachsfeld ein Netz von Geländen etwa einen Schuh hoch und 12 bis 18 Zoll weit, aus ſchwachem Stangenholz gemacht, wodurch der Flachs emporwächſt; oder es werden eine Menge vieläſtiger Reiſer ſchief in den Boden geſteckt, und der Flachs wächſt dann an dieſen empor. Nur Flachs, welcher auf ſolche Weiſe gezogen worden iſt, gewährt Batiſt- und Spitzengarn, wozu anderer Flachs nie brauchbar iſt.

geſchieht auf dem ſehr einfachen Brabanter Spinnrade, an welchem der Rocken nicht aufwärts ſteht, ſondern in einer paſſenden Höhe horizontal liegt und nur aus einem einfachen hölzernen Stabe beſteht. Auf dieſem Stabe werden die Flachsfaſern der Länge nach aufgeſchichtet, gebürſtet und an beiden Enden mit Bändern locker befeſtigt. Der Faden darf nur mäßig, nicht zu ſtark gedrehet werden. Die Spinnerin ſoll eine Flachsfaſer nach der andern, gleichſam für ſich verſpinnen. Um dies zu bewerkſtelligen, wird zwiſchen dem Flachſe und dem Flachsſtabe ein Streifen dunkelblaues Papier angebracht, ſo daß die Spinnerin durch den dunkeln Hintergrund in den Stand geſetzt wird, die einzelnen Flachsfaſern ſehen und herausziehen zu können, was außerdem nicht möglich wäre. Dieſe Feinſpinnerei iſt äußerſt ſchwierig und koſtſpielig. So viel indeſſen auch dabei auf die Geſchicklichkeit und den Fleiß der Spinnerin ankommt, ſo bleibt der Erfolg doch weſentlich von der Güte des Flachſes abhängig. Die Spinnerinnen ſelbſt ſind nicht in Fabriken beiſammen, ſondern jede ſpinnt einzeln in ihrer Wohnung, größtentheils auf dem Lande zerſtreut. Sie werden von einer Aufſeherin öfters beſucht. Das geſponnene Garn wird dem Fabrikanten eingeliefert, welcher deſſen eigentliche Feinheit bei einem gewiſſen Grade der Trockenheit durch das Gewicht beſtimmt und die Strähnchen hiernach ſortirt. Nun geht das Garn als ein Handelsartikel in die Hände des Spitzenzwirnfabrikanten über. Dieſer wiederholt die Sortirung des Garns mit doppelter Genauigkeit und läßt das Gleiche zwirnen. Der Spitzenzwirn beſteht immer nur aus 2 Fäden, und wird auf Zwirnmaſchinen gemacht, welche 100 Spulen und darüber haben. Hierauf kommt der Zwirn zur Bleiche. Die Kunſt des Zwirnbleichens iſt bekanntlich noch größer, als die der Leinwandbleiche; der weit theuere Spitzenzwirn aber erfordert eine unendlich vermehrte Sorgfalt. Der gebleichte Spitzenzwirn wird nun ebenfalls ſortirt und iſt ein theurer Handelsartikel. Es giebt davon nach der größern oder geringern Feinheit, ſehr viele Nummern, wovon ein Pfund des feinſten Zwirns mit mehr als 1200 Fl. Rheiniſch bezahlt wird. Den höchſten Preis gab man 1822 für die Unze zu 120 Fl., alſo für das Pfund auf 1920 Fl. an. Der Spitzenfabrikant bezieht den Zwirn gebleicht von dem Zwirnfabrikanten. Er giebt ihn in genau abgewogenen Quantitäten ſeinen Spitzenmacherinnen, welche nicht in der Fabrik, ſondern in ihrem Hauſe arbeiten und die verfertigten Arbeiten dem Fabrikanten ſammt den Zwirnreſten und Abgängen gewiſſenhaft einliefern. Die Spitzenmacherin klöppelt aus dem empfangenen Zwirn den Fond in höchſtens 2 Zoll breiten Bändern, welche ihr nach der Elle bezahlt werden. Alle Spitzenfabrikate, ſie mögen ſo breit ſeyn, als ſie wollen, beſtehen aus ſolchen Bändern, welche mit der Nadel im Hauſe des Fabrikanten ſo genau zuſammengeſetzt werden, daß das geübteſte Auge die-

ſen Anſatz nicht zu erkennen vermag. Während der Arbeit ſelbſt findet aber die Spitzenmacherin in dem beſten Zwirn noch immer einige Stellen, wo er zu ſtark oder zu ſchwach, wo die zuſammengezwirnten Fäden von ungleicher Stärke waren und dergleichen Mängel. Solche Stücke bricht ſie ſorgfältig aus und bewahrt ſie zum Belege ihrer Zwirnverwendung auf. Die Preiſe der Brüſſeler Spitzen gehen ins Unglaubliche und ſind, wie die Spitzen ſelbſt, ſehr verſchieden. Zu den Spitzenarbeiten werden die Mädchen ſchon mit einem Alter von 5 Jahren verwendet, und deſſen ungeachtet wird auch das geſchickteſte 12 bis 13 Jahre alt, bis es eine Arbeit von einigem Belange anvertraut erhält. So viele Genauigkeit und Uebung fordert dieſes Geſchäft.

Das an der von Brüſſel nach Charleroi führenden Straße gelegene Vorwerk la belle Alliance hat einer der entſcheidendſten Schlachten den Namen gegeben, welche die Preußen nach dieſem Vorwerke, die Britten nach dem Dorfe Waterloo, wo Wellington den Tag vorher ſein Hauptquartier hatte, und die Franzoſen nach dem Dörfchen Mont St. Jean, bis wohin ſich die Schlacht ausdehnte, benennen. Nachdem nämlich Napoleon die Inſel Elba, mit deren Beſitz er ſich nach ſeiner Thronentſagung hatte begnügen müſſen, im Jahre 1815 wieder verlaſſen und nach Verjagung Ludwigs XVIII., ſich aufs neue zum Herrn von ganz Frankreich gemacht hatte, ſtellte er ſich an die Spitze der an der Gränze von Frankreich und Belgien verſammelten Franzöſiſchen Armee und beſchloß die in Belgien ſtehenden Heere der Alliirten zu überfallen und zu ſchlagen, bevor die übrigen Truppen der Alliirten ſich vereinigen könnten. Es gelang ihm am 16. Junius 1815, durch Ueberlegenheit die Preußen, welche Blücher kommandirte, bei dem Dorfe Ligny zu beſiegen und zum Rückzuge zu nöthigen. Napoleon in der Vorausſetzung, durch ſeinen Sieg bei Ligny ſeinen Hauptzweck, das Heer der Britten von den Preußen zu trennen, vollſtändig erreicht zu haben, glaubte nun gewiß auch das Brittiſche Heer unter Wellington ſchlagen und Brüſſel einnehmen zu können. Wellington von der Beſiegung der Preußen unterrichtet, ließ bei dem Feldmarſchall Blücher anfragen, ob er für die nächſten Tage auf ſeinen Beiſtand rechnen könne. Blücher verſprach es. Kaum war der 17te Junius angebrochen, als Napoleon einen Theil ſeines Heeres zur weitern Verfolgung der Preußen abſchickte, und ſich ſelbſt mit dem Hauptheere in Bewegung ſetzte, um Wellington anzugreifen. Doch letzterer hatte ſich auf der nach Brüſſel führenden Heerſtraße, bis in die Gegend von Mont St. Jean, La belle Alliance und Planchenoit zurückgezogen, wo er, im Vertrauen auf Blüchers verſprochenen Beiſtand, die Schlacht gegen Napoleon annehmen wollte. Sein Hauptquartier hatte er zu Waterloo. Die Franzoſen waren am 17ten des Abends in dieſe Gegend gelangt, und begannen am 18ten die Schlacht.

Die Britten waren mit den Niederländern, Braunſchweigern, Hannoveranern und Naſſauern 50 bis 60,000 Mann ſtark, die Franzoſen gegen 95,000. Die letzten waren nicht wenig erſtaunt, als ſie das Brittiſche Heer in Schlachtordnung ſahen, denn die ganze Nacht hindurch hatten ſie den Wahn unterhalten, daß die Britten ihren Rückzug nach Brüſſel fortſetzen würden. Napoleon ſelbſt hatte die Nacht hindurch nichts ſo ſehr befürchtet, als daß die Engländer ihm entwiſchen könnten. Um ſo größer war ſeine Freude, als er ſie bereit ſah, eine Schlacht von ihm anzunehmen. „So hab' ich denn endlich dieſe Engländer!" rief er aus. Es war Vormittags um 11 Uhr, als von Franzöſiſcher Seite das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Zuerſt ging der Angriff gegen den rechten Flügel, dann, da dieſer ſich hartnäckig hielt, gegen das Centrum, wo der Kampf am hitzigſten entbrannte. Mit unglaublicher Wuth ward um den Beſitz der Häuſer, Meiereien und Dörfer geſtritten, die ſich in ſeiner Umgebung befanden: allein unmöglich ward es den Franzoſen, Vortheile zu erringen. Doch war die Lage des Brittiſchen Heeres mit jedem Augenblicke mißlicher geworden, und noch immer erſchienen die Preußen nicht, denen der Engpaß bei St. Lambert große Schwierigkeiten entgegengeſtellt hatte. Endlich um 5 Uhr brachen die erſten Preußen unter Bülow aus dem Walde von Frichemont hervor und kamen den Franzoſen in die rechte Flanke, welchen jedoch Napoleon ein Armeekorps entgegen ſchickte, ſo daß ſich bald auch hier ein mörderiſcher Kampf entwickelte. Durch die Erſcheinung der Preußen zur Verzweiflung gebracht, glaubte Napoleon alles wagen zu müſſen, um alles gewinnen zu können. Er bildete aus ſeiner zahlreichen Garde, welche bisher noch nicht gebraucht worden war, eine neue Angriffskolonne, und gebot ihr, im Sturmſchritt gegen den Mittelpunkt des feindlichen Heeres vorzurücken. Nichts ſchien ihnen widerſtehen zu können, als ſie muthig und in geſchloſſenen Reihen vordrangen. Doch die Engländer wußten bereits, daß die Preußen ihnen zur Hülfe erſchienen waren; und was bei den Franzoſen die Verzweiflung bewirkte, daſſelbe wirkte bei ihnen die Hoffnung. So wild auch der Andrang der Franzoſen war, ſo feſt und unerſchütterlich ſtanden die Britten, und ihr Gewehrfeuer und ihre Artillerie zerſchmetterte die Vordern in Maſſen, ſo daß die Uebrigen in Verwirrung die Anhöhen herabſtürzten, während die Britten den Fliehenden nacheilen und ſie vor ſich hertreiben. Inzwiſchen war auch die zweite Preußiſche Kolonne, bei welcher ſich Blücher ſelbſt befand, in die rechte Seite des Feindes vorgedrungen. Hierdurch wurden die Franzoſen in einen regelloſen Haufen zuſammengekeilt, der ſein Heil im Fliehen nach der Chauſſee rückwärts ſuchte. Die Unordnung und Verwirrung überſtieg nun jeden Begriff und der Rückzug ward zu einer wilden verworrenen Flucht, die mit jeder Minute zunahm. Aller Muth iſt geſunken und man hört den Ruf:

Rette ſich, wer da kann! Es war 9 Uhr Abends, als der Zufall den Preußiſchen Feldmarſchall und den Brittiſchen Oberbefehlshaber bei den beiden Häuſern zuſammenführte, von wo aus Napoleon die Zügel der Schlacht geleitet hatte. Beide begrüßten ſich als Sieger; und da ſie fühlten, daß keiner ohne den andern die Schlacht gewonnen haben würde, die beiden Häuſer aber die Benennung la belle Alliance führten: ſo brachte Blücher in Vorſchlag, die Schlacht nach dieſen beiden Häuſern zu benennen. Groß war der Verluſt der Alliirten, gegen 24,000 Mann an Todten und Verwundeten, aber noch größer der Verluſt der Franzoſen, und immer größer wurde er durch die raſche und ununterbrochene Verfolgung der Preußen, ſo daß die Franzoſen an dieſem und den folgenden Tagen 30,000 Todte und Verwundete, 20,000 Gefangene, 280 Kanonen, 600 Munitions-, über 1000 Packwagen verloren und nicht wieder zuſammen zu bringen waren. Dieſe eine Schlacht entſchied den ganzen Krieg, Paris fiel in die Hände der Alliirten und Napoleon war genöthigt, zum zweitenmal abzudanken, und gerieth, indem er zur See entfliehen wollte, in die Gewalt der Britten, die ihn auf die einſame Inſel St. Helena in Afrika verbannten, wo er bis zu ſeinem Tode als Gefangener lebte.

Zum Andenken an dieſe ſo folgenreiche Schlacht findet man jetzt auf dem Schlachtfelde mehrere Denkmäler. So hat die Niederländiſche Regierung einen kegelförmigen Hügel, deſſen Baſis im Umfange 2160 F. und Höhe 200 F. beträgt, errichten laſſen, zu deſſen Gipfel eine doppelte ſchneckenförmige Treppe von 230 Stufen führt, wo ſich ein 60 F. hoher Pfeiler erhebt, der einem 12 F. hohen und 21 F. langen Löwen von Gußeiſen zum Fußgeſtelle dient. Dieſes Monument bezeichnet den Ort, wo der Prinz von Oranien im rühmlichen Kampfe für die Freiheit und ſein Königreich verwundet ward. Dicht an der Chauſſee von Waterloo nach Gemappe ſteht ein Obelisk zur Erinnerung an die tapfern Hannoveraner, welche bei der Vertheidigung von la Haye ſainte fielen, woran man die Worte lieſt: „Dem Andenken ihrer Waffengefährten, welche in der ewig denkwürdigen Schlacht vom 18. Junius 1815 den Heldentod hier ſtarben.“ Gegenüber auf der andern Seite der Chauſſee ſteht eine Säule zum Andenken des hier gebliebenen Adjutanten Wellingtons, des Obriſtlieutenants Gordon. Eine Schweſter und fünf Brüder, welche den in der Jugendblüthe gefallenen Helden beweinen, ſetzten ihm dieſes Ehrendenkmal, wie eine Franzöſiſche und Engliſche Inſchrift beſagt. Ferner ſteht bei der Kirche von Planchenoit ein 1818 vom Könige von Preußen errichtetes Ehrendenkmal der Helden, welche hier blieben, nämlich eine 25 Fuß hohe, mit Gothiſchen Verzierungen geſchmückte Pyramide aus gegoſſenem Eiſen, mit dem Kreuze, auf einem Fußgeſtelle von blauem Stein.

Antwerpen, die wichtigſte Handelsſtadt Belgiens und eine der größten Städte des Landes, breitet ſich in Form eines Halbkreiſes, in einer weiten Ebene, am öſtlichen Ufer der Schelde aus. Von der Schelde, die hier eine Breite von 2160 F. hat, und ſehr tief iſt, geſehen, bietet die Stadt einen herrlichen Anblick dar, beſonders gehoben durch den hohen und künſtlichen Thurm der Domkirche. An der äußerſten linken Seite erblickt man die berühmten Baſſins, an der rechten die Citadelle und gerade vor ſich durch die vielen Schiffe hindurch die Maſſe der Häuſer, weſentlich verſchieden in der Bauart von den Holländiſchen. Die berühmten Baſſins oder großen Waſſerbecken, die mit Quaderſteinen ausgemauert und vermittelſt Schleußen mit der Schelde verbunden ſind, wurden auf Napoleons Befehl 1804 mit ungeheuren Koſten zu bauen angefangen und hatten einen doppelten Zweck. Einmal ſollten ſie dazu dienen, den hieſigen Seehandel zu heben; zweitens ſollten ſie für die Franzöſiſchen Kriegsſchiffe in dieſen Gewäſſern in allen erdenklichen Fällen ein ſicherer Zufluchtsort ſein. Wirklich gelten ſie auch für Meiſterſtücke der Waſſerbaukunſt, zumal da ſie an 30 F. Tiefe haben und alſo für die größten Schiffe tief genug ſind. Oeſtlich und nördlich ſind dieſelben mit Packhäuſern, Waarenlagern und Kaufmannsgewölben umgeben, in denen man alles findet, was zur Ausrüſtung eines Schiffes erforderlich iſt. Auch ſind dieſe Baſſins mit herrlichen Kaien eingefaßt, auf welchen den ganzen Tag die größte, lebhafteſte Thätigkeit herrſcht. — Die an der Südſeite der Stadt gelegene, ein Fünfeck bildende ſtarke Citadelle, iſt durch die tapfere Vertheidigung der Holländer unter Chaſſé im Jahre 1832 und durch die mit vielen Beſchwerlichkeiten verbundene Belagerung von Seiten der Franzoſen und erfolgte Eroberung, nachdem ſie zu einem Schutthaufen zuſammengeſchoſſen war, allen Zeitungsleſern bekannt geworden. — Ueber alle Gebäude Antwerpens erhebt ſich die Domkirche mit ihrem künſtlichen Thurme. Dieſe Kirche, deren Bau 1422 begonnen und binnen 96 Jahren vollendet wurde, iſt 500 Fuß lang, 240 F. breit und von einer außerordentlichen Höhe. Tritt man durch das große marmorne Portal in das Innere, ſo erſtaunt man bei dem Anblicke des wunderbar verſchlungenen hohen und kühnen Gewölbes des Mittelſchiffs, der gewaltigen Pfeiler, der Majeſtät des Chors und der Kuppel. Das Gewölbe wird von 125 Säulen getragen, welche 213 Schwibbogen bilden. In dieſer Kirche findet man treffliche Gemälde und die Fenſter haben herrliche Glasmalereien. Die Höhe des äußerſt zierlich gebauten Thurms wird von Einigen auf 380 von Andern auf 466 F. angegeben. Im letztern Falle würde er alſo höher als der berühmte Straßburger Münſter ſeyn. Dieſer mit einem ſchönen Glockenſpiele verſehene Thurm ſteht ſo leicht und ſchlank da, von ſo muſterhaften Verhältniſſen, mit ſeinen Bogenfenſtern und Doppelgallerien, ſeinen durchbrochenen Steinmetzarbeiten

und hundertfältig verzierten Spitzſäulen, daß man kaum begreift, wie alles dies zu ſolcher ſchwindelerregenden Höhe hinaufgebaut werden konnte. Die Mühe des Aufſteigens zu der Gallerie auf der Spitze des Thurms, wohin 622 Stufen führen, wird reichlich durch die weite Ausſicht auf die Stadt, ihre Feſtungswerke und Umgebungen, auf die Schelde bis zu ihrem Ausfluſſe und die auf ihr hin- und herfahrenden zahlloſen Schiffe und Kähne vergolten.

Die Schweiz.

Dieſes Land hieß vor der chriſtlichen Zeitrechnung, nach ſeinen erſten bekannten Bewohnern, den Helvetiern, Helvetia oder Helvetien. Sie waren ein Stamm der Gallier, und bildeten ſchon zur Zeit des Römiſchen Feldherrn Julius Cäſar, eine Art von Staatenkörper, worin die Druiden oder Prieſter viele Gewalt beſaßen. Sie waren Hirten, hatten ihr Land in 4 Hauptgauen getheilt, und wohnten zum Theil in Ortſchaften vereint. Ihr Vorhaben, in Gallien einzuwandern, wohin ſie mit der ganzen Volksmaſſe vordrangen, ward durch den Sieg Cäſars vereitelt, und der geringe Ueberreſt der Ueberwundenen ſah ſich genöthigt, nach ihrem Vaterland zurückzukehren. Sie kamen nun unter Römiſche Herrſchaft, unter welcher Landwirthſchaft, Kunſtfleiß, Handel und geſittetere Lebensart ſich verbreiteten. Als aber das Römiſche Reich in Verfall gerieth und von wilden Horden nordiſcher Barbaren allmählig zerſtückelt und aufgelöſet wurde: da hatte Helvetien gleiches Schickſal mit anderen Theilen dieſes großen Reichs. Daher drangen auch im fünften Jahrhunderte nach Chriſti Geburt dergleichen Volkshaufen in Helvetien ein, namentlich Burgunder, Alemannen und Oſtgothen, und bemächtigten ſich des Landes. Allein es währte nicht lange, ſo ſetzten ſich die Franken, dieſes mächtige Germaniſche Volk, in den Beſitz von ganz Helvetien. Bei der Theilung des Fränkiſchen Staates kam Helvetien an das Deutſche Reich, welches jedoch darin wenig zu befehlen hatte, indem nach und nach viele geiſtliche und weltliche Herren ſich den Beſitz großer Landestheile zu verſchaffen gewußt hatten, die das Volk ſehr drückten. Unter dieſen weltlichen Herren waren auch die Grafen von Habsburg, die viele Beſitzungen in Helvetien hatten. Einer derſelben, Rudolph mit Namen, der Stammvater des Oeſterreichiſchen Hauſes, wurde von den 3 Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden zu ihrem Schirmer und Hauptmann erwählt; und als dieſer 1273 Deutſcher Kaiſer wurde, beſtellte er Reichsvögte. Sein Sohn, Kaiſer Abrecht I. wollte dieſe Länder gänzlich unterjochen und zu ſeinem Eigenthum machen, und gab ihnen Oeſterreichiſche Landvögte, welche durch ihre tyranniſche Behandlung die Einwohner zum Aufruhr reizten und zu

dem Entſchluß brachten, das Joch abzuſchütteln und ſich zur äußerſten Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu vereinigen. Die Anführer dieſer 3 Länder waren drei muthige und kluge Männer Werner, Stauffacher aus Schwyz, Walter Fürſt aus Uri und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, welche 1307 ſich zur Rettung ihres bedrängten Vaterlandes verſchworen. Die Landvögte wurden theils niedergemacht, theils verjagt, wozu auch Wilhelm Tell das Seinige beitrug. Kaiſer Albrecht ſchickte nun ein Kriegsheer in dieſe Gegenden, welches aber 1315 am Fuße des Berges Morgarten von den Schweizern (denn ſo wurden jetzt die Helvetier genannt) geſchlagen wurde. Gleich nach dieſem Siege wurde der Anfang zur Eidgenoſſenſchaft gemacht, indem die Bewohner dieſer 3 Länder Uri, Schwyz und Unterwalden ſich zur Behauptung ihrer Freiheit mit einem Eide verbanden, und daher Eidgenoſſen hießen. Da die Freiheitsliebe derſelben auch die nachfolgenden Verſuche Oeſterreichs, dieſen Bund zu zerſtören, vereitelte, ſo traten nach und nach noch andere Städte und Länder der Schweiz zu ihrem Bunde. Mit dieſen Vergrößerungen wuchs nun auch die Macht der Eidgenoſſen. Ein Unterjochungsverſuch nach dem andern, den ihre Gegner wagten, mißlang, und nach vielen ſiegreichen Kämpfen, wurde die während 300 und mehr Jahren ſich gebildete Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Kantone und ihrer zugewandten Orte, im Weſtphäliſchen Frieden 1648 für eine freie unabhängige Republik erklärt. Außerdem gehörten dazu noch die Unterthanen oder gemeinen Herrſchaften, welche unter dem gemeinſchaftlichen Schutze und Regierung der Eidgenoſſen ſtanden. In dem erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts verbreitete ſich zuerſt durch Zwingli und dann durch Calvin die Reformation in der Schweiz und Religionhaß entzweite nun die reformirten und die katholiſchen Kantone, ſo daß ſie einander bekriegten. Auch politiſcher Zwiſt erhob ſich indem mit der Demokratie die Ariſtokratie kämpfte; doch erhielt ſich die Schweiz in ihrer bisherigen Staatsverfaſſung, bis 1798 die Franzoſen ſie feindlich anfielen, eroberten und ihr eine neue Verfaſſung aufdrangen, wonach ſie in eine einzige untheilbare Helvetiſche Republik umgeſchaffen wurde; doch verlor ſie zugleich einige Landſtriche, welche theils zu Frankreich, theils zu der neuen Cisalpiniſchen Republik kamen. Allein nicht lange dauerte dieſe Verfaſſung; denn ſchon 1803 wurde durch die von dem Franzöſiſchen Kaiſer Napoleon gegebene neue Konſtitutions- und Bundesakte die Schweiz in 19 Kantone eingetheilt, womit jedoch wieder neue Opfer an Frankreich verbunden waren, indem Mühlhauſen, das Bisthum Baſel, Biel, Genf, Neuenburg und Wallis mit Frankreich vereinigt wurden. Napoleon hatte den Titel eines Vermittlers der Schweiz angenommen und ſie ſtand ganz unter Franzöſiſchem Einfluſſe. Dieſe ſogenannte Mediationsverfaſſung der

Schweiz blieb bis zu Napoleons Sturze im Jahre 1814, und es wurde nun durch den Wiener Kongreß 1815 beſtimmt, daß die Kantone Wallis, Neuenburg und Genf zu den bisherigen 19 Kantonen hinzukommen ſollten. Derſelbe Kongreß verband ein kleines Stück von Savoyen mit dem Kanton Genf, und das vormalige weltliche Gebiet des Biſchofs von Baſel mit den Kantonen Bern und Baſel. Auch wurden im Pariſer Frieden 1815 einige Ortſchaften von Frankreich an Genf abgetreten. Die früher von Napoleon mit der Cisalpiniſchen Republik und dem nachherigen Königreich Italien verbundenen Schweizeriſchen Landſchaften Veltlin, Kläven und Worms kamen zum Oeſterreichiſchen Lombardiſchen-Veneziaiſchen Königreiche. Die große Revolution, die 1830 in Frankreich ſich ereignete, verurſachte auch in der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft große Bewegungen unter dem Volke, das faſt in allen Kantonen Verfaſſungen verlangte, die auf einer demokratiſchen Grundlage beruhen und von ihm ſelbſt ausgehen ſollten, Hauptſächlich war dies in den bisherigen ſogenannten ariſtokratiſchen Kantonen der Fall, in welchen die Hauptſtädte gewiſſe Vorrechte vor dem Lande genoſſen, die ihnen durch ſolche Reformen geſchmälert werden ſollten. Es ſind nun zum Theil volksthümlichere Verfaſſungen in den Kantonen eingeführt und eine Reviſion der Bundesverfaſſung iſt nach langen Kämpfen zu Stande gebracht, doch iſt bei Weitem noch nicht das ganze Werk vollendet und noch immer kämpfen die verſchiedenen Partheien der Ariſtokraten und Liberalen mit einander. Der Tagſatzung von Luzern gegenüber bildete drohend ſich ein zweiter, ein politiſch-kirchlicher Bund in der Sarner Konferenz. Als die wunden Flecken, welchen dem ganzen noch vorhandenen Körper der bisherigen Eidgenoſſenſchaft Auflöſung bringen können, treten vornehmlich Baſel, Schwyz und Neuenburg hervor.

Der **Bodenſee.** Von dieſem großen See gehört der weit größere Theil zu Deutſchland, der kleinere zu der Schweiz. Von Deutſchen Staaten beſitzen Oeſterreich, Baiern, Würtemberg und Baden, vorzüglich letzteres Antheil daran. Er erſtreckt ſich von S.O. gegen N.W. und hat von Bregenz im Vorarlbergiſchen Kreiſe Tyrols bis Bodman in Baden eine Länge von 16 Stunden, während die Breite, wo ſie am beträchtlichſten iſt, 4 bis 5 Stunden beträgt. Von Bregenz bis Konſtanz heißt er **Oberſee,** auch **Bregenzer See** und hat bis dahin ſeine größte Breite; aber bei Konſtanz verengert er ſich bis zum bloßen Strombette des Rheins und öffnet ſich hernach wieder zu einem kleinen See, der ſich nördlich bis Radolfzell und weſtlich bis Stein erſtreckt und **Unterſee** oder auch von der Stadt Radolfszell **Zeller See** heißt, worin die angenehme Inſel **Reichenau** liegt. Man kann den Unterſee als einen Buſen des Bodenſees anſehen, gleich dem **Ueberlinger See,** welcher ſeinen Namen von der Stadt Ueber-

lingen führt, die Inſel Meinau enthält und durch eine Halbinſel von dem Unterſee geſchieden wird. Ohne den Ueberlingerſee beträgt der Flächeninhalt des Bodenſees 9½ □Meilen, ſo viel als der Flächeninhalt des Kantons Appenzell. Von der Tiefe des Sees hatte man bis auf die neueſten Zeiten keine zuverläſſige Kenntniß. Gewöhnlich behauptete man, daß ſie bei Mersburg 1800, zwiſchen Lindau und Mehrerau 2208 F. betrage. Seit der in den neueſten Zeiten aber von der Würtembergiſchen Regierung angeſtellten Unterſuchung des Bodenſees nach 13 Richtungen und auf nicht weniger als 333 Punkten, iſt dieſer Gegenſtand endlich ins Klare gebracht und man hat die größte Tiefe nur zu 964 Würtemberger Fuß gefunden, welche ohngefähr in der Mitte des Sees zwiſchen Friedrichshafen, Rorſchach und Romanshorn iſt. In der Gegend von Mehrerau, wo der See nach der ältern Angabe 2208 F. tief ſeyn ſollte, hat er nur 201 Würtemberger F. Tiefe. Der Keſſel des Bodenſees iſt von einem ſo ungeheuren Umfange, daß nach einer genauen Berechnung der Rhein, wenn er mit derſelben Waſſermaſſe und derſelben Geſchwindigkeit flöſſe, womit er im Durchſchnitt bei Baſel vorüberfließt, 2 Jahre und 20 Tage nöthig haben würde, um den leeren Keſſel anzufüllen. Die Umgebungen dieſes Sees ſind ſchön und wohlangebaut. Zahlreiche Dörfer, Weiler und Höfe wechſeln mit Städten, Marktflecken, Schlöſſern und Klöſtern. Prächtige Alleen von Obſtbäumen ziehen ſich an den Geſtaden hin und abwechſelnd zeigen ſich reiche Weinberge (die den bekannten Seewein liefern) oder Getreidefelder amphitheatraliſch bis an den Fuß höherer Berge, die entweder mit Waldungen bedeckt oder auch mit freundlichen Landhäuſern, Schlöſſern und Kapellen beſetzt ſind. Den Hintergrund ſchließen in blauer Ferne die hohen Schneegebirge der Schweiz. Einzig iſt die Anſicht des Sees, welche die an demſelben gelegene Badiſche Stadt Mersburg darbietet; wo man den ganzen See, von Lindau an längs des Thurgau abwärts bis in die Gegend von Bodman vor ſich liegend, das geſegnete herrliche Thurgau mit ſeinen anſteigenden fruchtbaren Hügeln, Städten und Dörfern ausgeſchmückt, durch die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizeralpen im Hintergrunde eingeengt, mit einem Blicke ungehindert überſieht. Außer dem Rhein, welcher bei dem St. Gallenſchen Dorfe Altenrhein in den Bodenſee ſich ergießt, den Oberſee bei Konſtanz wieder verläßt, und bei Stein aus dem Unterſee heraustritt und der einzige Abfluß des Sees iſt, ergießen ſich noch mehrere kleinere Flüſſe, z. B. die Argen, Schuſſen und andere, die meiſtens den Namen Aach führen, in den Bodenſee. In einer völligen Spiegelfläche iſt der See faſt nie zu ſehen; immer giebt es Streifen, wo ein kleiner Wellenzug zu ſeyn ſcheint. Bei ſtürmiſchem Wetter, beſonders wenn der Föhn (Südwind) wüthet, ſind die Wellen fürchterlich und höchſt gefahrvoll. Ueberhaupt iſt der Föhn hier einer der gefährlichſten Winde, der ſtets einen ihm

entgegengehenden Wind hat, welcher letztere allemal Gefahr bringt, ſobald ihm der Föhn, was oft geſchieht, plötzlich weichet. Rückt eine dicke ſchwarze Wolke heran, welcher ein weißgrauer Nebel (Brähme in der Schifferſprache) vorhergeht: ſo iſt ein heftiger Sturm nahe, und wer nicht ſchon früher ausgefahren iſt, wagt ſich dann nicht auf den See. Uebrigens erfordert es wirklich alle Vorſicht und Geiſtesgegenwart, einem Ungewitter auf dieſem See zu entkommen; der Sturm raſ't, beſonders auf dem Oberſee, ſo frei wie auf dem offenen Meere, ſchlägt oft Wellen von der Höhe eines kleinen Hauſes und bewegt das Waſſer 18 Fuß in die Tiefe. Zu den merkwürdigen Erſcheinungen des Sees gehören: 1) die regelmäßigen Winde, welche namentlich in der Mitte deſſelben zwiſchen Friedrichshafen und Langenargen und an andern Orten bemerkt werden, nämlich an heitern ruhigen Sommertagen weht gewöhnlich Vormittags bis gegen 9 oder 10 Uhr ein ziemlich lebhafter Oſtwind und des Nachmittags der Weſtwind; 2) die Ruſh, d. h. ein plötzliches Aufſteigen gegen das Ufer, ohne Vergrößerung der Waſſermaſſe, und ein eben ſo ſchnelles Sinken, was eine Zeitlang abwechſelt. Die Schifffahrt iſt auf dem Bodenſee lebhaft. Die größten Schiffe ſind die Lädi's oder Lädinen, die wenigſtens eine Ladung von 2500 Ctr. tragen. Seit 1824 hat eine neue Epoche für die Schifffahrt mit der Einführung der Dampfſchiffe begonnen. Dieſe trotzen den größten Stürmen ohne Gefahr und der Reiſende kann ſich getroſt auf ihnen den Wellen des ſonſt als tückiſch verſchrienen Sees anvertrauen. Sehr bedeutend iſt auch die Fiſcherei auf dieſem See, indem es eine Mannigfaltigkeit von Fiſchen giebt. Nach Verhältniß der Größe iſt der Unterſee weit fiſchreicher, als der Oberſee, und die meiſten Fiſche ſind da, wo der Rhein zwiſchen beiden Seen fließt. Die Hauptfiſcherei macht der Blaufelchen aus, ein vortrefflicher Fiſch, der im erſten Jahre am gewöhnlichſten Seelen, dann von einem Jahre zum andern Stüben, Gangfiſch, Renken, Halbfelchen oder Springer, Dreier, endlich Felchen oder Blaufelchen heißt.

Der Genferſee, einer der ſchönſten im ſüdlichen Europa; hat die Geſtalt eines Halbmondes, breitet ſich zwiſchen Savoyen und der Schweiz aus, und gehört mit ſeiner Südſeite größtentheils zu Savoyen, kleinere Theile dieſer Seite gehören zu den Kantonen Wallis und Genf, welcher letztere auch einen Theil des weſtlichen Ufers beſitzt. Die ganze Nordſeite gehört zum Kanton Waadt. Er erſtreckt ſich von N.O. nach Weſt, Südweſt und Süd und hat von der Bucht bei Chillon bis Genf eine Länge von 9½ Meilen, während die größte Breite zwiſchen Rolle und Thonon faſt 2 Meilen beträgt. Der Flächeninhalt beläuft ſich auf etwa 11½ QMeilen. Die größte, 920 F. betragende Tiefe iſt zwiſchen Evian in Savoyen und Ouchy ſüdlich von Lauſanne. Außer dem Rhone, welcher mit drei Mündungen, die zuſammen 1160 F. breit

ſind, bei Boveret in den See tritt, und ihn bei Genf in einer gleichen Breite wieder verläßt, ergießen ſich 25 Flüſſe und Bäche in denſelben, worunter auf der Nordſeite die aus dem Veiron und Noſon gebildete Venoge und auf der Südſeite die Dranſe die bedeutendſten ſind. Inſeln giebt es nicht darin, wenn man nicht den rings vom Waſſer umgebenen Felſen, worauf das Schloß Chillon erbaut worden iſt, dahin rechnen will. Die größten Schiffe, welche dieſen See, worauf jetzt auch 3 Dampfſchiffe gehen, befahren, heißen Barken (Barques), und laden von 1200 bis 3000 Ctr. Die ſtärkſten Winde ſind die Bise noire (ſchwarze Biſe) aus Norden und der Vent (Föhn, Südwind) aus Süden, die manchmal ſelbſt gefährlich werden. Merkwürdig iſt ein periodiſches Steigen und Fallen des Sees, das man am meiſten zu Genf ſehen kann. Mehrmals an einem Tage, aber nur in den wärmſten Monaten ſchwillt das Waſſer 4 bis 5 Fuß über ſeinen gewöhnlichen Stand und zieht ſich, ſobald es den Gipfel ſeines Steigens erreicht hat, in einigen Minuten, ſchneller als es gewachſen iſt, wieder zurück. Dieſes Phänomen, eine Art von Ebbe und Fluth, wird hier Seiches, auf dem Bodenſee (ſ. S. 322) Ruſh genannt. Die Atmosphäre auf dem See und in ſeinen Umgebungen iſt oft ſo rein, daß man Gegenſtände, die 12 bis 15 Stunden entfernt ſind, ohne Ferngläſer erkennen kann. Unter den zahlreichen Fiſchen zeichnen ſich vorzüglich Lachsforellen von 40 bis 60 Pfund und Karpfen von 30 Pfund aus.

Mit Recht nannte Voltaire dieſen See den ſchönſten; denn ſeine Ufern wechſeln aufs mannigfaltigſte ab und gewähren bald weite, bald beſchränkte, bald ſchauerlich wilde, bald erhabene und liebliche Anſichten. Beſonders reizend ſind ſie an der Schweizeriſchen Seite, wo die Geſtade und ihre herrlichen Buchten mit einer großen Zahl von Städten, Flecken, Schlöſſern, Landhäuſern, Dörfern und durch friſches Grün und trefflichen Anbau freundlichen Oertern prangen und den Blicken ein belebtes, reiches und unausſprechlich ſchönes Bild darbieten. Das Savoyiſche Ufer hat an mehreren Stellen ein düſteres Anſehen, dagegen ſieht man hier die Gebirge der Alpen wie Mauern ſich emporthürmen, Rücken an Rücken gedrängt und Gipfel über Gipfel, bis zum mächtigen Montblanc, gleichſam dem Schlußſtein des Alpengewölbes, das den Himmel zu ſtützen ſcheint. Ein Reiſender*) ſagt: „Am Genfer See hat die Natur ſich ſelbſt übertroffen, als ſie Seen ſchuf: an ihm, und nirgendwo anders, gelang es ihr, das Ungeheure ſo zu vermählen mit dem Sanften, das Koloſſaliſche ſo zu verſchmelzen

*) Schultes Briefe über Frankreich auf einer Fußreiſe im Jahre 1811 durch das ſüdweſtliche Baiern, durch die Schweiz ꝛc. 2 Theile. Leipzig, 1815.

mit dem Zarten, daß daraus der reinſte Eindruck des vollendeten Erhabenen hervorgeht, das des Menſchen Seele irgendwo empfinden kann.“

Die Alpen. Der Theil der Alpen, welcher zur Schweiz gehört, dehnt ſich von den Ufern des Genferſees meiſtens in nordöſtlicher, oft ganz in nördlicher Richtung bis zu den Tyroler Alpen an die 100 Stunden weit aus. Zwei Hauptketten, die ſüdliche und nördliche unterſcheiden ſich im Anfange ſehr deutlich. Sie ſchließen beide zuerſt von St. Moritz Wallis ein, dann bieten ſie ſich gleichſam den Arm, wo die Furka zwiſchen dem Grimſel und Gotthard eine Verbindung macht. Hierauf ſcheiden ſie vielzweigig zum zweitenmale auseinander und während die ſüdliche gegen den Julier und Septimer oſtwärts, in andern Ausläufern aber gegen den Kanton Teſſin und gegen die Provinz Sondrio des Lombardiſch=Venezianiſchen Königreichs ſüdlich, zuletzt im dritten Zuge nordwärts gegen den Bodenſee ſchweift, dringt die nördliche von der Grimſel hinweg in das Innere der Schweiz, und ſtreckt in die Kantone Bern, Unterwalden, Uri, Luzern, Schwyz und Glarus ihre mächtigſten Arme hinaus. Die Beſchaffenheit der Alpen iſt durchgehends felſicht, oberhalb ſind ſie mehrentheils nackt, der Gürtel beſteht aus Triften, den Fuß bekleidet Tannenwald. So wie man vom ewigen Eiſe herabſteigt, folgen erſt magere nur den Schafen zugängliche Triften, alsdann üppigere auch dem Rindvieh genügende Weiden, etwas unterhalb an den Berghängen Wälder von Tannen oder Fichten, und oft dazwiſchen die fetteſten Wieſen. Alsdann beginnen die halb noch älpelnden Gegenden, wo ſich Ackergrund mit Wäldern von Laubholz und Matten vermiſcht. Endlich ſchließen ſich die weinreichen Flächen an, wo Reben ſtehen.

Unter den Penniniſchen Alpen, die ihren Namen von dem Celtiſchen Worte Penn (welches eine Höhe bedeutet) haben, verſteht man die Alpenkette, welche vom Col de Bonhomme über den Montblanc zum großen St. Bernhard, ferner über den Combin, Cervin oder Matterhorn bis zum Montroſa dem höchſten Berge der Schweiz zieht und hauptſächlich Piemont von Wallis trennt. Sie gehören zu den Ur= und Centralalpen, haben viele der höchſten Berge in Europa*), und ſind reich an großen und merkwürdigen Gletſchern, von welchen man die größten in den Gebirgen von Savoyen, den weſtlichen Zweigen der Penniniſchen Alpen antrifft. Dieſe Alpen gehören zum Theil zur Schweiz, zum Theil zu Italien.

---

*) Der Montroſa iſt 14,222, der Cervin 13,854, der Combin 13,250, der große St. Bernhard 10,327 Fuß hoch.

Der große St. Bernhard gehört zu den Penninischen Alpen und liegt zwiſchen dem Walliſiſchen Thale Entremont und dem Piemonteſiſchen Thale von Aoſta. Seine öſtliche Bergſpitze heißt Velan und ſeine weſtliche Dronaz, wovon jene 10,327, dieſe nur 9,005 F. hoch iſt. Ueber dieſen Berg, zwiſchen ſeinen beiden Bergſpitzen führt eine Straße aus Wallis nach Piemont. Der höhere Theil dieſer Alpenſtraße zieht ſich durch ein enges, ſchauerliches Felſenthal, und auf der Höhe des Ueberganges ſteht 7,548 F. über der Meeresfläche und noch auf Walliſiſchem Boden ein Kloſter, die am höchſten gelegene Menſchenwohnung in der Schweiz. Die Gegend um das Kloſter iſt ſehr rauh, der Schnee bleibt 8 bis 9 Monate lang liegen und ſelbſt in den wärmſten Sommermonaten friert es faſt jedesmal gegen Morgen. Hier wohnen 10—12 Mönche, deren einziges Geſchäft es iſt, die Reiſenden unentgeltlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfe angedeihen zu laſſen. In den Monaten, in welchen Schnee, Nebel, Ungewitter und Lauwinen den Weg ſehr gefährlich machen, ſtreifen die Mönche oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzuſuchen oder im Schnee Verſunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienten ſie ſich zur Rettung der Unglücklichen auch beſonders abgerichteter Hunde, welche entweder allein ausgehen oder die Mönche begleiten. Sobald einer derſelben einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in ſchnellem Laufe zu ſeinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln, und unruhige Sprünge ſeine gemachte Entdeckung kund. Oft hängt man dieſen Hunden ein Fläſchchen mit Branntwein oder andern ſtärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ſchwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten. Bekannt iſt unter dieſen Hunden einer Namens Barry, der 12 Jahre lang unermüdet war im Dienſte der Menſchheit und allein mehr als 40 Menſchen gerettet hat. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Sobald gefährliche Witterung ſich einſtellte, hielt ihn nichts mehr im Kloſter zurück, ſondern er ſtrich raſtlos und bellend umher. Als er alt geworden war, ſandte ihn der Prior nach Bern, um für den Reſt ſeiner Tage ihm Ruhe zu gönnen. Nach ſeinem Tode wurde ſeine Hülle ausgeſtopft und in dem Muſeum der Naturgeſchichte zu Bern aufgeſtellt, wo ihn jeder Reiſende noch bis auf den heutigen Tag mit ſeiner Flaſche und ſeinem Halsbande ſehen kann. — Auf der Oſtſeite des Kloſters ſteht die kleine hübſche Kirche, worin ſich das Denkmal des bei Marengo in der Schlacht gebliebenen Franzöſiſchen bekannten General Deſaix befindet. Dieſer Gebirgspaß iſt auch in der Kriegsgeſchichte bekannt geworden, indem Napoleon 1800 mit einem Heere von 30,000 Mann zum Siege von Marengo dieſe Alpenſtraße paſſirte.

Der Montroſa iſt von einer eigenthümlichen Geſtalt, und beſteht aus einer Menge Felshörner, welche in einem Kreiſe ſtehen, was vielleicht Anlaß zu ſeiner Benennung gegeben hat. Alle dieſe Hörner, von Turin und andern Standpunkten aus geſehen, erſcheinen vereinigt und ſtellen einen ſehr breiten Felſenkamm dar. Man ſieht den Roſa zu Mailand, Pavia und in der ganzen Lombardei. Er bildet eigentlich einen großen Gebirgsſtock, der ſich in 2 Haupttheile, die beinahe in einem rechten Winkel auf einander ſtoßen, theilt. Der erſte liegt von Weſt nach Oſt, iſt der ſüdliche Montroſa oder Montroſa des Greſſonay=Thales, welches er nördlich begränzt, und bildet einen breiten eiſigen Felſenkamm, der in ſeiner Mitte am höchſten iſt. Sein weſtliches Ende iſt der kleine Mont Cervin, ſein öſtliches eine Spitze, welche man in neuern Zeiten, zu Ehren des Herrn Vincent, der ſie 1819 zuerſt erſtieg, Vincent=Pyramide genannt hat. Die ganze Länge vom kleinen Mont Cervin bis zu dieſer Spitze beträgt $1\frac{3}{4}$ Meilen. Von der Vincent=Pyramide zieht ſich der zweite Theil des Montroſa nördlich; er iſt der Montroſa des Macugnana=Thales, von dem aus man ihn ganz überſehen kann. Dieſer nördliche Theil bildet 9 größere und kleinere Spitzen, wovon die ſiebente Zumſtein=Spitze genannt worden iſt, weil ein Reiſender Namens Zumſtein ſie mehreremal von 1819 bis 1822 erſtiegen hat. Dieſe Spitze iſt nur 35 Toiſen niedriger als die achte oder höchſte Spitze des Montroſa, die nach den neueſten Unterſuchungen *) 14,222 F. hoch iſt, wonach der Montroſa doch noch 542 F. niedriger als der 14,764 F. hohe Montblanc iſt. Die bisherige Vermuthung, daß der Montroſa wohl dem Montblanc die Ehre, der höchſte Berg in Europa zu ſein, ſtreitig machen dürfte, iſt mithin nicht beſtätigt gefunden worden; doch bleibt dem Montroſa die Ehre, nächſt dem Montblanc der höchſte Berg unſers Erdtheils zu ſeyn. Herr Zumſtein berichtet von ſeinem erſten Erſteigen eines Theiles des Montroſa im Jahre 1819 Folgendes: „Mit vieler Mühe und Gefahr, indem wir eine Treppe von 5 bis 600 Stufen auf dem Eiſe theils herſtellen, theils graben mußten, erreichten wir über den ſteilen Kamm einen Gipfel, auf welchem ſich eine dreieckige Ebene von nicht mehr als 3 bis 4 Klaftern fand. Das große Plateau des Montroſa bildet einen ungeheuren Gletſcher, der mit Recht ein Eismeer genannt werden könnte; es iſt daſſelbe von vielen Felſenhörnern umkränzt, deren 5 ſich vorzüglich auszeichnen; das von uns erſtiegene iſt nicht das höchſte und auch hier ſieht man immer noch höhere Berggipfel hinter den ſchon erſtiegenen auftreten.“

---

*) Topographiſche Karte des Monte Roſa und ſeiner Umgebungen von Ludwig Freiherrn von Welden. Wien 1824.

Die Lepontiſchen Alpen gehören gleichfalls zu den Ur- und Centralalpen und ziehen ſich nach der gewöhnlichen Annahme vom Montroſa über den Simplon zu dem gewaltigen Gebirgsſtock St. Gotthard, von wo der Hauptzug über den Luckmanier und Vogelberg bis zu dem Muſchelhorn oder Bernhardin fortſetzt. Sie laufen theils durch Wallis und als Gränze deſſelben gegen Piemont, theils als Gränze zwiſchen den Kantonen Uri und Graubündten auf der einen und dem Kanton Teſſin auf der andern Seite.

Der Simplon, ein zu den Lepontiſchen Alpen gehöriger 10,330 Fuß hoher Berg, iſt berühmt durch die in den Jahren 1801 bis 1805 von Napoleon darüber geführte Fahrſtraße, die Simplonſtraße genannt, die zu den herrlichſten und bewunderswürdigſten Bauwerken neuerer Zeit gehört und einen Koſtenaufwand von 18 Millionen Franzöſiſcher Franken erfordert hat. Dieſe Straße, welche von ihrem erſten Anfange bei dem Dorfe Glys ½ Stunde von Brieg in Wallis bis zur Stadt d'Oſſola in Piemont 14 Stunden lang iſt, hat überall 25 F. Breite und nirgends mehr als 2½ Zoll Fall auf die Klafter, ſo daß die Wagen beim Herabfahren nicht einmal gehemmt zu werden brauchen. Sie führt durch mehrere Felſengänge, Gallerien genannt (man zählt 10 derſelben), die durch Felſen gehauen ſind und in welchen der Weg durch Oeffnungen beleuchtet wird. Mehrere dieſer Gallerien ſind 80 bis 200 Schritte lang und führen über viele Brücken durch gräßliche Felſenſchlünde und neben furchtbar gähnenden Abgründen, in welche ſich brauſende Bergſtröme donnernd hinabſtürzen, vorbei. Zum Schutze gegen Lauwinen und Schneeſtürze, die im Winter und Frühling hier ſehr häufig ſind, hat man 9 Zufluchtshäuſer erbaut, von denen einige zugleich als Wirthshäuſer dienen. Dieſe Straße beginnt eine Viertelſtunde von Brieg, führt über die ſchöne Saltinabrücke zum Dorfe Ried, worauf ſich der Weg durch einen Lerchenwald hinzieht und zwar zum Theil an ſchrecklichen Abgründen hin, wo öfters die Zwiſchenräume von einem Felſen zum andern mit Mauern von einer unglaublichen Höhe ausgefüllt ſind. Nachdem man eine Zeitlang ſtärker geſtiegen iſt, erreicht man die erſte Gallerie, kommt über eine ſchöne 80 Schritte lange Brücke des Kanderbachs und dann nach dem kleinen Orte Perſal. Hier wird die Gegend wild und ſchauerlich; mehrere Gletſcher ziehen ſich bis in die Nähe der Straße, die wegen der Schneeſtürze hier häufige Krümmungen macht und jenſeit der dritten Felſengallerie mit 6174 Fuß ihre größte Höhe erreicht. Nun ſteigt die Straße zwiſchen ſchroffern und nacktern Felſen, als auf der Nordſeite ſich befinden, nach Italien hinab. Jenſeits des erſten Chauſſeehauſes liegt rechts in der Tiefe das alte Hoſpiz, nahe an der Straße das neue 6150 F. hoch über der Meeresfläche, 5 Stockwerk groß und mit Schiefer gedeckt) und eine Stunde weiter

das Dorf Simplon oder Simpelen 4548 F. hoch, in einem Keſſel zwiſchen hoch ſich erhebenden Gebirgen. Hier ſieht man mehrere Gletſcher ins Thal hinabſteigen, und gelangt hernach weiter durch eine lange bewundernswürdige Felſengallerie in das Thal der Doveria, das alle Schrecken der Natur in ſich vereinigt. Mit jedem Schritte vorwärts erheben ſich zu beiden Seiten die Gebirge höher und ſteiler und rücken drohend näher zuſammen. Der ſie trennende Raum iſt nun ganz und gar von der Straße und dem wilden Strome eingenommen. Dieſe ungeheuren Felſenwände, die ſich an vielen Stellen um mehr als 2000 F. hoch über die Straße erheben, bilden ein 5 Stunden langes Labyrinth, aus welchem ein Ausweg unmöglich ſcheint. Oben neigen ſich oft die Felſen gegen einander, kaum erblickt man noch einen ſchmalen Streifen des blauen Himmels; kein Strahl der Sonne erreicht die Tiefe, wo vom Gebrüll des Stroms, der ſchäumend ſeine Fluthen an Felstrümmern zerſchlägt, betäubt und von Schauern durchbebt, der einſame Wanderer ſeine Straße zieht. An dieſen Stellen iſt es, wo man am meiſten über die verwegene Kühnheit des Geiſtes ſtaunen muß, der den Gedanken, hier eine Straße durchführen zu wollen, zuerſt faſſen und mit beiſpielloſer Hartnäckigkeit verfolgen konnte. Weiterhin ſcheint das Thal, jedoch ohne ſeinen wilden Charakter zu verlieren, ſich etwas erweitern zu wollen, allein kaum iſt man über eine zweite Brücke wieder auf die linke Seite des Stromes hinübergekommen, ſo ſieht man die Doveria brüllend ſich hinabſtürzen in einen tiefen Abgrund, neben welchem die unermeßlichen Felſenwände von beiden Seiten ſo nahe zuſammentreten, daß hier ſchlechterdings der Ausgang vollkommen verſchloſſen wäre, wenn man ſich nicht mitten durch den ungeheuren Felſen einen zu verſchaffen gewußt hätte. Dieſer Felſengang, die ſogenannte große Gallerie, durch den harten Granit gehauen iſt 683 F. lang und unſtreitig daß großartigſte und erſtaunenswürdigſte Werk auf dieſer ganzen Straße. 15 Monate lang wurde daran gearbeitet, wobei immer über 1000 Arbeiter angeſtellt waren. Beim Austritt aus dieſer Gallerie wird man durch ein anderes Schauſpiel überraſcht, durch den prächtigen Waſſerfall des Friſſinone oder Alpirnbachs, der mehrere hundert Fuß hoch ſich in den Schlund der Doveria hinab ſtürzt. Mitten über dieſen Waſſerſturz iſt eine ſteinerne Brücke in Einem Bogen über den Abgrund geſprengt; abermals ein höchſt kühnes Werk der Kunſt! Endlich erreicht man in dieſer furchtbaren Felſenwüſte das einſame Wirthshaus von Gondo, jenſeits welchem man bei einer Kapelle die Italieniſche Gränze betritt.

Die Berner Alpen ſind die große Alpenkette, welche auf der Nordſeite Wallis umſchließt, es von Bern ſcheidet und von St. Moritz am Rhone ausgehend zugleich mit der ebenfalls von dieſem Punkte ausgehenden ſüdlichen Alpenkette (den Penniniſchen

und Lepontiſchen Alpen) das lange Thal von Wallis bildet. Dieſe Berner Alpen gehören ganz der Schweiz an, beginnen mit dem Dent de Morcle, und laufen von da in nordöſtlicher Richtung über die Teufelshörner (Diablerets), die Schneeſchneide, den Gemmi, ein Bergjoch, über welches ein ſtark beſuchter Weg, nur eine ſchmale Saumſtraße, die auf der Südſeite über 10,000 F. lang durch den Felſen gehauen iſt, aus dem Kanton Bern nach Leuk in Wallis führt, das Tſchingelhorn, die Jungfrau, den Mönch, die Vieſcher Hörner, den Finſteraarhorn (den höchſten Berg in den Berner Alpen), die Grimſel, wo der Grimſelpaß aus dem Kanton Bern nach Wallis führt, den Galenſtock und den Furka zum St. Gotthard, wo ſie mit der ſüdlichen Alpenkette zuſammenſtoßen. Sie bilden eine fortlaufende Felſenwand und enthalten viele und ausgedehnte Gletſcher. Von dieſen Berner Alpen ſind das Finſteraarhorn 13,234, die Jungfrau 12,872, der Mönch 12,666, das Schreckhorn 12,562, die Vieſcher Hörner 12,500, der Galenſtock 11,300, Grimſel 9104 F. hoch.

Das Finſteraarhorn, der höchſte aller Berggipfel der Berner Alpen, iſt wegen ſeiner pyramidenförmigen Geſtalt leicht erkennbar, und hat mit dem Montperdu der Pyrenäen das Aehnliche, daß man ihn ſehr weit aus der Ferne (z. B. vom Schwarzwalde, vom Jura ꝛc.) ſieht, daß er aber, wenn man ſich ihm bis auf einige Meilen nähert, verſchwindet, weil die nach allen Seiten vorliegenden hohen Berge ihn verdecken. An ſeinem Fuße lagern die drei großen Aargletſcher, denen ein Hauptfluß der Schweiz, die Aar ihren Urſprung verdankt. Der Schweizeriſche Profeſſor Hugi, von mehreren Reiſegefährten begleitet, erſtieg im Jahre 1829 den Gipfel des Finſteraarhorns, wohin vor ihm noch keine Menſchenſeele ſich gewagt *), mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung und unter Lebensgefahren. Laſſen wir ihn ſelbſt davon ſprechen: „Während ich beobachtete und aufzeichnete, waren drei meiner Begleiter weiter nach oben gedrungen; die übrigen ſtanden unter mir. Der Sturm aber wüthete von Weſten her mit beiſpielloſer Orkanwuth in horinzontaler Richtung. Oeſtlich hob er ſenkrecht an den Wänden des Finſteraarhorns aus dem Finſteraargletſcher ſich empor. Gerade auf der Firnkante, wo wir ſtanden, vereinigten ſich beide und wirbelten aufwärts. Schneegeſtöber von Weſten her und aus dem öſtlichen Abgrunde drehte über uns ſich in Säulen und ſtäubte dann zum Himmel empor. So durfte keiner von uns freiſtehen, ohne Gefahr weggeriſſen zu werden. Ich lehnte mich an den Felsblock, während andere an den Firn

---

*) Doch ſoll ſchon früher ein Knecht des Spitalwirths auf der Grimſel, Namens Arnold Abbühl, von 2 Walliſern begleitet, den Gipfel erklommen haben.

ſich anklammerten. Bei allem Ungeſtüm entſchloß ich mich doch mit 4 der Rüſtigſten die Erſteigung der Spitze zu verſuchen, während die Uebrigen zum Rückwege beſſere Tritte in den Firn einhauen ſollten. Daher gebot ich vorwärts. Arnold Dändler (ein Führer) war gerade vor mir mit einer langen Stange, die er gegen Oſten über die Kante hinausſtreckte. Indem er ſo am Abhange ſchief emporzog, glitſchte er aus. Da packte ich mit einem Sprunge das andere Ende der Stange, allein der Firn unter mir brach durch. Kaum 2 Fuß dick hatte er nämlich 5 bis 6 Fuß breit über die unſichtbare Felskante hinaus ſich angebaut. Ich hing ſo ganz frei mehr als 4000 Fuß hoch an der Stange faſt ſenkrecht über dem Finſteraarhorngletſcher, während Dändler andrerſeits über die Firnwand hinabhing. Wenn dieſer ſchwache Wagebalken gebrochen, wäre Dändler unaufhaltſam auf das weſtliche Vieſchermeer herabgeflogen, und ich an den Felswänden öſtlich auf das Aarmeer geſtürzt. Wir hingen beide an der Stange ſtill. Schnell eilten die Gefährten von oben herab und von unten herauf zur Hülfe. Zuerſt ward Dändler auf feſten Fuß geſtellt. Mir war es gefährlich beizukommen, denn leicht wäre die ganze Decke eingebrochen und alles in den Abgrund geſtürzt. Sie ſuchten den Strick mir umzuwerfen und befeſtigten die Stange. Bald hatte ich wieder einen Fuß auf den Firne empor und einer der Führer, von den übrigen gehalten, packte mich mit nerviger Rechte. Wir ruhten einige Augenblicke von der Anſtrengung aus; allein die Kälte nahm ſo zu, daß keiner mehr die Finger zum Emporklettern brauchen konnte. Mir gefror das hervorgequollene Blut an den Fingern zu Eis. Die über das Wallis gelagerten Wolken wogten nun wild durch die Vieſcher- und Aletſch-Schlünde herauf, und machten das Eismeer zum empörten Wolkenmeer. Einzelne Maſſen kamen bereits zu uns empor. Der Kampf der Elemente hatte die höchſte Wuth erreicht. Vielſtimmig heulte nun der Sturm auch weſtlich. Alles machte das Verweilen lebensgefährlich und gebot das Hinabſteigen.

Die Jungfrau, ein ungeheurer Fels und herrliche Firnpyramide in der großen Kette der Berner Alpen, gewährt wegen ihrer großen Maſſe und ihrer maleriſchen Form, beſonders aus dem Lauterbrunnenthal geſehen, einen unvergleichlichen Anblick. Sie erhebt ſich mit Ausnahme des Finſteraarhorns, über alle Höhen und Gipfel des Berneriſchen Hochgebirges gleich einer Gebieterin, iſt von allen Seiten mit entſetzlichen Abgründen umgeben und in einen ewigen Schneemantel gehüllt, und hat an ihrem nördlichen Abhange die beiden zuckerhutförmigen, mit blendend weißem Firn bedeckten Silberhörner und das faſt gleichgeformte Schneehorn. Man hielt ihren Gipfel für unerſteiglich, bis im Jahre 1812 den Gebrüdern Meyer aus Aarau das Wagſtück gelang. Die meiſte Schwierigkeit machte ihnen die Erſtei-

gung des letzten gegen 400 Fuß hohen, beinahe ſenkrecht ſcheinenden Gipfels. Auch wurden ihre Fortſchritte bald durch einen drei Fuß breiten Gletſcherſpalt gehemmt. Da aber über demſelben ein mehr als 150 F. hoher Eisblock hing, ſo verſuchte endlich einer der Führer vermittelſt einer Stange auf dieſen Eisblock über die Spalte zu kommen. Dieſes gelang, worauf er Fußtritte in das Eis hieb, auf welchen die andern ihm nachfolgten, und nun erreichte man bald die Höhe des übergletſcherten und ſehr ſchmalen Berggrathes, der bis zum letzten Gipfel der Jungfrau hinaufzog. Dieſen letztern erreichten ſie um 2 Uhr, nachdem ſie zur Erſteigung der letzten 400 Fuß vier volle Stunden gebraucht hatten. Im Jahre 1828 gelang es 6 Bewohnern des Grindelwaldthales, den Gipfel abermals zu erklimmen und eine blecherne Fahne an einer eiſernen Stange aufzuſtellen.

Der St. Gotthard iſt nicht ſowohl ein einzelner Berg, als vielmehr ein Gebirge, ein gewaltiger Gebirgsknoten, der Mittelpunkt vieler Gebirgsreihen der Alpen, die theils in verſchiedenen Strahlen von ihm ausgehen, theils ſich um ihn herlagern. Gewöhnlich nennt man nur jenen Berg den Gotthard, der auf dem Hochgebirge zwiſchen Hoſpital im Urſerenthal und Airolo aufſteigt, theils alſo in dem Kanton Uri, theils in dem Kanton Teſſin liegt und deſſen höchſte Gipfel der Fibia (9730 oder auch 9844 Fuß), der Fieudo (8586 F.) und der Proſa (8262 F.) ſind. In dem ganzen Umfange des Gotthardgebirges befinden ſich viele größere und kleinere Gebirgsthäler, an 30 Seen, worunter der größte eine Stunde lang iſt, 8 Gletſcher und die Quellen des Teſſin, des Rhone, des Reuß und des Vorder- und Mittelrheins, die Anfangs nach allen vier Weltgegenden, nämlich der Teſſin nach S., der Rhone nach W., die Reuß nach N. und der Rhein nach O. fließen und 5 verſchiedenen Meeren angehören, dem Adriatiſchen und Mittelländiſchen Meere und der Nordſee. Ueberall iſt das Gotthardgebirge entſetzlich zerriſſen und zerſtört und war ehemals viel höher, wie denn die Gegend um das vormalige Hoſpitium *) mit zahlloſen von den nahen Felſenhörnern herabgeſtürzten Trümmern bedeckt iſt. Das Klima auf dem Gotthard iſt ſehr rauh, der Winter dauert eigentlich 9 Monate, der Schnee fällt nicht ſelten 20 bis 40 F. hoch und von jeher war die Bereiſung der Gotthardsſtraße, wegen der Schneeſtürze mit Gefahr verbunden. Schon ſeit dem 14ten Jahrhunderte führte über den Gotthard eine Straße nach Italien, jährlich von vielen tauſend Menſchen beſucht, die von Altorf bis Airolo 14 Stunden lang iſt, und ſich längs der Reuß auf der Nordſeite und längs des Teſſin

*) Unter Hoſpitien verſteht man die für die Reiſenden auf den Gebirgen angelegten Herbergen.

auf der Südſeite windet. Seit 1820 hat man ſtatt der alten Straße, eine neue Kunſtſtraße begonnen, die größtentheils der Richtung der alten Straße folgt, und nur zum Theil eine ganz andere Richtung als die vorige hat, mit großer Solidität angelegt und im Jahre 1830 beendigt worden iſt. Die Breite dieſer Straße iſt durchgehends 18 F. und hat einen ſo geringen Fall, daß jetzt Kutſchen und Frachtwagen zu jeder Jahreszeit über den Gotthard gelangen können. Dieſes Werk erforderte große Anſtrengungen und Koſten. 7 große und 4 kleinere Brücken wurden ganz neu erbaut, 2 ältere erweitert, Gallerien gegen Lauwinen und Schneeſtürze angelegt, an vielen Orten wurde die Straße meiſt höher als die alte und an einigen Stellen in den ſenkrechten Fels hineingeſprengt, die Teufelsbrücke durch eine höhere und größere erſetzt und das ſogenannte Urnerloch erweitert. Bei dem Dorfe Amſteg fängt die Straße an zu ſteigen und zieht ſich bald über eine große ſteinerne Brücke auf das linke Ufer der Reuß. Längs einer Felſenwand, welche zum Theil durchſchnitten werden mußte, geht ſie über 4 Brücken bis Meitſchlingen, wo der Fellibach ſchöne Kaskaden bildet. Von hier führt ſie über eine große ſchöne Brücke wieder auf das rechte Ufer, bis zur Brücke Pfaffenſprung, wo ſie abermals auf das linke Ufer führt, geht dann wieder auf das rechte und durch die ſogenannte ſchöne Brücke abermals auf das linke Ufer, bis Göſchenen, hinter welchem Dorfe die enge Bergſchlucht Schöllenen beginnt, eine nackte und ſchauerliche Wildniß, wo ſich die Straße längs einer Felſenwand in ziemlicher Höhe über der Reuß, die in tiefen Abgründen und Schluchten über Felſenblöcke ſich fortwälzt, bis zur Teufelsbrücke fortzieht, an deren Stelle jetzt eine neue hohe und breite Brücke getreten iſt (doch will man auch die alte Brücke als ein ehrwürdiges Nationaldenkmal ſtehen laſſen). Das ſogenannte Urnerloch, ein 220 Fuß langes, bisher dunkles Felſengewölbe, das durch den Teufelsberg oberhalb der Teufelsbrücke gehauen iſt, hat man jetzt durch ein in der Mitte eingeſprengtes Loch erleuchtet und für großes Fuhrwerk gehörig erweitert. Am Ende dieſer Gallerie öffnet ſich das liebliche Urſerenthal; ziemlich eben führt die Straße bis nach dem darin gelegenen Dorfe Andermatt, ſteigt von da in das Dörfchen Hoſpital oder Hoſpenthal, gleichfalls in dieſem Thale und 4550 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und betritt eine Stunde jenſeits deſſelben den Kanton Teſſin. Hier iſt der höchſte Punkt der Straße, 6650 Fuß über dem Meere, wo ehemals das Hoſpitium, jetzt ein ziemlich gutes Wirthshaus ſteht, noch eine Stunde entfernt. Von hier führt die Straße ziemlich ſteil, aber im Zickzack doch leicht fahrbar, in 2 Stunden nach Airolo hinab, wo der von Norden kommende Wanderer zuerſt Italieniſche Sprache und Lebensweiſe findet. Im Jahre 1799 fielen zwiſchen den Franzoſen

und den verbündeten Oeſterreichern und Ruſſen auf der Gotthardsſtraße ſowohl als in den furchtbaren Schlünden dieſes Gebirges ſelbſt ſehr viele Gefechte vor; und Suwarows Zug über den Gotthard am 24. und 25. September 1799 mit einer Ruſſiſchen Armee von 30,000 Mann wird ſtets als ein kühnes Wagſtück in der Kriegsgeſchichte denkwürdig bleiben.

Die Rhätiſchen Alpen, welche in der Schweiz Graubündten bedecken, eine mittlere Höhe von 5 bis 8000 F. haben, mit ihren höchſten Gipfeln ſich nicht über 11,000 F. erheben, und viele und große Gletſcher tragen, gehen vom Bernhardin über das Tambohorn zum Splügen und dann zum Septimer, wo ſie ſich in zwei Züge theilen, und das Engadin, ein 18 Stunden langes Thal Graubündtens bilden. Der eine Zug läuft über den Maloja zum Mont del Oro, die Berninakette, wo der Berninagletſcher 9 Stunden lang iſt, zum Umbrail und Wormſerjoch. Hier geht dieſer Zug über die Gränze der Schweiz nach Tyrol zum Stilfſerjoch und dem Ortele s, dann zum Pelegrino, wo die Karniſchen Alpen beginnen. Der andere Zug der Rhätiſchen Alpen zieht über den Julier, Albula, Scaleta, Fluela, Selvretta zum Jamthalerferner und dann über die Schweizer Gränze nach Tyrol, als Tyroler Alpen zum Oetzthalerferner, weiter über den Brenner und Dreiherrenſpitz zum Großglockner, und vereinigt ſich mit den Noriſchen Alpen.

Rindvieh. Die Zahl deſſelben iſt in der Schweiz ſehr beträchtlich, doch größer im Sommer als im Winter; zu jener Zeit kann man die Anzahl auf etwa 900,000 und in dieſer nur auf 600,000 Stück (das Jungvieh ungerechnet) anſchlagen. Das Rindvieh in der Schweiz theilt ſich in mehrere Arten, welche an Größe, Geſtalt und Farbe ſehr verſchieden ſind. In allen Gegenden, wo die Weiden weit über die Baumgränze hinaufſteigen und ſehr ſteil ſind, iſt daſſelbe nur von mittelmäßiger Größe und ſogar klein. Hingegen in den Landſtrichen, wo die Alpenweiden minder ſteil ſind und von 2000 bis 5000 F. hoch liegen, werden Kühe und Ochſen ungemein groß. Die größten Kühe der Schweiz ſind im Simmenthal und Saanenlande des Kantons Bern und in der Landſchaft Greyerz des Kantons Freiburg, und wiegen im Durchſchnitt 5 bis 6½ Ctr., die Maſtochſen bis 14, ſelbſt bis 20, 25 auch wohl bis 30 Ctr. Die guten Kühe dieſer Art geben im Sommer auf den Bergweiden 20 Pf. Milch täglich, die beſten 30 bis 40 Pf. Die Menge Milch, die man auf den Bergen von einer Kuh der beſten Art zieht, beträgt in 4 Monaten über 2000 Pf. Da man nun aus 10 Pf. Milch auf den Alpen 1 Pf. fetten Käſe erhält, ſo rechnet man auf jede Kuh 2 Ctr. Käſe. Dieſer angeführten Art folgt eine minder große, faſt eben ſo geſchätzte, unter welcher die Kühe des Kantons Schwyz oben

anſtehen; ſie ſind ſchwärzlich oder ſchwarzbraun, mit niedern Füßen und ſelten über 5 Ctr. ſchwer. Nach dem Schwyzer Vieh kommt das Appenzeller, das Zuger, das Entlibucher (in dem Kanton Luzern), das Prättigauer (im Kanton Graubündten) das Glarner ꝛc. Letzteres iſt ſehr milchreich, indem die beſten Kühe einige Wochen nach dem Kalben täglich 30 Pf. Milch geben. In allen Gegenden der Schweiz, die zu dem Gebiete der Alpen gehören, zeichnen ſich die Viehtriften durch die Güte des daſelbſt wachſenden Graſes aus, das zwar kurz, aber höchſt nahrhaft iſt und der Milch der Thiere, denen es zur Nahrung dient, köſtliche Eigenſchaften mittheilt. Daher iſt die Milch in den Alpengegenden reichlicher und fetter, und die daſelbſt bereiteten Käſe und Butter übertreffen an Güte die der niedern Weiden. Auf dieſe Bergtriften, die man hier im engern Sinne des Wortes auch Alpen nennt, treibt nun im Sommer der Schweizerhirte (hier Sennhirt oder Aelpler genannt) ſeine Heerden und zwar oft weit von ſeiner Wohnung. Nur für ſein Vieh lebt der Sennhirt. Faſt 8 Monate wohnt er im Thale, bis die fröhliche Frühlings- und Sommerszeit nahet. Dann zieht er mit ſeinen ſchönen Heerden zu den Bergen und erſteigt die hohen Gipfel ſo weit er reiche Weide trifft. Ein ſolcher Hirtenzug gleicht einer Auswanderung. Väter, Mütter, Kinder, alles zieht neben den Kühen in die Höhe nach den leicht und ſchnell gebauten Sennhütten, die zum Theil auf ſchwer zugänglichen Bergen liegen. Jede Heerde hat ihre Anführerin oder Heerkuh, die vorangeht und den Weideplatz auswählt, welche immer die ſchönſte der Heerde iſt. Durch dieſe Heerkuh, der alle übrigen folgen, bezweckt der Senn, daß ſich ſeine Heerde nicht mit andern vermiſcht, die auf derſelben Alp weiden. Eine Sennerei beſteht aus 20 bis 60 Kühen; der Eigenthümer wird Küher genannt, und die ganze Milch- und Käſewirthſchaft faſt allein von den Männern beſorgt, ſogar oft das Melken. Aus dem ganzen Milchvorrath, es mögen viel oder wenig Kühe ſeyn, wird täglich nur ein Käſe bereitet, der daher auch von verſchiedener Größe iſt und demnach von 15 bis 40 Pfund wiegt. So eifrig die Schweizer ſich darauf legen, ſchönes und zahlreiches Vieh zu ziehen, ſo groß iſt gewöhnlich ihre Geſchicklichkeit in der Milchwirthſchaft und Behandlung der Erzeugniſſe des Milchwerks. Vorzüglich wichtig iſt die Bereitung der Käſe, dieſes wichtigen Handelszweiges, der in die halbe Welt geht und einen Hauptausfuhrartikel des Landes ausmacht. Der Schweizerkäſe iſt entweder fett oder mager oder halbfett. Die fetten Käſe werden von der ganzen Milch gemacht, ohne den Rahm von derſelben abzunehmen, indem man ſie mit Lab (einem ſüßlichen Gemiſche von verſchiedenen Beſtandtheilen) zum Gerinnen bringt. Die magern Käſe werden aus abgenommener, ſüßer Milch und durchaus nichts Saurem bereitet.

Die halbfetten erhält man aus einer Miſchung ganzer und abge⸗nommener Milch. In der Regel iſt der im Sommer verfertigte Käſe beſſer als der im Winter; und er iſt um ſo trefflicher, je höher die Weide der Kühe liegt, welche die Milch geliefert haben. Faſt nur die fetten Käſe werden ins Ausland verſendet. Für die beſten derſelben hält man die Greyerzer im Kanton Frei⸗burg; auf dieſe folgen die Urſerenkäſe (im Kanton Uri), und die Käſe Unterwaldens und der berühmten Thäler Emmenthal, Simmenthal und Saanen im Kanton Bern. Dieſe drei letzten Arten ſind eigentlich nicht ſehr fett, beſitzen aber die Ei⸗genſchaft, ſich viele Jahre ſelbſt auf langen Seereiſen unverdorben zu erhalten. Die Gegenden der Schweiz, wo man vorzugsweiſe halbfetten und magern Käſe macht, weil daſelbſt der Abſatz der Butter vortheilhafter iſt, ſind namentlich die Kantone Zug, Appen⸗zell, St. Gallen ꝛc. Endlich müſſen wir noch des ſogenannten Schabzieger erwähnen, welchen die Glarner bereiten. Es iſt ein grüner magerer Käſe, der in eigenen Mühlen mit feingeſieb⸗tem Steinkleepulver zuſammengerieben, dann in Formen gedrückt und an der Luft getrocknet, nach allen Ländern Europas ausge⸗führt wird und ſelbſt übers Meer geht. Uebrigens trägt in vie⸗len Gegenden der Schweiz ein Umſtand viel bei, die Milchprodukte ergiebiger und beſſer zu machen, nämlich die Käſereien, in welchen mehrere Haushaltungen die Milch ihres Viehes gemeinſchaftlich be⸗reiten laſſen. Dieſes geſchieht auf faſt allen Alpen in den Mona⸗ten Julius, Auguſt und in der erſten Hälfte des Septembers; auf manchen iſt es von der Mitte Mai's bis in die erſten Tage Ok⸗tobers im Gebrauch. Damit erſpart man nicht nur Hände, ſon⸗dern man erhält auch mehr und beſſere Produkte. In jenen Schweizergegenden, in welchen dieſer Zweig der Landwirthſchaft die größten Fortſchritte gemacht hat, hat man ſolche Käſereien auch in den Thaldörfern eingerichtet.

Die Gemſe bewohnt die hohen Alpengebirge der Schweiz, Italiens, Frankreichs und Deutſchlands und zwar hält ſie ſich im⸗mer am liebſten an den unzugänglichſten Orten auf, wo ſie ſich vor den Nachſtellungen der Menſchen und der Raubthiere am ſicherſten glaubt. Sie iſt an Größe und Geſtalt der Ziege am meiſten ähnlich, nur daß ſie keinen Bart und etwas höhere Beine hat. Ihre Haare ſind rothbraun und ihre Hörner, die ſowohl die Männchen als die Weibchen haben, ſteigen gleich von den Augen auf, ſtehen gerade in die Höhe, ſind mit runzlichen Ringen um⸗geben und endigen ſich in glatte nach dem Rücken zu gekrümmte Haken. Dieſe Hörner dienen ihnen auch als Waffen; denn ſind die Gemſen verwundet, ſo vertheidigen ſie ſich ſehr lebhaft damit und können den Feind ſelbſt gefahrvoll verletzen. Zu Anfange des Mais wirft die Gemsziege Ein Junges, höchſt ſelten 2 Junge, äußerſt niedliche, zutrauliche, nicht im Geringſten ſcheue Thierchen,

die man leicht an Hausziegen groß ſäugen laſſen kann. Die Nahrung der Gemſen iſt ohngefähr dieſelbe wie die der Ziegen. Zur Winterszeit, wo der Schnee auf den hohen Gebirgen tief und lange liegt, ſteigen ſie häufig in die Wälder herab und finden da an den Bäumen eine Flechtenart, die dem Isländiſchen Mooſe gleicht, auch Tannennadeln und genießbare Baumrinde. Dann ſcharren ſie auch auf den Bergen den Schnee weg, bis ſie zu dürrem Graſe oder zu tauglichen Moosarten gelangen. Man macht einen Unterſchied zwiſchen Grat= und Waldthieren, ohne beſondern Grund indeß, als daß vermuthlich die Gemſen, die in Wäldern geboren werden, auch lieber dort ſich aufhalten und daß ſie wegen reichlicherer Nahrung etwas größer und fetter werden, als jene, die von Jugend an gewohnt ſind, auf den nacktern Gipfeln zu hauſen. Beide ſind vollkommen von der nämlichen Gattung und paaren ſich unter einander. Die Gemſen ſind geſellige, muntere, flüchtige, vorſichtige, ſchüchterne, menſchenſcheue Thiere. Sie leben in Familien oder Rudeln beiſammen, und eine alte Ziege iſt immer Anführerin eines ſolchen Trupps, ſteht Wache, während derſelbe weidet, und wenn ſie einige Gefahr bemerkt, ſtößt ſie einen durchdringend ſcharfen pfeifenden Ton durch die Naſenlöcher, worauf augenblicklich der ganze Trupp mit unglaublicher Schnelligkeit entflieht, und dieſe Flucht geſchieht beſtändig bergaufwärts, nie bergunter. Wird die Anführerin geſchoſſen, ſo iſt es, als ob die Seele der Geſellſchaft fort wäre; dann wiſſen die andern nicht, wohin ſie fliehen ſollen, laufen verwirrt umher und fallen dem Jäger in den Schuß. Die Fertigkeit der Gemſen, über faſt ſenkrechte Felſenwände hinauf und hinab zu klettern überſteigt allen Glauben. Wo nur ein Stein oder irgend ein Vorſprung einer Hand breit vorſteht, auf dem man kaum Platz für einen Vogel ſieht, da können ſie ihre Füße hinſetzen, und über jähe Felſenwände laufen ſie mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit auf und ab. Doch iſt es eine Fabel, daß ſie mit ihren krummen Hörnern ſich oberwärts an den Felſenritzen einhenkten und ſolchergeſtalt ſich emporzögen. Auch die großen Alpengeier verfolgen die Gemſen; mit einem Schlage ihrer gewaltigen Flügel ſtürzen ſie bisweilen dieſelben, beſonders die Jungen in Abgründe, wo ſie ihnen zur Beute werden, wenn dieſe unglücklichen Thiere todtgefallen oder verſtümmelt ſind. Doch der gefährlichſte Feind der Gemſen iſt der Menſch, wiewohl die Gemſenjagd mit den größten Beſchwerden und Gefahren verbunden iſt, und ſie von denjenigen, welche ſich ihr widmen, mehrere Eigenſchaften verlangt, deren Verein nicht gewöhnlich iſt, nämlich eine ſtarke Leibesbeſchaffenheit, Gewöhnung an Ertragung großer Beſchwerden und aller Unwetter, ein ſcharfes Geſicht, eine feſte Hand, Gewandtheit, Muth, Kaltblütigkeit und erprobte Geduld. Da die Gemſen äußerſt ſcheu ſind, außerordentlich gutes Gehör und feinen Geruch

haben, ſo iſt es ſehr ſchwierig, ſich ihnen zu nähern und ſie zu erlegen. Man jagt ſie bisweilen mit, aber weit öfterer ohne Hunde. Zwei oder drei Gemſenjäger gehen zuſammen, aber nie mehr; ſie verſehen ſich mit einer gezogenen Büchſe, mit Steigeiſen, einem Handbeil, um ſich auf den ſchwierigſten Stellen einen Weg ins Eis zu hauen, einem Bergſtock, einem Waidſack, um etwas Vorrath zu tragen und oft mit einem Fernrohr, um das Wild in weiter Ferne zu erkennen. Die erſte Nacht wird in einer untern Alpenhütte zugebracht. Früh Morgens am folgenden Tage bricht man auf und ſucht mit erſtem Licht bei der Stelle zu ſeyn, wo man vermuthet, Gemſen anzutreffen, oder wo ein ſogenanntes Luegi iſt, d. h. ein vortheilhafter Standort mit einem von ein Paar loſen auf dem Boden gelehnten Steinen gebildeten Guck-loche, hinter welches der Hauptjäger ſo leiſe als möglich auf allen Vieren heranſchleicht. Durch ſein Fernrohr ſpäht er dann nach allen Seiten, ob irgend Gemſen ſich zeigen. Die rückwärts harrenden Freunde verwenden kein Auge von ihm; denn ſobald er Wildpret bemerkt, giebt er nach hinten mit ausgeſtreckter Hand die wohlbekannten Zeichen, wo und wieviel Gemſen er wahrgenommen und ſachte kriecht er unaufgerichtet zu den lauſchenden Gefährten zurück. Jetzt wird berathſchlagt, wie das Wild am ſicherſten anzugreifen iſt. Vor allem wird der Wind beobachtet, woher er komme und ſodann wird geſucht, das einzelne Thier oder das Rudel abzuſchleichen, ohne daß ihm eine Witterung des nahenden Feindes zukomme. Von Felſenſtück zu Felſenſtück, oder von Vorſprung zu Vorſprung bis auf Schußweite wird dies bewerkſtelligt und ſtets dem beſten, dem vorſichtigſten Schützen dazu der Auftrag gegeben, deſſen Vollziehung von größter Schwierigkeit iſt und ſoviel Geduld, Beharrlichkeit, Mühe, Liſt erfordert, als faſt irgend ein Geſchäft. Jetzt liegt der Jäger zu halben Stunden auf dem Bauche wie todt, weil er geſehen hat, daß die Thiere und namentlich die Fuhrgeiß (Anführerin) geſtört d. h. auf etwas Verdächtiges aufmerkſam gemacht worden und nicht mehr weiden, oder von ihrem Lager aufgeſtanden ſind. Jetzt kriecht er auf Händen und Füßen, das Hemd über ſeine Kleider angezogen, um mit der Schneefarbe zu täuſchen, auf glattem Eiſe hin. Jetzt zieht er ſeine Schuhe aus, läßt alles zurück und ſchleicht ein Paar 100 Schritte weiter. Jetzt bleibt er in der allergezwungenſten Stellung viele Minuten lang wieder ſtill, da er ſieht, daß die Gemſen von Neuem Unrath gemerkt haben. Jetzt endlich iſt er hinter eine Felſenecke gekommen, die hinreichend dem Trupp nahe iſt, und lüſtern ſchon reckt er den Kopf hervor; aber ja nicht darf er ihn zurück ziehen, wenn die Gemſen nach ihm hinblicken, ſondern alſobald beharrt er ſtockſtill, um nicht Verdacht zu erregen. Doch ſelbſt in ihrer argloſen Unbefangenſchaft ſchreiten oftmals die Gemſen weiter, und alle die Schleichkünſte müſſen von vorn an begonnen werden. Zuletzt erkennt der Jäger,

daß er unmöglich dem Rudel ſich weiter nähern kann, ohne es zu verjagen, und bedächtig wählt er, die Schußweite bemerkend, entweder das größte und fetteſte, oder in zweifelhafter Entfernung auch nur das nächſte der Thiere aus, um des Lohnes ſo vieler Anſtrengung theilhaft zu werden. Der Jäger ſchießt los und faſt niemals fehlt der Schuß. Das getroffene Wild ſtürzt zu Boden und der aufgeſchreckte Trupp entflieht mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit, zumal wenn er den Jäger erblickt oder den Rauch des Pulvers riecht, über Felſen und Abgründe davon. Doch wenn die Jäger Hoffnung haben, des Wildes noch mehr zu erlegen, ſo wird das geſchoſſene unter irgend einen Felſen gethan, und auf die beſchriebene Weiſe ſetzt man die Jagd fort. Oft theilen ſich auch die Jäger, und während die einen die Gemſen auf einer Seite aufjagen, halten ſich die andern auf einer andern Seite hinter Felſen verſteckt, um ſie auf der Flucht zu erlegen. Hierbei geſchieht es zuweilen, daß die geängſtigten Thiere mit vorgeſenkten Hörnern auf den Jäger eindringen um ihn in den Abgrund hinabzuſtoßen, wo man dann wohlthut, ſich platt auf den Bauch zu werfen und das verzweifelnde Rudel über ſich wegſetzen zu laſſen. Oft aber zieht das ſinnloſe Thier den Todesſprung vor und ſtürzt ſich über einen Felſen hinaus. Noch vor 50 Jahren traf man nicht ſelten auf Heerden von 40 oder 50 Gemſen, jetzt aber hat ſich die Zahl dieſer Thiere durch das zu viele Verfolgen um mehr als die Hälfte vermindert. Uebrigens wiegt eine ausgewachſene Gemſe gewöhnlich 50 bis 70 Pfund und giebt dann 6 bis 7 Pf. Fett. Das Fleiſch wird ſehr geſchätzt, und die Häute geben bekanntlich die vortrefflichſten Handſchuhe und Beinkleider, da ſie faſt unzerbrechlich ſind und die weiche Feinheit des Sammets mit einer außerordentlichen Elaſticität verbinden.

Der Steinbock iſt gleichfalls ein mit unſerer Ziege verwandtes Thier, lebt aber auf den höchſten Alpen und Felſengebirgen und wird immer ſeltener. In der Schweiz ſoll es jetzt gar keine mehr geben. Gleich der Gemſe kann er vortrefflich klettern und ſpringen, und iſt größer und ſtärker als der Ziegenbock; ein ausgewachſener Steinbock wiegt einige Centner. In der Bildung des Kopfes hat er mehr Aehnlichkeit mit dem Hirſche als mit der Ziege. Seine ſchwärzlichen Hörner ſind 1½ Ellen lang, rückwärts gebogen und wohl 20 Pf. ſchwer. Die Haare ſind röthlich braun oder rothfalb, im Alter grau. Sie halten ſich in kleinen Heerden zu 10 bis 12 auf den ſteilſten für Menſchen beinahe unzugänglichen Felſen auf, bahnen ſich den Weg durch den Schnee, ſetzen über Abgründe hinweg und beſteigen mit etlichen Sprüngen die höchſten Felſen, wenn ſie nur irgend eine kleine Unebenheit antreffen, wo ſie ſich anklammern können. Das Fleiſch iſt nicht ſehr geachtet und die Haut ſoll auch von geringem Werthe ſeyn.

Das Murmelthier bewohnt die höchſten und unzugänglichſten Gebirge und liebt vorzugsweiſe die kleinen engen gegen Mittag liegenden Thäler. Sie ſind von der Größe eines Haſen oder Kaninchens, ſehen aber wegen der Dicke der Haare größer aus. Die vorherrſchende Farbe am Körper iſt gelb, theils weiß, theils dunkelgelb; der Schwanz iſt ſchwärzlich, ſo wie auch der Kopf. Die Murmelthiere nähren ſich von Graſe, Kräutern und Wurzeln, gezähmt genießen ſie alles, außer Fleiſch, am liebſten aber Milch. Sie ſaufen nur höchſt ſelten, und wenn ſie es thun, ſo recken ſie den Kopf in die Höhe, wie die Gänſe beim Saufen, und drehen ſich ſogleich aus Furcht nach allen Seiten um. Sie führen ein geſelliges Leben und wohnen in Höhlen, die ſie ſich in die Erde graben. Wenn ſie auf ihre Nahrung ausgehen, ſetzen ſie ſich allezeit auf den Hinterbeinen in die Höhe und ſchauen ſich um. Das erſte, das jemanden erblickt, giebt der ganzen Geſellſchaft ein warnendes Zeichen mit einem durchdringenden ſcharfen Pfiffe, die andern antworten alle durch das nämliche Zeichen und alle nehmen alsdann die Flucht. Bergan laufen ſie ſehr ſchnell, auf der Ebene jedoch langſam und ſchwerfällig. Sie zeigen ſich gegen kein Thier feindſelig, und fliehen ſogleich, wenn ſie verfolgt werden. Iſt aber die Flucht unmöglich, ſo ſetzen ſie ſich gegen Menſchen und Thiere zur Wehre und beißen und kratzen gewaltig. Vom Oktober bis April liegen ſie im Winterſchlafe, der einer Art von Erſtarrung gleicht, indem ſie ſich in ihre mit Heu ausgefütterten und künſtlich angelegten Höhlen begeben und mit einem aus Erde, Steinen und Heu bereiteten Kitt den Eingang ſorgfältig zuſtopfen. Oeffnet man einige Wochen ſpäter eine ſolche Höhle, ſo findet man die Thiere, 5 bis 15 an der Zahl, dicht neben einander, wie Igel zuſammengerollt und ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben, im tiefſten Schlafe. Erſt wenn ſie in die Wärme gebracht werden, erwachen ſie wieder. Sie ſind leicht zu zähmen und zu allerlei Künſten abzurichten, womit ſich beſonders die armen Savoyarden abgeben, die mit dieſen poſſierlichen Thieren herumziehen. Das Fleiſch derſelben iſt in den Alpen ſehr geſchätzt; und noch höher das Fett, das man gebraucht, um Quetſchungen oder andere Uebel an Menſchen und Thieren zu heilen; ein großes Murmelthier giebt wohl $\frac{1}{2}$ Maas Fett und 18 Pfund Fleiſch. Im Sommer und Herbſt iſt dies Thier fett, im Winter und Frühling mager. Das Fell wird zu Pelzwerk benutzt.

Die Schweizer ſind Celtiſchen und Germaniſchen Urſprunges, indem ſich mit den alten Helvetiern, die zu den Galliern gehörten und alſo von den Celten abſtammten, und unter der Römiſchen Herrſchaft viel Römiſches angenommen hatten, Germaniſche Völker, als die Alemannen, Burgunder, Franken und Oſtgothen vermiſchten. Hierdurch entſtand die jetzt beſtehende Miſchung der verſchiedenen Völkerſchaften der Schweiz, unter welchen der

Deutſche Stamm noch gegenwärtig vorherrſcht und den Norden, Oſten und das Innere der Schweiz bewohnt, während im Weſten die Einwohner Franzöſiſcher und im Süden jenſeits der Alpen Italieniſcher Herkunft ſind. Im Allgemeinen haben die Schweizer einen geſunden, ſtarken, dauerhaften, muskulöſen Körper, im Durchſchnitt von der gewöhnlichen mittlern Größe. Doch zeigt ſich hierbei ein großer Unterſchied zwiſchen den Hirtenvölkern und den Landbau treibenden und die Städte bewohnenden Schweizern. Jene, welche durchgehends hochgelegene Gegenden mit reiner Luft bewohnen und eine ſehr geſunde Nahrung, faſt immer Pflanzenkoſt und Milchſpeiſen genießen, zeichnen ſich durch die vortheilhafteſte Körperbildung aus, ſind meiſt hochgewachſen, von friſcher Geſichtsfarbe, weißer Haut und ſchönem Gliederbau; beſonders gilt dies von den Bewohnern des Hasli-Thales im Berner Oberland, welche unſtreitig der ſchönſte Menſchenſtamm unter allen Gebirgsvölkern der Alpen ſind, und wo man unter beiden Geſchlechtern Geſtalten ſieht, die würdig wären, der bildenden Kunſt als Modelle zu dienen. Auf dieſe folgen die andern Bergbewohner des Berner Oberlandes und der Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Glarus, Appenzell, Waadt, Oberwallis ꝛc. 6 Fuß hohe Männer ſind häufig unter ihnen, ſo wie ſich ihre Körperkraft zeigt bei den ſchweren Laſten, welche ſie heben und bei der Entfernung, in der ſie große Steine werfen. Männer, welche im Stande ſind 2½ und ſogar 3 Centner mehrere Stunden auf beſchwerlichen Wegen zu tragen, finden ſich in Menge. Hingegen unter den Landbauern, vornehmlich in vielen niedrigen Thalgründen, die entweder an Quellen guten Waſſers arm oder von der Sonne zu wenig beſchienen ſind, trifft man keine ſolche oder wenige dergleichen wohlgebildete Männer wie unter den Hirtenvölkern, ja zum Theil finden ſich hier z. B. in den niedrigſten Thälern der Kantone Aargau, Bern, Wallis, Uri, Teſſin, Graubündten, St. Gallen Kropfige, Taubſtumme und Blödſinnige und die, welche dieſe drei Gebrechen in ſich vereinigen, nämlich Cretins oder Cretinen. Letztere armſeligen Geſchöpfe ſind nirgends ſo zahlreich, nirgends ſo häßlich und elend als in Unterwallis. Da ſieht man ungeheure und ſcheußliche Kröpfe, verzerrte Geſichtszüge, die größte Fühlloſigkeit und Blödſinnigkeit, Menſchen die kaum verwirrte und unangenehme Laute ausſprechen können. Ihre Geſichtszüge ſind faſt leblos, die Augen trübe, das Fleiſch welk und bleich, der Blick ſtier; der Gebrauch der Vernunft mangelt ganz oder faſt gänzlich; zum Uebermaaß des Elendes ſind ſie meiſt taubſtumm. Sie ſind faſt alle unfähig, ſich das Brod mit ihren Händen zu verdienen und werden daher von Anderer Mildthätigkeit erhalten. Es giebt Stufen des Cretinismus, bei der höchſten Stufe ſind ſolche Unglückliche ſelbſt den unvernünftigen Thieren nachzuſetzen, und ohne Schauder und Mitleid kann man ſie nicht anſehen. — Was das weibliche

Geſchlecht in der Schweiz betrifft, ſo iſt daſſelbe, beſonders im Hasslithale, ſeiner Schönheit wegen berühmt und zeichnet ſich durch ſanftere Züge und zartere Geſtalten vor den Bewohnerinnen anderer Kantone vortheilhaft aus. Unter den Städterinnen werden die körperlichen Vorzüge der Baslerinnen am meiſten gerühmt; auch in der Italieniſchen Schweiz ſteht das weibliche Geſchlecht an Schönheit nicht nach.

In Hinſicht des moraliſchen Charakters iſt zwar eine große Verſchiedenheit zwiſchen den Bewohnern einzelner Landſchaften und noch mehr zwiſchen dem Hirtenvolke der Alpengegenden, dem Bauer und Thalbewohner und dem Städter bemerklich, und hat auch der Einfluß neuerer Zeiten und die mannigfaltigen Berührungen mit dem Auslande hier und da nachtheilig auf die Bewohner einiger Kantone eingewirkt und die charakteriſtiſchen Eigenſchaften des Alpenbewohners, Biederkeit und Freiſinn bei manchem Schweizer in den Hintergrund geſtellt; ſo kann dies doch nur als Ausnahme betrachtet werden, und entfernt von dieſen Einflüſſen, zumal in den hohen Alpenlandſchaften, finden ſich jene Eigenſchaften in ihrer ſchönen Reinheit und es bleibt im Allgemeinen wahr, daß die herrſchenden Charakterzüge des Schweizers Redlichkeit und Biederkeit, Offenheit, Treue, Gutmüthigkeit, Gaſtfreiheit, Arbeitſamkeit, Tapferkeit und Muth, Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit, eine ungemeine Freiheitsliebe und eine äußerſt große Vorliebe für ſein Vaterland ſind. In Vaterlandsliebe werden ſie wohl nicht leicht von einem andern Volke übertroffen. Die Sehnſucht nach der Heimath, die allen Gebirgsbewohnern ſo eigen iſt, ſcheint dem Schweizer in hohem Grade angeboren zu ſeyn; und hört er im fernen Auslande den Kuhreigen oder Kuhreihen, jene berühmte uralte Nationalmelodie der Alpenhirten*), ſo erwacht plötzlich das Heimweh, das unbefriedigt den davon Befallenen verzehrt und in Krankheit bringt, wie ſo viele Beiſpiele ſchon gezeigt haben**).

---

*) Zur Zeit wenn die Hirten ihre Herden auf die Alp treiben, pflegen ſie eine Art Hörner, die aus Baumrinden verfertigt ſind, mit ſich zu führen, auf denen ſie mit beſonderer Geſchicklichkeit zu blaſen verſtehen. Dieſe ländliche Muſik iſt allen Alpenhirten bekannt und macht einen großen Theil ihres Zeitvertreibs in ihrem einſamen Hirtenleben aus.

**) Als einſt der Kuhreigen bei den in Holland ſtehenden Schweizerſoldaten geblaſen wurde, entſtand unter ihnen eine allgemeine Sehnſucht und Betrübniß; ſie erinnerten ſich lebhaft an ihr Vaterland und die Glückſeligkeit, die ſie in ihren Gebirgen genoſſen hatten, und faſt alle gemeinen Soldaten forderten ihren Abſchied, weshalb das Blaſen auf ſolchen Hörnern verboten wurde.

Doch nur gegen den Ausländer treten ſie als Schweizer zuſammen; ſonſt findet man nur Berner, Luzerner, Solothurner, Appenzeller ꝛc., welche ihre kleinen Kantone weit über große Königreiche erheben und ſich freier glauben, als andere Völker, was nicht immer der Fall iſt. Uebrigens gehören noch zu den Hauptzügen in dem Charakter der Schweizerinnen Sittſamkeit, Keuſchheit und Reinlichkeit; ſie ſind gute Gattinnen und gute Mütter. Zwar ſcheint auf die Sittſamkeit der Mädchen der uralte faſt in der geſammten Deutſchen Schweiz noch herrſchende Gebrauch des Kiltganges d. h. ein Nachtbeſuch des Liebhabers in der Schlafkammer ſeines Mädchens, einen Schatten zu werfen, allein es geht im Allgemeinen dabei ſehr anſtändig zu und hat ſein Bewenden bei unſchuldigen Liebkoſungen, ſo daß Freiheiten, die man ſich öffentlich nicht erlaubt, auch hier in der Regel weder genommen, noch geſtattet werden. Und wenn auch dann und wann dabei die innigſte Annäherung beider Geſchlechter vorfallen ſollte: ſo würde der Jüngling der ganzen Gemeinde verächtlich werden und auch einer harten Züchtigung nicht entgehen, der ein Mädchen bei Gelegenheit eines Kiltganges ſchwächte und ſie nicht ehelichen wollte.

In Hinſicht der Lebensweiſe der Schweizer zeigt ſich ein großer Unterſchied zwiſchen den ſogenannten Aelplern oder Bergbewohnern, welche bloß von der Viehzucht leben oder ſie zu ihrem Hauptnahrungszweige machen und den Bewohnern der Städte und der Landbau treibenden Dörfer. Dieſe kennen ſchon alle Bedürfniſſe des civiliſirten Lebens, jene aber nicht. Wir reden zuerſt von der höchſt einfachen Lebensweiſe des Aelplers oder Alpenhirten. Er zieht im Sommer mit ſeinem Vieh auf den Alpweiden umher, wo er ſeine hölzerne Sennhütte hat; im Winter kommt er in das Thal herab. Manche derſelben haben kein anderes Eigenthum als ihr Vieh, das ſie zärtlich lieben und mit welchem ſie beſtändig herumziehen. Der reichere Aelpler hat eine Sennhütte auf der Alp und ſein ordentliches Wohnhaus im Thale, wo ſeine Familie verweilet; die Sennhütte bewohnt der Senn oder Alpenhirt mit ſeinen Knechten und Jungen im Sommer allein; ſein Lager iſt dann gewöhnlich ein Haufen Gras oder Laub; bloß der Reichere verſieht ſich in ſeiner Sennhütte auch mit einem Bette. Nur im Winter kehrt er in ſein ordentliches Wohnhaus zurück. Dies geſchieht jedesmal in einem feierlichen Zuge, den der Senn eröffnet, indem er den Kuhreigen auf dem Alpenhorn bläſet; die Kühe folgen dann hinterdrein. Die gewöhnliche Koſt der Aelpler beſteht in Käſe, Milch- und Pflanzenſpeiſen; viele bekommen nur ſelten Brod zu koſten, und Fleiſch iſt für ſie eine Feſttagsſpeiſe. So einfach wie ihre Nahrung, iſt auch ihre Kleidung; doch in den einzelnen Gegenden ſehr verſchieden. Was die Städter und Landbau treibenden Dorfbewohner betrifft, ſo unterſcheiden ſie ſich von den Bewohnern anderer Europäiſchen Länder vorzüglich dadurch,

daß ſie im Ganzen beſſer leben, eſſen und trinken, ſich beſſer kleiden, beſſer wohnen, bequemer eingerichtet ſind und das Leben mehr genießen. Man wird davon überraſcht, ſobald man den erſten Fuß auf Schweizeriſchen Boden ſetzt. Ueberhaupt liebt der Schweizer gutes, nahrhaftes, geſundes Eſſen und Trinken, beſonders Fleiſch und Wein, und ißt im Verhältniß mit andern Völkern, ziemlich viel, wozu die reine Luft, die er athmet, beitragen mag.

Der Schweizer liebt eine reinliche, gute, ſolide Kleidung, mehr als Flitterputz, und wechſelt die Moden nicht oft. Die Kleidungsart des Städters unterſcheidet ſich jetzt wenig von der, welche in Europa die allgemeinſte geworden iſt; auch die Trachten der Landleute verlieren immer mehr von der alten Eigenthümlichkeit und nähern ſich der ſtädtiſchen. Die kurzen Röcke der Luzerner und Berner Mädchen, die mit Borten und Franſen verzierten Röcke, der ungeheure mit hohem kammartigen Aufſatz verſehene Kopfſchmuck und ähnliche lange Zeit unverändert gebliebene Trachten in den meiſten Theilen der Schweiz werden jetzt ſeltener. Im Allgemeinen unterſcheiden ſich die Mädchen von den Weibern durch lange, den Rücken herabhängende Haarflechten, welche die letztern aufgewunden tragen. Reizend iſt die Tracht der Berner Landmädchen, der hoch aufgeſchürzte Rock mit buntem, gewöhnlich rothem Band beſetzt, die weißen Strümpfe mit den bunten Zwickeln, die weiten langen Hemdärmel von blendend weißer Leinwand und vor allem der kleine Strohhut mit niederm Kopfe.

Die Schweizer lieben bequeme und nach ihrem meiſt altväteriſchen Geſchmack, ſchöne Häuſer. Reinlichkeit und Glanz des Fußbodens, der Wände und Geräthſchaften findet ſich in dieſem Lande weit häufiger als in vielen andern. Wenige Theile Europas haben ſo reinliche, hübſche Wirthshäuſer, und der Fremde findet darin ſehr gute Koſt, die er freilich theuer bezahlen muß, was zum Theil darin ſeinen Grund hat, daß die meiſten der beſſern Lebensmittel oft ziemlich weit herbeigeſchafft werden müſſen. Ein ſehr großer Theil der Schweizer bewohnt durchaus hölzerne Häuſer, beſonders in den Gebirgsgegenden. Im Allgemeinen liebt man viele und ſchöne Fenſter. Die im beſten Geſchmack gebauten Häuſer trifft man in der Italieniſchen Schweiz, die größten und glänzendſten aber in den Kantonen Zürich, Bern, Baſel und Neuenburg. Sehr klein und häßlich ſind in der Regel die Wohnungen in Wallis. Auffallend ſind an den meiſten Schweizer Bauernhäuſern die großen gewöhnlich mit Stroh gedeckten vorſpringenden Dächer, welche bei einigen Häuſern, vornehmlich in der Gegend von Biel und Murten bis auf 6 oder 8 Fuß von der Erde herabgehen. Dieſes vortretende Dach geht rings umher und bedeckt einen großen, gegen Regen geſchützten Raum, wo das Ackergeräthe und Brennholz ſteht und wo, vornehmlich im Berner Oberlande, auf dem Erdgeſchoſſe Gallerien angebracht ſind, welche zum Trocknen

der Wäſche und auch zuweilen der Familie zum Aufenthalte dienen. Die Treppe in den obern Stock iſt von Außen angebracht und bei größern Häuſern läuft auch oben noch eine Gallerie um das Haus herum. Kunſtlos aus unbehauenen Baumſtämmen oder Steinen ſind die Wände einer Sennhütte, der Wohnung der Hirten in den hohen Alpengegenden, zuſammengeſetzt, die Lücken mit Moos verſtopft, und das aus Holzſpänen zuſammengeſetzte Dach zu mehrerer Befeſtigung mit Steinen beſchwert. Den Hauptraum nimmt ein Stall für 20 bis 30 Kühe ein, die darin gemolken werden und bei ſchlechtem Wetter auch übernachten; daneben iſt die Küche, wo der Käſe bereitet wird und die Gefäße aufbewahrt werden; hier hält ſich zugleich die Familie des Abends und bei übler Witterung auf. Der Dachboden über dem Stalle iſt die Schlafſtätte der ganzen Familie, wo aus Moos oder Heu das Lager bereitet iſt und ein Käſe oft die Stelle des Kopfpfühls vertritt.

Das geſellſchaftliche Leben iſt in der Schweiz ziemlich frei, offen, munter und lebhaft, und man verſammelt ſich gern in traulichen Zirkeln, vorzüglich des Abends. Die Vergnügungen beſtehen meiſt in Leibesübungen auf den Alpen während der guten Jahreszeit, im Scheibenſchießen mit der Büchſe oder dem Stutzer und im Kegelſchieben an den Sonntagen, in Tanz, Kartenſpielen, Tabakrauchen und Weintrinken. Auch der Gebrauch der gebrannten Waſſer und des Ciders iſt in vielen Gegenden ſehr häufig. Das Ringen, Springen und ähnliche Leibesübungen haben die meiſten Liebhaber unter den Männern der Deutſchen Schweiz. Vorzüglich berühmt ſind die Ringer oder Schwinger des Berner Oberlandes, Unterwaldens, des Entlibuchs und Appenzells. Auf Alpweiden verſammeln ſich jedes Jahr an beſtimmten Tagen die Schwinger mehrerer Gemeinden, und daſelbſt vor Richtern und unzähligen Zeugen jedes Geſchlechts, Alters und Standes halten ſie ihre Wettkämpfe, wobei es darauf ankommt, den Andern beim Leibgürtel zu faſſen, in die Höhe zu heben und dann zu Boden zu werfen. Wer zweimal auf den Rücken nieder geworfen wird, iſt der Beſiegte. Die Sieger in dieſem Kampfe, wobei oft erſtaunenswürdige Kraft und Gewandtheit entwickelt wird, werden von den Ihrigen erhoben und von den Mädchen vorgezogen. Das Steinſtoßen iſt eine andere, hauptſächlich bei den Appenzellern übliche Leibesübung, und beſteht darin, daß ein Mann oft einen mehr als einen Centner ſchweren Stein in die Höhe hebt und ihm dann, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, durch einen plötzlichen Schwung des Körpers, wozu eine große Muskelkraft erfordert wird, einen Stoß giebt, ſo daß er mehrere Schritte weit fortfliegt. Ein Appenzeller ſchleuderte einmal einen 184 Pfund ſchweren Stein auf dieſe Art 10 Schritte weit von ſich. Das Scheibenſchießen iſt bei den Schweizern ſowohl Kurzweil als militäriſche und vaterländiſche Uebung. Es haben ſich Geſellſchaften gebildet, welche für die beſten Schützen

Prämien ausſetzen; faſt in jedem Kanton giebt es deren. An der Spitze der zahlreichen Freiſchießen oder ſolchen von Einzelnen oder Geſellſchaften veranſtalteten Scheibenſchießen, zu welchen jedem der Zutritt vergönnt iſt, ſteht ſeit mehreren Jahren das große eidsgenoſſenſche Freiſchießen, deſſen Ort jedes Jahr wechſelt. 1827 war es zu Baſel, wohin über 50 Schützen-Ausſchüſſe von faſt allen Kantonen, ſelbſt von den fernen Waadt und Genf zogen. Jeder Ausſchuß wurde bei ſeiner Ankunft mit Losfeuern des Geſchützes, brüderlicher Anrede und Ehrentrunk begrüßt; etwa 1200 Schützen fanden ſich zuſammen und über 50,000 Schüſſe wurden nach den Scheiben gethan; der erſte Preis war ein großer ſilberner Becher, deſſen Deckel Wilhelm Tell vorſtellte, wie er nach dem Apfelſchuß ſeinen Knaben umarmt. 1828 war dieſes Feſt zu Genf, 1829 zu Freyburg.

So klein die Schweiz auch iſt, ſo herrſcht darin doch nicht Eine Sprache, ſondern es werden vielmehr vier von einander ganz verſchiedene Sprachen geſprochen, wovon jedoch die Deutſche am meiſten verbreitet iſt und auch zur ſchriftlichen Verhandlung der Bundesangelegenheiten gebraucht wird. Sie wird in dem nördlichen, öſtlichen und inneren Theile der Schweiz, (in den 12 Kantonen Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Schaffhauſen, Appenzell, St. Gallen, Aar- und Thurgau) allgemein, außerdem in dem größten Theile von den Kantonen Bern und Baſel und in einem großen Theile der Kantone Freyburg, Solothurn, Graubündten und Wallis mit 35 Hauptmundarten, deren einige ſich in 2, 3 und noch mehr Unterarten ſcheiden laſſen, geſprochen und iſt eigentlich ein beſonderer rauher, meiſt durch die Kehle geſprochener, mit vielen altdeutſchen Wörtern und eigenen Provinzialismen vermiſchter Dialekt, der dem Hochdeutſchen kaum verſtändlich iſt, übrigens aber durch das in der Anrede meiſt gebräuchliche *Ihr*, ſo wie durch die Form der Verkleinerungen auf *li* (Maidli, Kindli, Bübli, Häusli ꝛc.) dem Geſpräche und dem Umgange viel Vertrauliches giebt. Nach der Deutſchen Sprache iſt die Franzöſiſche in 15 oder 16 Mundarten am herrſchendſten, nämlich in der weſtlichen Schweiz, oder in den Kantonen Neuenburg und Genf allgemein, in dem faſt ganzen Kanton Waadt und in einem Theile der Kantone Freyburg, Solothurn, Wallis, Bern und Baſel. Die Italieniſche Sprache hört man in der ſüdlichen Schweiz, d. h. in dem Kanton Teſſin, in einigen Thälern Graubündtens und in wenigen Ortſchaften von Wallis. Die Rhätiſche oder Romaniſche Sprache endlich, ein verdorbenes Latein mit Altrhätiſch vermiſcht, ſpricht man nur in einem kleinen Theile von Graubündten, und zwar in 2 Hauptmundarten*). Wiewohl die

*) Rechnet man 2 Millionen Menſchen in der Schweiz, ſo reden et-

Vielfältigkeit der Sprachen und Mundarten den Fortſchritten der Künſte, Wiſſenſchaften und der Literatur ſtarken Eintrag thut: ſo gehören doch die Schweizer im Allgemeinen zu den gebildetern Nationen Europas. Die höhere Geiſteskultur hat einen hohen Grad der Vollkommenheit erſtiegen, und Künſte und Wiſſenſchaften werden nicht nur geſchätzt, ſondern auch mit dem glücklichſten Erfolge betrieben; denn die Schweizer haben ausgezeichnete Talente für alle Zweige der Künſte und Wiſſenſchaften, und eine beträchtliche Zahl von berühmten Künſtlern und Gelehrten in allen Fächern ſind aus ihrer Mitte hervorgegangen. Doch ſind die Wiſſenſchaften auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit, als die ſchönen Künſte, unter welchen die Kupferſtecherkunſt am meiſten ſich auszeichnet. Vorzüglich in mechaniſchen Künſten, ganz beſonders in der Uhrmacherkunſt und überhaupt in der Induſtrie haben ſie es weit gebracht. Was den Unterricht und die Erziehung betrifft, ſo befinden ſich dieſelben in einem Theile des Landes in einem ſehr guten, in dem andern noch immer in einem ſehr ſchlechten Zuſtande; doch iſt in den neueſten Zeiten ſelbſt in den Gegenden, wo bisher die Volksbildung noch ſehr zurück war, ein größerer Eifer erwacht. Am meiſten waren bisher in der ganzen Schweiz noch die Land- und Primärſchulen unbeachtet, es fehlte an guten Lehrern und beſonders an gehörigen Beſoldungen, ſo wie an hinreichenden Schullehrerſeminaren. Am beſten iſt in den Städten, beſonders in den größern für den Unterricht geſorgt. Von den vorhandenen Gymnaſien und Lyceen ſind einige vortrefflich. Außer den Akademien zu Lauſanne und Genf, welche in der Schweiz für die Proteſtanten zu Univerſitäten dienen, giebt es noch drei eigentliche Univerſitäten zu Baſel, die eine neue Einrichtung erhalten hat, und zu Zürich und Bern, die erſt kürzlich entſtanden ſind. Unter den beſondern Unterrichtsanſtalten zeichnen ſich die Militairſchule in Thun, das landwirthſchaftliche Inſtitut Fellenbergs zu Hofwyl, eins der berühmteſten Inſtitute dieſer Art, aus. Uebrigens befördern die Ausbreitung der Wiſſenſchaften auch mehrere Gelehrtenvereine und andere literariſche Inſtitute und Verbindungen, koſtbare Bibliotheken, zahlreiche Buchdruckereien und Buchhandlungen.

Habsburg, ein 1020 erbautes altes Schloß, deſſen Trümmer noch mit Sorgfalt erhalten werden, liegt auf einem Berge, von dem man eine prachtvolle Ausſicht genießt, und gehörte den Grafen von Habsburg, wovon einer Namens Rudolph, 1218 geboren und älteſter Sohn Albrechts IV. Grafen von Habsburg, ſo im Anſehen ſtand, daß er 1273 zum Deutſchen Kaiſer erwählt

---

wa 1,400,000 die Deutſche, 450,000 die Franzöſiſche, 120,000 die Italieniſche und 40,000 die Rhätiſche Sprache.

ward. Er benutzte die ihm als Kaiſer gewordene Macht, um ſeinem Hauſe Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain zu erwerben, und hinterließ ſeinem Sohne Albrecht I. außer den Deutſchen Landen, anſehnliche Beſitzungen in der Schweiz, wovon zwar die letztern in der Folge verloren gingen, dagegen aber blieb, ſeit Albrecht II., der 1438 zum Kaiſer erwählt worden war, die Kaiſerkrone ſtets bei dieſem Hauſe Habsburg, das nun mit der Erwerbung Oeſterreichs, den Namen des Oeſterreichiſchen erhielt.

Der Rheinfall bei Laufen iſt der größte Waſſerfall in Europa und eins der größten Wunder in der wundervollen Schweiz, deſſen Anblick das tiefſte Innere bewegt. Der Reichenbach, der Aarfall an der Handeck, der Fall der Reuß an der Teufelsbrücke und alle andere Waſſerfälle kommen in keinen Betracht gegen dieſen einzigen Fall in ſeiner Art, der ſie an Erhabenheit weit hinter ſich läßt. Dieſe gewaltige Waſſermaſſe, die ſich in einer beträchtlichen Breite mit donnerähnlichem ſtundenweit hörbaren Rauſchen, eine Höhe von 50 bis 60 F. (bei hohem Waſſerſtande wohl 75 F.) herabſtürzt, macht eine ergreifende Wirkung, die ſich bei längerm Anſchauen vom Bewundern und Anſtaunen bis zum Gefühl von Anbetung ſteigert. Schon ½ Stunde vor dem Falle, vor der Rheinbrücke bei Schaffhauſen, wird das Bette des Rheins ſo abſchüſſig und der Fluß ſelbſt ſo reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müſſen. Nahe vor dem Sturze werden aber ſeine Gewäſſer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und ſchäumende Wellen geſpalten, bis er endlich eine Höhe von 75 bis 80 F., an einer ſteilen Felſenwand hinunterſtürzt. Mitten im Fall ſtehen vier Felſen, welche den Sturz in 5 Fälle theilen. Etwa 200 Fuß vom Ufer entfernt, erhebt ſich der erſte Fels in ſonderbarer Geſtalt. Zwiſchen dieſem und dem Ufer, wo hier das Schloß Laufen ſteht, bildet der Rhein ſeinen Hauptſturz, deſſen Höhe auf der Schloßſeite am bedeutendſten iſt und nach der Flußſeite zu abnimmt. Bei hohem Waſſerſtande beträgt ſie an 75, bei niederm Waſſer 50 bis 60 Fuß. Ohngefähr 50 Fuß von dieſem erſten Felſen ragt der zweite empor, welcher kegelförmig und der höchſte iſt, und in gleicher Entfernung von dieſem ein dritter niedriger und breiter Fels. Steigt man von dem Schloſſe Laufen nach einem in dem Waſſerfall hineingebauten Gerüſte, einer hölzernen Gallerie, wo man mitten unter den brauſenden Wogen ſteht, und von den beſtändig fallenden Staubregen benetzt wird, ſo hat man hier den beſten Standpunkt zum erſten und majeſtätiſchen Anblick des Kataraktes, bis dahin, wo der vierte Fels ihn noch einmal theilt. Will man aber von der linken Uferſeite den geſammten Fall betrachten, ſo muß man von dem Gerüſte aufwärts nach dem Schloſſe Laufen ſteigen; auf halbem Wege ſteht hier ein Luſthaus, aus dem man gerade auf den Strom hinabſieht. Auf der rechten Uferſeite kann man

den Rheinfall vom Schlößchen im Wörth überblicken. Dort zeigt ſich zwar auch der Rheinfall in ſeiner ganzen Breite; allein er iſt in dieſer Entfernung geſehen, weder durch ſeine Höhe, noch durch ſein mächtiges Donnern und Stürzen, noch durch ſeine vielfachen Schönheiten ſo ergreifend; doch iſt nicht unintereſſant, den Fall hier in der in einem Zimmer auf dem Schloßthurm angebrachten Camera obſcura zu betrachten. Noch ein anderer durch Mannigfaltigkeit der Anſichten ausgezeichneter Standpunkt, um den Rheinfall von dieſer Seite zu beſchauen, iſt unterhalb bei den Mühlen von Neuhauſen. Bei dieſem Dorfe werden die Schiffe wieder beladen; die bei Schaffhauſen ausgeladen werden müſſen; auch iſt hier ein bedeutender Lachsfang, da dieſe Fiſche nicht weiter den Fluß hinauf gehen können.

Pfeffers iſt nicht allein ſeiner heilſamen Quelle, ſondern auch ſeiner Lage wegen ſehr merkwürdig. Mitten in einem engen Felſenſchlunde der Tamina eingeengt, wohin ſelbſt im höchſten Sommer die Strahlen der Sonne nur 4 Stunden lang gelangen, liegen 2128 Fuß über der Meeresfläche die 4 Gebäude des Bades, durch bedeckte Gänge in einer Länge von 408 Fuß mit einander verbunden. Am rechten Ufer der Tamina ſteigen die ſenkrecht abgeſchnittenen Felſen 6 bis 700 Fuß hoch nackt und kahl bis zu dem Gipfel, und mit ängſtlichem Gefühl blickt das Auge hinauf zu dem oberſten mit Buchen und Fichten gekrönten Felſenrande. An der andern Seite zieht ſich der Berg etwas zurück, doch iſt wenig ebener Boden um das Badehaus, da die kleine Fläche, auf welcher es ſteht, erſt durch Sprengung der Felſen gewonnen worden iſt. Das Badehaus iſt 4 Stockwerk hoch und füllt mit dem Fluſſe das ganze Thal aus, enthält aber doch kaum Raum für 200 Perſonen. Ein Theil deſſelben ſchwebt eigentlich über der wilden Tamina, die in der tiefen Felſenkluft mit ewigem Donner fortſtrömt. Die ſchmale Seite des Hauſes gegen Süden iſt gegen den Felſenſchlund gekehrt, aus deſſen Nacht die Tamina hervorbrauſt. Der Bäder ſind 9, alle in ſchönen Gewölben. Die Heilquelle ſelbſt liegt 600 Schritte vom Badehauſe entfernt in einem fürchterlichen Schlunde, welcher zu den ſehenswertheſten Naturſcenen in der Schweiz gehört, und wird durch hölzerne Röhren zum Badehauſe geleitet. Schrecklich und äußerſt gefahrvoll iſt der Weg bis zur Quelle. Dünne ſchmale Bretter ohne Lehnen, die auf eiſernen aus der Felswand hervorragenden Zapfen ruhen, bilden 30 Fuß über dem Bette der Tamina, einen Steg, auf welchem man vorſchreiten muß. Die Felſen ſteigen von beiden Seiten über 200 Fuß in die Höhe, neigen ſich wie ein Dom und ſchließen ſich ſtellenweiſe oben ganz. Die düſtern koloſſalen Gewölbe, die eingeklemmten Felſenmaſſen, die wild hervorragenden Geſträuche und Bäume, die ſich über dem Abgrund wiegen, in welchem die Tamina brauſt und ſchäumt, alles dies verſetzt den Be-

ſchauer, der nur mit Vorſicht auf den ſchlüpfrigen Brettern bei dem düſtern Tageslicht vorſchreiten kann, in ein angſtvolles Staunen. Noch jenſeits der Brücke, über welche der Weg nach dem Kloſter Pfeffers führt, liegt die Quelle. Gerade unter der Brücke iſt der Schlund von oben ganz geſchloſſen und dieſer Ort heißt daher der Beſchluß. Weiterhin öffnen ſich die Felſen wieder und man ſieht bald an dem aufſteigenden Dampfe, wo in den ſüdlichen Felswänden die Quellen liegen. Dieſe ſind von einem außerordentlichen Waſſerreichthume, aber ſie fließen nicht immer, ſondern verlieren ſich im September und kommen dann erſt im Mai wieder. Beſonders ſehenswerth iſt die ſchöne Marmorhöhle im Schlunde der Tamina.

Der Glärniſch, ein hoher Gebirgsſtock, gehört ſeiner Geſtalt nach zu den merkwürdigſten Felſenbergen der Schweiz, erhebt ſich weſtlich von Glarus und beſteht aus dem vordern, mittlern und hintern Glärniſch. Der vordere hat eine Höhe von 7000 F. über der Meeresfläche und iſt in den meiſten Jahren frei von Eis und Schnee. Der höchſte Gipfel des ganzen Felſenſtocks iſt der Feuerberg, nahe an 9000 (8925) F. hoch und mit Eis und Schnee umlagert; an ſeiner nordweſtlichen Seite ſteigt ein 3 Stunden langer, mächtiger Gletſcher hinab. Die Seitenwände des Glärniſch ſind größtentheils abgeriſſen; von der Nordſeite ſtellt er ſich dem Auge wie drei ſtumpfe abgerundete Gipfel dar, auf dem mittlern glänzt ein Eisfeld. Alle drei Gipfel ſind erſteigbar. 1593 erſchreckte der Glärniſch bei einem Erdbeben die Einwohner des Fleckens Glarus durch einen fürchterlichen Felſenſturz, aber ohne großen Schaden zu verurſachen.

Bürglen, eine großes und ſchönes Dorf, liegt eine halbe Stunde von Altorf, am Eingange des von den Klaridenalpen herabſteigenden Schächenthales und iſt berühmt als Geburts- und Wohnort des Schweizeriſchen Helden Wilhelm Tell, der auch hier als Greis im Jahre 1354 in dem Schächenbach ertrank, als er ein Kind aus den Fluthen retten wollte. An der Stelle, wo er gewohnt hat, ſteht jetzt eine Kapelle, Tells Kapelle genannt mit Gemälden von den Thaten dieſes kühnen Freiheitshelden ausgeſchmückt. Tell iſt vorzüglich durch die Grauſamkeit des damaligen Oeſterreichiſchen Landvoigts Geßler hiſtoriſch merkwürdig geworden. Da dieſer Mann, der zu Altorf ſeinen Sitz hatte, die Schweizer ſehr mißhandelte und bedrückte und unter andern verlangte, daß die Schweizer vor einem an einer Stange aufgeſteckten Hute (dem Zeichen des Oeſterreichiſchen Hauſes) bei Todesſtrafe ihr Haupt entblößen ſollten, und Tell dies unterließ: ſo verurtheilte er ihn, einen Apfel vom Haupte ſeines eigenen Knaben zu ſchießen. Er that es, ohne ſein Kind zu beſchädigen. Doch da er geſtand, daß er, falls er ſeinen Sohn getroffen, den Landvoigt erſchoſſen haben würde, ſo führte ihn der letztere mit ſich fort über den Vier-

waldſtädterſee nach ſeiner Burg, wo er in Ketten und Banden ſchmachten ſollte. Allein ein ſtarker Sturm drohte dem Fahrzeuge den Untergang. Tell ward als kräftiger, erfahrner Ruderer einſtweilen losgelaſſen, und lenkte das Fahrzeug glücklich nach dem Ufer, nahm aber die Gelegenheit wahr, auf einen vorſpringenden Felſen, durch einen gewagten Sprung aus dem Fahrzeuge ſich zu retten und daſſelbe zurück zu ſtoßen. Als hernach Geßler, deſſen feſte Burg in der Nähe von Küßnacht lag, und wovon die Trümmer noch ſichtbar ſind, daher kam, ſo erwartete der auf bekannten Felſenwegen vorausgeeilte Tell, in der ſogenannten hohlen Gaſſe, den Landvoigt, und erſchoß ihn mit einem Pfeile. Der Tod des Tyrannen ward nun das Zeichen zum allgemeinen Aufſtande der Schweizer und zum hartnäckigſten Kampfe gegen die Oeſterreicher, der erſt 1499 gänzlich beendet wurde. In Altorf zeigt man noch die Stelle, wo die Linde geſtanden hat, unter der Tells Sohn mit dem Apfel auf dem Kopfe ruhig ſeines Vaters Schuß abwartete, und 100 Schritte davon den Tellenbrunnen, von wo aus der Vater den Pfeil abſchoß. Auf dem vorſpringenden Felſen des 5340 Fuß hohen Axenbergs, wo ſich Tell aus dem Kahne gerettet hatte, und welcher den Namen Tells Platte erhalten hat, ſteht eine Kapelle, Tells Kapelle genannt, die 1388 auf Befehl der Urner Landesgemeinde zur Erinnerung an das glückliche Ereigniß, einige und 30 Jahre nach Tells Tode, erbaut worden ſeyn ſoll, in welcher alle Jahre zum Andenken des Helden eine Meſſe geleſen wird. An den Wänden derſelben ſind Gemälde, die wichtigſten Momente aus Tells Leben darſtellend, aufgehängt. Auch in der hohlen Gaſſe, an der von Küßnacht nach Immenſee am Zugerſee führenden Straße ſteht eine Kapelle an der Stelle, wo Tell den Landvoigt erſchoß und heißt gleichfalls Tells Kapelle. Sie liegt ziemlich hoch, gewährt eine angenehme Ausſicht, und hat eine Inſchrift, die den Grund ihrer Erbauung angiebt.

Der Hacken iſt ein öſtlich von dem Flecken Schwyz gelegener hoher Felſenberg, über welchen ein bloß für Reiter und Fußgänger gangbarer und äußerſt beſchwerlicher Weg nach dem drei Stunden entfernten Einſiedeln führt. Auf der Höhe des Uebergangs, 4470 Fuß über dem Meere und 3102 F. über dem Vierwaldſtädterſee, ſteht ein Wirthshaus, von wo man eine ſchöne Ausſicht auf den Lauerzer- und Vierwaldſtädterſee und die nahen Gebirge hat. Von hier aus kann man die 2 nackten kegelförmigen Felſenſpitzen, die Mythen, zuweilen auch die Schwyzerhacken genannt, erſteigen, wovon der nördlichere und höchſte 5868 Fuß über die Meeresfläche ſich erhebt.

Der Rigi iſt ein nicht ſowohl wegen ſeiner Höhe (denn dieſe beträgt nur 5723 oder nach Andern bloß 5555 F.), als wegen ſeiner herrlichen weit umfaſſenden Ausſicht berühmter Berg, die wohl von keiner andern in der Schweiz ſo leicht übertroffen wer-

den möchte, und daher einen Genuß gewährt, den in der Regel kein die Schweiz beſuchender Reiſender ſich verſagt. Beinahe in der Mitte der Schweiz erhebt er ſich als ein von allen Seiten freiſtehender Berg. Weſtlich beſpült ihn der Vierwaldſtädterſee, öſtlich der Zuger- und Lauerzerſee, nördlich trennt an ſeinem Fuße eine Art Landenge den Zuger- vom Vierwaldſtädterſee; ſüdlich begränzt ſeinen Fuß das Muottathal und an ſeinem öſtlichen Abhange liegen, zwiſchen dem Zuger- und Lauerzerſee, die Felstrümmer, welche 1806 vom nahen Ruffi- oder Roßberg losbrachen, bis zum Fuße des Rigi hinſtürzten und 5 Oerter, (darunter Goldau) verſchütteten, wodurch 457 Menſchen umkamen. An ſeinem Fuße hat der Rigi, der an der Nordſeite von der höchſten Spitze bis an den Zugerſee ſenkrecht abgeriſſen iſt, gegen 10 Stunden im Umfange, und 12 Dörfer liegen in dieſem Umkreiſe, wo man Getreidefelder, prächtige Obſt- und Gemüſegärten, herrliche Wieſen antrifft. Ueber dieſe erheben ſich dichte Waldungen und höher hinauf liegen üppige Alpentriften, auf denen im Sommer an 3000 Kühe und zahlreiche Heerden von Schafen und Ziegen weiden, deren Milch in 150 hier zerſtreut liegenden Sennhütten in Käſe und Butter verwandelt und dadurch jährlich mehr als 100,000 Fl. gewonnen werden. Die Baumgränze zeigt ſich hier weit niedriger als auf andern Schweizerbergen und die ganze Kuppe des Rigi iſt baumlos. Von allen Seiten führen Wege auf den Rigi; die bequemſten und gebrauchteſten ſind die auf der Oſtſeite von Lauerz und Art hinaufführenden. Auf dem erſten Wege kann man bis auf den Gipfel reiten, und dies iſt die eigentliche Bergſtraße, welche die Herden ziehen. Dieſer Weg iſt zwar für Pferde ſehr ſchwierig und ermüdend, da oft 2 bis 3 Fuß hohe Felſenſtufen erſtiegen werden müſſen, den Fußwanderern aber am meiſten zu empfehlen, weil er nur wenige ſteile Stellen hat. Dieſe Straße und der Weg von Art vereinigen ſich bei dem Wirthshauſe zum Dächli. Von da gelangt man nach 1½ Stunden zum Hospitium, einem kleinen von 4 Kapuzinern bewohnten Kloſter, wo 4 Wirthshäuſer ſtehen, worin ſich an Sonn- und Feſttagen eine Menge Landleute aus den Dörfern am Fuße des Rigi verſammelt, und jährlich ein Volksfeſt (die Sennenkilbe) gefeiert wird, wobei von den Hirten verſchiedene gymnaſtiſche Uebungen angeſtellt werden. Hier ſteht auch eine der heiligen Maria zum Schnee geweihte Kapelle, zu welcher jährlich viele Pilger wallfahrten, beſonders aber am 5. Auguſt, dem Feſte der Schutzheiligen. Steigt man vom Hoſpitium aufwärts, ſo gelangt man zuerſt zu dem Denkmale Herzogs Ernſt II. von Sachſen-Gotha, beſtehend in einer in der Felswand befeſtigten Marmortafel mit einer Inſchrift und 1805 errichtet. Gegenüber liegt die Höhle Bruderbalm, welche Tropfſteinbildungen enthält. Höher hinauf bei der ſogenannten Rigiſtaffel, einer Bergeinbeugung, wo den von Oſten

heraufſteigenden Wanderer zuerſt die herrlichſte Fernſicht überraſcht und wo alle Wege, die auf den höchſten Gipfel, den einige 100 Fuß höhern Rigikulm führen, zuſammentreffen, ſteht ein gutes Wirthshaus und ein Kreuz. Von da erreicht man bald den höchſten Gipfel, den Kulm, wo man eine der herrlichſten Ausſichten genießt, die ſowohl des Abends bei Sonnenuntergang, als in der Frühe vor und nach Sonnenaufgang außerordentlich und einzig iſt. Ein Rundgemälde, das ſich in einer Durchſchnittslinie von 70 Stunden, vom Jura bis zum Berge Bußen bei Biberach in Schwaben erſtreckt und 11 Kantone und 13 Seen umfaßt, ſtellt ſich hier dem Auge dar. Während das Auge nördlich und öſtlich Hügel und Thäler erblickt und bis zu dem Jura, dem Schwarzwald und in die Ebenen Schwabens ſchweifen kann, bietet ſich ihm ſüdlich und weſtlich die Gebirgswelt in ihrer Pracht und Größe dar, worunter z. B. der hohe Säntis, das Schreckhorn, das Wetterhorn, Finſteraarhorn, die Jungfrau ꝛc. ihre Schneehäupter erheben, — und zu den Füßen liegen der Zuger-, der Lauerzer- und Vierwaldſtädterſee mit ihren lieblichen Umgebungen. Mit dem Rigi ſoll der Hörſelberg im Fürſtenthum Gotha, auf der Gränze des Fürſtenthums Eiſenach einige Aehnlichkeit haben, die ſich aber bloß auf ſeine Form, nicht aber auf ſeine Höhe und Größe bezieht; denn der Hörſelberg iſt nur 1620 Fuß über der Meeresfläche erhaben, gewährt aber doch auch eine ſehr umfaſſende Ausſicht.

Einſiedeln. Dieſe Benediktinerabtei, der berühmteſte Wallfahrtsort in der ganzen Schweiz, mit Recht das Schweizeriſche Loreto genannt, liegt in einem wilden von der Sihl durchſtrömten Gebirgsthale, faſt 3000 Fuß über dem Meere und ſteht ganz frei auf einer kleinen Anhöhe, in deren Hintergrund ſich ein ſchöner Tannenwald amphitheatraliſch erhebt. Schon im Jahre 832 hatte Meinhard, Graf von Hohenzollern, hier eine Klauſe oder Einſiedelei errichtet. Nach ſeinem Tode ſiedelten ſich mehrere Adelige hier an und begannen ein Kloſter zu bauen, welchem die Fürſtin Hildegardis, Aebtiſſin des Fraumünſters in Zürich ein wunderthätiges Marienbild ſchenkte, das in einer marmornen Kapelle am Eingange des Kloſtergebäudes verwahrt wird und zu welchem jährlich viele tauſend Pilger, ſelbſt aus entfernten Gegenden wallfahrten, beſonders den 14. September, welcher ſo oft er auf einen Sonntag fällt, mit vorzüglicher Feierlichkeit begangen wird. 1817 waren auf dieſes Feſt an 20,000 Pilger zuſammengeſtrömt. Die Schatzkammer des Muttergottesbildes enthielt große Schätze, ehe ſie von den Franzoſen 1798 geplündert wurde, die damals auch die Kapelle der Erde gleich machten. Das Kloſtergebäude, ſeit der Stiftung das ſiebente, iſt im Italieniſchen Geſchmack aufgeführt. Die Kirche, faſt in der Mitte deſſelben, ein majeſtätiſches Gebäude, iſt im Innern mit Zierathen überladen. Den gro-

ßen Platz vor dem Kloſter zieren zwei halbrunde Gänge mit Krämerbuden und in der Mitte iſt ein vierzehnröhriger Brunnen aus ſchwarzem Marmor. Das Kloſter enthält eine reiche Bibliothek und ein neu errichtetes Kabinet von Mineralien und phyſikaliſchen Inſtrumenten. In der vortrefflichen Kloſterſchule wird in mehreren Wiſſenſchaften unentgeltlich Unterricht ertheilt. Am Fuße der Anhöhe, auf welcher das Kloſter ſteht, liegt der von mehr als 3000 Menſchen bewohnte Flecken Einſiedeln, der theils aus Wirthshäuſern, theils aus Kramläden und Wohnungen von Handwerkern beſteht.

Luzern liegt in einer ſehr ſchönen Gegend, am Vierwaldſtädterſee und an der Reuß, welche die Stadt durchfließt, und über welche drei Brücken führen, von deren die eine 1000 Fuß lang und mit 154 Gemälden geziert iſt und die Kapellbrücke heißt. Noch länger (1380 F. lang) iſt die über einen Theil des Vierwaldſtädterſees führende Hofbrücke, welche 238 Gemälde, die Szenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellen, zieren. Nahe vor der Stadt an der Straße nach Zürich ſteht das Denkmal, welches den am 10. Auguſt 1792 in Paris bei dem Angriff auf die Tuilerien und bei der Vertheidigung des unglücklichen Königs Ludwigs XVI. gefallenen Schweizergarden von ihren Mitbürgern 1821 errichtet und eingeweihet wurde. Es befindet ſich an einer mit Laubwald bewachſenen Felſenhöhe, die ſich von der Südſeite als eine ſenkrecht abgeſchnittene Granitfläche darſtellt, an deren Fuß ſich alle von der Höhe herabkommenden Gewäſſer in ein halbkreisförmiges Baſſin ſammeln. In angemeſſener Höhe über dem Waſſerſpiegel hat man in den Felſen eine flache, aber breite und tiefe Wölbung hinein gearbeitet, die ſich auf der einen Seite an das Gehölz anſchließt. Ganz vorn aber ließ man einen Block ſtehen, aus welchem die Bildhauerkunſt nach Thorwaldſens Zeichnung einen 29 Fuß langen und 18 Fuß hohen ſterbenden Löwen ſchuf. Das muthige Thier, mit niedergeſtreckten Gliedern, von einem Pfeile im Rücken verwundet, in der rechten Vordertatze zerbrochne Pfeile und einen mit Lilien geſchmückten Schild haltend, zeigt in ſeinem Geſichte tiefen Ausdruck des Schmerzens; man ſieht, es liegt in den letzten Zügen und ſtirbt mit der Verzweiflung über ſeine Niederlage. Ueber dem Löwen ſtehen die Worte in lateiniſcher Sprache: der Treue und Tapferkeit der Schweizer. Unter demſelben lieſt man, daß 26 Offiziere und 760 Soldaten an jenem Tage heldenmüthig fielen. Sämmtliche Namen der gebliebenen Offiziere ſind in den Felſen gegraben. In einer nahen, neu erbauten kleinen Kapelle wird jährlich am 10. Auguſt ein feierliches Todtenamt gehalten.

Der Pilatusberg, an den Gränzen der Kantone Luzern und Unterwalden, iſt der höchſte Berg des Kantons Luzern, und erhebt ſich mit ſeiner höchſten Spitze, dem Tomlishorn 7130 F.

über die Meeresfläche und 5760 F. über den Vierwaldſtädterſee, an deſſen weſtliches Ufer er nahe herantritt. Bei dieſer bedeutenden Erhöhung über dem Thale und ſeiner iſolirten Lage, da er ganz frei ſteht, indem nur ſeine ſüdweſtlichen Abhänge ſich an die nördlich vom Brienzerſee gelegenen Berge anlehnen, erſcheint er weit höher, als er in der That iſt, und wird faſt in der ganzen Schweiz geſehen; daher iſt auch die Ausſicht von demſelben ſowohl auf die Alpenkette als auf die übrige Schweiz außerordentlich, und giebt jener vom Rigi nicht viel nach. Gleichwohl wird er wenig von Reiſenden beſucht, wahrſcheinlich weil ſeine Gipfel ſchwerer zu erſteigen ſind, und für Bequemlichkeit der Reiſenden nicht geſorgt iſt. In frühern Zeiten haben Aberglauben und Vorurtheile den Pilatusberg lange Zeit hindurch als einen Schauplatz übernatürlicher Erſcheinungen verſchrieen, und die Obrigkeit ſelbſt hat damals das leichtgläubige Volk in ſeinem Wahne beſtärkt. Man glaubte, daß dieſer Berg ſeinen Namen von dem Römiſchen Landpfleger Pontius Pilatus habe, der ſich aus Verzweiflung über die Verurtheilung Chriſti zu Tode in einen auf dieſem Berge befindlichen See geſtürzt habe, und ſeit dieſer Zeit ſeine Tücken auf dieſem Berge ausübe und nach jedem Steine, der in den See geworfen würde, ſich durch Sturm und Donner räche. Dieſer Glaube war im Mittelalter ſo verbreitet, daß ſelbſt der Magiſtrat von Luzern verbot, den Pilatus zu beſteigen und Steine in den See zu werfen. Der Name des Berges ſcheint die unſchuldige Urſache von den mancherlei Legenden und Fabeln zu ſeyn, an welchen man noch beim Beginn der Reformation hing, bis endlich, mit dem Fortſchreiten der Aufklärung, die Irrthümer dieſes Aberglaubens verſchwanden. Sein Name Pilatusberg rührt wahrſcheinlich von dem lateiniſchen Mons pileatus (Berg mit einem Hute) her, eine Benennung, die man mehreren Bergen gegeben, deren Gipfel ſich mit einer dunkeln Wolkenhaube bedecken, bevor Regen und Ungewitter über die Gegend losbrechen. Dieſer Berg erſtreckt ſich in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt bei 11 Stunden lang, hat einen in 2 Spitzen geſpaltenen Gipfel, und enthält treffliche Weiden, auf welchen den Sommer über an 4000 Kühe ernährt werden. Sechs Wege führen auf denſelben, 4 von der Nord- und 2 von der Südſeite. Der bequemſte und gefahrloſeſte Weg leitet von Alpnach in Unterwalden in 5 Stunden auf ſeinen Gipfel. Der Weg von Luzern erfordert 6 Stunden, kann aber bis Eigenthal (2½ Stunden weit) zu Pferde gemacht werden; von da führt ein beſchwerlicher Fußpfad bei den Fieberbrunnen vorbei auf den Gipfel, ein anderer leichter zu erſteigender zuerſt auf die Bründlenalp, bis zu welcher ausgedehnten Alpe der Pilatusberg bewohnt iſt, höher hinauf liegen nur einzelne Sennhütten zerſtreut. Hier iſt zwiſchen dunkeln Tannen der berüchtigte kleine See, der im Mittelalter für unergründlich gehalten wurde und von dem die Land-

leute erzählen, der Römiſche Landpfleger Pilatus habe ſich hineingeſtürzt und errege nun öfters Ungewitter; ein Glaube, der dadurch erzeugt und genährt wurde, daß aus dem See ſich häufig Nebel erheben, die heftige Gewitter bilden. Der See gleicht übrigens mehr einer Pfütze, da er leicht zu durchwaten und nur 150 Fuß lang und 80 Fuß breit iſt. Auch zwei Höhlen in den Felſen dieſer Alp haben früher zu den ſeltſamſten und wunderbarſten Sagen Veranlaſſung gegeben. Die eine, von den Bergbewohnern St. Dominik genannt, liegt in der Mitte einer über 1000 F. ſenkrecht in die Höhe ſteigenden Felſenwand, und man kann ſich ihrem Eingange nur dann nähern, wenn man von der Höhe des Felſen über 300 Fuß durch Stricke herabgelaſſen wird, welches Wageſtück 1814 einem Gemsjäger gelang. Seiner Angabe nach iſt die Höhle 90 F. hoch, 120 F. lang und 28 F. breit. Am Eingange liegen zwei Steine, der eine 8 F. hoch, ſieht in der Ferne wie eine Bildſäule aus, die ſich an einen Tiſch (den zweiten Stein) lehnt. Dieſe vermeintliche Bildſäule wurde Jahrhunderte lang für ein Werk der Römer gehalten und den Zauberkräften eines magiſchen Weſens zugeſchrieben, weil es in der That unglaublich ſchien, daß ſie menſchliche Hände an dieſem unzugänglichen Orte aufgerichtet haben könnten. Die zweite 400 F. lange Höhle, deren Eingang zwar gefahrlos, aber beſchwerlich iſt, heißt Mondmilchloch, weil ſie viel Mond- oder Bergmilch (eine Art ſchwammiger, zerreiblicher und weißer Kalkerde) enthält. Ein Bach rauſcht aus der Höhle hervor, der in ihrem Innern einen artigen Fall bildet. Der Pilatus iſt ſehr waſſer- und holzreich, auf ſeinen Felſenhöhen finden ſich Gemſen und Auerhähne, ſehr häufige Verſteinerungen und Fiſchabdrücke.

Hofwyl. Dieſes 2½ Stunden nördlich von Bern gelegene Landgut iſt durch die landwirthſchaftlichen Verſuche und durch die Erziehungsanſtalten Emanuels von Fellenberg aus Bern, eines vielſeitig gebildeten Mannes (1771 geboren und 1826 geſtorben) ſehr berühmt und einer der beſuchteſten und merkwürdigſten Orte der Schweiz geworden. Er gründete 1799 dieſe Muſterwirthſchaft und verband damit eine Erziehungs- und Penſionsanſtalt, eine der beſuchteſten und blühendſten Privatunternehmungen dieſer Art.

Das Lauterbrunnenthal gehört zu den merkwürdigſten und von Reiſenden beſuchteſten Thälern der Schweiz. Es hat ſeinen Namen von der Menge klarer Bäche (an 20 bis 30), die von dem Felſen deſſelben herabſtürzen, und erſtreckt ſich 3½ Stunden lang und ¼ Stunde breit, von Zweitlütſchinen, wo ſich die ſchwarze Lütſchine mit der weißen Lütſchine vereinigt, bis in die höchſten Gebirge der Berner Alpen hinein. Der Thalgrund bietet nichts als Wieſen dar, die zu beiden Seiten meiſt von den ſteilſten Felſenwänden eingeſchloſſen ſind, und wird von der weißen

Lütſchine durchſtrömt, deren Lauf faſt nur eine Reihe zuſammenhängender Waſſerfälle ausmacht, die bald durch ihr Geräuſch, bald durch die Wellen und Strudel, die ſie bilden, bald wieder durch die Formen der Felſen das Auge des Wanderers unaufhörlich feſſeln. Aber ſeinen größten Ruf verdankt das Thal dem berühmten Waſſerfalle des Pletſch- oder Staubbachs, der ganz in der Nähe des Dorfes Lauterbrunnen aus einer ſenkrechten Höhe von 900 F. Anfangs in 2 Strömen über die Felſen hinausſtürzt, die ſich bald in Eine bewegliche Waſſerſäule vereinigen, wovon nur ein kleiner Theil ſich an einer Klippe bricht, die übrige Waſſermaſſe aber in freier Luft ſich in Millionen Perlen ausbreitet und zuletzt in einen ſchimmernden Staub verdünnt, theils die Wieſen umher beſprützt, theils ſich in ein tiefes Waſſerbecken wieder ſammelt. Der Staubbach iſt nicht groß durch einen unaufhaltſam wilden Strom, aber er iſt erhaben durch ſeinen himmelhohen Fall, durch die großen Waſſermaſſen, welche ſich weiß wie Milch aus der Höhe ſtets herabdrängen, durch ſein allmähliges Hinſchwinden in Nebel, durch das Feuer ſeiner Regenbogen und beſonders durch ſein leiſes und zartes Geräuſch, das nicht von einer einzelnen Stelle kommt, ſondern den Zuſchauer allenthalben zu umgeben ſcheint. Eine Stunde höher bildet derſelbe Bach einen andern ſehr ſchönen Fall, der aus der Tiefe zwar nicht ſichtbar iſt, zu dem man aber in 2 Stunden ohne Gefahr empor ſteigen kann. Hier iſt zugleich ein herrlicher Standpunkt zum Ueberblick des ganzen Thales und der gegenüber in die Wolken ſteigenden Jungfrau, welche ſich auf der Oſtſeite des Thales erhebt. Selten beſuchen Reiſende den höhern Theil des Lauterbrunnenthales, in deſſen Hintergrunde noch mehrere prachtvolle Waſſerfälle z. B. die des in 9 verſchiedenen Waſſerſtrahlen von einer Felſenwand herabſtürzenden, in Staub zerfallenden, von da ſich wieder in einem Becken vereinigenden und alsdann mit einem Hauptſtrome in einer Fülle des Waſſers gleich dem Reichenbache herabſtürzenden Schmadribaches, von Einigen dem des Staubbachs vorgezogen werden. Von dem letzten bewohnten und 3750 F. über dem Meere gelegenen Dörfchen Trachſel-Lauinen, führt das noch tiefer eindringende fürchterlich rauhe Thal den Namen Ammertenthal, wo alle aus den daſſelbe umgebenden Gletſchern ſich ſammelnden Bäche den Namen Lütſchine erhalten. Endlich ſchließt der ungeheure Tſchingelgletſcher den Hintergrund des Thales.

Das Grindelwaldthal, ein Nebenthal des Lauterbrunnenthales, wohin aus dem Haslithale von Meyringen über die 6045 F. hohe Scheideck ein höchſt romantiſcher Weg führt, iſt eins der merkwürdigſten Thäler der Schweiz, beſonders von Reiſenden deshalb beſucht, weil man nirgends ſo bequem und gefahrlos die größten Gletſcher ſehen kann, wie dort. In der Richtung von N. O. nach S. W. erſtreckt ſich das Thal 4 Stunden lang, iſt

kaum ⅓ Stunde breit, 3150 F. über dem Meere erhaben und durchſtrömt von der ſchwarzen Lütſchine. In 470 zerſtreuten Häuſern leben hier 2300 Menſchen, die ſich vornehmlich mit der Viehzucht beſchäftigen und jährlich 1500 Ctr. Käſe gewinnen. Sie ſind ein munteres wohlhabendes Alpenvolk, das am Sonntagen im Wirthshauſe des Grindelwald verſammelt, ein ſchönes Bild ächter Schweizernaturen giebt. Drei Koloſſen von Bergen nehmen den ſüdlichſten Hintergrund von Grindelwald ein, rechts (nach Süden zu geſehen) erhebt ſich der Eiger, alsdann folgt ein ſchmales von dem untern oder kleinern Gletſcher auf ſeiner Grundfläche gänzlich ausgefülltes Thal, dieſem Gletſcher ſteht der Mettenberg zur linken und macht den Fuß der Schreckhörner, an dem Mettenberg lings ergießt ſich der obere oder größere Gletſcher wieder aus einem weiten Thale hervor und endlich im S. O. macht das Wetterhorn den Schluß. Zu jedem dieſer beiden Gletſcher, die man auch die Grindelwaldgletſcher nennt, kann man vom Wirthshauſe in einer Stunde gelangen. Zu den Merkwürdigkeiten dieſes Thales gehört auch die herrliche umfaſſende Ausſicht von dem 8000 F. hohen Faulhorn, zu dem man ohne Gefahr in 4 bis 5 Stunden emporſteigen kann. Man überſieht einen großen Theil der Schweiz, über den Jura hinaus den Schwarzwald, ferner den Albis, Rigi, Pilatus, den Hacken und gegen Mittag außer den Berner Schneebergen, auch den Montblanc.

Das Haslithal iſt unſtreitig das merkwürdigſte Gebirgsthal der Schweiz. Gegen 12 Stunden lang zieht es ſich vom Brienzerſee nach den Hochgebirgen und bis zu den Quellen der Aar hin, von welcher es der Länge nach durchſtrömt wird. Rings um von den ſchönſten Bergformen begränzt, iſt es nicht allein außerordentlich reich an den herrlichſten und mannigfaltigſten Anſichten und Naturſzenen, ſondern es wird auch von einem Bergvolke bewohnt, welches ohne Widerrede der ſchönſte Menſchenſtamm unter allen Gebirgsvölkern der Alpen iſt. Sie leiten ihren Urſprung von den Schweden ab und in der That ſcheinen ſie einem andern Stamme entſproſſen, als die Bewohner der benachbarten Thäler. Das Haslithal theilt ſich in das untere und obere Hasli. Das erſtere, eine auf beiden Ufern der Aar vom Brienzerſee ſich 3 Stunden in die Länge und ½ Stunde in die Breite erſtreckende Ebene iſt ſehr fruchtbar, gut kultivirt und genießt eines milden Klimas. Getreidefelder, Gärten, Wieſen, und Waldungen wechſeln anmuthig mit einander ab und auf beiden Seiten ſtürzen ſich von den hohen Bergabhängen eine Menge Bergwaſſer herab, die in zierlichen Fällen der Aar zueilen. Vorn im breiteſten Keſſel des Thales liegt der Flecken Meyringen, welcher in ſeiner Umgegend als größte Merkwürdigkeit den eine kleine Stunde entfernten Waſſerfall des Reichenbach's darbietet, der auf einer der höchſten Alpen entſpringt, womit das Haslithal eingefaßt iſt,

in ſeinem Laufe alle Quellen der benachbarten Alpen und nahen Gletſcher aufnimmt und zwiſchen 2 Felswänden hervorbrechend, 7 Fälle bildet, von denen der oberſte der ſchönſte iſt. Hier ſtürzt die 20 bis 30 F. ſtarke Waſſerſäule unter dumpfem, donnerähnlichem Getöſe aus wilden Felſenſchluchten, mit ungeheurem Staubregen, faſt ſenkrecht gegen 300 F. hoch in ein Becken, welches nur ſelten von der Sonne beſchienen wird. Der unterſte Fall iſt der maleriſchſte von allen.

Aus dem Unterhasli gelangt man über den Kirchet, einen anſehnlichen quer durch das hier ſehr enge Thal laufenden Wall von Felſen, in das Oberhasli, das nach der Grimſel zu immer höher hinaufſteigt, ſich in mehrere Seitenthäler verzweigt und von hohen, faſt unzugänglichen Alpen umgeben iſt, die meiſt mit düſtern Tannenwaldungen bedeckt ſind, über welche Gletſcher, kahle Felswände und nicht zu erſteigende Schneeſpitzen hervorragen. Beſonders iſt es das Wetterhorn, das ſich vom Grindelwaldthale mehrere Stunden weit ins Oberhasli hinein erſtreckt. Hier ſteigt einer der ſchönſten Gletſcher, der Roſenlauigletſcher mit ſeinem reinen bläulichweißen Eiſe herab. In dem Oberhasli bildet die Aar den ſchönſten Waſſerfall bei der Sennhütte Handeck. An Waſſermenge nur dem Rheinfalle nachſtehend, ſtürzt ſie, von hohen wilden Felſen umgeben, in einen ſchwarzen, 200 F. tiefen Schlund, in welchen zugleich von der entgegengeſetzten Seite der anſehnliche Handeckbach herabſchäumt. Der Anblick dieſer beiden Waſſerfälle, die aus dem Himmel herabzuſtürzen ſcheinen, iſt außerordentlich. Aus dem Oberhasli führt ein Alpenpaß über die Grimſel nach Oberwallis. Von der erwähnten Sennhütte Handeck wird der Weg bis zu dem noch 2 Stunden entfernten Grimſelſpital ſehr ſteil, dreimal führt er über die Aar auf ſchauerlichen Brücken und über große glatte Granitflächen, in denen Tritte eingehauen ſind. Nach und nach verſchwinden die Bäume, nur Geſträuche kommen fort und ſelbſt das Gras wird niedriger. Das Spital liegt ½ Stunde unterhalb der Höhe des Paſſes 5880 Fuß über dem Meere, in einem ſchauerlich wilden Felſenthälchen zwiſchen 2 kleinen mit einander verbundenen Seen. Im Sommer wird es von einem Wirthe bewohnt, der armen Reiſenden unentgeltlich Nahrung und Herberge zu geben verbunden iſt. Die 6570 Fuß über dem Meere gelegene Höhe des Grimſelpaſſes, die Gränze von Bern und Wallis, iſt ſtets mit Schnee bedeckt. Nur bei gutem Wetter iſt der Paß ohne Beſchwerde und Gefahr zu beſteigen, doch ziehen hier im Sommer wöchentlich oft mehrere hundert Saumthiere nach Wallis hinunter. Alle Felſen umher tragen ausgedehnte Gletſcher und Eisthäler, aber die merkwürdigſten ſind die außerordentlichen Aargletſcher, von denen der Vorderaargletſcher, wo die Aar zum erſtenmal am Tageslicht erſcheint, ohne Beſchwerde zu erreichen iſt. Sein Fuß liegt 2 Stunden vom Spitale entfernt. Ohne

Gefahr und mit Gemächlichkeit kann man mehrere Stunden auf dem Eiſe fortſchreiten, da die Eisfläche nur unmerklich ſteigt und von keinen Spalten unterbrochen iſt. Ungeheure Granittrümmer liegen auf demſelben zerſtreut. Im Hintergrunde erhebt ſich aus einem ungeheuren Eismeere, aus dem die Felſen nur wie Inſeln hervorragen, himmelhoch das Finſteraarhorn, der höchſte Berg der Berner Alpen.

Freyburg. Die Lage dieſer Stadt iſt, wenn auch nicht eine der ſchönſten, doch gewiß eine der ſonderbarſten, maleriſchſten und wildeſten der Schweiz. Theils auf einer kleinen Ebene, theils auf und an einer Reihe fortlaufender Felſen, deren Fuß die Saane in ſchlängelnden Windungen beſpült, iſt ſie ſo von den umliegenden Hügeln verborgen, daß man von der ganzen Stadt nicht eher etwas erblickt, als bis man die vorragende Anhöhe erſtiegen hat. Da viele Gebäude wie die Sitze eines Amphitheaters in regelmäßiger Stufenfolge über einander ſtehen, mehrere an dem Rande eines Abgrundes zu ſchweben ſcheinen und mehrere Straßen faſt über einander laufen, ſo daß hier und da die Häuſer der einen Straße mit ihren Dächern an das Pflaſter der andern ſtoßen und eins von den Stadtthoren auf der Spitze der Felſen gleichſam in der Luft ſchwebt: ſo gewährt die Stadt von mehreren Seiten einen höchſt ſonderbaren Anblick, beſonders von der ſogenannten neuen Brücke aus, wo man gegen Norden einen Theil der Stadt kühn an den Seiten und auf dem kahlen Rücken der faſt ſenkrecht aufſteigenden Felſenreihe und auf der entgegengeſetzten Seite die ſchlangenförmig ſich dahinwindende Saane unter hohen, mit krümmerlichem Geſträuch bewachſenen Felſen erblickt. Merkwürdig iſt die 1834 eingeweihte neue Kettenbrücke, ein großartiges Kunſtwerk, welches im In- und Auslande Bewunderung erregt. Sie iſt 925 F. lang und 22 F. breit und erhebt ſich 174 F. über die Saane. Die beiden Ufer dieſes Fluſſes erheben ſich ſchroff über das dazwiſchen hinlaufende kleine Flüßchen. Wenn man bisher von Bern aus nach dieſer Stadt gelangte, ſo mußte man erſt tief hinabſteigen, ehe man an die hölzerne, über die Saane führende Brücke kam, und nachdem man dieſe überſchritten, erreichte man auf vielen Umwegen durch anſtrengendes Klettern den andern Theil der Stadt, in welchem ſich die beſten Gaſthöfe befinden. Man brauchte alſo, um durch Freyburg zu gehen, ¾ Stunden. Dieſem für den Verkehr nachtheiligen Umſtande iſt jetzt durch dieſe neue hängende Brücke abgeholfen. Der Blick von dieſer Brücke, über die Wagen fahren können, in das theils mit Häuſern, theils mit Gärten und Feldern bedeckte Thal bringt eine eigenthümliche und ſonderbare Wirkung hervor. Den eigenthümlichſten Anblick gewährt aber die Brücke aus der Tiefe des Thales ſelbſt, und man fühlt ſich von der Großartigkeit des Werkes hingeriſſen.

Als ein Denkmal eiſernen Fleißes und als ein Zeugniß deſſen, was menſchliche Beharrlichkeit ſchaffen kann, muß die Magdalenenhöhle oder die große Einſiedelei der heiligen Magdalena, 1 Stunde von Freyburg, mit Recht bewundert werden. Jean du Pré von Gruyères brachte in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, mit einem einzigen Gehülfen, jede fremde Beihülfe zurückweiſend, nach 25jähriger ununterbrochener Arbeit, dieſe geräumige Einſiedelei glücklich zu Stande. Sie iſt ganz in einen ungeheuren Felſen gehauen und beſteht aus einer Kapelle mit ihrem Thurme, einer Sakriſtei, einem Speiſegemache, einer Küche, einem Saale mit 2 Seitengemächern und einem Keller. Dieſe Räume ſtehen durch 2 Treppen mit einander in Verbindung. Die Länge der Kapelle beträgt 63 und ihre Breite 36 Fuß, der Thurm iſt 70 F. hoch und hat unten 6 F. im Durchmeſſer. Er empfängt die Tageshelle, ſo wie die andern Räume, durch Fenſteröffnungen. In waldiger Tiefe brauſt dumpf unter dieſer Einſiedelei die Saane und vollendet das Schauerliche in dieſer wunderbaren Eremitage, deren Umgebung ganz den Charakter einer wilden Landſchaft trägt, die den Gedanken erzeugt, als wenn dieſe Gegenden noch nie ein menſchlicher Fuß betreten habe.

Murten, eine kleine Stadt am Murtenerſee, iſt merkwürdig wegen einer Schlacht, worin Karl der Kühne, Herzog von Burgund von den Schweizern geſchlagen wurde. Die Herzoge von Burgund beſaßen außer ihrem Herzogthume, auch die Niederlande und Belgien, und gehörten zu den mächtigſten Fürſten, vorzüglich Karl der Kühne, geboren 1433 zu Dijon, ein ehrgeiziger, kriegsluſtiger Fürſt, den das Streben, ſeine Beſitzungen zu vergrößern, in viele Kriege verwickelte, worin er zwar große Tapferkeit und ausgezeichneten Muth bewies, aber zuletzt ſich ein unglückliches Schickſal bereitete. Vornehmlich waren ſeine Fehden mit den Schweizern ihm verderblich; denn in der Schlacht am 22. Junius 1476, die er bei Murten gegen die Schweizer verlor, war ſeine Niederlage, ungeachtet ſeinem 70,000 Mann ſtarken Heere die Schweizer nur die Hälfte entgegenſtellen konnten, ſo groß, daß ſein ganzes Heer zerſprengt wurde und die Schweizer eine unermeßliche Beute machten. Karl ſelbſt entfloh mit Noth und von Wenigen begleitet und blieb das Jahr darauf vor Nancy. Mit ihm erloſch die Burgundiſche Dynaſtie. Burgund zog der König von Frankreich als ein eröffnetes Lehn ein und es verblieb dieſer Krone. Die Niederlande kamen durch ſeine hinterlaſſene Tochter Maria, welche Maximilian aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe heirathete, an dieſes Haus. Die Schweizer errichteten 4 Jahre nach der Schlacht, ¼ Stunde von Murten ein Beinhaus, in welches die Gebeine der getödteten Burgunder gelegt wurden. Als 1798 die Franzoſen in die Schweiz eindrangen, verbrannten ſie dieſes Beinhaus, an deſſen Stelle jetzt ein 67 Fuß hoher ſteinerner Obelisk das Andenken

an dieſen Sieg der Schweizer und an die Niederlage der Burgunder erhält.

Yverdun iſt zwar eine kleine Stadt, aber berühmt geworden durch die hier von 1805 beſtandene Erziehungsanſtalt des Heinrich Peſtalozzi, die ungemein viel zur Erhebung des Sinnes für eine vernünftige Methode in der Erziehung und im Unterricht geleiſtet hat. Bei allem, was der Perſon des Unternehmers oder einzelnen ſeiner Gehülfen vorgeworfen worden iſt, iſt jeder, der die Anſtalt kennen gelernt hat, überzeugt, daß nie ein Erziehungsinſtitut größern Ruhm in Europa hatte, als dieſes; daß nie eine Abſicht edler und uneigennütziger war, als die des edlen Peſtalozzi, daß kaum je ein Haus, bei mannigfaltiger Miſchung von wirkenden Perſonen aus allen Ländern, Klaſſen und Bildungsſtufen, einen ſchönern Verein geiſtreicher, thätiger und gebildeter Lehrer verſammelte; daß keine Anſtalt ſo viele und unter dieſen ſo manchen tüchtigen Lehrer erzog; daß endlich bei ſo vielfältigem Mißverſtand der Peſtalozziſchen Erziehungs- und Unterrichtsmethode doch tauſendfältig das Gute angeregt wurde, ſelbſt wo Peſtalozzi und die Seinigen nicht mit einwirkten. Daß in den Greiſentagen des edlen Mannes die Anſtalt nicht ſo weit ſich erheben konnte, als der Menſchenfreund erwartete, eine Muſteranſtalt in Erziehung der armen und der wohlhabenden Klaſſen zu werden, welche ſich ſelbſt immer fortbildend, in Leitung des Ganzen und Behandlung des Einzelnen unübertroffen, allen Erziehungsanſtalten als vorleuchtendes Beiſpiel aufgeſtellt werden könnte, iſt ſehr zu bedauern; aber das Ziel war zu hoch für den größten Menſchen und am wenigſten bei Peſtalozzi's eigenthümlichen Charakter zu erreichen, ſo daß die Anſtalt endlich wirklich ſich ſelbſt überlebt hatte. Peſtalozzi ward 1746 zu Zürich geboren, wo ſein Vater Arzt war, nach deſſen Tode fromme Verwandte ihn zu der Gemüthlichkeit und der Religioſität erzogen, die ſo charakteriſch an ihm hervortritt. Von dem Studium der Theologie ging er zur Jurisprudenz und von dieſer zur Oekonomie über. Sein Gütchen Neuhof bei Lenzburg ſeit 1768 mit ſeiner Frau bewirthſchaftend, lernte er die Verwahrloſung der niedern Volksklaſſe kennen und begann, edel und menſchenfreundlich, ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit 1775 mit der Aufnahme verlaſſener Bettelkinder in ſein Haus. Mehr als 100 derſelben hat er der Welt gerettet. Schon 1798 verließ Peſtalozzi Neuhof und gründete ein Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz, fing das Jahr darauf in Burgdorf von Neuem an und ging 1805 nach Yverdun. 1827 ſtarb er zu Brugg im Aargau. Das Charakteriſtiſche der Peſtalozziſchen Erziehungsmethode beſteht darin, daß ſie, indem ſie die Uebung der geſammten phyſiſchen und geiſtigen Kräfte des Kindes für den Zweck des Elementarunterrichts hielt, dieſen durch ſinnliche und geiſtige Anſchauung, ſo wie durch Bildung des Kindes zum Menſchen, mittelſt

eines ſtufenweiſen Unterrichts in naturgemäßen auf einander folgenden Gegenſtänden zu erreichen ſuchte.

Genf iſt die volkreichſte Stadt der ganzen Schweiz, ſowie auch die vorzüglichſte Fabrikſtadt derſelben, wo ſchon ſeit dem 15ten Jahrhunderte Handel und Gewerbe blühten, und ſeit der Reformation, die durch Calvin daſelbſt eingeführt wurde, auch ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften ſich zu einer bedeutenden Höhe erhoben, ſo daß keine Stadt in Europa, nach Verhältniß der Volksmenge, ſo viel gelehrte und berühmte Männer hervorgebracht und ſo allgemein verbreiteter Geiſtesbildung und eines ſo großen Reichthums genoſſen hat, wie Genf. Es liegt theils auf einer Anhöhe und wird von dem Rhone durchfloſſen, der hier den Genferſee in 2 Armen verläßt und die Stadt in 3 ungleiche Theile trennt, von denen der am höchſten gelegene der ſchönſte Theil iſt, wo von einer ſchönen Terraſſe begränzt, die hohen pallaſtähnlichen Häuſer der reichen Familien ſich erheben. Weniger gut gebaut, aber ungleich belebter ſind die beiden andern Theile. Beſonders iſt die lange untere Straße der eigentliche Sitz der Induſtrie und des Handels, in welcher ſo wie in der gegenüber liegenden Vorſtadt St. Gervais ein Laden und eine Werkſtatt an die andere ſich reihet. Allein mit der Uhrenverfertigung beſchäftigen ſich 5000 Menſchen. Die Einwohner von Genf ſind wegen ihres feinen geſelligen Tones berühmt. Die Liebenswürdigkeit der Genferinnen iſt bekannt und es fehlt nicht an mannigfaltigen Vergnügungen. Genf iſt daher der Lieblingsaufenthalt einer Menge von Fremden, vorzüglich von Engländern, deren es hier ſtets eine ganze Kolonie angeſiedelt giebt. In den neueſten Zeiten hat ſich dieſe Stadt ſehr verſchönert, vorzüglich der Theil, welcher unmittelbar an den See und an den Rhone ſtößt.

St. Moritz oder Saint Maurice. Die Lage dieſer kleinen Stadt iſt ſehr merkwürdig; denn hier verengt ſich das Rhonethal zwiſchen den beiden ungeheuren Felſen Dent de midi auf dem linken Ufer und Dent de Morcle auf dem rechten Ufer, die beide eine Höhe von 9800 Fuß haben, ſo ſehr, daß der Rhone daſſelbe ganz ausfüllt und daher dieſer Paß den Eingang in das Wallis von dieſer Seite völlig verſchließt. An der von St. Moritz nach Martinach führenden Landſtraße bildet der von Gletſchern des Dent de midi herabkommende Bach Salenche oder Eau noire (Schwarzwaſſer) den bekannten Waſſerfall Piſſevache, indem der Bach 120 Fuß hoch von einer Felſenwand herabſtürzt. So beträchtlich die Höhe und ſo reich die Waſſerſäule dieſes Falles iſt, deſſen Anblick von der öſtlichen Seite ſich am ſchönſten darſtellt, ſo hält er doch keinen Vergleich mit vielen weniger berühmten Waſſerfällen der Schweizer Alpen aus, und hat ſeinen Ruf wohl nur der Nachbarſchaft der Landſtraße zu verdanken.

Der Splügenpaß führt aus dem vom Hinterrhein durchſtrömten Rheinwaldthale, welches von mehr als 10,000 F. hohen Alpengebirgen umgeben iſt, nach Chiavenna oder Cleven im Lombardiſch-Venezianiſchen Königreiche, und war ſonſt ein bloßer Saumweg, iſt aber in den Jahren 1818—1822 von der Oeſterreichiſchen Regierung, ſowohl auf der Schweizeriſchen als Italieniſchen Seite, in eine fahrbare Straße verwandelt, wobei die Steilheit des Gebirges, die Abgründe und die Härte der Felsart große Schwierigkeiten verurſachten. Auf der Italieniſchen Seite ſind 5 gewölbte Gallerien von 300 bis 663 Fuß Länge und 3 Zufluchtshäuſer erbaut. Die Straße iſt hier allmählig ſteigend, daß wenig Vorſpann nöthig iſt und zeichnet ſich überhaupt als ein Meiſterwerk der Feſtigkeit und Schönheit aus. Von dem Dorfe Splügen erreicht man in 1½ Stunden die Höhe des Paſſes, wo das Wirthshaus ſteht, und hier beträgt die Höhe 6500 Fuß. Weſtlich vom Wirthshaus erhebt ſich noch faſt 4000 Fuß höher als daſſelbe der Tambo, einer der höchſten Berge Graubündtens, auf dem ſich eine herrliche Ausſicht nach der Schweiz und nach Italien darbietet. Die Ueberſteigung des Paſſes vom Dorfe Splügen bis Chiavenna dauert 7¾ Stunden. Man rechnet 25,000 Centner Waaren, welche jährlich über den Splügenpaß auf ein- oder zweiſpännigen Wagen geführt werden. Den Lauwinen und Windſtößen iſt der Splügenpaß ſehr ausgeſetzt, hauptſächlich auf der Südſeite. Der Schneefall beginnt bisweilen mit Ende Oktobers, gewöhnlich im November. Oefters iſt der Splügen bis Weihnachten nur mit einen Fuß, in manchen Jahren mit 5—10 Fuß hohem Schnee bedeckt, aber die Wirkung der Winde macht deſſen Tiefe ſehr ungleich, woraus viele Gefahren entſtehen. Der Schnee bleibt bis Ende Mai, bisweilen bis Ende Juni liegen. Zur Zeit der alten Straße geſchah es im Winter, daß der Paß 10 und mehr Tage ganz geſperrt war, ſeit dem Bau der fahrbaren Straße nur 3 bis 4 Tage. Selbſt wenn der Berg völlig geſchloſſen iſt, pflegen die Briefträger, mit Schneereifen an den Füßen verſehen, die Reiſe von dem Dorfe Splügen nach Chiavenna anzutreten, aber freilich immer mit Lebensgefahr. Für die Bahnbrechung und Offenhaltung des Weges beſtehen auf der Schweizeriſchen und Italieniſchen Seite beſondere Arbeiter-Geſellſchaften.

Das Engadin iſt eins der größten, ſchönſten und wohlhabendſten Alpenthäler, wo man Dörfer findet, die durch feſte Bauart, Größe und Schönheit der Häuſer alle Schweizeriſchen übertreffen und ein Geiſt der Ordnung, Reinlichkeit und Zierlichkeit herrſchend iſt, der an Holland erinnert. Dieſes Thal, welches mit ſeinen mehr als 20 Nebenthälern, die es auf beiden Seiten ausſchickt, den ſüdöſtlichen Theil Graubündtens ausmacht, zieht ſich vom Malojaberge bis an die Gränzen Tyrols, 18 Stunden lang in der Richtung von S. W. nach Nordoſt, wird in ſeiner ganzen Länge vom

Inn durchſtrömt, der auch hier ſeine Quellen hat, iſt ſelten breiter als ½ Stunde, ja an manchen Stellen ſo eng, daß der Inn faſt die ganze Thalbreite einnimmt. Nördlich begränzt es die große Centralkette der Alpen; ſüdlich die Kette des Bernina; öſtlich trennt die Bergſchlucht Finſtermünz und die Martinsbrücke es von Tyrol, weſtlich der Berg Maloja oder Maleggia von dem Bergell- oder Bregagliathale. Die hier erwähnte Berninakette, über welche ein ſehr gebrauchter Felſen- und Saumpfad aus dem Engadin nach Italien führt, auf welchem Wege der ungeheure Berninagletſcher ſehenswerth iſt, zieht ſich in einer Länge von 16 Stunden zwiſchen dem Bergeller und Oberengadinthale und dem Veltlin, und iſt eine noch wenig bereiſte und erforſchte Gebirgsmaſſe voll kühner Felſenhörner und dazwiſchen liegender wilder mit Eis und Felſentrümmern angefüllter Thäler, deren höchſte Spitze der im Hintergrunde des Malenkerthales ſich erhebende noch ungemeſſene **Monte dell Oro** iſt.

Das Engadin theilt ſich in das Ober- und Unter-Engadin, wovon jenes 7 Stunden und dieſes 11 Stunden lang iſt, jenes ſich vom Maloja bis zum Scaletta und Caſanna, dieſes von da bis zur Martinsbrücke erſtreckt. Das Oberengadin iſt eins der höchſten Alpenthäler (der höchſte Ort Sils oder Selgio liegt 5600 F. über dem Meere), und zeichnet ſich durch große erhabene Naturſchönheiten, ſo wie durch manche Eigenheiten der klimatiſchen Verhältniſſe aus. Von den Hochgebirgen, beſonders von der an der Südſeite fortlaufenden Berninakette ſtarren eine Menge Gletſcher herab; faſt 9 Monate iſt es Winter, noch im Sommer fällt oft Schnee, und man kann daher kaum 3 Monate ohne Feuerung ſeyn; ſelbſt im Sommer iſt die Luft kalt und ſchneidend und es reift die Nächte oft ſtark. Dabei iſt das Wetter ſehr veränderlich und faſt jede einzelne Gegend hat nach den Luftzügen, denen ſie ausgeſetzt iſt, ein andres Klima. Im Ganzen iſt die Luft ſehr leicht und ſo trocken, daß Fleiſch anſtatt im Rauch an der Luft gedörrt wird. Etwas wärmer iſt das Klima in dem Unterengadin. Das ganze Engadin wird von 10,000 Menſchen bewohnt, einem fleißigen, ſchönen, geſitteten und wohlhabenden Volke, welches die Romaniſche Sprache (hier Ladin genannt) redet und hauptſächlich von der Viehzucht lebt. Auch wandert ein Theil der männlichen Bevölkerung jährlich aus und durchzieht als Kaffeewirthe, Paſteten- und Zuckerbäcker oder Likörfabrikanten ganz Europa, um ſich eine Summe Geld zu verdienen, und ſich dadurch in den Stand zu ſetzen, in ihrem Vaterlande das Alter ſorgenfrei zu verleben.

Italien.

Dieſes durch ſein herrliches Klima, ſeine Naturreize und ſeine Kunſtſchätze ausgezeichnetſte Land Europas, einſt der Sitz der Weltherrſchaft, und ſeit der großen Völkerwanderung kein ſelbſtſtändiges Ganzes mehr, hieß in den älteſten Zeiten, ſo weit wenigſtens die Geſchichte reicht, Saturnia, auch Oenotria und Auſonia, und bei den Griechen, weil es ihnen gegen Abend *) lag, Hesperia. Der nachher aufgekommene Name Italien bezeichnete anfangs nur einen Strich Landes im heutigen Mittelitalien, und wurde erſt ſpäter auf das ganze Land ausgedehnt. Die Deutſchen nannten dieſes Land in vorigen Zeiten und nennen es auch zum Theil noch jetzt Wälſchland, welche Benennung vermuthlich von dem Namen der Gallier, Galen oder Walen herkommt, wie denn auch zur Zeit der Römer das obere Italien von Galliern bewohnt war und Gallia cisalpina (dieſſeits der Alpen gelegenes Gallien) genannt wurde. Für die Urbewohner Italiens werden die Iberer, Umbrer und Auſoner gehalten, die ſich wieder in viele kleine Zweige theilten, und zu welchen ſich noch Griechiſche und Kleinaſiatiſche Pflanzvölker geſellten; daher war damals Italien in eine Menge kleiner Länder und Staaten zerſtückelt, die nur allmählig mit einander verbunden wurden. Endlich bemächtigten ſich die Römer, die ſich von einem kleinen zuſammengelaufenen Volkshaufen durch ihren kriegeriſchen Muth zu Welteroberern emporſchwangen, nach und nach des ganzen Landes und erhielten ſich im Beſitze deſſelben bis zum Untergange ihres in der Geſchichte ſo berühmten Reiches. Bei der Theilung des Römiſchen Reiches im Jahre 395 nach Chriſti Geburt in ein morgenländiſches und abendländiſches Kaiſerthum, blieb Italien noch unter der Herrſchaft der abendländiſchen Kaiſer bis zu Ende des 5ten Jahrhunderts, wo nordiſche Völker, Heruler und Gothen in daſſelbe eindrangen, und daſſelbe eroberten. Der letzte abendländiſche Römiſche Kaiſer Romulus Auguſtulus wurde im Jahre 476 des Thrones entſetzt. Zwar eroberte in der Folge der morgenländiſche Kaiſer Juſtinianus durch ſeine tapfern Feldherrn Narſes und Beliſarius, das ganze Land wieder, aber dieſe Herrſchaft dauerte nicht lange. Longobarden oder Lombarden, gleichfalls ein nordiſches Volk, drangen unter ihrem Könige Alboin 568 in Italien ein, bemächtigten ſich Oberitaliens und gründeten daſelbſt ein neues Reich, während Unteritalien von den Arabern, die ſich auf Sicilien feſtgeſetzt hatten, bedrängt wurde. Die Römiſchen Biſchöfe oder Päbſte, die

---

*) Ἑσπεριος (Hesperios) heißt in der Griechiſchen Sprache abendländiſch.

ſich damals ſchon ein hübſches Gebiet in Mittelitalien zu erwerben gewußt hatten und beſonders von dem Fränkiſchen Könige Pipin, der ſich mit ihrer Hülfe widerrechtlich auf den Thron von Frankreich geſchwungen hatte, begünſtigt worden waren, ſahen ſich nun in Gefahr, von den Erobern Italiens unterjocht zu werden, und riefen daher den damaligen König von Frankreich, Karl den Großen, um Hülfe an, welcher auch mit einem großen Heere 774 nach Italien zog, das Longobardiſche Reich zerſtörte und 800 von dem damaligen Pabſte Leo III. zu Rom als Römiſcher Kaiſer gekrönt wurde, und auf ſolche Weiſe das abendländiſche Kaiſerthum wiederherſtellte. Nachdem er und ſeine Nachfolger ſich eine Zeitlang im Beſitze Italiens, wenigſtens Oberitaliens (denn Unteritalien blieb den Griechiſchen Kaiſern und ein Theil Mittelitaliens den Päbſten) behauptet hatten, bekam das durch die Einfälle der Araber und durch die Fehden inländiſcher Fürſten beunruhigte Italien eigene Könige, bis es 962 dem Deutſchen Kaiſer Otto I. gelang, die Italieniſche Krone mit der Deutſchen zu vereinigen. Dieſe erneuerte Verbindung war für das bisher durch Anarchie und durch das Eindringen der Araber und anderer wandernden Horden erſchöpfte Italien ein Gewinn, aber für das durch dieſe Verhältniſſe in Jahrhunderte lange Kriege und Heerzüge verwickelte Deutſchland höchſt nachtheilig, deſſen Kaiſer ſich nur mit den Waffen einen immer nicht lange dauernden Gehorſam in Italien verſchaffen konnten, und nicht allein mit beſtändigen Unruhen und Empörungen zu kämpfen hatten, ſondern auch in Unteritalien mit den Griechen und Arabern in unglückliche Kriege geriethen, bis dieſe beiden Völker von den Normännern, die unterdeſſen ihre Züge auch hierher gerichtet hatten, beſiegt und verdrängt wurden. Während deſſen wurden die Römiſchen Biſchöfe oder Päbſte mächtiger und einflußreicher. Dem Namen nach blieb Italien bei Deutſchland, aber der heimliche Haß der Italiener gegen die Deutſchen dauerte fort, und wurde von den Päbſten unterhalten, beſonders da die kaiſerlichen Statthalter durch ihre Strenge den Deutſchen Namen noch verhaßter machten. Dieſer Haß brach endlich unter den Kaiſern aus dem Schwäbiſchen Hauſe in den beiden Parteien der Gibellinen und Guelfen öffentlich aus, wovon jene die kaiſerliche, dieſe die päbſtliche Parthei bedeuteten, ſo daß endlich den Kaiſern bloß die oberlehns- und richterlichen Rechte in Italien blieben. Oberitalien verwandelte ſich ſofort in viele kleine und größere Freiſtaaten, die in beſtändigen Fehden mit einander lebten; und der Partheigeiſt nährte die Zwietracht in ganz Ober- und Mittelitalien zwiſchen Guelfen und Gibellinen. Der Einfluß der Kaiſer wurde immer ſchwächer und hörte unter Rudolph von Habsburg zu Ende des 13ten Jahrhunderts ganz auf. Unterdeſſen traten in den großen Städten Italiens mächtige und reiche Familien auf, welche die öffentlichen An-

gelegenheiten leiteten, ſpäter den Fürſtentitel annahmen, und wovon viele bei den fortdauernden innern Kriegen es für rathſam hielten, ſich von den Kaiſern beſtätigen zu laſſen und ihre Belehnung zu empfangen; z. B. die Viscontis in Mailand, die Gonzaga in Mantua und Montferrat, Eſte in Modena ꝛc.; und ſo ward wenigſtens der Form nach die Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland wieder hergeſtellt. Nach Ausſterben der Viscontis in Mailand ſetzte ſich Frankreich in Italien feſt, indem es Mailand und Genua bekam, und etwas ſpäter ſetzte ſich auch Spanien, dem Neapel zugefallen war, in Italien feſt, und ſo wurde von da an Italien ein Zankapfel zwiſchen Frankreich und dem Spaniſchen und Oeſterreichiſchen Hauſe, welches letztere zu dem Beſitze der Lombardei gelangte, während Frankreich gänzlich aus Italien verdrängt wurde. Die Franzöſiſche Revolution (zu welcher Zeit, außer den Oeſterreichiſchen in den Herzogthümern Mailand und Mantua beſtehenden Beſitzungen in Italien, zwei Königreiche Sardinien und beider Sicilien, ein geiſtlicher Staat der Pabſtes oder der Kirchenſtaat, ein Großherzogthum Toskana, vier Republiken: Venedig, Genua, Lucca und San Marino, zwei Herzogthümer Parma und Modena und die zwei Fürſtenthümer Maſſa nebſt Carrara und Monaco beſtanden), die dadurch herbeigeführten Kriege zwiſchen Frankreich und Oeſterreich und die großen Siege Napoleons verurſachten eine gänzliche Umänderung der politiſchen Verhältniſſe Italiens. Es verlor nämlich Oeſterreich ſeine Italieniſchen Beſitzungen und ſeinen bisherigen großen Einfluß auf Italien; dagegen wurde ein Theil Italiens unmittelbar mit Frankreich vereinigt, ſo daß ſelbſt Rom eine zu dieſem Reiche gehörige Stadt wurde, ein anderer Theil, der Anfangs eine neue Italieniſche (zuerſt eine Ciſalpiniſche) Republik, hernach ein Königreich Italien bildete, erhielt in Napoleon zugleich ſeinen König, der es durch einen Vicekönig regieren ließ, und von allen bisherigen Italieniſchen Staaten des Feſtlandes blieben bloß die kleine Republik San Marino und das Königreich Neapel, das jedoch einer Franzöſiſchen Dynaſtie eingeräumt wurde, und außerdem entſtanden 3 zu Frankreich gehörende Lehnsfürſtenthümer, Lucca, Benevento und Pontecorvo und ſo ſtand ganz Italien, mit Ausnahme der Inſeln Sicilien, Sardinien und Malta, unter Frankreichs Herrſchaft oder Einfluſſe, bis die Siege der Alliirten in den Jahren 1813—1815 und die beiden Pariſer Friedensſchlüſſe vom Jahre 1814 und 1815 und der Wiener Kongreß dies alles wieder vernichteten. Das Königreich Italien hörte auf und an deſſen Stelle trat das Lombardiſch-Venezianiſche Königreich, unter Oeſterreichiſcher Herrſchaft, der Pabſt, die Könige von Sardinien und beider Sicilien, der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena erhielten ihre Beſitzungen wieder, und aus dem Lehnsfürſtenthum Lucca entſtand ein neues ſouveränes

Herzogthum gleiches Namens und das Herzogthum Parma bekam die Gemahlin Napoleons Marie Luiſe auf Lebenszeit. Seitdem beſitzt Frankreich nichts mehr von Italien, deſſen ſämmtliche Staaten mehr oder weniger unter Oeſterreichiſchem Einfluſſe ſich befinden. Die Verſuche, die von der in Italien verbreiteten politiſchen Geſellſchaft der Carbonaris gemacht wurden, Italien zu einer größern Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu führen, ſind ſämmtlich geſcheitert; doch befindet ſich Italien noch immer in einem Zuſtande der Aufregung und Unruhe, deren offene Ausbrüche Oeſterreichs Macht verhindert.

Der Lago maggiore oder der lange See iſt einer der größten Seen Italiens. Sein oberer Theil, auch Lokaner See genannt, gehört zum Schweizeriſchen Kanton Teſſin, ſeine Weſtſeite zu Sardinien und ſeine Oſtſeite zur Lombardei. Seine Länge beträgt 9 und ſeine größte Breite 1¼ Meilen, ſeine Tiefe 1100 bis 1800 F. Er wird von dem Ticino durchfloſſen und enthält die bekannten Borromäiſchen Inſeln, deren nähere Beſchreibung wir auf den Sardiniſchen Staat verſparen. Die Ufer dieſes Sees wechſeln auf die mannigfaltigſte Art; hier die Wildheit der Alpenwelt, dort alle Lieblichkeit des Italieniſchen Himmels. Dieſe Mannigfaltigkeit ſeiner Ufer verdankt er den hohen Bergen, die ihn faſt von allen Seiten umgeben, ſich aber nach Süden zu allmählig in ſanfte Hügel verflächen. Ueberhaupt bilden die Gegenden um den Lago maggiore eine höchſt reizende Landſchaft, wo hohe Berge mit ſchönen Hügeln und hübſchen Ortſchaften, Landhäuſern, Weinbergen, Gärten, Kaſtanienwäldchen, Alleen wechſeln und wo mehrere in den See ſich ergießende Flüſſe und Bergbäche die ſchönſten Waſſerfälle machen. Vornehmlich iſt die Toccia oder Toſa durch ihren prachtvollen Waſſerfall bemerkenswerth, den ſie in einem engen, von ſteilen Felſen umſchloſſenen Thale bildet, die von dunkeln Tannen und Lerchenbäumen beſchattet, eine ſchauerliche Wildheit verbreiten. In drei Fällen ſtürzt hier die Toſa 400 Fuß eine Waſſermaſſe herab, die nur von dem Rheinfalle an Fülle übertroffen wird.

Der Comerſee iſt gleichfalls einer der größten Seen Italiens und im Umfange der Lombardei eingeſchloſſen. Er hat eine Länge von 7 und eine Breite von einer halben Meile und wird von der Adda durchſtrömt. Bei Bellaggio theilt er ſich gabelförmig in zwei Arme, von denen der ſüdweſtliche ſich bis Como erſtreckt, der ſüdöſtliche unter dem Namen des Sees von Lecco, bei dem Flecken Lecco ſich endet, der an der Südſpitze liegt, wo die Adda wieder ausfließt. Die Ufer des Comerſees ſind ausgezeichnet ſchön. Er liegt nämlich zwiſchen hohen Bergen, deren Fuß und Abhänge mit zahlloſen Dörfern und ſchönen Landhäuſern oder Villen, mit Feigen-, Oliven-, Cypreſſen- und Lorbeerbäumen und Weinreben bedeckt ſind. Unter den vielen Villen iſt eine der

vorzüglichſten die Villa d'Eſte, welche lange Zeit von der Gemahlin des Königs Georg IV. von Großbrittannien bewohnt war; auch iſt eine der berühmteſten die ſogenannte Villa Pliniana, von der man irrig glaubte, daß Plinius ſie bewohnt habe. Sie erhielt vielmehr ihren Namen von der periodiſchen Quelle, welche Plinius der Aeltere beobachtet hat. Dieſer Pallaſt, an eine ſchroffe Felſenwand ſich lehnend, hat einen düſtern Charakter; ein ſchäumender Waſſerfall ſtürzt ſich bei ihm von der mit dunkeln Pinien bewaldeten Felswand hinab und fließt dann unter dem Gebäude hin, zum See. Die den Comerſee umgebenden Berge werden nur an ſeinem ſüdlichen Ende zu Hügeln. Uebrigens iſt der Seearm von Lecco trauriger und einſamer, und daher weniger beſucht, als der Arm von Como.

Der Gardaſee (bei den Alten lacus Benacus genannt) iſt unter allen Italieniſchen Seen der größte und einer der merkwürdigſten. Er iſt eigentlich eine Verlängerung und Erweiterung des Sarcathales, indem dieſer in Tyrol entſpringende Fluß auf der nördlichſten Seite des Sees in denſelben hineinfließt und auf ſeiner ſüdlichſten Seite bei der Feſtung Peſchiera als Minico ihn wieder verläßt. Dieſer See breitet ſich, mit Ausnahme des kleinen nördlichſten Theiles, der zu Tyrol gehört, in dem Lombardiſch-Venezianiſchen Königreiche aus, und hat 7 Meilen in der Länge und an der breiteſten Stelle 2 Meilen in der Breite, an andern Stellen hingegen kaum ½ Meile. Die gewöhnliche Angabe ſeines Flächeninhaltes von 14 Q.Meilen iſt zu groß; nach neuern genauern Unterſuchungen beträgt ſie vielmehr nur $6\frac{7}{18}$ Q.M. Ueber die Tiefe des Sees ſind noch faſt gar keine Meſſungen angeſtellt worden. Die Nachrichten, daß er an einigen Stellen 1800 Fuß tief ſey, verdienen keinen Glauben, ſondern am wahrſcheinlichſten mag ſeine größte Tiefe faſt 900 Fuß betragen. Wenn mit Eintritt des Sommers der Schnee in den Alpengebirgen raſcher zu ſchmelzen beginnt, ſteigt der See um 3 bis 4, ſelten 5 bis 6 Fuß, und tritt in ſeinem ſüdlichſten Theile hier und da aus ſeinen Ufern. Das Gewäſſer des Gardaſees gefriert niemals zu und zeichnet ſich durch ſeine ſchöne blaugrüne Farbe, durch eine ganz außerordentliche Reinheit, Klarheit und Durchſichtigkeit aus, ſo daß man in einer ziemlichen Tiefe die Felſen ſeines Bettes, die Pflanzen, welche einzelne Stellen des Grundes bedecken und die vorübereilenden Fiſche ſehen kann. Eine Merkwürdigkeit, welche der Gardaſee mit allen Seen des nördlichen Italiens gemein hat, ſind ſeine regelmäßigen, die Schifffahrt ungemein erleichternden Winde; der eine weht von Mitternacht bis Mittag und kommt von Norden: der andere hält von Mittag bis Mitternacht an und kommt von Süden. Zwei merkwürdige Phänomene bieten die Gewäſſer dieſes Sees dar: aufſteigende Luftbläschen und unterirdiſche Waſſerſtrömungen. An der öſtlichen Seite der Halbinſel

Sermione ſieht man, wenn der See ruhig iſt, an 6 verſchiedenen Stellen lange Reihen von Luftblaſen, welche ſprudelnd aus einer Tiefe von 210 Fuß zur Oberfläche emporſteigen; ſie verbreiten den Geruch von faulen Eiern und beſtehen nach den angeſtellten Unterſuchungen aus kohlenſaurem Gas und geſchwefeltem Waſſerſtoffgas. Wahrſcheinlich entſtehen ſie durch die Zerſetzung einer unter der Erde liegenden Schicht von Schwefelkies. Das zweite Phänomen, die unterirdiſchen Strömungen, erſcheinen immer nach großen Stürmen. Sind dieſe durch Nordwind veranlaßt worden, ſo strömt das Waſſer von Süden nach Norden, und umgekehrt, wenn die Stürme aus Süden kommen. Oft iſt die Strömung auch an der Oberfläche des Waſſers ſichtbar, oft zeigt aber auch die Oberfläche nicht die geringſte Strömung, ſondern ſie iſt bloß in der Tiefe bemerkbar. Dieſe Strömungen, von den Schiffern Corrivo oder Corria genannt, entſtehen aus dem Beſtreben des Waſſers, das durch die Winde geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Dieſe treiben nämlich die Gewäſſer vor ſich her und häufen ſie nach Verhältniß ihrer Stärke und Dauer mehr oder weniger in dem unter dem Winde liegenden Theile des Sees an, von wo ſie, ſo wie der Druck nachläßt, in ihre alte Stellung zurückkehren.

Der Gardaſee iſt, beſonders in ſeiner ſüdlichen Hälfte, außerordentlich fiſchreich und ſchon lange durch die Güte, Größe und Menge ſeiner Fiſche berühmt. Die Hauptniederlage der Fiſche iſt zu Torri und Deſenzano, von wo ſie bis nach Verona, Brescia ꝛc. verſendet werden. Unter den Fiſchen iſt der Carpione der berühmteſte und eine Merkwürdigkeit des Sees. Man glaubte ſonſt, daß er dieſem See ausſchließend eigenthümlich ſey; er findet ſich aber auch im Genferſee, wo er jedoch Ombre chevalier heißt; und überdem trifft man ihn auch in dem Vierwaldſtädter-, Neuenburger, Bieler- und Murtnerſee. Der zweite Rang gebührt der Lachsforelle, die weit verſchickt wird. Merkwürdig iſt auch, daß eine Häringsart ſich in unſerm See findet und ſeit undenklichen Jahren darin einheimiſch iſt. Es ſind ſehr ſchmackhafte und beliebte Fiſche, die in großen Haufen im See herumziehen.

Aus dem See erheben ſich einige Inſeln, wovon die Isola dei Frati oder Lecchi die größte iſt, jedoch nur 2620 Fuß lang und 323 Fuß breit. Sonſt war auf dieſer Inſel ein Kapuzinerkloſter, an deſſen Stelle jetzt eine reizende Villa des Grafen Lecchi, Beſitzers der Inſel, ſich befindet. Von S. gegen N. erſtreckt ſich faſt eine Meile weit in den See die ſchmale Halbinſel Sermione, die ganz aus drei felſigen Hügeln beſteht, zur Römerzeit dem berühmten Dichter Catullus gehörte, und durch eine ſehr ſchmale Landenge mit dem Feſtlande zuſammenhängt. Von der Villa, welche Catullus hier hatte, ſieht man noch einige Reſte;

auch ſteht ein Kaſtell auf dieſer Halbinſel, und giebt mit ſeinen hohen Thürmen und Mauerzinnen ihr ein ſehr maleriſches Ausſehen. Hochgebirge der Alpen, welche anfangs ſchroff und wild, dann minder ſteil und angebaut ſind, umziehen den obern oder nördlichen Theil des Gardaſees, am längſten an der Oſtſeite, wo ⅔ der Küſte durch den Fuß des hohen Monte Baldo gebildet werden, der von dem Ufer und dem Olivenwäldern, die ſich hier an ſeinen Vorgeländen ausgebreitet haben, ſogleich über ſchroffe Felswände in mächtigen Schichten emporſteigt und ſich dann in hohe kräuterreiche Alpen aufthürmt. Dieſes mächtige Kalkgebirge, das die Etſch von dem Gardaſee ſcheidet, beſteht aus einer Reihe hoher runder Kuppen, dem Monte altissimo di Nago, Monte Tret de Spin, Monte Baldo, Altissimo, Gambon und Monte maggiore, welche ſich alle über 6000 Fuß, der Monte maggiore faſt 6900 Fuß über die Meeresfläche erheben. Von jedem Gipfel ſpringt ein hoher Felſenrücken gegen den See vor: zwiſchen den Felſenrücken ziehen ſich aber nackte, mit Steingerölle bedeckte Thäler und Schluchten herab. Die Garda-Berge oder Garda-Felſen (Rocca di Garda), an deſſen Fuße das Städchen Garda liegt, wovon der See ſeinen Namen hat, bilden die ſüdlichſten Ausläufer des Monte Baldo. Auch auf ſeiner Weſtſeite iſt der obere Theil des Sees von hohen Gebirgen eingeſchloſſen; beſonders iſt das Brescianer Gebirge hier ſehr hoch, wild und rauh und ſtürzt ſich ſo ſteil in den See, daß ſeine Wildbäche nur durch Waſſerfälle zu dieſem gelangen können. Der Monte Fraine beſchließt die Felſenreihe dieſes rauhen Geſtades und nun eröffnet ſich der herrliche Buſen von Gargnano, und hier iſt der Anfang der reizenden Riviera, womit man das fruchtbare, ſtark bevölkerte Geſtade bezeichnet, welches ſich zwiſchen dem See und den Gebirgen hinzieht. Gargnano und die drei folgenden, dicht an einander gereiheten Orte Villa, Bogliacco und San Pietro haben gleichſam das Anſehen Einer einzigen prächtigen Stadt, und ihre weißen Häuſer, Kirchen und Palläſte, mit den ſchönſten Citronengärten wechſelnd, ſpiegeln ſich in dem See. Die Hügel, welche ſich mit ſanftem Abhange über dem See erheben, ſind bis zu einer Höhe von 200 Fuß über deſſen Waſſerfläche mit hohen Lorbeerbäumen, Agaven-, Oliven-, Feigen- und Granatäpfelbäumen, Oleander und Rosmarin bedeckt, die Mauern mit den ſchönſten Blüthen der Kapern und mit Reben bekränzt. Von da gelangt man nach dem gewerbſamen Städchen Toscolano, vorzüglich durch ſeine Papiermühlen berühmt, und zu dem gleichfalls ſehr gewerbſamen Städchen Salo, weit und breit wegen ſeines Zwirns bekannt, das an dem innerſten Ende des größten und ſchönſten Buſens des Gardaſees liegt, wo der Pennino di Reihe der den obern Theil des Sees umgebenden Hochgebirge ſchließt, denn von dem Buſen von Salo, nach der Südküſte zu, verſchwinden ſie und

bloße Hügel ziehen ſich an dem See hin, deſſen Ufer an der Süd=ſeite endlich flach und ſumpfig wird. Während die Oſtküſte des Sees hauptſächlich der Olivenkultur gewidmet iſt, zeichnet ſich die mildere Weſtküſte vorzüglich durch die Kultur der Agrumen, ins=beſondere der Citronen aus. Den erſten Citronengarten trifft man hier in einer romantiſch=wilden Schlucht nahe an der Tyroler Gränze, welcher dem Grafen Bettoni gehört, und in manchem Jahre 45,000 Stück liefert, welche für die ſchönſten und ſaftigſten der ganzen Riviera gehalten werden. Doch die meiſten Citronen=gärten beginnen von Gargnano an bis weiter an der Südweſtküſte des Sees, wo ſie die höchſt günſtige Richtung von Weſtſüdweſt nach Oſtnordoſt nimmt, die Abhänge der Sonne zugekehrt ſind, und die hohen Gebirge Schutz gegen die rauhen Oſt=, Nord= und Nordweſtwinde gewähren. Dieſe Citronenpflanzungen, hier im en=gern Sinne Giardini (Gärten) genannt, ſind eine Hauptzierde und eine Hauptquelle des Einkommens der Riviera und haben ganz die Einrichtung der Venezianiſchen, da nördlich der Apenni=nen die Agrumen nirgends den Winter im Freien aushalten. Je=der Giardino bildet ein längliches Viereck, das immer eine Seite, die aus einer 23 bis 26 Fuß hohen Mauer beſteht, nach Norden gerichtet hat; die andern drei Seiten werden von einer kleinen, 3—6 F. hohen Mauer gebildet. Zu Anfang Novembers, zuwei=len ſchon Ende Oktobers erhalten dieſe Giardini ein Bretterdach und bretterne Seitenwände. Schaalen mit Waſſer ſind die Thermome=ter; ſo wie ſich dieſe mit Eis überziehen, wird in großen Pfannen Feuer gemacht, wovon der Rauch hinreicht, die Luft zu erwärmen. Anfangs April werden die Dächer und Seitenwände wieder wegge=nommen und die Giardini erhalten dann das Anſehen großer Al=leen, deren herrliches Grün durch die weißen Säulenreihen der Mauern noch mehr hervorgehoben wird. Die ſchlanken hohen Bäu=me ſind faſt immer mit Blüthen, unreifen und reifen Früchten zu=gleich beſetzt und ihre mit goldenen Früchten reichbeladenen Aeſte müſſen häufig geſtützt werden, damit ſie nicht unter der Laſt bre=chen. Im Frühlinge, wenn alle dieſe Bäume in der vollſten Blü=the ſind, iſt der ganze See vom ſüßen Duft erfüllt. Der Ertrag von zwei Bäumen kann bis auf 100 Franken jährlich ſteigen. Vom erſten Mai bis in die Mitte Juni wird die erſte Citronen=leſe gehalten, welche die meiſten und ſchönſten Früchte liefert, eine zweite im Auguſt und eine dritte im Januar und Februar. Po=meranzen werden verhältnißmäßig wenige gezogen, da ſie denen der ſüdlichen Gegenden nachſtehen, wogegen die Citronen, gerade weil ſie mehr Säure haben, denen ſüdlicherer Länder vorgezogen werden. Ueberhaupt hat der ſtarke Abſatz nach Deutſchland durch hauſiren=de Tyroler dieſe Gärten vorzüglich emporgebracht, ſo daß der Ci=tronenertrag von Gargnano ſeit 50 Jahren um das Zehnfache zu=genommen hat. So iſt das ganze weſtliche Geſtade des Sees von

Salo bis an die Deutſche Gränze, wo nur Fels und Sonne, Raum, Schutz und Wärme geben, aus alpiniſcher Wildheit in einen Zaubergarten verwandelt. Doch den Ertrag der Citronengärten übertrifft noch der Ertrag der ſehr anſehnlichen und zahlreichen Olivengärten längs des Gardaſees. Nach dem Oel kommt der Wein, der hier ſehr feurig iſt, beſonders der beſſern Sorten, von denen der Vino ſanto die berühmteſte iſt.

Die Maremna bei Commacchio heißt eigentlich Valli di Commacchio und bildet einen ungeheuren Sumpf, der ſich in dem nordöſtlichen Theile des Kirchenſtaats zwiſchen dem Po di Volano und dem Po di Primaro ausgebreitet und in dem die kleine befeſtigte Stadt Commacchio liegt. Unter Maremna (richtiger Maremma) verſteht man insbeſondere die ungeſunde öde Küſtengegend des Mittelländiſchen Meeres im Großherzogthume Toscana, die ſich vom Fluſſe Cecina, ſüdlich von der berühmten Handelsſtadt Livorno bis zum Kirchenſtaate erſtreckt und den traurigſten, ſchlecht bevölkertſten Theil dieſes Großherzogthums bildet. Aber man würde irren, wenn man glaubte, daß ſich die Maremmen Italiens überhaupt nur auf dieſen angegebenen Strich Landes beſchränkten. Vielmehr muß die ganze Gegend Italiens, die ſich in einer Länge von etwa 140 Meilen, von den Bergen Genuas bis zum äußerſten Ende der Neapolitaniſchen Provinz Calabrien, immer am Mittelländiſchen Meere entlang hinzieht und mit Ausnahme weniger Orte (wie z. B. Neapel, wo Berge dazwiſchen treten) aus einem breiten Streife flachen Landes beſteht, das ſich von der Seeküſte bis zu dem niedrigen Gebirgsrücken der Apenninen erſtreckt, als Maremma angeſehen werden. Sie iſt beſonders ungeſund während der Sommermonate, vom Junius bis Oktober, wo alle die Bewohner, denen es möglich iſt, nach den Bergen wegziehen und die Wenigen, die bleiben müſſen, dem Malaria-Fieber (einem Wechſelfieber) ausgeſetzt ſind, das den Körper abmagert, die Lebenskräfte erſchöpft und dem Kranken leicht den Tod bringt, wenn nicht bei Zeiten dawider geholfen wird. Die Ländereien in der größern Hälfte dieſer Maremmen, zumal in Toscana und im Kirchenſtaate, ſind in den Händen reicher Pächter, die in den Städten leben, und Verwalter und Dienſtboten halten, die wenigſtens bis zur Erndtezeit an Ort und Stelle wohnen. Bei Weitem der größte Theil der Ländereien bleibt als Weide liegen, und nur $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{6}$ wird alljährlich wechſelnd als Ackerland bebaut. Nirgends ſieht man Dörfer oder Bauernhäuſer, ſondern nur hier und da ein Caſale oder Pachtgehöft, gleichſam eine Oaſe in der Wüſte. Auch giebt es viele und dichte Waldungen, in welchen Eber, Rehe, Wölfe, Stachelſchweine, Dachſe ꝛc. ſich aufhalten. Den Strand füllen Möven, Rebhühner, Wachteln, Lerchen; die Sumpfgegenden Schwärme von Waſſerhühnern, Staaren, Schnepfen, wilden Gänſen und Enten; ſo daß wenige Länder ſo für die Jagd

geeignet ſeyn mögen wie die Maremmen. Da ſich in dieſen Maremmen keine ſtändige Bevölkerung findet, ſo dingt man Arbeiter aus dem Innern, beſonders aus den Hochlanden der Apenninen, wo der dürftige Boden den Bewohnern nicht Beſchäftigung genug giebt. Gemeiniglich ſteigen ſie im Oktober in Rotten von je 100, unter der Anführung eines Vormanns, einer Art Unternehmer im Kleinen, der mit dem Verwalter der Pachtung das Erforderliche über ihre Dienſtleiſtungen und Bezahlung ausdingt, von ihren Bergen herunter. Viele von ihnen bleiben, in den verſchiedenen Arbeiten der Pachtung verwendet, bis zum Monate Mai. Sie ſchlafen auf dem bloßen Boden, entweder in der Caſale oder unter Nothhütten, die man aus dem in dieſen Gegenden üppig wachſenden Schilfrohr errichtet. Zur Erndtezeit, gegen Ausgang Juni, iſt eine neue Verſtärkung von Arbeitern aus den Bergen erforderlich. Dies iſt die gefährlichſte Zeit im Jahre für dieſe armen Leute, die zu Tauſenden aus der reinen und geſunden Luft ihrer heimiſchen Höhen kommen, um die Peſtluft der Maremmen einzuathmen, wo ſie bei Tage in der brennenden Sonnenhitze arbeiten, in der Nacht unter freiem Himmel, dem ſtarken Thau und den Stichen der Mücken und andern Inſekten ausgeſetzt, ſchlafen müſſen. Bis zur Mitte Juli muß das Korn geſchnitten, gedroſchen und eingeſcheuert ſeyn, denn nach jenem Zeitpunkte getraut ſich niemand mehr auf den Feldern zu bleiben. Die einzige ſtändige Bevölkerung in den Maremmen bilden die Kuh- und Büffelhüter und die Forſtſchützen. Erſtere ſind immer beritten und mit einer Lanze bewaffnet, mit der ſie die wilden Kühe und die grimmigen Stiere, die man hier in dieſen Wüſteneien herumſchweifen läßt, in Reſpekt halten. Dieſe Viehhüter führen ein Leben frei und unabhängig, wie der Araber in ſeiner Wüſte; ſie erhalten einen beſtimmten Jahreslohn und ziehen ſich nebſtdem gemeiniglich eigenes Vieh auf, das mit den Heerden weiden darf. In den Sommermonaten nehmen ſie ihre Zuflucht zu den ſchattigen Forſten, die längs der Seeküſte hinlaufen und wo die Luft minder ungeſund iſt, als auf den offenen Ebenen. Hier ſuchen auch den Verfolgungen der Gerechtigkeit entflohene Verbrecher bergende Unterkunft und werden bisweilen als Waldſchützen oder Büffeltreiber von den Leuten der benachbarten Pachthöfe in Dienſt genommen. In früherer Zeit waren dieſe Gegenden ſehr bewohnt und keinesweges ungeſund. Beſonders ſeit dem 15ten Jahrhunderte, zu welcher Zeit ſie durch eine Peſt ſehr entvölkert wurden, hat ſich dieſes Uebel der Malaria verbreitet. Als eine Haupturſache der Verpeſtung dieſer Gegenden müſſen die vielen ſtehenden Gewäſſer oder Sümpfe betrachtet werden; wazu aber auch noch andere mitwirkende Urſachen kommen, nämlich das Wüſteliegen großer unbebauter Strecken, die dichten Waldungen, das Verfaulen einer in dieſen Gegenden wuchernden Waſſerpflanze (der Chara), die im verfau-

lenden Zuſtande einen ſehr unangenehmen Geruch verbreitet und eine höchſt verderbliche, giftige Gasart entwickelt, ferner die Beſchaffenheit des Bodens ſelbſt, der aus einem weißen, reichlich mit Schwefel und andern vulkaniſchen Erzeugniſſen geſchwängerten Thon beſteht ꝛc. Seit einigen Jahren hat die Regierung in Toscana ſehr viel gethan, um die Maremmen durch Kanäle und andere Arbeiten zu entſumpfen und der Kultur wieder zugänglich zu machen.

Die Pomtiniſchen Sümpfe haben ihren Namen von einer alten Stadt Sueſſa Pometia; ſie umfaſſen den Theil des Kirchenſtaates, der ſüdöſtlich von Rom, von Ciſterna bis Terracina an der Gränze von Neapel ſich hinzieht. Sie ſind etwa 5¼ Meilen lang und weit weniger breit. Ihre Länge erſtreckt ſich von S.O. nach N.W., in der Richtung der berühmten altrömiſchen Appiſchen Straße, welche dieſe Sümpfe durchſchneidet, parallel mit dem Ufer des Tyrrheniſchen Meeres. Dieſe Sümpfe liegen höher als das Meer und ſind von demſelben durch Dünen getrennt. Auf der Oſtſeite werden ſie durch die Kette von Kalkbergen begränzt, die gewöhnlich Lepine heißen und von Terracina bis Cori läuft. Ihre nördliche Gränze ſtößt an den Paß, der das Nordende der genannten Bergkette mit einer Gruppe von Bergen verbindet, unter welchen der Artemiſio bedeutend iſt, auf deſſen Südſeite Velletri, und auf der Nordſeite Albano, Caſtel Gandolfo ꝛc. liegen. Wahrſcheinlich waren die jetzigen Pomtiniſchen Sümpfe in uralten Zeiten ein Golf oder eine Art Lagune und das Meer beſpülte den Fuß der Berge, die im Oſten die Gränze der Sümpfe bilden. Nach und nach wurde dieſer Golf durch die Erde, welche die von den Bergen kommenden Flüſſe und Gießbäche mit ſich führten, ausgefüllt und ſo in einen Sumpf verwandelt. Die Flüſſe, die ſich von den Bergen in die Pomtiniſchen Sümpfe ergießen, und deren Waſſer durch Kanäle dem Meere zugeführt wird, ſind die Pedicata, Scaravazza, der Amazeno, der bedeutendſte unter allen, der Ufente und die Tepia. Um die Sümpfe zu entwäſſern, hat man mehrere Kanäle gegraben, die aber bis jetzt den Erwartungen nicht entſprochen haben. Die beiden Hauptkanäle und Ausflüſſe aller Gewäſſer ſind der Kanal von Terracina und der Portatore. Erſterer ward 1788 und 1789 angelegt; letzterer unter Leo X., und dieſer geht faſt gerade von N. nach S., indem er mehrere Seitenkanäle aufnimmt. Zwiſchen den dem Meeresufer nächſten Kanälen und dem Meere ſelbſt zieht ſich eine Dünenreihe hin, und unmittelbar am Ufer ſind drei Seen, die mit einander in Verbindung ſtehen.

Wenn man von Rom kommt, ſo iſt Velletri die letzte Stadt, welche man vor Eintritt in die Pomtiniſchen Sümpfe zu aſſiren hat, und man überſieht von der Höhe dieſer Stadt die

weiten Einöden der Sümpfe. Bis Ciſterna geht der Weg noch durch eine hin und wieder durch ein Getreidefeld oder einen Pachthof verſchönerte Gegend, aber über Ciſterna hinaus ſieht man jede Spur von Menſchenleben verſchwinden. Der Landſtrich von Ciſterna bis zu der 3 Stunden entfernten Ortſchaft Torre tre Ponti gehört eigentlich noch nicht zu den Sümpfen, ſondern iſt eine Waldgegend, wo man in den weiten Lichtungen der Gehölze bald üppige Weiden und bald reiche Saaten zu Geſichte bekommt. Erſt etwas hinter Torre tre Ponti nehmen die eigentlichen Sümpfe ihren Anfang. Der Weg verwandelt ſich in eine Chauſſee und ſchlägt wieder in die alte Appiſche Straße ein und zur Rechten läuft ein unter Pius VI. wieder hergeſtellter Kanal, der eben derſelbe iſt, welchen der berühmte Römiſche Dichter Horaz auf ſeiner Reiſe nach Brunduſium befuhr. Auf dieſer Straße reiſet man ununterbrochen unter Ulmenlauben fort, indem man dieſe Bäume, als Pius den Weg anlegte, zu beiden Seiten deſſelben ſtehen ließ; und gegenwärtig überſchatten ſie, in unregelmäßigen Reihen emporſtrebend, Kanal und Straße. In dem ganzen Umfange dieſer Sumpffläche war vor Pius VI. nicht ein einziges Dorf, ja nicht einmal ein einziges Haus zum Dienſte der Poſten oder für die Bequemlichkeit der Reiſenden zu finden. Dieſer Pabſt aber ließ in gleichen Entfernungen von einander ſolche Gebäude mit ſehr geräumigen Stallungen anlegen. Die Pomtiniſchen Sümpfe, ſo weit als ſie zu beiden Seiten an die Heerſtraße gränzen, ſind zwar ausgetrocknet, allein für das Geſundſeyn der Luft iſt durch dieſe Austrocknung nicht das Mindeſte gewonnen worden und dieſelbe nach wie vor und wie in den übrigen Theilen der Maremmen, gefährlich. In den ausgetrockneten Theilen dieſer Sumpfgegend iſt daſſelbe Wirthſchaftsſyſtem eingeführt, welches von allen großen Gutsbeſitzern in den Maremmen befolgt wird. Von einer gemeinſchaftlichen Behauſung aus wartet man nämlich die großen aus Hornvieh, Pferden, und Büffelochſen beſtehenden Heerden; die trockenſten Grundſtücke werden für den Getreidebau aufbehalten. Äußerſt üppig iſt die Vegetation in dieſen Gegenden. Man ſieht Maisſtengel von 16 Fuß Höhe und ein dichtes Grün auf allen Seiten der Erde entkeimen und einen höchſt mannigfaltigen, mit den ſchönſten Farbenmiſchungen prangenden Blumenflor ſich im Schatten der Ulmen entfalten. Die Ufer des Kanals ſind mit ungeheuren großen Feigenbäumen beſetzt, deren Aeſte ſich über den Waſſerarm hinneigen und den Schiffer zum Genuſſe ihrer zuckerſüßen Früchte einladen. Zwiſchen dieſen Feigenbäumen wachſen orientaliſche Aloen, und Weinreben ſchlingen ſich um die Stämme der Bäume bis hoch an die Gipfel hinauf, von wo aus die Reben noch weiter in die Länge wachſen, bis ſie die Aeſte eines zweiten benachbarten Baumes erreicht haben. Nicht ſelten ranken auch dieſe Weinreben, nach Art der Amerikaniſchen Lianen, von einem

Ufer des Kanales zum andern hinüber, und bedecken ihn wie ein Teppich. Zur Herbſtzeit hangen von dieſen Feſtons unzählige Trauben herab. Umſonſt aber, daß die Natur ſo vielen Aufwand an dieſe Gegenden verſchwendet, er dient einer Wüſte zum Schmucke. Die Thiere der Wildniß ſind die einzigen Geſchöpfe, die ſich dieſe Reichthümer der Schöpfung zueignen, und nur ſelten erblickt man hier etwa auch ein menſchliches Weſen; aber ſelbſt der Menſch kommt in dieſem Wohnſitze der Gefahr nicht anders als in feindſeliger Geſtalt zum Vorſchein. Bald iſt es ein Hirt, der mit ſeiner Lanze einen grimmigen Büffel verſcheucht; bald ein Räuber vom Gebirge, der unter Blumen und Feigengebüſchen verſteckt, mit ſpähendem Auge und geladenem Feuergewehre dem Durchreiſenden auflauert.

Die Apenninen, ein Gebirge, welches die ganze Italieniſche Halbinſel durchzieht, ſind eigentlich nichts anders als eine Fortſetzung der Meer- oder Seealpen, von welchen ſie ſich zwiſchen Coni und Tenda, beim Col de Tenda, an der Südgränze von Piemont, trennen. Sie ſtreichen Anfangs gegen N. O., wenden ſich dann gegen S.O. und zuletzt gegen S.W., bis ſie in der ſüdlichſten Spitze des Italieniſchen Feſtlandes am Joniſchen Meere ſich endigen. Im Norden trennt ein langes, breites Tiefland, nämlich die Lombardiſche Ebene (das Baſſin des Po) die Apenninen von den Alpen. Der Hauptrücken der Apenninen kommt in Mittelitalien der Oſtküſte weit näher als der Weſtküſte, hält in Unteritalien ohngefähr die Mitte zwiſchen beiden Küſten und theilt ſich im Königreiche Neapel, an den Quellen des Bradano, in zwei Züge, wovon der eine ſüdoſtwärts zur Südoſtſpitze Italiens läuft und ſich hier mit dem Vorgebirge Leuca endigt, und der andere ſüdweſtwärts zur Südweſtſpitze Italiens geht und hier in das Vorgebirge Spartivento ausläuft. An Höhe können ſich die Apenninen nicht mit den Alpen meſſen; denn ihr höchſter Punkt, der Monte Corno in den Neapolitaniſchen Provinzen Abruzzo, den man dort allgemein unter dem Namen Gran Saſſo d'Italia kennt, und der ſich zwiſchen Teramo und Aquila erhebt, iſt nur 9500 F. hoch, bleibt alſo weit an Höhe hinter den Rieſenbergen der Alpen zurück. Sie bekommen in der Regel ſchon gegen die Mitte des Oktobers ihre Winterdecke von Schnee und behalten ſie bis in den April. In den höhern Bergen von Abruzzo und an dem 7800 F. hohen Velino im Kirchenſtaate bleibt der Schnee vom September bis zum Mai, ja an einigen Stellen des Gran Saſſo bis im Julius liegen, oder ſchmilzt an wenigen geſchützten Stellen deſſelben wohl nie. Die Apenninen unterſcheiden ſich auch von den Alpen ſehr durch den Mangel an großen und tiefen Thälern, durch die weniger zahlreichen Flüſſe und Seen und durch die Armuth an Waldungen; haben aber viele Höhlen und ausgebrannte Vulkane. Der ganze

Zug dieſer Gebirgskette bildet ein dürres Hochland mit ſchroffen bloßliegenden Felſenzacken und kuppenförmigen Bergen, und man vermißt auf den kahlen Felſenabhängen die prangenden Nadelhölzer der mit friſchem Grün ſo üppig geſchmückten Alpen. Sie theilen die Halbinſel Italien in die weſtliche und öſtliche Hälfte, und verurſachen im Königreich Neapel eine eigene Erſcheinung; nämlich in den Provinzen an ihrer Weſtſeite fällt im Winter beinahe noch einmal ſo viel Regen, als in denen an der Oſtſeite. Dieſes Gebirge zerfällt in 4 Haupttheile, die Liguriſchen, Etruskiſchen, Römiſchen und Neapolitaniſchen Apenninen. Die erſtern ziehen dicht an der Küſte des Liguriſchen Meeres hin und nehmen an Höhe ab, bis zum Bocchettapaſſe nördlich von Genua. Von da an aber wächſt ſowohl ihre Höhe als Ausbreitung. Ihre nördlichen Abfälle gehen in die fruchtbare Lombardiſche Ebene, ihre ſüdlichen ſchroff und ſteil zur Küſte. Mit dem 6700 F. hohen Monte Cimone an der ſüdöſtlichſten Gränze des Herzogthums Modena beginnen die Etruskiſchen Apenninen, welche bis zum Urſprung der Tiber angenommen werden. Sie verflächen ſich nördlich in die Sümpfe am untern Po und in die ſüdlich derſelben an der Adriatiſchen Küſte liegenden Sandflächen, weſtlich treten ſie, in einem breiten, größtentheils unfruchtbaren, mit Moor und Heide bedeckten Rücken, an die das Feſtland Italiens von der Inſel Elba trennende Meerenge, der nordweſtlich in die Maremmen ſich verflächt, ſüdöſtlich aber ſeine Berge bis zur Tiber ausbreitet. Die Römiſchen Apenninen reihen ſich ſich mit dem Monte Velino, ihrem höchſten Gipfel an die Neapolitaniſchen. Ihr ſehr verbreiteter Hauptkamm ſendet nördlich Gebirgsäſte bis zur Küſte, ſüdlich ſenken ſich ſeine Zweige an der untern Tiber zur Ebene von Rom. Die Neapolitaniſchen Apenninen endlich erfüllen den ganzen Süden der Halbinſel, bilden hier die ſehr wilde Gebirgslandſchaft der Abruzzen, und verflächen ſich nordöſtlich zur Apuliſchen Ebene, eine ſehr dürre, heiße und waſſerarme Fläche, die nur hier und da von Hügelgruppen unterbrochen wird, und mit anſehnlicher Breite längs der Küſte am Adriatiſchen Meere liegt. Auf der entgegengeſetzten Seite des Gebirges, wo die Aeſte deſſelben nicht unmittelbar ans Mittelländiſche Meer treten, liegen ebenfalls kleine Ebenen, worunter die Campaniſche, um Capua und Neapel wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt iſt, die nordweſtlich in die Pomtiniſchen Sümpfe übergeht, und von der iſolirt im S.O. der bekannte feuerſpeiende Berg Veſuv ſich erhebt.

Die Grauen oder Grajiſchen Alpen gehören zu den Weſtalpen, laufen vom Mont-Cenis über den 12,450 F. hohen Iseran und kleinen St. Bernhard bis zum Col de bon homme und ſcheiden Piemont von Savoyen. Sie füllen mit ihren Vorbergen ganz Savoyen, und geben dem Fluſſe Iſère den

Urſprung. Ihre Benennung graue Alpen leiten Einige davon her, weil ſie, indem ſie mit wenigem Schnee bedeckt ſind, grau erſcheinen ſollen.

Der Montcenis, deſſen höchſte Spitze der Rochemelon 10,750 F. hoch iſt, erhebt ſich im Hintergrunde des Savoyiſchen Thales Maurienne, und iſt durch die Straße bekannt, welche über ihn aus Savoyen nach Piemont führt. Wahrſcheinlich war es dieſer Paß, über welchen Hannibal mit ſeiner Armee nach Italien hinabſtieg. Früher war der Weg nur bis Lanslebourg, einem ſchon 4000 F. hoch gelegenen Savoyſchen Flecken, für Wagen brauchbar; dort mußten ſie zerlegt, auf Maulthiere gepackt und ſo fortgeſchafft werden. Diejenigen Perſonen, welche den Weg nicht zu Fuße zu machen ſich getrauten, ſetzten ſich jede auf einen Seſſel, der an 2 Stangen befeſtigt, von Menſchen, die ſich zu dieſem Geſchäfte hergaben, getragen wurde. Seit 1805 aber führt eine herrliche Haupt- und Kunſtſtraße, von Napoleon geſchaffen, über den Mont Cenis, ſo daß man jetzt ſelbſt zu der bedenklichſten Jahreszeit ohne Hinderniß bis zur höchſten Stelle des Paſſes, die über 6000 F. erhaben iſt, gelangt. Dieſe, gleich der Simplonſtraße, über Abgründe und durch geſprengte Felſengewölbe geleitete kunſtvolle Bergſtraße iſt 4½ Meilen lang, nirgends ſteil, 18 F. breit und zu allen Jahreszeiten für jedes Fuhrwerk fahrbar. Jenſeits der Brücke über den Arc bei Lanslebourg fängt die Straße an zu ſteigen und windet ſich ſo allmählig und in ſo leichten Biegungen aufwärts, daß man ohne Beſchwerde den Berg paſſirt. In gewiſſen kleinen Entfernungen ſind längs des Weges an 30 kleine Häuschen für die Straßenaufſeher errichtet; ſie heißen Refuges und dienen bei plötzlichen Schneeſtürmen auch den Reiſenden zum Zufluchtsorte. Zur Seite der Straße befinden ſich ebenfalls in abgemeſſenen Entfernungen große hölzerne Kreuze, wodurch bei ſehr hohem Schnee der Weg bezeichnet wird. Hat man hinter dem Hauſe Ramaſſe*) die Höhe des Paſſes erreicht, welche eine faſt 1½ Stunden gerade fortlaufende Fläche bildet, ſo gelangt man zu der aus mehreren Häuſern beſtehenden Poſtſtation, die gleichfalls den Namen Mont Cenis führt, und zu dem Hoſpitium, welchem einige Mönche des Benediktinerordens vorſtehen. Hier in der Nähe beleben mehrere in den neuern Zeiten enſtandene Gebäude

---

*) Von dieſer Höhe pflegten ſonſt, ehe die neue Straße gebaut war, die Reiſenden, wenn Schnee lag, auf einem Bergſchlitten, den ein vor dem Reiſenden ſitzender Mann mit außerordentlicher Kühnheit und Geſchicklichkeit leitete, hinabzufahren. Engländer, welche bekanntlich das Sonderbare lieben, haben zu ihrem Vergnügen, dieſe keinesweges gefahrloſe Schlittenfahrt oft mehreremale hinter einander wiederholt. Man nennt dieſe Art, den Berg ſchnell hinab zu kommen, Ramaſſiren.

die Einſamkeit, als außer dem mit 40 Zimmern verſehenen Hoſpitium, eine große Kaſerne, eine Kirche, ein Gefängniß, ein neues Poſthaus, Stallungen ꝛc. Im Kloſtergarten werden Sallat und einige Suppenkräuter gebaut, eine gegenüberliegende große Wieſe liefert herrliches Gras und ein nicht weit entfernter See die vortrefflichſten Forellen. Von dem am äußerſten Ende dieſer großen Fläche gelegenen Gaſthofe zum großen Kreuze, geht es abwärts nach Piemont hin, und nach dieſer Seite hin iſt der Mont Cenis wilder und rauher, als an der Savoyiſchen Seite. Die Felſen ſind ſteiler und die Abgründe häufiger und furchtbarer. Dieſe beſchriebene Kunſtſtraße ziehen jährlich 10 bis 20 tauſend Wagen und mehr als 30,000 Pferde und Maulthiere.

Der Montblanc, der höchſte Berg in Europa, erhebt ſich zwiſchen dem Savoyiſchen Thale Chamouny und dem Piemonteſiſchen Thale Entreves, 14,760 Fuß über die Meeresfläche, und hat von Norden geſehen eine pyramidenförmige Geſtalt, nach Süden zu faſt ſenkrecht abgeſchnittene Felswände. An ſeine drei mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel reihet ſich eine Kette von ungeheuer hohen, ſpitzen, majeſtätiſchen Granitfelſen, die man Aiguilles (Nadeln) nennt, deren Zwiſchenräume mit Eis und Schnee gefüllt, ein ungeheures Eismeer bilden, und von welchen 4 äußerſt ſehenswerthe Gletſcher ins Chamounythal hinabſtarren. Alle dieſe Felſenſpitzen ragen ohngefähr 8200 F. über das Thal empor, aber noch 3000 F. höher erhebt ſich der Gipfel des Montblanc, der von Nordoſten geſehen die Geſtalt eines Kameelbückels darſtellt und deshalb la Boſſe de Dromedaire genannt wird. Ueberhaupt ſtarren 17 bis 18 Gletſcher von dem Montblanc herab, und ungeachtet ſeines großen Umfanges, kann man ſich ihm doch von keiner Seite ohne Beſchwerden nähern, weil es theils ſenkrechte Felswände von mehreren tauſend Fuß Höhe, theils ungeheure Abgründe, Eismaſſen und trügeriſche Schneegefilde verhindern. Der Geſichtskreis des Montblanc hat im Halbdurchmeſſer 68 Stunden, ſo daß man ihn zu Lyon, Dijon und ſelbſt zu Langres (65 Stunden in gerader Linie) ſieht.

Nach manchen frühern fruchtloſen Verſuchen gelang es dem kühnen Jacques Balmat, von dem Doktor Paccard begleitet, unter vielen Gefahren den 8. Auguſt 1786 zuerſt die höchſte Spitze des Montblanc zu erſteigen. Er ſelbſt erzählt dies mit folgenden Worten: „Je höher ich kam, deſto ſchwerer wurde mir das Athemholen. Die Luft war ſo dünn geworden, daß ich alle 10 Schritte ſtehen bleiben mußte, wie ein Lungenſüchtiger. Es war mir, als hätte ich keine Lunge mehr und als wäre die Bruſthöhle leer. Ich legte nun mein Taſchentuch wie eine Halsbinde zuſammen und band es mir vor den Mund; ſo athmete ich durch daſſelbe, was mir einige Erleichterung verſchaffte. Indeß erſtarrte mich die Kälte immer mehr, und ich brauchte eine Stunde um

eine kleine Viertelſtunde zurückzulegen; ich ging mit geſenktem Kopfe, als ich aber ſah, daß ich mich auf einer Stelle befand, die mir unbekannt war, blickte ich auf und ſah, daß ich auf dem Gipfel des Montblanc angekommen war. Ich ließ die Augen um und um gehen und zitterte, es möchte nur Täuſchung ſeyn und ich noch eine Nadel, noch eine neue Spitze finden; denn ich hätte nicht mehr die Kraft gehabt, ſie zu erſteigen. Doch nein, das Ziel meiner Fahrt war erreicht. Ich war angekommen, wohin noch kein Menſch gelangt war, ſelbſt der Adler und die Gemſe nicht. Ich war allein dahin gekommen, ohne jeden andern Beiſtand, als den meiner Kraft und meines Willens. Nun wendete ich mich nach Chamouny, und ſchwenkte den Hut auf meinem Stocke, und ich ſah mittelſt meines Glaſes, daß man meine Zeichen erwiederte; das ganze Dorf war verſammelt."

Seitdem iſt der Montblanc mehr als zwanzigmal von unternehmenden Reiſenden beſucht worden. Keine Reiſe jedoch auf denſelben iſt in wiſſenſchaftlicher Hinſicht erfolgreicher und intereſſanter geweſen, als die des großen Naturforſchers Sauſſure aus Genf, dem Jacques Balmat gleichſam den Weg gebahnt hatte. Es war am 1ſten Auguſt 1787, daß Sauſſure, von einem Bedienten und 18 Führern zum Tragen ſeines ganzen phyſikaliſchen und ökonomiſchen Apparats begleitet, ſeine Wanderung antrat. Hören wir ihn ſelbſt erzählen: „Wir hatten 18 Stunden Weges und 1920 Toiſen Höhe vor uns, obgleich von Chamouny in gerader Linie aus nach dem Gipfel gemeſſen, kaum 2¼ Lieues (etwa 3 Stunden) ſind. Unſere erſte Station war in dem Dörfchen Mont am Fuße des Boiſſonsgletſchers. Ein wenig oberhalb dieſes Dorfes findet man den Gießbach, der aus dem Gletſcher von Taconnay kommt und ſteigt längs deſſelben allmählig weiter hinauf. Der Weg iſt äußerſt wild und läuft immer in einem engen Thale fort, in deſſen Hintergrunde man den Gletſcher von Taconnay mit allen ſeinen Zacken erblickt. Bis ½ St. über Mont hinaus kann man noch Maulthiere brauchen, von da aber nur zu Fuße vorwärts ſchreiten. Jetzt fängt man an ſich etwas über den oben genannten Gletſcher zu erheben, und nachdem man eine Strecke an Steingeſchieben des Gletſchers hingeklettert, ſteigt man links auf einen hohen Berg hinan, wo man bald eine ſteile Felſenwand, den ſogenannten Mapas, erklimmen muß. Zwiſchen Felſen geht es bis zum Gipfel des Cote-Berges, dem Ziele der erſten Tagereiſe. Dieſer ganze Gipfel iſt mit Granitblöcken bedeckt, die der Gletſcher, über den man zu dem Gipfel des Montblanc hinaufſteigt, vor ſich her getrieben hat. Es iſt gleichſam der Punkt, wo man den Felſengrund verläßt und nun über lauter Eis und Schnee ſteigen muß. Am andern Morgen ſetzte ſich die Karawane um halb 7 Uhr in Bewegung. Anfangs ging alles vortrefflich. Bald aber war ein ungeheures Labyrinth großer, zackiger durch

breite Spalten getrennter Eismaſſen vor uns, zwiſchen denen kein anderer Weg hindurch zu führen ſchien. Ihre Spalten waren theils völlig offen, theils ganz oder halb mit Schnee ausgefüllt, theils mit glatten Eisrinden bedeckt. Waren ſie völlig offen, ſo ſah man ſich gezwungen, auf der einen Seite bis auf den Grund hinab, auf der andern bis an den Rand wieder hinauf zu klettern, wozu man Stufen in die Eiswände hauen mußte. Waren die Spalten mit Schnee bedeckt, ſo mußte man darüber wegzugleiten ſuchen, um das Einſinken zu vermeiden; hier konnte der mindeſte Fehltritt töotlich ſeyn. Drei Stunden brauchten wir, um über dieſen nur eine Viertelſtunde breiten Gletſcher zu gelangen, was indeß ohne Unfall ausgeführt wurde. Wir waren nun, wie ſchon geſagt, mitten in der Schnee- und Eisregion, wo nur hier und da ein kleiner iſolirter Felſenkamm ſichtbar iſt. Von hier ſtiegen wir nun zu dem erſten großen Schneeabhange hinauf. Rechts hatten wir den Dome du Gouté; links ſahen wir die Aiguille du Midi; vor uns endlich erblickten wir den Montblanc noch immer in ungeheurer Höhe und Herrlichkeit, während ſeine ganze glänzende Maſſe in vollem Sonnenlichte lag. Wir brauchten 20 Minuten, um über dieſen Schneeabhang hinweg zu kommen, und eine volle Stunde, um einen zweiten Schneeabſatz zu erreichen, der zu unſerm Nachtlager beſtimmt war. Rings umher waren nichts als glänzende Schneefelder und bläuliche Gletſcher zu ſehen. Es war 4 Uhr Nachmittags, als wir hier ankamen. Hier ward Anſtalt gemacht, eine Höhle zu graben, in welcher man übernachten wollte. Kaum aber hatten die Führer 5 bis 6 Schaufeln Schnee in die Höhe geworfen, als ihnen die Fortſetzung der Arbeit, der äußerſten Dünnheit der Luft wegen, völlig unmöglich ward. Sie mußten ſich daher in zwei Haufen theilen, wovon einer den andern unaufhörlich ablöſte, bis die Höhle auf dieſe Art fertig und das Zelt darüber geſchlagen worden war. Unterdeſſen ſank die Sonne immeer mehr und die Unannehmlichkeiten unſerer Lage nahmen mit jeder Stunde zu. Bei Tagesanbruch ſtand das Thermometer 3 Grad unter dem Gefrierpunkte. Um 7 Uhr des Morgens traten wir unſere dritte und letzte Tagereiſe an. Nachdem wir den dritten großen Schneeabhang überſtiegen hatten, erreichten wir endlich den Fuß des hohen Eisfelſens, der ſo zu ſagen die linke Schulter des Gipfels ausmacht. Wir kletterten über eine Lauwine hinweg, welche die vorige Nacht gefallen war, fühlten aber mit jedem Schritte, daß die Dünnheit der Luft und mit ihr unſere Beängſtigung immer größer ward. Als wir die Lauwine hinter uns hatten, fing der Abhang an noch ſteiler zu werden und ging links in einen Abgrund aus. Rechts, wo wir weiter hinauf klimmen ſollten, war eine breite Spalte und in der Mitte lag ein großer Eisblock, der nur auf der linken Seite eine Paſſage übrig ließ. Die Führer, welche unſern

Zug eröffneten, hatten hier Schritt für Schritt Stufen eingehauen, leider aber die Zwiſchenräume zu groß gemacht. Wer alſo ſeinen Sprung ein wenig zu kurz nahm, ſah den unmittelbaren Tod vor ſich. Etwas höher hinauf war die Eiskruſte zu ſchwach und brach ein. Wir fanden jetzt 8 bis 9 Zoll tiefen weichen Schnee, unter dem zwar zum Glücke eine zweite Eisrinde befindlich war, in dem man aber bis an die Waden hineinſank. Mit Hülfe unſerer Stachelſtöcke gelang es uns endlich, die Spitze des Felſens zu erreichen, der als die zweite Stufe des Gipfels anzuſehen iſt. Es war gegen 9 Uhr, wir hatten nur noch einen einzigen Abhang zu erſteigen und ſahen nunmehr die zwei ſchwarzen hervorſpringenden Felſenkämme, die links von dem eigentlichen Gipfel auslaufen und an dem Ufer des Genferſees deutlich zu erkennen ſind. Nach langem beſchwerlichen Emporklimmen zwiſchen dieſen Felſen erreichten wir endlich um 11 Uhr Mittags den lang erſehnten Gipfel des Montblanc, welcher eine Art länglichen Kammes bildet, der von O. nach W. läuft, und deſſen höchſter Theil horizontal iſt, während die beiden Enden heruntergeneigt ſind. Dieſer Kamm iſt außerordentlich ſchmal, beſonders auf der äußerſten Spitze, ſo daß nicht zwei Perſonen neben einander gehen können; er wird aber auf der Oſtſeite etwas breiter und runder, und nimmt auf der Weſtſeite die Geſtalt eines nach N. hinausſpringenden Vordaches an. Er iſt ganz mit Schnee bedeckt und nur 400 Fuß tiefer ragt hier und da der Fels hervor. Von den zwei parallelen Seiten des Kammes ſteigt die nördliche äußerſt ſteil, Anfangs unter einem Winkel von 40 bis 50 Grad, nachher unter einem größern Winkel herunter und geht zuletzt in grauſende Abgründe aus. Der ſüdliche hingegen bildet einen ſehr ſanften Abhang, und endigt ſich in eine Art wiegenähnlicher Aushöhlung, indem ſie ſich gegen ſich ſelbſt erhöhet." So weit Sauſſure, der mit ſeinen Gefährten 5 Stunden auf dem Gipfel blieb. Bei allen ging der Puls in dieſer Zeit äußerſt ſchnell. Sie litten, ohne Eßluſt zu haben, an Durſt und Erſchöpfung. Die Farbe des Himmels war tiefes Dunkelblau. Im Schatten ſah man die Sterne und das Waſſer fror an der Sonne.

Von der Ausſicht, die man von dem Montblanc hat, ſagt ein anderer Reiſender, der engliſche Kapitain Undrell, der im Auguſt 1819 mit 6 Führern den Gipfel erſtieg: „Oeſtlich ging der Blick über das Mailändiſche, ſüdöſtlich über das Parmeſaniſche, ſüdlich gegen Genua; ob ich das Mittelländiſche Meer geſehen, kann ich nicht gewiß ſagen; ein Theil des ſüdlichen Frankreich war deutlich ſichtbar, eben ſo die entfernteſte Reihe der Schweizergebirge und unten, gewiſſermaßen zu unſern Füßen das Eismeer mit ſeinen Gletſchern und das Chamounythal, deſſen Einwohner deutlich mit dem Fernrohr geſehen werden konnten. Die Alpen hatten ein gar ſonderbares Anſehen. Die Höhe, von welcher ſie

betrachtet wurden, ſchien ſie ihres Charakters als Berge zu berauben. Der Mont Roſa, welcher faſt ſo hoch als der Montblanc ſich in die Höhe thürmte, und einige wenige andere ausgenommen ſieht das Ganze wie eine große Ausbreitung aus, in welcher hier und da rauhe Ungleichheiten befindlich ſind, deren Höhen faſt überall in einer Spitze endigen. Dieſe Spitzen laufen in verſchiedenen Richtungen, aber meiſt in parallelen Linien, welche zwiſchen ſich Reihen von mit Schnee bedeckten Höhlungen haben. Dieſe nadelartigen Spitzen waren allgemein, ſo daß in der ganzen Alpengegend, die unter meinen Blicken lag, ich keine andere Ausnahme fand, als den Berg, auf dem ich ſtand, und den Mont Roſa." — Seit 1827 hatte es kein Reiſender mehr gewagt, den Gipfel des Montblanc zu beſteigen, bis im Auguſt 1830 dem Engliſchen Offizier Wilbraham das kühne Unternehmen wieder gelang.+)

Der Büffel, worunter hier der gemeine Büffel gemeint iſt, gehört unter die Gattung des Rindviehes. Dieſes Thier, deſſen eigentliches Vaterland Aſien iſt, wird ſeit dem 7ten Jahrhundert nicht nur in der Türkei, Griechenland, Italien und Ungarn, ſondern auch in einigen Gegenden Deutſchlands gezogen und zum Ziehen gebraucht. Die Bildung des Büffels hat im Ganzen viel Aehnlichkeit mit dem Stier, doch unterſcheidet er ſich ſehr durch ſeine Hörner; die vorn und hinten glatt, am Ende aber zugeſpitzt ſind. Dabei iſt er ſchwarzbraun von Farbe, und mit langen borſtigen Haaren verſehen. Ueberhaupt hat dieſes Thier ein plumpes und wegen ſeiner magern Gliedmaßen, kahlen Schwanzes, ſcheu dummen Blicks und finſterer Miene ein häßliches Anſehen. Von Natur ſehr wild, unbändig, zornig und äußerſt ſtark, iſt er doch zähmbar und gelehrig. Man regiert ihn mit einem Ringe, der ihm durch die Naſe gezogen wird, und doch geht er zuweilen mit dem Fuhrwerke durch. Zum Ziehen ſind ſie vortrefflich. Zwei Büffel ziehen eine Laſt, die 4 Pferde zu bewegen kaum im Stande ſind. Die Büffelkühe ſind auch in Anſehung der Milch ſehr nutzbar. Sie geben zwar nicht ſo viel Milch, wie unſere gemeinen Kühe, aber ſie iſt ungemein fett. Das Fleiſch iſt grob, doch ſaftig und von keinem unangenehmen Geſchmack. Aus der ſehr ſtarken Haut macht man ſehr gutes Sohlenleder und anderes Leder. Die Hörner und Klauen werden vom Kammmacher und Horndrechsler verarbeitet. Der Büffel geht gern in ſumpfiges Waſſer und ſchwimmt ſehr geſchickt. Ueberhaupt halten ſie auf der Weide ſich im Sommer, des Ungeziefers wegen, gern in Sümpfen und Moräſten auf, wo ſie ſich ſo tief im Waſſer verſtecken, daß zuweilen kaum der Kopf hervorragt. In Italien werden ſie, beſonders in den Pomtiniſchen Sümpfen und in den Maremmen, gezogen und zum Theil benutzt, die angebauten Ackerfelder zu bearbeiten. Hier irren ſie am Tage in den Moräſten umher, indem ſie im Waſſer die heißeſten Stunden des Tages zubringen. Iſt die

+) vid. pag. 1040, c.

größte Hitze vorüber, ſo kommt einer der Hirten heran, thut mit ſeiner Lanze einige Schläge ins Waſſer und ruft die ihm gehörigen Büffel laut bei den ihnen gegebenen Namen. Unter dumpfem Gebrülle fangen die Thiere an ſich zu rühren, arbeiten ſich aus dem Waſſer heraus und ſtellen ſich willig zum Dienſt.

Vipern ſind Schlangen und gehören unter das Geſchlecht der Nattern. Das allgemeine Kennzeichen der Nattern iſt der mit Schildern beſetzte Bauch. Merkwürdig iſt der Vipernhandel, den die Bewohner der Dörfer Variſella und Monaſterolo in den Lanzothälern der Piemonteſiſchen Alpengegenden treiben. Da nämlich von den Apothekern Nachfrage nach dieſen Thieren geſchieht, ſo haben ſich dieſe Bewohner nicht nur ſchon lange in den Beſitz der Vipernjagd und des Vipernhandels geſetzt, ſondern ſich auch ſeit undenklichen Zeiten darin zu erhalten gewußt. Zu dieſem Ende ziehen ſie alljährlich, zu Anfange Auguſts, mit Säkken und hölzernen Zangen verſehen, von ihrer Heimath aus, durchſtöbern nach allen Richtungen das benachbarte Alpengebirge, und dringen vor bis nach Savoyen, ja ſelbſt bis nach Frankreich, um Vipern zu fangen. Nach Verfluß eines Monates, denn ohngefähr ſo lange mag die Fangzeit dauern, kehren ſie jeder mit 10, 15, ja bis auf 20 Dutzend lebendiger Vipern im Sacke wieder heim. Sie pflegen dieſe Thiere mit den Fingern anzufaſſen, und als etwas ganz Unſchädliches zu handthieren. Nöthigenfalls bewahren ſie dieſelben in Kiſten mit Kleie den ganzen Winter über in ihren Häuſern auf. So wie Nachfrage geſchieht, werden die Thiere ans Tageslicht gezogen. Es giebt unter den Verkäufern von lebendigen Vipern ſolche, die ihrer bis auf 1000 und wohl gar 2000 Stück beſitzen. Einen Theil derſelben fangen ſie ſelbſt, die übrigen kaufen ſie von andern Vipernjägern, denen es an Baarſchaft gebricht, und ſo wiſſen ſie ſich einen ſeltſamen Alleinhandel mit dieſem Artikel anzueignen. Auch in der Gegend von dem Marktflecken Monſelice, der am Fuße der Euganeiſchen Berge in der Provinz Padua des Lombardiſch-Venezianiſchen Königreichs liegt, werden viele Vipern gefangen, aus welchen die Apotheker von Venedig Theriak bereiten.

Die Tarantel iſt eine Art Spinne, die ihren Namen von der Stadt Taranto oder Tarent im Königreich Neapel hat, in deren Gegend ſie beſonders häufig lebt. Man findet ſie jedoch auch in andern Gegenden dieſes Königreichs. Sie iſt größer als unſere hieſigen Kreuzſpinnen, auch viel ſtärker und muthiger. Es giebt mehrere Arten derſelben. Für die gefährlichſte, zumal zur Sommerszeit, hält man die Tarantel der Neapolitaniſchen Ebene Apulien oder Apuglia. Die Nahrung der Tarantel ſind Inſekten, vorzüglich Fliegen. Nach den Reſultaten der Unterſuchungen, die ein Naturforſcher kürzlich in einer Sitzung der Franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris mittheilte, bewohnt ſie vor-

züglich offene, trockene, unangebaute, ſonnige Stellen und lebt in unterirdiſchen Gängen, die ſie ſelbſt ausgräbt. Es ſind cylinderförmige Aushöhlungen, oft von einem Zoll im Durchmeſſer, die ſich einen Fuß tief in die Erde einſenken. Die Tarantel zeigt ſich dabei nicht nur als geſchickte Jägerin, ſondern auch als ſcharfſinnige Baumeiſterin. Es mußte ihr nicht allein darum zu thun ſeyn, ſich tief in der Erde einen Zufluchtsort gegen Verfolgungen zu erbauen, ſondern ſie mußte auch ihre Gänge ſo einrichten, daß ſie aus der Tiefe derſelben ihre Beute erſpähen und pfeilſchnell auf ſie losſtürzen konnte. Um dies zu erreichen, führt die Tarantel ihren Bau zuerſt 4 oder 5 Zoll tief ſenkrecht, dann aber horizontal in einen ſtumpfen Winkel und dann wieder ſenkrecht. Da wo der Winkel beginnt, ſitzt nun die Tarantel, die Augen unverwandt auf den Eingang ihrer Höhle gerichtet. Wenn man auf ſie Jagd macht, kann man aus dem Dunkel des Ganges ihre Augen wie zwei Diamanten hervorblitzen ſehen, ohngefähr wie die der Katzen im Finſtern.

Man erzählte ſonſt in Italien von der Tarantel, daß ihr Biß höchſt gefährlich ſey, und daß der Gebiſſene in tiefe Melancholie verſinke, und wenn ihm nicht ſchleunige Hülfe geleiſtet werde, der Tod erfolge. Das einzige Mittel, wodurch er gerettet werden könne, ſey Muſik und Tanz. Nach den neueſten Entdeckungen jedoch ſoll der Stich oder Biß der Tarantel nicht gefährlicher, als der einer andern Spinne oder einer Weſpe ſeyn. Zur Zeit der Erndte beläſtigt ſie zwar den Landmann, der oft von ihr gebiſſen wird; und weil gerade zu dieſer Zeit die Hitze groß iſt, ſo entzündet ſich die Wunde leicht, allein dazu braucht das Inſekt eben nicht ſo giftig zu ſeyn, wie man behauptet. Andere Inſektenſtiche und Biſſe entzünden ſich unter gewiſſen Umſtänden ebenfalls in der heißen Jahreszeit. Daß man jedoch im ſüdlichſten Italien dem Tarantelbiß eine tiefe Melancholie zuſchreibt, und Tanz und Muſik als Heilmittel dagegen anwendet, in der Meinung, die Gebiſſenen dadurch zu heilen, behauptet wenigſtens ein neuer Reiſender*), welcher wirklich ſolche Tänze mit angeſehen hat, und hiervon Folgendes erzählt: „Fragt man die Landeseinwohner, ob denn der Tarantelbiß wirklich tödtlich, ob die Muſik und der Tanz das einzige Heilmittel dagegen oder aber die Gefahr lediglich in der überſpannten Phantaſie der Kranken vorhanden ſey; ſo hört man auf die beiden erſten Fragen bejahend antworten. Was aber die dritte Behauptung betrifft, ſo ſcheint aus dem, was die Leute ſagen, hervorzugehen, daß die meiſten von

---

*) Caſtellan in ſeinen Briefen über Italien. Man ſehe hierüber: Hirzel, Anſichten von Italien. II. Band. Leipzig 1823. Seite 8 bis 20.

denen, welche behaupten von der Tarantel gebiſſen zu ſeyn, im Grunde bloß mit einer Art melancholiſchen Wahnſinnes behaftet ſind, deſſen Symptome ſich durch heftige Leibesbewegung und Muſik für eine Zeitlang hemmen und mitunter nebſt der ganzen Krankheit von Grund aus vertreiben laſſen. Zwar könnte die Krankheit, welche man dem Tarantelbiß zuſchreibt und die man Tarantism nennt, eben ſo gut in der Natur des Klima, der Trockenheit des Bodens, der Seltenheit der Wälder und der übermäßigen Hitze ihren Grund haben; doch aber iſt der eigentliche Tarantism, nach der Meinung gelehrter Italieniſcher Aerzte nichts deſto weniger etwas Wirkliches, und nicht ein Werk der Verſtellung. Man glaubt insgemein, daß wenn eine ſolche kranke Perſon das Bewußtſeyn verloren habe, ſo laſſe man einen Muſikanten kommen, um ihn auf einem Inſtrumente verſchiedene Weiſen von recht luſtigem Charakter vorzuſpielen, und ſobald derſelbe die dem Patienten zuſagende Melodie getroffen habe, ſehe man letztern ſich taktmäßig bewegen, aufſtehen und einen Tanz beginnen. Von ſolchen Dingen iſt nichts zu unſerer Kunde gekommen; vielmehr hat man uns verſichert, daß die Melodien, deren man ſich ſeit langer Zeit zur Heilung des Tarantism bedient hat, immer dieſelben geweſen ſeyen, daß ſie in einem ſehr langſamen Tempo beginnen, dann aber nach und nach lebhafter werden und zuletzt in ein Preſto übergehen."

Die Skorpione ſind eine andere Gattung von Inſekten, welche den Neapolitanern ebenfalls läſtig werden. Sie haben der Geſtalt nach die größte Aehnlichkeit mit dem Krebſe, 8 Füße, vorn zwei große Scheeren, ferner einen verlängerten Schwanz, in Glieder getheilt, und werfen auch wie der Krebs, ihre Schaale jährlich ab und haben ſelbſt in der Lebensart mit ihm manches gemein. Die Merkmale, welche den Skorpion jedoch von dem Krebſe unterſcheiden, ſind folgende: die Augen ſtehen anders wie bei dem Krebſe; zwiſchen der Bruſt und dem Bauche ſind zwei Kämme oder kammartige Anhängſel; der Schwanz iſt mit einem gebogenen Stachel bewaffnet, welcher unten zwei längliche Ritzen hat. Am Ende des Schwanzes liegt eine kleine Blaſe, in welcher ſich ein giftiger Saft ſammelt; ſo bald nun der Skorpion ſticht, ſo läßt er aus dieſem Giftbläschen einen feinen Tropfen Gift in die Wunde fließen. Man kennt etwa 8 Gattungen Skorpione, welche an Größe und Farbe ſehr verſchieden ſind. Es giebt deren in den wärmern Gegenden von Europa, beſonders in Italien, im ſüdlichen Frankreich und in Spanien, und hier ſind ſie ohne den Schwanz, welcher faſt eben ſo lang als der Leib iſt, etwa einen Zoll lang. Die größten Skorpione leben in den heißen Ländern von Aſien, Afrika und Amerika, und daſelbſt giebt es deren, welche ohne den Schwanz 4 Zoll und darüber lang ſind. Der Schwanz hat faſt dieſelbe Länge. Die Skorpione halten ſich an

25*

feuchten Orten unter Steinen, in Ritzen an Thüren und Fenſtern, in feuchten Kammern und Kellern auf, und freſſen allerlei Inſekten. Die Gefahr des Skorpionſtichs iſt nicht immer gleich groß. Das Alter, das Klima und die Jahreszeit, ſo wie die Wuth des Thieres haben darauf einen großen Einfluß. Dem Menſchen iſt er, wenigſtens von den Europäiſchen Skorpionen, höchſt ſelten gefährlich; zuweilen verurſacht er kaum ſo viel Entzündung, wie ein Bienenſtich. Das kräftigſte Mittel gegen die Folgen deſſelben giebt das Thier ſelbſt. Man zerquetſcht es entweder gleich auf der Wunde oder man legt Skorpionöl auf dieſelbe, welches nichts anderes als Baumöl iſt, in welchem man einen oder mehrere Skorpione ertränkt und darin liegen gelaſſen hat.

Die Ananas iſt urſprünglich in Amerika zu Hauſe, von wo ſie nach Aſien verpflanzt wurde, und jetzt wird ſie auch in Europa, doch hier nur in Treibhäuſern gezogen, da ſie ein warmes Klima erfordert. Die Pflanze ſelbſt beſteht aus einem runden, mit wenigen Wurzeln verſehenen Knoten, der rings um ſich her lange Blätter treibt. In der Mitte derſelben ſteigt ein dicker, fleiſchiger Stengel hervor, an deſſen Gipfel ſich ein warziger Knollen bildet, der nach der Blüthe ſich zu einer länglichrunden, ſchuppigen Frucht entwickelt, die ihres lieblichen Geſchmacks und Geruchs wegen für eine der köſtlichſten Früchte gehalten wird. Ihre Größe iſt ſehr verſchieden. Man hat ſie von der Größe eines mittelmäßigen Apfels bis zu der einer anſehnlichen Melone. In Europa werden dieſe Früchte theuer bezahlt, in Amerika, wo ſie wild wachſen oder auch angebaut werden, ſind ſie ſehr häufig und wohlfeil.

Die Aloe, eine Pflanzengattung, iſt urſprünglich in Afrika und Aſien einheimiſch, hat ſich aber nachher weiter verbreitet, und wird nun auch im ſüdlichen Europa wild gefunden, beſonders in Neapel, Sicilien und Malta, wo ſie ſogar auf Dächern und Mauern wächſt. In ihrem Vaterlande liefert die Aloe einen harzigen Schleimſaft, der aus den Blättern gepreßt wird, an der Luft ſich verdickt und hart und brüchig wird. Er hat einen durchdringend bittern und ekeln Geſchmack, auch einen widrigen Geruch, und wird häufig als Medicin gebraucht. Man nennt aber auch, wiewohl unrichtig, eine Pflanzengattung Aloe, die richtiger Agave heißt, und zwar dem äußern Anſehen nach, vieles mit der gewöhnlichen Aloe gemein hat, aber von derſelben weſentlich verſchieden iſt, und ein eigenes Pflanzengeſchlecht ausmacht. Diejenige Art der Agaven, welche ſchlechthin die Amerikaniſche heißt, wächſt urſprünglich in Mexiko, Weſtindien und Südamerika wild und iſt ſeit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts nach Europa verpflanzt und kommt in den ſüdlichen Theilen deſſelben auch im Freien fort. Sie wird 20 bis 30 Fuß hoch und bildet mit ihren Nebenäſten an dem ſtarken Stengel eine ordentliche Pyramide.

Die Blätter kommen unmittelbar aus der Wurzel, ſtehen dicht neben einander und ſind ſtachelig und etwa 3 F. lang. Der Stengel übertrifft noch zuweilen an Dicke einen Mannsarm. Er wächſt ſehr ſchnell und beſonders kurz vor der Blüthe, gleichſam zuſehends. Die Aeſte, deren ein großer Stamm gegen 40 hat, ſtehen an demſelben gebogen, wie die Arme eines Kronleuchters, und ſind noch mit vielen Nebenzweigen beſetzt. Dieſes Gewächs, gehört in den Gärten Europas unter dem Namen der großen Aloe zu den bekannteſten Zierpflanzen, und man bringt ſie bei uns in Deutſchland nur mit großer Mühe in Treibhäuſern zur Blüthe, und es bedarf 20 bis 30 Jahre, bis ſie dazu gelangt. Die einzelnen Blumen ſitzen in traubenförmigen Büſcheln beiſammen, und geben dem Gewächſe wegen ihrer erſtaunlichen Menge ein überaus prächtiges Anſehen. Man hat ſchon in unſern Gärten, wo die Pflanze doch nicht leicht zu ihrer vollkommenen Größe gelangt, über 4000 Blumenbüſchel an Einem Stamme gezählt. Die Blüthe dauert zwei bis drei Monate, worauf die Samenkapſeln folgen und das Gewächs dann abſtirbt. Wegen der ſtarken ſtachlichen Blätter bedient man ſich in Amerika dieſer Pflanze zur Einfriedigung der Aecker und Gärten. Auch in der Provence, in Spanien, Portugal, Italien, wo ſie vorzüglich in Sicilien ſehr gemein iſt, macht man dieſen Gebrauch von derſelben. Ihre Blätter bilden durch ihre Steifheit und Stacheln eine faſt undurchdringliche Wand. Man röſtet aber auch dieſelben im Waſſer wie Hanf oder Flachs und gewinnt aus den abgelöſeten Faſern Garn, welches ſich ſehr leicht färben läßt, und woraus man Stricke und nicht nur gröbere Gewebe, ſondern auch andere ſehr feine Gegenſtände, z. B. Schnupftücher, Strümpfe, Handſchuhe ꝛc. verfertigt. In Mexiko, wo dieſe Pflanze den Namen Maguey führt, werden aus derſelben zum innern, doch ſehr allgemeinen Verbrauche zweierlei Arten von Getränke bereitet. Das eine, der Pulque, wird aus dem Safte gemacht, welcher, nachdem man aus dem Herzen der Pflanze den ſich bildenden Blüthenſtengel ausgeſchält hat, dieſer Wunde enttröpfelt und ſich in der dadurch gebildeten Höhlung ſammelt. Mehr oder weniger gegohren iſt es ein heilſames und erfriſchendes Getränke. Aus einer ſtarken Agave erhält man innerhalb 6 Monaten an 2000 Pfund Saft. Der Mescal, das andere Getränk iſt eine Art Branntwein, der von dem Pulque oder auch aus den Stengeln des Maguey durch Brennen und Deſtilliren abgezogen wird.

So wie der Marmor der härteſte und feinſte Kalkſtein iſt, ſo iſt der Alabaſter der feinſte und härteſte Gypsſtein, läßt ſich aber nicht ſo ſchön poliren, wie der Marmor, ſondern nimmt nur einen gleichſam fettigen Glanz an. Der weiße Alabaſter, der dem feinſten Zucker ähnelt, wird am meiſten geſchätzt; von dem farbigen und bunten hat man eben ſo viel Abänderungen, wie vom

Marmor; die Farben ſind aber nicht ſo lebhaft und ſchön. Der orientaliſche Alabaſter iſt der ſchönſte und koſtbarſte; doch giebt es auch in Italien, am Harze, in Baiern, im Oeſterreichiſchen Staate ꝛc. gute Arten. Mancherlei Alabaſterwaaren, z. B. Figuren, Krüge, Becher, Schüſſeln, Leuchter, Doſen, Schreibzeuge, kleine Statuen, Krucifixe ꝛc. werden von den ſogenannten Alabaſterern zu Nürnberg gedrechſelt oder geſchnitzt, und hatten ſonſt weit und breit Abſatz.

Die Italiener ſind ein Gemiſch von mancherlei Völkern, alten Italienern und Römern, Galliern, Gothen, Longobarden, Normännern, Arabern, Deutſchen ꝛc., die zu verſchiedenen Zeiten eingewandert ſind und ſich mit den Ureinwohnern ſo vermiſcht haben, daß das urſprüngliche Gepräge der einzelnen Völkerſchaften nicht mehr kennbar iſt. Wiewohl durch Eine Sprache zu Einem Volke vereint, bildet doch jeder der verſchiedenen Staaten, worin Italien getheilt iſt, eine Art beſonderer Nation, und es hat daher faſt kein Italiener wahren Nationalgeiſt. Eben ſo iſt es der Fall in Bezug auf Sitten und Gebräuche, ja hierin hat faſt jede Hauptſtadt ihren eigenen und beſondern Charakter. Schwer läßt ſich über den Nationalcharakter des Italieners etwas Allgemeines beſtimmen, und es findet beſonders eine große Verſchiedenheit zwiſchen den Bewohnern Nord- und Süditaliens Statt. Der Eindruck, den der Anblick dieſes Landes auf den Fremden macht, der es zuerſt erſchauet, nachdem er in Neapel zur See angelangt iſt, weicht ungemein von dem ab, den der Reiſende empfindet, der von Frankreich, der Schweiz oder Deutſchland kommend, erſt Piemont und die Lombardei durchzieht und ſo gewiſſermaßen italieniſirt wird, bevor er den Kirchenſtaat und Neapel erreicht, welche beiden Staaten den eigentlichen klaſſiſchen Boden Italiens in ſich faſſen. Sowohl in materieller, als in geiſtiger Hinſicht beſteht Italien aus zwei Theilen, welche durch die Apenninen von einander getrennt werden. Zu den ſogenannten Norditalienern müſſen alle diejenigen gerechnet werden, welche in den ſchönen Gegenden nördlich von den Apenninen und alſo zwiſchen dieſen, den Alpen und dem Adriatiſchen Meere, z. B. in Piemont, in der Lombardei, Venedig, Parma, Modena und in den nordöſtlichen Provinzen des Kirchenſtaates wohnen. Der größere Theil dieſer Gegenden bildet eine weite Ebene, durch welche der Po fließt. Süditalien beginnt an der entgegengeſetzten Seite der Apenninen, iſt von ihnen, dem Mittelländiſchen und Adriatiſchen Meere umſchloſſen und beſteht demnach aus Toscana, dem größern Theile des Kirchenſtaates und dem Königreiche Neapel. Süditalien iſt das Land der Alterthümer, der erhabenen Geſchichtserinnerungen und der ſchönen Künſte. Da findet man Männer geſetzlos und ungeſtüm; und Frauenſchönheit, mild wie ihr Klima und ſonnig wie ihr Himmel, Norditalien dagegen iſt das Land des Ueberfluſſes, üppig und wohl-

angebaut, aber einförmig. In Süditalien verändert ſich die Anſicht des Landes faſt alle 5 Meilen, und hier leben an der äußerſten Gränze Italiens, in der Provinz Calabrien, wo die Apenninen zwiſchen den beiden Meeren eingepreßt und die ganze Breite der Halbinſel einnehmend, ihre Gipfel aufthürmen, Menſchen, dem übrigen Europa nur wenig bekannt, und wild wie die Bewohner der gegenüberliegenden Küſte von Albanien, voll eines ungebildeten Genies; unwiſſend, aber mit natürlichem Verſtande begabt; muthig, aber zügellos, treu gegen ihre Freunde, aber gränzenlos rachſüchtig gegen ihre Feinde; der edelſten und der ſchwärzeſten Thaten fähig.

Die Norditaliener haben weniger von den Eigenthümlichkeiten, welche die gefallenen Abkömmlinge des alten Roms bezeichnen. Sie zeigen mehr Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn, den Franzoſen, Schweizern und Deutſchen, mit denen ſie ſeit langer Zeit ſchon in Berührung waren und von welchen ſie manches angenommen haben. Ihre Sitten ſind milder; ihre Begriffe gleichen mehr denen des übrigen Europa; ſie haben mehr das Gepräge einer modernen Nation; kurz ſie beſitzen die guten und ſchlechten Eigenſchaften des civiliſirten Europa. Die Süditaliener dagegen ſind, mit Ausnahme der Bewohner Toscanas, in Rückſicht der modernen Bildung und Verfeinerung noch weit zurück. Sie haben etwas Charakteriſtiſches, das ſie von andern Nationen unterſcheidet; ſie beſitzen mehr die perſönliche Unabhängigkeit eines halb civiliſirten Volkes, ob ſie gleich unter unumſchränkten Regierungen leben; ſie haben ſtärkere Leidenſchaften, aber auch mehr Enthuſiasmus für das Schöne, beſonders im Betreff der Werke der Kunſt und der Muſik. Süditalien iſt das eigentliche Vaterland der Malerei und des Geſanges. In der Mitte dieſes Zauberlandes erheben ſich 3 große Städte, die Sammelplätze der Reiſenden; — alle drei ſchön und berühmt, iſt gleich jede derſelben von den beiden andern unendlich verſchieden. Florenz, die Stadt Italieniſcher Geſelligkeit, Italieniſcher Höflichkeit und Eleganz, ſo wie der Sitz der ſchönen Literatur. Rom, die Stadt der Monumente, des religiöſen Pompes, der Tempel der Künſte. Neapel endlich, die Stadt der Fröhlichkeit, des Leichtſinns und der Wolluſt, das verzogen Lieblingskind einer zu gütigen Natur, das Land der Sinne, aber auch das Land der Phantaſie.

Was man im Allgemeinen von dem Italiener ſagen kann, iſt etwa Folgendes. Im Ganzen genommen bilden die Italiener einen ſchönen Menſchenſchlag. Sie ſind meiſt gut gewachſen, von mittlerer Statur, ſchönem Gliederbau, kraftvollem Körper mit etwas bräunlicher Hautfarbe, ſehr ſprechender, ausdrucksvoller, ſchön geformter Geſichtsbildung, ſchwarzen feurigen Augen und ſchwarzen Haaren. Die Geſichtszüge drücken auch in den unterſten Volksklaſſen Nachdenken und Verſtand aus, und nirgends erblickt man

die aufgedunſenen, nichtsſagenden Geſichter Englands und des Nordens. Der Kopf eines Italieners vom niedrigſten Pöbel kann in dem erhabenſten hiſtoriſchen Gemälde angebracht werden, ſagt der berühmte Winckelmann. Eine ſchmale Stirn, ſtarkes ſchwarzes oder dunkelbraunes Haar, große feurige, ausdrucksvolle Augen, eine ſchöne Naſe, ein kleiner Mund mit etwas dicken Lippen, eine zarte weiße Haut mit nur ſchwach durchſcheinender Röthe, ſo wie üppige und ſchön geformte Glieder zeichnen das weibliche Geſchlecht aus. Doch verblühen dieſe Reize auch wieder ſehr früh, zumal bei der niedern Volksklaſſe, wozu das Klima und die frühen Ehen beitragen mögen. Es würde, ſagt der oben angeführte Winckelmann, ſelbſt an den geringſten Orten in Italien nicht ſchwer werden, das Bild zu einer Juno zu finden. Aber das Vaterland der ſchönſten weiblichen Formen ſind doch die Städte und unter allen beſonders Rom. Von den Römerinnen ſagt ein neuer Reiſender*): „Roſen und Lilien färben die zarteſte Haut mit dem ſanfteſten Anflug; ihr dunkles Haar flechten ſie auf das allerzierlichſte und geſchmackvollſte und durch den räthſelhaften Schleier ſchimmert das ſchönſte Roth, und ihre brennenden Augen. Ihre Kleider und Tücher legen ſie meiſtentheils in wahrhaft antike Falten. Römiſches Geſicht, Bruſt und Nacken ſind anerkannt die ſchönſten, die es giebt, allein auch Gang und Haltung des Körpers ſind ſelten bei andern Frauen ſo leicht und ſchwebend.“

Was den ſittlichen Charakter der Italiener anbetrifft, ſo iſt derſelbe noch weit ſchwerer zu beſtimmen als die allgemeine Nationalkörperbildung eines in ſo viele Zweige vertheilten Volks. Sinnlichkeit iſt der Grundzug aller Italiener, ohne Tiefe des Gemüths. Im Ganzen iſt der Italiener fröhlich, mäßig im Eſſen und Trinken, geſellig, ein Freund von Vergnügungen, dienſtfertig und gefällig, ſehr mitleidig, wovon die Menge der Hoſpitäler und milden Stiftungen zeugen, und hat überhaupt in unverdorbenem Zuſtande einen nicht verachtungswerthen Nationalcharakter. Da er aber vermöge ſeines choleriſchen Temperaments in jeder Hinſicht ſehr leidenſchaftlich iſt, ſo artet er leicht aus, wenn ſeine Leidenſchaften nicht von Vernunft oder Religion gezügelt werden. Man denke ſich nun noch die Wirkungen hinzu, welche die Liebe zur Gemächlichkeit, die das Klima erzeugt, der angeborene Nationalſtolz und das Gefühl des Unwillens über ſeine häufigen Unterjochungen, der Druck des Deſpotismus und der Hierarchie, die unter dem großen Haufen herrſchende Unwiſſenheit und dann die glühende Phantaſie, welche die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben begünſtigt, auf die Bewohner dieſes Landes hervorbringen mußten: ſo wird man die Fehler, welche man dem Italiener vorwirft, ſehr

*) Kephalides in ſeiner Reiſe durch Italien und Sicilien. 2 Theile. Leizig 1818.

natürlich finden. Er iſt ſchlau, reizbar, rachſüchtig, eiferſüchtig, wollüſtig, habſüchtig, zum Betruge geneigt und feig, und nur dann muthig, wenn Rache und Hoffnung auf Gewinn ihn beſeelen. Zu ſeiner ſinnlichen Selbſtſucht hat ſich eine Geldbegierde geſellt, die ſo leicht kein Mittel anſtößig findet, durch welches ſich ohne Arbeit leicht etwas verdienen läßt. Häufig iſt der Italiener Straßenräuber und Bandit, aber ſelten Spitzbube; er raubt, aber ſtiehlt ſelten, und wenig hört man von Einbrüchen und Diebſtählen; ja die meiſten Thüren in Italien haben keine Schlöſſer. — Ferner iſt der Italiener gern müßig und gefällt ſich in geſchwätzigem Nichtsthun. Das dolce far niente (das ſüße Nichtsthun) macht ſeine halbe Glückſeligkeit aus. Geiz und Unreinlichkeit ſind faſt allen Italienern eigen. In der letztern übertrifft ſo leicht niemand den Neapolitaner. Aber dieſe Unreinlichkeit zeigt ſich mehr in den Wohnungen und in den häuslichen Umgebungen, als im Anzuge, denn hier liebt der Italiener, nach den Kräften ſeines Einkommens eine gewiſſe Sauberkeit. In der Ausübung ſeiner Religionsgebräuche iſt er ſtreng, aber ſeine äußere Frömmigkeit iſt mehr Sache der Gewohnheit.

Was den ſittlichen Charakter der Italienerinnen betrifft: ſo iſt die gewöhnliche Meinung über ihre allzufreien Sitten ſehr übertrieben, und es iſt wohl in Hinſicht der Unkeuſchheit hier nicht ſchlimmer, als in den andern Ländern Europas, nur herrſcht darin ein ganz anderer Ton; auch giebt es in Italien gewiß eben ſo viele glückliche Ehen, als anderswo und die Liebe der Italienerinnen zu ihren Kindern iſt oft nur allzugroß. Wirklich ſind auch die Begriffe der Italiener über jungfräuliche Zurückhaltung ſehr ſtrenge und die Jungfrauen werden von den Eltern und Erzieherinnen mit wachſamen Augen unter Aufſicht gehalten. Doch iſt ſinnliche Liebe in Italien herrſchende Leidenſchaft, das Geſchäft des Lebens, die Quelle von Haß und Neigung, von Aufopferung und Rache, von Freude und Schmerz, von Leben und Tod. Wenn eine Italienerin ſo glücklich iſt, einen ihrer Liebe würdigen Gegenſtand zu finden, und mit ihm vereint zu werden, dann wird ſie das liebenswürdigſte Geſchöpf und ein wahrer Schatz für den Mann, der ſie die Seinige nennt. Um ſeinetwillen vermag ſie allem zu entſagen, jede Beſchwerde zu erdulden. Die Sitte, einen Patito oder Cavaliere Servente zu haben — die Benennung Cicisbeo iſt längſt aus der Mode — findet nur in Städten und auch hier nur unter den höhern Klaſſen Statt. Die Bürger und die niedern Klaſſen haben dieſem Mißbrauche nie gefröhnt, und die Ehegatten aus dieſen Ständen leben hier ſo einig und mit Achtung für die Ehen erfüllt, als in irgend einem andern Lande. Das Cicisbeat, dieſe Sitte, die jetzt immer mehr verſchwindet, und mit der herrſchenden Eiferſucht der Italiener ſo ſehr kontraſtirt, beſtand darin, daß eine verheirathete Dame,

mit Wiſſen und Genehmigung des Mannes, einen Hausfreund (Cicisbeo oder Cavaliere Servente) hatte, der ſie in Geſellſchaften, zu Luſtbarkeiten, ins Theater, in die Kirche, kurz überall hin begleitete, die Rolle eines ſich ganz hingebenden, aber ehrerbietigen Liebhabers ſpielte und von der Morgentoilette an bis ſpät Abends (wo dann erſt, außer bei Tiſche, der Mann in ſeine Rechte trat) der unzertrennliche Schatten ſeiner Gebieterin war.

Ueberhaupt iſt manches Eigenthümliche und Nationelle in der Lebensweiſe, den Sitten und Gebräuchen, wodurch ſich die Italiener von den übrigen kultivirten Europäiſchen Nationen unterſcheiden, durch die Fremdherrſchaft der Franzoſen ganz oder doch zum Theil verwiſcht worden. So haben z. B. die Nationaltrachten in den höhern Ständen ſich ganz verloren: im Allgemeinen iſt der Mantel noch das wichtigſte Kleidungsſtück des Italieners; des Tages verhüllt er ſich in ihn und des Nachts breitet er ihn über ſeine dünne Bettdecke; und beſitzt er keinen Mantel, ſo hängt er wenigſtens eine Jacke über eine Schulter und verhüllt ſich bis an die Naſe, wenn er im glücklichen Nichtsthun die Vorübergehenden mit ſeinen feurigen Augen anblitzt. Am allgemeinſten hat ſich noch die altitalieniſche Zeitrechnung erhalten, nämlich anſtatt wie bei uns von 1 bis 12, zählt der Italiener ſeine Stunden von 1 bis 24. Für einen Fremden iſt es daher in Italien ſehr ſchwer, genau zu erfahren, welche Zeit es ſey, indem die Zeitrechnung ſehr verwickelt iſt. Die erſte der 24 Stunden beginnt eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne, wenn zum Abendgebet, (Avemaria) geläutet wird; von da an zählen nun die Italiener ihre 24 Stunden. Weil aber die Sonne im Winter faſt 5 Stunden früher untergeht, als im Sommer, ſo trifft der Mittag nicht immer auf dieſelbe Stunde; und überhaupt findet für alle Verrichtungen des Tages keine Stundengleichheit Statt, da man von dem Avemaria an ſtets die Stunden rückwärts rechnen muß. Die Wohnungen ſind von denen anderer kultivirten Länder nicht beſonders verſchieden, außer daß die Bürgerhäuſer und in manchen Gegenden auch die Bauernhäuſer größtentheils von Stein und ziemlich hübſch erbaut ſind; daß es in Italien viele ſchön gebaute anſehnliche Städte giebt und daß man nicht nur eine weit größere Zahl von Palläſten und Prachtgebäuden, als in andern Europäiſchen Ländern, ſondern auch eine Menge herrlicher Denkmäler der Baukunſt der Alten findet. In Hinſicht der Bauart Norditaliens und Süditaliens bemerkt man den Unterſchied, daß dort die Architektur ausgeführter und bequemer, hier koloſſal und impoſant iſt. Uebrigens wohnen die Italiener nicht ſo bequem als die Franzoſen und Engländer; es fehlt ihren Wohnungen an mancherlei Gemächlichkeiten, auch ſind ſie minder geſchmackvoll eingerichtet und obgleich oft koſtbar, doch meiſtens min-

der niedlich möblirt. Ueberdies findet man auch in manchen Städten viele elende Gebäude, und ein großer Theil der ärmern Landleute, vornehmlich in den südlichen Landſchaften wohnt in den erbärmlichſten Löchern. So ſieht man hier beinahe durchgehends Pracht und Geſchmack neben Armuth und Elend. Höchſt auffallend zeigt ſich der Abſtand zwiſchen höchſtem Luxus und tiefſter Armuth, und man trifft Haufen von Bettlern, die ihre Blöße kaum decken und kein anderes Obdach haben, als den freien Himmel, woran aber nicht ſowohl wahre Armuth des Landes, als Liederlichkeit und gränzenloſer Hang des Pöbels zum Müßiggange einerſeits und die große Mildthätigkeit der Italiener andererſeits Schuld ſind.

Nüchternheit und Mäßigkeit im Eſſen und Trinken ſind bei allen Italienern herrſchende Tugenden. Trunkenheit wird für das abſcheulichſte Laſter gehalten. Eben ſo iſt der Italiener auch kein ſtarker Eſſer; überdies ißt er mehr vegetabiliſche als animaliſche Speiſen. Friſches Waſſer iſt das gewöhnlichſte und angenehmſte Getränke; im Sommer löſcht man gewöhnlich auch mit Eiswaſſer ſeinen Durſt. Ueberhaupt liebt man kühlende Getränke, die vorher im Eis geſtanden haben; auch ſorgt man deswegen ſehr fleißig dafür, daß man Eis und Schnee zum Gebrauche im Sommer aufbewahre; ja in vielen Gegenden Süditaliens würde das Volk über Mangel an Eis und Schnee im Sommer lauter ſeufzen, als über Hungersnoth. Verhältnißmäßig werden wenige hitzige Getränke genoſſen, den Wein trinken die Wohlhabenden gewöhnlich nur über Tiſche und meiſt mit Waſſer vermiſcht; Likör, den man in Italien von ſehr vortrefflichen Sorten bereitet, trinkt man nach Tiſche, bevor der Kaffee erſcheint. Der Genuß des Branntweins iſt unter dem gemeinen Volke nicht häufig. — Die Italiener ſtehen ſehr frühe auf, beſonders im Sommer. Das Frühſtück der Bauern und gemeinen Leute beſteht durchgehends in Polenta, einem Brei von feinem Maismehle, worüber, wenn es warm iſt, etwas friſche Butter gegoſſen, und der bis zur Feſtigkeit eines Teiges geknetet wird. Ueberhaupt iſt die Polenta, die man entweder allein oder mit Fleiſch, Gemüſe ꝛc. ißt, ein ſehr beliebtes Nahrungsmittel des gemeinen Mannes. Auch die Maccaroni (Maccheroni auf Italieniſch), Nudeln, die in verſchiedener Form aus feinem Weizenmehl bereitet und meiſtens nur im Waſſer abgekocht werden, ſind eine beliebte Speiſe des Italieners und um ein Geringes zu haben. Das beliebteſte Fleiſch iſt das Kalbfleiſch, auch Schweinefleiſch, das hier ſehr gut iſt, und Ziegen- und Lammfleiſch werden ſehr häufig genoſſen; Schöpſenfleiſch und Rindfleiſch ſchon weit weniger. Insbeſondere iſt das letztere keine Lieblingsſpeiſe der Vornehmen, ob man gleich in Italien ganz vortreffliches Rindfleiſch hat. Von gemeinen Leuten wird es ziemlich häufig gegeſſen, aber immer nur gekocht, nie nach Engliſcher Art

geröſtet oder gebraten. Noch verhaßter iſt das Pökelfleiſch oder eingeſalzene Rindfleiſch. Ueberhaupt kommt, außer Zungen und Würſten, nichts Geſalzenes auf die Tafel der Italiener. Auch werden viele friſche, gedörrte und getrocknete Fiſche, Gemüſe, Gartenfrüchte und Kaſtanien geſpeiſt. Kartoffeln ſind noch wenig verbreitet, am wenigſten in den ebenen Gegenden Italiens. Der Italiener, vorzüglich der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern will auch, das die Waare zum Verkauf ſchön ausgeputzt ſey. So findet man bei den Wurſthändlern die ſchönſten Wurſtguirlanden und Schinkenarabesken, bei den Obſtverkäufern die köſtlichſten Südfrüchte in maleriſche Gruppen vertheilt, und auf den verſchiedenen Märkten Fiſche, Geflügel, Wild ꝛc. zu den ſchönſten Thiergemälden geordnet.

Der Italiener iſt ſehr den Lebensgenüſſen, vornehmlich allen Arten von öffentlichen Vergnügungen ergeben, und findet vorzüglich an Corſofahrten, Muſik, Beſuch öffentlicher Orte, Spiel, Tanz und beſonders am Theater Gefallen. Jede kleine Stadt hat, wenigſtens für einige Zeit, namentlich während der Märkte, ihre Oper oder ihr Tagstheater. Eine Fahrt auf dem Corſo gehört zu den täglichen Vergnügungen einer vornehmen oder reichen Italienerin. Gewöhnlich heißen Corſi alle Straßen, die nach den Hauptthoren gehen, vorzugsweiſe aber wird unter dem Corſo diejenige Hauptſtraße in den größern Städten verſtanden, in welcher die vornehme Welt ihre Equipagen in langſamer Fahrt zur Schau bringt. Man ſteigt nicht aus, man ſpricht ſelten mit einander, das ganze Vergnügen beſteht darin, mit größtem Putz eine Stunde auf und ab zu fahren. Nach der Oper, die oft nach Mitternacht erſt endet, beſucht der Italiener noch Kaffeehäuſer oder Kaſinos, die vornehme Welt hat ihre Geſellſchaften, Converſazioni, und auf den Straßen regt ſich erſt dann, beſonders in der heißen Jahreszeit, das wahre Leben; Kaufläden und Kaffeehäuſer ſind glänzend erleuchtet und von mehreren Seiten ertönen Guitarren, begleitet von ſchmelzendem Geſange, mit welchem ein feuriger Liebhaber ſeiner Schönen ſeine Gefühle in einem Ständchen kund giebt. Die allgemeinſten öffentlichen Luſtbarkeiten ſind die des Carnevals *), das in keinem Lande mit ſolchem Pompe und ſo lärmenden Vergnügungen gefeiert wird, als in Italien, vornehmlich in Rom, Neapel, Florenz und Venedig. Alles iſt

---

*) Carneval iſt die Zeit von dem Feſte der heil. drei Könige an bis zum Aſchermittwoch, während welcher man von Alters her ſich durch mancherlei Luſtbarkeiten und Ausſchweifungen im Voraus für die Enthaltſamkeit der Faſtenzeit ſchadlos hält. In Deutſchland iſt das Carneval auch unter dem Namen Faſching bekannt.

dann maskirt, ſelbſt Mönche und Nonnen dürfen daran Theil nehmen und führen zu dieſer Zeit Schauſpiele in ihren Klöſtern auf, auch iſt es ihnen dann erlaubt, ihre Klöſter zu verlaſſen, das Theater zu beſuchen und allen Luſtbarkeiten beizuwohnen. Dieſe Zeit des Carnevals iſt für die Italiener die feſtlichſte und luſtigſte im ganzen Jahre. Jedermann erſcheint dann bei Tage und bei Nacht maskirt; auf dem Hauptplatze verſammeln ſich die Masken, von wo hierauf der Zug ins Theater geht. Wer Equipage hat, ſchließt ſich einer Spazierfahrt von Kutſchen auf dem Corſo an; alle Schaubühnen ſind dann eröffnet und tauſenderlei Spektakel ſind zu ſehen. Alle Ständeverhältniſſe ſind aufgehoben und es herrſcht die ausgelaſſenſte Luſtigkeit. Man iſt unerſchöpflich in Erfindung poſſierlicher Aufzüge und einzelner Geſtalten. Jeder Scherz wird gutmüthig aufgenommen und lachend erwiedert. Man ſoll, man will nun einmal thöricht ſeyn und iſt es auf die friedlichſte und fröhlichſte Weiſe. Bekannte und Unbekannte pflegen ſich einander mit Bohnen von Mehl oder Stärke oder von feinem Gypſe zu werfen, welche in großen Körben zum Verkaufe mitten durch die Menge getragen werden. Niemand iſt vor einem Angriffe ſicher; jedermann iſt im Vertheidigungszuſtande, und ſo entſteht aus Muthwillen oder aus Nothwendigkeit, bald hier, bald da ein Kampf mit ſolchen Böhnchen. Fußgänger, Kutſchenfahrer, Zuſchauer aus Fenſtern, von den Gerüſten, die an den Enden der Straße aufgerichtet ſind, greifen ſich einander wechſelsweiſe an und vertheidigen ſich wechſelsweiſe. Das Carneval wird beinahe in jeder Stadt auf eine andere Weiſe oder wenigſtens mit einigen Abänderungen begangen. Zu Florenz z. B. macht die Beffana (Epiphania) das Vorſpiel dazu; dies iſt ein nächtliches Volksfeſt, bei welchem eine aus Stroh gemachte und mit Lorbeerzweigen und Epheu geſchmückte Frauensfigur auf einem offenen Wagen und von einer großen Menge Fackeln und Muſik begleitet, unter lautem Jubelgeſchrei durch die Stadt geführt wird. Manche reiten auf Pferden oder Eſeln nebenher; andere blaſen auf langen Hörnern von gebranntem Thon, die einen verzweifelten Lärm machen; kurz dieſe Poſſe ſtellt die wahren Bacchanalien vor. Andere Luſtbarkeiten, Vergnügungen und Spiele ſind die Cocagna oder das Klettern auf Gerüſte und Bäume, die mit Früchten und andern Eßwaaren beladen ſind; das Ballonſchlagen, das Scheibenwerfen, welches darin beſteht, daß man eine etwa 2 Finger dicke Scheibe von Holz ſoweit als möglich von ſich zu werfen ſucht; das Kugelwerfen, wobei eine hölzerne, ungefähr 6 Zoll im Durchmeſſer haltende Kugel, in deren einem Ende Blei gegoſſen iſt, nach einer größern Kugel, als dem Ziele geworfen wird; das Ringelrennen oder Carrouſſel, das Stierhetzen, die Wettrennen mit Pferden, mit und ohne Reiter, die faſt in allen Städten Italiens, beſonders aber zu Rom, zur

Zeit des Carnevals auf dem Corſo gehalten werden, Wettrennen mit Gondeln, die häufig zu Venedig Statt finden. Außer den hier aufgezählten Spielen, wozu auch die ſehr verbreiteten Kartenſpiele kommen, findet man in den einzelnen Gegenden von Italien noch mancherlei Arten von Luſtbarkeiten, Vergnügen, Volksfeſten und Zeitvertreiben, wovon wir nur noch nennen das Moraſpiel, wobei zwei einander gegenüberſtehend, in demſelben Augenblicke aus der zuſammengeballten rechten Hand eine Anzahl Finger ausſtrecken und eine Zahl ausſprechen zwiſchen 2 und 10. Dieſe Zahl, die ein jeder ausruft, muß nun aber immer wenigſtens um eins größer ſeyn als die Zahl ſeiner ausgeſtreckten Finger; denn derjenige hat gewonnen, deſſen ausgeſchriene Zahl der Summe ſeiner und ſeines Gegners Finger zuſammenzählt gleich iſt. Dieſes einfache Spiel beſchäftigt nicht allein die Spielenden, welche mit ſtraßenweit hallendem Gebrülle die Zahlen ausſchreien, ſondern auch einen Haufen von Zuſchauern. Auch Zank pflegt ſelten dabei auszubleiben.

Unter den verſchiedenen Volksklaſſen müſſen wir noch mit wenigen Worten einiger derſelben erwähnen; z. B. der Gondolieri oder Barcaroli (Gondelführer) in Venedig, welche die Gondeln oder kleinen Fahrzeuge in dieſer Stadt lenken und deren außerordentliche Geſchicklichkeit darin bekannt iſt, und die mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit einander im größten Gedränge auszuweichen wiſſen; ferner der der Vetturini oder Miethkutſcher, die gegen eine gewiſſe Summe Geldes Reiſende an einen beſtimmten Ort bringen und für das Mittags- und Abendeſſen und Nachtlager derſelben ſorgen; und endlich der Banditen, worunter man ſowohl Menſchen, die ſich für Geld dingen laſſen, einen ihnen bezeichneten Menſchen zu erdolchen, welchem Unweſen jedoch jetzt die aufmerkſamere Polizei, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil ein Ende gemacht hat — als auch Räuber verſteht, die gewiſſermaßen eine Zunft bilden, da die unter einzelnen Hauptleuten ſtehenden Banden derſelben mit einander Verbindungen unterhalten. Sie fallen meiſt Reiſende an und berauben ſie. Finden ſie Widerſtand, ſo ermorden ſie gewöhnlich die Angefallenen, was ſonſt ſelten geſchieht. Auch führen dieſe Banditen Bewohner der Gegend oder Reiſende in ihre Schlupfwinkel und liefern ſie nur gegen große Löſegelder wieder aus. Bei aller ihrer Rohheit und Ruchloſigkeit halten ſie jedoch auf eine gewiſſe romantiſche Ehre, indem ſie z. B. ihr gegebenes Wort nie brechen, ja wenn ſie einmal ſich anheiſchig gemacht haben, ihr Räuberleben aufzugeben und die Gegend vor Räuberei zu ſichern, ſo halten ſie beſſere Ordnung als die Polizei und es iſt daher nicht ſelten, daß die gefürchtetſten Chefs Amneſtie bekommen und als Polizeibeamte angeſtellt werden. Oft geben ſie auch Reiſenden gegen eine gewiſſe Summe Geldes Freiſcheine, womit dieſelben dann einige Di-

ſtrikte ſicher durchreiſen können. Wegen der ſo bekannten Lazzaroni ſehe man die Beſchreibung von Neapel.

Viele Italiener wandern auch faſt in allen Ländern Europas umher, bald als Verkäufer von Gypsfiguren, die faſt ohne Ausnahme aus Lucca kommen, bald mit Drehorgeln, bald mit weißen Mäuſen, Affen, Murmelthieren, Landſchildkröten ꝛc. Außer den Luccanern laſſen ſich dieſe wandernden Italiener vornehmlich unter 2 Klaſſen bringen, Gebirgsbewohner aus den Apenninen und Gebirgsbewohner aus den Italieniſchen Alpengegenden. Süditalien giebt dagegen wenige ſolcher Auswanderer. Aus den Apenninengegenden von Parma gehen die Männer nach der Inſel Corſica, wo ſie ſich als Feldarbeiter und Holzhauer verdingen, oder auch in die ungeſunden Maremnen des Toskaniſchen. Doch weit zahlreicher ſind die Auswanderer aus den nördlichen Alpenſtrichen, und im Allgemeinen treiben dieſe bedeutendere Erwerbsgeſchäfte. Wie in den Apenninen gilt auch hier der ſeltſame Gebrauch, wonach jeder Bezirk ein beſonderes Gewerbe ergreift und niemals mit dem ſeiner Nachbarn ſich bemengt. Von Generation zu Generationen ſendet ein Diſtrikt Verkäufer von Barometern, Thermometern ꝛc., ein anderer Gaſtwirthe, Kellner, Aufwärter ꝛc., ein anderer Steinhauer, ein anderer Anſtreicher und Tüncher, noch ein anderer Baumeiſter und Maurer aus. Der anziehendſte Zug in dem Charakter dieſer harmloſen Wanderer iſt ihre unerſchütterliche Anhänglichkeit an ihre heimathlichen Berge. Wo immer ſie ſich befinden, wie freundlich ihnen auch das Glück lache — ſelten oder nie denken ſie an eine bleibende Niederlaſſung; nach ihrer Heimath wendet ſich, als dem Orte ihrer Ruhe, ſtets ihr Blick zurück. Das Ziel aller ihrer Mühen und Wanderungen, ihr höchſtes und einziges Streben iſt, Eigenthümer eines Häuschens und eines Stückchens Land zu werden, wo nicht gerade auf dem Flecken Vatererde, doch wenigſtens in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Dörfer in den Bergen, wo ſie geboren wurden.

Die Italieniſche Sprache, eine ſchöne melodiſche, herrlich ausgebildete Sprache, iſt eine etwas ausgeartete und auch mit fremden Wörtern vermiſchte Tochter der Lateiniſchen oder Römiſchen. So ſehr der Wohlklang der Sprache des gebildeten Italieners dem Ohr gefällt, und ſo ſehr die Italieniſche Schriftſprache anzieht, ſo wenig findet ſich dieſe reine Italieniſche Sprache als Volksſprache in irgend einem Bezirke Italiens und faſt jede Provinz hat ihren eigenen Dialekt, wovon mehrere widrig und hart ſind. Die Hauptmundarten ſind die Toscaniſche, Römiſche, Neapolitaniſche, Calabreſiſche, Sicilianiſche, Corſiſche, Sardiſche, Genueſiſche, Piemonteſiſche, Mailändiſche, Bergamaskiſche, Bologneſiſche, Venezianiſche, Paduaniſche und Lombardiſche. Unter allen dieſen Mundarten wird der Toscaniſchen als Schriftſprache der Vorzug gegeben obgleich die Römiſche zarter iſt. Die Toscaniſche

wird als das reinſte Italieniſch betrachtet, und von den niedern Klaſſen in Toscana faſt eben ſo unverfälſcht als von den höheren geſprochen, was man in keinem andern Theile Italiens findet. Die Italieniſche Literatur erreichte im 16ten und in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts ihren höchſten Gipfel und Glanz; ſeitdem aber begann ſie wieder zu ſinken, und die Literatur der neueſten Zeit läßt ſich nicht mit der Literatur der benachbarten Länder vergleichen. Mailand kann man als den Mittelpunkt der Italieniſchen Literatur anſehen, und es werden daſelbſt mehr Bücher gedruckt, als in dem ganzen übrigen Italien; nach Mailand folgt in dieſer Hinſicht Florenz. Dieſe beiden Städte bilden überhaupt jetzt den großen literariſchen Markt Italiens.

Sehr reichlich iſt der Italiener von der Natur im Bezug der Geiſtesfähigkeiten ausgeſtattet, und er beſitzt in der Regel viel Scharfſinn, Urtheilskraft und Witz, einen lebendigen Geiſt, eine ſtarke Einbildungskraft und ein reges Gefühl für alles Schöne; daher behauptet er in den Werken der ſchönen Künſte noch immer den Vorrang vor allen Völkern und der Sinn dafür, beſonders für Dichtkunſt und Muſik, iſt in Italien überall vorherrſchend, ja ſelbſt unter den unterſten Volksklaſſen trifft man Improviſatoren, d. h. ſolche Dichter, die ohne vorhergegangene Vorbereitung oft mehrere hundert nicht unangenehme Verſe machen. Nicht ſelten zieht ein ſolcher Improviſator in beſuchten Straßen und auf öffentlichen Plätzen umher, wo er bei großem Zulaufe, entweder nach den Eingebungen ſeines Geiſtes, oder nach vorgelegten Aufgaben ſeine lieblichen und wunderbaren Lieder ſingt. In den geringſten Wirthshäuſern ergötzt ſich der gemeine Mann an improviſatoriſchen Unterhaltungen. Aber in der wiſſenſchaftlichen Kultur ſteht der Italiener bedeutend hinter andern Nationen zurück, wenn auch einzelne Männer in einzelnen Zweigen Großes geleiſtet haben. Am meiſten geſchieht noch in den mathematiſchen, phyſikaliſchen und mediziniſchen Wiſſenſchaften, die noch immer ausgezeichnete Männer aufzuweiſen haben. Die Toscaner ſind als die gebildetſten Italiener zu betrachten. An öffentlichen und Privatanſtalten zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften fehlt es in Italien nicht. Der eigentlichen Univerſitäten zählt man in Italien ſehr viele, als: zu Turin, Genua, Cagliari, Saſſari, Parma, Modena, Pavia, Padua, Lucca, Florenz, Siena, Piſa, Rom, Perugia, Bologna, Camerino, Fermo, Neapel, Palermo und Catania; aber ihre Einrichtung iſt mit wenigen Ausnahmen mangelhaft und nicht ſo vielſeitig als in Deutſchland. Unter ihnen zeichnen ſich Pavia und Padua am meiſten aus. In den Lyceen, Kollegien und Gymnaſien der meiſten Italieniſchen Länder wird der Unterricht faſt ausſchließlich von den Prieſtern ertheilt. Eben ſo iſt der Unterricht der niedern Volksklaſſen, wo überhaupt ſolcher gefunden wird, beinahe überall in den Händen der Geiſtlichkeit

und im Ganzen in keiner beſondern Verfaſſung, ſo daß manche Städte ſogar ohne Elementarſchulen ſind und es unter dem großen Haufen der Italiener nicht viele giebt, welche leſen und ſchreiben können. Unter den Kollegien verdienen das Ambroſianiſche und Brera in Mailand unter andern eine ehrende Erwähnung. Wenn auch Italien keine allgemeine Akademie der Wiſſenſchaften beſitzt: ſo ſtehen gewöhnlich mehrere Akademien für Wiſſenſchaften und Künſte mit den Univerſitäten in Verbindung, auch beſtehen in den meiſten größern Städten geſellſchaftliche Vereinigungen zur Erreichung von Kunſt- oder literariſchen Zwecken. Unter den Akademien nimmt das Lombardiſch-Venezianiſche Inſtitut in Mailand den erſten Rang ein. Beträchtlich iſt auch die Zahl der öffentlichen und Privatbibliotheken, der Antiquitäten-, Münzen-, Kunſt- und Naturalienſammlungen. Mehrere der Bibliotheken zeichnen ſich insbeſondere durch einen großen Reichthum an ſeltenen und wichtigen Handſchriften aus, vornehmlich die Vatikaniſche Bibliothek zu Rom, die Ambroſianiſche in Mailand, die St. Markusbibliothek zu Venedig. Ueberhaupt iſt der Vorrath an wichtigen literariſchen, artiſtiſchen und antiquariſchen Schätzen beinahe eben ſo groß für den Literator als für den Künſtler. Beſonders wichtig iſt Italien, als die Wiege und der Hauptſitz der alten Römer, für den Alterthumsforſcher.

Das Königreich Sardinien.

Dieſes Königreich hat ſeinen Namen von der Inſel Sardinien, welche 1720 dem bisherigen Herzoge von Savoyen, Victor Amadeus II., für Sicilien, das ihm der Utrechter Frieden zuerkannt hatte, mit dem Königstitel überlaſſen wurde. Das Haus Savoyen, welches von den alten Grafen von Savoyen, das eigentlich nie zu Italien gehörte, abſtammt und unter Amadeus VIII. im Jahre 1416 den Herzogtitel erlangt hatte, war eins der mächtigſten Italiens, indem es außer Savoyen noch Piemont beſaß. Der Nachfolger des erſten Königs von Sardinien, Victor Amadeus II., war deſſen Sohn Carl Emanuel III., der ſeine Beſitzungen mit einem Theile des Mailändiſchen vermehrte. Nicht ſo glücklich war König Victor Amadeus III., der in den Franzöſiſchen Revolutionskrieg verwickelt wurde und im Jahre 1796 Savoyen nebſt Nizza an Frankreich abtreten mußte. Noch unglücklicher war ſein Nachfolger Carl Emanuel IV., denn ihm blieb nichts weiter als die Inſel Sardinien, indem ſeine übrigen Staaten mit Frankreich vereinigt wurden. Die Siege der Alliirten über Napoleon 1814 änderten dieſe Lage der Dinge, ſo daß der König von Sardinien zum Beſitz aller ſeiner verlornen Länder wieder gelangte, mit Ausnahme einiger Savoyiſcher Bezirke

die er an den Kanton Genf abtreten mußte. Für dieſes kleine Opfer wurde er reichlich entſchädigt durch den Beſitz der ehemaligen Republik Genua, welche ihm unter dem Titel eines Herzogthums durch den Wiener Kongreß 1815 zuerkannt wurde.

Unter den Produkten ſind hier auch Trüffeln aufgeführt. Dies ſind eine Art eßbarer Schwämme, die man unter der Oberfläche der Erde in einem ſandigen dürren Boden in lichten Waldungen findet. Die Trüffel iſt eins der ſonderbarſten Gewächſe; denn ſie hat weder Wurzel, noch Stiel, noch Blätter, iſt meiſt rund, wächſt von der Größe einer Erbſe bis zur Größe einer Wallnuß, und wird auch wohl noch größer, ſo daß ſie zuweilen ein Pfund wiegt. Unter einer rauhen, ſchwärzlichen Haut befindet ſich das weiße Fleiſch, welches ſchon in den alten Zeiten unter die Leckerbiſſen gezählt und daher ſehr geſucht und theuer bezahlt wurde. Da dieſe Gewächſe über der Erde keine Spur von ihrem Daſeyn zeigen und ſich nur durch ihren durchdringend ſcharfen Geruch verrathen: ſo bedient man ſich darauf abgerichteter Hunde, welche Trüffelhunde heißen, um ſie aufzufinden. Die Trüffel findet ſich auf dem ganzen Erdboden, in Lappland ſo gut wie in Japan. Doch ſind gewiſſe Länder vor andern durch die Güte und Menge derſelben bekannt, z. B. Piemont, wo die ſchmackhafteſten ſich in der Gegend von der Stadt Caſale finden. In Frankreich iſt das Departement der Dordogne, das meiſt aus der vormaligen Landſchaft Perigord beſteht, durch ſeine herrlichen Trüffeln berühmt und die Hauptſtadt deſſelben Perigueux verſendet Trüffeln und Trüffelpaſteten durch ganz Frankreich.

Das Chamounythal, ein ganz verborgenes, abgelegenes Thal in Savoyen, 4 bis 5 Stunden lang und ¼ Stunde, ſtellenweiſe kaum 800 Fuß breit, wird von der Arve durchſtrömt und zieht ſich am nördlichen Fuße des Montblanc in einem Bogen von N.O. nach S.W., zwiſchen himmelhohen Bergen. Nämlich auf der Nordſeite erhebt ſich der faſt 8000 Fuß hohe Mont Breven, auf der Nordoſtſeite der 7000 F. hohe Col de Balme, auf der Südweſtſeite der Mont de Lacha und Vaudagne, auf der Südſeite der Montblanc mit ſeinen Aiguilles, von welchen 6 zum Theil ungeheure Gletſcher in das Thal hinabſtarren. Dieſes Thal, aus welchem der Montblanc ſich erhebt, dem es ſeine Berühmtheit verdankt, war bis zum Jahre 1741, wo es von zwei Engländern beſucht ward, ſo unbekannt, daß man es in Genf, 18 Stunden davon entfernt, für eine nur von Wilden bewohnte Gegend hielt. Erſt durch die Reiſen der Herren Sauſſure und Bourrit hierher in den Jahren 1760 und 1775 ward man aufmerkſam auf das Chamounythal, und ſeitdem iſt der Zufluß der Reiſenden ſehr groß und das Thal hat eine Art klaſſiſcher Berühmtheit erhalten, weil man von hier aus die Wunder

des Montblanc am beſten unterſuchen kann; auch findet man hier die trefflichſten Führer, die ſehr gebildet, zuvorkommend ſind und mehrere Sprachen ſprechen. Das Thal, 3200 F. über dem Meere gelegen und von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, hat vom Oktober bis Mai, 8 Monate lang Winter und oft muß ſelbſt mitten im Sommer eingeheizt werden. Viehzucht iſt die Hauptnahrung der Einwohner, indem das Thal die ſchönſten Wieſen und Alpenweiden hat; auch treiben ſie Gemſenjagd und legen ſich ſtark auf die Bienenzucht, welche einen köſtlichen aromatiſchen, ganz weißen Honig liefert. Der Hauptort des Thales, die Prieuré oder das Dorf Chamouny, liegt im Mittelpunkte deſſelben, und enthält mehrere ſtädtiſch eingerichtete Wirthshäuſer, die vielen anſehnlichen Gaſthöfen in großen Städten nichts nachgeben. Von Chamouny aus kann man nicht bloß den Montblanc und ſeine Aiguilles, ſondern auch die übrigen das Thal umgebenden Gebirge, ſo wie das Eismeer beſuchen, indem man hier vortreffliche Führer antrifft.

Mit dem Namen Eismeer bezeichnet man eine ungeheure Gletſcherfläche mit unmerklichem Abhange, die das ½ Stunde breite und 4 Stunden lange Thal zwiſchen der Aiguille de Charmoz und der Aiguille de Dru ausfüllt. Der Anblick des Eismeeres iſt überraſchend; man wähnt in der That in dieſer ſtarrenden, von 1000 Spalten durchſchnittenen Eismaſſe ein Meer vor ſich zu ſehen, deſſen glänzende, grünliche Wellen plötzlich gefroren ſind, und welches mit gewaltigen Granitblöcken umgeben iſt. Der am meiſten erhabene Theil des Eismeeres heißt der Gletſcher Talèfre und hat die höchſten Eisſpitzen, und in der Mitte einen großen runden Felſen, der im Auguſt mit Alpenblumen bedeckt iſt und der Garten genannt wird. Oberhalb deſſelben liegen Kryſtallhöhlen. Wer Muth und Kräfte hat, kann das Eismeer in deſſen ſchmalſter Richtung überſchreiten und bis an den Fuß der 8600 Fuß hohen Aiguille de Dru gelangen. Der ſchönſte Standpunkt um dieſe ſtarrende Eis- und Gletſcherregion mit ihren grauſenerregenden Schönheiten deutlich überſehen zu können, iſt am Fuße des nahen Berges Tacul. Von Chamouny führt der Weg nach dem Eismeere über den 5700 Fuß hohen Montanvert, der in 3 Stunden erreichbar iſt.

Turin iſt im Ganzen die am regelmäßigſten gebaute Stadt Italiens; die Straßen ſind breit und gerade, durchſchneiden ſich in rechten Winkeln und haben an beiden Seiten Trottoirs für die Fußgänger. Faſt alle Häuſer ſind von Backſteinen und häufig mit Balkons verſehen. Die beiden vorzüglichſten Plätze, der Karls- und der königliche Platz und die faſt nur aus pallaſtartigen Gebäuden beſtehende Po-Straße haben Arkaden, die zum Theil ſchön ſind. Dieſe Straße iſt die lebhafteſte, der Corſo von Turin; hier fährt die vornehme Welt und hier geht die lebensluſtige Volks-

menge ſpazieren, vorzüglich in den Abendſtunden; hier ſind auch die vorzüglichſten Läden, Kaffeehäuſer und Gaſthöfe. Wenn man das Ende der Po-Straße erreicht, ſieht man plötzlich den Po, die ſtolze über ihn führende Brücke und die mit Landhäuſern geſchmückten grünen Hügel am jenſeitigen Ufer. Die Lage von Turin iſt höchſt angenehm und die Umgegend mannigfaltig und ſchön. Die Stadt iſt am linken Ufer des Po erbaut, in einer im N. und im W. von den Alpen begränzten Ebene, und gegen O. hin hat man die Ausſicht auf eine Reihe lieblicher Hügel, welche ſich vom rechten Ufer des Po an erheben und mit ihren ſchattigen Alleen, Landhäuſern und Gärten im Sommer einen reizenden Aufenthalt gewähren. Auf einem der ſteilſten und höchſten dieſer Hügel, 1300 F. über dem Meere und 2 Stunden von Turin, erhebt ſich die prachtvolle Kirche und Kloſter la Superga (der Name entſtand aus Super terga montis), welches in der ganzen Umgebung von Turin dem Auge als ein glanzvoller Glanzpunkt erſcheint. Dieſes koſtbare Gebäude, an welchem Gold, Marmor und Bronze in ungeheurer Menge verſchwendet ſind, verdankt ſeinen Urſprung einem Gelübde des Herzogs Victor Amadeus, der auf dieſer Stelle mit dem berühmten Oeſterreichiſchen Feldherrn, Prinz Eugen den Entſetzungsplan des damals 1706 von den Franzoſen belagerten Turin verabredete und dabei den Schwur that, daß, wenn der Angriff glücken und die verbündete Armee die Franzoſen zur Aufhebung der Belagerung zwingen ſollte, er hier einen prachtvollen Tempel erbauen wolle. Die Franzoſen wurden geſchlagen, und ſchon 1715 der Bau begonnen, aber erſt 1732 beendigt. Bezaubernd iſt die Ausſicht von dem Thurme dieſer Kirche, in deren unterirdiſcher Kapelle die ſterblichen Hüllen der Mitglieder der königl. Familie beigeſetzt werden.

Marengo, ein in der Nähe von Aleſſandria, am rechten Ufer der Bormida gelegenes Dorf, iſt merkwürdig geworden durch die Schlacht am 14. Junius 1800, welche über das Schickſal faſt ganz Oberitaliens entſchied. Die verbündeten Oeſterreicher und Ruſſen waren in dem Feldzuge 1799 in Italien ſehr glücklich geweſen, hatten die Franzoſen allenthalben vertrieben und alle Feſtungen in der Lombardei, Piemont und Savoyen eingenommen. Das einzige Genua ward noch von den Franzoſen vertheidigt. Bonaparte, der aus Aegypten wieder nach Frankreich zurückgekommen war, bereitete die Wiedereroberung Italiens vor, indem er zu Dijon in Frankreich eine Reſervearmee ſammelte. Melas, der Oeſterreichiſche Oberfeldherr, glaubte entweder dies Vorhaben der Franzoſen nicht oder hielt wenigſtens dieſe Rüſtungen für übertrieben. Unterdeſſen hatte Bonaparte 60,000 Mann zuſammengebracht, welche in 5 Kolonnen getheilt, an verſchiedenen Orten die Alpen mit unſäglicher Anſtrengung überſtiegen, die ganze Lombardei überſchwemmten und die Verbindung der Oeſterreicher

mit Mantua und ihrem Staate bedrohten. Melas wendete ſich nunmehr, nachdem es ihm auch gelungen war, Genua einzunehmen, gegen Bonaparte. Bei Marengo kam es zur Schlacht, worin die Franzoſen nur 30,000 Mann, hingegen die Oeſterreicher 40,000 Mann ſtark waren. Anfangs begünſtigte das Glück die Oeſterreicher und ſchon waren die Franzoſen in vollem Rückzuge, als der Franzöſiſche General Deſaix mit einer Truppenmaſſe auf dem Schlachtfelde erſchien und die Schlacht wieder herſtellte. Zwar wurde er von einer Kanonenkugel getödtet, jedoch die Schlacht zum Vortheile der Franzoſen entſchieden, welche nicht ſowohl durch den beiderſeitigen Verluſt, als vielmehr durch die Folgen wichtig war, indem ein Waffenſtillſtand zu Stande kam und die Oeſterreicher die ganze Lombardei und alle eroberten Feſtungen räumen mußten. Nur Mantua und der auf dem linken Ufer des Po gelegene Theil Italiens, bis zum Mincio verblieb ihnen.

In Arona, einer geringen Stadt am Lago maggiore, war 1538 der heilige Karl Borromäus (Borromeo), Kardinal und Erzbiſchof von Mailand, geboren, der ſein ganzes Leben und ſeine Reichthümer der Gründung menſchenfreundlicher Anſtalten widmete und ſich zur Zeit der Peſt, welche in Mailand wüthete, durch ſeine großmüthige Aufopferung vorzüglich auszeichnete. Aus Dankbarkeit errichteten die Bewohner der Umgegend und ſeine Familie auf ihre Koſten 1697 ein Denkmal, das ſich auf einem Hügel unweit der Stadt Arona erhebt und in einer theils von Bronze, theils von Kupfer verfertigten, koloſſalen 66 F. hohen Bildſäule des Heiligen beſteht, die auf einem 46 F. hohen Pieſtal von Granit ruhet. Der Heilige hält unter dem linken Arme ein Buch, die rechte ſtreckt er ſegnend aus. Im Innern der Bildſäule iſt eine Treppe, vermittelſt welcher man in den Kopf gelangt, der ſo groß iſt, daß 4 Perſonen an einem Tiſche in demſelben ſitzen können.

Die Borromäiſchen Inſeln liegen in dem Buſen des Lago maggiore, in welchen ſich die Toſa oder Toccia einmündet, und haben ihren Namen von der Familie Borromeo, die ſchon ſeit Jahrhunderten im Beſitz der reichſten Ländereien in der Nähe dieſes Sees war, und wovon einer Namens Vitaliano Borromeo 1671 auf 3 nackte Felſen im See Gartenerde fahren und Terraſſen aufmauern ließ; und ſo entſtanden dieſe drei Inſeln, welche Isola dei Pescatori (Fiſcherinſel), die nichts Merkwürdiges enthält, 10 Minuten im Umfange hat und auf welcher ein von Fiſchern bewohntes Dörfchen liegt, die mit ihren Fiſchen nach Mailand und nach Piemont handeln, Isola Madre (Mutterinſel) und Isola bella (ſchöne Inſel) heißen. Die Iſola Madre liegt mehr in der Mitte des Sees und gefällt durch ihre Einfachheit. Sie ſcheint ſich wie ein Luſtgebüſch aus dem Schooße der Gewäſſer zu erheben. Lorbeer- und Taxus-

bäume, Fichten und Cypreſſen bedecken ſie mit ihren immergrünen Zweigen und wenn der Winter die den See umgebenden Berge und Hügel ihres Blätterſchmucks beraubt, iſt dieſe Inſel noch das Bild eines ewigen Frühlings Auf der Südſeite erheben ſich amphitheatraliſch 4, nach Andern 7 Terraſſen, die mit Spalieren von Orangen- und Citronenbäumen beſetzt ſind, und auf deren höchſter ein Landhaus ſteht, das nichts Merkwürdiges enthält und zu verfallen anfängt. Uebrigens iſt dieſe Inſel mit einer Menge Faſanen bevölkert. Die merkwürdigſte und ſchönſte Inſel aber iſt die Iſola bella, die jedoch mit zu vielem Kunſtgeſchnörkel überladen iſt und in mancher Hinſicht einem Conditoraufſatze gleicht. Auf dem ſüdlichen Theile der Inſel, deren Ganzes das Anſehen einer abgeſtumpften Pyramide hat, erheben ſich 10 Terraſſen immer eine über der andern aufgethürmt, wovon die höchſte 120 F. über die Fläche des Sees erhaben und mit der koloſſalen Bildſäule eines Einhorns, dem Wappen der Borromäer, bekrönt iſt. Dieſe oberſte Terraſſe iſt mit Quaderſteinen gepflaſtert, auf welchen ſich das Regenwaſſer in kleinen Ciſternen ſammelt, und von da die Springbrunnen treibt. Man hat von derſelben eine herrliche Ausſicht, die ſich über den größten Theil des Sees, über die ringsum gelegenen Berge und in der Ferne bis zu den Gletſchern des Simplon erſtreckt. Von einer Terraſſe zur andern führen breite ſchöne Treppen. Die Mauern dieſer Terraſſen ſind mit Spalieren von Citronen-, Orangen- und Granatenbäumen, deren Aepfel hier zur Reife kommen, bekleidet und auf den Abſätzen mit marmornen Statüen, Obelisken und Vaſen, voll der ſeltenſten Blumen geziert. Auf der Weſtſeite der Inſel ſteht am Ufer ein großer Pallaſt, der einige Monate des Sommers von dem Grafen Borromeo bewohnt wird, jedoch nach der Beſchreibung eines neuern Reiſenden nirgends eine Spur von Eleganz und Zierlichkeit, ſondern überall Unreinlichkeit und Vernachläſſigung zeigt. Im Erdgeſchoſſe befindet ſich eine Reihe grottenförmiger Säle (Salle Terrene), deren Wände mit glänzenden nach Feldern kunſtmäßig geordneten Kieſelſteinchen bekleidet ſind; und künſtliche Waſſerwerke unterhalten darin eine wohlthätige Kühlung. Der Garten bei dem Pallaſte iſt im Franzöſiſchen Geſchmacke angelegt, und enthält einige Springbrunnen und einen Luſthain von Pomeranzen-, Citronen-, Granat-, Lorbeer- und Olivenbäumen, die hier ihre Wohlgerüche aushauchen. Die hohen Berge, welche den See begränzen, dienen den Inſeln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde, doch iſt das Klima der Iſola madre milder als das der Iſola bella, aber bei alledem müſſen die Bäume im Winter durch darüber gedeckte Bretter geſchützt werden. Ueberhaupt haben mehrere enthuſiaſtiſche Reiſende

zu viel Rühmens von dieſen Inſeln gemacht, während andere *) ein entgegengeſetztes Urtheil fällen.

Die Stadt Genua verdankte wie Venedig, ihre erſte Blüthe der Theilnahme an dem Handel mit der Levante, entzog ſich, durch ihren Reichthum mächtig geworden, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts der Oberherrſchaft der Deutſchen Kaiſer, und ward eine Republik, die ihre Herrſchaft nicht allein in Italien bis zur Küſte der Provence ausbreitete und Herrſcherin auf dem weſtlichen Theile des Mittelländiſchen Meeres wurde, ſondern auch ſich anſehnliche Beſitzungen im Orient und am ſchwarzen Meere erwarb, ja ſelbſt einige Vorſtädte Conſtantinopels beſaß. Im Jahre 1339 erwählten ſich die Genueſer ihren erſten Doge. Ein aus Handelseiferſucht entſtandener 130jähriger Krieg (von 1250 bis 1381) ſchwächte Genuas Macht. Noch mehr aber trugen zum Verfalle ſeiner Macht die innern Zwiſtigkeiten und Kämpfe zwiſchen den Ariſtokraten und Demokraten bei, ſo daß es, unfähig ſich ſelbſt zu regieren, ſich fremden Mächten z. B. bald Frankreich, bald den Herzogen von Mailand ergab. Endlich von 1464 an wurde dieſer Staat als eine Zubehörde des Herzogthums Mai-

---

*) Man höre z. B. einen Engländer, der 1825 dieſe Inſeln beſuchte und hierüber Folgendes ſagt: „So befanden wir uns bald den Borromäiſchen Inſeln gegenüber, deren Lage wirklich höchſt reizend iſt. Wir beſchloſſen daher hinüber zu fahren, um dieſelben genauer zu beſehen. Zuerſt ſteuerten wir alſo auf Isola bella zu. Allein was fanden wir? Nun eine Feeninſel, wie ſie von ſo vielen poetiſchen Reiſenden geſchildert worden iſt? Ach Gott bewahre, gerade das Gegentheil! — Eine Reihe ſteifer, aufgemauerter Terraſſen, die mit beſchnittenen Orangen- und Citronenbäumen ꝛc. beſetzt ſind. Endlich auf der Spitze derſelben, ein geräumiges, halb verfallenes Landhaus, hier il palacio genannt. Keine Spur von der freien, lebendigen und kräftigen Natur; alles Beſchränktheit, alles Kleinlichkeit, und alles in ſchlechtem Geſchmacke obendrein. Die herrlichen Blumenvaſen ſind noch das Einzige, was ich ausnehmen muß. Von hier ruderten wir nach der Isola Madre, die uns wo möglich noch häßlicher und abſtoßender vorkam. Ungleich beſſer gefiel uns die kleine Isola dei pescatori. Hier war wenigſtens alles reine Natur und lebendige Thätigkeit." — Nicolai in ſeiner bekannten Reiſebeſchreibung: „Italien wie es wirklich iſt, Leipzig 1834, 2 Theile," der kein Bewunderer von Italien iſt, ſondern nur weniges Preis- und Lobenswerthes darin auffindet, ſagt doch von der Iſola bella: „Der Garten dieſer Inſel mit ſeiner pyramidalförmig in 10 Abſätzen ſich erhebenden Terraſſe iſt wirklich zauberiſch ſchön. Mit Freude bekenne ich: in Beziehung auf dieſe Inſel hat niemand die Unwahrheit geſagt. Wie im übrigen Italien die Natur weit hinter den ſchwülſtigen Uebertreibungen der Enthuſiaſten, bleibt hier der Ausdruck des Enthuſiasmus hinter der Natur zurück. Ja, Iſola bella iſt unausſprechlich ſchön!"

land angeſehen und in den Kriegen Franz I. von Frankreich und Kaiſer Karl V., bald von dem einen, bald von dem andern Herrn erobert, bis eine durch Andreas Doria (1528) ausgeführte Revolution ihm aufs Neue ſeine alte Unabhängigkeit und republikaniſche Regierungsform wieder verſchaffte, die bis zur Franzöſiſchen Revolution fortdauerte; denn Bonapartes Siege in Italien (1796 und 1797) brachten auch den Genueſiſchen Freiſtaat in die Gewalt der Franzoſen, worauf er unter Einfluß derſelben eine neue Verfaſſung und den Namen Liguriſche Republik erhielt. Allein ſchon 1805, nachdem dieſe neue Republik nur 8 Jahre ſich erhalten hatte, wurde ſie dem Franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt, bis 1814 die Engländer Genua den Franzoſen abnahmen und ſpäter der Wiener Kongreß Stadt und Gebiet dem Könige von Sardinien zutheilte.

Die Stadt Genua iſt eben ſo ausgezeichnet durch ihre ſchöne Lage, die in Europa vielleicht nur durch jene von Conſtantinopel und Neapel übertroffen werden möchte, wie durch den Reichthum an herrlichen Kirchen und marmornen Palläſten. Vom Hafen, der ſich im Hintergrunde des ſchönen Meerbuſens von Genua befindet, erhebt ſich die Stadt amphitheatraliſch an den Abhängen mehrerer in einem Halbkreiſe aufſteigender Berge, die zu den Apenninen gehören. Um einen Totaleindruck des großartigen Ganzen zu faſſen, muß man Genua vom Meere aus ſehen. Hier entfaltet ſeine wundervolle Lage ihre ganzen Reize und mit einem Blick überſchaut man den Hafen mit ſeinem Leuchtthurm und Maſtenwald, zwiſchen den beiden weit ins Meer ſich hinausſtreckenden Molos oder Dämmen, den ſchönen mit Quadern gepflaſterten Quai, die Stadt mit ihren Kirchen und Thürmen und terraſſenweiſe übereinander laufenden Reihen von Palläſten und Häuſern, die weit ausgedehnten, doppelten, die Höhe ſich hinaufziehenden Feſtungswerke, den dunkeln Saum der Gärten, das ganze bogenförmige Küſtengeſtade mit ſeiner Pracht und herrlichen Landhäuſern und darüber das kahle, braungefärbte Felſengebirge der Apenninen, (worüber eine herrliche, Anfangs zu beiden Seiten mit den ſchönſten Villen und Gärten eingefaßte Kunſtſtraße bis auf die Höhe des bekannten Paſſes Bochetta ſich windet) und links in der Ferne die Alpen mit ihren ſchneebedeckten Häuptern. So herrlich ſich indeſſen die Stadt auch von der Seeſeite ausnimmt, ſo unregelmäßig iſt ſie im Innern gebaut; wegen der ſteilen Abſenkung der Küſte ſind die Straßen enge und uneben, bald laufen ſie auf-, bald abwärts, oft ſind ſie bloß durch Treppen und wo ein Felſenſpalt ſie trennt, durch Brücken mit einander verbunden, dabei düſter, weil faſt alle Häuſer 6 und noch mehr Stockwerke haben, was freilich auch einen erwünſchten Schutz vor den Sonnenſtrahlen giebt. Reinlichkeit herrſcht übrigens in allen Straßen. Nur in den wenigſten Straßen können Wagen fahren

und die vermögenden Perſonen bedienen ſich daher, in Ermangelung von Equipagen, der Tragchaiſen, deren Träger (Facchini) eine eigene Volksklaſſe, eine beſondere Zunft oder Brüderſchaft bilden, die faſt ſämmtlich aus Bergamo in der Lombardei gebürtig und an ihren großen, faltenreichen Röcken kenntlich ſind, ungeheure Laſten tragen können und in großem Rufe der Ehrlichkeit ſtehen. Die einzigen drei ſchöne und ziemlich breiten Straßen von Genua ſind die Strada Balbi und ihre Fortſetzungen, die Strada Nuova und Nuoviſſima, welche allein mit Wagen befahren werden können, zuſammen eine Länge von ¾ Stunden haben und die Stadt in zwei große Hälften abtheilen. Alle Reiſebeſchreiber ſtimmen darüber überein, daß dieſe drei Straßen durch ihre Pracht alles übertreffen, was Zeit und Könige in den übrigen Theilen Europas erbauten*). Auf keinem Punkte der Erde hat wohl der Reichthum des Handels glänzendere Denkmale ſeines Daſeyns hinterlaſſen, als in dieſen drei Straßen, die auf beiden Seiten mit den herrlichſten Palläſten beſetzt ſind, wovon jeder eine Wohnung von Königen zu ſeyn ſcheint. Dieſe Palläſte, deren wohl keine andere Stadt eine ſo große Menge aufzuweiſen hat, und denen Genua ſeinen Beinamen Superba (die prächtige) verdankt, ſind größtentheils ganz von Marmor gebaut oder mit ſchwarzem oder weißem Marmor bekleidet. Sie werden auch nicht durch ein einziges ſchlechtes Gebäude unterbrochen, und es ſcheint bei ihrer Erbauung ein gleicher Geiſt vorgeherrſcht zu haben. Beinahe ſämmtlich ruhen ſie auf einer Baſis von rohgehauenen Steinen, die zugleich das untere Stockwerk bildet, das in der Regel an Handwerker vermiethet iſt und nicht ſelten zwiſchen den Marmorſäulen ſchmutzige Werkſtätten darbietet. Die obern Stockwerke, deren gewöhnlich zwei, manchmal auch drei über einander ſtehen, ſind durch Zwiſchenſtockwerke unterbrochen, an denen eine große Menge von Zierathen verſchwendet iſt, die nicht immer vom beſten Geſchmacke zeugen. In der Regel ſteht jeder Pallaſt frei und von andern Gebäuden abgeſondert, daß er ein für ſich beſtehendes Ganzes bildet. Trotz aller Fehler in der Bauart mancher dieſer Palläſte, giebt ihnen das Großartige des Styls ein durchgehends edles Anſehen, und ſie ſind größtentheils, entweder durch die Schönheit ihrer zum Theil ſpiegelglatt polirten Marmorfaçaden,

---

*) Kephalides verſichert, daß, wenn man die unermeßliche Pracht dieſer königlichen Straßen mit Einem Blicke aufzufaſſen im Stande wäre, was wegen ihrer im Halbkreiſe an den Hügeln der Stadt ſich ſchlängelnden Erſtreckung nicht möglich ſey, dieſes ein Schauſpiel gewähren müßte, daß der Erdboden nicht zum zweitenmale böte. Auch Nicolai ſagt von Genua; „Wahrlich, Genua iſt ſchöner, als es die kühnſte Phantaſie ſich zu erſinnen vermag!“

Treppen, Gallerien und Säulengängen von Marmor oder wegen des Reichthums ihrer prachtvollen Verzierung durch Vergoldung und Stuckaturen, ſo wie auch durch die darin enthaltenen Kunſtſchätze, immer ein Gegenſtand beſonderer Beachtung. Die obern Stockwerke bewohnen gewöhnlich die Eigenthümer. Das platte Dach iſt terraſſenförmig, mit Schieferſteinen gedeckt, mit herrlichen Pflanzungen von Blumen, Stauden, Geſträuchen, ja ſelbſt Orangen-, Myrthen- und Granatbäumen, zuweilen mit Statüen beſetzt, auch wohl mit einem Kühlung verbreitenden Springbrunnen verſehen. Zur Bewäſſerung dieſer reizenden Boskete wird Waſſer von unten hinauf geleitet, ſo daß ſie immer friſch und ſchattig ſind. Hier labt ſich die Familie des Abends an der freien Luft und an der herrlichen Ausſicht. Schön nimmt ſich eine Illumination dieſer hohen Gärten aus, die an gewiſſen Tagen, z. B. am Johannistage in der ganzen Stadt allgemein iſt.

Inſel Sardinien. Unter den Produkten dieſer Inſel iſt beſonders merkwürdig das Mouflon, ein wildes Schaf, welches man für die Stammrace unſerer Hausſchafe anſieht, was wohl aber nur für das ſüdliche Europa gelten kann; denn die Schafe, welche die aus Aſien nach dem mittlern und nördlichen Europa eingewanderten Völker mitbrachten, ſtammen wahrſcheinlich von dem in Südſibirien und in dem innern Hochaſien lebenden Argali ab. Das Mouflon oder Müffelthier, deſſen ganzes Anſehen völlig wie bei einem Schafe mittlerer Größe iſt, hat gewöhnlich 2 Fuß 2 Zoll Höhe. Das weibliche Muffelthier hat ſelten Hörner, der Widder aber nach Innen gekrümmte, dreieckige Hörner mit ſchneckenförmig gewundener Spitze. Die Farbe des Felles iſt ein Gemiſch von Grau und Gelb. Das Mouflon blökt wie das Schaf, und unter Geſträuch verſteckt, wiſſen die Jäger das ſorgloſe Thier durch die Nachahmung des Schafgeblökes in ihre Schlingen zu locken. Der Geſchmack des Fleiſches, ein ſehr geſuchter Braten in Sardinien, giebt dem beſten Schöpſenfleiſch nichts nach. Es frißt nur Vegetabilien und iſt furchtſam. Die Furcht vor Gefahren und ihre Geſelligkeit vereinigen ſie zu Heerden von 100 bis 150 Stück, welche das älteſte und ſtärkſte Thier anführt. So weiden ſie auf den höchſten, unzugänglichſten Bergſpitzen und Felſenabhängen, während ausgeſtellte Poſten an ſolchen Punkten, von wo aus ſich eine weite Fläche überſehen läßt, für die Sicherheit der Heerde ſorgen und ſie durch ein eigenes Allarmgeſchrei von jeder Gefahr benachrichtigen. Auf dieſes Zeichen zerſtreuen ſich alle pfeilſchnell und verſchwinden in den Felſen und Klüften. Aber auch nur dieſe Lebensart hat die harmloſen Thiere vor der gänzlichen Vertilgung bewahren können, mit welcher ſie die Habſucht und wilde Luſt des Sardiſchen Jägers bedrohen. Man kann ſie leicht zähmen, und ſie lernen ihren Herrn ſchnell kennen und folgen ihm wie Hunde überall nach. Außer in Sardinien hält ſich

das Muffelthier auch noch in Corſica und einigen griechiſchen Inſeln auf.

Die Sarden (ſo nennt man die Einwohner der Inſel Sardinien) haben im Ganzen eine nur mittelmäßige Leibeslänge, aber die Natur hat ihnen Schönheit der Formen und einen hohen Grad von Muskelſtärke gegeben. Das weibliche Geſchlecht iſt von ausnehmend ſchönem Wuchſe und ſein Körper zwiſchen dem 14ten und 16ten Jahre völlig ausgebildet. Die Sprache der Sarden gehört zu den Romanſchen Sprachen und iſt in einigen Beziehungen ein Dialekt der Italieniſchen, aber viel harmoniſcher als das Piemonteſiſche, Genueſiſche, Mailändiſche und die übrigen Mundarten des nördlichen Italiens, und nähert ſich mehr dem Siciliſchen, Neapolitaniſchen und Römiſchen. Ein lebhafter Geiſt und eine ſchnelle Faſſungsgabe macht die Sarden im Allgemeinen ſehr geſchickt zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen; und ſeit der Gründung der zwei Landesuniverſitäten haben ſich viele Sarden in den Wiſſenſchaften und in der Dichtkunſt hervorgethan. Zwiſtigkeiten und Mordthaten ſind unter den Landleuten, vorzüglich aber unter den Hirten nicht ſelten. Ein gebrochenes Heiraths-verſprechen, ein geſtohlnes Stück Vieh, das ſind die gewöhnlichſten Veranlaſſungen zu Streit und Feindſchaft. Doch iſt der Charakter dieſer Gebirgsbewohner und ſelbſt der Banditen nicht ſo wild, als man vielleicht hieraus zu ſchließen geneigt ſeyn möchte; denn außer der Gaſtfreiheit, die eine Nationaltugend bei ihnen iſt, und welche ſie ſelbſt ihrem ärgſten Feinde erweiſen, trifft man oft bei ihnen eine Art von Großmuth, welche ſie abhält, ihre überlegene Anzahl oder den Vortheil ihrer Stellung zu mißbrauchen. So iſt es z. B. ſehr ſelten, daß ſie einzelne Soldaten, ſelbſt wenn dieſe auf ihrer Verfolgung begriffen ſeyn ſollten, und der Zufall ſie ihnen in die Hände liefert, angreifen. Die Kleidung der Sarden hat viel Eigenthümliches und einige auffallende Aehnlichkeiten mit den Trachten der Alten. Das Hauptkleidungsſtück iſt das Colletu, eine Art Mannsrock ohne Aermel, der bis auf die Knie herabgeht, übereinander geſchlagen und mit einem Gürtel zuſammengehalten wird. Es beſteht aus gegerbtem Leder, iſt von gelber oder rothgelber Farbe und macht das tägliche Kleidungsſtück der meiſten Landbewohner, beſonders der ebenen und ſüdlichen Bezirke aus. In den ſüdlichern und weſtlichern Theilen der Inſel trägt der Bauer und vornehmlich der Hirte einen Pelz, aus vier Schaf- oder Ziegenfellen zuſammengeſetzt. Der Cabanu iſt eine Art langer und weiter Ueberrock von ſchwarzem Zeug, der bis auf die Ferſen herab geht, und deſſen man ſich faſt im ganzen Norden der Inſel bedient. Ueberhaupt herrſcht in den Sitten der Sarden noch das volle Mittelalter und die ſpätere Zeit hat darin wenig oder nichts abgeändert. In einigen Theilen der Inſel tragen die Einwohner noch Kleider aus Ziegenfellen und in andern beſteht

noch der alte Griechiſche Gebrauch, alte Weiber das Lob Verſtorbener ſingen zu laſſen. Nur in den Städten hat ſich Einiges geändert, im Innern des Landes iſt faſt alles beim Alten geblieben. Aller Grund und Boden gehört dem Adel und der Geiſtlichkeit; der Bauer iſt nur Pächter, nicht Grundeigenthümer. Sardinien koſtet der Regierung mehr als es ihr einbringt, denn die Abgaben ſind ſehr gering.

Das Herzogthum Parma.

Im Mittelalter gehörte das Land zu den Italieniſchen Beſitzungen der Deutſchen Kaiſer. Nachdem es ſich unabhängig von dieſer Herrſchaft gemacht hatte und die errungene Freiheit vom Kaiſer und Reiche beſtätigt worden war, verſtanden die Bewohner nicht, ihre Freiheit lange zu behaupten und kamen nach mancherlei Abwechſelungen 1346 unter die Herrſchaft der Herzoge von Mailand. 1499 vereinigte König Ludwig XII. von Frankreich Mailand und auch Parma und Piacenza mit ſeinen Staaten, verlor ſie aber bald wieder, worauf ſie 1512 vom Kaiſer Maximilian den Päbſten überlaſſen wurden. Der Pabſt Paul III. verlieh 1551 Parma und Piacenza ſeinem natürlichen Sohne Peter Ludwig Farneſe, als ein erbliches Herzogthum. Als 1731 das Haus Farneſe ausſtarb, belehnte Kaiſer Karl VI. damit den Spaniſchen Infanten Don Carlos. Da dieſer aber 1736 den Neapolitaniſchen Thron beſtieg, erhielt Oeſterreich dieſe Länder, trat ſie indeß im Aachner Frieden 1748 dem jüngern Spaniſchen Infanten Don Philipp ab, unter welchem auch Guaſtalla an Parma kam. Sein Sohn Ferdinand blieb im Beſitz dieſer Länder bis zu ſeinem Tode 1802, wo Frankreich ſie beſetzte und daraus ſpäter ein Departement des großen Kaiſerreichs bildete. Der Friede von Paris 1814 beſtimmte dieſe Länder der Erzherzogin Maria Louiſe von Oeſterreich, vormaliger Gemahlin Napoleons.

Unter den Gebäuden der Stadt Parma wurde einſt das große, berühmte Theater zu den Wundern Italiens gezählt, iſt aber jetzt im Verfall, und wird auch, da ſeine Größe außer allem Verhältniſſe mit der Bevölkerung der Stadt ſteht und die Beleuchtung zu koſtſpielig ſeyn würde, nicht mehr gebraucht. Es kann 9000, nach Andern wohl 12,000 Perſonen faſſen, und iſt 350 F. lang und 96 F. breit und 1618 erbaut worden, ganz aus Stein. Die vorzüglichſte Eigenſchaft deſſelben iſt, daß man ungeachtet der Größe, doch alle Worte, ſelbſt in der weiteſten Entfernung deutlich hören kann. Das Proscenium (die Vorderbühne) iſt mit einer Korinthiſchen Säulenordnung geziert, die ſo hoch iſt, als der Saal, nämlich 60 F. Die Zwiſchenräume dieſer Säulen enthalten Niſchen und Statüen. Im Umfange des ovalförmigen Saales ſind nach Art der Römiſchen Amphitheater 12 Reihen

Stufenſitze, die eine Höhe von 24 Fuß einnehmen. Ueber dieſen befinden ſich zwei 36 F. hohe Säulenordnungen, deren Zwiſchenräume die Bogen bilden. Das Ganze beſchließt eine mit Statüen verzierte Baluſtrade. Den Eingang in den Theaterſaal bilden zwei Triumpfbogen mit Bildſäulen.

Das Herzogthum Modena.

Die Herzoge dieſes Landes ſtammen von den Markgrafen von Eſte, einem der älteſten Fürſtenhäuſer in Europa, von dem auch das Braunſchweig-Lüneburgſche Haus ſeinen Urſprung ableitet. Markgraf Borſo war der erſte Herzog von Modena, indem er vom Kaiſer Friedrich III. 1452 die herzogliche Würde erhielt. Zu dieſem Herzogthume kam 1720 durch Kauf das Herzogthum Mirandola. Herzog Herkules III. Reinald, welcher 1780 die Regierung antrat, und mit ſeiner Gemahlin die Herzogthümer Maſſa und Carrara erheirathete, war der letzte männliche Sproſſe des Italieniſchen Hauſes Eſte, und verlor ſeine Länder 1796 durch die Franzoſen, welche ſie Anfangs zu der Ciſalpiniſchen, nachher zu der Italieniſchen Republik und endlich zu dem Königreiche Italien ſchlugen. Zur Entſchädigung wurde dem Herzoge durch den Lüneviller Frieden 1801 das Breisgau, eine bisher Oeſterreichiſche Beſitzung in Schwaben gegeben, welcher daſſelbe aber nicht für ſich annahm, ſondern es dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich, welcher ſeine Tochter Maria Beatrix geheirathet hatte, überließ, und als Privatmann 1803 ſein Leben beſchloß. Aber auch das Breisgau ging 1805 durch den Frieden von Presburg für Ferdinand verloren. Sein Sohn Franz IV. gelangte 1814, nach Aufhebung des Königreichs Italien, wieder zum Beſitz des Herzogthums Modena, mit welchem auch ſeit 1829 die Herzogthümer Maſſa und Carrara wieder vereint worden ſind, welche deſſen Mutter von 1814 bis zu ihrem 1829 erfolgten Tode, beſeſſen hatte.

Canoſſa. Dieſes ehemals feſte, mit dreifachen Mauern umgebene, jetzt in Trümmern liegende Schloß, iſt durch die erniedrigende Buße des Deutſchen Kaiſers Heinrich IV. vor dem herrſchſüchtigen Pabſte Gregor VII. im Jahr 1077 in der Geſchichte bekannt. Heinrich IV., der Sohn des Kaiſers Heinrich III., der ſich bei den Sachſen dadurch verhaßt gemacht hatte, daß er überall Burgen anlegte, deren Beſatzungen die Landesbewohner mißhandelten, war von dem Volke bei dem damaligen Pabſte Gregor VII. verklagt und unter andern des Verkaufs geiſtlicher Stellen beſchuldigt worden. Dieſer Pabſt, ein auf das Anſehen der Kirche äußerſt eiferſüchtiger Fürſt, glaubte dieſe Gelegenheit zur Demüthigung des ihm ſo verhaßten kaiſerlichen Anſehens benutzen zu können. Er berief daher denſelben 1076 wegen dieſer Klage, unter Bedrohung des Kirchenbannes (Ausſchließung aus der Ge-

meinſchaft der chriſtlichen Kirche) vor ſeinen Stuhl und that Heinrich, als er nicht erſchien, vielmehr Gregor auf einem Reichstage zu Worms für abgeſetzt erklären ließ, in den Bann und entließ die Deutſchen ihres Heinrich geleiſteten Eides. Dieſer Bannſtrahl wirkte bei den Deutſchen, die Heinrich an ſich ſchon nicht hold waren, außerordentlich, ſo daß ſie ihn für abgeſetzt erklärten, wenn er nicht binnen Jahresfriſt vom Banne befreit ſeyn würde. In Worms ſollte er einſtweilen ein von allen Reichsgeſchäften abgezogenes Leben führen, bis der Pabſt nach Deutſchland käme und über ihn richte. Heinrich ſah ſich genöthigt, ſich zu demüthigen und ging im Januar 1077, nur von einigen Dienern begleitet nach Italien, um die Losſprechung vom Banne zu erhalten. In Canoſſa, wo ſich damals der Pabſt bei der Markgräfin Mathilde von Toscana aufhielt, eingelaſſen, mußte er drei Tage lang, in dem Anzuge eines Büßenden, im härenen Gewand und barfuß in der ſtrengſten Kälte, auf dem Schloßhofe ſtehen, bis er am vierten Tage, unter den härteſten ihm auferlegten Bedingungen, vom Banne losgeſprochen wurde. Als Heinrich nach Deutſchland zurückgekehrt war, ſammelten ſich Freunde um ihn, und er beſiegte ſeinen Gegenkaiſer, Rudolph von Schwaben, berief ein Concilium, ſetzte Gregor ab, ging 1081 nach Italien und eroberte Rom. Gregor flüchtete ſich in die Engelsburg, wurde zwar bald darauf befreit, und begab ſich nach Salerno; doch ſein Einfluß war dahin und er ſtarb daſelbſt in Jahre 1085.

Correggio. Der große Maler Correggio, einer der vorzüglichſten aller Zeiten, hieß eigentlich Antonio Allegri und war 1494 zu Correggio geboren. Von ſeinem Leben iſt wenig bekannt. Er ſtarb ſchon 1534. Sein berühmteſtes Gemälde, die Nacht genannt, iſt eine Hauptzierde der Dresdner Gemäldegallerie, und ſtellt die Anbetung der Hirten vor dem neugebornen Jeſus dar. Bei dieſem Gemälde geht das Licht allein von dem göttlichen Kinde aus, und ſetzt die ganze ſchöne Gruppe in eine ſonnenhelle Beleuchtung, deren treffliche Wirkung und richtige Vertheilung es zu dem einzigſten Gemälde ſeiner Art macht. Der Künſtler verkaufte dies Gemälde zu ſeiner Zeit für 40 Thaler; jetzt würde man es für 40,000 Thaler nicht weggeben.

Das Herzogthum Lucca.

Auch dieſes Herzogthum war eine lange Zeit bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Republik. Schon im Jahre 1370 erkaufte Lucca von dem damaligen Deutſchen Kaiſer Karl IV. ſeine Unabhängigkeit; (bis dahin hatte es die Oberhoheit der Deutſchen Kaiſer anerkannt) und behauptete ſeine republikaniſche Verfaſſung, im Genuſſe weiſer Geſetze, bis 1805, in welchem Jahre Napoleon Lucca mit Piombino zu einem Franzö-

ſiſchen Lehnsfürſtenthume machte und es ſeinem Schwager Bacchiocchi gab. Durch den Wiener Kongreß 1815 wurde Lucca, doch ohne Piombino, zu einem Herzogthume erhoben und als Entſchädigung der geweſenen Königin von Hetrurien überlaſſen, deren Sohn es gegenwärtig beherrſcht. Sobald nach dem Tode der Herzogin von Parma, dieſes Herzogthum dem Herzoge von Lucca zu Theil geworden ſeyn wird, hört Lucca auf, ein eigener Staat zu ſeyn und fällt an den Großherzog von Toscana.

Das Großherzogthum Toscana.

Lange vor Erbauung Roms blühten ſchon in dieſem Lande, das die Hetrusker bewohnten, und bei den Römern **Hetruria** oder **Tuscia**, bei den Griechen **Tyrrhenia** hieß, Künſte und Wiſſenſchaften, daher auch die Römer die meiſten Einrichtungen Hetruriens nachahmten, und Sitten, Kultur und Gebräuche von dieſem Volke annahmen, das ſie endlich nach einem langen Kampfe auch ihrem Reiche zufügten. Unter dieſer Römiſchen Herrſchaft verlor ſich der Name Hetruria immer mehr und ging in den von Tuscia über, woraus in den ſpätern Zeiten Toscana hervorging. Mit dem Sturze des abendländiſchen Römiſchen Reichs wurde Hetrurien abwechſelnd eine Beute der Gothen, Griechen und Longobarden. Unter den letztern ward es unter dem Namen Toscana ein Herzogthum. Karl der Große verleibte es dem Fränkiſchen Reiche ein und ließ es als eine Provinz deſſelben von darüber geſetzten Markgrafen verwalten, die ihre Würde unter den ſchwachen Nachkommen Karls bald erblich zu machen wußten und im 12ten Jahrhunderte (1160) es an den Deutſchen Kaiſer Friedrich I. verkauften. Aber es blieb nur kurze Zeit im Beſitze der Deutſchen Kaiſer. Nach dem Beiſpiel der Städte Oberitaliens ſuchten ſich einige Städte, die durch ihr blühendes Gewerbe ſich auszeichneten, namentlich Piſa, Florenz und Siena, vom Deutſchen Reiche loszureißen und gaben ſich eine republikaniſche Verfaſſung. Faſt drei Jahrhunderte lang wurde Toscana in dieſem Zuſtande durch innere Partheien erſchüttert und verheert, wobei der Kampf der Guelfen und Gibellinen ebenfalls zerſtörend einwirkte, bis es endlich der durch Handel reich gewordenen Familie der Medici in Florenz gelang, ſich 1434 die Herrſchaft von Florenz und ſpäter auch die der andern Freiſtädte Toscanas zu erwerben. Einer aus dieſer Familie, Cosmus I., erhielt 1569 den großherzoglichen Titel vom Pabſte, welchen auch in der Folge der Kaiſer beſtätigte. Mit dem Großherzoge Johann Gaſto 1737 endigte der Mediceiſche Stamm. Unter der Herrſchaft der Mediceer hatte Florenz ſein goldenes Zeitalter. Hoch blühten Kunſt und Wiſſenſchaft, und Induſtrie und Handel belebten die Städte. Mit dem Ausſterben dieſes Fürſtenhauſes, gelangte 1737, zufolge früherer Beſtimmun-

gen, Toscana an den Herzog Franz Stephan von Lothringen, (Gemahl der Oeſterreichiſchen Prinzeſſin und nachmaligen Kaiſerin Maria Thereſia), deſſen Herzogthum Lothringen, Stanislaus, der vertriebene König von Polen, und nach dieſem Frankreich erhalten ſollte. Dieſer neue Großherzog von Toscana gab dem Lande die Verſicherung, daß es nie mit Oeſterreich unter Einem Regenten vereinigt werden ſolle. Als derſelbe daher Kaiſer und Monarch von Oeſterreich wurde, trat er das Großherzogthum Toscana ſeinem zweiten Sohne Peter Leopold ab, der dieſes Land mit muſterhafter Weisheit regierte. Von ihm empfing es, als er 1790 ſeinem Bruder, Joſeph II., in der Würde eines Beherrſchers der Oeſterreichiſchen Länder, ſo wie in der Würde eines Deutſchen Kaiſers nachfolgte, ſein zweiter Sohn Ferdinand Joſeph, der es bis 1801 beſaß, wo es von Napoleon unter dem wieder vorgeſuchten alten Namen Hetrurien, zu einem Königreich erhoben und dem Erbprinzen von Parma zugetheilt wurde. Ferdinand erhielt, durch den Lüneviller Frieden, zur Entſchädigung Salzburg und ſpäter ſtatt deſſen Würzburg. Doch nur kurze Zeit dauerte dieſes neugeſchaffene Königreich, indem die Königin von Hetrurien, die Vormünderin des noch unmündigen Karl Ludwig (der ſeinem 1803 verſtorbenen Vater und erſtem Könige dieſes Landes nachgefolgt war), im Jahre 1807 der Regierung von Toscana zu Gunſten Napoleons entſagen mußte, worauf 1808 Toscana dem großen Franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurde, bis die Ereigniſſe von 1814 die geliebte Herrſcherfamilie wieder zum Beſitz ihres Großherzogthums führten, das durch den Wiener Kongreß noch mit einigen Landſtrecken vergrößert wurde.

Florenz, das ſein Name ſo wahr und ſprechend bezeichnet, hat aus den Händen der Natur wie der Kunſt alles empfangen, was eine Stadt ſchmücken und verſchönern kann. Am Arno, der hier 30 bis 40 Schritte breit iſt, und die Stadt in 2 Hälften theilt, in einem herrlichen Thale, am Fuße lieblicher von den finſtern Apenninen überragter Hügel gelegen, iſt es von einer eben ſo reichen als anmuthvollen Landſchaft umgeben, während im Innern die Pracht ſeiner Palläſte, der gefällige und doch würdige Styl ſeiner Kirchen das Auge des Reiſenden mit einer Bewunderung erfüllt, wie kaum Rom und Venedig ſie zu erregen vermögen. Allerdings erweckt der Anblick Roms großartigere Gefühle, wie Venedig einen originellern Eindruck zurückläßt, allein das zugleich prachtvolle und reizende Florenz, das zugleich Stadt und Garten iſt, hat einen ſo milden und bezaubernden Reiz, den man vergebens in andern weit geprieſenern Gegenden Italiens ſuchen würde. Man muß Neapel und Rom bewundern, Florenz liebt man. Stets wurden hier Künſte und Wiſſenſchaften ſorgſam gepflegt, ſchon im graueſten Alterthum breiteten Kultur und Sitten ſich von hier über die Halbinſel aus. Die herrliche Lage, das

ſchöne beſtändig milde Klima, die fruchtbaren mit eleganten Villen geſchmückten Thäler, der Wohlſtand, die Reinlichkeit und Eleganz, durch welche ſich die Bewohner vor allen andern Italienern auszeichnen, ihr heiterer, friedfertiger und nüchterner Sinn, die Reinheit ihrer Sprache, der Glanz und die Sauberkeit der Hotels und Kaffeehäuſer und der Reichthum an Kunſtſchätzen, die es in ſeinen Gallerien und Muſeen birgt, und welche nur von denen Roms und Neapels übertroffen werden möchten, erheben Florenz zu einer der ſehenswertheſten und merkwürdigſten Städte Italiens, und machen es zu einem entzückenden Aufenthalte. So reich Florenz an prächtigen Gebäuden, beſonders an großen Palläſten und koſtbaren Kirchen iſt, ſo iſt es im Ganzen nichts weniger als ſchön und freundlich gebaut und ein großer Theil der Straßen iſt enge, finſter und ſchmutzig. Dagegen iſt aber die Mitte der Stadt auch wieder ſehr ſchön. Hier findet man das prächtigſte Pflaſter der Welt von großen Baſaltplatten wagrecht und muſiviſch-zuſammengefügt, als wären ſie aus einem Guß entſtanden, und durchgängig gut gebaute Häuſer, unter welchen die ungeheuren feſtungsartigen Palläſte der großen Familien des Landes ſich durch ihre Stärke und Solidität auszeichnen. Gewöhnlich giebt man Florenz 80,000 Einwohner, welche Angabe zu niedrig iſt, da 1828 die Zahl derſelben 93,206 betrug.

Die Kirchen von Florenz gehören zu den ſchönſten Italiens, aber alle werden von der prachtvollen Domkirche S. Maria del Fiore, einem Meiſterſtück der Baukunſt des Mittelalters überſtrahlt. Sie wurde 1296 gegründet, aber erſt nach 150 Jahren vollendet, iſt 500 F. (426) lang und mit der von Brunelleſchi erbauten Rieſenkuppel, welche Michael Angelo Buonarotti, der berühmteſte Architekt aller Zeiten (zugleich auch ein ausgezeichneter Maler und Bildhauer) ſelbſt für das höchſte Meiſterſtück der Baukunſt erklärte, 598 Fuß hoch vom Fußboden bis zu dem die Kuppel krönenden Thürmchen, zu dem eine Treppe von 520 Stufen führt. Dieſe Kuppel, die Michel Angelo ſo ſehr bewunderte, ſoll zu der Kuppel am St. Peter in Rom die Veranlaſſung gegeben haben. Wenigſtens behaupten die Florentiner, daß Michel Angelo ohne ihre Kuppel die Römiſche nicht erbaut haben würde. Von Außen iſt dieſe Kirche ſchachbrettartig mit ſchwarzem und weißem Marmor bekleidet; über den Thüren ſieht man herrliche Arbeiten in Marmor und Basreliefs; der Fußboden iſt mit den herrlichſten Marmorarten ausgelegt. — Die Taufkapelle oder Taufkirche S. Giovanni oder il Battiſterio, worin alle Kinder getauft werden, die in Florenz das Licht der Welt erblicken, bildet ein mit Marmor überkleidetes Achteck und hat einen muſiviſch eingelegten Fußboden und iſt beſonders wegen ihrer in Erz gegoſſenen Thüren berühmt. Sie ſind in je 5 Felder abgetheilt, welche Geſchichten der bibliſchen Hiſtorie,

von dem Paradieſe an bis auf Salomo in den wunderſchönſten Basreliefs von Bronze darſtellen, von welchen Michel Angelo ſagte: ſie verdienten die Pforten des Paradieſes zu ſeyn. Zugleich ſind die Ränder der Thüren mit Laubwerk, ganzen und halben Figuren ſo unerreichbar ſchön verziert, daß der Künſtler hier ewig Stoff zum Studiren, die Liebhaber des Schönen aber zur Bewunderung finden würden. — Durch erhabene Einfachheit macht der großartige und mächtige Pallaſt Pitti (nach ſeinem Erbauer ſo genannt) einen ehrwürdigen Eindruck. Dieſes herrliche Gebäude, welches in der letzten Zeit des Florentiniſchen Freiſtaates, mit rieſenhafter Feſtigkeit, auf einer Anhöhe des auf der linken Seite des Arno befindlichen Theiles der Stadt, nach Zeichnungen von Brunelleſchi, aufgeführt wurde, und deſſen Bau einem äußerſt reichen Pitti ſein ganzes Vermögen koſtete, wurde von der Familie Medicis ſpäter eingetauſcht, und iſt ſeit Cosmus I. die beſtändige Wohnung des Großherzogs. Imponirend iſt die Fronte des 100 Schritte langen, aus ungeheuren, ſchwarzgrauen Quadern errichteten Gebäudes, welches nur aus 2 zwanzig F. hohen Stockwerken beſteht und ohne Dach zu ſein ſcheint. Der öſtliche Theil des Pallaſtes enthält in 8 Sälen eine koſtbare berühmte Bildergallerie, der weſtliche mit verſchwenderiſcher Pracht verzierte Theil die Wohnzimmer der großherzoglichen Familie: doch die Privatzimmer des Großherzogs verbinden mit ihrer Pracht auch Einfachheit. — Der alte Pallaſt, eine feſtungsartige Steinmaſſe, imponirt weniger durch die Schönheit ſeiner Bauart, als durch die Größe ſeines Umfanges, war ſonſt die Reſidenz der Herrſcher und iſt jetzt Sitz der öffentlichen Verwaltungsbehörden. In dem großen Fürſtenſaale, der zu öffentlichen Feſten beſtimmt, 162 F. lang und über 74 F. breit iſt, ſind die vorzüglichſten Thaten der Mediceer abgebildet. Rings um das Dach läuft ein überwölbter Gang und auf 4 Säulen ſteigt ein 300 F. hoher Glockenthurm empor, von welchem man am beſten die Stadt, die ſchöne umliegende Landſchaft und die ſtufenartig emporſteigenden Vorgebirge des Apennin überſehen kann. Zwiſchen dem alten Pallaſte und dem Arno erhebt ſich der Pallaſt der Staatskollegien, ein ſtattliches Gebäude, das einen großen Hof umgiebt, welcher 475 F. lang und 58 breit und auf beiden Seiten mit Bogengängen geziert iſt, worin in zierlichen Buden alle Arten von Waaren feilgeboten werden, und die zugleich bei ſchlechtem Wetter und im Karneval zur Promenade dienen. Im oberſten Stockwerk dieſes Gebäudes befinden ſich die prächtigen Kunſtſammlungen, welche die weltberühmte großherzogliche oder Mediceiſche Gallerie bilden. Der Schatz von herrlichen Kunſtwerken der Malerei und Bildhauerkunſt, von Bronzen, Etruskiſchen Gefäßen, alten Inſchriften, Gemmen, edeln Steinen, Münzen, von Kupferſtichen und Handzeichnungen der berühmteſten Maler, womit die

Kunſt- und Prachtliebe der Medicis im Laufe von zwei Jahrhunderten dieſe Gallerie bereichert hat, füllt drei Corridore und 22 Säle und Zimmer, die man Cabinetti nennt. Die Corridore, wovon 2 jeder eine Länge von 200 Schritt haben und der dritte 60 Schritte lange jene beiden mit einander verbindet, ſind ganz voll höchſt ſeltener, vortrefflicher Gemälde der altflorentiviſchen Meiſter und zahlreicher Antiken. An den beiden langen, ganz offenen und deshalb jedermann ohne weiteres zugänglichen Corridoren entlang liegen die 22 verſchloſſenen Cabinetti oder Säle, worin die vorzüglichſten Kunſtwerke ſich befinden. Eins dieſer Kabinetti enthält das Hetruriſche Muſeum oder die eigentlich Hetruriſchen Alterthümer; ein anderes die antiken Bronzearbeiten; ein anderes die berühmte Gruppe der Niobe, aus 16 Griechiſchen Bildſäulen beſtehend; in einem andern bewundert man, außer mehreren andern Kunſtgegenſtänden, eine herrliche Antike von weißem Marmor, den Hermaphrodit auf einer Löwenhaut liegend; ein anderes faßt 330 Porträts von ausgezeichneten Malern, zum Theil von ihnen ſelbſt gemalt in ſich, aber die koſtbarſten Gegenſtände der ganzen Gallerie enthält das unter dem Namen der Tribune bekannte Kabinet oder Saal. Dieſe Tribune bildet eine achteckige Rotonde, deren Wände mit rothem Sammet, der Fußboden mit köſtlichem Marmor bekleidet, und die in Form einer Kuppel ſich wölbende Decke mit Perlmutter eingelegt iſt. Ein dämmerndes Licht ruht über dieſer ſtillen Wohnung der Schönheit; und ſeidene Vorhänge rauſchen auf und nieder, um nach Gefallen jede Kleinodie mit einem wohlgeleiteten Lichtſtrom zu übergießen. Hier befindet ſich unter andern die berühmte Bildſäule der Mediceiſchen Venus, die ſchönſte aller, die man kennt, welche in der Villa Adriani zu Tivoli gefunden wurde, an 5 verſchiedenen Orten zerbrochen, woran man aber das Fehlende mit vieler Kunſt wieder ergänzt hat. In neuern Zeiten entführten ſie die Franzoſen nach Paris in das Muſeum, durch den Zweiten Pariſer Frieden 1815 aber wurde ſie ihrem rechtmäßigen Beſitzer wieder zurückgegeben. Ferner ſieht man hier den ausdrucksvollen Schleifer, den tanzenden Faun, die Gruppe der Ringer, einen Apollo, lauter weltbekannte Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt, außerdem die ſchönſten Gemälde, z. B. Johannes der Täufer, als Knabe und die Madonna mit Chriſtus und Johannes von Raphael.

Piſa iſt eine große und anſehnliche Stadt, die einſt zur Zeit ihres Flors 150,000 E. hatte, jetzt aber deren nur 20,000 hat, und wird vom Arno in 2 Theile geſchieden. Der breite Kai an dieſem Fluſſe iſt mit hübſchen Häuſern beſetzt, und einige zierliche Brücken führen über den Arno, worunter die eine ganz von Marmor gebaut iſt und zu den ſchönſten Brücken Europas gehört. Den Domplatz machen die ihn umgebenden prächtigen

Gebäude, nämlich die Domkirche, der hängende Thurm, die herrliche Rotonde des Battiſteriums oder der Taufkirche und der Campo Santo zu einem der ſchönſten Plätze Italiens. Selbſt wenn man den ſchönen Dom zu Florenz geſehen, macht der Anblick der ehrwürdigen Domkirche zu Piſa einen erhabenen und majeſtätiſchen Eindruck. Dieſes prächtige Denkmal Byzantiniſcher Bauart, zu welchem 1063 der Grund gelegt wurde, iſt ganz mit Marmor bekleidet; das Schiff der Kirche ruhet auf 70 Säulen von Orientaliſchem Granit; der Fußboden iſt muſiviſch mit verſchiedenfarbigem Marmor ausgelegt. Auch bewundert man ihre ſchöne Säulenfaçade und die 3 Thüren von Bronze, die ſo ſchön ſind, daß ſie mit jenem an der Taufkapelle zu Florenz wetteifern. Die Arbeiten darauf ſtellen Szenen aus der Geſchichte Jeſu dar. — Dem Dom gegenüber ſteht die Taufkapelle (il battisterio), eine ſchöne Rotonde von Marmor, mit einer ſchönen leichten Kuppel, die von mächtigen Säulen aus Orientaliſchem Granit getragen wird. Das Echo in dieſer Kirche iſt außerordentlich. Das mindeſte Geräuſch ertönt darin gleich einer Glocke; und wenn man auch noch ſo leiſe auf der einen Seite gegen die Mauer ſpricht, ſo vernimmt man auf der andern engegengeſetzten deutlich jedes ausgeſprochene Wort. — Eine der Hauptmerkwürdigkeiten von Piſa iſt der berühmte hängende Thurm (Campanile torto), bekannt wegen der ſchiefen Richtung, in welcher ihn ſein großer Meiſter ſchuf, und die ſo beträchtlich iſt, daß, wenn man von oben nach unten ein Senkblei fallen läßt, die Abweichung von der perpendikulären Linie 15 Fuß beträgt. Er iſt zylinderförmig und von Marmor erbaut, und hat außer dem unterſten Geſchoß, noch 7 Stockwerke mit eben ſo vielen ſchönen Säulengängen. Eine Marmortreppe von 290 Stufen führt auf die Platteforme dieſes Thurmes, der 1174 zu erbauen angefangen worden iſt, von wo man eine herrliche Ausſicht hat. — Am ſüdweſtlichen Ende des Domplatzes liegt auch noch eine der größten Merkwürdigkeiten Piſas, nämlich der berühmte Campo Santo, ein Kirchhof, der indeß ſeit langer Zeit nicht mehr als Begräbnißort gebraucht wird. Ein Erzbiſchof von Piſa, der an einem gegen Ende des 12ten Jahrhunderts in das gelobte Land gemachten Kreuzzuge Antheil nahm, führte von dem Kalvarienberge eine ungeheure Menge heiliger Erde auf 50 Schiffen mit, und kaufte nach ſeiner Rückkehr in Piſa einen Platz zu einem Kirchhofe, wohin man die heilige Erde brachte; daher dieſe Stätte Campo Santo genannt wurde. Später wurde dann der fernere Bau dieſes Campo Santo vollendet, ſo wie er noch jetzt iſt. Er bildet ein längliches Viereck, welches bei einer Länge von 450 Fuß etwa 150 Breite hat, und mit überwölbten Arkaden rund umgeben iſt, die von Säulen getragen werden. Unter dieſen Arkaden liegt eine Menge alter und neuer Sarkophagen, Urnen

und Monumenten, und die Wände ſind mit ſehr vielen Freskogemälden der älteſten Meiſter der in Italien damals wieder neu erweckten Kunſt geziert. Obgleich dieſelben zum Theil von der Luft ſchon verdorben und abgeblättert ſind, ſo liefern ſie doch einen ſehr intereſſanten Beitrag zur Geſchichte der ältern Toscaniſchen Malerkunſt.

Die Inſel Elba iſt in unſern Zeiten beſonders dadurch merkwürdig geworden, daß ſie, nachdem Napoleon durch die Umſtände genöthigt, 1814 dem Franzöſiſchen Throne entſagt hatte, demſeben abgetreten und zu ſeinem Aufenthalte angewieſen wurde, ſo daß dieſer Mann, der bisher Beherrſcher des mächtigſten Europäiſchen Reichs war und in deſſen Hand das Schickſal des größten Theiles von Europa gelegen hatte, nur noch die Bewohner dieſer kleinen Inſel, die ſich einſt als ein Punkt in dem weiten Umkreiſe ſeiner Staaten verlor, ſeine Unterthanen nennen konnte. Dieſe Inſel iſt nicht größer als 7 □Meilen und von 14,000 Menſchen bewohnt. Die Stadt Porto Ferrajo, die Hauptſtadt derſelben, mit 4000 Einwohnern, wurde zu dieſer Zeit die Reſidenz des Exkaiſers. Zehn Monate hatte er hier zugebracht, als er, aufgemuntert von den vielen Mißvergnügten Frankreichs und Italiens, den Entſchluß faßte, ſich aufs Neue in den Beſitz des Franzöſiſchen Thrones zu ſetzen, und ſeine Rolle in Europa zum zweitenmale zu beginnen. Für die Ausführung ſeines Unternehmens war ihm nichts ſo günſtig, als der Umſtand, daß der mit ſeiner Bewachung beauftragte Brittiſche Oberſt Campbell, anſtatt auf Elba zu verweilen, ſich nach Livorno begeben, und daß auch die, zur Verhinderung ſeines Entweichens von Elba beſtimmte Brittiſche Seemacht ſich entfernt hatte. Am 25. Februar 1815 ahneten die Soldaten Napoleons noch nicht, was er vorhatte; aber gleich am folgenden Tage wurde der Befehl zur Einſchiffung gegeben; und während des frohen Getümmels, das dieſer Befehl verurſachte, riefen die Mutter und die Schweſter des Kaiſers aus ihren Fenſtern: „Paris oder Tod!“ Um 4 Uhr Nachmittags war alles am Bord der kleinen Flottille, zuſammen 1140 Mann, worunter 400 von der alten Garde, 200 Mann Infanterie, 100 Polniſche Lanzenreiter und 200 Mann leichter Truppen waren; die übrigen waren Corſen und Elbaer. Um 5 Uhr begab ſich der Kaiſer mit der Generalität und andern Offizieren auf die Brigg. Der Himmel war heiter, Napoleon ſtill und fröhlich; das am Ufer verſammelte Volk wünſchte Glück zur Fahrt; ein Kanonenſchuß gab das Zeichen, und mit dem Ausrufe: „Paris oder Tod!“ ging man unter Segel. Eine eintretende Windſtille täuſchte die Hoffnung, daß man das Kap St. Andreas auf der Nordweſtſeite der Inſel noch während der Nacht werde umſchiffen können; und ſchon wollten die Seeleute, aus Furcht vor den Britten, nach Porto-Ferrajo zurückkehren, als Na-

poleon die Fortſetzung der Fahrt befahl. Weder Engliſche noch Franzöſiſche Schiffe ſtörten die Fahrt. Zwar ſtieß man auf eine Franzöſiſche Brigg, und der Anblick eines Linienſchiffes von 74 Kanonen flößte einige Beſorgniß ein; aber jene hielt die Flottille nicht auf und dieſes ſah man nach Sardinien zu ſegeln. Kurz, nach einer dreitägigen Fahrt ging die Flottille am 1. März 1815 in die Bucht von Jouan, zwiſchen den Franzöſiſchen Seeſtädten Antibis und Cannes, vor Anker. Die Landung geſchah ohne Zeitverluſt. Als Napoleon das Schiff verließ, ſteckte er die dreifarbige Cocarde an. Dieſem Beiſpiele folgten die Soldaten mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe Frankreich!" So betrat man das feſte Land Frankreichs. Am 11. März hielt Napoleon ſchon ſeinen Einzug in Lyon, die zweite Hauptſtadt Frankreichs. Am 20. März 1815 des Abends langte er in Paris an, das der König Ludwig XVIII. Tags vorher verlaſſen hatte. Doch ſo ſchnell auch Napoleon ſich aufs Neue des Franzöſiſchen Thrones bemächtigt hatte, ſo ſchnell verlor er ihn auch wieder durch die unglückliche Schlacht bei la belle Alliance oder Waterloo, wie oben ſchon erzählt worden iſt. Noch zeigt man zu Porto-Ferrajo das Haus, welches Napoleon bewohnte, die Waſſerleitung, welche er anlegen ließ, um der Stadt, die ſich bis dahin mit Regenwaſſer aus Ciſternen begnügen mußte, friſches Trinkwaſſer zu verſchaffen, und das von ihm eingerichtete Lazareth für die Quarantaine haltenden Seeſoldaten.

Der Kirchenſtaat.

Als die Römiſchen Kaiſer das Chriſtenthum zur Staatsreligion erhoben, bekam der Biſchof von Rom, der bisher mit andern Biſchöfen der chriſtlichen Kirche ziemlich gleich geweſen war, einen überwiegenden Einfluß und wußte nach und nach ſich ein Anſehen über die ſämmtlichen Biſchöfe der abendländiſchen Kirche zu verſchaffen. Mehrere Umſtände trugen bei, daß der Römiſche Biſchof dieſes Anſehen noch weiter ausdehnen und ſich endlich zum geiſtlichen Monarchen der geſammten Chriſtenheit erheben konnte. Der Umſturz des abendländiſchen Kaiſerthums, der Andrang wilder Nationen auf die Provinzen der kultivirten Welt, die Verlegenheit, worin dadurch die Beherrſcher des Orients geriethen, die Ehrfurcht, welche die Meinung der Völker noch immer an Rom, den Sitz der alten Kaiſer knüpfte, waren Veranlaſſungen, wodurch die Biſchöfe zu Rom, welche ſich ſeit dem Jahre 607 den Titel Päbſte beilegten, zu dieſer Höhe hinanſtiegen. Noch nahmen ſie indeß an den politiſchen Händeln nur mittelbaren Antheil, noch waren ſie ſelbſt keine weltlichen Herrſcher und noch erkannten ſie eine höhere Macht über ſich an, die ſie mit Karl dem Großen

von dem Morgenlande wieder auf das Abendland übertrugen. Aber ſchon Pabſt Stephan IV. ließ im 9ten Jahrhunderte ſeine Wahl nicht mehr durch Ludwig den Frommen, Sohn und Nachfolger Karls des Großen, beſtätigen; auch gewannen um dieſe Zeit die Dekretalen (eine Sammlung vorgeblicher Ausſprüche der Römiſchen Biſchöfe, die zu Ende des 8ten und zu Anfang des 9ten Jahrhunderts erſchienen war) allgemeines Anſehen mit ihren Behauptungen, daß der Oberbiſchof zu Rom unfehlbar und über alle weltliche Herrſchaft und Einfluß erhaben ſey, ſeinen Hirtenſtab im Namen Gottes führe, und daß demſelben mit dieſem Stabe das Recht der Leitung der Könige und die Beſtrafung ihres Ungehorſams mit Bann und Thronentſetzung, ſo wie die Vertheidigung der Kirche und die oberſte Aufſicht über die Biſchöfe zuſtehe. Indeß wurde dies noch nicht von den Fürſten anerkannt, und jetzt begann daher der große Streit, den die Deutſchen Kaiſer mit der Geiſtlichkeit führten und worin die weltliche Macht endlich gänzlich unterlag. Der Pabſt Gregor VII., vorher Hildebrand genannt, war es, der von 1074 an den außerordentlichen Plan faßte, die Geiſtlichkeit zu einem von jedem andern Verhältniſſe unabhängigen Staate zu machen, und zugleich das ganze Abendland dahin zu bringen, eine einzige, von aller weltlichen Macht getrennte, geiſtliche Macht anzuerkennen, und der ſeinen Plan mit einer Feſtigkeit ausführte, die ihm den Ruhm, das Pabſtthum gegründet zu haben, nicht ſtreitig machen läßt. Mit feſtem Schritte verfolgten ſeine Nachfolger den Gregorianiſchen Plan, ja gingen zum Theil noch weiter, als Gregor ſelbſt, z. B. Urban II., der den König Philipp von Frankreich in den Bann that; Paſchalis II. (von welchem Pabſte an nicht nur kein Pabſt mehr vom Kaiſer beſtätigt wurde, ſondern die Päbſte auch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Wahl und Beſtätigung der Kaiſer erhielten); Alexander III. und vorzüglich Innocenz III. (von 1198—1216), welcher über Sicilien regierte, Herzöge zu Königen erhob, über die Deutſche Kaiſerkrone verfügte ꝛc. Auch die folgenden Päbſte traten in die Fußſtapfen ihrer Vorgänger, hatten Könige zu Vaſallen und kämpften fortdauernd mit den Deutſchen Kaiſern, die ſich vergeblich ihrer Herrſchaft zu entziehen ſuchten. Allein mit dem 14ten Jahrhunderte fing dieſe angemaßte Herrſchaft der Päbſte, welche bloß auf der Meinung der Menſchen gegründet war, an zu wanken. König Philipp der Schöne von Frankreich war der erſte Fürſt, der es mit Glück wagte, ſich gegen das Geſetz des Pabſtes aufzulehnen. Ja er wußte den damaligen Pabſt Clemens V. 1305 dahin zu bewegen, ſeine Reſidenz in Avignon (einer Stadt in Frankreich) zu nehmen, wodurch das der geiſtlichen Herrſchaft ſo ſchädliche Schisma (Trennung) entſtand, das 50 Jahre dauerte, während welcher Zeit die ſich auf alle Weiſe verfolgenden Päbſte und Gegenpäbſte ſich

verächtlich machten. Dem Beiſpiele Philipps folgten nun mehrere Fürſten, und nach und nach befreite ſich eine chriſtliche Nation nach der andern von dem Einfluſſe und der Herrſchaft der Päbſte; beſonders da Männer auftraten, welche die Blößen und Laſter der Päbſte ohne Scheu aufdeckten. Auch wurden die Gelderpreſſungen, welche die Päbſte ſich erlaubten, immer drückender. Vorzüglich aber erſchütterte die durch Luther herbeigeführte Reformation die Macht der Päbſte, und entzog einen großen Theil der Chriſtenheit gänzlich ihrer Gewalt und Herrſchaft. Seit dieſer Zeit ſank auch ihr Einfluß auf die katholiſche Chriſtenheit immer mehr und beſteht gegenwärtig bloß noch dem Namen nach, indem der Pabſt zwar noch immer als das Oberhaupt der katholiſchen Kirche verehrt wird, aber keine Herrſchaft mehr über die weltlichen Fürſten ſich anzumaßen im Stande iſt.

Das weltliche Gebiet des Pabſtes oder der Kirchenſtaat ſchreibt ſich mit ſeinem erſten Anfange aus der Mitte des 8ten Jahrhunderts her, zu welcher Zeit der Frankenkönig Pipin der Kleine oder Kurze das den Longobarden abgenommene Exarchat (ein Landſtrich, worin unter andern die Stadt Ravenna lag) ſchenkte und es zum Erbtheil des heiligen Petrus und ſomit zum Stammgut des Römiſchen Stuhls erklärte. Karl der Große vergrößerte dieſes Gebiet durch neue Schenkungen. Hierzu kam im 11ten Jahrhunderte das Herzogthum Benevento und im 12ten Jahrhunderte durch die berühmte Schenkung der Gräfin Mathilde ein Theil der Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto und viele andere Güter in dem heutigen Toscana, Parma und Modena. Die Hauptſtadt Rom blieb indeß noch in der Abhängigkeit von den Deutſchen Kaiſern, bis ſie ſich endlich im Jahre 1216 dem Pabſte gleichfalls unterwerfen mußte. Im 13ten Jahrhunderte wurde der Kirchenſtaat durch die Grafſchaft Venaiſſin, im 14ten durch die Stadt Avignon, beide in Frankreich, im 16ten durch das Herzogthum Ferrara und im 17ten durch die Herzogthümer Urbino und Caſtro nebſt der Grafſchaft Ronciglione vergrößert. Aber durch die Franzöſiſche Revolution gingen nicht allein 1790 Venaiſſin und Avignon, ſondern auch 1797 die Legationen Romagna, Bologna und Ferrara verloren. 1808 nahmen die Franzoſen abermals vom Kirchenſtaate die Mark Ancona und die Legation Urbino, welche Länder (außer Avignon und Venaiſſin, die zu Frankreich geſchlagen worden waren) mit dem neuen Königreiche Italien vereinigt wurden. Die Fürſtenthümer Benevento und Pontecorvo wurden als Franzöſiſche Lehen Beſtandtheile des Königreichs Neapel und die weltliche Herrſchaft des Pabſtes bloß auf die zunächſt um Rom gelegenen Provinzen beſchränkt. Endlich (1809) nahm Napoleon, unwillig über den Pabſt, der ſich ſeinen geiſtlichen Anordnungen widerſetzte und ſogar den Bannſtrahl gegen ihn erließ, ihm den letzten

Reſt des Kirchenſtaates, vereinigte denſelben mit dem Kaiſerreiche und ließ den Pabſt ſelbſt, damals Pius VII., nach Frankreich wegführen, wo er mehrere Jahre, einem Gefangenen ähnlich zu Fontainebleau feſt gehalten wurde, bis der Wiener Kongreß 1815 den Kirchenſtaat nach ſeinem frühern Umfange wieder herſtellte, mit Ausnahme von Venaiſſin und Avignon, welche Frankreich verblieben und eines kleinen Landſtrichs auf der linken Seite des Po, welcher mit dem Beſatzungsrechte in Ferrara und Commachio Oeſterreich überlaſſen wurde.

Rom. Was in unſern Zeiten Paris dem Franzöſiſchen und London dem Brittiſchen Reiche iſt, das war einſt Rom der ganzen bewohnten Erde. Obgleich ſeiner ehemaligen Pracht als Hauptſtadt der Welt beraubt, iſt Rom noch immer eine der ſehenswürdigſten Städte der Erde und für den Kunſt- und Alterthumsforſcher unter allen die wichtigſte. Von den nordiſchen barbariſchen Völkern gänzlich verwüſtet, ſtieg es durch die Fürſorge ſeiner Päbſte wieder aus ſeiner Aſche hervor; ſeit der Mitte des 15ten Jahrhunderts haben es die Päbſte faſt ganz neu erbaut und es mit allem verſchönert, was Bau- und Bildhauerkunſt und Malerei nur Großes, Schönes und Bewundernswürdiges hervorzubringen im Stande waren. Rom liegt in einer faſt ebenen und baumloſen Einöde, in der ſogenannten Campagna di Roma, auf 12 Hügeln, an beiden Seiten der gelblichen, trüben und langſam dahinſchleichenden 300—400 F. breiten Tiber, und zwar mit dem größeren Theile auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes. Der kleinere am rechten Ufer belegene Theil, wo man den Vatikan, die Peterskirche und die Engelsburg antrifft, heißt Traſtevera. Die Stadt gewährt eigentlich zwei ganz verſchiedene Anſichten: das alte Rom und das jetzige oder neuere Rom. Jenes bei Weitem die größere Hälfte umfaſſend, bietet eigentlich nur Trümmer, aber erhabene Trümmer der Vergangenheit dar, welche zwiſchen Gärten, Weinbergen, einzelnen Kirchen und Wohnungen zerſtreut liegen und als ehrwürdige Denkmäler des ſo berühmten Volks der alten Römer dem Alterthumsforſcher das größte Intereſſe einflößen. Das letztere, als deſſen Mittelpunkt man den Platz Colonna anſehen kann, in den letztern Jahren durch neue Bauten, Pflaſterungen und Säuberung der Straßen und Plätze, Anlegung von Spaziergängen und Baumanpflanzungen ſehr verbeſſert, enthält große Plätze, mehrere breite und gerade, aber auch viele enge, krumme, ſchmutzige Straßen, viele und herrliche Palläſte, prächtige Springbrunnen, größtentheils noch geſpeiſt durch die ehrwürdigen, von den alten Römern herrührenden Waſſerleitungen, welche zum größten Theil noch erhaltenen Rieſenbaue heute noch Staunen erregen. Unter den Pläſten wären 30 fähig, eine königliche Hofhaltung würdig zu beherbergen. Im Allgemeinen ſtehen dieſe Palläſte nur ſelten völlig frei; vielmehr ſind ſie zwiſchen und

mit den übrigen Häuſern in einer und derſelben Linie gebaut und zum Theil unter ärmlichen Hütten verſteckt. Jeder dieſer Palläſte hat ein ſtattliches Einfahrtsthor, ſo daß man unter der gewölbten Halle abſteigen kann. Allein da daſſelbe bei Tage immer offen ſteht, verrichtet wer nur will ſeine Nothdurft darin. Dies findet beſonders auf den herrlichen Marmortreppen Statt, ſo daß man wirklich nichts Ekelhafteres ſehen kann. Noch muß eine zweite Eigenthümlichkeit der hieſigen Palläſte bemerkt werden, und dieſe beſteht in dem Widerſpruche zwiſchen dem vernachläſſigten Aeußern und der großen Pracht, womit im Innern die Staatszimmer und Prunkſäle ausgeſtattet ſind, und wo man öfters auch koſtbare Kunſtſammlungen antrifft. Der Eigenthümer bewohnt von ſeinem Pallaſte nur einen kleinen Theil, der nach dem Hofe oder auch nach dem Garten geht, und hat ſeine eigene Treppe und eigenen Eingang. Dagegen ſteht der übrige Theil des Pallaſtes den Fremden zur Beſchauung offen, und in der Bewunderung derſelben findet der Eigenthümer oft ſeinen einzigen Genuß. Die gewöhnlichen Wohnhäuſer haben über dem Erdgeſchoſſe meiſt 2, ſelten 4 Stockwerke und meiſtens räucherige, grauſchwarze, von Kalk entblößte Mauern. Ein Gang führt zur Treppe, die von der Wohnung durch eine ſehr maſſive Thür mit gewaltigen Schlöſſern und Riegeln getrennt iſt. Auf das Klingeln wird ein kleines Fenſterchen in der Thüre geöffnet, die Thür aber oft erſt nach langem Examen. Die Fußböden ſind gewöhnlich von Backſteinen, in guten Häuſern bisweilen von Eſtrich, Oefen werden wenige getroffen. Einen ſehr günſtigen Eindruck macht auf den Reiſenden der herrliche, ein großartiges Bild gewährende Volksplatz (piazza del Popolo) am Thore gleiches Namens, durch welches der von Norden kommende Reiſende Rom zuerſt betritt. Dieſer ſchöne Platz wird von mehrern ſchönen Kirchen und neuen pallaſtähnlichen Gebäuden umgeben. Aus ſeiner Mitte ſteigt ein 82 Fuß hoher mit Hieroglyphen bedeckter Obelisk von rothem Granit empor und von dieſem Platze laufen die drei ſchönſten, ſchnurgeraden Straßen Roms aus, wovon die mittlere die ſchönſte und längſte Roms iſt, der Corſo heißt, und die Mitte der gegenwärtigen Stadt durchſchneidet, indem ſie vom Volksplatze an 1450 Schritte lang bis zum Venezianiſchen Pallaſte führt. Dieſe Straße würde, da ſie auf beiden Seiten mit anſehnlichen Palläſten, Kirchen und Klöſtern beſetzt iſt, eine der ſchönſten der Welt ſeyn, wenn ſie nicht zu ſchmal wäre, denn weil die Trottoirs an beiden Seiten 6 bis 8 Fuß wegnehmen, ſo bleibt in der Mitte etwa nur für 3 Wagen Raum. Hier findet man das lebendigſte Volkstreiben und hier ſtellt ſich der Römiſche Volkscharakter am ſichtbarſten dar. So wie die Hitze des Tages ſich gelegt hat, drängt ſich alles hier zuſammen, um der kühlen Abendluft zu genießen. Die prachtvollſten Equipagen fahren Schritt vor Schritt bis zum Volksthore und

kehren dann wieder um, denn es gehört zum Tone der vornehmen Welt, täglich ein Stündchen lang auf dem Corſo ſpazieren zu fahren. Hier wird unter freiem Himmel gekocht und gebraten; bei den ſogenannten Fritteroli, mitten auf der Straße warmes Eſſen feilgeboten; dort ſitzen Schreiber, mit der Feder hinter dem Ohre, ſtets gerüſtet, für das des Schreibens unkundige Publikum Bittſchriften und Liebesbriefe zu verfertigen; hier verſammelt ein Improviſatore einen Kreis von Zuhörern um ſich; hier und da gaffen Gruppen geſchäftsloſer Männer umher, ſtundenlang im dolce far niente verſunken und in maleriſcher Drappirung den Mantel über die Schultern geworfen; da ſtehen in einem Kreiſe von Zuſchauern ein Paar gemeine Männer, die mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Volks, mit wechſelſeitigen Geberden, die geballte Fauſt einander entgegen werfen, deren Bewegungen der Fremde für das Zeichen eines Streites hält, die aber das Moraſpiel ſpielen ꝛc. Auf dem Corſo treiben auch zur Zeit des Karnevals die Masken ihr luſtiges Weſen, und werden die Pferdewettrennen gehalten.

Von den übrigen Plätzen verdienen noch beſonders angeführt zu werden: 1) der Platz Colonna, der ſeinen Namen von der auf ihm ſtehenden Antoninsſäule hat, welche 116 F. hoch iſt und aus 28 zuſammengefügten Blöcken weißen Marmors beſteht, von den alten Römern errichtet wurde, und in halberhabener Arbeit, die ſich ſpiralförmig von unten nach oben windet, verſchiedene kriegeriſche Ereigniſſe darſtellt. Im Innern führt eine Wendeltreppe von 190 Stufen zu dem Gipfel derſelben, der mit eiſernem Geländer umgeben iſt und die vergoldete bronzene Statue des heiligen Paulus trägt, welche die Päbſte haben darauf ſetzen laſſen; 2) der Platz des Monte Cavallo, unſtreitig einer der ſchönſten Plätze, von lauter Palläſten umgeben und mit einem Aegyptiſchen Obelisk von rothem Granit geziert, zu deſſen beiden Seiten zwei Pferde von weißem Marmor, Werke altgriechiſcher Künſtler ſtehen; 3) der prächtige Platz vor der St. Peterskirche, von einem Portikus mit Säulenreihen umgeben, auf deſſen Mitte ein herrlicher, mit dem Kreuze 124 Fuß hoher Obelisk, und daneben zwei ſchöne Springbrunnen ſich erheben. Dieſer Platz gewährt beſonders bei großen Kirchenfeſten und bei der Hauptprozeſſion am Frohnleichnamstage einen impoſanten Anblick. Der größte Platz in Rom iſt die Piazza Navona, deſſen Hauptzierden drei Springbrunnen ſind, wovon der mittlere als eins der ſchönſten Denkmäler des neuen Roms betrachtet wird. Aus der Mitte des Baſſins von weißem Marmor ſteigt ein großer Felſen empor, auf welchem ſich ein 72 F. hoher mit Hieroglyphen bedeckter Obelisk erhebt. Am Felſen erblickt man 4 Bildſäulen von weißem Marmor meiſterhaft gearbeitet und die 4 Hauptſtröme der Erde; den Ganges, die Donau, den Nil und den la Plata vorſtellend, und in den 4

Höhlen des Felſens Thiere in koloſſaler Größe, welche die 4 Welttheile bezeichnen. Im heißen Sommer wird der Platz, mittelſt des großen Springbrunnens, häufig unter Waſſer geſetzt, ſo daß die etwas tiefer liegende Mitte des Platzes mit einem 4 bis 5 F. hohen Waſſer bedeckt iſt. Jeden Sonnabend und Sonntag im Auguſt wird dann hier ein ſogenanntes Waſſerfeſt gefeiert. Wer nur ein Pferd, ein Maulthier oder einen Eſel beſitzt, eilt dann herbei, ſpannt das Thier vor ein Fuhrwerk, und fährt mit den Seinigen in großem Staate in dieſem entſtandenen See herum. Nach 2 Uhr erſcheint nun die elegante Welt aus allen Ständen, und von da an werden nur Fuhrwerke mit 2 Pferden beſpannt zugelaſſen. Eine zahlreiche Muſik unterhält das Publikum mit den neueſten Muſikſtücken. Während die Wagen und Reiter, alles bunt durch einander, ſich im See herumtummeln, ſteht ein zahlreiches Publikum im Kreiſe oder an den Fenſtern und auf den Balkons herum und ſchaut dem Feſte bis zum Abend zu, wo die Schleußen des Springbrunnens aufgezogen werden und in einer Viertelſtunde der Platz ſo trocken iſt, als wäre nie ein Tropfen Waſſer darauf geweſen.

Ueberhaupt iſt der Römer ein großer Freund öffentlicher Vergnügungen. Von dem berühmten Karneval iſt ſchon unter der Rubrik der Einwohner Italiens geſprochen worden. Wir wollen hier nur Einiges noch von den kirchlichen Feſten ſagen, die mit beſonderem Glanze gefeiert werden, und man kann ſich in der That nichts Prunkvolleres denken, als die großen Feſte zu Rom. An ſolchen Tagen paradirt ein zahlreicher Klerus unter Kleidungen und Ornamenten, die von Golde ſtrahlen. Ganze Wälder von Wachskerzen brennen an den prächtig geſchmückten Altären. Vor dieſen liegen die zierlichſten Teppiche ausgebreitet; melodiſche Geſänge ertönen unter dem ſchönen theils bemalten, theils in Stuck gearbeiteten Deckengewölben der Kirchen, welche von majeſtätiſchen Bogen oder von geſchmackvollen mit koſtbaren Tapeten behangenen Säulen getragen werden. Das ganze iſt in einen leichten Dunſt von Weihrauch gehüllt, der den Tempel mit einem geweiheten Geruche erfüllt und den heiligen Myſterien gleichſam zur Hülle dient. Wenn dann vollends an feſtlichen Tagen die Geiſtlichkeit einen Zug außerhalb des Tempels eröffnet, ſo ſieht man alſobald ein zahlreiches Hülfskorps von Laien ſich an das Heer der Geiſtlichen anſchließen. Zwiſchen die zwei Reihen von Rauchfäſſern drängen ſich Kinder, die den Weg mit Blumen beſtreuen. Schaaren von Brüderſchaften mit Fackeln in den Händen ziehen, jede unter ihrer eignen Fahne, mit. Die Straßen ſind mit allem, was der Luxus der Reichen und die Eitelkeit der Armen an Tapeten und bunten Vorhängen zuſammen zu bringen vermag, ausgelegt, und den ganzen ſchon durch ſeine Ordnung ſo imposanten Zug begleitet ein

Concert der ſchönſten Stimmen und der vorzüglichſten Inſtrumente, die Rom aufzuweiſen hat.

Alle kirchlichen Feſte übertrifft an Glanz und Gepränge der Frohnleichnamstag. Da ſieht man die ganze Armee des Pabſtes in ſchönſter Haltung unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute von mehreren hundert Glocken aufmarſchiren. Ferner erſcheinen da die 30 Domkapitel der Stadt, über 6000 Ordensgeiſtliche in Livréen aller Art, eine Legion von Regierungsbeamten in kurzen Mänteln, mit Fackeln in den Händen; viele tauſend büßende Brüder in Säcken von mancherlei Farben, 400 Muſiker aus allen Kirchen, das Kollegium der Kardinäle, umgeben von zahlreichen Schaaren von Prälaten, denen die Römiſchen Fürſten und Großen im Gefolge gehen und endlich mitten unter all der Majeſtät der heilige Vater ſelbſt, unter einem breiten Thronhimmel von Gold und Seide, mit dem fürſtlichen Purpur und der dreifachen Krone bekleidet, auf einer prächtigen von 12 Bedienten getragenen, ſich langſam vorwärts bewegenden Sänfte. — Den Vorabend des Weihnachtsfeſtes kündigt Trommelſchlag und Kanonendonner von der Engelsburg an. Die Läden werden geſchloſſen; alles zieht ſich zurück, um für die Anſtrengungen der Nacht Kräfte zu ſammeln. Das mitternächtliche Mahl und die Lobgeſänge beginnen; dem heiligen Jubel und dem glänzenden Pomp der erhabenen Ceremonien in der Kirche des Quirinals, des heiligen Ludwig und der Santa Maria in ara Coeli (wo man das ſo geheißene presepio aufgeſtellt, erblickt, mit einer Landſchaft, Felſen, Ruinen, der Krippe, dem Jeſuskinde, den Hirten und andern Figuren) folgt ein Mahl, an welchem ſelbſt das ärmſte Kind theil zu nehmen ſucht. Nach erhaltener Vergebung der Sünden wandern die Andächtigen zur Kirche Santa Maria Maggiore, um der Prozeſſion der Culla oder der Wiege Chriſti (von welcher man glaubt, daß es die von Bethlehem ſelbſt ſey), die während des Feſtes auf dem Hochaltare für die Gläubigen zur Anbetung ausgeſetzt wird, beizuwohnen. In dieſem prachtvollen chriſtlichen Tempel bietet ſich nun eine überraſchende Szene dar. Tauſende von Wachskerzen erleuchten die drei weiten durch marmorne Säulen abgeſonderten Chorgänge, die Seitenkapellen und die Bildſäulen der Päbſte ſo wie die Bekleidungen von goldbeſetztem, karmoiſinrothem Sammet, welche die Zwiſchenräume ſchmücken. Eine zahlreiche Volksmenge wandelt unter dieſer impoſanten Schauſtellung kirchlicher Pracht umher, dort kniet ein Haufen Andächtiger um den Altar herum, auf welchem die heilige Reliquie ausgeſtellt iſt; die ſchöne Welt geht ab und zu und beſpricht ſich, bis endlich um 3 Uhr Morgens die Ungeduld der Harrenden befriedigt wird. Eine Prozeſſion von Prieſtern eröffnet die Feierlichkeit der Geburt Chriſti, und während eines großen impoſanten muſikaliſchen Hochamtes wird die Culla

in Prozeſſion herumgetragen und hierauf in der Kapelle des heiligen Kreuzes auf den Altar geſetzt.

Die Semana Santa d. h. die Char- oder Marterwoche zieht immer eine Menge Fremder nach Rom; an jedem Tage derſelben finden nämlich mehrere große Kirchenceremonien Statt. Vorzüglich giebt das Miserere am Mittwoch, grünen Donnerſtag und Charfreitag in der Sixtinſchen Kapelle im Vatikan unſtreitig das Höchſte und Vollkommenſte im Geſange, einen hohen Kunſtgenuß. Von dem Miserere am Charfreitage folge hier eine kurze Beſchreibung. Um 4 Uhr Nachmittags verſammeln ſich an dieſem Tage der Pabſt und die Kardinäle in der Sixtinſchen Kapelle. Das Hochfeierliche dieſes Verſammlungsorts wird durch die darin herrſchende Dämmerung noch ergreifender. Links iſt eine Tribune für Perſonen von fürſtlichem Range, an der Eingangſeite, ſo wie an der rechten Wand eine vergitterte Abtheilung für die Fremden; oberhalb an dieſer Wand eine mit Fenſtern verſehene wenig hervortretende Loge für die Sänger, ſo daß ſie gewiſſermaßen verborgen ſind und die Töne wie aus einer unſichtbaren Region kommen. Den ganzen innern Raum nehmen die Kardinäle ein, in weitem Kreiſe ſitzend, jeder mit einem geiſtlichen Diener, der vor ihm ſitzt, auf einer niedern Stufe. In der Tiefe der Kapelle iſt der Traueraltar, nur mit zwei hohen Wachskerzen beſetzt; ihm zur Rechten ſitzt der Pabſt in violettfarbenem Talare auf ſeinem Throne. Dem Altare links iſt ein Kandelaber mit 13 kleinern pyramidaliſch aufgeſtellten Kerzen. Gegen 5 Uhr beginnt der Geſang. Einfache Choräle von einzelnen Sopran- Alt- und Baßſtimmen geſungen, machen die Einleitung. Es folgen zuſammengeſetzte Partien, zwiſchen welchen Pſalmen halb geſprochen, halb geſungen werden. Zwiſchen jedem Geſangabſchnitte wird auf dem Kandelaber ein Licht nach dem andern ausgelöſcht. Endlich erlöſcht auch die letzte Kerze und alles liegt in Dämmerung verſenkt, nur die Geſtalt der Kardinäle und weißen Prälaten, unbeweglich wie Bildſäulen ſitzend, leuchtet durch das Dunkel. Tiefe Stille auf einen Augenblick. In dieſem Augenblick erhebt das Chor der unſichtbaren Sänger kraftvoll und durchdringend ſeine Stimme: Miserere (Herr erbarme dich unſer). Wie aus heiliger Nacht herab quillt der Feiergeſang, gleich einem Strome von Harmonien, der alle Herzen umſchlingt, und es entwickelt ſich ein Wechſel, ein Verſchmelzen, ein Sinken und Erheben der Töne, welches bald das Gemüth in tiefe Rührung auflöſt, bald zur höchſten, andachtvollſten Entzückung begeiſtert *). Das Ganze ſchließt

*) Kephalides ſagt von der Wirkung dieſes Miserere: „Ach welch banges Sehnen beſtürmt unſer Herz! Wir wollen zu den Füßen des Heilandes fallen und ſie mit tauſend Thränen heißer

mit einigen ſegnenden Worten, welche der Pabſt, vor den Altar tretend, über die Verſammlung ausſpricht. — Aus der Sixtinſchen Kapelle begeben ſich der Pabſt und die Kardinäle in die Pauliniſche Kapelle. Der ſtille Zug geht durch einige Säle; es eröffnen ſich die zwei Flügelthüren; eine ſtrahlende Beleuchtung ergießt ſich über den Zug. Die Kapelle iſt wie von einer zuſammengefloſſenen Lichtmaſſe erfüllt; Wachskerzen, vom Fußboden bis zur Decke hinauf, bekleiden die Wände mit blendendem Glanze, der durch transparente Verſtärkung das Grab des Heilandes in der größten Verklärungsglorie erſcheinen läßt. Um die feierliche Stelle knien zunächſt ſtillbetend der Pabſt und die Kardinäle; hinter ihnen die übrige Verſammlung. Von da begiebt ſich der ernſte hohe Zug zur Peterskirche hinab, wo aus tiefer Ferne ein Lichtpunkt hervorglänzt und das ſchauerliche Dunkel umher wunderbar wirkend erhellt. Nämlich ein 24 F. hohes und 12 F. breites Kreuz ſchwebt aus der Kuppel der Kirche über dem Grabe des Apoſtels Petrus herab, an dem der Pabſt, die Kardinäle und das Volk in ſtillbetender Andacht knien. Dieſes Kreuz iſt auf jeder Seite mit mehr als 300 Doppellampen beſetzt, durch deren Schimmer in der tiefen Finſterniß des unermeßlichen Tempels ein Helldunkel von der außerordentlichſten Wirkung erzeugt wird. — Den Anbruch des Oſtertages verkündet Kanonendonner ſchon am frühen Morgen. Der Pabſt verrichtet das Hochamt in der St. Peterskirche. Gegen 11 Uhr Morgens verſammelt ſich auf dem Petersplatze eine unzählige Menge Volks aus ganz Italien. Der Platz iſt mit Myrthen- und Lorbeerzweigen beſtreut, die päbſtlichen Soldaten ſchließen vor der Kirche einen großen Halbkreis, aus deſſen Mitte die luſtigſte Muſik erſchallt. Endlich erklingt ein feierliches Glockengeläute und die Muſik verſtummt. Nun erſcheint in weißem Feſtſchmuck gekleidet, auf einem Seſſel getragen, der Pabſt auf dem Balkon; und alles Volk liegt plötzlich auf den Knien, während der Pabſt den Segen ertheilt. Nun rollt der Kanonendonner durch die Luft und verkündet den entfernten Gegenden den Segen des Pabſtes, womit die Feierlichkeit beſchloſſen wird. Abends wird die Peterskirche erleuchtet. So wie es dunkel zu werden anfängt, ſieht man die ganze Façade der Kirche bis zur Spitze des Kreuzes mit Lichtern tragenden Arbeitern bedeckt. Dreimaliger Kanonendonner kündet die nahe Vollendung des prachtvollſten Schauſpiels an. Wie durch einen Zauberſchlag ſteht bei dem letzten Donner das majeſtätiſche Gebäude ganz in Strah-

---

Liebe benetzen! Wie wahr hat der geredet, welcher zum Heil ſeiner Seele nichts ſehnlicher wünſchte, als daß in der Stunde des Todes dieſe ſüßen Töne ihn umklingen möchten; denn wahrlich unſere Seele quillt in ihnen zum Himmel!"

lenflammen gekleidet. Dieſe plötzliche Erleuchtung wird durch Zündfäden bewirkt, welche die mit Dochten verſehenen kleinen Lampen unter einander verbinden und ſo die Anzündung aller mit Blitzesſchnelle verbreiten. Iſt dieſes Schauſpiel vorüber, ſo eilt alles nach der Engelsburg hin, um das Feuerwerk, die Girandola, das von da abgebrannt wird, zu ſehen. Dieſes Feuerwerk iſt groß und bewundernswerth. Die Engelsburg von tauſend Lavaſtrömen umfloſſen, die hoch in die Lüfte emporſchlagen, ſteht in Flammen und gleicht einem feuerſpeienden Berge, der nach und nach erliſcht. Aus der Finſterniß leuchtet am Schluſſe, wie ein freundliches Geſtirn, der päbſtliche Namen mit der dreifachen Krone.

Unter den vielen Kirchen, durch welche ſich Rom vor allen andern Städten der Chriſtenheit auszeichnet, und worunter eine große Zahl theils durch ihre Bauart, theils durch ihre Kunſtſchätze die Aufmerkſamkeit feſſelt, ſteht die St. Peterskirche oben an. Dieſe Kirche übertrifft alle andern Kirchen der Erde, ſowohl in Hinſicht ihrer Größe und der Schönheit ihrer Verhältniſſe, als in Hinſicht des Reichthums und der Pracht ihrer Verzierungen. Man muß dieſelbe mehr als einmal ſehen, um alle Schönheiten faſſen zu können; und alles im Einzelnen prüfen, um ſich von der Großartigkeit des Entwurfs, der Kühnheit der Unternehmung und der Vollſtändigkeit, mit welcher ſie ausgeführt wurde, einen richtigen Begriff machen zu können. Der Grundſtein zu dieſer Kirche wurde 1506 gelegt, und vollendet wurde ſie 1614. Ihr Bau währte alſo, freilich unter mehreren Unterbrechungen, 108 Jahre; und die Baukoſten ſollen ſich auf 45 Millionen Scudi (etwa 60 Millionen Thlr. Sächſiſch) belaufen haben. Sie iſt in Form eines Kreuzes gebaut und nimmt einen Flächenraum von etwa 8 Berliner Morgen ein. Ihre inwendige Länge beträgt 575 Fuß und ihre Höhe ohne die Kuppel 170 Fuß, hingegen mit der Kuppel vom Boden der Kirche bis zum Gipfel des Kreuzes 410 Fuß. Der erſte Blick in das Innere der Kirche iſt nicht vermögend, von der Größe des Gebäudes eine hinreichende Vorſtellung zu erzeugen. Alle Theile ſind in einem ſo vollkommenen Ebenmaaße unter ſich und zum Ganzen, daß die ungeheure Größe der Kirche erſt dann bemerkbar wird, wenn man die Dimenſionen eines Pfeilers oder eines andern Beſtandtheiles, für ſich beſtehend, betrachtet und etwa mit lebenden Weſen verglichen hat. So ſcheinen z. B. die Knabenſtatüen, welche die Weihwaſſerbecken tragen von der natürlichen Kleinheit ihres Alters zu ſeyn, ſo lange man an der Thüre ſtehet. Wenn man ſich aber ihnen nähert, vergrößern ſie ſich mit jedem Schritte, um welchen die Entfernung kleiner wird; und ganz verwundert ſteht man zuletzt vor ihnen, und betrachtet die Größe ihrer Rieſenglieder. Die Façade der Kirche beſteht aus einer Reihe von mächtigen Säulen und dieſe

tragen eine Attika (kleinere Säulenordnung), in deren Mittelpunkte ſich der Balkon befindet, von welchem der Pabſt dem Volke den Segen ertheilt. Durch ein Portal und eine prächtige Vorhalle, in welcher die Schwibbogen mit vergoldetem Stuck bekleidet ſind, gelangt man durch 5 Thüren, von denen die eine zugemauerte, nur im Jubeljahre eröffnet wird, und wovon die mittelſte und größte ganz ehern iſt, in das Innere der Kirche oder in das Hauptſchiff. Rechts und links laufen an dem Schiffe 4 große Arkaden hin, deren Pfeiler 78 Fuß Höhe haben, und ein großes um die Kirche laufendes Geſims ſtützen, über dem die Fenſter angebracht ſind, welche der Kirche Licht geben. In der Mitte des Kreuzes der Kirche iſt das Grabmal des Apoſtels Petrus, um welches herum beſtändig 112 Lampen brennen. Der Hauptaltar (es giebt außerdem noch 28 Altäre in dieſer Kirche), welcher gerade unter der großen Kuppel ſich befindet, iſt ein wahres Prachtwerk und prangt unter einem, auf 4 gewundenen Säulen von vergoldeter Bronze ruhenden Baldachin oder Thronhimmel, und hat eine Höhe von 90 F. Der Pabſt und der Kardinal Dechant allein haben das Recht, an dieſem Hochaltare Meſſe zu leſen. Hinter dieſem Hauptaltare, im Mittelpunkte des Chores, befindet ſich noch einer der ſchönſten Altäre, dem Stuhle des Apoſtels Petrus zu Ehren errichtet, welcher in der Mitte des Altars aufgeſtellt iſt; dieſer Altar, reich an bronzenen Statüen in koloſſalem Maaßſtabe, endigt mit einer Glorie von reichvergoldeter Bronze, deren Strahlenglanz durch das in der Mitte angebrachte goldfarbige Kryſtallglas noch um vieles vermehrt wird. Die Errichtung dieſer Gruppe koſtete 250,000 Thlr. und erforderte gegen 16,500 Pf. Erz. Mit gleicher Pracht ſind auch die an den Seiten angebrachten Kapellen ausgeſtattet, und die ausführliche Beſchreibung der prachtvollen Grabmäler und anderer Herrlichkeiten dieſer Kirche würde ganze Bände füllen. Doch das Bewundernswürdigſte iſt die herrliche Rieſenkuppel, die ſich aus der mit einem hohen Steingeländer verwahrten Platteforme, auf welcher man ſehr gut herumwandeln kann, mächtig emporhebt, als das kühnſte Werk, das je die Baukunſt gewagt hat. Dieſe prachtvolle Kuppel, zu deren beiden Seiten, jedoch weiter vorwärts, zwei kleinere Kuppeln ſtehen, das unſterbliche Werk des berühmten Michel Angelo Buonarotti, ruhet auf 4 ungeheuren Pfeilern, wovon jeder 38 F. im Umfange hat. Der Durchmeſſer dieſer in der innern Wölbung ganz mit Moſaik bekleideten und reich vergoldeten Kuppel beträgt 132 F. und die Höhe vom Fußboden bis zum Kreuze 410 F., und iſt alſo nicht viel niedriger als der Straßburger Münſter. Sie beſteht aus zwei maſſiven und vollkommen parallel aufgeführten Gewölben über einander und hat 16 Hauptbogen, welche gleichſam die Rippen dieſes gewaltigen Körpers bilden und gegen das übrige Gewölbe beträchtlich hervorſtehen, und ſo gleichſam zu Rahmen dienen, in wel-

che die 16 Theile des Gewölbes tafelartig eingefalzt ſind. In jedem dieſer Felder befinden ſich drei zierliche Fenſter, wodurch die Kuppel, ſo wie auch durch die darüber ſich erhebende Laterne*) ihr Licht empfängt. Auf der Laterne prangt eine vergoldete bronzene Kugel, die 8 F. im Durchmeſſer hat und 10 Perſonen faſſen kann und dem 13 Fuß hohen eiſernen Kreuze zum Fußgeſtelle dient. Wer Luſt hat, kann bis zu dieſer ſchwindelnden Höhe hinaufſteigen; denn es führt eine 141 Stufen hohe bequeme Treppe auf das Dach oder die Platteforme der Kirche. Auf 28 Stufen ſteigt man nun an der Kuppel zu einer Gallerie hinauf, die rings um ſie her läuft und worin man ſie ganz umwandern kann. Von dieſer äußern Gallerie kann man durch eine Thür zu der innern Gallerie der Kuppel gelangen, die mit einen Geländer umgeben, inwendig rings um die Kuppel führt, und wo das Bewundernswürdige dieſes Baues am deutlichſten erſcheint. Unter ſich und über ſich ſieht man einen Abgrund. Man befindet ſich in der Mitte des größten Baues, den die Welt jetzt hat, und dies iſt der Standpunkt, wo man ſeine Größe und Erhabenheit am meiſten wahrnimmt. In dem Abgrunde unten ſieht man den Hauptaltar, der ungeachtet ſeiner Höhe von 90 Fuß, klein erſcheint. Wer noch höher ſteigen will, kann von jener äußern Gallerie bis zu dem Orte ſteigen, wo die Kuppel doppelt zu werden anfängt, von wo nun die Treppen zwiſchen den beiden Gewölben der Kuppel bis zum oberſten Punkte der Kuppel führen. Man befindet ſich alsdann auf der Gallerie, welche die Laterne der Kuppel umgiebt und ſchwebt in einer Höhe von mehr als 350 Fuß. Von dem Innern der Laterne ſteigt man auf einer eiſernen Leiter in den Knopf und von da um den Knopf herum bis zu dem eiſernen Kreuze.

Eine andere merkwürdige Kirche iſt die ſchöne **Basilica S. Giovanni in Laterano** oder die Kirche des heiligen Johann von Lateran, die erſte Kirche der katholiſchen Chriſtenheit und die beſchöfliche Kirche des Pabſtes, von welcher jeder neue Pabſt durch eine feierliche Prozeſſion Beſitz nimmt. Sie iſt die älteſte Kirche Roms, die bereits 324 eingeweihet wurde, indem ſie Conſtantin der Große erbaut und dem Pabſt Sylveſter geſchenkt haben ſoll. Vor dem Hochaltare dieſer Kirche darf nur der Pabſt und auch dieſer nur einmal im Jahre die Meſſe halten. Das Portal der Kirche iſt eins der ſchönſten in Rom. Fünf Thüren führen in das Innere der Kirche, und eine derſelben wurde ſonſt nur alle 100 Jahre geöffnet, jetzt aber alle 25 Jahre, wobei dann der Pabſt von einem Balkon der aus 4 großen Säulen und 6 Pilaſtern beſtehenden Façade dem zahlreich verſammelten Volke den

*) Laterne heißt in der Baukunſt ein Säulenwerk, welches das über die Kuppel angebrachte Kuppeldach trägt, und deſſen Zwiſchenräume entweder ganz offen gelaſſen oder mit Glasfenſtern ausgeſetzt ſind.

Segen ertheilt. Der Fußboden der ganzen Kirche iſt von Marmor und Porphyr, und überhaupt enthält ſie eine Menge der ſchönſten Bildſäulen, antiken Säulen, Grabmäler und Gemälde. Unter den Kapellen iſt die der Corsini im neuern Geſchmack erbaut und eine der ſchönſten und reich verzierteſten, und ſoll 2 Millionen Römiſche Thaler gekoſtet haben. Auf dem ſchönen Platze vor der Kirche, die in einer ſehr öden Gegend Roms, nahe an dem nach Neapel führenden Thore ſteht, erhebt ſich der größte von allen in Rom aufgeſtellten Obelisken, aus einem Stücke beſtehend, von rothem Granit und mit Hieroglyphen bedeckt. An die Kirche ſtößt die Taufkapelle Conſtantins des Großen, welche dieſer Kaiſer, der Sage nach, zu ſeiner Taufe erbauen ließ und in der eine verſchwenderiſche Pracht herrſcht. Der Kirche gegenüber iſt ein Gebäude mit der heiligen Treppe, die zu dem Hauſe des Pontius Pilatus in Jeruſalem gehört haben und auf welcher der Heiland gegangen ſeyn ſoll. Sie beſteht aus 28 Marmorſtufen, iſt mit Holz belegt und wird von den Gläubigen nur auf den Knien hinaufgerutſcht.

Das Pantheon, gewöhnlich Rotonda genannt und durch die Päbſte in eine Kirche Santa Maria ad Martyres umgewandelt, iſt das ſchönſte und wohl erhaltenſte altrömiſche Gebäude, ein Meiſterſtück der Römiſchen Baukunſt in ihrem goldenen Zeitalter, 26 Jahre vor Chriſti Geburt von Marcus Agrippa, dem Schwiegerſohne des erſten Römiſchen Kaiſers Auguſtus, erbaut. Das Ganze hat ein gewiſſes Gepräge von Einfachheit und Majeſtät, bei dem man den Prunk und die Zierathen aller Tempel und Palläſte vergißt. Vor dem Eingange bilden 16 ſchöne Korinthiſche Säulen von Orientaliſchem Granit einen mit einem ſchönen Frontiſpiz gezierten herrlichen Portikus. Das Innere des Pantheons, nicht weniger ſchön und majeſtätiſch als der Portikus, hat 140 F. im Durchmeſſer und eben ſo viele in der Höhe, und iſt ein rundes Gewölbe ohne Pfeiler und Fenſter, welches mit einer mächtigen aber ganz einfachen Kuppel ſchließt, von deren Mitte herab eine zirkelrunde Oeffnung von 27 F. im Durchmeſſer das ganze Gebäude erhellet. Zu jener Oeffnung ſteigt man auf einer von Außen angebrachten Treppe von 190 Stufen. 14 der ſchönſten Säulen ſtehen an der innern Peripherie der Rotonda. Die Grabmäler ausgezeichneter Künſtler und Gelehrten, z. B. des Raphael, Mengs, Winkelmanns, Metaſtaſio, Caracci ꝛc. gereichen dem herrlichen Gebäude noch zur beſondern Zierde, aber die zwei kleinen viereckigen Thürme, welche ein Pabſt an beiden Seiten des Dachs hat aufführen laſſen, entſtellen nur das Pantheon, und ſpielen eine ſehr ſchlechte Figur zwiſchen der Kuppel und der Façade. Der kleine Platz vor dem Pantheon iſt mit einem großen marmornen Springbrunnen geziert, aus deſſen Baſſin ſich ein zwar kleiner, aber wohl erhaltener Obelisk erhebt.

Der Vatikaniſche Pallaſt, unſtreitig der größte in Europa, eine ungeheure Steinmaſſe, iſt nicht ſowohl ein einzelnes Gebäude, als vielmehr eine Zuſammenhäufung von Palläſten, deren Bauart ſo verſchieden iſt, als die Jahrhunderte und die Talente, die auf die Vollendung derſelben verwendet wurden, und ſoll nach Einigen ſchon von Conſtantin dem Großen, nach Andern erſt zu Ende des V. Jahrhunderts angelegt worden ſeyn. Viele Päbſte ließen durch die größten Baumeiſter Italiens daran bauen, zuletzt noch die Päbſte Pius VI. und VII., erſterer das **Museo Pio-Clementino** und letzterer das **Museo Chiaramonti** hinzufügen, ſo daß das ungeheure Ganze, welches ein rechtwinkliches Oblongum bildet, jetzt eine Länge von 1080 F., eine Breite von 720 Fuß hat, und 22 Höfe, 200 Treppen und 10,246 Säle, Zimmer und Gänge*) enthält. Der Vatikan hat ſeinen vornehmſten und prächtigſten Eingang durch die den Petersplatz gegen N. umſchließende Kolonnade, und ſteht durch einen gemauerten und bedeckten Gang, den alten Waſſerleitungen ähnlich, mit der Engelsburg in Verbindung, vermittelſt deſſen ſich ſonſt die Päbſte in unruhigen Zeiten nach dieſer Citadelle zurück zogen. Wegen der in der Gegend Roms, wo dieſer Pallaſt ſteht, herrſchenden ungeſunden Luft (Malaria) haben die Päbſte den Vatikan als Reſidenzpallaſt aufgegeben und ihn mit dem auf dem Monte Cavallo vertauſcht und der Vatikan ſteht daher jetzt faſt immer leer, und nur ſelten bringt der Pabſt einige Zeit im Winter darin zu. Aber die herrlichen Kunſtſammlungen, die dieſer Pallaſt in ſich ſchließt, da hier alles zuſammen gefloſſen iſt, was Rom Großes und Erhabenes aufzuweiſen hat, machen ihn zu einem Pallaſte der Künſte, zu deſſen Schätzen das Publikum zweimal in der Woche unentgeltlich den Zugang hat; denn außer den beiden Kapellen, der Sixtinſchen und der Pauliniſchen, beide reich an Gemälden und Freskomalereien berühmter Meiſter und der großen Vatikaniſchen Bibliothek, welche 300,000 gedruckte Bände und 30,000 Hand-

*) Gewöhnlich nimmt man in runder Zahl **11,000** an. „Es wäre eine Kleinigkeit, ſagt Kephalides in ſeiner Reiſebeſchreibung S. **155**, die ganze Preußiſche Armee, ſelbſt zu **300,000** Mann angenommen, in der Reſidenz des Pabſtes aufzuſtellen, denn wenn auch unter den **11,000** Gemächern viele kleine Winkel ſeyn mögen, ſo giebt es auch wiederum Säle von **250** Schritt.“ Ein zu Mailand herausgekommenes Reiſehandbuch durch Italien zählt nur **4422** Säle, Zimmer und Gallerien im Vatikan, welche Angabe auch die richtigere zu ſeyn ſcheint; denn die andern Angaben von **10,000** oder gar **11,000** Gemächern ſind offenbar unrichtig, da nach der Berechnung des Flächeninhaltes des Gebäudes alsdann kaum einige **70** □ Fuß auf Ein Gemach im Durchſchnitt kommen würden.

ſchriften enthalten ſoll, findet man hier unter andern: 1) die Galleria geographica, einen großen Korridor, deſſen Wände mit topographiſchen Alfreskos von ganz Italien bedeckt ſind; 2) einige Zimmer im 2. Stock des Vatikans, mit den bekannten Raphaeliſchen Tapeten, die zu dem Schönſten gehören, was die Kunſt hierin aufzuweiſen hat; 3) die ſogenannten Logen des Raphael, drei über einander ſtehende Säulengänge, jeden von 13 Arkaden, mit Verzierungen und Deckengemälden nach Raphaels Zeichnungen größtentheils von ſeinen Schülern ausgeführt; 4) die berühmten ſogenannten Stanzen Raphaels, 4 große Zimmer oder Säle mit Freskogemälden dieſes größten Malers, die ein Gegenſtand allgemeiner und tiefer Bewunderung ſind, und ungeachtet einige der Gemälde etwas gelitten haben, noch immer zu den ſchönſten der Welt gerechnet werden; 5) die in 6 Sälen aufgeſtellte Gemäldeſammlung, eine durch die große Zahl wahrer Meiſter- und Kabinetsſtücke in ihrer Art einzige Gallerie, die durch einen Gang mit dem ſogenannten Appartamento Borgia oder Gallerie Borgheſe in Verbindung ſteht, wo in 4 Sälen eine Menge ſchöner Antiken aufgeſtellt iſt; und 6) das äußerſt reiche, durch einen ungeheuren Korridor, der beſonders Inſchriften enthält, mit der Gallerie Borgheſe verbundene Museo Pio-Clementino, deſſen erſter, an 200 Schritte langer Saal das Museo Chiaramonti, nach dem Familiennamen des Pabſtes Pius VII, von dem es angelegt iſt, genannt wird. Von den vielen Statüen, und Antiken, welche das eigentliche Muſeo Pio Clementino enthält, nennen wir nur die berühmte Gruppe des Laokoon, den herrlichen Apoll von Belvedere*), eine Statüe, die nach Winkelmann das höchſte Ideal der Kunſt unter allen Werken des Alterthums iſt, welche der Zerſtörung entgangen ſind. Hier befindet ſich auch die größte Porphyrvaſe der Welt, 41 F. im Umfange und 13½ F. im Durchmeſſer haltend. Ein erſt 1817 angebauter Flügel des Vatikans, der Braccio nuovo, enthält auch noch herrliche Statüen, Säulen, Basreliefs, und Fußböden von antiker Moſaik. Der jetzige Pabſt Gregor XVI. hat den Vatikan mit einem neuen Muſeum bereichert, das beſonders den Werken Etruskiſcher Kunſt gewidmet iſt, 1837 eröffnet wurde und den Namen Gregorianiſches Muſeum führt.

Der Quirinalpallaſt auf dem Monte Cavallo, welchen der Pabſt den Sommer hindurch abwechſelnd mit dem Luſtſchloſſe Caſtel Gandolfo, ſüdlich von Rom gelegen, bewohnt, liegt weit höher als der Vatikan, und hat nebſt einer vortrefflichen

---

*) Das Belvedere iſt eine Rotunde mit mehreren Nebenzimmern im Vatikan, und hat von der ſchönen Ausſicht, die es wegen ſeiner Höhe darbietet, den Namen.

Ausſicht, eine ſehr geſunde Luft, iſt aber bei Weitem nicht ſo groß als der Vatikaniſche Pallaſt, aber in einem einfach ſchönen Style erbauet und bildet ein längliches Viereck, deſſen beide lange Seiten 2, die ſchmälern aber 3 Stockwerke haben. Hier ſind beſonders die ſchöne Doppeltreppe von Marmor, der auf drei Seiten mit einer Säulenhalle umgebene, 323 F. lange und 164 Fuß breite, innere Hof, der herrliche Hauptſaal und der große daran ſtoßende Garten zu bemerken. — Den Barberiniſchen Pallaſt hält man nach dem Vatikaniſchen für den größten in Rom, indem er 4000 Zimmer enthalten ſoll; er hat manche herrliche Kunſtwerke in ſeinen prächtigen Sammlungen. — Der Farneſiſche Pallaſt iſt der ſchönſte unter den vielen Privatpalläſten Roms und von dem berühmten Michel Angelo erbaut. Er gehörte ſonſt der Familie von Farneſe, jetzt aber dem Könige von Neapel, und enthält gegenwärtig nichts mehr von Intereſſe als die herrlichen Freskogemälde in den unermeßlichen Sälen.

Das heutige Kapitol (jetzt Capidoglio genannt) iſt auf den Grundmauern des alten aufgeführt und hat eine ganz verſchiedene Geſtalt von der des alten. Der Hauptaufgang zum Kapitol iſt heut zu Tage auf der Nordſeite, da er ſonſt auf der ſüdlichen Seite des Hügels (Mons Capitolinus) war. Die öſtliche Spitze dieſes Berges, welche jetzt die Kirche Santa Maria in ara Coeli trägt, war das eigentliche Kapitol, wo der Tempel des Jupiter Capitolinus ſtand; die weſtliche Spitze war die Arx oder Burg, und auf dieſer weſtlichen Spitze mag auch der berüchtigte Tarpejiſche Fels zu ſuchen ſeyn, von dem die zum Tode verurtheilten Verbrecher herabgeſtürzt wurden. Stellt man ſich unten an den Hauptaufgang der nördlichen Seite des Berges, ſo ſieht man links neben demſelben eine Treppe, die zu der Kirche Santa Maria in ara Cöli führt; rechts führt eine andere Treppe oder vielmehr Auffahrt aufs Kapitol. Iſt man hinauf geſtiegen, ſo ſieht man auf einem viereckigen Platze rechts und links an der Treppe die berühmten koloſſalen Bildſäulen des Caſtor und Pollux und neben denſelben zu beiden Seiten die Gruppen von Rüſtungen, welche unter dem Namen Trophäen des Marius bekannt ſind. Im Hintergrunde ſteht der Pallaſt des Senatore von Rom*); rechts (nach der Tiber zu) der Pallaſt der Conſervatoren und links das Kapitoliniſche Muſeum, worin ſich eine herrliche, reiche Sammlung von Antiken befindet. In der Mitte dieſes Platzes, welchen dieſe 3 Palläſte auf 3 Seiten begränzen, ſteht die bronzene Ritterſtatüe des Kaiſers Marcus Aurelius, die herrlichſte und ſchönſte des Alterthums, welche unverletzt auf unſere Zeiten

---

*) Auf einem Thürmchen deſſelben befindet ſich die Glocke, welche beim Tode des Pabſtes geläutet wird.

gekommen iſt*). Dieſe drei Palläſte von ſchöner Bauart hängen nicht zuſammen, ſondern es führen zwiſchen ihren gemeinſchaftlichen Endpunkten große freie Durchgänge, rechts nach dem Tarpejiſchen Felſen und links nach dem Campo Vaccino — dem ehemaligen Forum Romanum — hinab, jetzt einem ſchmutzigen und unregelmäßigen, hier und da mit Bäumen bepflanzten Platze, der in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ſeiner vormaligen Größe unwerth und gewöhnlich an Wochentagen mit Büffeln und Zugochſen bedeckt iſt, die an die mit Lebensmitteln für die Hauptſtadt beladenen Wagen geſpannt ſind. — Die Engelsburg, urſprünglich vom Kaiſer Adrian zu ſeinem Familienbegräbniſſe erbaut, war ein runder 188 F. im Durchmeſſer haltender, mit Marmor überzogener und mit Statüen und anderer Bildhauerarbeit geſchmückter Thurm oder gerundete Pyramide, die ſich oben in einer Kuppel endigte. Dieſes Denkmal, wegen ſeiner ungeheuren Maſſe, Moles Adriana genannt, ruhete auf einer viereckigen Grundlage, die auf jeder Seite 253 F. lang war. Wegen der ungeheuer ſtarken Mauern ließen die Päbſte dieſes Römiſche Denkmal zu einer Citadelle einrichten, welche zum Arſenale und Staatsgefängniſſe, ſo wie zum Aufbewahrungsorte der päbſtlichen Kleinodien und des Schatzes dient. Auf der Höhe der Engelsburg ſteht der Erzengel Michael mit einem Schwerdte.

Die Trajansſäule iſt eins der herrlichſten Denkmäler des Alterthums, von weißem Marmor, 141 F. hoch und von oben bis unten mit mehr als 3000 Figuren in halb erhabener Arbeit von der gelungenſten Ausführung geziert. Sie beſteht aus 34 Marmorblöcken, hat 16 F. im Durchmeſſer und trägt jetzt ſtatt Trajans Bildſäule die Statüe des heiligen Petrus. Eine Treppe von 185 Stufen führt innerhalb dieſer Säule bis auf die Spitze derſelben. — Das Coloſſeum (il Coliseo) iſt unter allen Gebäuden des alten Roms, ſowohl wegen ſeines ungeheuren Umfanges und ſeiner Höhe, als wegen ſeiner herrlichen Säulengewölbe und des ſchönen Ebenmaaßes aller einzelnen Theile, das bewundernswürdigſte. Kaiſer Veſpaſianus ließ dieſes ungeheure Amphitheater im Jahre 72 nach Chriſti Geburt durch gefangene Juden aufführen. Es erhielt ſeinen Namen von einer hier aufgeſtellten koloſſalen Bildſäule Nero's. Das Rieſengebäude hat inwendig in ſeinem größten Durchmeſſer 581, in dem kleinern 481 Fuß und der äußere Umfang hält 1616 Fuß. An 82,000 Zuſchauer konnte dieſes Amphitheater, in welchem Thierkämpfe gehalten wurden, faſſen. Das Ganze iſt aus Steinblöcken erbaut und enthält 3

---

*) Auch das Pferd iſt ſo ſchön, daß ein berühmter Maler der neuern Periode, als er dieſe Statüe zum erſtenmal ſah, begeiſtert ausrief: „Gehe doch, gehe, vergißt du denn, daß du lebſt?"

Ordnungen über einander, jede von 80 Bogen, mit Doriſchen, Joniſchen und Korinthiſchen Säulen, auf denen noch ein mit Korinthiſchen Pilaſtern geſchmücktes Stockwerk ſteht. Die Höhe des Ganzen beträgt 160 Fuß. Ungeachtet die Gothen und ſpäter die Habſucht einiger Privatperſonen, welche die Steine davon nahmen, um Palläſte daraus zu bauen, dieſes Gebäude ſehr verletzt haben, erwecken die rieſenhaften Trümmern noch das Erſtaunen aller Reiſenden. Unter dem Kaiſer Nero wurden in dieſem Amphitheater viele tauſend Chriſten den wilden Thieren vorgeworfen. Ein Pabſt ließ daher, weil der Boden der Arena mit dem Blute ſo vieler chriſtlichen Märtyrer geheiligt ſey, 14 Altäre darin aufrichten, an welchen Gottesdienſt gehalten wird, wodurch der fernern Zerſtörung dieſer ehrwürdigen Ruine Einhalt gethan worden iſt.

Die Villa Borgheſe, welche mit ihren Gärten wohl eine Stunde im Umfange hält, hat vieles von ihrer frühern Sehenswürdigkeit verloren, da die berühmten Kunſtſchätze, die ſonſt hier bewundert wurden, nach Paris gewandert ſind, und zeichnet ſich jetzt nur noch durch herrliche Freskomalereien und die großen Gartenanlagen aus. Zum Schluſſe von Rom erwähnen wir noch die Katakomben, zu denen der Eingang in einer Kapelle der ½ Stunde von Roms Mauern gelegenen Kirche San Sebaſtiano ſich befindet. Es ſind dies unterirdiſche Höhlungen, die ſich winden und durchkreuzen wie die Straßen einer Stadt. Jede der Wölbungen iſt gewöhnlich 15—18 F. breit und 12—15 F. hoch. Ueber die urſprüngliche Beſtimmung derſelben hat man verſchiedene Muthmaßungen; gewiß iſt es aber, daß ſie zur Zeit der Römiſchen Kaiſer den verfolgten erſten Chriſten, ſo wie ſpäter den verfolgten Juden zu einer Zufluchtſtätte dienten; zuletzt wurden ſie als Todtengrüfte gebraucht. Die Anzahl dieſer Katakomben iſt ſehr groß, mehr als 30 ſind bekannt und durch beſondere Namen unterſchieden. In mehreren ſind die Hallen mit Malerei verſehen, und aus dieſen Katakomben wurden größtentheils die Reliquien gewonnen, womit ſonſt von Rom aus ein einträglicher Handel getrieben wurde. Uebrigens iſt der Beſuch derſelben nicht ohne Gefahr, theils wegen der dunſtigen Stickluft, theils wegen der labyrinthiſchen Verſchlingung der ſich weithin ziehenden Gänge.

Tivoli. Der Reiſende Kephalides macht folgende Beſchreibung von den berühmten Waſſerfällen des Anio oder jetzt Teverone: „Dieſer Fluß, genährt durch die reichen Waſſer, welche von dem Sabinergebirge herabkommen, pflegt bei anhaltendem Regenwetter anſchwellend, oft die größten Verwüſtungen in der Gegend von Tivoli anzurichten. Ehe er die Stadt erreicht, ſtürzt ſich ſeine bedeutende Maſſe in ein Thal hinab, das in einem Halbzirkel um die Stadt herum läuft. Man iſt deshalb in neuern Zeiten darauf bedacht geweſen, die zerſtörende Kraft deſſelben zu ſchwächen, indem man ihn in 3 Hauptarme zerſpalten hat. Oberhalb der Stadt

trennt ſich rechts vom Hauptflußbette ab der eine Arm, welcher durch einen Kanal, den man durch die Seiten des anliegenden Berges ſtach, ſich in einen furchtbaren Abgrund gerade unter dem Veſtatempel ſtürzt und einen der erhabenſten Waſſerfälle bildet, die je durch Kunſt angelegt worden ſind. Der Reſt des Stroms ſetzt in geringer Entfernung von dieſem Kanale ſeinen Lauf bis zur Stadt fort, ſtürzt dann über eine Art Wehr ſehr ausgebreitet herab, wühlt ſich durch die weichen Felſen tief hindurch und fällt endlich ebenfalls in jenes tiefe Thal. Indeſſen trennt ſich von dieſem mittlern Hauptſtrome, ehe er den Sturz ins Thal erleidet, links ein dritter Arm, der die berühmten Cascatellen d. h. kleine Waſſerfälle bildet. Man hat ihm unterirdiſche Kanäle bereitet, durch welche ein Zweig dieſes Hauptſtromes die wunderſchöne große Cascatelle in zwei Abſätzen bildet, die ihre Gewäſſer denen der beiden Hauptſtröme, die ſeit dem großen Sturze ins Thal vereinigt fließen, zugeſellt. Ein anderer Zweig jenes dritten Hauptſtromes geht auch wieder unter der Erde fort, bewäſſert die Villa d'Eſte, und fällt dann auf der andern Seite des Berges, auf dem Tivoli liegt, in das Hauptbette des Teverone. Der dritte Zweig dieſes letzten Hauptarmes endlich geht gleichfalls durch die Villa d'Eſte und ſpringt hernach als die zweite prächtige Cascatelle aus den Fenſtern der Villa des Mäcen in den Anio hinunter. Dieſer Fluß hat mit einer ſo außerordentlichen Kraft auf die Felſen gewirkt und das Thal, in welches er ſtürzt, ſo ſehr bearbeitet und verändert, daß man ihn nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Das Thal ſelbſt wird gebildet durch den Berg, auf dem Tivoli liegt, und einen andern, Monte della Croce jetzt genannt. Der Strom, der über das Wehr ſtürzt und unter einer Brücke hinweg geht, hat ſich ungeheuer tief in die Felſen eingewühlt und donnert halb unſichtbar durch Schneckengänge unter dieſer Brücke in das Thal hinunter. Dieſes ausgefreſſene Felſengewölbe heißt man die Neptunsgrotte. Unterhalb dieſer Grotte, aus der der Fluß mit raſender Wildheit hervorſchießt, ſtürzt er mit einer andern, viel höhern und ſenkrechten Cascade zuſammen, geht ſchäumend weiter, und bildet in ſehr geringer Entfernung, zwiſchen einigen 20 bis 30 F. hohen Felſen herabgleitend, einen zweiten Fall. Etwa 50 Schritte von dieſem zweiten Falle iſt der enge Schlund des Thales durch quer vorgeworfene Felſen verrammelt. Allein der gewaltige Strom hat ſich mit unwiderſtehlicher Kraft unter den Felſen einen Durchweg ausgehöhlt, ſo daß man auf dieſer natürlichen Brücke, jetzt Wolfsbrücke (Ponte Lupo) genannt, über den Anio von einer Thalwand zur andern gehen kann. Dieſe unterirdiſche Schlucht heißt die Grotte der Sirenen. Tritt der Anio unter der Wolfsbrücke hervor, dann fließt er im breitern Thale durch liebliche Wieſen ziemlich beruhigt dahin, während jenſeits dieſer von dem Strom und der Natur erbauten Brücke alles

Toben und Schäumen iſt, ſchlingt ſich um den runden Ausbug des Berges, auf dem Tivoli liegt, herum, nimmt das Waſſer der 3 Cascatellen, die quer den Berg durchſchneiden, auf und trägt es ruhig der Tiber zu.“ Seitdem hat der Lauf des Anio einige Veränderung erlitten. Weil nämlich dieſer Fluß, dem bei ſeinen häufigen Anſchwellungen weder ſein natürliches Bette noch die ſchon früher angelegten unterirdiſchen Kanäle bei Tivoli hinlänglichen Abfluß verſchafften, einen neuen unterirdiſchen Weg ſuchend, in der durchlöcherten Steinmaſſe des Berges, auf dem Tivoli liegt, zu weit fortgewühlt und dadurch den Einſturz mehrerer Häuſer bewirkt hatte und ſo die ganze Stadt Tivoli völlig zu untergraben drohte: ſo hat man ſeit 1834 dem Fluſſe, welcher in einem ſpitzigen Winkel um den Berg herumſtrömt und eben dadurch im Laufe gehemmt wird, einen andern Lauf zu geben angefangen vermittelſt zweier Kanäle, die durch den Berg Catillo hindurch in gerader Linie angelegt und 1835 vollendet worden ſind. Durch dieſe neue Anlage hat freilich der Waſſerfall bei der Neptunsgrotte an Fülle ſeiner Waſſermaſſe verloren.

Die Solfatara oder Schwefelſee liegt der von Tivoli nach Rom führenden Straße öſtlich, und hat etwa 60 Schritte im Durchmeſſer und ganz flache, mit Moos und Schilfgras wildverwachſene Ufer, ſo daß man nur mit großer Behutſamkeit bis an den Rand des Sees gehen kann. Die Tiefe iſt beträchtlich; denn von hineingeworfenen ziemlich ſchweren Steinen ſieht man erſt nach 2 bis 3 Minuten ein Zeichen aus der Tiefe. Der Punkt, wo etwas hineingefallen, macht zuerſt Bewegungen wie ſiedendes Waſſer und treibt den dadurch entſtandenen Schaum in Kreiſen 8 bis 10 Minuten lang umher. Nach dieſem ſtoßen aus demſelben Mittelpunkte große Blaſen auf und dieſen folgen Schlammflocken, die aber ſo leicht ſind, daß ſie langſam ſchwimmend ſich ſo lange fort bewegen, bis ſie das Ufer erreichen. Die Gegend, wo dieſer See iſt, riecht ſtark nach Schwefel und die Oberfläche des Bodens ſcheint ganz hohl zu ſeyn; an vielen Stellen iſt ſie eingebrochen und hier ſieht man in einer Tiefe von 2 bis 3 Ellen ein bläulichgrünes trübes Schwefelwaſſer gegen die Niederung der Gegend laufen. In der Nähe dieſer Oeffnungen, um welche man ſehr vorſichtig herumgehen muß, da die Schale des Erdbodens an vielen Orten nur 1 bis 1½ Ellen dick iſt, zeigt es ſich ſehr deutlich, daß die Waſſer durch ihren Kreuz- und Querlauf in vielen kleinen Strahlen den größern Theil der Oberfläche unterminirt haben.

In der Gegend der mittelmäßigen, zwiſchen zwei Armen des Neraſluſſes gelegenen Stadt Terni, iſt in einem maleriſchen Felſenthale der Apenninen, der berühmte Fall des Velino, gewöhnlich die Kaskade von Marmora (nach einem Berge, der dieſen Namen führt) genannt, einer der ſchönſten und großartigſten

Waſſerfälle in Europa und zugleich eine der kühnſten Arbeiten, die je durch Menſchenhände hervorgebracht wurden. Die Verheerungen, welche die Ueberſchwemmungen des Velino, der durch den See von Luco eine große Waſſermaſſe erhält, faſt jährlich in dem Thale von Rieti anrichteten, veranlaßte die Römer, gegen das Jahr 671 nach Erbauung Roms, einen Kanal in den Felſen zu hauen und ſo dieſen Fluß in die über 1000 F. tiefer ſtrömende Nera in 3 Fällen zu leiten. Bei dem ſchönſten dieſer Fälle drängt ſich der waſſerreiche Velino durch den in den Berg Marmora gehauenen 20 F. breiten Kanal in reißender Geſchwindigkeit, um ſich von einer ſenkrechten Höhe von 200 F. in eine weite Steinkluft herabzuſtürzen, bricht mit Wuth wieder hervor und ſtürmt ſchäumend über die Felſen hin. Das Brauſen der hier ewig durch ihre eigene Schwere zuſammengepreßten Luft ähnelt dem Windgeſauſe vor Ausbruch eines Sturms. Das anziehendſte Schauſpiel aber iſt, daß bei dem Sturze und Zerſchmettern der Wellen am Felſengeklippe, dieſe zurückgeſchleudert in Nebelwogen hinauffliegen hoch über den Rand, von dem ſie geſtürzt, und dann wie Thau niederſinken. Die höchſte Pracht erreicht dieſes Schauſpiel beim Erſcheinen der Sonne; jeder Tropfen wirft dann den gebrochenen Strahl zurück; ein Gewimmel leichter Regenbogen ſchwimmt durcheinander und bewegt ſich beſtändig auf und niederſchwebend. Erhebt ſich der Südwind, ſo fliegt dies leichte, buntſpielende Nebelgewölke, ſich verdichtend, gegen den Berg, erhält ſich ſchwebend an der Felswand, und ein einziger Regenbogen krönt alsdann den ganzen Sturz.

Loreto iſt eine mittelmäßig große, auf einem Hügel, unweit des Adriatiſchen Meeres gelegene Stadt, deren Bewohner ihre meiſte Nahrung von den zahlreichen, hierher zur Santa Caſa wallfahrtenden Frommen haben. Die Santa Caſa oder das heilige Haus iſt nebſt dem Grabe des heiligen Petrus das größte Heiligthum der katholiſchen Chriſtenheit. Nach der Legende, entdeckte die heilige Helena, die Mutter des Kaiſers Conſtantin des Großen, auf einer Pilgerreiſe, die ſie 307 in das gelobte Land unternahm, in Nazareth das Wohnhaus der heiligen Jungfrau Maria ganz unverſehrt und mit dem Kreuze ſo wie mit dem Bilde der heiligen Jungfrau aus Cedernholz. Helena ließ einen prächtigen Tempel über das Haus bauen. Bald nach Entdeckung dieſes Heiligthums wallfahrteten Andächtige aus allen Weltgegenden zu demſelben hin. Als aber gegen Ende des 13ten Jahrhunderts die Sarazenen, welche ſich dieſer ganzen Gegenden bemächtigten, die Kirche zerſtörten, ward 1291 das heilige Haus auf eine wunderbare Weiſe durch Engel nach Dalmatien getragen, wo es jedoch nur wenige Jahre blieb; denn ſchon 1294 erhob es ſich plötzlich in die Luft, flog über das Adriatiſche Meer hinweg, und ließ ſich in der Nähe der Stadt Recanati, in einem Walde nieder. Weil aber

auch hier die Pilger durch Räuber in Verrichtung ihrer Andacht geſtört wurden, erhob ſich das heilige Haus von Neuem und ließ ſich, nachdem es auch nur eine kurze Zeit auf einem Hügel, ¼ Stunde von ſeinem bisherigen Ruhepunkte ſtehen geblieben war, auf der Stelle nieder, wo es jetzt ſteht und wo man eine prächtige Kirche über dem heiligen Hauſe aufgeführt hat. Große Wallfahrten geſchehen hierher, wiewohl ſie doch nicht mehr ſo ſtark ſind, als ſonſt. Die Santa Caſa iſt 32 Fuß lang, 13 breit und 19 hoch, ganz mit Marmor überzogen und mit Bildhauerarbeiten, welche die Geſchichte der heiligen Jungfrau vorſtellen, geſchmückt. Vom eifrigen Knien der Pilger ſeit vielen Jahrhunderten hat ſich im heiligen Hauſe rund umher eine breite Spur in die Steine hineingegraben und die Schwelle iſt ganz zerküßt von den Lippen der Gläubigen. Auch zeigt man hier das Fenſter, durch welches der Engel Gabriel zur Maria kam, als er ihr die Geburt des Heilands verkündete. Sehenswerth und reich iſt der große Schatz, ungeachtet er von den Franzoſen in der Revolutionszeit geplündert worden iſt. In einer Niſche befindet ſich die Statüe der heiligen Jungfrau von Cedernholz, die 2 F. 8 Zoll hoch iſt; die des Chriſtuskindes hat 1 F. 2 Zoll Höhe. Die Jungfrau trägt eine Goldkrone mit Diamanten, Perlen und köſtlichem Edelgeſtein und in ihrer Hand ein mit Sapphiren und Diamanten geziertes Kreuz. Der Kopf des Kindes trägt eine Krone, ähnlich der der Maria. Das Kleid der Jungfrau iſt mit Diamanten beſtickt; an ihm hängt die berühmte Medaille mit 10 Solitärs, welche der jetzt regierende†) König von Sachſen, bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Friedrich Auguſt Albert, 1828 hierher geſchickt hat.

Nordweſtlich von Loreto liegt auf einem hohen Berge die mittelmäßige Stadt Urbino, merkwürdig weil hier der größte Maler, der unſterbliche Raphael Sanzio da Urbino 1483 geboren wurde. Sein Vater war ein geſchickter Maler. Doch dieſer wurde bald, beſonders durch eine von Raphael auf die Hofwand des väterlichen Hauſes, ohne fremde Beihülfe, gemalte Madonna von der Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte zur weitern Ausbildung ſeines Sohnes überzeugt, und eilte, denſelben in die Schule eines größern Meiſters zu bringen. Seine Wahl fiel auf den berühmten Pietro Perugino, (zu Perugia) deſſen Gemälde noch immer mit Bewunderung betrachtet werden. Raphaels Talent entwickelte ſich unter Leitung dieſes neuen Lehrers ſo ſchnell, daß er bald ſeine zahlreichen Mitſchüler übertraf und in Kurzem die Behandlungsart ſeines Lehrers ſo weit erreichte, daß man beider Werke aus dieſer Periode kaum unterſcheiden kann. Von Perugia kam Raphael nach Florenz, wo die Bekanntſchaft mit Fra Bartolomeo, gleichfalls einem berühmten, vortrefflichen Maler, vortheilhaft auf ſeine weitere Ausbildung als Maler einwirkte. Ueberhaupt war der wiederholte Aufenthalt zu Florenz, dieſem Athen Italiens, von

†) Inzwiſchen verſtorben. vid. pag. 1040, d.

großem Einfluß auf Raphael, und er hat in Hinſicht ſeines Fortſchreitens in der Malerkunſt viel der Florentiniſchen Schule zu verdanken. Unterdeſſen hatte der Pabſt Julius II. 1508 Raphael nach Rom berufen zur Verſchönerung des Vatikaniſchen Pallaſtes. Hier malte er die berühmten Stanzen (Bd. I. S. 437) und verfertigte außerdem noch viele andere Gemälde. Er bekam nun auch den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelaſſenen Logen des Vatikaniſchen Pallaſtes zu vollenden. Der Pabſt entzückt von der Vortrefflichkeit der Arbeiten Raphaels, ernannte ihn zum Oberaufſeher über alle Verſchönerungen dieſes Pallaſtes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andere ausgezeichnete Arbeiten z. B. die berühmte Madonna (gegenwärtig in Dresden), unſtreitig eines der Meiſterwerke ſeines Pinſels. Die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in dieſem Bilde herrſchen, möchten wohl für immer unerreicht bleiben. Später machte er für den Pabſt Leo X. die weltberühmten Cartons zu den Tapeten, die noch im Vatikaniſchen Pallaſte aufbewahrt und bewundert werden. Raphaels letzles, nicht völlig vollendetes Gemälde war die Verklärung Chriſti, eins der herrlichſten Meiſterwerke der Malerkunſt. Von einem heftigen Fieber überfallen, ſtarb dieſer treffliche Künſtler in der Blüthe ſeines Lebens, 37 Jahr alt, am Jahrestage ſeiner Geburt, am Charfreitage 1520. Alle gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern ihn als einen höchſt gutmüthigen, zuvorkommenden, dienſtfertigen, beſcheidnen und liebenswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern gleich geachtet und beliebt war. Die Schönheit ſeiner Geſtalt, die edle, Zutrauen erweckende Bildung ſeines Geſichtes nahmen jeden ſchon beim erſten Anblick für ihn ein. Wenn man die ungemeine Anzahl von Raphaels Gemälden betrachtet, ſo glaubt man kaum, daß ein volles Menſchenleben zur Vollendung derſelben hinreiche, und dennoch hat er alles dieſes während einer ſo kurzen Lebenszeit geleiſtet, und dadurch die Fruchtbarkeit ſeines Genies ſo wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, aufs deutlichſte bewährt. Bedenkt man überdies, daß er zu einer Menge von Arbeiten, die ſeine Schüler ausführten, die Entwürfe gemacht, daß er beſonders zu den größern Gemälden, die er bearbeitete, vielfache Studien machte, daß ihm die Direktion des Baues der Peterskirche, die Entwerfung von Planen zu Erbauung anderer Kirchen und Palläſte übertragen wurden; ſo muß die Bewunderung ſeines Genies aufs Höchſte ſteigen. In allen einzelnen Theilen der Kunſt, der Zeichnung, dem Colorit, der Kompoſition, dem Ausdruck war Raphael groß; in einigen derſelben (vorzüglich in der Kompoſition und im Ausdruck) unübertrefflich. Seine Gemälde ſind ganz Gemüth und Seele. Göthe ſagt ſehr ſchön von ihm: er machte das, was alle andere wünſchten gemacht zu haben.

Bologna. Wenn man ſich dieſer großen, ſehr maleriſch am Fuße der Apenninen, in einer ſehr gut angebauten Ebene gelegenen Stadt nähert, ſo machen die ſonderbaren zwei ſchiefen Thürme und hohen alten Domthürme und die lange Arkade von 640 Schwibbogen, die aus der Stadt nach der ½ Stunde entfernten, auf einer Anhöhe gelegenen Wallfahrtskirche Madonna di San Luca führt, einen eigenen Effekt. Bologna (ſonſt Bononia) iſt zwar eine der älteſten Städte Italiens, allein ſie iſt gut erhalten und hat ein ehrwürdiges Anſehen, ohne von Ruinen entſtellt zu ſeyn. Die Straßen ſind mitunter krumm und enge, die Häuſer aber meiſt 3 Stockwerk hoch und von einer guten Bauart, zum Theil pallaſtartig und faſt in der ganzen Stadt mit ſchönen, hohen, auf wohlproportionirten Säulen ruhenden Arkaden eingefaßt, unter welchen der Fußgänger Schutz gegen Regen und Schatten bei drückender Sonnenhitze findet. Die alte Wohlhabenheit der Stadt leuchtet noch aus den großen und feſten Gebäuden, Palläſten und Kirchen hervor. Von den 2 ſchiefen Thürmen heißt der eine Aſinelli und der andere Gariſendi, beide nach ihren Erbauern ſo benannt. Der erſte ſoll 1109 oder 1119, der zweite einige Jahre ſpäter gebaut worden ſeyn. Der Aſinelli iſt 307 F. hoch, und erhebt ſich äußerſt ſchlank in die Luft, denn er iſt kaum etwas über 20 F. breit; doch hat der untere bis etwa 50 F. aufwärts ſich erhebende Theil einen ſtärkern Umfang. Bis zu ſeiner Spitze führen 500 Stufen, und man genießt von derſelben einer weiten Ausſicht. Dieſer Thurm weicht 3½ Fuß, dagegen der 144 F. hohe Gariſendi-Thurm 8 F. 2 Zoll von der Perpendikularlinie ab, ſo daß man bei ſeinem Anblick ſich kaum überreden kann, er werde nicht fallen. Beide Thürme ſtehen nahe bei einander, auf einem kleinen Platze der Stadt, und ſind ſchmucklos von Steinen erbaut und von viereckiger Form. — Die Univerſität zu Bologna iſt eine der älteſten, im Jahre 1119 gegründet und die erſte, welche akademiſche Würden ertheilte. Beſonders war ſie wegen ihrer Rechtsſchule berühmt, und die bürgerlichen und geiſtlichen Geſetze waren Anfangs das Hauptſtudium. Aus ganz Europa ſtrömten die Studirenden hieher; daher die Wiſſenſchaften in verſchiedenen Sprachen vorgetragen werden mußten, und zu einer und derſelben Zeit ſollen ſich an 12,000 Studenten hier befunden haben. Auch hat die daſige Univerſität vor allen die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß ſie viele gelehrte weibliche Mitglieder und Profeſſoren hatte. So war im 14ten Jahrhunderte hier ein Profeſſor der Jurisprudenz, deſſen eine Tochter, wenn ihr Vater verhindert war, ſeine Vorleſungen zu halten, hinter einem Vorhange ſeine Stelle einzunehmen pflegte. Später beſetzte man in Bologna die akademiſchen Lehrſtühle zum Theil mit weiblichen Mitgliedern, die ſich oft bedeutend auszeichneten. Viele gelehrte Damen waren zu der Zeit Mitglieder dieſer

Univerſität. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts hielt die dottoressa Laura Baſſi Vorleſungen über Mathematik und Naturphiloſophie, bis ſie alt und ſchwach wurde. Ihre Schüler halfen ihr ſehr reſpektvoll auf und von dem Katheder ſteigen. Noch in neuern Tagen ſtand Clotilda Tambroni auf dem Lehrſtuhl der griechiſchen Literatur. — Als eine mineralogiſche Merkwürdigkeit bietet dieſe Stadt die ſogenannten Bologneſerſteine dar, welche in der Nähe, am häufigſten am Monte Paterno, vorzüglich nach ſtarken Gußregen aus der Erde ausgewaſchen, gefunden werden, und auch Bologneſerſpath heißen. Es iſt eine Art von Baryt oder Schwerſpath, welcher die Eigenſchaft beſitzt, das Licht einzuſaugen und eine Zeitlang im Finſtern zu leuchten. Er kommt in dünnen Stücken halb durchſichtig vor, in der Mitte, wie aus dem Mittelpunkte ſtrahlig. Wenn man dieſen Stein nur 2 Minuten in Sonnenſchein oder auch nur ans Tageslicht legt, ſo leuchtet er gleich darnach etwa vier Minuten; liegt er 4 Minuten am Tage oder in der Sonne, ſo leuchtet er 18 Minuten. So wie dieſer Stein das Licht nur in offener Luft ſammelt, ſo zerſtreut er es auch nur an offener Luft. Schließt man ihn aber in ein enges feſtes Gefäß ein und ſchützt ihn wider die Luft, ſo erhält er es Monate, ja wenn er recht gut verwahrt iſt etliche Jahre lang. Man hat auch die Kunſt erfunden, ſeine Kraft zu verſtärken, wenn man ihn etwa eine halbe Stunde in offenem Kohlenfeuer durchglühet.

San Marino. Dieſes iſt die älteſte Republik in Europa und einer der älteſten Staaten unſers Erdtheils, gegründet durch den Einſiedler Marinus oder Marino aus Dalmatien, der im Jahre 570 auf einem, ihm von einer frommen Frau Namens Felicitas geſchenkten Berge, eine Klauſe oder Einſiedelei ſtiftete. Um ihn ſammelte ſich bald ein zahlreicher Haufe von Andächtigen, welcher ſich eine eigene Verfaſſung gab und einen Freiſtaat bildete, deſſen Unabhängigkeit die Nachbarn anerkannten. Napoleon bot dieſer Republik Vergrößerungen an, die ſie aber ausſchlug. Ueberhaupt verdankt ſie es ihrer Geringfügigkeit, daß ſie unter allen politiſchen Stürmen ſich erhalten hat.

Das Königreich beider Sicilien.

Die Vereinigung des Königreichs Neapel und der Inſel Sicilien zu Einem Staate unter dem Namen „Königreich beider Sicilien" iſt erſt ſpätern Urſprungs. Neapel, das den ſüdlichen oder untern Theil von dem Feſtlande Italiens einnimmt, und wo ſich in den älteſten Zeiten der Geſchichte viele Griechiſche Kolonien niederließen, hieß damals Großgriechenland und kam, ſo wie Italien überhaupt, unter die Herrſchaft der Römer. Sicilien hieß in den älteſten Zeiten der Geſchichte Trinacria,

dann wurde es von den Sicaniern Sicania und von den Siculern Sicilia genannt. Früh hatten ſich auch Griechen hierher verbreitet und ſpäter unterwarfen ſich auch einen Theil der Inſel die in Afrika wohnenden Carthaginenſer; aber ihrer Herrſchaft machten die Römer durch die drei bekannten Puniſchen Kriege ein Ende, und ſetzten ſich in den Beſitz Siciliens. Nach dem Untergange des abendländiſchen Römiſchen Reichs im fünften Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, wurden ſowohl Neapel als Sicilien eine Beute der nordiſchen, über ganz Italien ſich ſtürzenden Barbaren, kamen aber um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit der Griechiſchen Kaiſer zu Conſtantinopel, die ſie durch den Exarchen von Ravenna, ihren Statthalter in den Italieniſchen Ländern, verwalten ließen. Unter dieſen Exarchen erhielten die meiſten Städte eigene Herzoge zu ihrer höchſten Obrigkeit, die ſich nach und nach unabhängig zu machen wußten, und worunter der Herzog von Benevento einer der mächtigſten war, der ſich auch das Herzogthum Neapel unterwarf. Zu Ende des neunten Jahrhunderts machten die Saracenen oder Araber, welche ſich zu Anfang des genannten Jahrhunderts in Sicilien feſtgeſetzt und den Griechen die Herrſchaft über dieſe Inſel entriſſen hatten, von da aus auch auf Unteritalien unaufhörliche Angriffe und kämpften lange Zeit mit den Griechen um deſſen Beſitz, bis endlich im zehnten Jahrhunderte der Deutſche Kaiſer Otto I. einen Kriegszug nach Neapel unternahm und 967 das Herzogthum Benevento dem Deutſchen Reiche unterwarf. Jetzt kämpften Deutſche, Griechen und Araber um den Beſitz jener ſchönen Länder. Während dieſer unruhigen Zeiten landeten 1016 Normänniſche Abentheurer aus Frankreich in Salerno, einer Stadt Neapels, und wurden, weil ſie einen Haufen Saracenen in die Flucht geſchlagen hatten, von den Einwohnern mit Geld und Ehren überhäuft. Von nun an ſtrömten zahlreiche Schwärme von Normännern nach Unteritalien. Anfangs ſtanden ſie den Griechen, die ihre Einwanderung begünſtigten, gegen die Araber bei, machten ſich aber bald ſelbſt zu Herren von Apulien, welches Land einen großen Theil Unteritaliens begriff. An der Spitze dieſer Normänner ſtanden unter andern auch Robert Guiscard und Roger, wovon jener ſich 1059 zum Herzog von Apulien und Calabrien, dieſer zum Grafen von Sicilien machte. Nachdem mit dem Sohne dieſes Robert Guiscard die Herzoge von Apulien und Calabrien ausgeſtorben waren, vereinigte Roger II., Graf von Sicilien, der unterdeſſen auf dieſer Inſel die Saracenen ganz überwältigt hatte, im Jahre 1127 alle Normänniſche Eroberungen unter dem Titel eines Königs von Sicilien, Apulien und Calabrien, und um ihnen ein rechtliches Anſehen zu geben, erkannte er ſeine Staaten als Lehn des Pabſtes an, wurde von demſelben 1130 als König von Sicilien beſtätigt, und ließ ſich zu Palermo, dem Sitze ſeines Reichs, krönen;

denn das Herzogthum Neapel ward erſt 10 Jahre ſpäter Beſtandtheil dieſes neuen Königreichs. Rogers II. Tochter war an den Deutſchen Kaiſer Heinrich VI. aus dem Hauſe Hohenſtaufen vermählt; als nun mit Rogers Enkel, Wilhelm II. der Normänniſche Mannsſtamm 1189 ausgeſtorben war, erbte Heinrich VI. durch ſeine Normänniſche Gemahlin die Rechte auf Neapel und Sicilien und gelangte zum Beſitze derſelben; aber ſchon 1254 endigte Konrad IV. die Reihe der Hohenſtaufen auf dieſem Throne; denn die Minderjährigkeit ſeines hinterlaſſenen Sohnes, Konradin, bot dem Pabſte, der nur mit Unwillen den Siciliſchen, Thron in Deutſchen Händen ſah, eine zu gute Gelegenheit dar, um nicht ſeinen Plan durchzuſetzen. Er gab ſogleich nach Konrads Tode beide Sicilien an Karl von Anjou, einen Franzöſiſchen Prinzen. Zwar ſuchte Konradin ſein väterliches Erbe durch die Waffen ſich zu erringen, allein er ward von Karl von Anjou gefangen, der ihn 1269 zu Neapel enthaupten ließ, welche Stadt Karl zu ſeiner Reſidenz und zum Mittelpunkt ſeines Reichs erwählte. Die Regierung dieſes Karls mißfiel jedoch den Bewohnern Siciliens ſo ſehr, daß ſie ſich 1282 durch einen Aufſtand von der Franzöſiſchen Herrſchaft befreiten. Dieſer Aufſtand brach am dritten Oſtertage, als man in die Veſper läutete aus; die Veſperglocke gab das Signal; die Sicilianer fielen ſogleich über alle Franzoſen zu Palermo her und ermordeten ſie, welche Begebenheit in der Geſchichte unter dem Namen der Siciliſchen Veſper bekannt iſt. Die Sicilier wählten hierauf Peter III. von Aragonien, den Gemahl einer Prinzeſſin des Hohenſtaufiſchen Hauſes zu ihrem König und nun blieb dieſe Inſel bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts von dem Königreiche Neapel getrennt, wo inzwiſchen die Nachkommen Karls von Anjou regierten. Die letzte Erbin deſſelben Johanna II. beſtimmte den König Alphons V. von Aragonien und Sicilien zu ihrem Erben, und ſo wurden nach ihrem Tode 1443 Neapel und Sicilien wieder mit einander vereinigt, und Alphons nahm als Alphons I. den Titel König beider Sicilien an. Unter ſeinen Nachfolgern wurde Sicilien wieder von Neapel getrennt und entſtanden die Franzöſiſch-Italieniſchen Kriege der Franzöſiſchen Könige Karls VIII. und Ludwigs XII., die ſich zuletzt damit endigten, daß 1505 Neapel an Ferdinand den Katholiſchen, König von Aragonien und Sicilien fiel. Neapel und Sicilien blieben nun zwei Jahrhunderte lang eine Spaniſche Beſitzung, bis 1700 durch das Ausſterben des Spaniſch-Oeſterreichiſchen Hauſes der bekannte Spaniſche Erbfolgekrieg entſtand und durch den Utrechter Frieden 1713 Neapel an das Oeſterreichiſche Haus und Sicilien an den Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus kam, der es bald darnach für Sardinien an Oeſterreich abtrat, 1734 eroberten die Spanier Neapel und Sicilien für den Spaniſchen Infanten Karl, welchem

beide Länder auch von Oeſterreich abgetreten wurden. Als dieſer 1759 den Spaniſchen Thron beſtieg, trat er Neapel und Sicilien ſeinem dritten Sohne Ferdinand IV. ab, und ſetzte feſt, daß Spanien und beide Sicilien nie mit einander vereinigt werden ſollten. Ferdinand IV., der ſeitdem beide Sicilien beherrſchte, nahm an der Koalition gegen Frankreich Theil und zog ſich dadurch den Unwillen der Franzöſiſchen Nation zu. Ein Franzöſiſches Heer zwang Ferdinand 1799, Neapel zu verlaſſen und nach Palermo zu fliehen, worauf Neapel zu einer Republik (die Parthenopeiſche genannt) erklärt wurde. Doch kurz war die Dauer derſelben; die Siege der Oeſterreicher und Ruſſen gaben Ferdinand den Thron von Neapel wieder, der ihm durch den Lüneviller Frieden 1801 beſtätigt wurde. Als er aber 1805 ſich in dem Kriege Oeſterreichs und Rußlands gegen Frankreich abermals auf Oeſterreichiſche Seite neigte, ſo beſetzten die Franzoſen 1806 Neapel aufs Neue und trieben Ferdinand in ſein Aſyl zu Palermo, wo ihn eine Brittiſche Flotte ſchirmte. Napoleon verlieh Neapel zuerſt ſeinem Bruder Joſeph Napoleon, dann aber 1808, als derſelbe König von Spanien wurde, ſeinem Schwager Joachim Murat. Dieſer ſchloß ſich zwar 1814 an die zur Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge vereinigten Mächte an, die ihm den Beſitz ſeines Königreichs Neapel verſprachen; doch als er 1815 in muthmaßlichem Einverſtändniſſe mit dem aus Elba entflohenen Napoleon Italien wieder erobern wollte, mußte er, nach der an die Oeſterreicher verlornen Schlacht bei Tolentino, den Thron ſeinem rechtmäßigen Beherrſcher Ferdinand IV. wieder räumen, und ein mißlungener Verſuch, ſeine Herrſchaft in Neapel wieder zu gewinnen, zog ihm ſeine Hinrichtung zu. Unter Ferdinand, der nun ſeine beiden Staaten Neapel und Sicilien wieder zu einem Königreiche beider Sicilien vereinigte und ſeit dieſer Vereinigung ſich Ferdinand I. nannte, brach 1820 eine Militairrevolution in Neapel und Sicilien aus, und es wurde die Spaniſche Konſtitution eingeführt; doch ſchon im folgenden Jahre ward durch eine Oeſterreichiſche Armee dieſe Revolution unterdrückt und der König wieder in ſeine Rechte eingeſetzt. 1825 ſtarb Ferdinand I. und ihm folgte Franz I., der nur 5 Jahr regierte, indem er 1830 mit Tode abging. Der jetzt regierende König Ferdinand II. ſucht durch alle mögliche Erſparungen die ſehr zerrütteten Finanzen ſeines Staates zu verbeſſern.

Die Scylla und Charybdis ſind durch die Beſchreibung der alter Dichter, z. B. des Homer und des Virgilius wegen ihrer Furchtbarkeit für die Schiffenden bekannt; daher auch das Sprichwort: incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim (wer der Charybdis entgehen will, geräth in die Scylla). Die Scylla, ein Felſen von 200 F. Höhe, der unten eine Menge Klippen und Höhlen hat, an welchen ſich das Waſſer mit fürchterlichem

Getöſe bricht, an der Calabriſchen und die Charybdis, ein ſtetes Kräuſeln des Meeres an der Sicilianiſchen Küſte, machten ſonſt, da der Kanal aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch viel enger war, die Schifffahrt zwiſchen dieſen beiden Orten ſehr unſicher. Wenn die Segelnden nicht recht genau die Mitte trafen, ſo waren ſie unwiederbringlich verloren. Doch jetzt iſt die Durchfahrt durch die Meerenge und die bloße Ueberfahrt nur zu gewiſſen Zeiten und zwar für Barken gefährlich, während größere Schiffe bei günſtigem Winde und gehöriger Vorſicht ohne die mindeſte Gefahr einlaufen. Bloß bei ſtürmiſcher Witterung zur Winterszeit erfordert der zwiſchen beiden Küſten eingepreßte Luftſtrom die beſondere Aufmerkſamkeit von Seiten des Steuermanns, daß er auf die Mitte des Kanals halte, weil auf der Charybdisſeite nicht ſowohl die Wirbel (welche der Strom von Zeit zu Zeit wirft und die an ſich nichts ſind) als vielmehr die durch ſie verkündeten Untiefen dem Fahrzeuge durch Auffahren gefährlich werden können. Wäre indeſſen ein Schiffer unvorſichtig genug, ſich durch Wind oder Strom an die Calabriſche Küſte treiben zu laſſen, alsdann wäre freilich der ſchroff und faſt ſenkrecht ins Meer hinunterſteigende Scyllafelſen, worauf die jetzige Stadt Sciglio liegt, kein ſehr ſchicklicher Landungsplatz und Scheitern allerdings möglich. In der Meerenge, welche Calabrien von Sicilien trennt oder in dem ſogenannten Faro di Meſſina herrſcht eine beſtändige Strömung in entgegengeſetzter Richtung, welche nach einer regelmäßigen Ordnung während 6 Stunden nach N. und alsdann eben ſo lang nach S. Statt findet. Nur mit ganz günſtigem Winde kann ein Schiff gegen ſie ein- oder auslaufen und muß ſich ſonſt bequemen, am Ausgange des Kanals und auf die rückkehrende Strömung zu warten. Iſt aber der Wind konträr und die Strömung gerade die günſtige, ſo läßt ſich, mit eingezogenen Segeln ganz ſanft wie auf einem breiten Fluſſe bis Meſſina gelangen. Die Charybdis der Alten heißt jetzt Calofaro, iſt am Eingange des Hafens von Meſſina, zwiſchen einer vom Siciliſchen Ufer auslaufenden Erdzunge und einer andern, worauf ein Leuchtthurm ſteht, und hat zu keiner Zeit, auch ſelbſt bei ſtürmiſcher und höchſt gefährlicher Witterung, das Anſehen eines wirbelnden Strudels, ſondern die Wellen ſchlagen und brauſen nur heftig und bringen wirbelnde Bewegungen hervor, die aber keinesweges die Schiffe in die Tiefe hinabziehen, vielmehr die Schiffe in eine beträchtliche Entfernung wegtreiben.

Der Veſuv liegt 2½ Stunden ſüdöſtlich von Neapel und erhebt ſich kegelförmig 3659 F., nach Andern nur 3500 F. über die Meeresfläche, iſt alſo mit dem Brocken etwa von gleicher Höhe. Gegen N. ſcheidet das Thal Ladro di Cavallo und gegen O. das Vallone di Mauro (Mohrenthal) den Veſuv von dem Monte di Somma, einem iſolirten ſehr ſchmalen Bergrücken,

welcher den Veſuv auf der N. und Oſtſeite im Halbzirkel umſchließt. Die anſehnlichſte Kuppe des Monte di Somma heißt Monte di Ottajano. An vielen Orten, längs ſeiner nördlichen Hälfte, iſt der Monte di Somma von gleicher Höhe mit dem Veſuv, und auf der nach dem Veſuv zugekehrten Seite weit ſteiler als gegen das Land hin, wo ſich ſein Fuß ſehr allmählig abgeflacht weit hinein erſtreckt und die herrlichſten Baumpflanzungen, Gärten und Felder zeigt. Die meiſten Naturforſcher glauben, daß beide Berge, ſowohl der Somma als der Veſuv einſt ein Ganzes gebildet haben, deren Trennung entweder durch eine Erderſchütterung erfolgt ſey, oder daß nach dem Ausbrennen und Zuſammenſtürzen des Einen ältern und ungleich größern Vulkans ſich aus der großen Vertiefung der jetzige Veſuv gebildet habe. Kein Reiſender, der nach Neapel kommt, verſäumt wohl den Veſuv zu beſteigen. Im Vergleich mit einer Reiſe auf den Aetna iſt die Veſuvbeſteigung ein bloßer Spaziergang. Nach der gewöhnlichſten Art fährt man des Abends mit einem der ſtets bereit ſtehenden Kabriolets nach Reſina, einem großen ſtadtartigen Dorfe, 2 Stunden von Neapel und am Fuße des Veſuvs, wo Führer und Eſel zu finden ſind, deren die Fremden zur Veſuvreiſe bedürfen. Die üppigſten Weingärten umgeben den Fuß des Veſuvs und ſteigen an einigen Orten bis zur Hälfte ſeiner Höhe empor und erzeugen, durch den vulkaniſchen Boden begünſtigt, den feurigen, unter dem Namen lacrimae Christi bekannten Wein. Zwiſchen dieſen lachenden Weingärten ſchneiden tiefe, ſchwarze, unfruchtbare Thalſchluchten ein, in denen in grauſer Wildniß vieljährige Lava in zackigen Felſen aufgehäuft iſt, gleich einem todten Meere, deſſen finſtere Wellen plötzlich erſtarrten. Weiter hinauf wird die Natur dürftiger, die nicht von Lavaſtrömen verwüſteten Strecken ſind mit Kaſtanienbäumen bedeckt, aber zwiſchen dem Lavageſtein ragt kümmerlich nur und kärglich Geniſte hervor. Hat man ohngefähr die Hälfte des Berges erſtiegen, ſo erreicht man auf einer freundlichen mit Ulmen bepflanzten Stelle eine Einſiedelei, eine Art Hoſpitium für die Reiſenden, welche den Berg beſteigen, deſſen Eremit die Fremden bewirthet und mit Lacrimae Christi erquickt; auch kann man hier übernachten. In ein daſelbſt vorhandenes Buch ſchreiben die Reiſenden ihre Namen ein. Eine halbe Stunde jenſeits der Einſiedelei kann man noch auf der mit Klippen und Lavamaſſen bedeckten, ſanft ſich erhebenden Fläche reiten; aber nun hört alle Vegetation auf, und man muß den Eſel verlaſſen, um die runde, ſehr ſteile und kegelförmige, aus Aſche oder vielmehr aus vulkaniſchem Sande beſtehende und mit einer dünnen Lavakruſte beſtehende letzte Höhe zu erklimmen, was ſehr ſchwierig iſt, da man in Aſche und Sand waten muß, und der Abhang einen Winkel von beinahe 45 Grad macht. Man bringt dabei faſt eine Stunde zu, und gelangt dann endlich an den Rand des Kraters, aus

dem, ſo lange der Vulkan ruhig iſt, nur ein ſchwacher Rauch aufſteigt. Nach jedem Ausbruch wechſelt der Krater ſeine Tiefe und Form. Seit dem Anfange dieſes Jahrhunderts hat der Krater des Veſuvs die Geſtalt eines ungeheuren Trichters angenommen, deſſen Grundtiefe nur aus rauchender, ſchwefliger Aſche beſtehend, mehreren den Muth einflößte in die Tiefe hinab zu ſteigen. Der Umfang des Kraters läßt ſich etwa in ¾ Stunden umgehen, und ſeine Tiefe beträgt 300 bis 400 F. Kephalides, der 1815 den Veſuv erſtieg, macht uns folgende Beſchreibung von dem Krater: „in dem tiefen beſchwefelten Keſſel oder Krater, der ſchon ringsum erhitzt iſt, liegt ein kleiner, koniſch geſtalteter, völlig glühender Aſchenhügel, deſſen obere Spitze die fürchterliche Mündung oder **Bocca** des Vulkans iſt; aus dieſer Mündung ſandte derſelbe unter lautem Krachen, gelbe Ballen des dickſten Schwefelrauches, Feuer und geſchmolzene Steine wie Leuchtkugeln, in die Höhe. Dieſe Mündung ſeufzte oftmals, als ſollten alle Bergwände ringsum zuſammenſtürzen; dann brach ſie in ein furchtbares, ruckweiſes Krachen aus, dann wiederum brüllte ſie ununterbrochen eine ganze Zeit lang, und warf mit wilder Schnelligkeit Rauchballen und feurige Steine aus. Dieſer Verwüſtung ſahen wir einige Minuten am Rande des Kraters zu; dann ſtiegen wir in den beſchwefelten Keſſel hinab und auf den kleinen Hügel hinan, um dem Vulkan ein wenig in den brennenden Rachen zu ſchauen, was man ohne Schaden thun kann, wenn man ſich nur hinter den Wind ſtellt, damit man nicht vom Rauche und den glühenden Steinen beläſtigt werde, und die Vorſicht gebraucht, nicht allzunahe an den mürben Rand der Bocca zu treten. Es war aber nicht lange möglich, auf dem glühenden Hügel zu verweilen, indem er faſt die Sohlen verbrannte.“ Nicolai erzählt in ſeiner Reiſebeſchreibung, als er 1833 den Veſuv beſtieg, Folgendes: „Auf dem Gipfel angekommen, erblickt man vor ſich ein ungeheures, mit ſchwarzen und bräunlichen Felſentrümmern bedecktes Feld, welches faſt ¼ M. im Umfange hat und rings von ſchmalen und ausgezackten ſchwarzen Felſenklippen, die beſonders rechts und links noch ein Paar 100 F. hoch ſeyn mögen, eingeſchloſſen iſt. An der Seite, wo man hinauf kommt, hat die Lava dies Felſenriff fortgeſpült. Im Hintergrunde des großen Trümmerfeldes erhebt ſich ein zweiter mächtiger, ganz ſchwarzer, kegelförmiger und mehrere 100 F. hoher Aſchenberg, der ſich bei den letzten Ausbrüchen gebildet und auf deſſen Höhe die neuen Krater befindlich ſind. Der alte Krater lag rechts vor uns in der Mitte der Trümmer, auf denen wir uns befanden. Es iſt nicht möglich, eine Beſchreibung von der entſetzlichen Verwüſtung zu machen, die ſich dem Auge darſtellt, wenn man das Trümmerfeld des alten Kraters näher betrachtet. So weit wir ſahen, bemerkten wir auf der Höhe nirgend eine ebene Stelle; überall lagen poröſe und ſcharfkantige Lavaſchlacken-

felſen neben und über einander, an vielen Stellen dick mit dem Gelb des Schwefels und mit weißem Salz überzogen. Wir kletterten über die furchtbaren Felſenblöcke fort, die rings vor uns lagen, um nach dem alten Krater und der äußerſten Felſenwand zur Rechten zu gelangen. An einzelnen Stellen waren die Lava-ſchlacken unter uns noch faſt glühend heiß, ſo daß wir in größter Schnelligkeit darüber hinſpringen mußten; an andern Stellen drang aus den Ritzen der Felſen unter uns heißer, erſtickender Schwefel-dampf empor, und mehrmals waren wir nahe daran, Luft und Beſinnung zu verlieren. Plötzlich zeigte uns der Führer in der Mitte des Trümmerfeldes, auf dem wir wandelten, ein tiefes, je-doch nur etliche F. breites Loch zwiſchen den Felſentrümmern, mit der Bemerkung, daß es der alte Krater ſey. In der dunkelen Tiefe leuchtete es wie feurige Kohlen. Nun traten wir den Weg nach dem neuen Kegel an. Mit unausſprechlicher Anſtrengung und bis an die Knie einſinkend, erreichten wir nach mehr als ¼ſtündi-gem Steigen die Spitze des neuen Kegels, der bloß aus einem ſchwarzen mürben und trocknen Schlacken- und Aſchengeröll beſteht. Oben umgiebt eine mürbe, ſtellenweiſe nur ein Paar Fuß breite Wand den neuen Krater, aus dem etwa 50 F. tief, drei zirkelrun-de, ohngefähr 12 F. im Durchmeſſer habende Löcher von geheim-nißvoller Tiefe entgegen gähnen."

Ueberhaupt läßt ſich der Veſuv, ſo wie jeder Vulkan, un-ter dreifachem Verhältniſſe denken: 1) in dem Zuſtande der voll-kommenen Ruhe, welcher gemeiniglich unmittelbar vor oder nach den heftigſten Ausbrüchen Statt findet; 2) in dem Zuſtande mäßiger Bewegung, welcher der gewöhnlichſte iſt; und 3) in dem Zuſtande völliger Eruption, welcher natürlich der ſeltenſte iſt. Nach Maaßgabe dieſer drei verſchiedenen Verhältniſſe, in welchen der Veſuv ſich darſtellt, laſſen ſich auch die ihm eigenen Symptome klaſſifiziren. Gewiß höchſt ſelten iſt ſein Gipfel ganz ohne Rauch. Das langſame und gleichmäßige Ausdampfen des Kraters, ohne Wahrnehmung eines innern Geräuſches und das Vertheilen dieſes Rauches gleich oberhalb des Gipfels in die Atmosphäre bezeichnet den Zuſtand der vollkommenen Ruhe. Jener Rauch nimmt in dem zweiten Zuſtande — dem der mäßigen Be-wegung — die Geſtalt einer ſchwarzen Säule und des Nachts die einer erleuchteten Wolke an, und erfolgt ſtoßweiſe in unregel-mäßigen Zwiſchenräumen. Dieſe Rauchſäule ſchießt theils ſtrahl-förmig, theils wirbelnd empor, und ſchließt ſowohl Aſche und glü-hende Steine, als auch Klumpen geſchmolzener Mineralien ein. Sie ſchleudert dieſelben mit gewaltigem Getöſe in die Luft, und man hört zugleich unterirdiſchen Donner. Die Aufſtoßungen ſelbſt ſind von ſehr verſchiedenem Grade und bisweilen mit ſehr fühl-barem Erbeben des Bodens verbunden. Auch ſind Lavaſtrömun-gen ſchon bei dieſem Zuſtande mäßiger Bewegung nichts Seltenes;

ſie erfolgen jedoch meiſt nur aus den obern Theilen des Aſchenke-
gels. Durchbrechen die letztern den Fuß oder mittlern Theil des
Berges, ſo gehören ſie ſchon zu den Symptomen, welche den
dritten Zuſtand — den des wirklichen Ausbruchs — be-
zeichnen. Sie kündigen ſich durch große Erderſchütterungen an,
welche bisweilen mehrere Tage lang die Umgegend in Schrecken
ſetzen, ehe mittelſt derſelben der Lavaſtrom ſich einen Ausgang öff-
net. Um ſich einen Begriff von einer ſolchen Gewalt zu machen,
muß man die Dichtigkeit der Lava und die Decke der von übereinan-
der gefloſſenen Lavaſtrömen gebildeten Wände des Veſuvs kennen.
Die Möglichkeit eines Durchbruchs durch eine ſolche Maſſe läßt
ſich nicht anders erklären, als daß derſelbe, nach langem Hin-
und Herdrängen der gährenden Maſſe, endlich noch durch eine von
mitwirkenden Umſtänden hervorgebrachte Spalte erfolgt. Bei die-
ſen Operationen verſtärkt ſich das Getöſe und Krachen im Innern
des Berges bis zu einem fürchterlichen Grade; ſo wie gleichzeitig
die Auswürfe aus dem Krater ſich weſentlich verändern, und nicht
ſelten mitten in der Ausbruchsſäule Blitze ſichtbar werden. Nicht
genug, daß die ausgeſchleuderten Maſſen an Größe und Anzahl
ſich unendlich vermehren, ſo vervielfachen ſich auch die Gegenſtän-
de des Auswurfs. Aſche und Sand werden weit umher getrieben,
auch bisweilen ungeheure Maſſen ſiedenden Waſſers, welche ver-
eint mit den andern Subſtanzen die umliegende Gegend verheeren.
In der letztern Art zeichnete ſich vorzüglich der Ausbruch vom
Jahre 1631 aus. Nicht allein ſtiegen gleich zu Anfange große
Waſſerſäulen mit Aſche vermiſcht aus dem Krater empor und be-
deckten die Landſchaft weit umher; ſondern es floſſen auch mit der
Lava ſelbſt Ströme ſiedenden Waſſers aus dem Berge und ver-
wüſteten Torre del Greco, Portici und mehrere Orte. Ja
bis vor die Stadt Neapel ſoll damals dieſes Waſſer, mit Aſche
vermiſcht, gedrungen ſeyn. — Der älteſte in der Geſchichte be-
kannte Ausbruch des Veſuvs fand 79 nach Chriſti Geburt Statt,
wo er die Städte Herculanum, Stabiä und Pompeji be-
grub, und wobei der Naturforſcher, Plinius der Aeltere ſein
Leben verlor. Seit dieſer Zeit zählt man eine große Menge Aus-
brüche. Einer der fürchterlichſten war 1767, wo eine ungeheure
Menge Lava das Thal von Reſina bedeckte. Bei dem Ausbruche
1794 ward Torre del Greco durch einen ungeheuren Lavaſtrom
verwüſtet. Die neueſten Ausbrüche des Veſuvs erfolgten im Auguſt
1834 und im März 1835. Bei dem erſtern ſtürzte der den al-
ten Krater um ein Paar 100 F. überragende neue Aſchenberg
(den oben Nicolai in ſeiner Beſchreibung erwähnt) mit furchtba-
rem Gepraſſel ein und an ſeiner Stelle erhob ſich eine gewalti-
ge ſchwarze Wolke, die ſich immer höher in die Luft ſchwang
und mit einem durchdringenden feinen Aſchenregen nicht allein die
nächſten Umgebungen, ſondern auch Neapel ſelbſt heimſuchte. Die

glühende Maſſe fand in der Mitte des Veſuvs, faſt 1¼ Stunden unter der Spitze deſſelben einen Ausweg, und mit unbeſchreiblicher Wuth ſtürzte die Lava aus dieſer neuen Oeffnung, floß bald darauf 18 ja 30 F. tief und ¼ bis ½ St. breit, indem ſie auf ihrem Laufe Wälder, Gärten, Häuſer vernichtete und großen Schaden verurſachte. Dieſer Lavaſtrom floß mit einer ſolchen Kraft, daß er, ſchon in mehrere Arme getheilt und 1 Stunde vom Krater entfernt, noch die größten Felſenmaſſen, die ihm im Wege lagen, mit ſich riß und Steinmaſſen in der Höhe von 15—20 F. vor ſich fortwälzte. An der Stelle jenes eingeſtürzten neuen Aſchenberges entſtand ein tiefer Krater von ungeheurem Umfange und etwa 20 Schritte öſtlich von demſelben ein zweiter ebenfalls ſehr großer Krater. Der Ausbruch am 25. März 1835 veränderte dieſe Geſtalt des Kraters, indem ſich 5 kleine Krater bildeten, welche aber bei dem Ausbruch am 1. April wieder verſchwanden und ſich in Einen furchtbaren Schlund vereinigten, der mindeſtens 2000 F. im Durchmeſſer hatte und ganz von der Feuerſäule ausgefüllt war, die ſich bis auf eine Höhe von 1200 F. erhob. Die brennenden Maſſen, welche in die Luft geſchleudert wurden, fielen mit furchtbarem Krachen in den Krater zurück, der ſie ausgeſtoßen hatte, wodurch derſelbe verſchloſſen wurde; allein nach einiger Zeit, während welcher durch den innern Kampf der ganze Veſuv erſchüttert wurde, und man 4 Erdſtöße bis nach Neapel hin fühlte, kündigte eine furchtbare Exploſion an, daß die Gewalt des Ausbruchs den Krater wieder geöffnet hatte und bis 10 Uhr in der Nacht warf der Vulkan ohne Unterbrechung ungeheure Feuerſäulen und brennende Felſen bis zur Höhe von 1200—1500 F. empor und der Knall war ſo unaufhörlich, daß er bald dem rollenden Donner, bald dem Lauffeuer eines furchtbaren Artillerieparks glich. Die Bewohner des umliegenden Landes und der nahen Städte flohen mit ihrer werthvollſten Habe, bis um 10 Uhr das Herabfallen dieſer glühenden Maſſen und das Krachen aufhörte.

Der Aetna, der merkwürdigſte und bekannteſte unter allen Vulkanen, erhebt ſich auf der Oſtküſte der Inſel Sicilien, ohne Zuſammenhang mit den übrigen Bergketten der Inſel. Es iſt eine irrige Vorſtellung, ſich den Aetna als einen einzigen Berg von ungeheurer Höhe und Ausdehnung zu denken. Von weitem geſehen, bietet er ſich zwar in dieſer Geſtalt dar, und ſcheint nur eine einzige Maſſe zu bilden. In der Nähe aber verhält ſich die Sache ganz anders, und man überzeugt ſich, daß derſelbe aus einer Anhäufung mehrerer vulkaniſcher Berge zuſammengeſetzt iſt, deren höchſter ſeinen dermalen offenen Krater ausmacht. Rings um dieſen Kegel des jetzigen Kraters und auf der ganzen vulkaniſchen Fläche des Berges zählt man nahe an 100 andere erloſchene Krater; und der eigentliche Aetna ſcheint mitten unter den ihn umgebenden Bergen zweiten Ranges, wie ein Hausvater im

Kreiſe ſeiner Familie, und durch ſeine alles überragende Höhe die ſämmtlichen Glieder derſelben beherrſchend da zu ſtehen. Die Höhe des Aetna beträgt nach den richtigſten Angaben 10,250 oder 10,400 Fuß. Wenige Berge beſitzen eine ſo breite Baſis, im Verhältniß zu ihrer Höhe, wie der Aetna. Nach Einigen ſoll ſein Umfang am Fuße 15, nach Andern ſogar 20 Meilen betragen. Daher erſcheint derſelbe dem Auge nicht ſo hoch, als er wirklich iſt, und wirkt auf die Einbildungskraft nicht ſo gewaltig ein, als es die ſchroffen und majeſtätiſchen Alpengipfel thun, welche dem Auge geſtatten, ſie vom Fuße zum Scheitel in einem von der ſenkrechten Linie wenig abweichenden Winkel zu meſſen. Um daher die Rieſengröße des Aetna gehörig zu würdigen, muß man nothwendiger Weiſe auf ſeinem Gipfel geſtanden haben; denn dort ſchwindet jene Täuſchung ganz oder ſie wirkt vielmehr durch die größere Entfernung aller Gegenſtände auf ſcheinbare Erhöhung des Standortes.

Man pflegt den Aetna in drei Regionen zu theilen, die untere, die waldige und die wüſte, welche ſich, vermöge ihrer ungleichen Färbung, aus ziemlicher Entfernung, deutlich von einander unterſcheiden laſſen. Die grüne Farbe herrſcht vor in der erſten; düſter und einen ſchwarzen Streifen bildend iſt die zweite; weiß erſcheint die dritte, welche fortwährend mehr oder weniger mit Schnee bedeckt iſt. Die untere oder angebaute Region iſt wegen des durch verwitterte Lava und Aſche ungemein ergiebigen Bodens ſehr fruchtbar, und die an den Seitenwänden des Berges in dieſer Region zerſtreuten Dörfer, Flecken, Städte und Weiler, deren Anzahl ſich auf 77 beläuft, ſind mit Einſchluß der Bevölkerung von Catania von 170,000 Menſchen bewohnt; und man ſieht hier zahlreiche Getreidefelder, üppige Weinberge, Gärten, Olivenanpflanzungen, welche die reichſten Erndten der Inſel liefern. Dieſe Region geht bis zu 3380 F. Höhe über der Meeresfläche. Die waldige Region beginnt oberhalb Nicoloſi und erſtreckt ſich bis zu 5280 F. Höhe, iſt etwa 2 bis 3 Stunden breit, nnd hat ihrer Baſis nach 15 bis 20 Stunden im Umkreiſe. Die Waldung dieſer Region beſteht vorzüglich aus Eichen; doch findet man auch Buchen nebſt vielerlei Gebüſchen. Gegen das Ende der Waldregion trifft man auch, obwohl nicht ſehr häufig, Fichten, Tannen und Birken. Nun folgt die oberſte Region, die wüſte, auch nackte und wohl Schneeregion genannt von 5580 bis 10,400 F. Einige Beſchreiber des Aetna theilen letztere noch ab in die Schneeregion, welche bis an die zu 9200 F. angenommene Vegetationsgränze reicht und noch ſtellenweiſe niedrige, kraut- und ſtrauchartige Gewächſe zeigt und in die Feuerregion von 9200 F. bis vollends zum Gipfel, indem hier wegen der innern Wärme nicht einmal der Schnee haften kann. Zur Winterszeit bedeckt ſich die ganze Waldregion mit Schnee und

dieſer reicht zuweilen bis zu 3060 F. hinab, ſelten jedoch auf lange Dauer. Zeitig ſchmilzt er bis zur oberſten Baumgränze weg, da denn, während der Frühlingsmonate, der Gürtel düſterer Wälder einen ſehr maleriſchen Kontraſt zur Schneeregion bildet. Man muß aber nicht glauben, daß die ganze dritte Region durchaus mit ewigem Schnee bedeckt ſey, denn die Gränze des ewigen Schnees wird auf dem Aetna zu 9000 F. Höhe angenommen, und auch ſelbſt in dieſer Höhe ſchmilzt der Schnee in ſehr heißen Sommern, doch nicht vor Ende Juni oder Anfange Juli gänzlich und erhält ſich einzig noch in den Schründen. Ein Reiſender, der den Aetna am 25. Julius erſtieg, traf auf der ganzen Südſeite des Berges nirgends eine Spur von Schnee, als in einigen Vertiefungen am Fuße des Kegels, während etwa 14 Tage früher beträchtliche Schneeſtreifen an ſeinem nördlichen Abhange ſichtbar waren. In der oberſten Region erhebt ſich auf einer weiten Ebene der 1000 F. hohe, ſteil in die Höhe ſteigende Aſchenkegel des großen Kraters, welcher an ſeiner Baſis $2\frac{1}{2}$ Stunden im Umfange hat. Das Hinaufklimmen iſt jedoch hier bei Weitem nicht ſo beſchwerlich wie auf dem Aſchenkegel des Veſuvs; denn auf letzterem verſinkt man tief in der trocknen und loſen Aſche und kommt oft mit der größten Anſtrengung beim Steigen mehr rückwärts als vorwärts; hier aber iſt die Aſche größtentheils feucht und kompakt und erlaubt ſicher und feſt aufzutreten. Nur verurſacht die auf dieſer großen Höhe ſchon ſehr dünne Luft, wie überhaupt auf beträchtlichen Berghöhen, den Meiſten einige Beſchwerden, und bringt Kurzathmigkeit, welche zum öftern Stilleſtehen nöthigt, Herzklopfen, Durſt, Müdigkeit bei der geringſten Anſtrengung hervor; Andere aber empfinden davon wenig oder nichts. Der Gipfel des Aetna hat 3 Spitzen, da ſie aber in faſt gleichſchenklichtem Dreieck gegen einander liegen, ſo wird immer eine derſelben verdeckt und daher erhielt der Gipfel den Namen **il Bicorne** (das Zweihorn).

Auf dem höchſten Gipfel nun, zwiſchen drei Spitzen, befindet ſich der große Krater, deſſen Beſchreibung wir hier mit den eigenen Worten eines Reiſenden, der den Aetna 1820 beſtieg, folgen laſſen. „Der Krater des Aetna erſcheint in der Geſtalt eines unregelmäßigen Ovals, und iſt wenigſtens dreimal ſo groß, als der des Veſuvs. Er hat das Ausſehen eines gewaltig großen, durch eine ungeheure aus Schlacken und Aſche gebildete Scheidewand in zwei Theile getheilten Trichters mit zwei Mündungen von ungleicher Größe, deren jeder neuerdings durch eine Scheidewand getheilt iſt. Dieſe Scheidewand aber iſt ſo niedrig, daß man jene Mündungen nicht als vier verſchiedene Krater, ſondern als zwei Oeffnungen eines und deſſelben Kraters zu betrachten hat, die höchſt wahrſcheinlich etwas unter der Oberfläche des bemerkbaren Grundes wieder zuſammenſtoßen. Die größte Mün-

dung hat eine Oeffnung nach N., weil bei dem Ausbruche von 1787 ein Theil des Kegels durch die Gewalt der Lava mit fortgeriſſen wurde. Da der Krater mit jedem Ausbruche ſeine Geſtalt und Größe verändert, ja zuweilen in ſeine eigenen Eingeweide zuſammenſtürzt, ſo iſt jede auch noch ſo genaue Beſchreibung deſſelben nur auf eine Zeit gültig. Gegenwärtig (1820) mag ſein oberer Umkreis etwa ¾ Stunden betragen. Sein Rand iſt nicht durgehends gleich hoch, und von den drei Spitzen, welche er bildet, iſt die eine höher als die andern. Auf der Nordſeite iſt derſelbe ſehr ſteil abgeſchnitten. Das Innere des Kraters bietet eine etwa 25 Fuß tiefer als der Rand liegende Fläche dar. Hier finden ſich die beiden Hauptmündungen der großen Feuerwerkſtätte. Die eine iſt gegen Morgen; in dieſer unterſcheidet man zwei große Trichter, den einen nord- den andern ſüdwärts: die andere Hauptmündung iſt gegen Abend; auf dieſer Seite, jedoch etwas mehr gegen S., ſind 5 bis 6 Hügel von verſchiedenen Größen bemerkbar, deren jeder einige Klafter hoch iſt und einen kleinen Kegel bildet, aus dem ſich eine Menge Rauch hervordrängt. Eine einzige dieſer Halbmündungen ſtößt keinen Rauch aus und iſt daher leicht zugänglich. Von der oberſten Höhe des Saumes geht eine beträchtliche Spalte in den Krater hinab, in eine Tiefe, deren Ende man wegen des ſich aus derſelben hervordrängenden Rauches nicht abſieht. Auf allen Seiten der beiden vulkaniſchen Hauptmündungen gehen, ſo wie von mehrern Stellen des obern Theiles des Kegels an einem fort Dämpfe aus, die ſich ihrer ſpecifiſchen Schwere wegen, dem Kegel entlang abwärts ziehen. Dieſer Rauch iſt mit verſchiedenen Gasarten verſetzt und ſo gefährlich, daß, wer ihn längere Zeit auszuhalten hätte, erſticken müßte. Schon mehr als einmal mußten Reiſende, wenn ihnen der Wind dieſen Rauch allzulang ins Geſicht blies, auf ihrem Wege wieder umkehren. Der Boden des obern Theiles des Kegels iſt ſehr heiß und durch die ſich unvermerkt von demſelben losmachenden (und wenn man in die Erde einbohrt, in Menge hervordringenden) Gaſe wird dieſe Hitze fortwährend unterhalten. Da der Boden des Randes des Kraters lediglich aus vulkaniſcher Aſche, mit einigen eingemengten vereinzelten Lavaſtücken, beſteht, ſo iſt er ſehr locker, ſo daß man oft ziemlich tief einſinkt. So verſank mein etwas kühnern Schrittes einhergehender Reiſegefährte, zu ſeinem nicht geringen Schrecken, bis an den Gürtel, ſo daß er ſich ſchon wirklich von den Eingeweiden des Feuerberges verſchlungen glaubte. Es läßt ſich übrigens ohne große Anſtrengung zu der kleinen Mündung des Vulkans hinabſteigen. Auch der großen mag der Wanderer ſich ohne Gefahr, doch nicht ohne fortwährende genaue Beobachtung der nöthigen Vorſichtsmaßregeln, nähern. Schon mehr als Einer, der dieſes unterließ, oder ſich allzunahe hinzu wagte, hat ſeine Unvorſichtigkeit mit dem Leben bezahlen

müſſen. Man würde ſich irren, wenn man glaubte, daß der Grund des großen Aetnakraters einen nicht zu ermeſſenden Abgrund darbiete; indem ſeine Tiefe nicht über 600 F. beträgt. In dieſer Tiefe erblickt man nichts weiter, als eine Oeffnung von mittlerer Weite, aus der ſich ein Rauch hervordrängt, der öfters ein deutliches Hineinblicken in den Mittelpunkt der Feuereſſe verhindert. Der Kegel, in deſſen Mitte ſich der Krater befindet, kann nie zu einer bedeutenden Höhe gelangen, weil er öfters in ſeinen Grundfeſten erſchüttert wird und Riſſe bekommt, in Folge welcher ein Theil der ihn bildenden Materialien wieder in den Mittelpunkt der Ausbrüche zurückfällt. Unſer Führer leitete uns ſo nahe als immer möglich an dem Rande des Kraters hin, und rollte auch Steine in denſelben hinunter, deren Fall ein Anfangs ſtarkes, dann dumpfer werdendes und bald gänzlich verhallendes Getöſe verurſachte. So oft er wieder einen neuen Stein hinein rollte, fügte er den Ausruf bei: „da iſt noch einer für das Haus des Teufels!" *)

Die Ausſicht von der höchſten Spitze des Aetnakegels, dem ſogenannten Bicorn iſt unermeßlich und unvergleichlich, und alle Reiſende ſtimmen darin überein, daß ſie einzig in ihrer Art ſey. „Auf ſo vielen, durch die Alpen, in den Pyrenäen und anderwärts gemachten Reiſen, ſagt einer derſelben, iſt mir nirgends ein Panorama zu Geſichte gekommen, das ſich mit dieſer Kreisfernſicht des Aetna vergleichen ließe." Zunächſt unter ſeinen Füßen ſieht der auf dem Aetna ſtehende Wanderer nichts als traurige Spuren grauſer Zerſtörung. Umgürtet von einem Kranze kleiner Kratern, erſcheint der Aetna wie ein Vater mitten unter ſeinen zahlreichen Kindern. Doch wie ihn, ſo bedeckt auch ſie grauſchwarze, traurige Schlacke, untermiſcht mit röthlich gelbem Schwefelanflug. Weiterhin überſieht man ganz Sicilien, von drei Meeren umfloſſen, die romantiſchen Vorgebirge der ganzen Oſtküſte, dann Siciliens größten Fluß, den Giaretta, wie er, gleich einem Silberfaden Catanias weite Ebenen durchſchlängelt, den blanken See von Lentini, die Neptuniſchen und Nebrodiſchen Gebirge mit den dichteſten Wäldern bedeckt und in allen ihren Aeſten ſich ausbreitend, das wilde Thal von Bronte, wohin der Aetna ſeine meiſten und ſchrecklichſten Laven ſendet im nahen Weſten, die hohen Madoniengebirge bei Palermo im fernen Weſten, im Norden die Lipariſchen Inſeln mit ihrem dampfenden Vulkane auf Stromboli, welche gleichſam aus den Wellen emporzuwachſen ſcheinen, das romantiſche Vorgebirge von Milazzo und im Oſten, wie auf einer großen Landkarte den ganzen Halbſtiefel Calabriens,

*) Die Aetnabewohner nennen den Krater casa del Diavolo (Haus des Teufels).

den Meerbuſen von Tarent und das Joniſche Meer. Auch Malta und Gozzo ſoll man bei ganz hellem Horizonte ſehen können. Was aber vorzüglich die Ausſicht vom Aetna ſchön und erhaben macht, iſt der Anblick des unendlichen Meeres. Mag man immerhin den Anblick des Meeres auf den Anhöhen des ſtolzen Genua oder auf Rügens nordiſchen Kreidefelſen unübertrefflich finden, ſo bleibt doch alles dieſes unendlich zurück hinter der Anſicht des Meeres vom Aetna. Was ſind ferner hiegegen jene hochgeprieſenen Fernſichten von Schleſiens Rieſenkoppe, von dem Brocken und zum Theil von dem Schneeberge Oeſterreichs, welche zwar gleichfalls über einen unermeßlichen Fläche=Horizont herrſchen, der aber, unter trübem nordiſchen Himmel, nichts als einförmige Felder, hin und wieder in weiter Entfernung kaum bemerkbare Städte, Flecken und Dörfer und endlich nur ſchwache Silberfaden unbeträchtlicher Gewäſſer darbietet. Allein das erhabenſte Schauſpiel, das Eigenthümlichſte, ja dasjenige, was den Aetna vor allen andern bekannten hohen Bergſpitzen unſers Erdballes (den Pico de Teyde auf Teneriffa ausgenommen) entſchieden auszeichnet, iſt ſein eigener Schlagſchatten *). Andere Berge ſtehen gewöhnlich in Ketten, wo denn eine Menge ohngefähr gleich hoher oder doch wenigſtens nicht viel niedrigerer, ja ſogar erhabenere Spitzen den Schatten des Gipfels, worauf man ſich ſelbſt befindet, mannigfaltig und wohl gar ſo unterbrechen, daß kein Totalbild ſich dem Auge darſtellt. Auch giebt es wenige Gebirge, welche eine regelmäßige Pyramidengeſtalt beſäßen. Der einem ſehr ſtumpfen Kegel vollkommen ähnliche Aetna aber, welcher in Bezug auf ſeine eigene, ſehr beträchtliche Höhe, gleichſam nur Maulwurfshügel von Bergen um ſich her liegen hat, wirft ſeinen Rieſenſchatten, gleich einer zwielichtigen **), violetten, mathematiſch regelmäßigen Pyramide ohne Unterbrechung auf die weite Fläche und dies in ſo gewaltigem Maßſtabe, daß die Spitze deſſelben im Augenblicke, da die Sonne bei ihrem Aufgange ganz über dem Horizonte ſteht, 20 Meilen, faſt in den Meridian von Palermo fällt, oder etwa 1° 40′ geographiſcher Länge mißt.

Was nun die Ausbrüche oder Eruptionen des Aetna betrifft, ſo zählt die Geſchichte 77 bedeutende deſſelben, von welchen 11 vor und 66 nach Chriſti Geburt Statt fanden. Die ſchrecklichſten waren: der Ausbruch 1169, welcher alle Häuſer von Ca=

---

*) Der Schatten, welchen ein Körper auf einen andern Gegenſtand wirft, oder überhaupt ein ſchroffer Schatten, heißt Schlagſchatten.

**) Mit dieſem Ausdruck wird die Lichtwirkung bezeichnet, welche die halbgebrochenen, ſeitwärts einfallenden Sonnenſtrahlen neben dem eigentlichen Kernſchatten des verfinſternden Körpers hervorbringen.

tania, Lentini und Syracus umriß; der von 1329, der aus 4 Kratern zugleich 4 Lavaſtröme ſchleuderte; der Ausbruch 1381, der den Hafen von Catania verſchüttete; der im Jahre 1537, welcher von einem Erdbeben begleitet, ganz Sicilien bis nach Calabrien erſchütterte; die Ausbrüche in den J. 1634 und 1636, die eigentlich nur einen bildeten, weil von dem erſten zum zweiten, während eines Zeitraumes von 18 Monaten, ein Lavaſtrom nicht aufhörte zu fließen; der Ausbruch von 1669, der einen Theil von Catania verſchlang; der Ausbruch von 1693, durch welchen Catania ganz umgeſtürzt wurde; der Ausbruch von 1780, der dem berühmten Erdbeben von 1783 um drei Jahre vorausging, und es vorbereitete; die Ausbrüche von 1787, 1792, 1797, 1798, 1799, 1800, welche ſo kurz auf einander folgend, die gänzliche Zerſtörung des Landes fürchten ließen; endlich die Ausbrüche von 1806, 1811 und 1819. Von allen dieſen Ausbrüchen iſt nicht einer, woran ſich nicht ſchreckliche Erinnerungen und traurige Einzelheiten knüpfen; aber der Ausbruch im Jahre 1669 verdunkelt wohl alle andern. Es war bei Nicoloſi, einem in der untern Region des Aetna gelegenen reichen und bevölkerten Dorfe, wo nach zwei Tagen völliger Dunkelheit, ſchrecklichem Krachen und vielfältigen Stößen ein Abgrund ſich eröffnete, aus welchem der heutzutage unter dem Namen Montirossi (der rothe Berg) bekannte Berg hervorſchoß *). Dieſer Abgrund, der mehreremale Platz und Form veränderte, hatte eine Zeitlang beinahe 1 Meile Länge und über 1 M. Breite, und während mehrerer Tage ſtiegen ungeheure Maſſen Aſche und Sand daraus empor. Endlich entſtand am Fuße des neuen Berges eine Oeffnung, die man noch jetzt ſieht, und von wo die glühende Lava 20—25 Ellen hoch ihren Lauf nach Catania nahm. Aufs höchſte beſtürzt gingen die Catanienſer dem Strom entgegen, und verſuchten mit Hacken und Schaufeln ihm eine andere Richtung zu geben, indem ſie einen künſtlichen Hügel erhoben; aber alsdann hätte die Lava andere Landſtriche zerſtört. Die Bewohner dieſer Gegenden verſammelten ſich daher und widerſetzten ſich mit den Waffen in der Hand dem Fortarbeiten der Catanienſer. Man kämpfte nun am Fuße des Feuerſtromes, der, Urſache des Kampfes, langſam und unwiderſtehlich ſeinen Weg verfolgte; man kämpfte mit aller der Wuth, die eine dringende Gefahr eingiebt. Die Catanienſer wurden beſiegt, und ohne fernern Widerſtand verfolgte die Lava ihren Lauf. Endlich nach mehreren Tagen Vorrückens, langte ſie vor den Mauern der Stadt an. Aber dieſe Mauern waren hoch

*) Er hat ſeinen Namen von den ihn bedeckenden rothen Schlacken. Dieſe Montirossi bilden einen aus 2 ſich berührenden, vulkaniſchen Kegeln zuſammengeſetzten Berg. Ihre ſenkrechte Höhe beträgt etwa 720 Fuß.

und dauerhaft; und die Lava, jetzt ſchon abgekühlt, hatte nicht mehr die Kraft, ſie niederzureißen. Sie ſchwoll daher an, ſtieg in die Höhe, und als ſie den Gipfel erreicht hatte, ſtürzte ſie ſich mit einem Feuerſtrome in die Stadt, vernichtete einen großen Theil derſelben, und floß in den Hafen von Catania, wo ſie ſtehen blieb. Vielfältig hat Catania von Lavaſtrömen des Aetna gelitten und dabei ein ſonderbares Geſchick gehabt. In dem 16. Jahrhundert giebt ihr ein Ausbruch, der einen Lavaguß weit in das Meer hinaus ſendet, einen Hafendamm, den ſie vergebens zu erbauen verſucht hatte; im 17ten Jahrhunderte begräbt ein zweiter Ausbruch es zum Theil, verſchüttet den Hafen und läßt den Fluß verſchwinden, der es durchſchnitt. Indeß beſteht Catania noch immer, jedesmal ſchöner und regelmäßiger wieder aufgebaut.

Der neueſte Ausbruch des Aetna ereignete ſich 1832 ganz unerwartet, indem von dem Aetna ſelbſt gar keine Vorerſcheinungen ausgegangen waren. Dieſer Ausbruch erfolgte im Anfang des Novembers im N. W. des Aetna, oberhalb der waldigen Region und zwar des Gehölzes von Bronte, beim Monte Lepre, gerade auf der Stelle des alten erloſchenen Kraters des Ausbruchs von 1651, deſſen Lava die Stadt Bronte erreicht hatte. Der Ausbruch ſtrömte aus 5 Oeffnungen und der Lavaſtrom wendete ſich zuerſt gegen den Wald, wo er, in einer Breite von ½ Stunde fließend, alles verbrannte und den Boden mit einer Steinmaſſe härter als Granit überzog, verheerte dann unterhalb der Waldregion die Weingärten von Bronte, rückte unaufhaltſam auf dieſe von 15,000 Menſchen bewohnte Stadt los, und bedrohete ſie mit dem Untergange; auch würde er gewiß dieſelbe erreicht haben, wenn er nicht von einem Thale aufgenommen worden wäre, das ſo groß iſt, daß er mindeſtens zwei Monate lang in gleicher Maſſe ſich ununterbrochen hatte ergießen müſſen, um dieſes Thal ſo zu überfüllen, daß die Stadt in Gefahr geweſen wäre.

Der Aetna wird, ſo wie der Veſuv, ſehr häufig von den Reiſenden beſtiegen, aber man braucht dazu natürlich eine längere Zeit, und muß ſich auf größere Beſchwerden gefaßt machen. Ja in Sicilien gilt eine Aetnareiſe für ein gewagtes, gefährliches Unternehmen, wobei viel auf Rechnung der bekannten Uebertreibungsſucht der Sicilianer und auf die Jahreszeit kommt, in welcher ſie vielleicht unternommen würde. Wer unter Beobachtung der nothwendigen Vorſichtsmaßregeln, von Anfange des Julius bis Ende Septembers den Aetna beſucht, wird finden, daß er nicht bloß ein ſehr zugänglicher, ſondern an den meiſten Orten ſogar ſanft anſteigender Berg iſt, ohne die mindeſte Gefahr, und daß der Weg für den Fußgänger bis auf einige rauhe Lavaſtrecken, recht erträglich iſt. „Das zarteſte Frauenzimmer, ſagt ein Schweizeriſcher, an das Bergſteigen gewöhnter Reiſender, (der Schweizer Brun-

ner), kann ihn ohne Bedenken antreten. Von Catania, von wo aus am gewöhnlichſten die Aetnareiſe unternommen wird, weil der Weg von dieſer Seite am beſten iſt, rechnet man bis auf den Gipfel des Aetna 9 Stunden. Der Weg bis Nicoloſi, wohin man 4 Stunden zu gehen hat, führt durch mehrere Dörfer, deren Häuſer, ſämmtlich aus Lava erbaut, recht hübſch und reinlich ſind, und ſteigt allmählig, ſo daß hier mit leichter Mühe eine bequeme Straße zu machen möglich wäre. Nicoloſi, ein Dorf, das öfters durch Erdbeben, auch kürzlich im Jahre 1832 gelitten hat, nebſt dem unweit gelegenen Kloſter San Nicolo dell' Arena ſind die höchſten bewohnten Punkte des Aetna und liegen am Ende der untern oder angebauten Region, und man merkt hier ſchon eine bedeutende Abnahme in der Fülle und Ueppigkeit der Vegetation. In der Nähe von Nicoloſi befinden ſich die oben angeführten Montirossi oder Rothen Berge und in dieſem Dorfe oder auch in dem nahen Kloſter nehmen die Reiſenden gewöhnlich ihr Nachtlager, und miethen daſelbſt Maulthiere und Führer, welche die Reiſenden bis an den Krater führen, und Piloten, auch Piedotten genannt werden. Zu Nicoloſi wohnt der allen Aetnareiſenden bekannte Don Mario Gemmellaro, Oberrichter und Intendant dieſes Ortes, der durch ſeine genaue Kenntniß und angeſtellten Beobachtungen in Betreff dieſes Vulkans berühmt iſt. Er nimmt, ſo wie auch ſeine Brüder, Reiſende, die ihm empfohlen ſind, mit der größten Gaſtfreundſchaft bei ſich auf und ertheilet ihnen alle mögliche Anleitung zur Ausführung ihres Vorhabens. Von Nicoloſi wird früh in der Nacht aufgebrochen um vor Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Aetna einzutreffen. Bald gelangt man nun in die Waldregion und der Weg wird ſteiler. Faſt an der Gränze des Baumwuchſes erreicht man die untere Hütte, Casa dei Boschi genannt, wo man, ob ſie gleich leer und unbewohnt iſt, doch eher ein Obdach findet, als in der elenden ſogenannten, ganz nahe am Anfange der Schneeregion befindlichen Ziegenhöhle, wo ſonſt die Reiſenden eine Zeitlang Halt machten, und die jetzt niemand mehr beſucht, weil ſie ohne Noth zu einem bedeutenden Umwege nöthigen würde. Nachdem man in dieſer Hütte eine Zeitlang ausgeruhet hat, wird nun der Weg durch die Schneeregion angetreten. Je höher man in dieſer Region kommt, deſto heftiger wird der Wind, deſto kälter die Luft und deſto beſchwerlicher das Reiten. Endlich wenn man die lange Strecke über das ſanft abhängige oberſte Schlackenfeld zurückgelegt hat, gelangt man zur Casa degli Inglesi (das Haus der Engländer) oder Casa de Gemmellaro (Haus des Gemmellaro), wie es auch genannt wird. Auf Gemmellaros Betrieb hatten nämlich die Offiziere der Engliſchen Armee, die bis zum Jahre 1814 Sicilien beſetzt hielt, eine Subſcription zur Erbauung eines Hauſes dicht beim Aſchenkegel des Berges eröffnet, damit den Rei-

ſenden ein oft ſehr nothwendiges, immer aber ſehr erwünſchtes Unterkommen zu Theil werden möchte. Gemmellaro ſelbſt hatte bedeutend dazu gegeben und überdies noch die Beſorgung des Baues übernommen, wozu er mit den nöthigen Arbeitern ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Monate hier zugebracht hatte. Dieſes unbewohnte Haus liegt 9200 F. hoch und iſt mit Tiſchen, Stühlen, Bettladen ꝛc. verſehen und hier kann nun der Reiſende, falls er ſich mit den nöthigen Kleidungsſtücken, Brennmaterial und Proviant verſehen hat, eine Zeit ſich aufhalten, um einen günſtigen Zeitpunkt und gute Witterung abzuwarten, den Gipfel des Aetna zu erſteigen, was von hier aus zu Fuß geſchehen muß, da man nun weiter hinauf ſich der Maulthiere nicht mehr bedienen kann. Noch müſſen wir bemerken, daß in der Nähe dieſes Hauſes ſich auch der ſogenannte Philoſophenthurm befindet, ein Gebäude, das nach ſeinen geringen Ueberreſten, von ſehr feſter Bauart geweſen zu ſein ſcheint. Von wem und zu welcher Abſicht dieſes Gebäude errichtet worden ſey, darüber hat man ſehr abweichende Vermuthungen.

Seſam iſt unter den Produkten des Königreichs beider Sicilien aufgeführt. Dieſe Pflanze, der morgenländiſche oder orientaliſche Seſam genannt, wächſt in Aſien und Afrika wild, wird aber auch ihres Nutzens wegen angepflanzt. Sie giebt nämlich aus ihren ausgepreßten Samenkönern ein überaus helles und ſüß ſchmeckendes Oel, das zum Speiſen und zum Salben in Bädern gebraucht wird. Auch ißt man den Samen, welcher daher nebſt dem Oele im Morgenlande ein bedeutender Handelsartikel iſt.

Die Manna iſt eine gelbliche, zuckerartige, undurchſichtige, ſüßſchmeckende Subſtanz, die aus der Rinde mehrerer Eſchenarten beſonders der Manneaſchen von ſelbſt oder durch gemachte Einſchnitte ausfließt, an der Luft erhärtet, und in der Medicin gebraucht wird. In ſüdlichen Ländern ſchwitzt auch aus der Rinde und den Blättern der gemeinen Eſche ein blaß gelber Saft, welcher eine geringe Sorte von Manna iſt. Die eigentliche wahre Manna wird aber vorzüglich von der blumentragenden Eſche und von der Mannaeſche gewonnen, welche Bäume man in Calabrien und in Sicilien mit großer Sorgfalt zieht. In den heißeſten Monaten wird die Rinde der Bäume, ſobald ſie zehn Jahre alt ſind, aufgeritzt, aus welchen Oeffnungen der Saft hervorquillt und ſich von ſelbſt verdickt. Dieſer Saft hat Anfangs einen bitterlichen Geſchmack, wird aber ſüßer, ſobald er durch die Sonnenſtrahlen verdickt iſt. Das Manna aus Kalabrien wird nicht ſo theuer bezahlt, als das Siciliſche, das heller, reiner und trockner iſt. Die beſte, aber faſt gar nicht in Handel kommende Sorte Manna iſt die von ſelbſt ausgefloſſene. Ihr folgt in der Güte die röhrenförmige Manna. Das Manna aber, das die Iſraeliten in der Arabiſchen Wüſte genoſſen, ſchwitzt aus Ein-

ſchnitten in den Zweigen eines Strauchs, der zur Gattung Tamarix gehört und eine Art Coccus iſt. Die Menge des in Wady Hebron geſammelten Mannas beträgt in den günſtigſten Jahren nicht über 700 Pf. Ein bedeutender Theil davon wird von den Beduinen ſelbſt verzehrt, ein anderer Theil nach Cairo geſendet und der Reſt an die Mönche des Berges Sinai abgeſetzt, welche daſſelbe in kleinen Parzellen an die Ruſſiſchen Pilger verkaufen, die es mit großer Ehrerbietung empfangen, als einen unwiderſprechlichen Beweis des in der heiligen Schrift erwähnten Ereigniſſes. Doch wird das Manna daſelbſt nur nach einer ſehr regneriſchen Jahreszeit geſammelt, denn man hat Beiſpiele, daß es 7 Jahre ausblieb.

Die Kapern kommen von dem Kapern=Strauch, der in Aſien, Aegypten und im ſüdlichen Europa wild wächſt, aber auch mit Fleiß angebauet wird. Im Herbſte ſtirbt er alle Jahre bis auf eine Spanne von der Wurzel ab, und ſchlägt im Frühjahre von Neuem aus. Er hat ſehr ſchöne Blüthen. Die Kapern ſind die unaufgeblühten Blumenknospen, die man mit einem Theile des Stengels abbricht, ſie einige Stunden in den Schatten hinlegt, damit ſie welken; dann die kleinern von den größern ſcheidet und ſie mit Eſſig einmacht, worauf man ſie in kleinen Fäſſern oder auch in gläſernen Flaſchen verſchickt. Es giebt mehrere Sorten von Kapern; die kleinſte, von der Größe einer kleinen Erbſe, iſt die beſte und theuerſte. Man gebraucht ſie als Zuthaten zu gewiſſen Speiſen. Gut eingemacht halten ſie ſich 3 Jahre. Die meiſten und beſten kommen aus dem ſüdlichen Frankreich.

Der Porphyr iſt eine ſehr harte Steinart, von dem es ganze Gebirge giebt. Man hat mehrere Porphyrarten, als Jaspisporphyr Hornſteinporphyr, Grünſteinporphyr ꝛc. Die ſchönſten und härteſten Porphyre finden ſich im Oriente und wurden von den alten Aegyptern, Griechen und Römern häufig zur Bildhauerkunſt und zur Verzierung in der Baukunſt gebraucht. Auch noch jetzt benutzt man den Porphyr nicht allein zum Bauen, ſondern verarbeitet auch die feinern Arten zu Säulen, Altären, Monumenten, ſchönen Fußböden, Geſimſen und Kamin=Einfaſſungen in großen Palläſten. In Schweden, in der Provinz Dalekarlien befindet ſich im Kirchſpiele Elfdal ein berühmtes Porphyrwerk, das ſeit 1819 wieder im Gange iſt, und mehr als 60 Familien Unterhalt verſchafft. Die Bearbeitungsweiſe iſt intereſſant zu ſehen; und man macht hier aus dem die ſchönſte Politur annehmenden Porphyr, Vaſen, Tiſchblätter, Tabaksdoſen und eine Menge anderer niedlicher Sachen, wovon in Stockholm eine Niederlage iſt.

Jaspis iſt gleichfalls eine Steinart, von der es ſehr viele Abänderungen giebt. Allgemein ſind die Jaspisarten undurchſichtig, und nehmen durch die Politur einen ſchönen Glanz an. Man

ſindet ſie einfarbig und vielfarbig. Die einfarbigen ſind weiß, perl-grau, bläulich, gelb, braun, roth und grün. Der vielfarbige iſt entweder gefleckt oder geſtreift; dieſen letztern nennt man Band-jaspis. Der Jaspis wird faſt in allen Gegenden der Erde ungemein häufig gefunden und macht oft ganze Lagen aus. Er bricht in großen Stücken, ſo daß er zu Säulen, Tiſchplatten ꝛc. verarbeitet werden kann.

Die Puzzolanerde hat ihren Namen von der unweit Neapel gelegenen Stadt Puzzuolo oder Pozzuoli, in deren Gegend ſie in Menge gefunden wird. Man findet ſie aber auch in anderen vulkaniſchen Gegenden. Es iſt eine verwitterte Lava und ſtaubartig, kommt aber auch als kleine Brocken vor, von Farbe grau, ſchwarz, braun, gelblich, wird mit Waſſer vermiſcht und giebt dann einen trefflichen Mörtel, der trocken geworden, jedem Einfluſſe der Witterung widerſteht, deſſen ſich ſchon die Alten zum Bauen bedienten.

Die Neapolitaner unterſcheiden ſich in manchen Stücken von den übrigen Italienern, unter welchen ein großes Vorurtheil gegen die Neapolitaner herrſcht, von dem dieſe ſelbſt ſo überzeugt ſcheinen, daß ſie in der Fremde nur ungern eingeſtehen, welchem Lande ſie angehören. Hierzu kommt noch, daß von allen Italiänern die Neapolitaner am meiſten an dem ihnen eigenthümlichen breiten Accent hängen, deſſen ſie ſich, ſelbſt wenn ſie Jahrelang von ihrer Heimath entfernt waren, nicht entwöhnen können, ſo daß man ſie augenblicklich erkennt, ſobald ſie nur einige Worte geſprochen haben. Der Dialekt des gemeinen Neapolitaners weicht ſehr von dem reinen Italieniſch ab, und iſt der fremdartigſte und widerlichſte aller der verſchiedenen Mundarten Italiens. Deſto ergötzlicher iſt ſeine Geberdenſprache, wodurch er ſich mit der größten Leichtigkeit in ziemlicher Entfernung mit einem andern zu unterhalten weiß, was für den Fremden den Anſchein eines zauberiſchen Einverſtändniſſes hat.

Durch Erziehung und Klima hat der Neapolitaner einen großen Hang zum Aberglauben, zum Zorn, zu allen Arten von Sinnengenüſſen und zur Trägheit, dabei iſt er gutmüthig, ſorglos, lebhaft und jovialiſch. Er lebt nur für die Gegenwart, und hält den Gedanken an die Zukunft von ſich fern; und ſo tragen denn alle ſeine Handlungen nur das Gepräge des Leichtſinns und des Mangels an Vorſicht. In ihren Sitten zeigt ſich überall ein Mangel an Anſtand und guter Erziehung; ſie ſind lärmend und unmäßig bei ihren Luſtgelagen, unbeſcheiden in ihren Fragen und Bemerkungen, unzart und gemein in ihren Ausdrücken, eitel und prahleriſch. Alles wird öffentlich abgemacht und man ſpricht laut und unverholen über die natürlichſten und unanſtändigſten Dinge. Nüchternheit und Mäßigkeit ſind wie bei allen Italienern, ſo auch bei den Neapolitanern, faſt allgemeine Eigenſchaften. Der ge-

meine Mann lebt faſt nur von Vegetabilien, welche ihm die Natur hier in ſolcher Güte giebt, daß er ſie meiſt roh genießt, ohne ſie erſt bereiten zu dürfen. National-Lieblingsſpeiſe ſind auch hier die Polenta, in verſchiedenen Geſtalten, und die Maccheroni, Maccaroni (B. I. S. 395), die der Neapolitaner auf eine eigene Art verzehrt, indem er ſie wie einige Ellen Band in ununterbrochener Folge in den Mund fallen und den Schlund hinabgleiten läßt, ſo daß nur die nöthige Zeit zum Schlucken die einzige Unterbrechung dieſer Art zu eſſen iſt. Nach Mais ſind die Neapolitaner über die Maßen lüſtern und zwar vorzüglich dann, wenn dieſe Frucht ihrer Reife nahe, noch dem Marke ihrer Aehre anhängt; und in dieſer Geſtalt wird ſie von den Verkäufern in denſelben Keſſeln, worin man ſie gekocht hat, herumgetragen. Die Hitze des Klimas im Sommer macht dem Neapolitaner Erfriſchungen zum dringendſten Bedürfniß. Außer den zahlreichen Waſſerbuden für die anſtändigen Leute, die auf den meiſten Straßen und Plätzen der Städte nicht fehlen, gehen überdies Waſſerverkäufer herum, die für die Labung des gemeinen Volkes ſorgen. Dieſe tragen, außer dem Faſſe mit Eiswaſſer, noch ein Käſtchen vorn am Leibe, gewöhnlich mit überzuckertem Anis gefüllt, wovon ſie den Trinkern einen Löffel voll mit in den Kauf geben. Daher iſt ihr gewöhnlicher Ruf: „Für 3 Calli (¼ Kreuzer) ißt und trinkt man! Vor dem Zauber des Jettatore hat der Neapolitaner eine große Furcht, indem er den Blicken irgend eines durch Häßlichkeit oder Ungeſtalt ausgezeichneten Menſchen eine gefährliche Zauberkraft zuſchreibt. Solche Jettatori flieht der Neapolitaner wie den Tod; ihren Blick begleitet, ſeiner Meinung nach, irgend ein großes Unheil. Als einziges Mittel gegen ihren Einfluß verſieht er ſich mit einem Stückchen Horn oder Koralle und zuweilen ſieht man in den Geſellſchaftsſälen der Großen gewaltige Hörner dieſer Art glänzend polirt in den vier Ecken umherſtehen, welche keinen andern Zweck haben, als die Macht der in der Geſellſchaft etwa befindlichen Jettatoris zu zerſtören.

Unter den verſchiedenen Provinzialeinwohnern des Königreichs Neapels müſſen wir vorzüglich die Abruzzeſi oder Landleute der Abruzzen, und die Calabreſen bemerken. Die Abruzzen ſind für Neapel gewiſſermaßen das, was die Schottiſchen Hochlande für England ſind. Dieſe äußerſt gebirgigen und rauhen Provinzen bieten, mit Ausnahme weniger Striche, faſt nichts als endloſe Schaftriften und Ziegenweiden dar. Deshalb hat die Natur die Bewohner dieſer Gegenden zu einem Hirtenvolke gemacht und das ſind ſie auch in einem Grade, den nur der ſich vorſtellen kann, der dieſe wenig beachteten und doch ſo merkwürdigen Landſchaften beſucht hat. Kommt man von Neapel und von der höchſt fruchtbaren und ſtark bevölkerten Landſchaft Terra di Lavoro in die Abruzzen, ſo ſieht man ſich in eine neue Welt

verſetzt, deren einfaches, urzuſtändliches Naturleben den größten Eindruck auf den Reiſenden macht. Da ſieht er zahlloſe, auf den Bergweiden überall zerſtreute Schafheerden, die Hütten und Dörfchen von Schafhürden und Ställen umgeben; da hört er das unaufhörliche Geklingel von den Glöckchen der auf den Berggipfeln weidenden Ziegen und begegnet faſt keinem andern Menſchen als Schäfern in ihren Jacken von Schaffellen, mit ihren ſchafledernen Halbſtiefeln, den weißen langhaarigen Schafhund hinter ſich. Dieſes Hirtenvolk der Abruzzen, das gleichſam in einem patriarchaliſchen Zuſtande lebt und die Einbildungskraft des Fremden in die früheſten Zeiten der Welt verſetzt, hängt gleich allen Bergbewohnern an ſeinem Vaterlande, ſeiner Religion und ſeiner Regierung, und hat dieſelbe Vorliebe für romantiſche Ueberlieferungen, die den Bergſchotten eigen iſt, und iſt eben ſo abergläubiſch, eben ſo Freund der Muſik, und hat daſſelbe Inſtrument wie der Hochſchotte, denn die Zampogna iſt faſt in nichts von dem Schottiſchen Dudelſack unterſchieden. Die Abruzziſchen Schafhirten ſind ein ſchöner Menſchenſchlag und geben treffliche Soldaten, beſonders Reiter; wenn ſie gleich von Natur Abneigung gegen den Kriegesdienſt haben. Die beſten Truppen in Murats Heere waren aus dieſem Theile des Reichs. Dabei ſind ſie gutmüthig und gaſtfrei; in frühern Zeiten war das Land von Banditen ſehr heimgeſucht, und einer der berüchtigtſten Räuberhauptleute, deren die neuere Geſchichte gedenkt, Marco Sciarra, war ein Abruzzeſe. In den neueſten Zeiten hingegen weiß man kaum von einem Beiſpiele von Räuberei. Der Winter wird in dieſen Bergen in ſeiner ganzen, ja an einigen Orten, in ſeiner höchſten Strenge empfunden. Deshalb ziehen die Abruzzeſen bei der Annäherung dieſer Jahreszeit mit ihren Heerden von den Bergen herunter in die Ebenen Apuliens.

Die Calabreſen, ein Volk, von dem man im Allgemeinen keine günſtige Meinung hegt, beſitzen dennoch manche gute Eigenſchaften; ſie ſind tapfer, ſtandhaft, voll Feuer und Kraft; die treueſten Freunde, aber auch die furchtbarſten Feinde. Durch gütige Behandlung gewinnt man gar leicht das Herz eines Calabreſen und auf ſeine Treue kann man ſich dann feſt verlaſſen. Die Bauern ſind noch in einem halbwilden Zuſtande und das Elend, welches ſie während der letzten 40 Jahre durch Erdbeben, fremde Invaſionen und Bürgerkriege erduldeten, hat ihre Lage verſchlimmert. Die Franzöſiſche Armee verfuhr gegen die unglücklichen Calabreſen mit der größten Grauſamkeit; ſie verbrannte die Hälfte der Dörfer, zerſtörte die Pflanzungen und ſchien den gräßlichen Grundſatz befolgen zu wollen, daß es beſſer ſey, über eine Wüſte, als über eine dem Herrſcher abgeneigte Bevölkerung herrſchen zu wollen. Ein Franzöſiſcher Offizier, der von 1807 bis 1810 dieſen Feldzug mitmachte, giebt von den Calabreſen folgen-

de Schilderung: „Ihre Schlauheit und Scharfſinn iſt wirklich erſtaunenswürdig. Ihre Sprache, die aus verdorbenem Italieniſch beſteht, iſt unverſtändlicher, als irgend eine Mundart anderer Provinzen, aber voll Originalität und Kraft. Die ungebildeten Stände drücken ſich in ihr mit einer Leichtigkeit, einem Geiſt und einer Lebendigkeit aus, die große geiſtige Fähigkeiten zu verrathen ſcheinen. Wie bei den Neapolitanern überhaupt, ſind ihre Worte von einem höchſt ausdrucksvollen Geberdenſpiel begleitet. Ein Zeichen, eine Bewegung, ein Wort, ein Ausruf reicht ihnen hin, ſich einander vollkommen verſtändlich zu machen. Die ganze Geſtalt des Calabreſen iſt in Bewegung, wenn es ihm darum zu thun iſt, jemanden zu etwas zu bereden. Seine Manieren ſind geſchmeidig und einſchmeichelnd; ſein Verſtand ſehr geſchärft, und wer mit den treuloſen Kunſtgriffen, die er zu üben weiß, nicht bekannt iſt, wird leicht von ihm hintergangen. Mit einer ſeltenen Gabe ausgeſtattet, den Charakter eines jeden, mit dem ſie es zu thun haben, von der richtigen Seite aufzufaſſen, des niedrigſten Betrugs und der gröbſten Schmeichelei fähig, wiſſen ſie alle möglichen Mittel anzuwenden, um ihren Zweck zu erreichen; und kommen ſie nicht auf gewöhnlichem Wege zum Ziel, ſo rächen ſie ſich mit einem Flintenſchuß oder Dolchſtoß für die fehlgeſchlagene Hoffnung. Racheburſt, der ſich von Vätern auf Enkel forterbt, eine große Neigung zum Streit und zu Ränken herrſchen unter ihnen. Gleich allen unwiſſenden Menſchen ſind ſie höchſt abergläubiſch; der abſcheulichſte Räuber trägt in ſeinem Buſen Reliquien und Heiligenbilder, die er gerade in dem Augenblick, wo er die ſchrecklichſten Miſſethaten verüben will, anruft. Sie ſind von mittlerer Größe, ſchön und kraftvoll gebaut. Ihre Geſichtsfarbe iſt dunkelbraun, ihre Züge haben einen ſcharfen Schnitt und ihre Augen ſind voll Feuer und Ausdruck. Gleich den Spaniern, mit denen ſie überhaupt große Aehnlichkeit haben, tragen ſie zu jeder Jahreszeit große ſchwarze Mäntel, was ihnen ein düſteres und trauriges Anſehen giebt. Der Kopf ihres Hutes iſt außerordentlich hoch, läuft ſpitzig zu, und hat etwas Phantaſtiſches, das unangenehm ins Auge fällt. In Folge der tief gewurzelten Feindſeligkeiten, durch welche die Familien getrennt ſind, gehen ſie nie aus, ohne mit Flinten, Piſtolen, Dolch und ohne eine Art Gürtel, der die Stelle der Patrontaſche vertritt, und mit einer Menge Munition gefüllt iſt, verſehen zu ſeyn. Stets zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit, treten ſie ihren Feinden kühn entgegen. Der Calabreſe, der Räuber geworden iſt, und jener, der das Feld baut, ſtehen in ſo vielfältigen Wechſelverhältniſſen, daß man ſie nicht leicht von einander unterſcheiden kann. Ihre Art und Sitte, Kleidung und Bewaffnung iſt ganz dieſelbe. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß der Bandit den Erlös aus ſeiner Beute zur Anſchaffung einer manſcheſternen Jacke mit ſilbernen Knöpfen und zu Bändern und Fe-

dern, als Putz für ſeinen Hut verwendet. Mit Ausnahme der ärmſten Volksklaſſe, die den Boden anbaut, was wenig oder gar keine Arbeit erfordert, lebt die übrige Bevölkerung in völligem Müßiggange. Man ſieht ſie in ihre verrätheriſchen Mäntel gehüllt, unter denen ſie bis an die Zähne bewaffnet gehen, herum ſchlendern oder auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken in Gruppen beiſammenſtehen, wo ſie ihre Zeit mit nichts Anderm als Spielen zubringen, was eine ihrer herrſchenden Leidenſchaften iſt, und gewöhnlich mit heftigem Gezänk und einigen Stiletſtößen endigt. Von geſellſchaftlichen Vergnügungen haben ſie keinen Begriff, noch weniger von den Freuden der Tafel. Ihre Nüchternheit iſt faſt übertrieben. Das weibliche Geſchlecht hat wenig Reize und entbehrt aller Anmuth. Da die Mädchen ſehr jung heirathen, ſo ſind ſie bald verblüht; übrigens iſt ihre Fruchtbarkeit außerordentlich. Die Frauen, ſelbſt die der höhern Geſellſchaft, können meiſt weder leſen noch ſchreiben. Uebrigens iſt ihre Lage höchſt unglücklich; ihre Männer bewachen ſie mit der größten Eiferſucht, halten ſie in ihren Häuſern wie Gefangene eingeſperrt, und behandeln ſie weder mit Achtung noch mit Liebe."

Neapel iſt, in Hinſicht der Bevölkerung, die vierte Stadt Europas (London, Paris und St. Petersburg zählen mehr Einwohner), aber in Hinſicht ſeiner herrlichen Lage und paradieſiſchen Gegend, die erſte und ausgezeichnetſte. Keine Gegend von Europa iſt von der Natur ſo überſchwenglich reich ausgeſtattet, wie die von Neapel, wo faſt ein immerwährender Frühling herrſcht, die ſchönſten Blumen und mannigfaltigſten Gewächſe ſelbſt mitten im Winter ſich entfalten und zu jeder Zeit keimen und blühen. Neapel muß man ſehen, um ſich von der Pracht ſeiner Lage einen Begriff zu machen. Herrlicheres kann die Phantaſie nichts erträumen, als Neapels Lage, überall entzückend, von welcher Seite man ſie auch überſchauen mag. Die Stadt erhebt ſich von dem Ufer eines herrlichen Meerbuſens amphitheatraliſch auf einem unebenen Boden bis zu dem öſtlichen und ſüdlichen Abhange einer langen Hügelreihe, welche dieſen 4 Meilen breiten und eben ſo langen Meerbuſen (gewöhnlich der Meerbuſen von Neapel, von den Neapolitanern il Cratere, genannt) umſäumet. Zwei Vorgebirge begränzen den Halbzirkel dieſes Golfs, links das Vorgebirge der Minerva (Punta campanella) rechts das Vorgebirge von Miſene. Auf der einen Seite ſcheinen die ſchön geformten Inſeln Procida und Iſchia und auf der andern die Inſel Capri den Golf zu ſchließen. Mitten auf die in üppiger Vegetation prangende Küſte hat ſich die Stadt hingelagert; ihre eine Hälfte deckt die Höhen der Berge Poſilippo, St. Elmo und Antignano; die andere ergießt ſich in eine Ebene, welche von der Maddalenabrücke über Portici hinaus bis zum feuerſpeienden Veſuv mit gartenumkränzten Villen beſäet iſt. Den nördlichen Hin-

tergrund begränzen die Tifatiniſchen Höhen und die ſtolzen Apenninen, welche ſich um die Provinz Terra di Lavoro, gleich einem ſpitzen Felſenwalle, in den mannigfaltigſten Abſtufungen erheben. Ein Flüßchen, Sebeto genannt, kommt vom Fuße des Veſuvs herab, und ergießt ſich theils unter der Maddalenabrücke in den Golf, theils tritt er in einer Waſſerleitung in die untere Stadt und verſorgt ſie mit Waſſer. Die ſchönſte Ueberſicht der Stadt und des herrlichen Meerbuſens hat man von dem hochgelegenen, am äußerſten nördlichen Punkte der Stadt befindlichen Schloſſe Capo di monte; von dem Kaſtell St. Elmo, das auf der Nordweſtſeite Neapels liegt, und faſt ganz in einen Felſen gehauen iſt; und auch von dem, an deſſen Fuße gelegenen prächtigen, vormaligen Karthäuſerkloſter St. Martino, jetzt in ein Militärinvalidenhaus verwandelt. Das ſogenannte Belvedere im Garten dieſes Kloſters nannte der berühmte Franzöſiſche Aſtronom Lalande „Italiens ſchönſten Punkt" indem er ſagte: „Neapel hat die herrlichſte Lage in Europa und dieſer Kloſtergarten die herrlichſte Lage in Neapel."

Die Breite der Stadt iſt ſehr ungleich, am weſtlichen Ende wird ſie von der oben erwähnten Hügelreihe und dem Meer ſo ſehr zuſammengedrängt, daß nur einige Straßen Raum haben, gegen die Mitte aber dehnt ſie ſich nördlich bis zu den Höhen Capo di monte und Capo di chino aus, zwiſchen welchen und dem Meere der größte und volkreichſte Theil Neapels erbaut iſt, der auch die Altſtadt begreift.

Im Allgemeinen iſt Neapel weder regelmäßig noch ſchön gebaut. Krumme, enge, dunkle Straßen, machen den größten Theil der Stadt aus. Vorzüglich iſt dies der Fall in der Altſtadt, wo alles das Gepräge des Italieniſchen Mittelalters trägt, die Gaſſen ſich in regelloſen Windungen durchkreuzen und größtentheils enge, finſter und ſchmutzig ſind. Die hohen Häuſer von 5 bis 8 Stockwerk zeichnen ſich hier durch düſtere Unheimlichkeit aus, häufig bilden Schwibbogen und Treppen die Verbindungen zwiſchen den zahlreichen Gäßchen. Der großſtädtiſche Glanz nimmt hier ab, das Karoſſengetümmel verliert ſich; meiſt können nur Curriculi, Handkarren und Saumthiere ſich durchdrängen.

Die vornehmſte und lebhafteſte Straße Neapels iſt die Toledoſtraße, obgleich ſie keine ganz gerade Linie beſchreibt und auch im Verhältniß zu ihrer Länge nicht breit genug iſt. Ihre Breite beträgt etwa 30 Fuß und ihre Länge ½ Stunde. Sie beginnt auf einem ſchönen, einen Halbkreis bildenden Platze, Spirito Santo genannt, und endet auf dem Platze vor dem königl. Pallaſte. Sie theilt, nebſt der jetzt mit ihr durch eine Brücke, welche über die in dem niedrigen Theile der Stadt liegenden Häuſer weggeht und mit der berühmten Brücke Carignan in Genua Aehnlichkeit hat, verbundenen neuen Straße, Neapel ſeiner

Länge nach in zwei Theile, wovon der weſtliche ſehr merklich gegen die Berge anſteigt, der öſtliche aber mehr eben iſt und daher auch die ſchönern Plätze und Straßen enthält. Sie iſt wohl gepflaſtert und mit vielen Palläſten und Häuſern beſetzt, die ſich mit ihren anſehnlichen flachen Dächern und Balkons recht ſtattlich ausnehmen; doch hat ſie eigentlich wenig ausgezeichnet ſchöne Gebäude; am meiſten zeichnet ſich der koloſſale Finanzpallaſt aus. Neapel iſt die geräuſchvollſte Stadt Europas, aber nirgends iſt das Gewühl und der Lärm größer, als in der Toledoſtraße, deren Lebhaftigkeit daher zum Sprichworte geworden iſt; denn hier herrſcht ein ungeheures Getümmel der bei Tag und Nacht herumwogenden Menſchenmenge, der Karoſſen, und Curriculi; und der Fußgänger hat Mühe, ſich durch das Gedränge hindurchzuwinden; beſonders da auch keine Trottoirs vorhanden ſind. Die große Zahl von Verkäufern, welche Lebensmittel und Gegenſtände aller Art auf offener Straße feilbieten; die Handwerker, die vor ihren Läden arbeiten und kochen, die Menge von kleinen muthigen Roſſen, raſch fortgezogene Curriculi, der Schwarm von Müßiggängern und Bettlern, die hier zu jeder Stunde anzutreffen; dies alles im Verein mit den bunten glänzenden Equipagen des Adels, den reichgekleideten Frauen auf den Balkons und der Eleganz der zahlreichen Kaffeehäuſer und Eisbuden bietet ein Gemälde von ſo großer Mannigfaltigkeit dar, wie man vielleicht in keiner Hauptſtadt Europas antrifft. Das ſchon von Natur laute Weſen der Neapolitaner wird durch das ſie fortwährend umgebende, geräuſchvolle Gewühl noch mehr geſteigert, welches ſie nöthigt, laut zu ſprechen, wofern ſie ſich auch nur ihrem nächſten Nachbar verſtändlich machen wollen. Und welche höchſt verſchiedene, intereſſante Gruppen bieten ſich auf dieſer Straße dem Fremden dar! Hier ſieht er Prieſter in ſchwarzer, Mönche in weißer oder grauer Tracht, Offiziere in glänzenden Uniformen, Paglietti oder Rechtsgelehrte in ihrer Standeskleidung, ehrbare Bürger in verſchiedener Tracht, Weiber theils im alt Neapolitaniſchen Mantel, theils nach der franzöſiſchen Mode gekleidet; hier ſitzen öffentliche Schreiber an ihren Pulten, dort predigt ein Mönch, das Kruzifix emporhaltend, während nahe dabei ein Taſchenſpieler ſeine Künſte macht; dort wird an großen Feuern gekocht und gebraten; dort verzehrt ein Haufen halbnackter Lazzaroni ſeine Maccaroni oder ein Bettler ſein Eiswaſſer. — Ueberhaupt herrſcht auf allen Straßen Neapels ein großes Lärmen, Toben und Bewegen, und ſelbſt kaum des Nachts ſind die Straßen leer. Die niedern Volksklaſſen pflegen auf den öffentlichen Straßen alle ihre gewöhnlichen Arbeiten zu verrichten; an den Straßenecken, auf den Schwellen der Hausthüren, an den Hauptplätzen ſieht man bei hellem Tage alle Arten von Geſchäften treiben, eſſen, trinken, den Kopf reinigen, den Bart ſcheeren, und die Werkſtätte der Schneider, Schuſter, Tiſchler rc.

Der ſchönſte Theil von Neapel iſt unſtreitig das Quartier Chiaja oder derjenige Theil, welcher ſich längs des Meeresufers vom Kaſtell dell Uovo nach dem weſtlichen Ende gegen den Poſilippo hin ausdehnt. Die hier befindlichen Häuſer ſind mit wenigen Ausnahmen von eleganter, moderner Bauart, und gewähren mit ihren eiſernen Balkons und grünen Venezianiſchen Jalouſien von der Bai aus einen freundlichen Anblick. Zu dieſem Theile gehört die Villa reale, durch Natur und Kunſt zur ſchönſten Promenade der Stadt erhoben, 2000 F. lang und 200 Fuß breit und in 5 Baumalleen abgetheilt, auf der Landſeite durch ein eiſernes Gitter von der Straße getrennt und an der Seeſeite mit einer Baluſtrade verſehen. Am Eingange finden ſich Speiſehäuſer und Eisbuden, auf beiden Seiden der Promenade den berühmteſten Antiken nachgebildete Marmorſtatuen, und die Mitte ziert ein aus einem einzigen Stücke orientaliſchen Granites beſtehendes Baſſin, das 60 Fuß im Umfange hat. Die herrlichen Lorbeer- und Myrthengebüſche bilden den angenehmſten Schatten und beſonders des Abends hauchen Jasmin und andere Pflanzen die balſamiſchſten Wohlgerüche aus. Neben der Villa reale läuft die breiteſte Straße Neapels und darum der Hauptſchauplatz des Corſo neben einer langen Reihe ſchöner Palläſte mit Gärten, welche die Palazzata heißt, und größtentheils von fremden Großen bewohnt wird. Der Blick von den Häuſern der Chiaja ſowohl als von den Spaziergängen der Villa reale auf den ſchönen Golf mit ſeinen Inſeln und die ihn einſchließenden Vorgebirge, rechts auf die Grotte des Poſilippo, links auf das Kaſtell dell Uovo, den hier überall ſichtbaren drohenden Veſuv und die liebliche Stadt Caſtellamare, endlich auf die Stadt ſelbſt mit ihren Palläſten und hoch gelegenen Kaſtellen iſt einzig in ſeiner Art und über alle Beſchreibung erhaben. — Einer der lieblichſten Spaziergänge, vorzüglich am Abend, wenn der friſche Seewind die Luft abgekühlt hat, und der Leuchthurm ſeine freundlichen Strahlen um ſich wirft, iſt auch der mit einem Springbrunnen gezierte Molo oder Hafendamm, und zugleich der ſchönſte Standpunkt, um den Veſuv zu betrachten. Hier iſt der Sammelplatz der Lazzaronis, Gaukler, Taſchenſpieler, Wunderdoktoren und Improviſatoren, die ſämmtlich hier vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ihr Weſen treiben.

Im Verhältniß der Größe hat Neapel, wenn man es mit den andern großen Städten Italiens vergleicht, nur wenig ausgezeichnete Gebäude aufzuweiſen. Seine Kirchen, im Innern mit Vergoldungen, Gemälden großer Meiſter und Verzierungen überladen, empfehlen ſich wenig durch Größe und Bauart, was man faſt auch von den Palläſten und den andern öffentlichen Gebäuden ſagen kann. Wir wollen nur einige davon bemerken, nämlich: 1) das königliche Reſidenzſchloß, merkwürdig wegen ſeiner Größe, ſeiner prächtigen Treppe und der Schönheit und des Reich-

thumes ſeiner Gemächer, von dem 1837 der größte Theil abge= brannt iſt; 2) das prachtvolle Theater San Carlo, eins der ſchönſten und größten in der Welt, das ſo wie der Finanzpallaſt für die beiden ſchönſten Gebäude Neapels gehalten werden. Das Innere deſſelben ſtrahlt von Gold, und der blaue Grund wird von zahlreichen vergoldeten oder verſilberten Verzierungen gehoben. Sein Umfang und ſeine ganze innere Einrichtung ſind auf die höchſte Vollkommenheit theatraliſcher Vorſtellungen und auf den herrlichſten Genuß für die Zuſchauer berechnet. Die Länge mit Einſchluß des Portikus beträgt über 320 und die Breite über 160 F. Das Parterre iſt gegen 100 Fuß tief und etliche 80 breit. Die Bühne ſelbſt hat gegen 120 Fuß Tiefe und gegen 60 Fuß Breite. 124 große Bogen ſind in 5 Etagen angelegt und über ihnen iſt noch eine Gallerie. Durch alle 5 Etagen iſt jede Loge mit einem 5armigen Leuchter von Außen erhellet und über dem Parterre hängt ein prächtiger Kronleuchter mit 3 Reihen der ſchönſten Aſtrallampen. Die königliche Loge, der Bühne gerade gegenüber, nimmt die Höhe von zwei Logenreihen ein, voll der prachtvollſten Verzierungen und von den herrlichen Kron= und Arm= leuchtern aufs blendendſte erhellet. Die Sitze im Parterre ſind mit grün ſaffianen Kiſſen und dergleichen gepolſterten Rücken= und Armlehnen verſehen. Die Decke ſchmückt ein überaus ſchöner Pla= fond, und der Vorhang iſt überaus prächtig. Der Anblick bei vol= ler Beleuchtung, welche nur an großen Feſttagen Statt findet, iſt bezaubernd. 3) Die Kirche des heiligen Januarius, des Schutzpatrons von Neapel, der unter der Regierung des Römi= ſchen Kaiſers Diocletianus (regierte zu Ende des dritten und An= fang des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt), nach vielen vorher ausgeſtandenen Martern, wodurch man ihn zur Beobach= tung heidniſcher Gebräuche zwingen wollte, enthauptet wurde. Der Sage nach, ſammelte eine fromme Perſon zu Puzzuoli, wo der Heilige enthauptet wurde, 2 Fläſchchen von ſeinem Blute und ver= ehrte dieſe dem Biſchofe von Neapel. Dieſes Blut nebſt dem Leichname und dem Kopfe des heiligen Januarius wird in dieſer Kirche aufbewahrt, und jährlich dreimal zu verſchiedenen Zeiten des Jahres, nämlich 8 Tage hindurch im Mai, eben ſo lange im Sep= tember und das letzte Mal am 16. Dezember, als dem Jahres= tage des Heiligen, bringt man, unter großen Feierlichkeiten, dies in den Fläſchchen befindliche Blut dem Kopfe des Heiligen nahe, um es durch ſeine Wunderkraft flüßig zu machen. Zeigt ſich das Blut bald flüßig, ſo überläßt ſich das Volk einem unbeſchreiblichen Freu= dentaumel, weil man glaubt, daß das Jahr für das Land glücklich ſeyn werde; wenn es aber nur langſam in Fluß kommt, ſo wird der Himmel mit Gebeten, Bußübungen und Jammergeſchrei be= ſtürmt, weil man, wenn es in ſeinem vertrockneten Zuſtande bliebe, darin eine Vorbedeutung irgend eines großen Unglücks ſieht. Aber

eben, weil der Glaube an dieſes Wunder ſo groß iſt, wiſſen die Prieſter es dahin zu bringen, daß ſich dies Wunder faſt allemal und vor aller Augen ereignet. Man hat über das Flüßigwerden des Blutes verſchiedene Meinungen. Einige glauben, daß die Wärme von den unzähligen brennenden Wachskerzen, das Umrütteln und die Ausdünſtung der ungeheuren Menſchenmaſſe es hervorbringen. Nach Andern kommt das ſchon ohnehin flüßige Blut nur durch die häufigen geſchickten Wendungen des Prieſters, dem die Handhabung anvertraut iſt, zum Vorſchein. Doch dies ſind bloße Vermuthungen, da das Verfahren von der Geiſtlichkeit geheim gehalten wird. Dieſe Kirche enthält auch, außer der unterirdiſchen Kapelle, worin der Leib des wunderthätigen heiligen Januarius aufbewahrt wird, noch eine prächtige, dieſem Heiligen geweihte Kapelle, Capella di San Gennaro del Teſoro genannt, die über eine Million Thaler gekoſtet haben ſoll und 1608 auf Koſten des Neapolitaniſchen Volks erbaut wurde. Kunſt und Reichthum haben gewetteifert dieſe Kapelle zu einem ſehenswerthen Werke zu erheben. Ein auf dem Hochaltare ſtehendes Schränkchen mit ſilbernen Thüren verſchließt das Haupt des Heiligen und die zwei Fläſchchen mit ſeinem Blute.

Eine andere Kirche in Neapel, S. Gennaro dei Poveri genannt, iſt merkwürdig, weil hier der Eingang zu den bekannten Katakomben ſich befindet, dieſen ungeheuren unterirdiſchen Gängen, Sälen, Gemächern und Rotonden, welche in labyrinthiſchen Krümmungen und in drei Stockwerken das Tuffſteingebirge durchziehen. Heut zu Tage iſt nur ein kleiner Theil derſelben noch gangbar. Einſt ſtanden mehrere andere Kirchen, ja ein benachbartes Dorf mit dieſer Unterwelt in Verbindung. Man hat aber allenthalben die Zugänge vermauert, weil die Verbrecher häufig in der undurchdringlichen Finſterniß der weitläuftigen Höhlen ſichere Schlupfwinkel fanden. In der Länge der Gänge, rechts und links, ſind eine unzählige Menge von kleinen Niſchen angebracht, deren jede nur einen einzelnen Leichnam in Leinwand gehüllt faſſen kann. Jetzt aber hat man alle ſterblichen Ueberbleibſel aus den Katakomben weggeſchafft, um ſie anderwärts zu vergraben.

Unter den Kunſtſammlungen Neapels nimmt das Muſeo Borbonico oder die Academia Reale degli Studj den erſten Rang ein, das unſtreitig Neapels größter Schatz iſt und als eine Zierde von ganz Italien angeſehen werden muß, ja das ſeines Gleichen nicht auf der ganzen Erde hat. Denn hier befinden ſich nicht allein eine große Bibliothek und Gemäldegallerie und andere Kunſtſachen, die man gewöhnlich in Muſeen antrifft, ſondern alle, die in den ausgegrabenen und vor faſt 1800 Jahren verſchütteten Städten Herkulanum und Pompeji aufgefundenen Gegenſtände, welche uns in das ganze häusliche Leben der Römer

einführen, als: Haus- und Opfergeräthe, Rüſtungsſtücke, chirurgiſche und muſikaliſche Inſtrumente, Gläſer und Leuchter, verkohlte Eßwaaren, Ackergeräthe, Federn von Holz, Schreibzeuge mit verhärteter Tinte, wächſerne Schreibtafeln nebſt Griffeln, Taſſen mit Schalen von Silber, Gießkannen, koſtbare Schmuckgegenſtände in Gold, Silber und geſchnittenen Steinen, Gemälde, Statüen, Freskogemälde, die in den Häuſern der ausgegrabenen Städte von den Wänden ſorgſam abgenommen und jetzt unter Glas nach den verſchiedenen Gegenſtänden geordnet ſind und die reichſte Sammlung der alten Malerei bilden, die einzig iſt, Vaſen, Münzen und vorzüglich Manuſcripte oder Papyrusrollen d. h. beſchriebene Papyrusblätter, welche neben einander geleimt und auf hölzernen Walzen aufgewunden ſind. Nur eine Seite jedes Blattes iſt beſchrieben. Die Papyrusrollen, welche man in Pompeji fand, laſſen ſich nicht aufrollen und zerfallen ſogleich, wenn man es verſucht; aber die, welche Herkulanum lieferte, laſſen ſich, doch mit großer Mühe und Kunſt, abwickeln. Von den in Herkulanum aufgefundenen 1756 Papyrusrollen, die man in einem Schranke von eingelegter Arbeit über einander gehäuft fand, ſind 371 ganz unbeſchädigt und 61 faſt ganz gut erhalten. Aufgewickelt ſind 210, verſchenkt 27, noch unentwickelt 1164; vergebliche Entwicklungsverſuche ſind mit 355 vorgenommen worden. Die kunſtvolle Anſtalt zur Aufwicklung dieſer Papyrusrollen befindet ſich auch in demſelben Muſeo Borbonico.

Zum Schluſſe wollen wir nur noch von den Neapel eigenthümlichen und ſonderbaren Gebräuchen eine kurze Schilderung der allgemeinen Feier des Andenkens an die Verſtorbenen am Tage aller Seelen mittheilen. In den Grüften der Kirche werden die Särge in ſchiefer Richtung an die Wand gelehnt; die Sargdeckel ſind beweglich oder Glasrahmen; auf oder neben ihnen iſt Namen, Alter und Stand des Verſtorbenen verzeichnet. Am obigen Tage werden die Grüfte beleuchtet, die an den Wänden lehnenden Gerippe mit neuer Todtenwäſche angethan, die Deckel geöffnet und dem Publikum der Beſuch geſtattet. Der Zudrang des Volks iſt außerordentlich. Schon beim Eintritte in die mit ſchwarzen Tüchern und darauf angebrachten Symbolen des Todes umhangenen Kirchen, in deren Mitte ein großes Caſtrum doloris (Traucrgerüſt) aufgeſtellt iſt, fühlt man die Bruſt von dem Gedanken des Todes beengt; um ſo viel mehr in den Gewölben der Verweſung unter den Kirchen. Vom Säuglinge bis zum Greiſe hängen die Todten an den Wänden in fürchterlicher Erſtarrung, theils halb eingetrocknet, theils den Mumien ähnlich, theils ganz vom Zahne der Zeit abgenagte Knochengebäude, — gegen deren düſtern Anblick die bunte Bekleidung der Särge und die einem nächtlichen Ball ähnliche Beleuchtung grell abſtechen. Auch hier zeigt ſich der entſchiedene Hang der Neapolitaner zum Auffallenden; ſo ſind z. B. Gruppen von bekleideten Skeletten hie und da in verſchie-

denen, auf das Ende des Menſchen Bezug nehmenden Situationen aufgerichtet; in einem Alkoven des einen Gewölbes zieht ein knöcherner Todtengräber einen Karren mit etlichen Gerippen beladen über das mit Schädeln und Gebeinen bedeckte Feld der nahen Grube zu; auf einem Mauergeſtelle in der Mitte ſenkt ein anderer Knochenmann mit Kittel und Nachtmütze ein Kind am Stricke in ein Loch, aus deſſen Grunde hohläugige Schädel und bleiche Knochen heraufgrinzen; in einer zweiten Abtheilung ſitzt die Mumie eines Prieſters am Todtenbette einer Wöchnerin, den gleichfalls todten Säugling am Buſen haltend — gegenüber eine in der Blüthe ihrer Jahre verſtorbene Jungfrau, deren ſchwarze Haarlocken über das vom Todte bleiche Antlitz und über das ſchwarze Grabkleid bis auf die Knie herabfallen ꝛc. Das Volk drängt ſich in dieſen Hallen des Todes, wie in einem Wachsfigurenkabinette herum. Die Zuckerbäcker haben zu der Zeit ihre Läden mit Zuckerwerke in Form von Todtenköpfen, Skeletten, Knochen ꝛc. angefüllt und bieten dieſe Waaren zum Kauf aus. Wer wollte wohl in Deutſchland dieſe Symbole des Todes, die man auf Särgen, Kirchhöfen ꝛc. an ihrem Platze findet, bei einem Mahle ſeinen Gäſten zum Deſſert auffetzen?

Unter den Einwohnern Neapels ſind die Lazzaroni durch ihre Eigenthümlichkeiten in der Lebensart bemerkenswerth, deren Zahl auf 30,000 bis 40,000 angegeben wird. Man verſteht darunter eine Klaſſe Menſchen des niedrigſten Standes, die mancherlei Gewerbe treiben, und ein eigenes Geſchlecht und gewiſſermaßen eine Familie bilden; auch ſind ſie einander meiſt ähnlich, von einem braunen, länglich vollen Geſichte, nervigen ſtarken Gliedern und von einem hohen kräftigen Wuchſe. Es gehören dazu: die Laſtträger, Barkenführer, Fiſcher, Taucher, Kaleſſari (Führer einſpänniger Wagen, Caleſſini genannt), Trödler, die tauſendartigen ſchreienden Hauſirer, Schuh-, Keſſel-, Geſchirr- und Seſſelflicker, Dünger-, Lumpen- und Knochenſammler, Schuhputzer, Kärrner ꝛc. Ihre Bekleidung beſteht gewöhnlich in einem Paar leinenen Beinkleidern, die kaum die halbe Lende bedecken und einem Hemde, das ihnen auch oft fehlt, dabei tragen ſie ihre Bruſt offen und den Kopf mit einem Strohhut oder einer Mütze bedeckt. Viele haben kein Obdach, ſondern der freie Himmel iſt ihr Zimmer und ein breiter Stein oder eine Bank auf den Straßen ihr Bette. Das milde Klima Neapels begünſtigt dieſe Lebensart. Sie folgen zwar ihrem Triebe, wie das wilde Thier, aber ihre Triebe ſind größtentheils harmlos; ſie ſind mit Wenigem zufrieden und arbeiten nur, um ſich dieſes Wenige zu verſchaffen und verleben dann den größten Theil des Tages nach ihrem Gefallen im dolce far niente am Meeresufer; denn ihre Sorge geht nur auf den laufenden Tag. Es herrſcht unter ihnen weit weniger Verdorbenheit, als unter den übrigen Volksklaſſen und die Verheiratheten unter

ihnen halten ein wachſames Auge auf das Betragen ihrer Weiber. Sie ſind ſchlau, aber treu, gutmüthig, fröhlich und genügſam, achten ihre Heiligen und lieben ihren König. Als die Franzoſen im Jahre 1799 nach Neapel kamen, ergriffen die Lazzaroni die Waffen und vertheidigten die Stadt zwei Tage lang mit einem Muthe, der einen glücklichern Erfolg verdient hätte. Freilich ſind auch ſie zuweilen der öffentlichen Sicherheit gefährlich geworden und bereit Feuer anzulegen, zu rauben und zu ſtehlen und Unordnungen aller Art zu begehen, vorzüglich in Zeiten politiſcher Unruhen, oder von Anführern dazu angeregt. So war es z. B. der Fall im Jahre 1815, als Murats Regierung geſtürzt, der Einzug der Oeſterreicher in Neapel aber noch nicht erfolgt war. Da verbanden ſich die Lazzaroni unter Anführung ihrer Häupter mit ſämmtlichen Gefangenen in Neapel, zur Einäſcherung und Plünderung der Stadt, und nur der Bürgergarde und den bald einrückenden Oeſterreichern gelang es, durch ſchleunigen Gebrauch der Waffen das gefährliche Unternehmen zu unterdrücken.

Die Grotte von Poſilippo oder Pauſilippo. Der Berg Poſilippo mit Landhäuſern, Wein- und Obſtgärten und überhaupt mit der üppigſten Vegetation bedeckt, beginnt ſogleich am weſtlichſten Ende Neapels, trennt Neapel von der nahen Stadt Puzzuolo, und läuft in ein maleriſches Vorgebirge aus, welches den Golf von Neapel auf dieſer Seite begränzt, und endet mit ſchroffen Felſen, die unmittelbar aus dem Meere ragen. Das Merkwürdigſte aber iſt die durch ihn geführte unterirdiſche Straße, die man die Grotte von Poſilippo nennt, welche von dem einen Ende bis zum andern ſich erſtreckt, ¼ Stunde lang, 24 bis 30 F. breit und 80 bis 90 F. hoch iſt. Die Maſſe, wodurch der Weg gehauen iſt, beſteht aus vulkaniſchen Tuffſtein. Die ewig hier herrſchende Finſterniß wird kaum durch die in gewiſſen Zwiſchenräumen oben angebrachten zwei Oeffnungen, welche wegen der Dicke der Wölbung nur einen dürftigen Schimmer geben, ſpärlich erhellet. Gleich über dieſen beiden matten Lichtpunkten hinaus beginnt wiederum die dichteſte Finſterniß. Mitten in der Grotte iſt die Kapelle eines Einſiedlers, wo beſtändig Lampen brennen, um dem Reiſenden zu helfen, wenn ihm die Fackeln verlöſchen ſollten. Fußgänger, Heerden von Kühen und Schafen mit Glockengeläute, alles ſchreiet in dieſer Dunkelheit wild durcheinander. Eſeltreiber und Fuhrleute rufen, um das Zuſammenſtoßen zu vermeiden, beſtändig: „nach der Bergſeite; nach der Seeſeite." Das Unerträglichſte iſt, außer der Kälte, die in dieſer Tiefe herrſcht, der Staub. Bei dem Eingange der Grotte an der Seite nach Neapel zu zeigt man in einem Garten das ſogenannte Grabmal des Virgil, jetzt nur Ruinen von 4 aus Ziegelſteinen aufgeführten, gegenwärtig mit einer reichen Vegetation überdeckten Mauern. Seit 1822 iſt über den Berg Poſilippo ſelbſt eine neue Kunſtſtraße angelegt und

man kann daher jetzt dieſen unangenehmen unterirdiſchen Weg der Grotte von Poſilippo vermeiden.

Der See Agnano bietet ſich dem Reiſenden, wenn er die Grotte von Poſilippo auf der Seite nach der Stadt Puzzuolo verlaſſen und ſich rechts gewendet hat, in einer geringen Entfernung dar. Er iſt der Krater eines erloſchenen feuerſpeienden Berges, von 1½ Stunden im Umfange, liegt in einem tiefen Thale, iſt faſt rund und an einigen Stellen 60 Fuß tief. Beſtändig wirft er Blaſen in die Höhe und ſcheint zu kochen, ohne daß man einige Wärme darin ſpürt. Bläuliche Schwefeldünſte ſchweben beſtändig auf ſeiner Oberfläche. Am Ufer dieſes Sees liegen die berühmten Schwitzbäder von St. Germano, Felſengewölbe, in denen aus der Erde ein ſchwefeliger Dunſt emporſteigt, der ſo ſtark iſt, daß er in wenig Minuten den Schweiß austreibt. Er iſt oft 40 Grad nach Reaumur heiß und dient vorzüglich zur Heilung von Rheumatismen, Podagra, innerlichen Geſchwüren ꝛc. Gewöhnlich verweilt der Kranke eine Viertelſtunde in den Gewölben. Einige derſelben ſind heißer als die andern und werden nach dem Grade der Krankheit beſucht. Der Kranke legt ſich auf ſteinerne Bänke und deckt ſich mit einer leichten Decke zu. Auf dem Fußboden iſt die Wärme nicht ſo ſtark als in der Höhe.

Die Hundsgrotte (Grotta del Cane) iſt nicht weit von den angeführten Schwitzbädern, etwa 300 Schritte davon, und beſteht aus einer 10 F. hohen, 4 F. breiten und 9 F. langen Höhle, von deren Boden ein kohlenſaures Gas ausſtrömt, bis zu einer Höhe von 1 Fuß im Sommer, im Winter kaum bis zu 4 Zoll, ohne daß man einen andern Geruch empfindet als den man in warmen, geſchloſſenen Höhlen gewöhnlich ſpürt. Man nennt dieſe Höhle Hundsgrotte, weil man gewöhnlich einen Hund wählt, um die Wirkung dieſer aufſteigenden Dünſte auf das thieriſche Leben zu beobachten. Legt man einen Hund darin nur wenige Minuten auf den Erdboden, ſo wird das Thier von den heftigſten Konvulſionen überfallen, und bleibt ohne Bewegung liegen, kommt aber auch bald wieder zu ſich, wenn man es außer der Höhle in die friſche Luft bringt. Läßt man den Hund einige Minuten länger in der Höhle, ſo ſtirbt er, und keine andere friſche Luft kann ihn retten. Eine ähnliche Eigenſchaft, doch im ſchwächern Grade haben die Dunſthöhlen bei Pyrmont und die Hundsgrotte bei Ems im Naſſauiſchen.

Die Solfatara, bei den Alten unter den Namen der Phlegräiſchen Felder bekannt, iſt die Vertiefung oder der Krater eines ehemaligen feuerſpeienden Berges, etwa ½ Stunde vom See Agnano entfernt, und bildet ein ohngefähr 1000 Fuß langes und 600 F. breites Becken, auf allen Seiten, ausgenommen gegen Mittag, mit Hügeln umgeben und führt ſeinen Namen Solfatara von der Menge Schwefel, die hier gewonnen

wird. An einigen Stellen iſt der Boden der Solfatara warm, an andern brennend heiß, an noch andern erſt in der Tiefe von einigen Zollen. An einigen Stellen ſteigen die Schwefeldünſte deutlich empor, vorzüglich an der einen Seite, wo aus einer Oeffnung beſtändig ein dicker heißer Dampf hervorbricht. Bei ſtillem Wetter ſteigt der Dampf wohl 100 F. in die Höhe und giebt im Finſtern einen ſchwachen Schein von ſich. Der dumpfe unterirdiſche Wiederhall, der am ſchauerlichſten tönt, wenn man in ein ohngefähr in der Mitte des Beckens befindliches Loch einen Stein fallen läßt, ſetzt es außer Zweifel, daß der Boden hier völlig hohl ſey. Höchſt wahrſcheinlich beſteht derſelbe nur noch in einer von der gährenden Materie ausgefreſſenen Kruſte; denn einige Strecken der Solfatara ſind wirklich ohne Gefahr nicht mehr zu paſſiren. Nach der Meinung der Naturforſcher wird das innere Feuer nach und nach die äußere Decke verzehren, und wenn einſt dieſe einſtürzt, hier ein See zum Vorſchein kommen.

Zu den größten Merkwürdigkeiten nicht allein Italiens, ſondern ſelbſt der ganzen Erde gehören die zwei wieder ausgegrabenen altrömiſchen Städte Herculanum und Pompeji, die bei einem Ausbruch des Veſuvs im J. 79 nach Chriſti Geburt theils mit Lava theils mit vulkaniſcher Aſche ſo verſchüttet wurden, daß ſie von der Erde verſchwanden und man nicht einmal mehr ihre Lage wußte. Nachdem ſie ſo gegen 1700 Jahre verborgen geweſen waren, ſind ſie im vorigen Jahrhunderte zufällig wieder aufgefunden und durch fortgeſetzte Nachgrabungen zum Theil ans Tageslicht gezogen worden, wodurch man jetzt die anſchaulichſte Kenntniß des öffentlichen und häuslichen Lebens der alten Römer ſich verſchaffen kann. Die darin entdeckten Alterthümer, die in den mannigfaltigſten Gegenſtänden beſtehen, befinden ſich gegenwärtig in dem oben bei Neapel beſchriebenen Muſeo Borbonico, deſſen größten Schmuck ſie ausmachen. Für die ganze gelehrte Welt iſt mit Ausgrabung dieſer Städte, die man als unerſchöpfliche Fundgruben von Schätzen des Römiſchen Alterthums anſehen kann, eine wichtige Entdeckung aufgegangen. Was hat man nicht ſchon alles hervorgezogen und was wird noch in der Folge daraus hervorgehen! Die Nachgrabungen werden immer noch fortgeſetzt, freilich nicht mit einem der Wichtigkeit des Gegenſtandes entſprechenden Eifer. Wie langſam man daran arbeitet, ſieht man unter andern daraus, daß von Pompeji, jetzt nach einem Verlaufe von faſt 100 Jahren, kaum der 5te Theil zu Tage gebracht worden iſt.

Die 18 Menſchen, die man zu den Ausgrabungen verwendet, mögen noch ſo thätig und angeſtrengt arbeiten, ſo werden dann noch andere 400 Jahre verſtreichen, ehe die Aufgabe vollbracht iſt, und dann wird alles, was wir jetzt noch bewundern, ohne Zweifel in Staub zerfallen und auf ewig dahin ſeyn. Befänden

ſich dieſe Städte in andern Ländern z. B. Frankreich, England, Preußen, Oeſterreich ꝛc., ſo würden gewiß größere Geldſummen und mehr Menſchen zur Aufgrabung verwendet werden. Das Geld, das hier angelegt wird, bringt reichlichen Gewinn; denn unter den Gegenſtänden, die alljährlich zu Tage gefördert werden, befinden ſich viele von größtem Werthe, wahre Schätze der Kunſt, welche gleichſam der Genius des Alterthums vor der zerſtörenden Hand der Barbaren unter dieſem Aſchenberge vergrub, um ſie für eine Zeit zu ſparen, die ſie würdigen konnte.

Herculanum war die erſte Stadt, welche aufgefunden wurde. Der Ausbruch des Veſuvs, von dem ſie nur ¾ Stunden entfernt lag, im J. 79 hatte ſie mit einer Aſchenmaſſe, die durch den Hinzutritt von gleichzeitigen Waſſerausſtrömungen des Vulkans zu einer feſten, faſt unzerbrechlichen Maſſe verhärtete, begraben, wozu ſpäter noch Lavaſtröme kamen, die nach und nach über Herculanum ſich ergoſſen, und mit ihrer ſteinernen Rinde die ſchon verſchüttete Stadt noch tiefer vergruben, ſo daß jetzt auf der Oberfläche dieſer 80 F. tief vergrabenen Stadt die anſehnlichen Orte Portici und Reſina ſtehen. Man hat daher um Herculanum zu finden, 50 — 60 F. theils durch Lava, theils durch eine weniger harte Maſſe, zu graben. Man ſteigt von dem letztern Orte auf einer in die Lava gehauenen Treppe, mit Fackeln verſehen, hinab, um den ausgegrabenen Theil von Herculanum zu ſehen. Die ganze Stadt kann man nicht ausgraben, weil ſonſt die darauf ſtehenden Orte Portici und Reſina einſtürzen würden. Man ſchüttet daher gewöhnlich die ausgegrabenen Gaſſen wieder zu, nachdem man die darin gefundenen Gegenſtände herausgebracht hat. Die erſten Nachgrabungen, wodurch man dieſe Stadt entdeckte, gehen bis auf das Jahr 1713, oder wie andere erzählen, auf das Jahr 1720 zurück. Nämlich Emanuel von Lothringen, Herzog von Elbeuf ließ ein Landhaus zu Portici erbauen. Sein Baumeiſter erfuhr von einem Bauer, daß dieſer bei dem Graben eines Brunnens Marmor gefunden habe. Er vermochte daher den Fürſten, dem Bauer die Erlaubniß abzukaufen, auf ſeinem Grunde weitere Nachgrabungen veranſtalten zu dürfen. Dies geſchah, und ſchon nach der Arbeit von wenigen Tagen entdeckte man zwei Bildſäulen, einen Herkules und eine Kleopatra. Durch dieſe Entdeckung aufgemuntert, ließ der Fürſt die Nachgrabungen mit doppeltem Eifer fortſetzen, und man fand das Gebälke eines marmornen Thürgeſtelles mit einer Inſchrift und 7 Bildſäulen. Einige Zeit darauf entdeckte man einen alten Tempel mit 24 alabaſternen Säulen und eben ſo vielen Bildſäulen von Griechiſchem Marmor umgeben. Die Regierung, auf dieſe unterirdiſchen Schätze aufmerkſam gemacht, erklärte jetzt, daß dieſe Art Reichthümer dem Staate gehöre, nicht aber das Eigenthum eines Privatmannes ſeyn könnte und unterſagte von da an alle Nachgrabungen. Nun ruhten

dieſe bis 1736, als König Karl III. ſich ein Schloß zu Portici baute. Man grub die Erde ſenkrecht 80 Fuß tief auf, und entdeckte in dieſer Tiefe eine ganze Stadt, in welcher man noch deutlich das Bett eines Fluſſes unterſcheiden konnte, der dieſelbe einſt durchſchnitten hatte. Aus dem ausgegrabenen Theile der Stadt läßt ſich erkennen, daß die Straßen ſchnur gerade gezogen waren; ſie haben auf jeder Seite Trottoire für die Fußgänger und ſind mit Lavaſteinen gepflaſtert. Einige Häuſer haben Fußböden von verſchiedenfarbigem Marmor, andere von Moſaik. Die Wände ſind größtentheils al Fresko gemalt und dieſe Malereien ſtellen Kreiſe, Säulen, Guirlanden, Vögel ꝛc. dar, ein Gebrauch, der ſich in Italien erhalten hat, wo man bis auf die neueren Zeiten faſt keine Tapeten in den Wohnzimmern antraf. Die Fenſter waren mit Läden während der Nacht verſchloſſen und am Tage offen; nur an einer kleinen Zahl von Häuſern hat man Glasfenſter getroffen, deren Glas ſehr dick war. Die zwei zu Herkulanum entdeckten merkwürdigſten Gebäude ſind das Theater, welches unter Reſina lag und das Forum. Das Theater iſt groß und prächtig, und war 40 Fuß hoch mit Aſche und Lava bedeckt; Gänge, Treppen, Gallerien, ſelbſt die unterirdiſchen Gewölbe waren damit angefüllt. Die Façade deſſelben iſt mit ſchönen marmornen Säulen geziert und ſeine Ausſchmückung mag ſehr prächtig geweſen ſeyn. Das Forum war ein großes 228 F. langes Gebäude, wo Gericht gehalten wurde; es iſt von rechteckiger Form und hat einen mit 40 Säulen gezierten, rings um daſſelbe herumgehenden Säulengang; die Säulenhalle am Eingange war mit mehreren marmornen Reiterſtatüen geſchmückt, worunter die zwei des Balbus die ſchönſten ſind; auch fand man darin die bronzenen koloſſalen Statüen des Nero und Germanicus in ausgemalten Niſchen. Durch einen Säulengang ſteht das Forum mit zwei gewölbten und im Innern mit Freskomalereien geſchmückten Tempeln in Verbindung. Unter die größten Seltenheiten, die man in dieſer Stadt gefunden hat, muß man die ſchon oben erwähnten Papyrusrollen oder Manuſcripte rechnen. Als ſie zuerſt aufgefunden wurden, meinte man, es wären bloße Stücke Holz; denn ſie gleichen völlig hartem Holze und ſehen aus, als wären ſie an beiden Enden abgeſägt, ſind ſehr ſchwer und faſt rund und länglich, als hätte man den Stamm von einem Baume abgeſäget. Sie ſind von ungleicher Länge und Dicke, einige können eine halbe Elle in der Länge haben, andere weniger. Viele ſind überall verbrannt und ſchwarz, andere kaffeebraun, einige dunkel und ins Graue fallend. Schade iſt es, daß die Dicke der Lavamaſſe, welche die höchſten Häuſer von Herkulanum bedeckt, nicht erlaubt, dieſe Maſſe wegzunehmen und ſo den Anblick dieſer verſchütteten Stadt zu genießen. Doch hat man in der neueſten Zeit einen Theil von Herkulanum aufgefunden, der nur mit leichtem vulkaniſchen Sande bedeckt, geſtatten wird dieſe

dort nicht ſehr hohe Decke wegzuſchaffen, ſo daß es dann möglich ſeyn würde, in den Straßen von Herkulanum zu wandeln und in das Innere der Häuſer einzutreten. Eine Zeitlang hatten die Ausgrabungen aufgehört, aber 1828 ſind ſie nach einem neuen Plane, wieder angefangen worden, und haben zur Folge gehabt, daß das größte bis jetzt bekannte Privathaus der Alten entdeckt worden iſt, worin man eine Reihe von Zimmern mit einem Hofe in der Mitte, dann eine Abtheilung Frauengemächer, einen großen von Arkaden und Säulen umgebenen Garten, endlich große Säle findet, welche wahrſcheinlich zu Familienverſammlungen dienten. Ein anderes ebenfalls ausgegrabenes Haus iſt merkwürdig durch die daſelbſt in noch verſchloſſenen Vorrathskammern gefundenen Victualien, welche in Datteln, Kaſtanien, großen Nüſſen, getrockneten Feigen, Mandeln, Pflaumen, Getreide, Knoblauch, Erbſen, Linſen, kleinen Bohnen, Teig, Oel, Schinken beſtehen. Auch ſind darin Gemälde, Gefäße und andere Sachen von Glas, Bronze und gebrannter Erde, ſo wie Münzen von Silber gefunden worden. Außerdem hat man das ganze Haus eines Barbiers aufgedeckt. Die Boutique dieſes Künſtlers, die Geräthſchaften, die Wartbänke der Kundſchaften, die Badſtube und ſogar die Haarnadeln, alles iſt noch außerordentlich gut erhalten. Vorher hatte man mehrere chirurgiſche Inſtrumente und unter andern ſilberne Sonden in dem Hauſe eines Wundarztes, in einem andern Theile der Stadt gefunden. Man ſetzt die Ausgrabungen in der ganzen Straße fort, und hat ſich vorgenommen, bis in die Kaufgewölbe und in die Häuſer an beiden Seiten der Straße, ſo wie bis in die anſtoßenden Gäßchen vorzudringen.

Noch merkwürdiger und ſehenswürdiger iſt die zweite ausgegrabene Stadt Pompeji, die ¼ Stunde von der jetzigen Stadt Torre del Annunciata, links von der von Neapel nach Salerno führenden Straße, am Fuße des Veſuvs und etwa ¼ Stunde vom Meere liegt. Sie giebt ein vollſtändigeres Bild häuslicher Einrichtung, der Bauart und des Lebens der Alten, als Herkulanum, weil ſie nicht wie die letztere Stadt, bei dem Ausbruche des Veſuvs, von einer glühenden dicken Lavamaſſe, ſondern bloß von einer vulkaniſchen Aſche verſchüttet wurde, die jedoch kaum einige Fuß über den Giebel der vergrabenen Gebäude ſich erhebt. Das Ausgraben war daher nicht ſo ſchwierig; auch ſteht kein anderer Ort über der Stadt, wie es bei Herkulanum der Fall iſt. Schon iſt ein Fünftheil (nach andern ⅓) von Pompeji vom Schutte befreit und liegt auf gleicher Ebene zu Tage, ſo daß man auf den Straßen deſſelben, ſo wie auf dem Forum, herum wandeln kann. Bis jetzt ſind 24 Straßen zugänglich, an deren Ecken gewöhnlich Brunnen von ſehr einfacher Bauart ſich befinden. Man iſt aber Willens, dieſe in ihrer Art einzige Stadt, die gewiſſermaßen aus der Erde emporſteigt, durchgängig aufzugraben, um das häusliche Le-

ben der Römer und den Zuſtand der mechaniſchen und freien Künſte unter ihnen zur Zeit ihrer größten Macht in allen Einzelheiten zu enthüllen. Die erſte Entdeckung dieſer unterirdiſchen Stadt verdankt man Bauern, welche im Jahre 1755 ein Feld umgruben, um daſſelbe zu bepflanzen. Man begann nun Nachgrabungen, aber mit zu wenig Arbeitern, und nach keinem feſten Plane; erſt ſeit 1799 und vorzüglich in den letzten Jahren haben regelmäßige Nachgrabungen angefangen. Es giebt keine Ruinen, welche ein höheres Intereſſe einflößten, als die von Pompeji. Alles findet ſich hier ſo, wie es am Tage der ſchrecklichen Kataſtrophe beſtand, welche im Jahre 79 dieſe Stadt von der Erde verſchwinden ließ. Die Wagengeleiſe ſind noch im Pflaſter zu ſehen. Schon tritt man in ihren zu beiden Seiten mit Trottoirs eingefaßten Straßen einher und ſieht ſich auf ihren mit ſchönen Gebäuden gezierten Plätzen um; ſchon beſucht man ihre Tempel und die Palläſte der Großen; man tritt in ihre Theater und unterſucht die Boutiquen, Schenken und die Häuſer von Privatperſonen jeder Klaſſe. Letztere Gebäude gleichen einander ganz; die größten wie die kleinſten haben einen innern Hof, in deſſen Mitte eine Badegrube iſt; gewöhnlich iſt dieſer Hof mit einem Säulengange geziert, ſo wie man dergleichen noch in Italien ſieht. Ihre Zimmervertheilung iſt einfach und gleichförmig. Alle Zimmer gehen auf den Hof oder auf ſeine Säulengänge; alle ſind ſehr klein, vereinzelt oder wechſelſeitig in Verbindung; viele ſind ohne Fenſteröffnung und erhalten nur durch die Thüre oder eine darüber angebrachte Oeffnung das Tageslicht. Der Italieniſche Geſchmack für Freskomalerei findet ſich gleichfalls hier, wie zu Herculanum; es giebt wenige Wände, worauf nicht einige Malereien ſich befinden; die Farben müſſen ſehr gut geweſen ſeyn, weil ſie, ſobald man Waſſer auf ſie ſpritzt, mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit wieder hervortreten. In vielen Häuſern ſind die Fußböden muſiviſch, aus kleinen würfelförmigen Steinen, mit außerordentlicher Zierlichkeit und großem Reichthum der Erfindung zuſammengeſetzt; kein Muſter gleicht dem andern, und jedes Zimmer hat eine beſondere Zeichnung. Die vorigen und jetzigen Nachgrabungen haben eine Menge koſtbarer und intereſſanter Gegenſtände geliefert. Man hat außer Statüen und Gold- und Silbermünzen, Gefäße von aller Art, Ketten für die Verbrecher, Armbänder für junge Mädchen, reich gearbeitete Kandelaber, Schachteln mit Pillen und andern pharmaceutiſchen Präparaten, Wagen mit ihren Gewichten, auch Schnellwagen, einen Fingerring mit dem Worte ave, die vollſtändigen Geräthſchaften einer Walkerei, Boutiquen für Oel und warme Getränke; Bäckerboutiquen mit beſonders eingerichteten Mühlen und Backöfen, die den unſerigen gleichen, die Bibliothek des Salluſtius ꝛc. gefunden. Ganz kürzlich hat man ein ſilbernes Tafelſervice aufgefunden, beſtehend aus 44 Tellern, 1 Schüſſel, 3 kleinen Gefäßen, 2 Löffeln und 4 Ga-

beln. Faſt an allen Häuſern ſieht man Inſchriften; ſo hatte einer das Wort Salve muſiviſch einſetzen laſſen; und beſonders eigenthümlich iſt, daß an den Häuſern häufig und mit großen Buchſtaben Namen, vielleicht der Eigenthümer angeſchrieben ſtehen. Am Stadtthore fand man den letzten Komödienzettel angeſchrieben und bemerkt, daß ſich auch Tänzer und Equilibriſten dem Volke zeigen würden. Auch den Lauf der Stadtmauer, die 24 — 30 F. hoch und ſo breit iſt, daß an einigen Stellen 3 Wagen neben einander darauf fahren können, kann man ſehr gut verfolgen. Unter den ſchönen Häuſern von Pompeji verdient das Haus des Marius Arrius Diomedes ausgezeichnet zu werden, welches zugleich das erſte Haus war, das nach 1700 Jahren wieder zum Vorſchein kam und zur Vorſtadt von Pompeji gehörte. Es beſteht aus zwei Stockwerken; das Erdgeſchoß allein enthält 8 Zimmer; ſein Hof iſt groß und von einem Säulengang umgeben; ein Garten und ein Marmorbaſſin machen einen Theil der Wohnung aus; unter derſelben befindet ſich ein geräumiger Keller, wo man außer den Amphoren, jenen Gefäßen, worin die Alten den Wein aufbewahrten, auch Skelette gefunden hat. Noch ſchöner durch ſeine Eleganz, ſo wie durch den Reichthum und die Schönheit ſeiner Moſaiken, iſt das Haus, welches die Inſchrift des Cajus Sallustius führt. Doch das ſchönſte und reichſte Haus, das bisjetzt aufgefunden wurde, iſt das Haus des Fauns, das man ſo genannt hat, weil man darin eine kleine Bronzefigur fand, die einen tanzenden Faun *) vorſtellt. Es war gegen Ende des Jahres 1829, daß die Ausgrabungen an dieſem Hauſe begannen, die jetzt vollſtändig beendigt ſind. Dieſes Haus liegt ziemlich nahe bei dem Tempel der Fortuna, auf der linken Seite der Pompeji durchſchneidenden Straße. Die Pracht und Sorgfalt mit der dieſes Haus aufgeführt iſt, haben nicht ihres Gleichen; die Koſtbarkeit der Fußböden in allen Zimmern, die zum Theil aus Moſaiken von trefflicher Arbeit, zum Theil aus mehreren, koſtbaren, ſo künſtlich zuſammengefügten Steinarten beſtehen, daß der von den glänzendſten Farben ſtrahlende Fußboden aus einem einzigen Stücke gebildet zu ſeyn ſcheint; die Zierlichkeit der Säulen, welche die beiden Säulenhallen ſchmücken, wovon die eine von 8, die andere von 42 Säulen in reinſtem Geſchmack getragen wird; die herrlichen Farben, die an den Wänden prangen, würden es vor allen andern Häuſern Pompeji's auszeichnen, auch wenn darin nicht die tauſenderlei koſtbaren Gegenſtände gefunden worden wä-

*) Faunen waren bei den alten heidniſchen Römern Waldgötter, die mit Hörnern, Schwänzen und Bockfüßen gedacht und abgebildet wurden. Man hielt ſie auch für Beſchützer der Viehheerden.

ren, die man ausbeutete, ſelbſt wenn man darin nicht die ſchön-ſten und prachtvollſten Moſaiken*) entdeckt hätte, welche die Verwüſtung der Zeit verſchont hat. Unter dieſen Moſaiken ſtellt eine der herrlichſten, die es giebt, eine Schlacht vor, wie man ſie vor 1700 Jahren lieferte. Man erblickt auf dieſem koſtbaren Bilde 16 Pferde und 26 Perſonen, alles voller Leben und Bewegung. Zorn oder Furcht, Entſetzen oder Schmerz, Verzweiflung und Grimm malen ſich auf den Geſichtern mit bewundernswürdigem Ausdruck. Und welche Sorgfalt im Einzelnen, welche Harmonie in den Farben, welcher Geſchmack in dem Faltenwurfe der Gewänder und in den Waffen und Rüſtungen! — Die ſchönſten aufgegrabenen öffentlichen Gebäude ſind: der große Portikus; das Forum, ein großer viereckiger Raum, mit einer doppelten, theilweiſe noch jetzt vorhandenen Kolonade geziert; das tragiſche Theater; der Tempel der Iſis; der Tempel des Aeskulap; das komiſche Theater oder Odeum, das Amphitheater, welches wenigſtens 18,000 Menſchen faßte, woraus man einen ziemlich ſichern Schluß auf die Bevölkerung von Pompeji machen kann, die den gemäß an 40,000 Seelen betragen mußte.

Zu Anfang des Jahres 1833 wurde auch von Piſa aus gemeldet: man habe in dem alten Hafen vom Pompeji 30 in Schlamm und Sand verſunkene Griechiſche Schiffe entdeckt, die darin bei dem Ausbruche des Veſuvs, wodurch Pompeji unterging, von der Gewalt der aufgeregten Elemente auf die Seite geworfen und verſenkt worden wären; allein es hat ſich ſeitdem dies als ein Irrthum erwieſen; was man für Schiffsmaſten hielt, waren, wie man bei näherer Unterſuchung fand, Cypreſſenbäume, die wie

*) Es giebt drei Arten alter Moſaik, die zwar insgeſammt aus einzelnen Stücken zuſammengeſetzt ſind, zu denen man aber verſchiedener Stoffe ſich bediente. Am häufigſten wendete man eine Art Email oder Glas von verſchiedenen Farben an; dann bediente man ſich der von der Natur gefärbten Steinchen; endlich verfertigte man Moſaiken aus einer Miſchung von beiden Arten. Die koſtbarſte und ſchwierigſte iſt natürlich die aus naturfarbigen Steinchen. Man denke ſich nur, welche Geduld dazu gehört, um in den Marmorarten alle Farbenabſtufungen herauszufinden, die in einem Gemälde angebracht ſind — und dann, welche erſtaunenswürdige Geſchicklichkeit, alle dieſe unzähligen Stückchen, von denen das größte kaum mehr als eine Linie Fläche hat, zu ſondern, zu ſchneiden, zuſammenzuſetzen, daraus ein Ganzes zu bilden, das die Wirkung eines Gemäldes machen ſoll. Dieſe ſo bewundernswürdigen Arbeiten haben nicht bloß das Verdienſt überwundener Schwierigkeit, ſondern das noch weit größere einer ewigen Dauerhaftigkeit; die herrlichſten Gemälde erhalten ſich nur kurze Zeit in voller Farbenfriſche; Sonne, Feuchtigkeit und Luft bleichen oder zerſtören ſie. Ueber die Moſaiken können Jahrhunderte hingehen, ohne ihre Farben zu verlöſchen.

es ſcheint, an der Küſte in ſehr großer Anzahl gewachſen ſeyn müſſen, und von dem Auswurfe des Vulkans verſchüttet wurden.

Der Monte nuovo iſt nicht durch ſeine Höhe, denn ſie beträgt nur etwa 300 Fuß, ſondern durch ſeine Entſtehung merkwürdig. Nämlich am 30. September 1538 entſtand aus dem bei den alten Römern ſo berühmten Lucrinerſee, an der Stelle des durch einen vulkaniſchen Ausbruch verſchlungenen Dorfes Tripergola, dieſer neue Berg oder Monte nuovo, der in der Gegend von Puzzuolo liegt. Seit dieſer Zeit iſt der Lucrinerſee ein bloßer Sumpf geworden.

Der Avernerſee oder Lago d'Averno liegt nicht weit von dem Monte nuovo, doch mehr landeinwärts. Kaiſer Auguſtus wollte ihn mit dem Lucrinerſee verbinden und daraus einen Seehafen machen. Dieſer See von zirkelrunder Form, hat etwa 1800 F. im Durchmeſſer und an manchen Stellen eine Tiefe von 180 F., und ſcheint der tiefe Krater eines erloſchenen Vulkans zu ſeyn. Seine von allen Seiten ſteil aufſteigenden Ufer waren ſonſt mit dichten Wäldern bedeckt, in deren Schatten den Manen (Geiſtern der Verſtorbenen) geopfert wurde; die alten Dichter verlegten dahin den Eingang in die Unterwelt und erzählten, daß der See ſo giftige Dünſte aushauche, daß die darüber hinfliegenden Vögel aus der Luft hineinſtürzten. Jetzt iſt ſein Waſſer hell und friſch, und ernährt viele Fiſche und Strandvögel.

An dieſem See iſt der Eingang in die ſogenannte Höhle der Kumaniſchen Sibylle, von der wir die Erzählung eines Reiſenden beifügen wollen, der ſie beſuchte *). „Wir nahten uns ihr durch einen engen Fußſteig, hier und da mit Gebüſchen umgeben, und fanden dann eine Oeffnung in dem Felſen, deren Ende man nicht entdecken konnte, weil es ſich in ſchwarze Dunkelheit verlor. Wir mochten ohngefähr 50 bis 60 Schritte weit in dem unterirdiſchen Gange vorwärts gedrungen ſeyn, und ſchon waren wir mit tiefer Dämmerung umgeben, als wir 5 oder 6 Kerls mit ſtarken Schritten hinter uns her kommen ſahen. Dieſer Anblick hatte in unſerer Lage etwas, das uns in Schrecken ſetzen konnte; denn wenn es Räuber waren, ſo befanden wir uns hier unentfliehbar in ihrer Gewalt. Vor uns eine unbekannte Höhle ohne Ausgang, hinter uns unbekannte Menſchen, die uns mit geringer Mühe in dieſem finſtern Loche überwältigen konnten. Nichts leichter, als uns hier im Stillen abzuſchlachten, da wir ganz ohne Waffen waren. Aber ſo ſchlimm war es nicht gemeint. Die Kerls, die hinter uns herkamen, waren zu etwas Anderm be=

---

*) Benkowitz, Reiſen von Neapel in die umliegenden Gegenden. Berlin 1806.

ſtimmt; ſie ſollten uns durch das Waſſer tragen. Es wurden nun einige Fackeln angezündet, und eine Thür, die rechts in den Felſen hineinging, geöffnet. Hier führt ein ſchmaler Gang, worin nur ein Einziger Raum hatte, ſtark bergunter und zwar in einer vollkommenen Dunkelheit, die nur durch den Fackelſchein durchſchimmert wurde. Wir waren nicht lange mit unſicherm Schritte fortgegangen, als wir an ein unterirdiſches Waſſer kamen, das in einer geräumigen Höhle den ganzen Boden bedeckte und unſern Weg ſperrte. Hier erklärte unſer Führer, daß hier die Bäder der Sibylle wären, und daß wir uns müßten durchtragen laſſen, um ſie zu ſehen. Wir ließen dies geſchehen und wurden zu einigen Höhlungen oder Niſchen in den Felswänden hingetragen und fanden hier wirklich große Tröge in Stein ausgehauen, die zum Baden dienen konnten und noch voll Waſſer waren. Von dieſen Bädern wurden wir hierauf jenſeits des Waſſers getragen, wo wir uns am Ende der Höhle befanden, die hier eingeſtürzt war und zwar auf einem ſo engen Raume, daß wir kaum neben einander Platz hatten. Dieſer Raum ging über dies ſo ſteil bergab, daß ein kleiner Stoß hingereicht hätte, jemanden in die Bäder der Sibylle hinabzuſtürzen. Die Höhle ſcheint übrigens in Tuffſtein gehauen und iſt Anfangs ſo geräumig, daß wohl 4 Menſchen neben einander gehen können. Ihre Länge beträgt noch mehrere hundert Schritte, obwohl der größte Theil davon verſchüttet iſt." Noch müſſen wir bemerken, daß Sibyllen bei den Alten Wahrſagerinnen waren und die berühmteſte darunter war die Kumäiſche, von der Stadt Kumae oder Cumae ſo genannt, von welcher Stadt man noch die großen Ruinen, etwa ½ Stunde von dieſer beſchriebenen Höhle, erblickt.

Der Fuſaroſee liegt ſüdweſtlich vom Avernerſee, näher nach dem Meere zu, und ſteht mit dem Meere durch einen Kanal in Verbindung. Er hieß bei den Alten Acheron; und nach ihren Dichtern, fuhr hier der Schiffer Charon die Seelen der Verſtorbenen, gegen eine Vergütung von einer geringen Münze, in ſeinem Nachen in die Unterwelt über, verſagte aber ſeinen Kahn denen, deren Körper noch nicht begraben war. Dieſe ließ er 100 Jahre an den Ufern herumirren, ohne von ihren inſtändigen Bitten, ſie überzuführen, gerührt zu werden.

Die Elyſäiſchen Felder befinden ſich auf dem ſanften Abhange eines ſich vom Fuſaroſee nach dem mare morto (todtes Meer) in der Nähe des Meeres erſtreckenden kleinen Landſtrichs, und wurden von den Alten, als die herrlichſten Gärten, mit ewigem Grün und den ſchönſten Blumen geſchmückt, beſchrieben, mit deren Beſchreibung die jetzt daſelbſt herrſchende verpeſtete Sumpfluft im Widerſpruche ſteht.

Caserta oder **Cäserta nuova** (Neu-Caſerta), um es von dem davon ziemlich entfernt liegenden Altcaſerta zu un-

terſcheiden, mit welchem es 18,000 Einwohner hat, und jetzt die Hauptſtadt der Provinz Terra di Lavoro iſt. In Neu-Caſerta befindet ſich ein prächtiges königliches Schloß, eins der größten und ſchönſten Europas. Es bildet ein rechtwinkliches Viereck von 746 F. Länge, 576 F. Breite und 113 F. Höhe. Das große Mittelthor führt zu einem majeſtätiſchen, auf 98 Marmorſäulen ruhenden Portikus, welcher ſich 507 F. lang durch die ganze Breite des Gebäudes hinzieht. Die königlichen Gemächer ſind äußerſt zahlreich, mit bewundernswürdiger Kunſt an einander gereihet und verſchwenderiſch mit Marmor und Malereien ausgeſtattet. Die großen und ſchönen Gärten, die zu dieſem Prachtſchloſſe gehören und worin viele Waſſerkünſte ſich befinden, erhalten ihr Waſſer durch eine große, faſt 7 Meilen lange Waſſerleitung, welche das Thal von Maddaloni auf einer Brücke durchläuft, deren Kühnheit und ſchöne Bauart man bewundern muß. Dieſe Brücke, ein im Römiſchen Geiſte in den Jahren 1753—1759 vollendetes Werk, iſt 1618 F. lang und 178 F. über den Thalgrund erhaben, und beſteht aus 3 Reihen über einander ſtehender Arkaden, deren die untere Reihe 19, die mittlere 27 und die obere 43 zählt. An einer andern Stelle hat man, zum Behuf dieſer Waſſerleitung, einen Berg durchgraben und einen unterirdiſchen Weg anlegen müſſen, der mehr als 3000 F. in der Länge hat.

Arpino iſt eine Stadt von mittelmäßiger Größe, aber merkwürdig als der Geburtsort des berühmten Römers **Marcus Tullius Cicero**, des größten Redners der alten Römer und eines ihrer vorzüglichſten Schriftſtellers und Philoſophen, von dem wir noch ſehr viele treffliche und allgemein bewunderte Schriften beſitzen, die in dem ſchönſten lateiniſchen Style geſchrieben ſind. Er war 104 Jahre vor Chriſti Geburt auf einem alten Familiengute unweit Arpinum (jetzt Arpino) geboren und ward von ſeinem Vater trefflich erzogen. Nachdem er in Rom zu Staatsämtern gelangt war, zeigte er ſich als Staatsmann und Redner in vollem Glanze und erwarb ſich um Rom das große Verdienſt, die gefährliche Verſchwörung des Catilina zu unterdrücken, weshalb ihm die Ehre zu Theil ward, der Vater des Vaterlands zu heißen. Doch ſeine Feinde brachten es bald darauf dahin, daß er von Rom verbannt wurde; allein nach 16monatlicher Entfernung berufte man ihn ſchon wieder aus ſeiner Verbannung zurück. Nach der Ermordung des Diktators Julius Cäſar zu Rom, erklärte ſich Cicero für die republikaniſche Parthei, an deren Spitze Brutus und Caſſius ſtanden, gegen den Conſul Antonius. Als daher letzterer die republikaniſche Parthei beſiegt hatte, verurtheilte ihn dieſer zum Tode. Zwar entkam Cicero anfangs den abgeſandten Mördern, allein ſpäter fiel er in ihre Hände, als er eben in einer Sänfte ſitzend, weiter entfliehen wollte. Die Mörder hieben ihm den Kopf, den er aus der Sänfte hervorgeſtreckt hatte, und die rechte Hand

ab, und eilten damit nach Rom zu Antonius, deſſen Gemahlin Ciceros Zunge, die ſo oft gegen ihren Gemahl geredet hatte, mit glühenden Nadeln durchſtach.

Die Sicilianer ſind ein Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften; ihr Körper zeugt von ihrem Griechiſchen Urſprunge. In der Regel iſt der Körper ſchön, ſtark und regelmäßig gebaut, die Haut olivenfarbig, das Auge feurig, die Geſichtszüge voll Ausdruck. Das weibliche Geſchlecht zeichnet ſich durch ſein ſchönes kaſtanienbraunes Haar aus. Seinen lebhaften und feurigen Geiſt und ſeine glühende Einbildungskraft drückt der Sicilianer bei ſeiner Sprache durch die ſprechendſten Geberden und Bewegungen ſeines Körpers aus. Oft ſpricht der Herr mit ſeinem Diener, der Mann mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern nur durch Geberden. Der erſte und ehrenwertheſte Charakterzug der Sicilianer iſt ſeine Vaterlandsliebe. Wird er von einer perſönlichen Leidenſchaft oder von der Nationalrache erregt, ſo iſt er fürchterlich und unerbittlich, und wird zum mordgierigen Tiger. Der Haß gegen Fremde, welche die Unabhängigkeit ſeines Vaterlands bedrohen, iſt bei ihm vorherrſchender Gedanke. Uebrigens ſind Gaſtfreiheit und eine gewiſſe Gutmüthigkeit Hauptzüge in ſeinem Charakter, die bei dem Mangel an guten Landſtraßen und Wirthshäuſern dem Reiſenden ſo ſehr zu ſtatten kommen. Der Sicilianer iſt nie einſeitig in ſeinen Urtheilen über andere Menſchen, und wenn er auch noch ſo viel Böſes von jemandem erzählt, ſo wird er dabei nicht unterlaſſen, auch deſſen gute Eigenſchaften zu erwähnen. Er verabſcheuet die Trunkenheit als das größte Laſter, und iſt überhaupt ſehr mäßig im Eſſen, daher iſt auch für nichts in Sicilien im Allgemeinen ſo ſchlecht geſorgt, als für die Bewirthung, die faſt überall ſich bloß auf das beſchränkt, was die erſte Nothwendigkeit erfordert, und ſelbſt da noch durch Sorgloſigkeit, Unſauberkeit und Mangel an Geſchick dem Fremden verleidet wird. Nur wenige Städte beſitzen das, was man ein Wirthshaus nennt, und ſelbſt in den größern Städten findet ſich ſelten eine leidliche Trattoria (Speiſehaus). Dagegen ſind Kaffeehäuſer und Sorbetterien (Eisbuden) meiſt gut eingerichtet, und ſelbſt in kleinen Städten liefern ſie die üblichen Getränke und Gefrornes zu jeder Zeit und von ausgezeichneter Güte. Hierin allein ſcheint der Sicilianer lecker zu ſein, und ohne Süßigkeiten und Eis kann ſelbſt der Arme nicht leben; wenn auch das ganze Jahr kein Fleiſch auf ſeinen Tiſch kommt. Eis iſt in Sicilien ſo nothwendig, wie das tägliche Brod, und es giebt kein Land, wo man ſo viele gefrorne Sachen und Eisgetränke genießt. Der Sicilianer liebt mit der größten Gluth, und iſt folglich im höchſten Grade eiferſüchtig und rachſüchtig. Er beſitzt viel Eigenliebe, dennoch iſt er ein treuer Freund. Er hat eine leichte Faſſungskraft, Witz und Talent, aber dieſe natürlichen Eigenſchaften ſind nicht ausgebildet; denn er wächſt faſt

ohne Unterricht auf, daher iſt der gemeine Mann ſehr unwiſſend und abergläubiſch. Für die Maſſe des Volks ſind die ungemein zahlreichen Religionsfeſte zugleich die wahren und einzigen Nationalfeſte. Kein Tag im Jahre vergeht, wo nicht irgend ein Heiliger ſeinen Feſttag feiert. Das prachtvollſte iſt unſtreitig das Feſt der heiligen Roſalia in Palermo, deſſen Beſchreibung weiter unten bei Palermo folgt. Auffallend iſt jedem Fremden die Zurückgezogenheit und der ſcheinbare Mangel an Bildung der Sicilianiſchen Frauen. So nachſichtig die Väter gegen ihre Söhne ſind, eben ſo ſtreng ſind ſie gegen ihre Töchter, die gewöhnlich in einem Kloſter erzogen werden und dieſes erſt bei ihrer Verheirathung verlaſſen. — Die Wohnung des Sicilianers auf dem Lande und in den Landſtädten iſt höchſt erbärmlich; er ſchläft meiſtens auf der Erde ohne Bett, bloß auf Stroh; eben ſo erbärmlich iſt ſeine Bekleidung, die er ſich ſelbſt verfertigt. Die allgemeine Kopfbedeckung der Männer iſt eine wollene Mütze, ihr Anzug beſteht aus einer kurzen Jacke, Strümpfen und Schuhen. Sehr bunt erſcheint der Anzug der Weiber, faſt überall findet man offene Korſets mit großen Aufſchlägen, auf dem Kopfe ein leinenes, wollenes oder ſeidenes Tuch, das den halben Leib bedeckt. — Die Sicilianiſche Mundart hat Aehnlichkeit mit der Neapolitaniſchen und Calabreſiſchen, aber ſie iſt anmuthiger und Dichteriſcher. Unterrichtsanſtalten für die niedern Volksklaſſen fehlen faſt ganz, und haben, da wo ſie beſtehen, ſo wie die höhern Lehranſtalten, eine höchſt mangelhafte Einrichtung.

Palermo bildet beinahe ein regemäßiges Viereck, welches durch die langen zwei Hauptſtraßen Cassaro oder Toledo und Macqueda oder neue Straße, die ſich in rechten Winkeln durchſchneiden, in 4 gleiche Viertel getheilt wird. Dieſe zwei Hauptſtraßen ſind wirklich ſehr ſchön, breit, hell, reinlich, ſchnurgerade, und mit den ſchönſten Gebäuden geziert. Wo ſie einander durchſchneiden, bilden ſie einen achteckigen Marktplatz, von wo aus man die 4 Hauptthore der Stadt ſehen kann, und nach 3 Seiten die ſchönſten grünen Hügel und nach der vierten das blaue Meer erblickt. Die eine dieſer Hauptſtraßen, der Cassaro, bildet den Corſo von Palermo; und hier fahren jeden Abend die glänzenden Equipagen der vornehmen Welt bis an den Kai der Meeresküſte (die Marina), den Sammelplatz alles deſſen, was ſich durch Mode und Eleganz auszeichnet, und wo beſonders des Abends das Gewühl ſo groß iſt, daß man ſich kaum durch die Menge hindurchdrängen kann und durch das Geraſſel der zahlloſen Wagen ganz betäubt wird. Zur Zierde der Straßen tragen die Buden der Eiswaſſerverkäufer bei, worin man zu beiden Seiten Pyramiden von Citronen, Pomeranzen und andern trefflichen Südfrüchten aufgeſchichtet ſieht, zwiſchen denen große gläſerne Waſſerpokale mit ſchwimmenden Goldfiſchchen ſchimmern und kleine von duftenden

Blumen umgebene Spingbrunnen Kühlung verbreiten. Die Häuſer haben faſt alle platte Dächer und ſtatt der Fenſter meiſt Balkone mit Glasthüren. Außer den beſchriebenen Straßen hat aber auch Palermo nicht viel Schönes; die freien Plätze ſind in geringer Zahl und unbedeutend; die kleinen Gäßchen der andern Stadttheile meiſt krumm und ſo eng und ſchmutzig, daß man ſich, wenn man einmal darin geweſen iſt, nicht leicht wieder hineinwagt; und die öffentlichen Gebäude ſo wie die Palläſte der Großen ſtehen denjenigen, welche man in Rom, Venedig, Genua und andern Städten Italiens zu ſehen gewohnt iſt, gar ſehr nach, und ſind, beſonders die öffentlichen Gebäude, in einem höchſt ſonderbaren, phantaſtiſchen und geſchmackloſen Style angelegt; und der Fremde glaubt in dieſer Hinſicht in Palermo eine ganz neue Welt zu ſehen. Die Verzierungen ſind bunt und die Farben ſchreiend, alles ſeltſam, übertrieben und abenteuerlich. Ueberhaupt bietet Palermo, im Vergleich mit den großen Städten Italiens, wenig ausgezeichnete Werke der Maler-, Bildhauer- und Baukunſt dar.

Die ſchönſte Anſicht Palermos hat man vom Meere aus und von dem Monte Pellegrino, einem ½ Stunde von der Stadt entfernten Berge, der ein iſolirt ſtehender ſehr ſteiler und von aller Vegetation gänzlich entblößter Felſen von Kalkſtein iſt, deſſen Felſenmaſſen eine ganz eigenthümliche Form und Kühnheit des Zuſchnitts haben. 1½ Stunden ohngefähr werden erfordert, um ſeine oberſte Höhe, auf welcher ſich eine kleine Ebene befindet, zu erreichen. Mit großen Koſten hat man einen Weg hinauf in den Fels gehauen, dem da, wo der Berg am ſteilſten iſt, eine große Anzahl von Arkaden zur Grundlage dient, und der alſo wie eine Waſſerleitung auf Pfeilern ruhet. Die Urſache, warum man in einem Lande, wo man ſonſt nicht viel auf Staßenbau wendet, und wo es faſt noch gänzlich an Landſtraßen im Innern fehlt, eine ſo viel Koſten erfordernde, durch ihre Kühnheit an die Größe und Erhabenheit Römiſcher Heerſtraßen erinnernde Straße nach einem ſo öden Felſenberge baute, war bloß, weil zu der auf dem Gipfel des Berges befindlichen Kapelle und Grotte der heiligen Roſalia ſtark aus ganz Sicilien gewallfahrtet wird. Dieſe Heilige ſoll im zwölften Jahrhunderte auf dieſem Berge, in einer Grotte, von niemand gekannt, ihre Lebenstage beſchloſſen haben. Erſt 1624 am 15. Julius wurden wie man erzählt, ihre Gebeine wieder aufgefunden, und nach Palermo gebracht, wo damals eine furchtbare Peſt wüthete. Kaum hatte man ſie in Prozeſſion durch die Stadt getragen, ſo verſchwand auch ſchon die Seuche und ſeitdem iſt die heilige Roſalia die Schutzheilige von Palermo geworden und ſteht hier in demſelben Rufe, wie der heilige Januarius in Neapel, und ihr zu Ehren wird jährlich daſelbſt ein großes Feſt gefeiert. Ihre Grotte auf dem Monte Pellegrino zieht ſich tief in den Fels hinein und vor derſelben iſt eine Kirche oder

Kapelle erbauet, die zum Theil unbedeckt iſt. Die Höhle ſelbſt iſt zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Geſtalt etwas genommen hat, einige Stufen führen hinauf, wo der große Pult und auf beiden Seiten die Chorſtühle ſtehen. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiffe der Kirche einfallenden Tageslichte erhellet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, ſteht der Hauptaltar in der Mitte. Durch bleierne Rinnen wird das beſtändig von den Felſen der Höhle herabtröpfelnde Waſſer aufgefangen und zum Theil in einen kleinen Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen. Durch die Oeffnungen eines großen, aus Meſſing gemachten Laubwerks, ſieht man Lampen hervorſchimmern; inwendig iſt noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenen Meſſingdrahte vorgezogen, ſo daß man nur, wie durch einen Flor, den Gegenſtand dahinter unterſcheiden kann. Man erblickt die heilige Roſalia in der Geſtalt eines ſchönen Frauenzimmers, bei dem Scheine einiger Lampen. Sie liegt, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläſſig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt iſt. Ihr Gewand iſt aus vergoldetem Blech, welches einem von Gold gewirkten Stoffe gleicht; Kopf und Hände von weißem Marmor ſind ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, ſie müſſe Athem holen und ſich bewegen. Ein kleiner Engel ſteht neben ihr, und ſcheint ihr mit einem Lilienſtengel Kühlung zuzuwehen.

Von dem Feſte der heiligen Roſalia, das jährlich in Palermo gefeiert wird, macht ein Reiſender folgende Beſchreibung: über 2000 bemalte Triumphbogen und Spitzſäulen von Holz, mit künſtlichen Blumen geziert und mit Lampen behangen, waren auf beiden Seiten der Hauptſtraßen, auf der Marina und an den Thoren, und zwei Schaubühnen zu Feuerwerken, eine dem Pallaſte des Vizekönigs und die andere der Marina gegenüber, auf Pfeilern in der See errichtet. Die Domkirche war prächtig erleuchtet; alle Wände derſelben waren mit Spiegeln, Gold- und Silberpapier und Blumen bedeckt; an der Decke hingen unzählige Leuchter mit Wachskerzen und die Heiligen prangten in den köſtlichſten Gewändern. Ein Triumphwagen von 70 F. Länge, 30 Breite und 80 Höhe, der über die höchſten Häuſer der Stadt empor ragte und mit Pomeranzenbäumen, Blumentöpfen und Bäumen von künſtlichen Korallen beſetzt war, wurde von 56 der größten und ſtärkſten, mit ſchönen Decken belegten Maulthieren gezogen, welche 28 reichgekleidete Poſtillons, mit Straußenfedern auf den Hüten regierten. Auf dem untern Theile dieſer ungeheuren Maſchine ſaß reihenweiſe ein ganzes Orcheſter, über welchem ſich auf 6 Korinthiſchen Säulen eine große, mit Heiligen und Engeln geſchmückte Kuppel erhob, auf der die Bildſäule der heiligen Roſalia in rieſenmäßiger Größe ſtand. Dieſer Triumph-

wagen füllte die Straßen von einer Seite zur andern aus; alle Fenſter und Erker waren mit Zuſchauern angefüllt und eine ungeheure Volksmaſſe folgte. Drei Stunden währte dieſer prächtige Triumphzug; dann begann die glänzendſte Erleuchtung, die man ſich denken kann. Die ganze Stadt ſchien ein Feuerklumpen zu ſeyn; alle Schiffe waren erleuchtet, ſchwammen wie Feuer auf der See, bildeten um den an dem Meere belegenen königlichen Pallaſt eine Art Amphitheater, feuerten ihr ſämmtliches Geſchütz ab, und bald war, beinahe in einem Augenblicke, der ganze Pallaſt erleuchtet; alle Springbrunnen ſpien Feuer aus; der Hof bekam die Geſtalt eines großen Blumengartens, und mit dieſem verſchwand nach einiger Zeit zugleich die Erleuchtung des Pallaſtes; dann wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, und nun fuhren die Vornehmen der Stadt in prächtigen Kutſchen durch die erleuchteten Straßen, begleitet von einem Jubel der entzückten Menge. Der zweite und vierte Tag des Feſtes wurden mit Pferdewettrennen, und der fünfte und der letzte Tag mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt und mit einem der lächerlichſten Aufzüge gefeiert. Nämlich 10 hohe Maſchinen von Pappe und Holz, zu Tempeln, Lauberhütten &c. geformt, in welchen wächſerne Figuren von Heiligen und Engeln, in Lebensgröße aufgeſtellt waren, wurden in der Stadt im Pomp herumgefahren, und ein großer ſilberner Kaſten mit den Gebeinen der heiligen Roſalia, welchen 36 der angeſehenſten Bürger trugen, beſchloß den Zug. Der Erzbiſchof ging hinterher und ertheilte dem zahlreich verſammelten Volke den Segen. Sobald ſich der Zug dem großen Platze beim Durchſchnitt der zwei Hauptſtraßen näherte, begann der große Springbrunnen auf demſelben Feuer zu ſpeien; ein Schuß löſchte bald darauf das Feuer und beendigte die ganze Feierlichkeit.

Unter allen Klöſtern Palermos zeichnet ſich das Kapuzinerkloſter durch die unter demſelben befindlichen Katakomben aus, welche die merkwürdige Eigenſchaft beſitzen, alle Leichname, die man dahin bringt, auszutrocknen und gegen die Fäulniß und Zerſtörung zu ſichern. Man ſteigt in einen tiefen, gewölbten Keller hinab, der 4 ſehr hohe und breite Gänge an den Seiten und außerdem zwei Kreuzgänge hat, die ſich in der Mitte durchſchneiden. Ringsum ſieht man in den Wänden unzählige Niſchen, in denen Leichname aufgeſtellt ſind. Mönche und Adelige, Prieſter und Laien, alle ſtehen aufrecht in der ihrem Stande oder ihrem Vermögen zukommenden Tracht da. Jeder nimmt eine Niſche ein, an deren Hintergrunde er mit dem Rücken befeſtigt iſt. Da außer ihren Kleidungsſtücken, keine Hülle ihre Körper zuſammendrückt oder ihre Glieder in unnatürliche Stellungen zwingt; ſo geben dieſe Leichname allen Zufällen der Austrocknung und allen ſonderbaren Erſcheinungen, die in der mehr oder minder großen

Zuſammenziehbarkeit ihrer Gewebe begründet ſind, nach. Die einen halten ſich aufrecht und gerade wie Schildwachen, einige bücken ſich und andere kauern ganz zuſammen. Einige beugen ſich rückwärts, und andern werden die Glieder verdreht, ſo daß ſie unter fürchterlichen Schmerzen zu leiden ſcheinen. Dieſer ſcheint vor Wuth zu raſen, jener ein an das Holz geſchlagenes Opfer zu ſeyn, während ein anderer durch ſeine Stellung und abenteuerlichen Geberden an einen gliederverdrehenden Poſſenreißer erinnert. Es giebt keine Leidenſchaft, keinen erzwungenen Ausdruck, die hier nicht ihre Kopie fänden. Einige dieſer Leichname befinden ſich beinahe 300 Jahre hier, und dennoch ſucht man vergebens nach einem bloßen Knochengerippe; bei allen ſind die Haut und die Muskeln faſt unverletzt geblieben; aber welche Mannigfaltigkeit der Farbe auf allen dieſen zuſammengeſchrumpften Geſichtern, von der bläulichen, gelblichen der Neueingebrachten bis zu den ſchwarzen, verräucherten der Jahrhunderte alten Mumien! Die Bewohner Palermos beſuchen täglich dieſen traurigen Ort, wo viele von ihnen einſt einen Platz zu erhalten ſtreben. Sie kommen aber nicht bloß aus Neugierde, um ihre Verwandte und Freunde zu ſehen, ſondern um ſich vorher ihr Plätzchen auszuſuchen.

Trapani. Die Einwohner dieſer Stadt, ſo wie auch anderer Städte Siciliens beſchäftigen ſich ſtark mit dem Thunfiſchfang, der zugleich eine Art allgemeiner Luſtbarkeit iſt, an der ſelbſt Vornehme Antheil nehmen. Der Thunfiſch gehört zu dem Geſchlechte der Makrelen, iſt wie dieſe ein Raubfiſch, wird gewöhnlich nur 2 Fuß, doch nicht ſelten 8 bis 10 F. lang, und wiegt dann 5 bis 6 Centner. Zur Laichzeit ziehen dieſe Fiſche aus der Nordſee in das Mittelländiſche Meer, und ſetzen ihren Laich an den Küſten ab. Auf dieſen Zügen ſieht man ſie zu tauſenden in einem länglichen Viereck ſo dicht bei einander ſchwimmen, daß man kaum mit einem Boote durchkommen kann. Zu Ende des Maimonats nun, wo ſich dieſe Fiſche in den Siciliſchen Gewäſſern zeigen, werden ſie in ſehr großen Netzen gefangen, die man Tonnaros oder Tonnaren nennt, und deren es, zur Zeit des Fanges, an den Küſten von Sicilien über 30 giebt. An der nördlichen Küſte von Sicilien werden die zum Thunfiſchfange beſtimmten Netze jederzeit in der Richtung von O. gegen W., an den übrigen Küſten der Inſel aber, auch in andern Richtungen ins Meer gelegt. Auch in Corſica, Sardinien, im ſüdlichen Frankreich und andern Gegenden des Mittelländiſchen Meeres werden die Thunfiſche auf einerlei Weiſe gefangen. Um den Fang zu bewerkſtelligen, werden ſehr ſtarke Netze, vermittelſt ſchwerer Steine oder Anker, im Waſſer befeſtigt. Der obere Theil aller dieſer Netze wird durch Stangen, große Korkſtücke oder durch kleine Tonnen gehalten. Den Raum in welchen ſich die Fiſche hineinbegeben, bevor ſie ihren Weg nach der Stelle nehmen, wo ſie ſollen gefan=

gen werden, bezeichnen zwei vertikal ſtehende Netze von ungeheurer Größe, mit ſehr breiten Maſchen, deren eines perpendikulär dem Ufer nach, das andere aber dieſer Richtung parallel läuft, oder auch, da ſeine Enden ſich unter dem Waſſer auseinander legen, eine Einbiegung bildet. Dieſe Netze zwingen die ſich längs der Küſte treibenden Fiſche, ihren Weg zwiſchen beide hinein und gegen den Eingang der Tonnare zu nehmen. Dieſe Tonnare iſt in mehrere, mit einander in Verbindung ſtehende Kammern abgetheilt. Gewöhnlich ſind ihrer 6 oder 7, von denen jede einen beſondern Namen hat. Die mittlere Länge und Breite jeder dieſer Kammern beträgt etwa 150 F. Diejenige Abtheilung, welche den Eingang bildet, und die letzte ſind die größten. So wie ſich die Fiſche in den Kammern fangen und häufen, werden dieſe mit hierzu beſonders angebrachten Netzen verſchloſſen, und wenn alle Kammern voll ſind, der Eingang verſperrt. Nunmehr eröffnen die Fiſcher, deren Bewegungen insgeſammt unter dem Kommando eines Chefs ſtehen, den Eingang der hinterſten Abtheilung und treiben die Fiſche aus einer der vordern Kammern nach der andern heraus, und in jene hinein. Das Netz der letzten Abtheilung, welches den ganzen Grund der Tonnare einnimmt, iſt ſtärker, als die übrigen, und ſein Maſchengeflechte nach unten enger zuſammengezogen, damit es dem Andrange der ſich los zu machen ſuchenden Fiſche mehr Widerſtand entgegen ſetze. Wenn ſich die ſämmtlichen Fiſche in dieſe Kammer, welche auch die Todtenkammer heißt, zuſammen gethan haben, ſo muß das Grundnetz mit in den Fahrzeugen befindlichen Schiffswinden in die Höhe gezogen, und wenn es ſo hoch iſt, daß man dem Fange beikommen kann, feſt gemacht werden. Sobald dies geſchehen iſt, nähern ſich die ſämmtlichen Schiffer mit Harpunen bewaffnet, dem netzumfangenen Raume, der ihre Beute einſchließt; und in kurzer Zeit ſind die Thunfiſche, und was ſich ſonſt noch von Seethieren in ihrer Geſellſchaft befindet, gefangen und getödtet. Zuweilen wird der Fiſchfang durch die **Mnistini** geſtört, eine Art Fiſche, die Feinde der Thunfiſche ſind, und dieſen einen ſolchen Schrecken einjagen, daß ſie die Netze der Kammern zerreißen und ihren Verfolgern entwiſchen.

Meſſina, eine der bedeutendſten Städte Siciliens, an der nach ihr benannten Meerenge gelegen, die einen wichtigen Handel treibt und eine berühmte Meſſe hält, wurde durch das Erdbeben 1783 faſt ganz zerſtört. Am 5. Februar des erwähnten Jahres war die Luft ſchwer und ſtill und die Atmosphäre brennend. Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr hörte man ein ſchreckliches, unterirdiſches, Donner ähnliches Getöſe, das 3 Minuten anhielt. Wolken von Staub und Rauch verdunkelten den Himmel, die Häuſer begannen zu wanken und ſtürzten. Die meiſten Einwohner saßen bei der Mahlzeit, und wurden theils dabei, theils wenn ſie ſich flüchteten, auf den Gaſſen erſchlagen. Wer noch entkam, be-

gab ſich auf die großen Plätze der Stadt oder auf das freie Feld; die Erde bebte den ganzen Tag hindurch; eine ſchreckliche finſtere Nacht folgte; nur wenige wagten es, in ihre Häuſer zurückzukehren, die meiſten blieben theils in Wagen, theils unter freiem Himmel auf den öffentlichen Päƶen. Gleich nach Mitternacht, da alles ruhig zu ſeyn ſchien, erfolgten neue Stöße; ein Kirchthurm wurde mit ſeiner ganzen Maſſe zweimal in die Luft gehoben, verlor dadurch das Gleichgewicht und ſtürzte. Viele Kirchen und Klöſter, der königliche Pallaſt und die ganze Pallazzata (Pallaſtſtraße) am Meere ſtürzten zuſammen. Das Feuer in den Kaminen und Küchen griff um ſich, verzehrte alles Brennbare, zerſchmelzte Metallgeräthe und Gold und brannte einige Monate fort, ehe es ganz getilgt werden konnte. Ueber 600 Menſchen fanden unter den Trümmern ihr Grab, ungleich mehrere wurden zu Krüppeln gemacht oder beſchädigt. Den 7. Februar wüthete das Erdbeben von Neuem und würde alles von Grundaus zerſtört haben, wenn nicht Meſſina ſchon ein Schutthaufen geweſen wäre. Viele, welche bei den erſten Stößen am 5. Februar lebendig begraben worden waren, wurden dadurch gerettet, daß neue Stöße die Ruinen von einander ſprengten und ihnen auf dieſe Weiſe Luft machten. Von dieſer Zeit an dauerten die Erſchütterungen noch ein ganzes Jahr fort, doch mit weniger Heftigkeit. Drei Tage wüthete die ſchrecklichſte Hungersnoth, ehe man den Bedauernswürdigen zu Hülfe kommen konnte. Die Regierung ließ ſogleich hölzerne Baracken errichten, und that alles Mögliche, ihnen beizuſtehen; es koſtete indeß viele Mühe, die Einwohner zum Wiederaufbau der Häuſer zu bewegen, weil ſie ſich in den hölzernen Hütten ſicherer glaubten. Jetzt aber iſt ganz Meſſina wieder aufgebaut. Doch auf der Pallazzata ſind die Palläſte unvollendet geblieben und nur bis zu einem Stockwerke aufgebaut, aber dabei doch bewohnt.

Siragoſſa. Von den fünf prächtigen und volkreichen Stadtabtheilungen, die einſt Syracuſä ausmachten, die alte Hauptſtadt Siciliens, welche 1,200,000 Menſchen zählte und der Macht Athens, Karthagos und Roms zu trotzen wagte, iſt die kleine Inſel, auf welcher die jetzige Stadt Siragoſſa liegt, der einzige übrig gebliebene noch bewohnte Theil. Ungeheure Maſſen Schuttes von ungefähr 5 Meilen im Umfange und einige wenige Monumente ſind das Einzige, was die vorige Größe des alten Syracuſä bezeuget. Der blühendſte Theil von Syracuſä war der „Akradina" genannte Stadttheil, jetzt theils mit Trümmern bedeckt, theils mit Oliven-, Granat-, Mandel- und andern Obſtbäumen bepflanzt. Die Ufer der Akradina beſtehen großentheils aus ſteilen, 100 Fuß hohen Felſenſchichten, in welchen ungeheure Höhlen ſich befinden, die den ſonderbarſten Anblick darbieten. Das Meer, welches ſich ohne Aufhören in ihre Schlünde ergießt, hat ſie erweitert und ausgeſpült, aber wohl nicht gebildet. Viele derſelben haben

einen ſchmalen Eingang, weiten ſich dann aus, und gehen wohl eine Stunde weit unter dem Boden der alten Stadt in die Erde hinein. Einige ſollen ſich ſogar bis nach Catanja, 8 oder 9 Meilen weit erſtrecken. Sie ſind im Hintergrunde ganz trocken und ſelbſt beim heftigſten Sturm ſoll das Meer nie ihre äußerſte Tiefe erreichen. Die Fahrt auf dem Meere an dieſem Ufer der Akradina hin iſt äußerſt intereſſant. „Wir ſchwebten, erzählt ein Reiſender (Kephalides), auf unſerm kleinen Boote voller Bewunderung an dieſen gähnenden Felſenrachen vorüber, während ſie die grünen Fluthen des Meeres, das zu unſerer Freude gerade ein wenig hoch ging, mit großer Gier verſchluckten. Wir wünſchten in eine und die andere dieſer Höhlen zu fahren; allein da die See, wenn ſie ſchon im Freien etwas tobt, in dieſen engen Klüften außerordentlich zornig iſt, ſo muß man in ſolchem Falle wenigſtens geſchickte Ruderer haben, um ohne durchnäßt zu werden oder umzufallen, hier einlaufen zu können. Ein herzhafter Sprung, denn der Kahn flog ſehr hoch auf und nieder, brachte uns auf eine trockene Klippe und hierauf liefen wir ein wenig in den Hintergrund. O welch ein wundervolles Schauſpiel, unter dem Schirm des öden Felſenhauſes, das wilde Meer in weiter Ferne grünlich ſich einherwälzen, dann mit raſendem Ungeſtüm, unter Donnern und Krachen, in den Schlund dieſer wiederhallenden Höhlen hereinfahren und alles ringsum ziſchen, ſchäumen und triefen zu ſehen!"

Zu den bewundernswürdigen Gegenſtänden, welche man auf der Stelle des alten Syracuſä noch ſieht, gehören die Latomien oder alten Steinbrüche von ungeheurer Größe, aus welchen die Steine zu den Mauern, Tempeln und Palläſten des alten Syrakus genommen wurden. Gewöhnlich findet man ſie ſehr weit in den Felſen hineingearbeitet, ſowohl in ſenkrechter als in horizontaler Richtung und die ungeheuren Gewölbe, welche man zum Theil oben ſtehen ließ, wurden durch unförmliche Pfeiler gehalten, ſind aber jetzt meiſtens herabgeſtürzt, ſo daß die Pfeiler frei ſtehen. Dieſe Latomien gleichen tiefen Felſenkeſſeln. Drohend lehnen ſich die Wände über das Haupt des Beſchauers; ihre Ränder ſind mit grünenden Bäumen umſäumt, und aus allen Spalten und Abſätzen bricht üppiger Pflanzen- und Baumwuchs hervor. Unter dieſen Latomien ſind am merkwürdigſten die Latomie der Kapuziner und die Latomia del paradiso mit dem Ohr des Dionyſius, welche beide ſich in der Akradina befinden. Die erſtere hat ihren Namen von dem in der Nähe befindlichen Kloſter der Kapuziner, liegt ungefähr 100 F. tiefer als der übrige Erdboden und bildet ſo weite, ſchauerliche Klüfte, daß man ſich entſetzt, in dieſelben hinabzuſteigen. In denſelben verſchloſſen die Syrakuſaner ihre Miſſethäter und Gefangenen, denn die überhängenden Felſenwände machten jedes Entfliehen unmöglich. Je weiter man unter dieſen Felſen hingeht, deſto ſchauerlicher, aber auch

romantiſcher wird alles ringsumher; vorzüglich aber erſtaunt man bei dem Anblicke eines duftenden, blühenden Gartens, den die fleißigen Kapuziner im Innern dieſer Höhlen mit unſäglicher Mühe angelegt haben. Die prachtvollſten Pflanzen des Südens, Orangen- und Granatbäume gedeihen in dieſen kühlen Grotten, welche die Sonne nur von oben mit Licht und Wärme verſieht, aufs üppigſte. Unweit der Latomie der Kapuziner iſt der gewöhnliche Eingang zu den Katakomben von St. Johann der Jeſuiten. Sie ſind alle in Stein gehauen, alſo ſehr ſicher vor Einſturz und bilden breite hohe Gänge, mit welchen die Katakomben Roms, die in eine weiche Erde gegraben ſind, keine Vergleichung aushalten können. Oft iſt ihr oberer Theil zu kleinen kugelförmigen Kuppeln ausgehauen, deren Spitze ein Loch darbietet, welches dazu diente, um das Tageslicht hineindringen oder vielleicht Lebensmittel hinunter zu laſſen. Es iſt unläugbar, daß ſie zuletzt zu Begräbniſſen gedient haben, wiewohl ſie im Anfange nur Steinbrüche waren. Sie zeigen noch mehrere ſehr wohl erhaltene Grabmäler und Inſchriften, welche bis zu den erſten Zeiten des Chriſtenthums zurückgehen. Die Gräber ſind reihenweiſe in die Gallerien gemacht; man kann noch ſehr gut die Familiengräber unterſcheiden, welche in den Niſchen der Wände angebracht ſind; wenn die Nothwendigkeit es erforderte, grub man dieſe Niſchen noch tiefer in den Felſen hinein. Man erzählt zu Siragoſſa die außerordentlichſten Geſchichten, um zu beweiſen, daß dieſe unermeßlichen Aushöhlungen ſich bis Catania erſtreckten. Ohne jedoch dieſen unwahrſcheinlichen Erzählungen Glauben zu ſchenken, muß man doch bemerken, daß man einſtimmig dieſe Höhlengänge für die größten der Welt hält, wiewohl die Katakomben zu Neapel viel höher ſind, und niemand weder dieſe, noch die Katakomben Roms in ihrer ganzen Ausdehnung durchſtrichen hat.

Die Latomia del Paradiso iſt weit größer als die der Kapuziner, und unterſcheidet ſich von derſelben auch dadurch, daß hier in die Seitenwände ungeheure Hallen, die auf Stützen ruhen und ſpitz zulaufende Gewölbe hineingetrieben ſind. Der ganze Anblick dieſer Latomie iſt höchſt romantiſch, aber furchtbar, außerordentlich wild und das ganze Felſenlager weit öder und weniger freundlich, als die Latomie, welche die Kapuziner ſo reich bepflanzt haben. In dieſer Latomie del Paradiſo befindet ſich das berühmte Ohr des Dionyſius, welches nichts weiter iſt, als ein Gewölbe oder eine ſich in Form eines S krümmende, dem äußern menſchlichen Ohre ähnliche, oben ſpitzig zulaufende, etwa 35 bis 40 F. hohe und 80 Schritte tiefe Aushöhlung des Felſens, welche oben, ohngefähr in der Mitte ihrer Länge, eine Oeffnung hat, die mit einer gleichfalls in Fels gehauenen Kammer in Verbindung ſteht. Sie giebt einen außerordentlich ſtarken Wiederhall, ſo daß ſchon ein bedeutender Lärm entſteht, wenn man nur ein Blatt zer-

reißt, und ein Piſtolenſchuß ein Getöſe macht, als wenn eine Kanone abgefeuert wird. Den Namen Ohr des Dionyſius hat dieſe Aushöhlung deswegen erhalten, weil man gewöhnlich glaubt, daß Dionyſius *), Tyrann von Syrakus, dieſe Aushöhlung nach gewiſſen Regeln der Kunſt habe ſo aushauen laſſen, daß man auch den leiſeſten Laut in einem daneben ausgehöhlten Zimmer deutlich habe hören können. Dorthin verfügte er ſich, der Sage nach, um anzuhören, was die in der Grotte eingeſperrten Gefangenen von ihrer Schuld oder Unſchuld einander erzählten. Der kegelförmige Fels, auf welchem der Wächter ſeinen Sitz gehabt haben ſoll, iſt eingeſtürzt, die Spuren der Treppe ſind aber daran noch erkennbar; auch bemerkt man noch die Spuren der Ringe, an welchen, weit über dem Boden, unglückliche Gefangene aufgehangen wurden. Daß dieſe Grotte zum Gefängniſſe diente, iſt außer Zweifel, daß ſie aber Dionys zur Behorchung der Gefangenen, nach gewiſſen Regeln des Schalles, habe aushauen laſſen, iſt ſehr zu bezweifeln.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt die in der zweiten Hälfte des Jahres 1831 in dem Mittelländiſchen Meere zwiſchen der Südweſtküſte Siciliens und der Inſel Pantelaria entſtandene vulkaniſche Inſel, 7 Meilen von der Siciliſchen Stadt Sciacca und 8¼ Meilen von der Inſel Pantelaria entfernt und unter 37° 11′ nördlicher Breite und 10° 22′ 50′ öſtlicher Länge vom Meridian von Paris. Man muß dieſe Inſel bloß als den Kraterrand eines unter dem Meere befindlichen Vulkans anſehen. Der erſte Ausbruch erfolgte wahrſcheinlich am 2. Julius 1831, und der erſte Augenzeuge davon war ein Sicilianiſcher Schiffskapitain, Namens Trefiletti, der auf ſeiner Fahrt von Malta nach Palermo, am 8. Julius bei der beſchriebenen Stelle vorüberſegelte. Bald nach Mittag bemerkte er in einer Entfernung von 2½ Meilen in nordweſtlicher Richtung von ſich, eine große ſich erhebende Waſſermaſſe, und ſteuerte darauf hin. Als er ſich der Erſcheinung bis auf ¾ Meilen genähert hatte, vernahm er ein donnerähnliches Getöſe. Gleich darauf erhob ſich die ſchwarz gefärbte Waſſermaſſe, anſcheinend bis auf eine Höhe von 82 Fuß. Das Waſſer ſprudelte etwa 10 Minuten lang aufwärts und ſank dann wieder, während ſich aus ihm eine dicke Rauchwolke entwickelte, welche den ganzen Horizont anfüllte. Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich auf derſelben Stelle in Zeiträumen von 15, 20 bis 30 Minuten. Die Aufregung des Meeres war ſelbſt in dem Abſtande des Schiffes noch ſehr merklich. Auf der Oberfläche des

*) In der Geſchichte kommen zwei Dionyſius, Vater und Sohn, als Herrſcher von Syrakus vor, die im 4. Jahrhunderte vor Chriſti Geburt lebten und beide von den Geſchichtsſchreibern als grauſame, mißtrauiſche und argwöhniſche Tyrannen geſchildert werden.

Waſſers ſchwammen zahlreiche bereits todte oder nur noch halb lebende Fiſche, welche man bei weiterer Entfernung noch 1¾ Meilen weit von dem Ausbruchspunkte bemerkte. Bis in die Nacht hinein wurden vom Schiffe aus dieſelben Erſcheinungen in gleichen Abwechſelungen geſehen und erſt in einer Entfernung von faſt 4 Meilen verloren ſie ſich ganz aus dem Geſichte dieſes erſten Beobachters der hier ganz unerwarteten Erſcheinung. In Sciacca, einer Stadt auf der Südweſtküſte Siciliens, bemerkte man den 12. Julius, alſo 4 Tage, nachdem Trefiletti zuerſt die Erſcheinung entdeckt hatte, eine große Menge kleiner Schlackenſtückchen auf den Wellen ſchwimmend, welche ein friſcher Südweſtwind an die Küſte trieb. Die Fiſcher, welche in See gingen, fanden in geringer Entfernung das Meer ſo dicht damit bedeckt, daß ſie ſich mit den Rudern Platz dadurch zu machen genöthigt waren. Niemand wußte woher dieſe hier ganz unbekannten, ſo leicht auf dem Waſſer ſchwimmenden Steinbrocken kamen; und mit nicht minder großer Verwunderung ſahen die Fiſcher, welche ſich weiter von der Küſte entfernten, eine Menge friſch getödteter großer Fiſche umhertreiben. Endlich gewahrte man am 13. Julius mit Tagesanbruch eine hochaufſteigende Rauchſäule am Meereshorizonte; und am Abend ſah man Feuererſcheinungen darin, welche die Bewohner Sciaccas nicht mehr zweifeln ließen, daß ein neuer Vulkan ſich gebildet habe.

Als dieſe Nachrichten in Palermo angekommen waren, reiſten 4 eben daſelbſt anweſende deutſche Naturforſcher ſogleich nach Sciacca und von da zur See ab. Der ſehr ſchwache Wind brachte ſie erſt am folgenden Tage, den 24. Julius der Erſcheinung ſo nahe, daß ſie aus einer Entfernung von 1¼ M. die neu gebildete Inſel entdecken konnten, woraus die Rauchſäule ausſtieg. Sie näherten ſich ihr bis auf ⅓ Meile und dachten ſelbſt an die Möglichkeit, mittelſt des Schiffboots daran zu landen, als ein Ausbruch ſie von der Gefahr einer größern Annäherung überzeugte. Sie waren indeſſen nahe genug, deutlich zu erkennen, daß die Inſel, welche ſie vor ſich ſahen, nichts anders als der Rand des Kraters war, deſſen Wände durch die aus ihm aufſteigenden Auswürfe allmählig über den Waſſerſpiegel erhöhet worden waren. Dieſe Erhöhung war am höchſten auf der Oſtſeite, wo ſie wohl 60 F. betragen konnte. Den Durchmeſſer des Kraters ſchätzte man auf 600 F. und den äußern Durchmeſſer der Inſel auf 800 F. Aus dieſem Krater ſtiegen ununterbrochen mit großer Heftigkeit, jedoch ohne Geräuſch, Dämpfe empor, gleichſam in große Kugeln geballt, welche ſich im Emporſteigen entfalteten und blendend weiß im Sonnenſcheine, wie große Schneemaſſen oder Ballen friſcher Baumwolle über einander gehäuft, die ungeheure 2000 F. hoch geſchätzte Rauchſäule bildeten, welche unausgeſetzt den Ort ihrer Entſtehung bezeichnete. In Zeiträumen von 2 bis 3 Minuten fuhren durch die glänzend weiße Hauptmaſſe ſchwarze Schlackenwürfe. Die

durcheinander getriebenen Dampfwolken wirbelten dann heftiger, rollten anſcheinend bis zur Oberfläche des Meeres herab, und umhüllten die Inſel ſo, daß die Dampfſäule mit dem Waſſer in unmittelbarer Verbindung zu ſtehen ſchien, bis der Wind ſie wieder zerſtreute. Als die Reiſenden in der Nähe von einer halben Viertelmeile ſich dieſes prächtigen Anblicks erfreuten, trat plötzlich eine andere Geſtaltung deſſelben hervor, welche den Eindruck der erſtern noch bei Weitem übertraf. Dichten Dampfwolken folgte ein ſo gedrängt dichter und anhaltender Auswurf von Schlacken, Sand und Aſche, daß die aus dem Krater mit reißender Schnelligkeit aufwärts ſtrömende Maſſe ganze 8 Minuten lang eine wohl 600 F. hohe Säule zu bilden ſchien, deren Obertheil ſich garbenförmig ausbreitete. Jetzt erkannten die Reiſenden, welcher großen Gefahr ſie ausgeſetzt geweſen wären, wenn ſie ſich dem Vulkane nur wenige 100 Schritte mehr genähert hätten. Kein Theil der ausgeworfenen Maſſe erſchien lichtglühend; die emporgeſchleuderten Steine zeigten ſich ganz ſchwarz und wurden von breiten Sandſtreifen begleitet. Keine Flammen fuhren aus dem Krater, auch war kein Leuchten in demſelben erkennbar. Den Auswurf ſelbſt begleitete kein Donner und es war davon nur das Raſſeln und Platzen der an einander ſchlagenden Steine und das Geräuſch hörbar, welches die niederfallenden Aſchen- und Sandmaſſen verurſachten, ähnlich dem Rauſchen eines Hagelſchauers oder heftigen Regens. Die emporgeſchleuderten Steine ſchienen durchgängig nur von mäßiger Größe zu ſeyn; wenigſtens bemerkten die Reiſenden keine Schlackenmaſſen von ſolchem Umfange, wie man ſie auf dem Kegel des Aetna zerſtreut ſieht. Gleichwohl ſchienen die ausgeworfenen Materien ſtark erhitzt zu ſeyn; denn überall, wo ſie in das Meer fielen, entſtand ein dichter Dampf, der bald die Inſel ſelbſt ihren Blicken entzog.

Kurze Zeit nach dem Beſuche dieſer deutſchen Naturforſcher, nahmen ſogar die Britten am 2. Auguſt die Inſel, die kompakt und feſt geworden war, förmlich in Beſitz, pflanzten die Brittiſche Flagge auf derſelben auf und gaben ihr den Namen Grahams Inſel. Der Krater hatte damals ſo ſehr zugenommen, daß er an den höchſten Stellen 200 F. über dem Meere hervorragte; und die Inſel hatte über $\frac{1}{2}$ Stunde im Umfange und war kreisförmig. Am 4. Auguſt ließ auch die Siciliſche Regierung Beſitz von der Inſel nehmen und gab ihr den Namen Ferdinandea. Ein Naturforſcher gab ihr den Namen Julia, weil ſie im Monat Julius entſtanden war. Am 12. Auguſt hatte der ſtarke Rauch aufgehört und von dieſem Tage an die Inſel ſich ſehr vergrößert, ſo daß drei Reiſende aus Sciacca, die am 16. September ſie beſuchten, ihren Umfang auf $1\frac{1}{4}$ Stunde angaben. Auf einer Anhöhe von etwa 50 F. fanden ſie eine Ebene auf welcher 2 Seen waren; der eine hatte etwa 100, der andere 40 F. im Umfang.

Die Gewäſſer darin kochten fortwährend und es erhob ſich aus ihnen ein großer Rauch. Am 25. September beſuchte einer der oben angeführten Deutſchen Naturforſcher zum zweitenmal die Inſel, und bemerkte, da er wegen des heftigen Windes nicht auf ihr landen konnte, ſie aber ganz nahe rund umſchiffte, daß ſie nirgends auf einem feſten Lavagrunde ruhete, ſondern daß bloß Aſche und Sand mit kleinen Steinen vermiſcht die Bildung derſelben verurſachte, daß das Meer ſchon ins Innere eindrang und die Wellen ſchon anfingen, das eben erſt gebildete Land wieder zu zerſtören. Seine Vermuthung, daß die Inſel den Stürmen und Fluthen des künftigen Winters nicht werde widerſtehen können, ging wirklich bald in Erfüllung. Schon zu Ende Novembers war ſie mit dem Waſſerſpiegel gleich und einen Monat ſpäter fand man ſchon 12 bis 15 F. Waſſer über dem Punkte, aus dem noch dicker Dampf aufſtieg. In einem Berichte vom 2. Januar 1832 aus Palermo an den Neapolitaniſchen Seeminiſter heißt es: „ſichern Nachrichten zufolge hat die neue vulkaniſche Inſel im Laufe des Decembers ſich ganz geſenkt; und einige Perſonen, die an Ort und Stelle waren, haben verſichert, daß kein Theil derſelben mehr über die Meeresoberfläche hervorragt, und daß ſogar an der Stelle, wo dieſelbe ſich früher befand, das Senkblei tiefen Grund giebt.„ Dieſe Angaben wurden auch ſpäter noch durch andere Nachrichten beſtätigt, welche hinzufügen, daß an der Stelle jetzt eine ſiedende Waſſerſäule von etwa 24 F. im Durchmeſſer emporſprudelte, einen Schwefelgeruch verbreite und ſich 15 F. hoch über den Waſſerſpiegel erhebe. — Doch hat man abermals am 22. Mai 1833, alſo 1½ Jahre nach dem Verſchwinden dieſer vulkaniſchen Inſel viele und dicke Rauchwolken wahrgenommen, die von demſelben Punkte aufſtiegen, wo ſich früher die Inſel befand und in der Nacht des 23. Mai ſah man ſogar Feuerfunken im Rauche. Endlich im Julius erfuhr man, ſie ſey wieder zum Vorſchein gekommen; ihr Grund iſt feſt und dauerhaft, und der Krater, dem ſie ihre Entſtehung verdankt, iſt nicht erloſchen.

Die Inſel Malta.

Die erſten Koloniſten, die ſich auf dieſer Inſel niederließen, waren Phönizier, die ſich in ihrer Unabhängigkeit erhielten bis ohngefähr 400 Jahre vor Chriſti Geburt, wo die Karthager die Inſel eroberten, denen ſie in der Folge die Römer wieder entriſſen. Nach dem Untergange des Abendländiſchen Römiſchen Reichs ward ſie eine Beute anfänglich der Gothen, dann der Araber oder Sarazenen. Letztere blieben bis zum Jahre 1090 nach Chriſti Geburt im Beſitze derſelben, wo ſie ihnen von den auf Sicilien landenden Normannen entriſſen wurde, die ſie mit Sicilien verbanden. Als nach Eroberung der Inſel Rhodus 1522 der Ritter-

orden der Johanniter*) ohne feſten Sitz war, belehnte Kaiſer Karl V. 1530 ihn mit der Inſel Malta. Ueber 250 Jahre blieb der Orden, der von dieſer Inſel den Namen der Malteſerritter führte, im Beſitze derſelben ſo wie der dabei gelegenen kleinern Inſeln, und ſchuf das ſchon von Natur feſte Malta zu einer der ſtärkſten Feſtungen um. 1798 aber nahm Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Aegypten durch Verrath Malta ein. 1800 mußte ſich jedoch die Franzöſiſche Beſatzung, nach einer langen Einſchließung, den Engländern ergeben; und ſeit dieſer Zeit ſind die Engländer im Beſitze dieſer Inſel, die für ſie in militäriſcher Hinſicht von großer Wichtigkeit iſt.

Es giebt wohl keine zwei benachbarte Länder, welche einen ſo großen Kontraſt der Kultur und des Bodens darböten wie Sicilien und Malta. Dort that die Natur alles, und der Menſch beinahe nichts, hier die Natur faſt nichts, aber der Menſch alles und ließ keinen Fleck unbenutzt. Malta mußte, wie man ſagt, vor Allem mit vegetabiliſcher Erde bedeckt werden, da die ganze Oberfläche aus Kalkſteinfelſen beſteht. Dieſes geſchah durch ein Geſetz, Kraft deſſen jedes auf Malta landende Schiff Erde als Ballaſt mitzubringen gehalten war. Wenn nun auch dieſes nicht ſo ganz buchſtäblich zu verſtehen ſeyn dürfte (weil ſonſt beinahe nicht denkbar wäre, wie die frühern Bewohner Maltas hätten leben können), ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Dammerde den Fels an den meiſten Stellen kaum etwa 8 bis 9 Zoll hoch bedeckt. Ehe der Malteſiſche Landmann ſeine Pflanzung anlegt, muß der darunter liegende Stein mittelſt eigener Inſtrumente von einer ſich darauf bildenden ſchwärzlichen Kruſte entblößt und wieder rauh gemacht

---

*) Im Jahre 1048, zur Zeit der Kreuzzüge, ſtifteten einige Kaufleute aus der Neapolitaniſchen Stadt Amalfi zu Jeruſalem ein Mönchskloſter. Die Mönche legten ſpäter ein Hoſpital zur Pflege der Pilger und eine Kapelle dabei an, die ſie dem heiligen Johannes weiheten; und erhielten davon den Namen Johanniter. Bis jetzt war es ein geiſtlicher Mönchs-Orden, aber einer der Aebte, Raimund von Puy genannt, verwandelte denſelben im erſten Viertel des 12ten Jahrhunderts in einen geiſtlichen Ritterorden und fügte das Gelübde der Vertheidigung des heiligen Grabes gegen die Ungläubigen hinzu. Schon beſaß der Orden beträchtliche Einkünfte von ſeinen vielen Gütern, die von Frommen in Europäiſchen Ländern ihm geſchenkt worden waren. Als die Türken 1187 Jeruſalem eroberten, mußten die Johanniter ihren Sitz daſelbſt aufgeben und verlegten ihn nach Ptolemais (jetzt St. Jean d'Acre), einer Stadt in Syrien. Auch von hier wieder 1291 durch die Türken vertrieben, verlegten ſie ihren Sitz nach der Inſel Cypern. Als ſie auch dieſen Zufluchtsort verloren, ſetzten ſie ſich 1309 auf der Inſel Rhodus feſt, woher ſie damals Rhodiſerritter hießen, und von wo ſie 1522 vertrieben wurden.

werden. Die losgetrennten und zerſchlagenen Stücke miſcht er ſodann von Neuem mit der Erde, düngt das Gemengſel und vertraut ihm die ſchnell und üppig aufkeimende Saat. Das wenige Korn, was Malta hervorbringt, würde kaum hinreichen den 10ten Theil ſeiner Bevölkerung zu ernähren. Der Hauptgegenſtand der Landeskultur iſt Baumwolle; außerdem zieht man vielen Anis und Kümmel; von beiden und der Baumwolle zuſammen werden nach der Erndte ganze Schiffeladungen verſendet.

Obgleich nach und nach von verſchiedenen Nationen unterjocht, haben die Malteſer dennoch einen eigenen Nationalcharakter behalten, der ihren Afrikaniſchen Urſprung zeigt und zugleich beweiſt, wie wenig ſie ſich eigentlich mit den fremden Völkern vermiſcht haben. Kein Volk übertrifft den Malteſer an Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an ſeine Heimath; ſeine einzige Hoffnung, ſein Troſt im Auslande iſt, einſt ſeine letzten Tage auf ſeiner geliebten Inſel zu verleben. Der Maltoſer iſt fleißig, thätig, wirthſchaftlich und überaus mäßig im Eſſen und Trinken; Knoblauch, Zwiebel und geſalzene Fiſche ſind ſeine tägliche Koſt; nur an hohen Feſttagen kommt Fleiſch auf ſeinen Tiſch. Obgleich nicht ohne natürliche Anlagen, zumal für Muſik und Geſang, beſchuldigt man ihn des Fanatismus, eines groben Aberglaubens und großer Unwiſſenheit. Gegen ihre jetzigen Herrn, die Engländer, haben die Malteſer einen glühenden Nationalhaß, wiewohl die Brittiſche Regierung ihnen alle ihre Rechte, Freiheiten und Religionskultus gelaſſen hat und ſich in ihre innern bürgerlichen Angelegenheiten gar nicht miſcht. Als Katholiken können ſie es nicht verſchmerzen, daß ſie den nicht katholiſchen Britten angehören. Von Natur iſt der Malteſer wohl gewachſen, mittlerer Größe und ſtark gebaut. Er zeigt große Ausdauer und Gewandtheit; ſeine Geſichtszüge haben aber ſchon etwas Außereuropäiſches, Wildes; die Lippen ſind insgemein etwas dick, das Haar iſt nicht ſelten krauswollig, wie beim Neger; iſt es aber glatt, ſo bindet es der gemeine Mann entweder hart am Hinterhaupte in einen langen Zopf, der ihm von hinten ein ſonderbares Anſehen giebt, oder läßt es zu beiden Seiten in Locken hinunterfallen. Um den Kopf trägt er ein zuſammen gewundenes Tuch, oder eine blaue, auch rothe, wollene Mütze, über den Oberleib eine hellblaue Jacke, um den Leib einen rothen Gürtel mit einem Meſſer; die Füße bleiben ganz nackt. Bei dem weiblichen Geſchlechte iſt das Hauptkleidungsſtück der ſchwarze Mantel, **Faldetta**, der ſich von dem einfachen ſchwarzen Tuche, womit ſich die Sicilianerinnen zu verhüllen pflegen, dadurch unterſcheidet, daß er am Kopfende einen ſehr hübſch geformten Bogen bildet. Noch ſonderbarer und für den Fremden auffallender als die Kleidung, iſt die Sprache der Malteſer. Sie zeigt recht eigentlich ihre Arabiſch-afrikaniſche Abſtammung. Die herrſchende Sprache der Städte iſt freilich die Italieniſche; doch im Innern und

auf der Inſel Gozzo verſtehen noch die wenigſten Menſchen etwas Anderes als Malteſiſch. Von allen Europäiſchen Mundarten von Grund aus verſchieden, iſt die Malteſiſche ein verdorbenes Arabiſch, ſo jedoch, daß ein Malteſer ſich einem Nordafrikaner leicht ſoll verſtändlich machen können, und umgekehrt. Das Malteſiſche erhält etwas Unangenehmes, Rauhes und Holperichtes durch die vielen Gurgeltöne des ch, womit die Worte untermiſcht ſind.

La Valetta, die Hauptſtadt der Inſel Malta, iſt eigentlich eine Zuſammenſetzung von 5 Städten, wovon die auf einer ſchmalen Erdzunge ſich hinziehende Citta Vittoriosa den älteſten, und daher unregelmäßig gebauten Theil, die Citta nuova aber oder das eigentliche La Valetta den Haupt- und ſchönſten Theil der ganzen Stadt bildet. Dieſe Citta nuova breitet ſich auf einem nackten unfruchtbaren Felsrücken, der ſich als eine Erdzunge in das Meer ſtreckt, an der Nordweſtſeite des Haupthafens, mit herrlicher Fronte gegen die Seeſeite aus. „Ich habe, ſagt ein Reiſender, ſchon mehrere Städte geſehen, an denen die Kunſt, allen Hinderniſſen des Bodens trotzend, menſchliche Wohnungen zu Stande brachte; doch einen nackten, unfruchtbaren Felsrücken, der Natur gleichſam zum Trotz, mit ſchnur geraden Pallaſtſtraßen überbaut, wie hier, ſah ich nirgends." Iſt der Reiſende im Haupthafen angelangt, ſo führt von da eine breite, zu beiden Seiten von Trottoirs eingefaßte Treppe, mit ſanft abhängigen, äußerſt bequemen Stufen in das Innere der Citta nuova. Ueberraſcht erblickt man die ſchnur gerad dahinziehende Strada Mercanti und wird betäubt von dem Lärmen der hin und her laufenden Viktualienverkäufer. Alles kommt hier dem Fremden neu und ungewohnt vor, alles, Kleidung, Sprache, Geſichtszüge, beurkundet die Nachbarſchaft Afrikas und den außereuropäiſchen Urſprung der Bewohner. Unter herrlichen Bogengängen, mit welchen ſich die von Bologna gar nicht vergleichen laſſen, gelangt man nach dem St. Georgsplatze, auf welchem die der Strada Merkanti gleichlaufende Strada reale (Königsſtraße) endet und deſſen Südſeite der ehemalige Pallaſt des Großmeiſters oder jetzige des Brittiſchen Gouverneurs bildet. Am ſüdweſtlichen Ende der herrlichen Strada reale, welche das Vornehme Quartier der Stadt ausmacht und an Schönheit der Gebäude wie an Reinlichkeit des Pflaſters ihres Gleichen ſucht, eröffnet ſich das Königsthor (Porta reale), ein durch den natürlichen Felſen gehauener, 40 Schritte langer Bogengang. Durch dieſes Thor kommt man zur niedriger gelegenen Vorſtadt Floriana, gleichfalls regelmäßig gebaut. Den ſchönſten Anblick der Stadt hat man von der hohen Terraſſe am ſüdöſtlichen Ende derſelben, wo man die ſchöne Stadt, den buchtenreichen und weit ſich landeinwärts ziehenden großen Hafen, nebſt den jenſeitigen Stadttheilen bis ins unermeßliche Meer überſchauet. Das Gewimmel längs des tief zu Füßen liegenden Hafendammes, das herrliche Grün des

Stadtgrabens, (der in einem Theile mit einem kleinen Wäldchen von Piſangpflanzen angefüllt iſt) und der an ihn ſtoßenden Gärten, worin Bananen, Agrumen, und andere Gewächſe des Südens das vom Zurückprallen Afrikaniſcher Sonnenſtrahlen ermüdete Auge laben, die zahlloſen Maſten und Wimpel der Schiffe faſt aller Nationen, welche den Hafen beleben, die ſchnellen, lange Furchen durch die ruhigen Gewäſſer ziehenden Barken, die drohenden Citadellen, die volkreichen andern Stadttheile und jenſeits ihnen die ſtarken Feſtungswerke, womit der furchtbare Kreis geſchloſſen wird, das alles bildet einen Anblick, welchem anderer Seits die langgedehnte Reihe von Palläſten der Hauptſtadt ſelbſt, die über ſie hervorragenden pyramidaliſchen Doppelthürme der Kathedralkirche nebſt dem weiterhin liegenden hohen Telegraphpavillon des Gouverneurpallaſtes und das auf hohem Walle ſtehende, in Griechiſchem Style erbaute Grabmal des erſten Brittiſchen Kommandanten von Malta, eine hohe Eigenthümlichkeit verleihen.

Die Joniſchen Inſeln.

Schon Homer, jener berühmte Griechiſche Dichter des Alterthums, der ohngefähr 900 oder 1000 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, erwähnt mehrere dieſer Inſeln als bewohnt und erzählt, daß ihre Bewohner an dem großen Kampfe gegen Troja, unter Odyſſeus Anführung, Theil nahmen. Zur Zeit der Blüthe Griechenlands blüheten auch ſie als beſondere kleine Staaten, und deſſen Schickſal theilend, verloren ſie mit dem Untergange der Freiheit Griechenlands, auch ihre Selbſtſtändigkeit, gehorchten dem Szepter Alexanders des Großen, Königs von Macedonien, wurden dann den Römern unterthan, und bildeten zuletzt ein Beſtandtheil des Byzantiniſchen oder morgenländiſch-Römiſchen Kaiſerthums. Schon vor der Auflöſung deſſelben ging ihr Beſitz für dieſen immer ſchwächer und ohnmächtiger werdenden Staat verloren; denn im 13. Jahrhunderte unterwarfen ſich die Könige von Neapel Corfu, die vornehmſte unter den Joniſchen Inſeln. Doch 1386 ergab ſich Corfu freiwillig der damals auf dem Mittelländiſchen Meere vorherrſchenden Macht der Republik Venedig, welche hierauf ſich auch aller übrigen Inſeln bemächtigte, ihre bürgerliche und kirchliche Verfaſſung unverändert ließ, und bloß Provveditoren dahin ſetzte, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die Neapolitaniſchen Anſprüche wurden mit Geld abgefunden, und ungeachtet der wiederholten Verſuche der Türken, ſich in ihren Beſitz zu ſetzen, blieben dieſe Inſeln bis 1797 unter der Herrſchaft Venedigs. Von dieſer Zeit an aber wechſelte der politiſche Zuſtand der Joniſchen Inſeln ſchnell und oft. Nachdem nämlich 1797 die Republik Venedig, welche als Gegnerin der Franzoſen auftrat,

aufgelöſet und durch den Frieden von Campo Formio theils mit dem Oeſterreichiſchen Staate, theils mit der neuen, von den Franzoſen geſchaffenen Ciſalpiniſchen Republik vereinigt worden war, kamen ſie nebſt den übrigen Beſitzungen Venedigs auf dem feſten Lande längs des Joniſchen Meeres, unter die Oberherrſchaft Frankreichs. Kaum aber hatte dieſes angefangen, den Joniſchen Inſeln eine gewiſſe Regierungsverfaſſung zu geben, ſo bemächtigten ſich in den Jahren 1798 und 1799 die damals gegen Frankreich verbündeten Ruſſen und Türken dieſer ſämmtlichen Inſeln. Dieſes Ereigniß hatte für ſie den Vortheil, daß ſie 1800 vom Ruſſiſchen Kaiſer, unter dem Namen der ſieben vereinigten Inſeln, in einen ſelbſtſtändigen Staat verwandelt wurden, der von den Vornehmen des Landes regiert werden und unter dem Schutze der Türken ſtehen ſollte. Ruſſiſche Truppen hielten dieſe neugeſchaffene Republik beſetzt, die ihr Beſtehen, das durch innere Partheien gefährdet wurde, bloß der Gegenwart dieſer Truppen verdankte. Kaum aber hatte das Ganze eine feſtere Geſtalt gewonnen, und kaum war die neue Konſtitution, welche ſich dieſe Republik 1803 gab, von Rußland beſtätigt worden, ſo führte ſchon der Tilſiter Frieden 1807 eine Abänderung des politiſchen Zuſtandes dieſer Inſeln herbei, und machte ſie aus einem eigenen Staate zu einem Beſtandtheile des Franzöſiſchen Kaiſerreichs. Aber auch dieſer Zuſtand dauerte nicht lange, indem Frankreich ſich nur im Beſitze der zwei Inſeln Corfu und Paxo behaupten konnte, weil 1810 die Engländer die übrigen fünf Inſeln wegnahmen, und dieſen unter ihrem Schutze befindlichen Ländern den Namen der befreiten Joniſchen Inſeln gaben. Im erſten Pariſer Frieden 1814 ſah ſich Frankreich gezwungen, die Herrſchaft über ſämmtliche Joniſche Inſeln aufzugeben, und die Britten beſetzten nun auch diejenigen Inſeln, welche bis dahin noch in den Händen der Franzoſen geweſen waren. Durch einen 1815 zwiſchen Großbritannien und Rußland abgeſchloſſenen Vertrag, dem auch Oeſterreich in der Folge beitrat, wurde ihr Schickſal dahin entſchieden, daß ſie für die Zukunft unter dem Namen: „Vereinigte Staaten der Joniſchen Inſeln" einen freien, unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren nnd ausſchließlichen Schutze Großbritanniens ſtehen ſollten. Großbritannien hält ſie daher auch mit ſeinen Truppen beſetzt, und hat einen Lord-Oberkommiſſär auf denſelben, dem auch das Kommando über das inländiſche Militär anvertraut iſt. In der That hat dieſe Republik nur den Namen einer ſolchen, denn der Deſpotismus der jetzigen Herrſcher laſtet ſchwer auf derſelben, daher auch die Einwohner die größte Abneigung gegen die Britten empfinden und ein Theil von ihnen in den neuen Griechiſchen Staat ausgewandert iſt, wodurch die Bevölkerung ſich ſehr vermindert hat. Die Osmaniſche Pforte, welche ſich weigerte, dieſen neuen Staat anzuerkennen, ließ ſich endlich

hierzu dadurch bewegen, daß ſie die innerhalb ihres Gebietes gelegenen vier vormals Venezianiſchen Städte erhielt.

Die Griechen bilden den bei Weitem größten Theil der Einwohner der Joniſchen Inſeln. Sie haben noch viele Züge mit den alten Griechen, von welchen ſie abſtammen, gemein; doch hat ihre Griechiſche Nationalität, unter der langen Venezianiſchen Herrſchaft, durch Vermiſchung mit dem Italieniſchen Charakter, einige Veränderung erlitten. Ihre Sprache iſt die Neugriechiſche, welche ſich von dem Altgriechiſchem noch nicht ſo ſehr entfernt hat, als andere lebende Sprachen von ihrer Mutterſprache, von der ſie abſtammen; ſie hat noch die nämliche Biegſamkeit und den nämlichen Wohlklang, als man bei der altgriechiſchen findet, und eine Menge Worte haben ſich in der urſprünglichen Bedeutung erhalten. Die aus fremden Sprachen aufgenommenen Worte ſind in der Regel nur ſolche, welche Gegenſtände des gemeinen Lebens, Speiſen, Getränke und andere Bedürfniſſe bezeichnen; alle andern ſind noch ſo Griechiſch wie zu den Zeiten der alten Griechen. Darum lernt auch der des Altgriechiſchen Kundige ſo leicht das Neugriechiſche verſtehen.

Die Griechen beiderlei Geſchlechts ſind im Allgemeinen groß, wohlgebaut und ſtark. Buckliche und Lahme ſind ſelten unter ihnen. Die Männer haben einen ungezwungenen, ſtolzen Gang, und ſind gewandt in körperlichen Uebungen. Die Griechinnen haben im Allgemeinen nicht eben ſehr regelmäßige Züge, aber eine ſehr weiße Haut, einen ſehr ſchönen Buſen, und einen majeſtätiſchen Anſtand, viel Geiſt, Sanftmuth, ein gefühlvolles Gemüth und eine unbegränzte Hingebung für den Mann. Dem Griechen fehlt es nicht an Genie. Seine Einbildungskraft iſt lebhaft und fruchtbar und ſeine Urtheilskraft richtig. Es bedürfte nur einer zweckmäßigen Leitung, um ſo viele glückliche Anlagen auszubilden. Die Venezianiſche Regierung aber ſuchte, die Griechen in der tiefſten Unwiſſenheit zu erhalten und ihre Anlagen zu erſticken. Unter der jetzigen Brittiſchen Oberherrſchaft hingegen iſt ſchon Vieles für die Verbeſſerung des Volks- und des gelehrten Unterrichts geſchehen; ja ſogar ſeit 1824 iſt auf einer dieſer Inſeln, in Corfu, eine Landesuniverſität geſtiftet worden. Der Grieche iſt kriegeriſch, aber ſucht weniger durch offenen Kampf, als durch Liſt ſeinen Feind zu beſiegen, geſprächig und wortreich, unternehmend, geiſtreich und thätig, wenn er ſeinen Vortheil ſieht; dabei aber auch ränkevoll und liſtig, abergläubiſch und unwiſſend, ſtolz, ſtreit- und rachſüchtig. Oft vermachen ſterbende Griechen ihren Haß den Kindern; dieſe leiſten die Zuſage, ihren Vater zu rächen, und halten nur zu treulich Wort, ſo daß es Erbhaß von mehreren Jahrhunderten her giebt. Oft nahmen ſonſt die Familie und die Freunde, ſogar ganze Dörfer, Theil an dieſen Privatzwiſten, und die Einwohner eines Dorfes kämpften mit der größten Erbitterung gegen die Be-

wohner eines andern. In dieſer Art von Bürgerkriegen begleiteten die Weiber die Männer zum Kampfe, und auf der Erde liegend, ladeten ſie die Gewehre ihrer Männer, während jene auf den Feind feuerten; doch haben ſeit der Oberherrſchaft der Britten dieſe Kämpfe ſehr abgenommen, und die zunehmende Aufklärung hat auch der Blutrache engere Schranken geſetzt.

Seit der Venezianiſchen Herrſchaft haben die Sitten der Griechen, beſonders in den Städten, vieles von den Italieniſchen angenommen und nur auf dem Lande in ihrer Nationalität ſich erhalten. Man bemerkt unter andern eine große Eiferſucht in Hinſicht ihrer Weiber, welche überhaupt als Sklavinnen behandelt werden. Es iſt etwas ſehr Gewöhnliches, den Griechiſchen Bauer bei Tiſche von ſeiner Frau bedient werden und ihr und den Kindern den Reſt der Speiſe überlaſſen zu ſehen. Die Weiber müſſen die härteſten Arbeiten verrichten. Wenn Fremde in ein Haus kommen, worin ſich Frauensperſonen befinden, ſo ziehen ſich dieſe ſogleich in ihr Gemach zurück, wenn jene nicht beſonders gute Bekannte ihres Vaters oder Gatten ſind. — Die Wohnörter ſind meiſtens ohne Plan und Ordnung zuſammengebaut; die Häuſer beſtehen, wegen der häufigen Erdbeben, größtentheils aus einem Stockwerke, und Glasfenſter findet man in den kleinen Städten und auf dem Lande gar nicht. Selbſt die Kirchen und andere öffentlichen Gebäude haben hier wenig Ausgezeichnetes. Die Fremden, die auf den Joniſchen Inſeln reiſen, können darauf rechnen, auf der Straße ſchlafen zu müſſen, wenn ſie nicht an dem Orte, wohin ſie kommen, Bekanntſchaft oder Empfehlungen an irgend einen Einwohner haben; denn es fehlt an Wirthshäuſern. — Was die Kleidung anbetrifft, ſo haben die Reichen und überhaupt die Griechen in den Städten die Italieniſche Kleidung angenommen, und die Griechiſche Nationalkleidung findet man mehr auf dem Lande, wo ſie beinahe auf allen Joniſchen Inſeln dieſelbe iſt. Der Landmann trägt ein kurzes, blaues oder braunes Kamiſol von Tuch oder ſeidenem Zeuge, welches Condoguni genannt wird, keinen Kragen hat, aber um den Hals mit breiten Schnürchen oder nach der Wohlhabenheit des Beſitzers mit Stickereien von Gold, Silber, Seide oder Wolle beſetzt iſt. Eben ſolche Zierathen hat es vorn und am Ende der langen, mit einem andersfarbigen Aufſchlage verſehenen Aermel. Unter dieſem Kamiſol tragen ſie einen Latz, Socardi genannt, der queer über die Bruſt und am Ende mit einer breiten Borte und großen Knöpfen verziert iſt. Die ſehr weiten Beinkleider ſind von blauem, baumwollenem Zeuge, das auf den Inſeln ſelbſt verfertigt wird. Um die Lenden tragen ſie einen breiten, rothen oder gelben Gürtel, Zonari genannt, von Seide oder Wolle, in welchem ſie gewöhnlich ein großes Meſſer haben, deſſen Griff von Ebenholz, die Scheide aber mit Silber oder Kupfer beſetzt iſt. Dieſe Art von Dolch heißt

Moro, weil die Spitze des Griffs gewöhnlich einen Negerkopf vorſtellt. Wenn ſie in den Kampf ziehen, ſo nehmen ſie dazu noch einen kleinen und ſpitzigen Dolch, Stilet genannt, mehrere Piſtolen und ein Gewehr. Ueberhaupt würde der ärmſte Bauer lieber die nothwendigſten Bedürfniſſe entbehren als ein Gewehr, einen Dolch und ein Paar Piſtolen. Auf dem Kopfe tragen ſie eine große Mütze von rother Wolle, die Scuſia, oder eine große rothe Kappe Fessi, die oben gegen die Mitte zu mit einem kleinen ſeidenen Buſche beſetzt iſt. Zum Schutze gegen Sonne oder Regen haben ſie außerdem auf dem Kopfe ein großes Stück feiner blauer Leinwand, deſſen Ränder vielfarbig und mit Franzen beſetzt ſind. Der Mantel iſt in der Regel ein kurzer Ueberrock mit einer Kappe und heißt Levantine. Am Kragen und an den Aermeln iſt er mit Borten oder Schnüren von Gold, Silber, Seide, Wolle oder auch mit verſchieden zugeſchnittenen Stücken von Scharlachtuch beſetzt. — Die Weiber tragen Kamiſöler von ſcharlachrothem oder blauem Tuche, Zileco genannt, meiſtens mit goldenen, ſilbernen, ſeidenen oder wollenen Borten beſetzt, darunter einen vorn offenen Latz (Socardi) von Tuch oder Seide, gleichfalls mit Borten oder großen Knöpfen beſetzt, und zum Schutze ihres Buſens eine Art von dreieckigem Bruſtſtück aus Pappe mit demſelben Zeuge überzogen, wie das Weſtchen oder die Patturina. Darüber ziehen ſie die Carpeta, eine Art Ueberrock, der bis auf die Fußknöchel herabfällt und mit Borten geziert iſt. Häufig tragen ſie dabei noch eine Schürze von feinem Cattun. Ihr Kopfputz iſt einfach, aber nett. Sie flechten ihre Haare mit einem feinen und ſehr breiten roſafarbenen Taftbande, und machen damit eine breite Guirlande um den Kopf, den ſie mit einem Shawl von Muſſelin von gelber Farbe, der am Rande mit ſehr feinen Spitzen beſetzt iſt, bedecken. In den Ohren und an den Fingern tragen ſie goldene oder ſilberne Ringe. Ihr Hals iſt mit Ketten oder mit ſtarken goldenen oder ſilbernen Schnüren geſchmückt.

Ein Hauptprodukt der Joniſchen Inſeln ſind die Korinthen oder ſogenannten kleinen Roſinen, kleine ſchwarze, runde Früchte von einer Spielart des Weinſtocks, die zuerſt in den Gegenden von Korinth gezogen wurden, woher auch ihr Name gekommen iſt, jetzt aber vorzüglich auf den drei Joniſchen Inſeln Zante, Cephalonia und Theaki oder Ithaka gezogen werden. Auch einige Gegenden des Feſtlandes von Griechenland, namentlich die Halbinſel Morea liefern Korinthen, wiewohl nicht in ſolcher Menge. Die von Zante ſind die beſten. Man rechnet, daß dieſe Inſel jährlich 7 bis 8 Millionen Pfund; Cephalonia gegen 6 Millionen (1823 nicht völlig 3½ Millionen) und Theaki eine halbe Million Pfund Korinthen gewinnt. Den Ertrag der Korinthen auf der Griechiſchen Halbinſel Morea gab man vor den Verheerungen durch die in den neueſten Zeiten daſelbſt geführten Kriege, auf 10

Millionen Pfund an. Mit dieſen Korinthen wird ein ſehr ſtarker Handel getrieben. Der Weinſtock, der dieſe Frucht liefert, iſt niedrig, wird etwa 3 bis 4 F. hoch, und hat dicke Stengel und Blätter, doch ſind die letztern kleiner als am gemeinen Weinſtock. Die langen, ſchönen Trauben ähneln den Johannisbeeren, nur daß die Beeren dichter ſitzen und keine Kerne haben. Die Rebe fängt im 7ten Jahre an reichlich zu tragen und dauert bei ſorgſamer Pflege gegen 100 Jahre. Wenn die Beeren noch nicht ganz reif ſind, haben ſie eine angenehme Säure, welche die zu große Süßigkeit mindert. Im Oktober gräbt man die Erde ſorgfältig um, düngt den Stock mit fettem Miſte und beſchneidet ihn im März. Zu Ende des Julius werden die Trauben geleſen und 14 Tage lang getrocknet, indem man ſie auf ſehr feſt geſchlagenen Tennen ausbreitet. Wenn es während dieſer Zeit regnet, ſo deckt man die Trauben ſorgfältig zu, da zu viel Regen ſie gänzlich verderben kann, daß ſie nicht einmal das Vieh frißt. Sobald ſie hinlänglich trokken ſind, beert man die Trauben ab, und füllt die Beeren in Säcke, welche man in die Magazine hinlegt. Jeder Bauer bringt ſeine Korinthen in irgend ein Magazin und erhält dafür einen vom Eigenthümer deſſelben unterſchriebenen und beſiegelten Zettel. Dieſe Zettel gelten im Handel wie Banknoten. Erſt kurz vor der Einſchiffung werden die Korinthen in Fäſſer gepackt. Jedes Magazin kann an 400,000 Pfund faſſen. Man verfertigt auch aus den Korinthen einen ſüßen, öligen Wein, der ſehr gut für den Magen iſt. Man läßt nämlich die Korinthen etliche Tage trocknen, preßt ſie, und miſcht den dicken Saft mit etwas Waſſer. Wenn er einige Zeit gelegen hat, wird er klar. Es giebt noch zwei Arten Korinthenweine, welche ſehr ſüßlich ſchmekken. Der eine heißt Generoide, und wird aus einer Traubenart bereitet, welche im erſten Jahre große Beeren, in dem folgenden aber eben ſo kleine, wie die übrigen Korinthen hat. Der andere heißt Muscato, weil er aus dem Muskateller gemacht wird.

Noch müſſen wir ein anderes merkwürdiges Naturprodukt der Joniſchen Inſeln bemerken, nämlich das Erdpech (Bergpech) oder Erdtheer (Bergtheer), welches auf der Inſel Zante gewonnen wird. Es gehört zu dem Mineralprodukt, welches man in der Naturgeſchichte Bergöl nennt, das man entweder ungemiſcht für ſich allein oder in fremden Körpern, welche es durchdrungen hat, antrifft. Jenes quillt gewöhnlich zugleich mit Waſſer aus den Klüften der Berge hervor, wovon es den Namen Bergöl hat. Oft entſtehen von dieſen Quellen Bäche und Seen, auf deren Oberfläche das Oel ſchwimmt. Wenn das Bergöl nicht durch das Waſſer in Flüſſigkeit erhalten wird, ſo nimmt es verſchiedene Grade der Zähigkeit und Härte an, und ſo entſteht Bergtheer und Bergpech, welche Arten zuſammen unter dem Namen Erdharze begriffen werden.

Die Erdpechquellen von Zante befinden ſich zu Cheri, in einem ſchmalen ſich gegen das Meer ausdehnenden, an der andern Seite von geringen Erhöhungen mit kalk- oder pechartiger Oberfläche begränzten, ſumpfigen Landſtriche. Die beiden Pechquellen ſind etwa 200 Schritte von einander entfernt, und bilden eine größere und eine kleinere Lache oder Teich, erſtere im Durchſchnitte ohngefähr 36 und letztere 24 F. groß, in denen man immerfort das flüſſige Erdpech ſieden und wallen ſieht. Es hat einen ſtarken Geruch und auf ſeiner Oberfläche ſteht ein hellbraunes Waſſer etwa einen Fuß hoch. Dieſe Waſſerfläche ſcheint, ungeachtet der ſiedenden Bewegung des Erdpechs, ruhig zu ſtehen. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Waſſerdecke über dem ſiedenden Erdpech, auch bei der größten Hitze ganz friſch iſt. Das Kochen des Erdpechs iſt übrigens im Sommer ſtärker, als in den andern Jahreszeiten; am heftigſten ſoll es aber während der Erdbeben ſeyn. Wenn man in der Gegend, wo ſich dieſe Pechquellen befinden, mit dem Fuße gegen die Erde ſtampft, ſo fühlt man ſie rund umher eine Zeitlang zittern, und die weite Höhlung ſchallt aus der Tiefe herauf. Oft hört man auch an dieſen Quellen ein ſtarkes unterirdiſches Toſen und Gebrüll, und dies dauert bisweilen Tage lang fort. Man darf vielleicht annehmen, daß faſt dieſe ganze Ebene hohl iſt, und daß dieſe Quelle ſich einſt zu einem See ausbreitete, den rund herum Berge umgaben. Dieſer See mag in der Folge durch die bei den Erdbeben einſtürzenden Berge ausgefüllt und zu ſeiner jetzigen Geſtalt gebracht worden ſeyn. Man hat bei allen, auch in den neueſten Zeiten von den Engländern angeſtellten Verſuchen nie den Grund dieſer Quellen finden können, und alles was man hineinwirft und auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen kann, zeigt ſich immer wieder auf dem freien Meere. Durch ſolche unterirdiſchen Kanäle ſcheinen die Erdpechquellen ſelbſt während des Sommers einen Theil des Ueberfluſſes in das Meer abzuleiten, und die ſchwarze pechartige Materie ſchwimmt auf der Oberfläche deſſelben in großen Streifen umher. Dieſe Kanäle müſſen indeſſen nicht ſehr tief liegen, da man in den Quellen auf 6 Fuß Tiefe unter dem Erdpech wieder Waſſer antrifft. Das Waſſer der größern Lache iſt ſehr ſalzig und behält einen ſtarken Theergeruch. Das Waſſer der kleinen Lache iſt aber ſüß und hat wenig Geruch; auch iſt es für die Bewohner der umliegenden Gegend ein wirkſames Mittel in den Fiebern, und fremde Schiffer haben ſich deſſen ſchon oft mit dem beſten Erfolge bei gefährlichen Seekrankheiten bedient. Gegen den Monat April füllen ſich die Quellen ſo mit Erdpech, daß ſie bisweilen überlaufen. In dieſer Zeit geſchieht auch die Sammlung deſſelben. Das Erdpech wird mit Eimern aus der Lache herauf gezogen, und in der Nähe der Quellen in dazu beſtimmte Gruben geſammelt; dieſe Gruben ſind mit einer Rinne verſehen, damit das oben ſtehende Waſſer ins Meer

ablaufen kann. Dann wird das Erdpech in Fäſſer oder Schläuche gebracht und als Theer verkauft. Man gewinnt jährlich an 100 Tonnen zu 130 Pfund. Jedoch wird es bloß zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Es iſt ein auffallendes Beiſpiel der Unwandelbarkeit der Natur, daß dieſe Pechquellen bis jetzt faſt 2400 Jahre lang ganz in demſelben Zuſtande geblieben ſind, worin ſie nach Herodots *) Beſchreibung waren.

Uebrigens wird das Erdpech auch in manchen andern Ländern gefunden. So findet es ſich z. B. in großer Menge auf der Weſtindiſchen Inſel Barbadoes, wo es von der Oberfläche der Gewäſſer abgeſchöpft wird, die mit demſelben bedeckt ſind. Auch ſelbſt in Deutſchland z. B. im Königreich Hannover giebt es bei den Lüneburgiſchen Dörfern Wietze, Edemiſſen und Hänigſen Erdtheerquellen, wo man das Erdöl abſchöpft.

Das Kaiſerthum Oeſterreich.

Der Oeſterreichiſche Staat hat ſeinen Namen von einem ſeiner Länder, dem jetzigen Erzherzogthum Oeſterreich, welches gleichſam der Mittelpunkt iſt, um den ſich ein Verein von Königreichen, Herzogthümern, Fürſtenthümern und Grafſchaften bildete, der ſich in unſern Tagen zu einem Kaiſerthum erhob. Der bei Weitem größere weſtliche Theil dieſer Landſchaft, vom Inn bis zum Kahlenberg, gehörte zur Zeit der Römer zu Noricum, und der kleinere öſtliche bis zum Fluſſe Raab zu Pannonia. Die Römer behaupteten ſich im Beſitze dieſes Landes, bis mit dem Verfalle des abendländiſchen Theiles ihres großen Reichs und bei der allgemeinen Völkerwanderung im 5. und 6. Jahrhunderte Hunnen, Heruler, Oſtgothen, Longobarden hier eindrangen. Unter der Herrſchaft dieſer Barbaren ging das Chriſtenthum und damit alle Kultur zu Grunde, welche das Land unter Römiſcher Herrſchaft erhalten hatte. Zu Ende des 8. Jahrhunderts vereinigte Karl der Große das Land, wovon damals den weſtlichen Theil (Oberöſterreich) die Baiern und den öſtlichen (Niederöſterreich) die Avaren inne hatten, mit ſeinem Reiche, nannte es die öſtliche Mark des Reichs, woher der bis jetzt gebliebene Namen Oeſterreich ſtammt, und ließ es von Grafen (Markgrafen) verwalten, worunter Leopold der Erlauchte, ein Graf von Babenberg (Bamberg) 984 die markgräfliche Würde zuerſt erblich erhielt. Seine Nachkommen regierten dritthalbhundert Jahre über Oeſterreich, vergrößerten daſſelbe mit Oberöſterreich, welche beiden Länder (Nieder- und Oberöſter-

*) Herodot war ein berühmter griechiſcher Geſchichtsſchreiber, der ſchon im 5. Jahrhunderte vor Chriſti Geburt lebte.

reich) in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu einem Herzogthum erhoben wurden. Auch brachten ſie Steyermark und Krain zu ihren Oeſterreichiſchen Stammländern. Mit Herzog Friedrich dem Streitbaren erloſch 1246 die Dynaſtie der Babenberger, und Oeſterreich kam nun, nach einigen Zeiten der Unruhe und Verwirrung, an Ottokar II., König von Böhmen, der auch Steyermark, Kärnthen und Krain ſeinem Reiche zufügte. Um dieſe Zeit (im Jahre 1273) war Rudolph von Habsburg (Bd. I. S. 346) von den Deutſchen Fürſten zum Kaiſer erwählt worden. Nur Ottokar hatte dieſer Wahl nicht beigeſtimmt, erklärte ſie für ungültig, behandelte den Kaiſer als bloßen Grafen von Habsburg und weigerte ſich ihm zu gehorchen. Dieſes zog ihm die Reichsacht und den Verluſt der Oeſterreichiſchen Lande zu, die er 1276 abtreten mußte, und als er zwei Jahre darnach zu ihrer Wiedereroberung die Waffen ergriff, blieb er in der auf dem Marchfelde gelieferten Schlacht.

Rudolph belehnte nun (1282) mit Oeſterreich, Steyermark und Krain, als eröffneten Lehen, ſeine Söhne Albrecht und Rudolph; mit Kärnthen aber vier Jahre ſpäter Mainhard, Grafen von Tyrol, doch mit Vorbehalt des Rückfalls an ſein Haus. So ward Rudolph der Stammvater und Machtbegründer des jetzt noch blühenden Oeſterreichiſchen Hauſes, das dem deutſchen Reiche 16 und Spanien 6 Regenten gab, und zu einer ſolchen Macht gelangte, daß es einigemal das Gleichgewicht von Europa erſchütterte. Die Nachkommen Rudolphs nämlich bauten auf dem von ihm gelegten Grunde fort und erweiterten ihre urſprünglichen Stammländer nach und nach mit neuen Beſitzungen. So brachten ſie im 14. Jahrhunderte Kärnthen, das ſogenannte Schwäbiſche Oeſterreich, Trieſt mit ſeinem Gebiete und Tyrol dazu. Zu Ende eben deſſelben Jahrhunderts theilen ſie ſich in drei Linien, die Oeſterreichiſche, Steyermärkiſche und Tyroler, die ſich aber 100 Jahre ſpäter (1493) wieder zu einem Stamme vereinigten. Im 15. Jahrhunderte verloren ſie zwar die Schweizeriſchen Stammgüter ihres Ahnherrn, erhielten aber die erzherzogliche Würde. Gegen Ende deſſelben Jahrhunderts (1482) erheirathete der Erzherzog und nachmaliger Deutſcher Kaiſer Maximilian I. die Niederlande, erbte die Grafſchaften Görz und Gradiska und hinterließ bei ſeinem Tode (1519) ſeine Länder ſeinem Enkel Karl V., bereits Beherrſcher Spaniens, beider Sicilien, Sardiniens und unermeßlicher Länder in Amerika, und zugleich Deutſcher Kaiſer. Allein ſchon 1522 übergab Karl ſeine Deutſchen Staaten ſeinem Bruder Ferdinand I., welcher der Stifter der Deutſchen Linie (ſo wie Karls Sohn Philipp II. der Spaniſchen Linie) von Oeſterreich ward.

Ferdinand I., ſpäter auch zum Deutſchen Kaiſer erwählt, welche Würde bis auf Karl VI., letzten, 1740 geſtorbenen, männ-

lichen Sprößling der Deutſchen Oeſterreichiſchen Linie ununterbrochen bei dem Oeſterreichiſchen Hauſe blieb, erwarb theils durch Heirath, theils durch Wahl, die drei Königreiche Ungarn, Kroatien und Böhmen, dann Mähren, Schleſien, Glatz und die Lauſitz, jedoch hatten die Türken den größern und beſſern ſüdöſtlichen Theil von Ungarn und Kroatien damals inne, bis erſt 1699 der Carlowitzer Frieden ſie zwang, ganz Ungarn (mit Ausnahme des Banates) und Kroatien nebſt Siebenbürgen und Slavonien dem Hauſe Oeſterreich zu überlaſſen, nachdem 12 Jahre vorher die Ungarn ihre Krone erblich für Oeſterreich erklärt hatten.

Der 30jährige Krieg, in welchem Oeſterreich bald auf der höchſten Stufe der Macht ſich befand, bald am Rande des Unterganges ſchwebte, koſtete ihm jedoch zuletzt nur die Lauſitz, welche 1635 Kurſachſen erhielt, und den Elſaß, ein bisheriges unmittelbares deutſches Reichsland, welches vermöge des Weſtphäliſchen Friedens 1648 Frankreich überlaſſen wurde.

Unter der Regierung Leopolds I. ward das Oeſterreichiſche Haus, als 1700 die Spaniſch-Oeſterreichiſche Linie verloſchen war, mit Frankreich in den Spaniſchen Erbfolgekrieg verwickelt, und erhielt von der Spaniſchen Erbſchaft, nach dem Utrechter Friedensſchluſſe im J. 1713, die Niederlande, Mailand (Mantua war ſchon 1708 an Oeſterreich gefallen), Neapel und Sardinien. Leopolds Sohn, Joſeph I. regierte nur kurze Zeit, und ſtarb ſchon 1711 ohne männliche Erben, daher die Regierung auf den zweiten Sohn Leopolds, auf Karl VI. überging. Jetzt war der Oeſterreichiſche Staat zum wichtigſten in Europa geworden und begriff, außer Oeſterreich nebſt Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz, Gradiska, Trieſt, Tyrol nebſt Vorarlberg und dem ſogenannten Vorderöſterreich, nach Ungarn nebſt Siebenbürgen, Slavonien, Syrmien und Kroatien, Böhmen nebſt Mähren, Schleſien und Glatz, die ehemals Spaniſchen Niederlande und in Italien Neapel, Sardinien, Mailand und Mantua, wozu 1718 der Paſſarowitzer Frieden das Banat und einen Theil von Serbien und der Wallachei fügte. Sardinien trat er zwar 1720 an Savoyen ab, erhielt aber dafür Sicilien. Doch von dieſen weitläuftigen Beſitzungen verlor er durch unglückliche Kriege, die er gegen Ende ſeiner Regierung theils mit Frankreich und Spanien, theils mit den Türken führte, auf der einen Seite Neapel und Sicilien nebſt einem Stück von Mailand, und auf der andern Seite die von Serbien und der Wallachei beſeſſenen Antheile, wogegen der Erwerb der Herzogthümer Parma und Piacenza im J. 1735 kein Erſatz war. Mit dieſem Fürſten erloſch 1740 der Habsburger Oeſterreichiſche Mannsſtamm. Durch die ſogenannte pragmatiſche Sanktion, worin die Vererbung ſeiner Staaten an ſeine weibliche Nachkommenſchaft beſtimmt war, und zu deren Anerkennung von Seiten der Europäiſchen Staaten er ſich viele Mühe gegeben und große Opfer gebracht

hatte, hoffte er, nach ſeinem Tode ſeiner Tochter, der berühmten Maria Thereſia, die an Franz (Herzog von Lothringen und nachmaligen Großherzog von Toscana, indem er für die Abtretung Lothringens Toscana erhalten hatte) vermählt war, den unangefochtenen Beſitz der Oeſterreichiſchen Monarchie geſichert zu haben. Allein Baiern, von Frankreich mächtig unterſtützt, Preußen, Spanien, Sardinien und Sachſen traten mit Anſprüchen auf die Länder der Oeſterr. Monarchie auf, und es begann der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg, wobei der Untergang Maria Thereſias unvermeidlich ſchien. Allein muthig widerſtand ſie ſo vielen Feinden, indem ſie ſowohl vorzüglich von den für ſie begeiſterten Ungarn und von ihren andern Unterthanen, ſo wie von England auf das thätigſte unterſtützt wurde; als auch auf der andern Seite Zwietracht ihre Feinde theilte, ſo daß ſie aus dieſer großen Gefahr, nur mit dem Verluſte des größten Theils von Schleſien nebſt Glatz, eines Stükkes von Mailand und der Herzogthümer Parma und Piacenza hervorging. Dagegen erwarb dieſe große Frau, welche mit ihrem Gemahl Franz I., der 1745 auch Deutſcher Kaiſer wurde, die Lotharingiſch = Oeſterreichiſche, noch blühende Linie ſtiftete, außer einigen kleinen Deutſchen Ländchen, 1772 bei der erſten Theilung Polens Oſtgalizien, 1777 von den Türken die Bukowina und 1779 von Baiern das Innviertel. Allein ihren Zweck, wieder zum Beſitz von Preußiſch Schleſien zu gelangen, vereitelte der tapfere Widerſtand des Königs Friedrich II. im ſiebenjährigen Kriege von 1756 bis 1763.

Nach ihrem Tode 1780 folgte ihr Sohn Joſeph II., einer der größten und talentvollſten Fürſten in der Reihe der Oeſterreichiſchen Regenten, deſſen kühne, von ſeinem frei denkenden Geiſte entworfenen Regierungsverbeſſerungen und Einrichtungen leider von ſeinen dafür noch nicht gehörig vorbereiteten Unterthanen verkannt und vereitelt wurden. Bei ſeinem Tode 1790 hinterließ er den Umfang ſeiner Staaten unbedeutend verändert. Sein Bruder und Nachfolger Leopold II., bisheriger Großherzog von Toscana, ſtarb ſchon 1792, und hatte ſeinen Sohn Franz II. zum Nachfolger, welcher 1804 ſeine Deutſche Kaiſerwürde niederlegte, ſeine Staaten zum Erbkaiſerthume erhob, und als nunmehriger Kaiſer von Oeſterreich Franz I. genannt wurde. Unter ſeiner Regierung erlitt der Länderbeſtand große Veränderungen, vornehmlich durch die unglücklichen Kriege mit Frankreich; denn durch den Frieden von Campo Formio 1797 mußte Oeſterreich die Niederlande, Mailand, Mantua und den Breisgau abtreten, wofür es die faſt ganze vormalige Republik Venedig erhielt; früher (1795) hatte es auch bei der dritten Theilung Polens Weſtgalizien bekommen. Durch den darauf folgenden Lüneviller Frieden 1801 verlor es Toscana; und ſeine Italieniſchen Beſitzungen wurden bis auf die Etſch als Gränzfluß zurückgezogen. Noch unglücklicher war für

Oeſterreich der dritte Kampf gegen Frankreich, dem der Preßburger Frieden 1805 folgte, wodurch es nicht allein ſeine Italieniſchen Beſitzungen nebſt Iſtrien und Dalmatien, ſondern auch das alte treue Tyrol mit Vorarlberg und das ſogenannte Vorderöſterreich verlor und bloß Salzburg und Berchtesgaden als Entſchädigung erhielt. Noch verderblicher war der, nach einem vierten gegen Frankreich geführten Kriege, im J. 1809 abgeſchloſſene Wiener Frieden, welcher dem Oeſterreichiſchen Staate Salzburg nebſt Berchtesgaden, das Innviertel, einen kleinen Theil von Oberöſterreich, ganz Krain, Görz, Friaul, Trieſt, einen Theil von Kärnthen und Kroatien, ganz Weſtgalizien und einen Theil von Oſtgalizien nahm, und ihn in eine völlige politiſche Schwäche verſetzte, die durch die Zerrüttung ſeiner Finanzen und ſeines Kredits noch vermehrt wurde. Allein der Sturz Napoleons und die Vernichtung der bisherigen Franzöſiſchen Kontinentalherrſchaft, wozu Oeſterreich mitwirkte, indem es ſeine Heere mit den Heeren Preußens, Rußlands und der andern gegen Napoleon kämpfenden Mächte 1813 vereinigte, führten die Pariſer Frieden 1814 und 1815 herbei, wodurch ſo wie durch den Wiener Kongreß Oeſterreich alle ſeine verlornen Länder, bis auf Weſtgalizien und Berchtesgaden, kleine Theile von Oſtgalizien und Salzburg wieder erhielt. Jetzt ſteht es als einer der erſten und mächtigſten Staaten Europas da, und ſeine Länder bilden ein wohl abgerundetes, zuſammenhängendes und geſchloſſenes Ganzes. In Deutſchen Bunde hat es die erſte Stelle und den Vorſitz, und Italien, wo es außer ſeinen bedeutenden Beſitzungen, auch noch die Feſtungen Ferrara und Commacchio im Kirchenſtaate beſetzt halten darf, und wo die Prinzen ſeines Hauſes mit Toscana, Modena und Parma reichlich ausgeſtattet ſind, ſteht faſt ganz unter ſeinem Einfluſſe und Schutze. Seit dem 1835 erfolgten Tode Franz **II.** iſt ſein Sohn Ferdinand **I.** Beherrſcher des Oeſterreichiſchen Kaiſerthums.

Die Donau iſt nicht allein der größte Strom des Oeſterreichiſchen Staates, ſondern auch Europas, denn die Wolga hat zwar einen längern Lauf und ein weit größeres Stromgebiet*), gehört aber nur mit ihrem obern Laufe Europa, hingegen mit ihrem untern Aſien an. Die Donau nimmt ihren Urſprung im Großherzogthum Baden, indem ſie bei Donaueſchingen durch die Vereinigung der auf dem Schwarzwalde entſpringenden Flüſſe Brege und Brigach entſteht, womit ſich der Ausfluß der innerhalb des Schloßhofes zu Donaueſchingen befindlichen Quelle vereinigt. Früher gab man dieſem unbedeutenden Schloßbrunnen die unverdiente

---

*) Der Lauf der Donau iſt 380, der der Wolga 430 Meilen lang; das Stromgebiet der erſtern 14,400 und das der letztern 30,100 Q. M. groß.

Ehre, die Quelle der Donau zuſ eyn, was wohl daher kam, weil der Name Donau zuerſt dieſen bei Donaueſchingen ſich vereinigenden Gewäſſern gegeben wird. Von den beiden Hauptquellenflüſſen der Donau hat die Brigach den längſten Lauf, die Brege aber die höchſte Lage. Aus Baden, wo die noch kleine Donau den Seekreis durchfließt, geht ſie nach Würtemberg und Hohenzollern über. In Würtemberg durchſchneidet ſie den Donaukreis und läuft am ſüdlichen Fuße der Alp in einer nordöſtlichen Richtung. Oberhalb Ulm empfängt ſie den erſten beträchtlichen Nebenfluß, die Iller, verläßt unterhalb Ulm auch mit ihrem linken Ufer Würtemberg, und gelangt hierauf in das Königreich Baiern, nachdem ſie bei Ulm ſchiffbar geworden iſt. In Baiern, das ſie 57½ Meilen lang durchfließt, bewäſſert ſie den Oberdonaukreis, wo ihr der bedeutende Lech zuſtrömt, den ſüdlichſten Saum des Rezatkreiſes, den Regenkreis, wo ſie durch die Altmühl, die Nab und bei Regensburg durch den Regen verſtärkt wird, und endlich den Unterdonaukreis, wo ihr die anſehnliche Iſar und bei Paſſau, an der Oeſterreichiſchen Gränze der mächtige Inn, welcher bei ſeiner Mündung in die Donau dieſelbe an Breite und Tiefe übertrifft, zufallen. Sie fließt in Baiern bis Regensburg am ſüdl. Fuße der Alp und des fränkiſchen Jura, gleichfalls wie in Würtemberg in einer nordöſtlichen Richtung. Bei Regensburg drängt ſie der Böhmerwald ſüdöſtlich bis Paſſau, wo ſie in das Kaiſerthum Oeſterreich eintritt, welches ſie mit den Krümmungen auf einer Strecke von 180 Meilen und zwar Ober- und Niederöſterreich, Ungarn, Civil- und Militairſlavonien und die Banatiſche Militairgränze durchläuft. In Oberöſterreich fallen ihr als bedeutendſte Nebenflüſſe die Traun und die Enns und an der Gränze Niederöſterreichs und Ungarns die March zu. In den Ungariſchen Ländern erhält ſie ihre wichtigſten Zuflüſſe, nämlich außer den minder bedeutenden Flüſſen Leitha, Raab (bei der gleichnamigen Stadt), Waag (bei Komorn), Gran und Sarviz, vorzüglich die Drau, die Theiß, der mächtigſte Nebenfluß der Donau und der eigentliche Hauptfluß Ungarns und die Sau (bei Semlin, Belgard gegenüber). Ihr letzter anſehnlicher Nebenfluß auf Ungariſchem Gebiete iſt die Temes. Von Paſſau bis oberhalb Wien ſtrömt die Donau zwiſchen dem Böhmerwalde und den nördlichen Abfällen der Noriſchen Alpen in einer öſtlichen Richtung fort. Dort tritt ſie, mehr verengt durch den Wienerwald und die Mähriſchen Karpathen, viele Inſeln bildend, in die kleinere Ungariſche Ebene, macht die große Inſel Schütt und behält die öſtliche Richtung noch zwiſchen den Ungariſchen Karpathen und dem Bakonyer Waldgebirge, über Gran bis Waizen. Hier aber wendet ſie ſich plötzlich gegen S. in die große Ungariſche Ebene, geht zwiſchen Ofen und Peſth hindurch, dann vielfach getheilt zur Aufnahme der Drau, von wo ſie wieder eine ſüdöſtliche Richtung nimmt

und bis zu ihrem Austritte aus der Oeſterr. Monarchie von den Gebirgen des Banates und Serbiens eingeſchloſſen wird, beſonders bei Moldava, wo an beiden Ufern ſich erhebende Felſen ſie bis zu einer Breite von 480 F. einengen. Endlich bei Orſava, nachdem ſie die Czerna aufgenommen und von Belgrad bis dahin den Oeſterreichiſchen Staat von dem Osmaniſchen geſchieden hat verläßt ſie das Kaiſerthum Oeſterreich, durchfließt den Osmaniſchen Staat (Serbien, Bulgarien und die Wallachai), und erhält darin als letzte Hauptnebenflüſſe die Aluta, den Sereth und den Pruth, jetzt Gränzfluß zwiſchen dem Osmaniſchen und Ruſſiſchen Reiche. Indem ſie hier auf der Nordſeite die Höhen der Siebenbürgiſchen Karpathen und auf der Südſeite die Abfälle des Hämus oder Balkan hat, bildet ſie, über Widdin, Nikopoli und Siliſtria und durch das Küſtenland des ſchwarzen Meeres, mit unzähligen Inſeln bedeckt, fließend, einen großen gegen Süden ausgehenden Bogen, bis nach Aufnahme des Sereth. Von der Einmündung deſſelben erhält ſie wieder eine öſtliche Richtung, macht von der Aufnahme des Pruth an die Gränze gegen Rußland, und bildet bei ihrer Mündung in das ſchwarze Meer ein ſumpfiges Delta mit 5 Hauptmündungsarmen und vielen Strandſeen. Der nördlichſte Arm heißt Kili, dann folgt der Arm Suline, welche für die vornehmſten gehalten werden; ein ſüdlicherer iſt der von St. George, welcher jetzt, nach dem Frieden von Adrianopel 1829, die Gränze gegen die Türkei macht, ſo daß das rechte Ufer im Beſitze der Türken iſt, doch darf daſſelbe bis zu einer Entfernung von 2 Stunden vom Fluſſe nicht bewohnt werden. Alle zwiſchen den Armen Kili und St. George gelegenen Inſeln ſind Ruſſiſch. — Die Länge des ganzen Stromlaufs der Donau wird auf 380 Meilen angegeben. Die Breite iſt natürlich ſehr verſchieden. Bei Ulm iſt die Donau 200 F. breit und 10 bis 12 F. tief. Bei Neuburg hat ſie eine Breite von 240, bei Ingolſtadt von 500, bei Regensburg von 600, bei Straubing von 400, bei Paſſau von 750, bei Linz von 500, bei Preßburg von 750, bei Ofen von 2000, bei Belgrad von 2540, bei Galacz von 2100 Fuß. Die Tiefe iſt in Baiern im Durchſchnitt 10 F., im Oeſterreichiſchen Staate von 8 bis 42 F. Bei Donaueſchingen liegt die Donau 2124, bei Tuttlingen 2000, bei Siegmaringen 1779, bei Ulm 1456, bei Donauwerth 1233, bei Ingolſtadt 1100, bei Paſſau 798, bei Wien 470, an der Mündung der March 410, an der Mündung der Raab 341½, bei Komorn 328 und bei Ofen 300½ Pariſer F. über der Meeresfläche. Unter ihren zahlreichen Nebenflüſſen ſind folgende ſechs die beträchtlichſten: der Inn in Deutſchland; die Drau, Sau und Theiß in Ungarn, die Aluta und der Pruth in der Türkei. Die Donau, die ſchon bei Ulm ſchiffbar zu werden anfängt, wird ſtark befahren. Doch iſt die Stromhinabfahrt (Naufahrt) weit ſtärker als die langſa-

mere Stromaufwärtsfahrt (Gegentrieb in der Sprache der Donauſchiffer), wobei die Schiffe von Pferden gezogen werden müſſen. Die Schiffe, mit welchen man von Ulm bis Wien fährt, ſind alle mit flachem Boden, ohne allen Kiel, und von leichtem Holze gebaut; haben Ruder, aber keine Segel, und tragen 1500 bis 3000 und in Ungarn wohl 8000 bis 9000 Ctr. Uebrigens iſt bis jetzt die Donauſchifffahrt mit vielen Hinderniſſen und Schwierigkeiten verbunden. Hierzu tragen bei das ſtarke Gefälle des Stromes, welches derſelbe bis Wien und Preßburg hat; die vielen in dem Flußbette befindlichen Inſeln und Sandbänke; die häufigen und ſtarken Krümmungen; die große Veränderlichkeit des Bettes; und die öftere ſtarke Zertheilung des Stroms in viele Arme, wodurch nicht ſelten bei niedrigem Waſſerſtande keiner dieſer Arme Waſſer genug hat, daß ein Schiff darauf fahren kann, welches tiefer als 2 F. geht. Doch iſt jetzt die Beſchiffung mit keiner Gefahr mehr verknüpft, ſelbſt nicht an dem ſo verrufenen Strudel und Wirbel unterhalb der Stadt Grein in Oberöſterreich, wo gegenwärtig die Haupthinderniſſe durch Felſenſprengung ſo beſeitigt ſind daß bei hinreichendem Waſſer und guten Schiffern nichts zu beſorgen iſt. Der Strudel oder Strum iſt der nördliche Arm der Donau bei dem Dorfe Strum oder Strudel, der durch die felſige Wörthinſel von dem ſüdlichen Arme, dem ſo genannten Hößgange geſchieden wird, und voller Felſen iſt, über welche der Strom mit heftiger Gewalt ſtürzt; der Wirbel, welcher weiter abwärts ſich befindet, beſteht in einer Kreisbewegung des Waſſers, bewirkt durch den Felſen, der Hausſtein genannt, der eine kleine Inſel bildet und ſich dem Strome entgegenſtellt, welcher aus dem Hößgange und dem Strudel mit Pfeilesſchnelle herabſtürzt. In 4 Minuten iſt man über den Strudel und in 2 Minuten über den Wirbel hinweg. Indeß geben die zerſtreuten, ihre ſchwarzen Zacken aus den Wellen emporſtreckenden Felſen, das Toſen und Rauſchen des von ihnen zurückprallenden Waſſers, die Kapelle mit dem einſamen Kreuze auf einer der Klippenſpitzen, die halbverwitterten, ſeit langer Zeit dem Zahn der Zeit trotzenden Reſte eines Wartthurms und des Stromes ungeſtümer Lauf, dem Strudel und Wirbel einen Anſtrich des Schauerlichen. Gefahrvoller iſt der Strudel von Tachtali, welcher unterhalb des in Serbien gelegenen Dorfes Dobra ſich befindet, wo Klippen quer durch den Strom ſetzen; und gleich unter dieſem ſtößt man auf die merkwürdige Felſenenge, welche unter dem Namen des eiſernen Thores oder Demirkapi bekannt iſt, wo der Strom mit heftiger Gewalt durch die Enge hindurch ſchießt. Doch für kleine Fahrzeuge mit geſchickten Schiffern iſt die Gefahr auch hier ſo groß nicht. Gegenwärtig findet regelmäßige Dampfſchifffahrt auf der Donau Statt, indem die Dampfſchiffe der Baieriſch-Würtembergiſchen und der Oeſterreichiſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft die-

ſen Fluß von Ulm bis Wien befahren, und von Wien läßt die letztere Geſellſchaft Dampfſchiffe bis zur Mündung der Donau und von da bis Conſtantinopel gehen, wohin man von Wien aus im Sommer binnen 12 Tagen gelangt. Von Conſtantinopel aus gehen dann gleichfalls im Dienſte dieſer Geſellſchaft Dampfſchiffe nach Smyrna und Trapezunt in der Aſiatiſchen Türkei. Es iſt dies ein Unternehmen, welches große Handelsvortheile gewährt und noch größere gewähren wird, wenn der Plan, den ſchon Karl der Große gefaßt hatte, und an deſſen Ausführung man jetzt ſtark arbeitet, nämlich die Donau mit dem Rhein in ſchiffbare Verbindung zu ſetzen, zu Stande kommt. Welchen hohen Rang im Handel kann ſich dann Deutſchland verſprechen, wenn es der Mittelpunkt einer Handels- und Schifffahrtslinie zwiſchen dem Atlantiſchen Meere auf der einen Seite und dem Schwarzen und Griechiſchen Meere auf der andern Seite werden würde! Die Donau wird von Luſtreiſenden bei Weitem nicht ſo ſtark beſucht als der Rhein, der freilich in Hinſicht der Herrlichkeit, Schönheit und Fruchtbarkeit ſeiner Ufergegenden, und in Hinſicht der Bequemlichkeit der Fahrt Vorzüge hat: doch iſt nicht zu läugnen, daß auch die Donau auf einem großen Theile ihres Laufes auf Deutſchem Boden viele Naturſchönheiten und romantiſche Partien darbietet; aber ſo angenehm auch die Donaufahrt einem Reiſenden von Regensburg oder Paſſau bis Wien, durch die ſtete Abwechſelung der die beiden Ufer begleitenden Gegenden und Gegenſtände iſt, ſo ermüdend wird ſie von Wien bis Peſth oder weiter hinab in Slavonien, da ſich hier der immer breiter werdende Strom, wenige Punkte ausgenommen, langſam, zwiſchen niedrigen, oft ſumpfigen Ufern und mehr oder weniger fruchtbaren Ebenen fortwälzt. Im Banate, Serbien und in der kleinen Wallachei, wo die Gebirge wieder nahe an die Donau rücken, zeigen ſich wieder reizende und romantiſche Anſichten; hingegen in der großen Wallachei und in dem niedrigen, ſumpfigen Küſtenlande des ſchwarzen Meeres fließt die Donau ebenſo wie in Ungarn, durch unabſehbare Ebenen und ſumpfige Niederungen. — Die merkwürdigſten und bedeutendſten, an der Donau gelegenen Städte ſind: 1) in Baden: Donaueſchingen; 2) in Würtemberg: Tuttlingen und Ulm; 3) in Baiern: Dillingen, Neuburg, Ingolſtadt, Regensburg, Straubing und Paſſau; 4) in Oeſterreich: Linz, Krems, Kloſterneuburg, Wien, Preßburg, Raab, Komorn, Gran, Waizen, Ofen, Peſth, Neuſatz, Peterwardein, Carlowitz, Semlin und Pancſova; 5) in der Türkei: Belgrad, Semendria, Widdin, Nikopoli, Siſtowa, Ruſchtſchuk, Giurgewo, Siliſtria, Braila und Galacz; und 6) in Rußland: Ismail und Kili oder Kilia.

Der Neuſiedlerſee, in der Nähe der Gränze Niederöſterreichs gehört zu den Ungariſchen Komitaten Oedenburg und

Wieſelburg, iſt von N. gegen S. 5 Meilen lang und 1 bis 2 M. breit, und hat einen Umfang von 13 M., einen Flächeninhalt von 5½ QM. und eine Tiefe von 9 bis 13 F. Seine Weſtſeite begränzen Reben- und Waldhügel und Fluren; ſeine Oſtſeite hingegen verflächt ſich in ſchilfreiche Moräſte. Das Fallen und Steigen ſeines Waſſers iſt ſo auffallend, daß es oft um mehr als 1000 Schritte über ſeine Ufer hinaustritt oder von denſelben zurückweicht. Das Waſſer iſt ſalzig, ſchmeckt unangenehm und erregt Ekel und Erbrechen. Das Vieh hingegen ſäuft es gern und ohne Schaden und bleibt von der Viehſeuche verſchont, wenn dieſelbe auch in der ganzen Umgegend wüthet. Aeußerlich als Bad gebraucht, iſt das Waſſer auch Menſchen, die an verſchiedenen Krankheitsübeln leiden, ſehr heilſam und ſtärkend. Das in dem Waſſer enthaltene Salz beſteht größtentheils aus Glauberſalz, außerdem aus Soda und etwas Küchenſalz, und man findet an den Ufern, wenn die Fluthen etwas zurücktreten, häufig Natron oder mineraliſches Laugenſalz. Der See ernährt in ſeinen Gewäſſern zahlreiche Fiſche und in ſeinem großen Rohrgebüſche eine erſtaunliche Menge von wildem Geflügel. Nur durch einen 10,400 Schritte langen Damm, den der Fürſt Eſterhazy hat erbauen laſſen, iſt von dem Neuſiedlerſee der Hanſág getrennt, der ſich dem See auf der Südoſtſeite bei dem Orte Eſterhaz anſchließt und ſich weit ins Raaber Komitat erſtreckt, noch als ein Theil und Fortſetzung deſſelben angeſehen werden muß, und ihm am Umfange gleich kommt oder faſt übertrifft, indem man ſeinen Flächenraum auf 6 QM. angiebt. Dieſer Hanſág iſt ein ſchwimmender Raſen, eine kaum 5 F. hohe, ſchwimmende Erdlage, unter welcher das Seewaſſer fluthet; der Boden wankt unter den Füßen, und läßt den, welcher ihn betritt, fürchten zu verſinken. Auf dem Hanſág wächſt meiſt nichts als Schilf, Rohr und Binſen; doch findet man auch einen Erlenwald, (in welchem 1749 ein wilder Knabe gefangen wurde, der ganz nackt war, und gleich einem unvernünftigen Thiere Gras, Heu, Stroh und beſonders gern Fiſche fraß und ſehr gut ſchwimmen und untertauchen konnte), einige Birken- und Fichtenwäldchen und einen bedeutenden Wieſengrund, der in trocknen Jahren gemähet wird. Das Heu kann indeß nur bei großer Dürre weggebracht werden; außerdem muß man bis in den Winter hinein warten, um es auf dem Eiſe fortzuſchaffen. In naſſen Jahren begnügt man ſich, das Gras durch das Vieh abweiden zu laſſen, welches oft bis an den Bauch in Schlamm verſinkt. Ueberhaupt ſcheint alles Waſſer unter der Erdlage des Hanſág mit dem offenen Neuſiedlerſee zuſammen zu hängen; denn ſo wie dieſer größer wird, hebt ſich jene; und umgekehrt, ſo bald die Waſſermenge des Sees vermindert wird, ſenkt ſich der Boden. Auch giebt es im Hanſág mehrere offene Teiche oder vielmehr Seen, worunter der größte und tiefſte der ſogenannte Király Tó

oder **Königsſee** iſt, der gleich an ſeinen Ufern eine Tiefe von 9 bis 12 F. hat. Er iſt ſehr ungeſtüm und treibt hohe Wellen. Der 1813 unternommene Verſuch den Hanſág zu entwäſſern, würde durch die im Herbſte deſſelben Jahres erfolgten Ueberſchwemmungen vereitelt. Mit dem Hanſág hat der Neuſiedlerſee 26 M. im Umfange.

Der **Plattenſee** oder **Balaton** iſt größer als der Neuſiedler und nicht allein der größte See der Oeſterreichiſchen Monarchie, ſondern auch von ganz Südeuropa. Er gehört zu den Ungariſchen Komitaten Weſprim, Schymeg und Szala und iſt von S. W. gegen N. O. 10 M. lang und 1 bis 2 M. breit. Am breiteſten iſt er bei Fok, wo der Schio, der Abfluß deſſelben, welcher in den Sarviz geht, heraustritt. Der Flächeninhalt dieſes großen Sees beträgt 20 und mit den weitläuftigen Moräſten, längs eines Theiles der Ufer, wohl 24 Q. M. Seine größte bis jetzt bekannte Tiefe beträgt 82 F. Das nördliche Ufer umgeben Berge und Hügel, theils mit bedeutenden Waldungen bedeckt, theils mit Weinreben bepflanzt. In den See ergießen ſich die **Szala**, 9 an den Ufern befindliche Quellen und 31 größere und kleinere Bäche; außerdem mehrt ſich auch ſein Waſſer wahrſcheinlich durch zahlreiche, auf dem Grunde befindliche Quellen. Der See iſt in immerwährender Bewegung und ſein Gewäſſer erneuert ſich beſtändig; auch beim ſtillſten Wetter bewegt er ſich immer fort und täglich, beſonders Abends ſchäumt und brauſet er, wirft Wellen und treibt ſie gegen das Ufer; und ſo ſcheint ihm auch eine ſchwache Art der Ebbe und Fluth eigen zu ſeyn. Eben dieſe beſtändige Bewegung und die viele Kohlenſäure, welche durch die Quelladern aus dem nahen Kalkgebirge dem Waſſer zugeführt wird, bewirken die beſtändige Reinheit und Friſche des Waſſers. Unter den zahlreichen Fiſchen, welche alle ſich durch ein feſteres, geſunderes und ſchmackhafteres Fleiſch vor den Fiſchen anderer Gewäſſer auszeichnen, iſt eine Gattung dieſem See eigen, nämlich der **Fogas**, Zahnfiſch (eine Art Barſch), deſſen ſchneeweißes Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt und der getrocknet, als beſondere Delikateſſe, weit verführt wird. Noch giebt es eine Gattung Fiſche, die beſonders wegen ihrer faſt unglaublichen Menge einer beſondern Erwähnung werth iſt. Man nennt ſie Weißfiſche oder Schwertlinge (Cyprinus cultratus). Dieſer kleine und ſchmale Fiſch hat ſeiner Form nach eine große Aehnlichkeit mit den Häringen, und pflegt in manchen Monaten von einem Ende des Sees zu dem andern ſchaarenweiſe zu wandern, daß faſt die Oberfläche des Waſſers mit dieſen Fiſchen bedeckt iſt. Am vortheilhafteſten iſt die Fiſcherei im Winter bei gefrornem See. Es werden dann viele Oeffnungen etwa 3 F. ins Gevierte in das Eis gehauen und das Netz durch dieſe Löcher, mittelſt einer mit Eiſen beſchlagenen

Stange, unter das Eis in einem Kreiſe ausgeſpannt. Nach einer beſtimmten Zeit wird das Netz nach und nach zuſammengezogen und dann bei einer großen Oeffnung herausgeholt. Es werden dann oft ſolche Maſſen von Fiſchen aufgebracht, das man 40 bis 50 Wagen damit beladet. Dieſe Schwertlinge können eingeſalzen gleich den Häringen aufbewahrt und verzehrt werden. Nebſt unzähligen andern Fiſchen, ſchmackhaften Schildkröten und Krebſen findet man auch in den häufigen Rohrgebüſchen die Art Vögel, welche Nimmerſatt heißen, aus deren Schnabel kleine Geigen und aus deren gegen 2 F. langen Kropfe Geld= und Tabacksbeutel verfertigt werden. Merkwürdig ſind auch die verſteinerten Schnecken, die der See an einigen Orten auswirft, und die man Ziegenklauen nennt, weil ſie die Größe und Geſtalt von der Hälfte einer Ziegenklaue haben. Hin und wieder ſind die Geſtade des Sees mit dem reinſten, ſchönſten Eiſenſand bedeckt, der einen guten Streuſand giebt, und wegen ſeiner vielen Eiſentheilchen, welche ſehr glänzend und rein ſind, zum Theil vom Magnete angezogen wird. An dieſem See liegen auch der durch ſein vortreffliches ökonomiſches Lehrinſtitut berühmte Flecken Keßthely und das Dorf Füred, wo hart am Ufer ein köſtlicher Sauerbrunnen hervorquillt, wobei eine wohlunterhaltene und ſtark beſuchte Badeanſtalt ſich befindet. Ueberhaupt iſt das Waſſer dieſes Sees von Kohlenſäure, mit Eiſentheilchen vermiſcht, geſchwängert.

Der Böhmerwald iſt ein zwar nicht durch ſeine Höhe, aber durch ſeine Maſſe ausgezeichnetes Gebirge, welches die weſtliche und ſüdliche Seite Böhmens 44 Meilen lang umſchließt und die Gränze deſſelben gegen Baiern und Ober= und Niederöſterreich bildet. Es geht von der Eger unterhalb der gleichnamigen Stadt zuerſt ſüdlich, dann ſüdweſtlich, hierauf ſüdöſtlich bis gegen Linz, von da einige Meilen öſtlich und zuletzt nordöſtlich bis zu der dreifachen Gränze von Böhmen, Mähren und Niederöſterreich, wo es am niedrigſten iſt, und in ein waldiges, wellenförmiges Hochland ſich verflächt, welches ſich nordöſtlich wieder zum Böhmiſch=Mähriſchen Gebirge erhebt. Am höchſten iſt es in der Gegend zwiſchen den Quellen des Regen und der Moldau, wo als die höchſten Punkte der Heidelberg, Oſſa, Arber und Rachel ſich aufthürmen, über deren Höhe die Angaben nicht übereinſtimmen. Von Einigen wird der Heidelberg, von Andern der Arber für den höchſten Berg angenommen. So viel ſcheint ausgemacht, daß dieſe höchſten Punkte eine Höhe von 4000 F. haben, ja ſie noch um einige 100 F. überſteigen. Nach Berghaus, der den Arber für den höchſten Punkt annimmt, hat derſelbe eine abſolute Höhe von 4500 F., Blumenbach hingegen, ein Oeſterreichiſcher Geograph nimmt den Heidelberg als höchſten Punkt an und giebt ihm 4336, dem Arber hingegen nur 3924 oder auch 4320 F. Höhe. Das Böhmerwaldgebirge hat eine von 2 bis 8 Meilen wechſelnd

Breite, wovon die größte Maſſe zwar in Böhmen, der Gebirgs-rücken aber abwechſelnd in Böhmen, Baiern und Oeſterreich ſich befindet. Am ſteilſten iſt es gegen Baiern, wohin es auch mit ſeinen höchſten Punkten abfällt. In Baiern nennt man einen Theil des Böhmerwaldes, Baieriſcher Wald. Das ganze Gebirge iſt Ein großer Wald, und Wildheit, unwegſame Sumpfſtrecken, mit Nadelholz bewachſene Berge, voll ſteiler Felſenwände und Abgründe, öde Thäler und reißende Wildbäche zeichnen daſſelbe aus. Von dieſem Gebirge laufen einige Nebenzweige in das Innere Böhmens und gegen die Donau aus.

Die Rhätiſchen Alpen, deren ſchon oben S. 333 Erwähnung geſchehen iſt, und welche die öſtlichſte Maſſe der Centralalpen ausmachen, durchziehen den weſtlichſten Theil der Oeſterreichiſchen Monarchie, bilden die höchſten Gebirgsgegenden derſelben, und enthalten die meiſten Gletſcher oder Ferner, wie der Tyroler ſie nennt. Sie treten aus der Schweiz, wo ſie beginnen, mit ihrem mächtigen Zuge, ſowohl in den nördlichen Theil des Lombardiſchen oder Mailändiſchen Gouvernements, als auch in Tyrol ein, welches Land ſie zu einer Fortſetzung der Schweiz machen. In der That hat ganz Deutſchland kein ſchöneres, romantiſcheres, wilderes Land als Tyrol, denn hier iſt die Gebirgsnatur eben ſo wild und eben ſo reizend wie in der Schweiz und bietet eben dieſelben erhabenſten Naturſchönheiten dar. Die ſchöpferiſche Kraft der Natur hat hier alle ihre Schrecken und alle ihre Reize verbreitet. Bald ſieht man himmelanſtrebende Gebirge, den Rieſenbergen der Schweiz an Höhe gleichkommend, auf denen ewiger Winterfroſt ſtarret, nirgends eine Spur von Leben und Vegetation ſich zeigt, die ihre mit ewigem Schnee bedeckten, nackten Felſengipfel über die Wolken hinausſtrecken, und wo Meilen lange Gletſcher, Eis- und Schneefelder, Lauwinen mit ihren furchtbaren Wirkungen, wie in der Schweiz ſich zeigen; bald ſteigt man mühſam über kahle Bergrücken und blickt furchtſam in ſchauervolle Abgründe; ſchleicht zitternd an den Wänden überhängender, ungeheurer Felſenmaſſen, die jeden Augenblick den Zuſammenſturz drohen; bald betritt man weidenreiche, bewaldete Hochalpen, zwiſchen welchen ſich enge Schluchten, wild romantiſche Thäler hinziehen, durch welche ſich ſchäumend die Wildbäche wälzen; bald erblickt man niedere Bergketten, welche weiteren lachenden, mit dem friſcheſten Wieſengrün geſchmückten Thälern Raum laſſen, wo die lieblichen Bilder des regſten menſchlichen Lebens, ländliche Hütten, welche die Weinrebe umrankt, dicht neben dem ewigen Kampfe der Elemente ſich dem Auge darbieten, und der Segen reicher Erndten auf dem Boden einer ſcheinbar zürnenden Natur ſich zeigt. Das Einzige, was Tyrol fehlt, um die Vergleichung mit der ſo geprieſenen Schweiz auszuhalten, ſind die ſchönen, reizenden Seen, woran die Schweiz ſo reich iſt.

Die Rhätiſchen Alpen durchziehen Tyrol in 3 Hauptketten von W. gegen O. laufend; die nördliche Kette reicht vom Thale des Rheins an der Weſtſeite Vorarlberges bis zum Thale der in den Inn gehenden Salza, und iſt durch die Längenthäler des Inn und der Salza von der mittleren Kette der Rhätiſchen Alpen geſchieden. An ihrem nördlichen Abfalle, den eine Linie vom Bodenſee oſtwärts über die ſüdlichſten Seen Baierns bezeichnet, beginnt die große Donauhochebene, welcher die aus dem Innern des Nordabhanges dieſer Alpenkette hervorbrechenden Flüſſe Iller, Lech und Iſar zufallen. Der Inn und die Salza brechen in tiefen Thäler durch die Kalkmaſſen dieſer nördlichen Rhätiſchen Alpenkette in ihrer ganzen Breite. Der Durchbruch der Salza iſt ihre Grenze gegen die Noriſchen Alpen. Der Arlberg, in ſeiner öſtl., den Lauf des Inns bis zu ſeinem Durchbruche begleitenden Ausbreitung, Algauer, auch wohl Baieriſch-Tyroler Alpen genannt, der Hochvogel, die Zugſpitze, der Wetterſtein ꝛc. und am öſtl. Ende dieſer nördl. Rhätiſchen Alpenkette der Watzmann unweit Berchtesgaden, erheben ſich bis zu 9000 F. und darüber. Die mittlere Kette der Rhätiſchen Alpen, durch das Inn- und Salzathal von der nördl. und die Thäler der Etſch, Eiſak, Rienz und Drau von der ſüdlichen Kette der Räthiſchen Alpen geſchieden, durchlaufen den mittleren Theil ganz Tyrols über den Oetzthaler Ferner und den Brenner bis zum Dreiherrenſpitz und zum Groß-Glockner, dieſem Gränzſtein der Centralalpen gegen die Oſtalpen, der Rhätiſchen Alpen gegen die Noriſchen. Dieſe mittlere Kette, höher als die nördl., nennt man insbeſondere Tyroler Alpen. Der Oetzthaler Ferner iſt darin der Mittelpunkt einer Reihe von Gletſchern und Schneefeldern, die zu den größten und ſehenswertheſten Tyrols gehören, und einen der rauhſten und höchſten Theile dieſes Landes bilden. Der Brenner-Paß iſt die wichtigſte Verbindung in der Mitte der Rhätiſchen Alpen, zwiſchen dem Inn- und Etſchthale, und durch ihn läuft eine von Inſpruck kommende, über Brixen, Botzen, Trient, Roveredo nach Verona in Italien führende, große, ſehr bequeme und viel beſuchte Heerſtraße. Endlich die ſüdliche Kette der Rhätiſchen Alpen durchläuft das Veltlin, (eine Provinz des Lombardiſchen oder Mailändiſchen Gouvernements) und den ſüdlichen Theil Tyrols, bis zum Monte Pelegrino und zu den Quellen der Piave und der Drau, und ſchließt ſich daſelbſt an die zu den Oſtalpen gerechneten Karniſchen Alpen an. Sie wird in ihrer ganzen bedeutenden Breite von dem tiefen und langen Querthale der mittlern Etſch durchbrochen und hierdurch in zwei Theile geſpalten. Zu dem öſtlichen Theile gehören die ſogenannten Tridentiner Alpen; in dem weſtlichen Theile, den man auch mit unter dem Namen der Tyroler Alpen begreift, ſo weit er nämlich nicht zum Veltlin gehört, bildet der Ortles

oder Orteles, von den Tyrolern der Ortlerſpitz genannt, den Hauptſtock, und iſt von weiten Hochgebirgen und großen Eisfeldern umlagert.

Der Ortles, eine ungeheure Urkalkmaſſe, der höchſte Punkt der Oeſterreichiſchen Monarchie und Deutſchlands, dem man früher eine Höhe von 14,000, ja von faſt 14,500 F. gab, wonach er an Höhe den Montroſa überſteigen und dem Montblanc nahe kommen würde, hat jedoch nach den neuern Unterſuchungen nur eine Höhe von 12,060 F. und iſt nicht völlig 100 F. höher, als der Groß-Glockner. Er erhebt ſich auf Tyroler Gebiete, unfern der Gränze des Veltlin, in einer öden Gegend, die man das Ende der Welt nennt, in Geſtalt einer dreiſeitigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide, aus den Drofui-, Sulden-, Fubra und Martelthälern, und wurde im J. 1804 am 27. September von einem Tyroler Gemſenjäger, Namens Joſeph Pichler, zuerſt erſtiegen, der aber der heftigen Kälte wegen, nur einige Minuten oben aushalten konnte und faſt ganz erſtarrt, mit erfrornen Fingern und Zehen zurückkehrte. Im Laufe des Jahres 1805 beſtieg der Doktor Gebhard denſelben dreimal, errichtete oben eine Pyramide, zündete eine große Signalſtange an und pflanzte auch eine Fahne auf. Nach 21 Jahren, während welcher zwar mehrere Verſuche zur Erſteigung gemacht wurden, aber erfolglos blieben, wurde der Ortles 1826, bis jetzt zum letztenmale, erſtiegen. Aus der Erzählung des Unternehmers dieſer Beſteigung heben wir Folgendes zum Theil mit den eigenen Worten des muthvollen Wanderers aus *). Zu Drofui, einem kleinen Dörfchen von 10 Häuſern, traf ich meine 3 Führer, welchen ſich auch Joſeph Pichler, ein Mann von mehr als 60 Jahren angeſchloſſen hatte, deſſen Führung die ganze Unternehmung vorzüglich überlaſſen worden war. Am 20. Auguſt um 11½ Uhr Mittags brachen wir auf, und ſchlugen am Ende der Krummholzregion unſer Nachtlager auf. Des folgenden Morgens um 4½ Uhr brachen wir von da auf. Eine Viertelſtunde gingen wir auf Gräſern und Mooſen fort, indem wir ſtets bergan ſtiegen; da kamen wir zu einem Felſenkamme, den ſogenannten Riffeln, der nur ohngefähr einige Klafter ſich über den Boden erhebt, auf dem wir ſtanden. Längs deſſelben führte der Weg über das Gerölle (lockeres Geſtein) fort, hier iſt die erſte Gelegenheit, wo man ſeine Schwindelfeſtigkeit erproben kann. Das Thal liegt etwa hier 4000 F. über dem Meere, der Kamm erhebt ſich 6 bis 7000 F. und von ihm bis ins Thal hinunter geht eine ſchief geneigte Fläche. Jeder Tritt erweckt in dem Wanderer den Gedanken des Hinunterſtürzens, der Fuß findet keinen feſten Halt,

---

*) Groß, Handbuch für Reiſende durch die Oeſterreichiſche Monarchie. 2 Aufl. München 1834.

das Gerölle, über das man fortgeht, weicht den eingreifenden Steigeiſen, und mit den Händen ſich am Kamme anklammernd erreicht man endlich, nach vollen 1½ Stunden den Ferner. Bei jedem Schritte, den man auf ihm weiter gelangt, entwickelt er neue Schönheiten, jedoch auch neue Gefahren. Eine Zeitlang zogen wir längs der Wände eines kleinen Gletſcherbaches oder in ihm fort, da wurden die Maſſen gewaltiger; bergauf, bergab führte uns Joſeph, mit ſeltenem Scharfblick, jede gefährliche Stelle, die einzubrechen drohte, vermeidend, über Bogen von Eis, oft kaum ſo breit, daß der Fuß haften konnte, zwiſchen Klüften durch, 3 Stunden lang. Der Monte Criſtallo, nicht umſonſt ſo genannt, denn ſeine rund geformte Koppe ſcheint im Sonnenlichte mit Silber überzogen zu ſeyn, lag faſt gerade vor uns, und ich war der Meinung, daß über ihn der Weg führen müſſe, da rechts und links himmelanſtrebende Wände, deren Erklimmung mir unmöglich ſchien, den Gletſcher einfaßten. Auf meine Frage, in welcher Richtung wir weiter ziehen würden, vertrösteten ſie mich zur Geduld, und bald darauf ſagte Joſeph: jetzt werden wir Ihnen den Strick umlegen. Mein Erſtaunen und meine Neugierde wuchs; ein mehrere Klafter langer Strick ward mir unter den Armen befeſtigt, und meine Begleiter wendeten ſich zu der links ſtehenden Wand, der ſogenannten Schneerinne. Wer nie etwas Aehnliches geſehen hat, iſt nicht im Stande, ſich einen Begriff davon zu machen, denn ſelbſt mir, der doch ſo manchen Berg beſtiegen hatte, war dieſer Anblick neu. Man denke ſich eine Wand, die faſt ſenkrecht herabgeht, deren Kamm aus ſpitzen Nadeln beſteht, und zu deren Ueberſteigung volle 4 Stunden erfordert werden. Für den Erſteiger bleibt kein Anhaltspunkt, als die kleinen, oft nicht einmal zollbreiten Vorſprünge und kleine Auswaſchungen. Die einzelnen Abſätze ſind 20—30 Klafter von einander entfernt, und ſelbſt ſie gewähren dem Ermatteten kaum ſo viel Raum, daß er mit beiden Füßen ruhig ſtehen kann. Joſeph ſtieg hier voran, ſo hoch als der Strick reichte, dann klimmte mit Hülfe des Stricks der zweite nach, empfing denſelben von ihm, während Joſeph ſich oberhalb ihm mit ausgeſpreizten Füßen zu erhalten ſuchte und ihn beim Genick oder der linken Hand hielt. Nun wurde mir zugerufen nachzuklimmen, und ich wand mich mit Händen und Knien aufwärts. Die beiden andern Führer blieben zurück, um mich, wo es die Wand erlaubte, mit ihren Händen oder Achſeln, auf die ich meine Füße ſetzte, zu unterſtützen. War ich nun beim Zweiten angelangt, ſo blieb nichts übrig, als mich entweder auf ſeine Füße zu ſtellen, oder bei kleinern Entfernungen mich durch ihn halten zu laſſen und in der Gefahr zu ſchweben, jede Minute mit ihm in den immer tiefer gähnenden Abgrund zu ſtürzen. Nachdem ich ſo ohngefähr 2 Stunden hinaufgezogen worden war, wobei ich einigemal bei ganz glatten Stellen frei in der

Luft ſchwebte, ruhten wir auf einem der früher erwähnten Abſätze aus, nachdem wir bereits den erſten Kamm überſtiegen hatten. Nach kurzer Zeit kamen wir zu den **Wandeln**, welche wir der Breite nach paſſiren mußten. Wie die Lauwine die Schneemaſſen, ſo rollt die Wandel das zerbröckelte Geſtein in dem ſich ſelbſt gegrabenen Bette bei jeder Veränderung der Temperatur von der Höhe herab. Plötzlich in der Mitte dieſer Rinne blieb, bei dem Ausrufe: „die Steine kommen,“ der vor mir gehende Führer ſtehen, lud mich, ohne ein Wort zu ſagen, auf ſeinen Rücken, und machte 10—12 Schritte mit einer Haſt, die mir die Haare zu Berge trieb und mein Blut zu Eis erſtarrte. Er ſtellte mich dann hinter einen kleinen Vorſprung und rief mir zu, mich ruhig zu verhalten. Mechaniſch legte ich die Hände gekreuzt über meinen Kopf, und kaum war dies alles geſchehen, als krachend die Steine neben uns hinunterrollten. Erſt jetzt überſah ich die ganze Größe der Gefahr, in der ich geſchwebt hatte; auch geſtehe ich aufrichtig, daß dies der ſchrecklichſte Augenblick bei der ganzen Erſteigung für mich war. Bald darauf gelangten wir zu einer zweiten ſolchen Stelle, die uns jedoch ungeſtört vorbeiziehen ließ. Wir begannen nun wieder längs der Wände über mehrere Abſätze, **Gurgeln** genannt, zu klimmen und erreichten nach langen 4 Stunden endlich das Schneefeld. Wir hatten die Ortlesſpitze umgangen und befanden uns auf dem zur Spitze ſich hinziehenden Kamme. Eine Raſt von ½ Stunde erquickte uns hinreichend, um uns zur Fortſetzung des weitern Zugs zu ſtärken. Ein ungeheures Schneefeld, ſeit 21 Jahren von keines Menſchen Fuß betreten, bot ſich meinen Blicken dar, die Spitze ſtand rein und klar vor mir, und ſchon wollte ich ihr zueilen, als Joſeph meine Schritte hemmte, mich auf die bereits in Nebel eingehüllte Bergkette, welche ſich vom Bernina bis Finſtermünz zieht, aufmerkſam machte, mir die Gefahren vorſtellte, denen wir auf dieſem unabſehbaren Schneemeere ausgeſetzt wären, und alle ſeine auf Erfahrung geſtützte Beredtſamkeit anwandte, um mich zu bewegen, den Rückzug anzutreten. Ich konnte mich jedoch nicht entſchließen, nach aller ausgeſtandenen Mühe zwei Stunden vom Ziele umzukehren und bewegte alle zu dem Entſchluſſe, uns der Spitze zu nähern. Wir zogen alſo weiter; aber jetzt begann die feinere Luft uns das Athmen zu erſchweren, und wir mußten faſt alle 5 Minuten einige Augenblicke ſtehen bleiben, um das Blut zu beruhigen. Hier hatten uns auch die Bewohner von Mals (ein Marktflecken, von wo aus der Reiſende die Vorkehrungen zu ſeiner Beſteigung des Ortles getroffen hatte) zuerſt mit ihren Fernröhren erblickt. Doch die ſo nahe geglaubte Spitze entfernte ſich immer mehr, und volle 1½ Stunden hatten wir bergauf, bergab, in unergründlich tiefem Schnee watend, nöthig, um den Kamm zu erreichen, auf welchem der Gipfel ſich erhebt. Meine Augen hatte ich mittelſt eines

durchſichtigen ſchwarzen Flors gegen das ſtrahlende Schneelicht geſchützt. Wir gingen längs des Kammes fort, überſetzten eine kleine Schneekluft und ſtanden nach einer halben Stunde endlich um 3½ Uhr Nachmittags auf der Spitze. Meine Führer hieben in den Schnee eine viereckige Vertiefung, da die dreiſeitige, faſt rings von Abgründen umgebene Schneeſpitze wenig Raum gewährt. Meine Inſtrumente wurden an einem Stocke befeſtigt, und ich begann meine Augen in dem herrlichen Panorama herumſchweifen zu laſſen. Aber es war mir nicht gegönnt, hier zu ſchwelgen. Der Ortles rächte ſich für die Kühnheit, die wir gehabt hatten, uns ſeinem Scheitel zu nähern; denn kaum hatte ich meinen Blick in die Gegend von Mals geworfen, um den Weg zu verfolgen, welchen wir zurückgelegt hatten, als uns plötzlich ein feindſeliger Nebel mit ſolcher Dichte umgab, daß wir nicht 5 Schritte um uns ſehen konnten, und in der nächſten Minute von einem Schneegeſtöber eingehüllt wurden. Die Kälte wurde durch den ſchneidenden Nordweſtwind unausſtehlich, zähnklappernd ſuchte ich in der halben Stunde, die wir trotz allen Unbilden der Natur auszuhalten vermochten, meine Beobachtungen fortzuſetzen. Von der von Gebhard errichteten Pyramide ſteht noch die Grundfeſte, jedoch hat ſich der Gipfel ſeitdem um wenigſtens 2 bis 3 Klafter erhöhet und ſie befindet ſich daher jetzt unter ihm. Mit blutendem Herzen ſchied ich um 4 Uhr vom Ortles, da ſchwerlich mir je wieder die Gelegenheit werden dürfte, auf ſeinem Schneehaupte zu ſitzen." Unter vielen Gefahren und Mühſeligkeiten gelangten ſie am darauf folgenden Tage (den 22. Auguſt) um 10 Uhr Morgens in Drofui wieder an.

In der Nähe des Ortles hart an der Gletſcherreihe, die von dem Ortles herab reicht, geht die neue Straße vorbei, die aus dem Etſchthale in Tyrol, über das Stilfſer Joch (Giogio di Stelvio) und über Bormio im Veltlin immer auf Oeſterreichiſchem Gebiete nach Lecco am ſüdöſtlichen Arme des Comerſees (in der Lombardiſchen Provinz Como) führt, und alſo eine unmittelbare Verbindung zwiſchen Tyrol und der Lombardei bewirkt. Sie iſt 1820 begonnen und in ihrer ganzen Ausdehnung 1831 vollendet worden, für Wagen und Kutſchen fahrbar und die höchſte fahrbare Straße in ganz Europa, denn der höchſte Punkt derſelben, der ſich auf dem höchſten Punkte des Stilfſer Jochs befindet, beträgt 8662 F. und überſteigt mithin die Linie des ewigen Schnees, bis wohin ſich keine andere Straße erhebt *). Dieſe

*) Die Straße über den großen St. Bernhard (ſ. S. 325), die aber nicht fahrbar iſt, hat auf ihrer größten Höhe 7548 oder nach andern 7668; die über den kleinen Bernhard 6748; die über den St. Gotthard (ſ. S. 331) 6650; die über den Mont Cenis (ſ. S. 379) 6360; die über den Mont Genevre 6258;

kunſtvolle Straße gehört zu den außerordentlichen Bauwerken der alten und neuen Zeit, und iſt nicht nur ein würdiges Gegenſtück zu der ſo berühmten Simplonſtraße, ſondern übertrifft ſie auch in vielen Rückſichten. Die Steilheit des gewaltigen Gebirges, die entſetzlichen Abgründe, die Feſtigkeit der Felſenart machten dieſen Straßenbau viel ſchwieriger als am Simplon. Sie hat eine Breite von 16 Fuß und ſteigt ſelbſt auf dem höchſten Theile von Bormio bis zum Stilfſer Joch (eine Entfernung von etwa $2\frac{3}{4}$ M.) auf 100 F. Weite nur 5 bis 7 und nirgends über 10 Fuß, ſo daß ſie ſelbſt für Laſtwagen ohne Vorſpann und Militärtransporte fahrbar iſt, und daß leichte Fuhrwerke ſie im Trott zurücklegen können. Dieſe ſanfte Steigung iſt nur durch die große Menge der Windungen möglich gemacht worden, deren von Bormio bis auf das Stilfſer Joch 38 ſind, und von da bis Pradt in Tyrol herab wieder 22. Außerdem ſind die abſchüßigen Stellen der Straße durch häufige wagerechte Abſätze unterbrochen, wo die Laſtthiere ſowohl beim Hinauf= als Hinabfahren ſtehen bleiben und ausruhen können. Die Herzogin von Parma paſſirte in der Mitte des Oktobers 1826 dieſe neue Straße mit einem Gefolge von mehreren 4=, 6= bis 8ſpännigen Schlitten faſt immer im Trabe. ſeit Eröffnung dieſer Straße iſt ſie die gewöhnliche Poſtſtraße aus der Lombardei nach Tyrol, Salzburg, Baiern, Würtemberg ꝛc. Ihre Hauptrichtung von S. W. nach N. O. hat den Vortheil, daß der Wind nur höchſt ſelten ſie der ganzen Länge nach beſtreichen kann, und von den heftigen Stürmen, die zuweilen alle andern Alpenſtraßen ſo gefährlich machen, weiß man hier nichts. Für die Wegräumung des Schnees und die Offenhaltung der Schlittenbahn ſorgen die Rotteri (Schneewegräumer) und einige Soldatenabtheilungen, zu deren Unterkunft in geringer Entfernung vom Scheitelpunkte eine Kaſerne erbaut worden iſt. Auch für die Rotteri ſind Caſinos (Häuschen) erbaut, in deren jedem 3 bis 4 Rotteri wohnen, ein angenehmer Anblick für den Reiſenden, dem es zur Beruhigung dient, in dieſen öden Räumen der Schöpfung noch lebende Weſen ſeines Gleichen zu finden; auch können Reiſende bei ſchlechtem Wetter Schutz in dieſen Caſinos finden. Außerdem ſind auf der Italieniſchen Seite 4 und auf der Tyroler Seite eben ſo viele Cantonieras (Zufluchtshäuſer) erbaut, welche im Erdgeſchoſſe einen großen Schwibbogen, unter dem die Straße durchgeht, eine Küche und Stallungen und im obern Stockwerke ebenfalls eine Küche und einen gemeinſchaftlichen heizbaren Saal nebſt 8 Zimmern enthalten. In dieſen Häuſern woh=

---

die über den Simplon (ſ. S. 327) 6174; die über den Splügen (ſ. S. 363) 6500 nach Andern nur 5926; die über den Col di Tenda 5526 und die über den Brenner 4371 F. der Erhebung über der Meeresfläche.

nen die Cantoniers, welche verpflichtet ſind, ſich mit allem zu verſorgen, was den Reiſenden nöthig ſeyn kann, und ihnen, mit Hülfe der für den Straßendienſt angeſtellten, ebenfalls hier wohnhaften Tagarbeiter, in Nothfällen Beiſtand zu leiſten. Dieſe Häuſer können an 20 Reiſende, nöthigenfalls auch mehr beherbergen, und haben auch Röhrbrunnen, zu welchen das Waſſer aus benachbarten Quellen hingeleitet wird. Zwei derſelben auf der Italieniſchen und eben ſo viel auf der Tyroler Seite dienen zugleich als Poſthäuſer. Die vierte Cantoniera auf der Italieniſchen Seite iſt nicht allein Poſthaus, ſondern hat auch ein Mauth- oder Zollhaus dabei; und da dieſe Cantoniera 7700 F. hoch liegt, folglich um ein beträchtliches höher als das Wirthshaus auf dem höchſten Punkte der St. Gotthardsſtraße und als das Hoſpiz auf dem großen St. Bernhard; ſo möchte ſie wohl die am höchſten gelegene Menſchenwohnung in Europa ſeyn. An einer Stelle der Straße auf der Veltliner Seite, welche das Diroccamento (der Einriß) heißt, und wo ſich an beiden Seiten hohe und ſteile oft weit ins Thal vorſpringende Felſen erheben, über welche der von den höhern Bergen ſich losreißende Schnee in Lauwinen herabſtürzt, hat man, um die Straße hier vorbeiführen zu können, dieſe Felſen ſprengen und gemauerte Gallerien errichten müſſen, welche nunmehr als Lauwinen-Ableiter dienen, indem der Schnee über dieſelben hinwegrollt; und damit der Schnee deſto leichter hinabgleite, hat man ſie oberhalb der äußern Wölbung noch mit einem mehr oder weniger geneigten Dache verſehen. Andere Gallerien ſind durch die Felſen gehauen, ſo daß oft an 6 ſolcher Durchfahrten beiderlei Art auf einander folgen und die gewölbte Straße im Ganzen eine Länge von 2121 F. hat. Beiderlei Arten von Gallerien haben an beiden Seiten Rinnen und wo ſie beträchtlich lang ſind, auch Oeffnungen, damit das nöthige Licht hineinfallen könne. An manchen Stellen hat man dadurch Lauwinen-Ableiter geſchaffen, daß man den Felſen, wo es ſeine Beſchaffenheit erlaubte, oben in Form eines herüberragenden Bogens ſtehen ließ und nur unten ſo viel wegſprengte, als für den Raum der Straße nöthig war. Mit Inbegriff dieſer Stellen iſt das ganze Diroccamento 2731 F. lang. Der Reiſende findet auf dieſer Straße alles, was nur die Alpenregion für den Freund großer Naturſzenen Anziehendes haben kann, vereinigt; mit jeder Stufe, die man hier erſteigt, gewinnt die Straße an Intereſſe und zeigt dem Blicke des Reiſenden neue Gegenſtände der Bewunderung und des Erſtaunens. Der Reiſende durchwandert hier die Gebirgswelt des majeſtätiſchen Ortles und ſeiner glänzenden Nachbarn an der Seite von ungeheuren Gletſchern. Der beſchneite Gipfel des Ortles erhebt ſich in ernſter Majeſtät bald von Wolken umzogen, bald rein und unbewölkt ſo nahe, daß man ihn in einer Stunde erſteigen zu können glaubt.

Die Noriſchen Alpen bilden den nördlichſten und größten Theil der Oſtalpen, beginnen mit dem Dreiherrnſpitz, der durch eine fortlaufende Reihe von Gletſchern mit dem Groß-Glockner zuſammenhängt, erſtrecken ſich, von W. gegen O. laufend, durch einen kleinen Theil Tyrols, das Salzburgiſche, den ſüdlichen Theil von Ober- und Niederöſterreich und den nördlichen Theil von Kärnthen und Steyermark, und laufen mit ihren niedrigen Endpunkten in das angränzende Ungarn aus, wo man das Leithagebirge und den Bakonyerwald noch als die letzten Glieder anſehen kann; wiewohl dieſe keine Alpennatur mehr zeigen. Die Noriſchen Alpen beſtehen aus 3 Hauptketten, wovon wir nur die mittlere auszeichnen, welche vom Groß-Glockner Anfangs als eine zuſammenhängende Reihe unerſteiglich hoher Felſengipfel, hoher Schneefelder und Gletſcher, zwiſchen der Salza im N. und der Drau im S. beginnt, bis zu den Quellen der Mur und Enns fortſetzt und unter dem Namen der Salzburger Alpen oder Tauern bekannt iſt, hierauf in die ſogenannten Steyerſchen Alpen übergeht, zwar minder hoch als die Tauernkette, aber wegen ihres großen Reichthums an vortrefflichem Eiſen berühmt, und als öſtlichſte bekannte Berge den Semering und Wechſelberg hat, von welchen öſtlich niedrigere Berge bis zum Neuſiedlerſee in Ungarn laufen und nördlich der Wienerwald zur Donau geht, wo ſein nordöſtlicher Theil, deſſen Rücken nicht bewaldet iſt, der Kahlenberg genannt wird.

Der merkwürdigſte und berühmteſte Berg in den Noriſchen Alpen iſt der Groß-Glockner, nicht viel niedriger als der Ortles, und nach dieſem der höchſte Berg der Monarchie und Deutſchlands, da ſeine Höhe 11,990 F. beträgt. Er erhebt ſich an der Gränze von Tyrol, Kärnthen und Salzburg. Von der ſüdöſtlichen oder Kärnthniſchen Seite, von welcher er einer Pyramide ähnlich ſieht, kann er allein beſtiegen werden, was, ſo viel man weiß, 1799 zum erſtenmal geſchah; ſpäter iſt dies von mehreren geſchehen. Von Heiligenblut, einem hochgelegenen Dorfe in Kärnthen, wird die Wanderung unternommen. Von der hochliegenden Sennhütte am Trog geht es über den Leiterbach auf die ſogenannte böſe Platte oder den Katzenſteig. Eine lange Schlucht, von parallel laufenden Kuppen gebildet, deren Tiefe der tobende Leiterbach ausfüllt, zieht ſich hier in die Höhe. Die Höhe des Katzenſteigs über dem Leiterbach iſt verſchieden, bald 10, bald 40 Klafter, der Abhang ſelten ſenkrecht, allein er bietet nichts dar, woran ſich ein Stürzender klammern könnte, und ein ſolcher Unglücklicher wäre unrettbar in dem Leiterbach verloren, der centnerſchwere Steine wie Spielbälle fortſchleudert und zerſchellt und von dem Leitergletſcher ſein Waſſer erhält. Hierauf kommt man an die am rechten Ufer deſſelben gelegene Kuhhütte, wo man übernachtet. Noch immer geht die böſe Platte, längs des Leiterbachs fort, bis man

endlich dieſe verläßt und zur Ochſenhütte 6624 F. hoch gelangt. Im Thale des Leiterbachbettes iſt nicht ferne von da eine Gränzmark, die Tyrol von Kärnthen ſcheidet, jenſeits welcher eine Tyroliſche Sennhütte, in einer Höhe von 7000 F., die letzte menſchliche Wohnung im Vorgebirge des Groß = Glockners, ſich befindet. Man kommt hierauf bei einem Quellwaſſer, dem Keeswaſſer vorbei und erreicht die Salmshütte, die aus 2 Kammern und einer Küche beſteht, 8360 F. hoch liegt und von dem Fürſten von Salm-Reifferſcheid, Fürſtbiſchof von Gurk errichtet worden iſt. In dieſer Gegend zeigt ſich dem Wanderer, der aus der grünen Tiefe kommt, die wilderhabene Schönheit der Natur des Hochgebirges. An der Gränze alles thieriſchen und Pflanzenlebens gelegen, wenige Schritte vom Gletſcher entfernt, bietet dieſe Hütte dem Wanderer Schutz. Nächſt ihr zieht ſich der Gletſcher in ſchiefer Lage an die Schneewände des Glockners hin, während auf beiden Seiten öde Schieferkuppen emporſteigen, kaum den Schnee, welchen die ſtäubende Windlauwine hinwirbelt, auf ihren ſchroffen Wänden haltend, ein feſtes, furchtbares Ufer des Gletſchers. Rechts ſteigen Schneewände hinan, bald blendend weiß, bald düſter grau. Von hier geht es über ein loſes Steingerölle zur Scharte, eine faſt ſenkrechte Klemme, die von Felſen auf beiden Seiten eingeſchloſſen, keine Ausſicht gewährt, als hinab in die grauenvolle Tiefe oder hinauf in die Wolken, welche ſich hier tief herabſenken. Nun erreicht man die Hohenwartshöhe, 10,394 F. hoch, wo auf Veranlaſſung des Biſchofs Hohenwart eine Hütte erbaut wurde, die nun in Eis und Schnee begraben liegt. Hierauf folgt 10,640 F. hoch gelegen die Adlersruhe, ein Ruheplatz auf einer Felſenſpitze. Von da ſind zum kleinen Glockner, den ein kleines Kreuz ziert, noch 1½ Stunden zurückzulegen. Man gelangt auf dieſen jähen, ſteilen Kamm, über die Schneide einer ſteilen Schneelehne, welche über einen gräßlichen Abgrund hinaushängt, durch Hülfe eines Seiles. Die Ausſicht, welche man hier genießt, iſt vielleicht die erhabenſte von ganz Deutſchland. In N. verlieren ſich die Berge des Böhmerwaldes in dem Grau der Luft und über die Alpen des Zillerthales ſtreift das Auge in die Ebenen Baierns; nordöſtlich erblickt man alle Gränzgebirge zwiſchen Oeſterreich und Steyermark. In der Ferne zeigt ſich gegen N. der Watzmann und im S. O. der Terglou; ſüdweſtlich erblickt man die Ferner Tyrols, den Brenner und den Ortles, ja ſelbſt die Rieſenberge der Schweiz. Auch ſoll man in dämmernder Ferne die grauen Flächen des adriatiſchen Meeres entdecken. Der große Gipfel des Glockners iſt von dem kleinen nur 10 Klafter entfernt, aber durch eine fürchterliche Schlucht getrennt, welche man an den Stricken des auf den großen Gipfel zuerſt gelangten Führers hängend, auf der ſchmalen Schneide einer Schneelehne überſchreitet. Auf dieſem Gipfel ſteht ein 12 F. hohes eiſernes Kreuz.

Die Karniſchen Alpen oder Kärnthiſchen Alpen ſind auch ein Theil der Oſtalpen und eine Fortſetzung der ſüdlichen Kette der Rhätiſchen Alpen, indem ſie am nördlichen Ende der Tridentiniſchen Alpen, vom Monte Pelegrino auslaufen, der an der ſüdöſtlichen Gränze Tyrols und der nordweſtlichen Gränze des Venezianiſchen Gouvernements ſich befindet. Sie werden im N. durch das Drauthal begränzt und ziehen ſich Anfangs längs der Gränzen Tyrols und Kärnthens gegen die Gränze des Venezianiſchen Gouv., dann durch Kärnthen zum Terglou in Krain, bis wohin der Kamm der Karniſchen Alpen die Waſſerſcheide des Donaugebietes und des Adriatiſchen Meeres bezeichnet. Der Zug der Karniſchen Alpen aber geht vom Terglou zwiſchen Sau und Drau oſtwärts noch fort mit mächtigen Höhen über den Loibel, worüber eine Kunſtſtraße aus Kärnthen nach Krain führt; und ſie ziehen nicht allein an den Gränzen Kärnthens und Krains, ſondern auch durch den ſüdlichen Theil Steyermarks weiter, ja ein Aſt derſelben durchläuft Kroatien und Slavonien.

Der Terglou, mit ſeinen drei zuckerhutartigen Spitzen, iſt der merkwürdigſte Berg der Karniſchen Alpen, der öſtlichſte Gletſcher im Alpenlande, die Quellen der Sau und Iſonzo ernährend. Man hat ſeine Höhe verſchieden angegeben. Nach den höchſten Angaben ſollte er 10,194, nach andern 9744, 9378, 9294 Pariſer Fuß hoch ſeyn. Nach den angeſtellten Meſſungen des Hauptmann von Boſio, des letzten Erſteigers dieſes Berges, iſt derſelbe nur 9067 Wiener = 8823 Pariſer F. hoch und ſeine höchſte Spitze ein ſchmaler Rücken von 12 bis 15 Klaftern in der Länge und abwechſelnd 2 bis 3 Klaftern in der Breite. Seine ganze Oberfläche iſt verwitterter, eiſenſchüßiger Kalkſtein, daher er eine gewaltige elektriſche Anziehungskraft beſitzt. Der erwähnte von Boſio unternahm am 4. Julius 1822 mit ſeinem Gehülfen und 7 Führern die Erſteigung des Terglou. Sie übernachteten in einer Alpenhütte und brachen am folgenden Morgen um 3 Uhr auf. Zuerſt gelangten ſie auf beſchwerlichen Wegen zu einer Felſenſpaltung, die man das Thor des Terglou nennt, und erreichten dann den kleinen Terglou, eine faſt ſenkrechte Wand, die in Abſätze getheilt, ein Amphitheater bildet, zu deſſen Gipfel man nur von Stufe zu Stufe und mit wechſelſeitiger Hülfe und ſteter Gefahr des Sturzes in unabſehbare Tiefen hinaufkommen konnte. Schwieriger war die Erſteigung der höchſten Spitze, welche auf einem Felſenrücken, deſſen beiderſeitige Abhänge in endloſe, nur durch Schneelagen und Eisberge erhellte Tiefen ſchroff ſich abſtürzen, erreicht werden mußte; und man ſah ſich genöthigt, auf dem Bergrücken ſitzend und mit Händen und Füßen kriechend, dieſe Schauder erregende Stelle zurückzulegen. Glücklich ward die Spitze des Terglou Morgens ſchon um 9 Uhr erreicht. Allein traurig und ſchrecklich endete ſich dieſe Unternehmung. Wir wollen den küh-

nen Reiſenden ſelbſt erzählen laſſen. „Mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt, blieb ich hier bis zur Mittagsſtunde, um welche mich alle meine Führer bis auf 2 verlaſſen hatten*). Bei dem Durchwühlen unſerer luftigen Heimath fanden wir ein gläſernes Fläſchchen mit mehreren Zetteln, worauf die Namen der Erſteiger verzeichnet waren. Auch ich ließ hier einen Zettel zurück. Indeſſen hatte ſich der Nebel im ganzen Umkreiſe der Thäler immer dichter verſammelt; es war um 4 Uhr Nachmittags, und der Thermometer zeigte ein Grad Reaumur. Schwarze Gewitterwolken zogen heran, und ich mußte nothgedrungen den Entſchluß faſſen, hier über Nacht zu bleiben, unter dem Zelte, welches wir aus der Pyramide geformt hatten. Fünf war es geworden, und von meinen Gefährten war in der Zwiſchenzeit auch der zweite der kurz vorher noch anweſenden Führer entwichen, folglich waren nur einer derſelben und mein Gehülfe die Treuen, welche ausharrten, mein Verhängniß zu theilen. Die Wolken rauchten aus der Tiefe herauf und umlagerten den Berg, und mir blieb keine andere Ueberzeugung bei den furchtbaren Donnerſchlägen, als der gewiſſe Tod, weil ich es für unmöglich hielt, von den unzähligen elektriſchen Strahlen, die hier auf kleinem Raume ihren ordnungsloſen Wechſelverkehr trieben, verſchont bleiben zu können. Ich wollte fort von dieſem Orte des Schreckens, aber der einzige mir treu gebliebene Führer erklärte, daß bei dieſem heftigen Sturme uns die Rückkehr unvermeidlichen Tod bringen würde. Wir hielten uns alſo feſt umſchlungen, als ein heftiger elektriſcher Schlag uns willenlos aus einander ſtiebte. Mir war die Beſinnung nicht geraubt, aber ſprachlos ſaß mein Gehülfe und deutete auf ſeinen Mund, während ich, bei dem ſteten Leuchten der Blitze, an ſeiner Stirne ein Brandmal der elektriſchen Berührung bemerkte. Durch Reibungen und Eingießung des Weins brachte ich ihn wieder ins Leben zurück, aber ein neuer Schlag ſtreckte uns alle betäubt dahin. Als ich aufblickte, riß ich ſchnell die Zeltleinwand hinweg und ſtürzte mit meinen Gefährten hinaus, und wir warfen uns in eine Felſenvertiefung, von der Leinwand umhüllt, die das Gräßliche unſerer Lage verbergen ſollte. Aber auch hier fand uns der Blitz, und mich hatte diesmal der Schlag am meiſten getroffen; ich war lange ſinnlos, empfand noch eine längere Zeit die empfindlichſten Schmerzen in meinen Gebeinen, ward am Scheitel und an dem linken Backen beträchtlich verbrannt, und ſoll, wie mir meine Begleiter verſicherten, in ein fürchterliches, wahnſinniges Gebrüll ausgebrochen ſeyn. Dieſe Szene hatte meinem letzten Führer die Beſinnung geraubt; er drang darauf, dieſer Hölle zu ent-

*) Boſio war von ihnen gewarnt und bedeutet worden, ſich von der Spitze zurückzuziehen, da ein Gewitter nahe war.

fliehen und den Rückweg zu wagen. Aber meine Erſchöpfung ließ es nicht zu, ihm zu folgen, und ich war entſchloſſen, mich dem Tode zu weihen, den ich für unvermeidlich hielt, und mein edler Gehülfe erklärte, auch im Tode nicht von mir zu laſſen. Auch der letzte Führer entwich. Wir konnten ihm nicht folgen. Endlich entfernte ſich das Gewitter, nachdem wir einige Augenblicke von einer Flammenhülle umgeben waren, die ſich nicht anders als durch den phosphoriſchen Gehalt unſers Körpers erklären läßt. Wir nahten uns nun der Pyramide, unter welcher wir zu unſerm Schrecken den letzten Führer, der ſich hierher zurückgezogen hatte, vom Blitz erſchlagen fanden."

Die **Juliſchen Alpen**, auch zu den Oſtalpen gehörend, gehen am Terglou von den Karniſchen Alpen ab und laufen ſüdöſtlich durch Krain bis nach Militairkroatien hinein. Ein Zweig derſelben iſt der **Karſt**, der mit ſeinen Verzweigungen die Iſtriſche Halbinſel durchzieht, und zum adriatiſchen Meere zwiſchen Trieſt und Fiume abfällt. Die Juliſchen Alpen, auch **Krainer Alpen** genannt, beſtehen aus einem hellweißen Urkalk, der ſtark verwittert, und ſind voll Höhlen, Verſenkungen, Trichter und unterirdiſcher Kanäle, in denen die Gewäſſer ſich öfter verlieren und dann zuweilen ſehr bedeutend wieder hervorbrechen. Insbeſondere bedeckt weißer Kalk in verſchieden geneigten, nach allen Richtungen geſpaltenen und zerriſſenen Lagen die einförmige Fläche des **Karſt**, welcher eine Gegend bildet, der nur wenige an Rauhheit, Oede und Unfruchtbarkeit gleichen. Nur hier und da drängt ſich ſpärlich ein Grashalm aus den Steinritzen hervor, und die verkrüppelten, halb entlaubten Sträucher tragen überall die Spuren des alles verheerenden Bora (Nordoſtwind), der auf dieſen Höhen mit ſolcher Heftigkeit wüthet, daß kein Baum aufkommen kann und oft Pferde und Laſtwagen von ihm niedergeworfen werden. Dieſes weiße dürre Kalkgebirge des Karſt ſieht von ferne aus, als ob es mit Todtenſchädeln bedeckt wäre. Der höchſte Berg der Juliſchen Alpen iſt der in Krain, an der Gränze Kroatiens gelegene **Snisnik** oder **Schneeberg**.

Der ſüdlichſte Zweig der Oſtalpen ſind die **Dinariſchen Alpen**, welche bei Zengh ſich von den Juliſchen Alpen trennen, Militairkroatien und Dalmatien längs des adriatiſchen Meeres mit hohen, wilden und dürren Kalkbergen durchziehen, in das Osmaniſche Reich hineinlaufen und ſich dem Hämus anſchließen, von dem einige Geographen ſie als einen Theil anſehen. Nicht leicht können irgendwo traurigere Berggegenden gefunden werden, als dieſe weißen und waſſerarmen Berge der Dinariſchen Alpen ſind. Das **Vellebithgebirge** gehört zu dem Oeſterreichiſchen Theile der Dinariſchen Alpen, welche in ihrer Beſchaffenheit viele Aehnlichkeit mit dem Karſt und den Juliſchen Alpen haben und voll Riſſe, Klüfte, Trichter und Verſenkungen ſind.

Die Karpathen, zwar nicht ſo hoch als die Alpen, Pyrenäen und die Sierra Nevada in Spanien, bilden aber nächſt den Alpen das mächtigſte Gebirge Europas und das ausgebreitetſte Gebirge der Oeſterreichiſchen Monarchie, zu welcher ſie ganz gehören und einen Flächenraum von 2000 Q. M. einnehmen*). Kein anderes Gebirge Europas beſitzt einen ſo großen Reichthum an Mineralien, insbeſondere an edlen Metallen und an Salz. Die Salzmaſſe längs ihres nördlichen Abhanges iſt unermeßlich und erſtreckt ſich von dem berühmten Wieliczka in Galizien bis in die Bukowina und Moldau, wohin ſich noch einige Nebenzweige der Karpathen erſtrecken; und nicht minder reiche Salzflötze zeigen ſich auf ihrem ſüdlichen Abhange, ſowohl in Ungarn, als in Siebenbürgen. Von der Donau zwiſchen Theben und Preßburg in Ungarn, wo ſie mit den kleinen Karpathen oder weißem Gebirge beginnen, ziehen ſie ſich längs der Ungariſchen Gränze gegen Mähren, Oeſterreichiſch Schleſien und Galizien, durchlaufen das öſtliche Siebenbürgen, umſchließen den ſüdlichen Theil dieſes Landes, und finden am Berge Allion bei Orſova im Ungariſchen Banate an der Donau ihr Ende, wo ſie mit der Serbiſchen Alpenverzweigung zuſammentreffen, ſo daß ſie alſo, in einem über 160 Meilen langen, gegen Norden gerichteten Bogen, Ungarn von da, wo die Donau in daſſelbe tritt, auf ſeiner Nordweſt-, Nord- und Oſtſeite, bis zu dem Punkte, wo die Donau es verläßt, umſchließen. Von dem Hauptrücken des Gebirges laufen zahlreiche Aeſte in die anſtoßenden Länder, als nach Mähren, Oeſterreichiſch Schleſien, Galizien, Ungarn, und Siebenbürgen; daher ihre Breite mit denſelben an vielen Stellen auf 15 bis 18 Meilen, ja in den Siebenbürgiſchen Karpathen auf mehr als 40 Meilen angenommen werden kann. Von dieſen Aeſten bemerken wir vorzüglich diejenigen, welche von den Hochebenen, welche die Centralkarpathen auf der Südſeite umgeben, in mehreren Berggruppen und Bergreihen, die man gewöhnlich das Ungariſche Erzgebirge nennt, gegen die Donau zu ſich erſtrecken — und die lang ausgedehnten Aeſte, welche von der Hauptkette der Siebenbürgiſchen Karpathen, längs der Nord- und Weſtgränze Siebenbürgens, in den öſtlichen Theil Ungarns hineinziehen, und ſich in den Ebenen Ungarns und des Banates verflächen. Auf der Galiziſchen Seite fallen die Karpathen ſchneller und kürzer, als auf der Ungariſchen ab, indem ſie nur geringe Vorberge nach Galizien ausſtrecken und ſich hier in jene große Ebene verlaufen, welche der Anfang der unermeßlichen Fläche iſt, welche im nordöſtlichen Europa durch das Europäiſche

---

*) Nach einem Oeſterreichiſchen Geographen (Wimmer) nimmt das ganze Bergſyſtem der Karpathen mit allen ſeinen Verzweigungen einen Flächenraum von 4000 Q.M. ein.

Rußland und einen Theil des aſiatiſchen Rußlands bis zum Uralgebirge ſich ausbreitet. So mächtig aber auch das Karpathengebirge iſt; ſo ſteht es doch in Rückſicht des Großartigen und Majeſtätiſchen den Alpen weit nach und nur in den Centralkarpathen und in einem Theile der Siebenbürgiſchen Karpathen nehmen ſie den Charakter der Alpen, doch nur der Mittelalpen an; denn auch hier ſteigen ſie mit ihren höchſten Punkten nur bis zur Höhe von 8000 F. oder einige 100 F. darüber auf*), und tragen auch keinen ewigen Schnee; denn ſelbſt auf den höchſten Gipfeln bleibt der Schnee im Sommer nicht liegen und eben ſo wenig erſtrecken ſich von ihnen wirkliche Gletſcher in die Thäler hinab, wenn auch in einzelnen Schluchten einige Schnee- und Eismaſſen ſich erhalten, die aber nur den Namen von Eis- und Schneegruben verdienen. Die Urſache, warum es in den Centralkarpathen keine Gletſcher und Eisfelder giebt, findet Sydow**) in der freien Lage derſelben gegen Ungarn und Galizien, in dem ungehinderten Zutritte der Winde von allen Seiten, in der vielfach unterbrochenen Höhe, in der geringen Breite ihres Hauptrückens, in der Kürze ihrer Seitenäſte und Thäler, ſo wie auf der Südſeite des Gebirges, in der heftigen Einwirkung der mittäglichen Sonnenſtrahlen. Das ganze Gebirgsſyſtem der Karpathen bietet in Rückſicht auf ſeine Erhebung und Ausbreitung einen ſehr verſchiedenen Charakter dar, und wird nach dieſem in 4 Hauptgruppen zerlegt; in die weſtlichen Karpathen, in die hohen oder Centralkarpathen, in das karpatiſche Waldgebirge und in die Siebenbürgiſchen Karpathen. Die weſtlichen Karpathen beginnen mit ihren niedrigſten Höhen, zwiſchen Theben und Preßburg an der Donau unweit der Mündung der March in dieſelbe, bilden dann in einer nordöſtlichen Richtung, zwiſchen den Thälern der March und der Waag laufend, die Mähriſch-Ungariſche Gränze und ſteigen in der Liſſa-hora, einem Berge am rechten Ufer der Oſtrawitza (Nebenfluß der Oder), im ſüdweſtlichen Theile des Oeſterreichiſch-Schleſiſchen Kreiſes Teſchen, bis zu einer Höhe von 4260 F. Dieſer Berg gewährt von ſeinem kahlen Gipfel eine überraſchende Ausſicht über Oberſchleſien, das Geſenke oder Mähriſch-Schleſiſche Gebirge in ſeiner ganzen Erſtreckung und über einen Theil der Karpathen. Von dieſem weſtlichen Theile der Karpathen laufen Aeſte in das Innere Mährens und nähern ſich ſehr dem Geſenke (auch Debrata) oder Mähriſch-Schleſiſchen Gebir-

---

*) Doch hat der Büdös (Büdöſch) in der Oſtkette der Siebenbürgiſchen Karpathen, nach Angabe des oben angeführten Oeſterreichiſchen Geographen Wimmer 9175 Wiener Fuß Höhe.

**) Sydow, Bemerkungen auf einer Reiſe im J. 1827 durch die Beskiden nach den Centralkarpathen. Berlin 1830.

ge, das als der ſüdöſtlichſte Zug der Sudeten, von den Glatzer Gebirgen abgeht, an der Gränze von Mähren und Oeſterr. Schleſien ſich herabſenkt, und an der Quelle der Oder endet und nach der gewöhnlichen Anſicht das Verbindungsglied zwiſchen den Sudeten und Karpathen machen ſoll. Allein nach Sydow ſind die Karpathen vielmehr von dem Geſenke durch eine weite Berglücke und durch das breite, flache obere Oderthal getrennt. Von der Liſſa-hora an laufen die weſtlichen Karpathen, durch die von Teſchen im Oeſterr. Schleſien über den Jablunkapaß nach Ungarn führende Kaiſerſtraße durchſchnitten, in einer öſtlichen Richtung an der Schleſiſch-Ungariſch- und hernach etwas nordöſtlichen Richtung an der Galiziſch-Ungariſchen Gränze bis zu der Babia-Gura, einem 5400 F. hohen Berge am Urſprunge der Raba (Nebenfluß der Weichſel), erheben ſich 2000 bis 4600 F. über das flache Weichſelthal und folglich zu einer Höhe, hinter welcher alle Gebirge des nördlichen und mittlern Deutſchlands weit zurückbleiben; denn ſelbſt die Schneekoppe im Rieſengebirge erhebt ſich nur 3900 F. über die Fläche bei Hirſchberg. Die Anwohner nennen den Rücken des Gebirgs „Beskiden“ von dem Worte Bjeskid (Kamm); und dieſer Namen iſt demnächſt auf das ganze Gebirgsſyſtem von der Babia-gura (Weiberberg) bis zu Liſſa-hora (Kahle Berg) und über dieſe hinaus übertragen worden. Dieſe Beskiden ſind mit wenigen Ausnahmen bis auf ihre höchſten Gipfel mit Tannen- und Fichtenwaldungen bedeckt, und auf ihrem Hauptrücken ſind dieſe Waldungen oft ſo finſter und ſo wenig durch Wege für das Fuhrwerk zugänglich gemacht, daß man ſie wohl für Urwaldungen anſehen könnte.

Die Centralkarpathen bilden den erhabenſten und intereſſanteſten Theil des ganzen Karpathiſchen Gebirges, ſind von Flüſſen oder Hochebenen nach allen Seiten umgeben und durch ſie gleichſam von der übrigen Maſſe der Karpathen abgelöſet. Sie nehmen den ganzen Raum zwiſchen der Arva, der obern Waag, dem Poprad und obern Dunajec (Nebenfluß der Weichſel, in den der Poprad geht) ein und beſtehen, außer dem nordöſtlichen und dem weſtlichen Vorgebirge, aus dem Tatragebirge und den Liptauer Alpen, die weſtlich von der Tatra ſind, und haben eine Länge von 18 bis 19 und eine Breite von 2 bis 3 Meilen. Wenn man ſich den Centralkarpathen von der Nordſeite, z. B. von Neumark (Nowytarg) in Galizien nähert, ſo gewähren ſie einen majeſtätiſchen Anblick; man überſieht faſt das ganze Gebirgsſyſtem in ſeiner 19 M. langen Erſtreckung von der Zipſer Magura bis über den Chocs hinaus im S. W., und erkennt ſeine Gliederung. Wie eine mächtige Mauer, deren Zinnen ſich bis über die Wolken erheben, ſteht es da. Ueber die hohe allgemeine Erhebung ſeines Hauptrückens ragen zahlreiche Spitzen empor, nirgends ſieht man Abrundung und kuppelförmige Berg-

gipfel. Alles iſt ſcharf, gezackt, eckig, gerändert, kahl und öde, und aus mehreren im tiefen Dunkel liegenden Einſchnitten leuchtet hell der Schnee in weite Ferne. In ſchmalen Streifen zieht der Hauptrücken ſich von den Einſattlungen bis in die Thäler hinab. Die Wälder, welche die untere Region des Gebirges einnehmen, erblickt man wie einen ſchmalen dunkelblauen Gürtel. Die Tatra und die durch das Thal der ſtürmiſchen Bela und Bialka davon getrennten Liptauer Alpen zeichnen ſich in dieſen Centralkarpathen durch ihre ſchmalen Gebirgskämme, die Menge der gezackten Bergſpitzen, die jedoch durch Verwitterung und das dadurch bewirkte Herabſtürzen großer Felſenmaſſen in die Thäler ſich immer mehr abrunden, durch ihre ſchauerlichen, engen, häufig noch unausgebildeten Thäler mit vielen Gebirgsſeen, von den Anwohnern Stav oder Meeraugen genannt, und durch ihre gänzliche Unwirthbarkeit aus; nur ein Ort, das Dorf Koscielisko liegt in ihren hohen Felſenmaſſen, die wie der Kern des Gebirgsſtocks aus Granit beſtehen. Raſch und mit einmal erheben ſie ſich über die 2000 F. hohen, wieder von einem Kranze niederer Gebirge umſchloſſenen Hochebenen ihres nördlichen und ſüdlichen Fußes bis 6000 F. und noch darüber, und erſcheinen eben dadurch impoſanter, als viele höhere Gebirge anderer Gegenden. Die Tatra, der Hauptſtamm des Gebirgsſtocks iſt der höchſte Theil, ſteigt zu einer Höhe von 7000 und mit einzelnen Spitzen bis zu 8000 und noch höher, und fällt von der Lomnitzer Spitze an gegen W. in den Liptauer Alpen von 6600 bis 5000 F. ab. Die höchſten Bergſpitzen in der Tatra ſind: die Lomnitzer Spitze, 8200 F. hoch, die Eisthalerſpitze, wahrſcheinlich noch höher, der Krywan, 7500 bis 7600 F. hoch, die Käsmarker Spitze 7300 F. hoch ꝛc.; und in den Liptauer Alpen: der Rohacs, der Raczkowa, beide etwa 6600 F. hoch, der Tomanovo bosko, wohl von gleicher Höhe, der Tomanovo Polsko etwa 6000 F. hoch ꝛc. Die Waldregion nimmt den niedern Theil des Gebirges ein und reicht bis 4200 F. hinauf; die darauf folgende Region des Krummholzes bis 5600 und hier und da bis 6100 F. und endlich die Alpenregion bis zu den höchſten Gipfeln hinauf; und hier weiden Rindviehheerden bis zu dem Kamme des Gebirges hinauf. Gemſen findet man nur in den höchſten Regionen des Gebirges, vorzüglich am Krywan, ſie werden aber mit jedem Jahre, wegen der ſtarken Verfolgung, immer ſeltener; auch der Steinbock ſoll ſich hier aufhalten.

Der Lomnitzer und der Käsmarker Spitze, welche von der erſtern nur ein Paar 100 Klafter entfernt iſt, hat man den Namen Gabel gegeben, weil ſie vom Koperſchachter Thale aus geſehen, eine ungeheure Felſengabel darſtellen. Die Lomnitzer Spitze wird jeden Sommer häufig erſtiegen, obgleich dies mit außerordentlicher Anſtrengung verbunden iſt. Sie hat mehrere Abſtu=

fungen, die terraſſenförmig über einander geſchichtet ſtehen, und kaum hat man eine derſelben erreicht, ſo ſtarrt ſchon eine zweite entgegen, die mit erneuerten Kräften gewonnen werden muß, und ſo gelangt man endlich nach mehreren dieſer chaotiſch über einander gethürmten Bergſchichten auf die letzte und höchſte Lomnitzer Spitze, welche auf ihrer größten Höhe abgeſtumpft iſt, und oben eine faſt 24 Q. Klafter betragende ovale Fläche hat, aus welcher einige Klafter hohe, kleine Spitzen hervorragen; der übrige freie Platz iſt mit Moos bedeckt. Die Offiziere des Oeſterr. Generalſtabes haben hier das Jahr der Meſſung mit koloſſalen Buchſtaben und Zahlen einmeiſeln laſſen. Die Hoffnung auf eine bedeutende Ausſicht von der Lomnitzer Spitze wird getäuſcht, indem von dieſer ſchwindelnden Höhe, in der weiten Fläche zerſtreute, noch ſo große Gegenſtände ſich gänzlich verlieren und nur mit guten Fernröhren wahrzunehmen ſind. Wer vom Gipfel derſelben in das Kahlbacher Thal (ihr im W.) hinabſieht, dem ſchwindelt vor der erſtaunlichen Tiefe; und der Kahlbach erſcheint ihm, wie eine auf Papier gezeichnete Schlangenlinie, die ſich in verſchiedenen Krümmungen zum Thale hinauswindet.

Von dem Kryvan, welchen Sydow erſtieg, giebt derſelbe folgende Nachrichten. Er trat ſeine Wanderung von dem Wirthshauſe Belanszko, das an dem Rande des Belanszker Waſſers liegt, welches faſt auf dem höchſten Gipfel des Kryvan entſteht und gleich unterhalb ſeiner Quelle, einen der herrlichſten Waſſerfälle der Centralkarpathen bildet. Nach etwa 1½ Stunden erreicht man von dieſem Wirthshauſe den Fuß des Kryvan, wohin man anfangs einem ſehr bequemen Fußſteige durch dichte Waldungen des Südabfalles folgt; dann gelangt man bis zum obern Ende der Krummholzregion, und kommt bald auf der Kopa-Ebene an, zwiſchen dem Kryvangipfel und einem ſüdlichen, runden, 5316 Wiener F. hohen Vorberge, welcher Kopa heißt. Bis zu dieſer Ebene gebraucht man vom Fuße des Kryvan wieder etwa 1½ Stunden. Auf dieſer etwa 100 Schritte langen und 80 Schritte breiten Ebene ſieht man hart unter dem Gipfel des Kopa, die noch übrig gebliebenen Fundamente eines Gebäudes, vor dem ein eiſerner Mörſer ſteht, den man, um das treffliche Echo zu genießen, einſt hieher hat bringen laſſen. Blickt man von hier auf den Kryvan, ſo fällt ſogleich die Belanszka in die Augen, welche ſich von deſſen Gipfel wie ein breites magiſches Silberband herabſtürzt. Man ſteigt nun gegen N. unter einem Winkel von etwa 15 Graden weiter aufwärts und gelangt nach einer Viertelſtunde auf dem Prehibba-oder Nepihibbu-Rücken an, der über 100 Schritte lang iſt und etwa 6000 F. über dem Meere liegt. Bis zu ihm kann man mit der größten Bequemlichkeit auf einem breiten Fußſteige reiten. Er trägt die üppigſte Vegetation, eine Menge Alpenkräuter wuchert auf ihm in größter Fülle, viele Moosarten

und beſonders das Isländiſche Moos umklammern die Steinhaufen, die an einzelnen Stellen wie zuſammengetragen liegen. Von da er ſteigt man endlich unter einem Winkel von etwa 25 bis 35 Grad den hohen kegelförmigen Gipfel des Krywan, der ſeiner ganzen Höhe nach mit großen Trümmern überdeckt, aber keineswegs ganz ohne Vegetation iſt. Zwiſchen den Felsblöcken haben ſich hin und wieder Raſenplätze und Kräutermatten, jedoch immer nur von geringem Umfange gebildet; aber man erblickt auch in den tiefen Klüften, die nicht von den Sonnenſtrahlen getroffen werden können, Schnee- und Eismaſſen, doch immer nur von geringem Umfange. Am bequemſten, allein nicht ohne Gefahr, klettert der, welcher den Schwindel nicht zu fürchten hat, zur Krywanſpitze hinauf, auf dem grätigen, nur etwa 5 bis 10 Schritte breiten Rücken hart an dem mehrere 1000 F. faſt ſenkrecht hinabſtürzenden Abfalle zum Koprowaer Thale, weil hier die Steinſchichten oder großen Trümmer gleichſam eine Treppe bilden. Nach etwa 2 Stunden von der Kopa-Ebene hat man den Gipfel erreicht und ſteht faſt 7700 F. über dem Meere; allein es bietet ſich nicht die Fernſicht dar, die man erwartete. Am intereſſanteſten iſt der Blick gegen N. O., weil man den wunderbar verſchlungenen, ſcharfen und zakkigen Kamm überſieht, der den Krywan mit dem Hauptrücken verbindet. Kurze, ſcharfe und grätige Seitenäſte gehen von ihm gegen S. O. und N. W. aus, und ſtürzen ſo ſteil ſich hinab, daß keine Vegetation an ihren glatten Felswänden haften kann. Zu beiden Seiten dieſes Kammes erblickt man in ſchauerlichen Felſenbecken einige dunkelgrüne Seen liegen, die nur noch düſterer die Entſetzen erregenden Formen dieſer furchtbaren Felsmaſſen zurückſpiegeln. Sieht man auf den Krywan ſelbſt, ſo hat er die Geſtalt eines gegen S. geöffneten Hufeiſens, deſſen eine Seite durch die Koppa-Kuppe und die andere durch einen dieſer ganz ähnlichen Berg (Nad-Pavlova) gebildet wird. In der Mitte beider liegt das Baſſin, in welchem die Belanska, nachdem ſie vom Krywan herabgeſtürzt iſt, ihre Waſſer ſammelt, und das mit Trümmern jeder Größe und Art angefüllt iſt. Auch die kleine Fläche der Krywanſpitze bildet einen gegen S. geöffneten, aber ganz flachen Bogen. Sie iſt von N. gegen S. etwa 8 bis 10 Schritte breit und von O. gegen W. 15 — 20 Schritte lang und wird jetzt durch das in ihrer Mitte erbaute und durch eine Maſſe von Felsblöcken befeſtigte trigonometriſche Signal ſehr beſchränkt. Gegen S. und N. ſtürzt der Krywan-Gipfel am ſteilſten und in letzterer Richtung 4100 F. faſt ſenkrecht hinab. Wenn man in die ſchwindelnde Tiefe des Koprowaer Thales zu der ſtürmiſchen Bela hinabſehen will, ſo kann es nur, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, liegend geſchehen.

Die Gebirgsſeen der Centralkarpathen machen auch eine Merkwürdigkeit derſelben aus, und von ihnen iſt unter dem Volke

die Sage verbreitet, daß ſie mit dem Meere in unterirdiſcher Verbindung ſtänden, gleichſam deſſen Augen im feſten Lande (daher ihre Namen Meeraugen) wären und in Bewegung geriethen, wenn die Fluthen des Meeres von den Stürmen ungewöhnlich erregt würden. Dieſe Alpenſeen liegen in einer Höhe von 4000 bis 6300 F., in tiefen Thälern von 2000, wohl 3000 F. hohen Felſenwänden umſchloſſen, und viele ſind daher noch im Julius, ja ſelbſt im Auguſt mit Eis bedeckt. Sie haben eine große Tiefe, und gewähren durch die ihnen eigenthümliche grüne, oft ins ſchwärzlich-grüne übergehende Farbe eine ungewöhnliche Erſcheinung. Der größte unter ihnen iſt der große Fiſchſee, aus welchem die Bialka abfließt. Er hat eine Breite von 4 bis 500, eine Länge von 1600 und einen Umfang von 4200 Schritten und iſt auf drei Seiten von hohen Felſen- oder Bergmaſſen umgeben; beſonders umringen ihn auf ſeiner Südſeite 2000 bis 3000 F. faſt ſenkrecht abſtürzende Granitmaſſen mit ſpitzigen Kuppen, worunter der Mönch durch ſeine einer menſchlichen Figur ähnliche Geſtalt, ſeine ſcharfe Spitze und ſeinen faſt ſenkrechten, Staunen erregenden Abſturz zur Waſſerfläche vorzüglich ſich auszeichnet. Auf der Nordſeite umgiebt ihn bloß ein etwa 60 — 80 F. hoher Wall zertrümmerten Gebirges, durch deſſen Mitte ſich der See ſeinen Abfluß gebahnt hat.

Weit kleiner iſt der Grüne See, nämlich derjenige (denn es giebt mehrere grüne Seen in den Centralkarpathen), welcher in dem rechten Nebenthale des nach Käsmark führenden Weißwaſſerthales ſich befindet, und von dem 800 F. noch höher gelegenen rothen See Zufluß erhält. Dieſer grüne See, etwa 300 Schritte im Umfange groß, liegt 4700 bis 4800 F. über der Meeresfläche und hat ein kryſtallklares Waſſer vom reinſten Geſchmacke, das aber eine meer- oder ſmaragdgrüne Farbe zurückſtrahlt. Seine Ufer ſind mit großen und kleinen Granitblöcken bedeckt. Der ſüdliche Thalrand des Sees wird von der 2600 F. ſich über den Waſſerſpiegel erhebenden Käsmarker und der weſtliche von den letzten Abfällen der 3300 F. über das Thal aufſteigenden Lomnitzer Spitze und von dem mittleren Grate gebildet. Die in dieſem impoſanten Keſſelthale herrſchende feierliche Stille wird nur von dem Geplätſcher der von einer Höhe von faſt 1000 F. über Klippen und zum Theil unter einer Brücke von ewigem Schnee herabſtürzenden Gewäſſer unterbrochen. Einen beſonders ſchauerlichen Anblick gewähren die Felſenmaſſen, auf welchen die Käsmarker Spitze ruhet. Sie ſteigen vom Ufer des Sees faſt ſenkrecht auf. Kein Geſträuch, keine Pflanze bekleidet ihre ſchroffen Abhänge, aus welchen überall kleinere und größere Felſenzacken in den drohendſten Geſtalten empor ragen. Eine Reihe von 5 Felſenthürmen zeichnet ſich unter ihnen beſonders aus. Hinter dieſen Thürmen, die durch eine Reihe kleinerer Felſenzacken mit einander verbunden

ſind, krümmt ſich eine tiefe Felſenſchlucht vom grünen See bis zu einer Höhe von etwa 1800 F. über deſſen Waſſerſpiegel an der Käsmarker Spitze hinauf.

Das Karpathiſche Waldgebirge, als der dritte Haupttheil des ganzen Karpathengebirges, iſt der niedrigſte und ſehr flach. Es reicht vom Poprad bis zum Urſprunge der Theiß und des Pruth, immer längs der Galiziſch-Ungariſchen Gränze, und ſtreckt mehrere Aeſte ſowohl in das Innere von Galizien als Ungarn aus; einer von den letztern läuft in die wegen ihres Weinbaus bekannte Hegyallya aus, die auf ihren ſüdlichen Abhängen den köſtlichen Tokaier erzeugt.

Endlich die Siebenbürgiſchen Karpathen, der 4. Theil des ganzen Gebirges, laufen von dem Urſprunge der Theiß und des Pruth, wo das Karpathiſche Waldgebirge endet, in ſüdlicher Richtung und in einer Doppelkette durch die Oſtſeite Siebenbürgens, längs der Gränze der Moldau, dann umziehen ſie die Südſeite Siebenbürgens, längs der Gränze der Wallachei, werden von der Aluta beim Rothenthurmpaſſe durchbrochen, ſetzen weiter weſtlich ihren Zug an der Südſeite Siebenbürgens fort und laufen dann ſüdweſtlich durch die Banatiſche Militairgränze bei Orſova zur Donau, indem ſie die letzten Felſenengen dieſes Stromes bilden und ſich daſelbſt endigen. Die Siebenbürgiſchen Karpathen umſchließen nicht allein die Oſt- und Südſeite Siebenbürgens, ſondern es läuft auch von der Hauptkette, welche die Oſtſeite durchzieht, eine Nebenkette längs der nördlichen und weſtlichen Seite Siebenbürgens gegen Ungarn, welche man auch das Siebenbürgiſche Erzgebirge nennt. So umgürtet das Siebenbürgiſche Karpathengebirge das ganze Viereck Siebenbürgens, wie mit einem Walle, durch welchen viele Päſſe nach der Bukowina, der Moldau, Wallachei und ins Banat führen; auch breiten ſich mehrere Nebenäſte in dem Innern Siebenbürgens aus. Die Siebenbürgiſchen Karpathen erreichen in ihrer Hauptkette dieſelbe Höhe wie die Centralalpen; ja nach der Behauptung Einiger ſollen mehrere ihrer Berge die höchſten Spitzen der Centralalpen an Höhe noch übertreffen. Zu den höchſten Bergen der Siebenbürgiſchen Karpathen gehören der 8160 F. hohe Butſcheſt oder Buzesd, und der 7765 F. hohe Retyczat, (jener gleichſam der ſüdöſtliche und dieſer der ſüdweſtliche Eckpfeiler derſelben); ferner der über 7000 F. hohe Szurul (eine Felſenpyramide an dem linken Ufer der Aluta) und der über 9000 F. hohe Büdös (Büdöſch) bei dem aus Siebenbürgen in die Moldau führenden Oitoſchpaſſe. Viele Berge des Siebenbürgiſchen Karpathenſyſtems ſind noch ſehr unbekannt und man findet darin Gegenden, die außer einigen Wallachiſchen Wildſchützen oder Schafhirten vielleicht noch nie ein menſchlicher Fuß betrat.

Von folgenden Produkten des Oeſterreichiſchen Staates geben wir einige Erläuterungen.

Perlenmuſcheln finden ſich in einigen Bächen des Landes ob der Enns und in einigen Flüſſen Böhmens, z. B. in der Moldau, Wottawa, weißen Elſter ꝛc. Die Moldau liefert zuweilen Perlen von vorzüglicher Schönheit. Die Perlen werden, wie bekannt, zu den größten Koſtbarkeiten der Erde gerechnet und ſtehen in hohem Werthe. Bis jetzt kennt man hauptſächlich zwei Arten von Muſcheln, in welchen ſie am häufigſten und ſchönſten gefunden werden. Die eine gehört zur Gattung der Klaffmuſcheln und führt den Namen Perlenmuſchel. Dieſe Muſchel findet ſich in mehreren Bächen und Flüſſen Deutſchlands und anderer Europäiſchen Länder, z. B. außer den genannten Oeſterreichiſchen Ländern, in Baiern, Sachſen ꝛc. Von dieſen Perlenmuſcheln kommen die Europäiſchen Perlen, welche von geringerm Werthe als die in Aſien und Amerika gewonnenen ſind. Die berühmteſte Perlenfiſcherei Deutſchlands iſt im Königreich Sachſen, wo ſich im Voigtländiſchen Kreiſe von Adorf bis Oelßnitz in der weißen Elſter und ihren Nebenbächen Bänke von Perlenmuſcheln finden, die aber auch nur ſelten ſchöne und werthvolle Perlen liefern. Im Dresdner Naturalienkabinette zeigt man eine große Sammlung von Elſterperlen. Die andere Art der Perlenmuſcheln gehört zur Gattung der Miesmuſchel, heißt Perlenmuttermuſchel, und dieſe iſt es, welche die ſchönſten und koſtbarſten Perlen in Aſien und in Amerika giebt. Man findet die Perlen theils in dem dieſe Muſcheln bewohnenden Thiere ſelbſt, theils inwendig an der Schale. Bei Beurtheilung des Werthes und der Schönheit der Perlen kommt es auf ihre Größe, Geſtalt und Glanz, ſo wie auch auf die Farben an. In Europa hält man die weißen, waſſerhellen für die koſtbarſten; in verſchiedenen Gegenden des Orients ſtehen die farbigen in größerem Anſehen; denn man hat ſie von faſt allen Farben, gelblich, grünlich, ſchwärzlich, röthlich ꝛc. Die Perlenfiſcherei in Aſien und Amerika, wo man die Perlenmuttermuſcheln aus der Tiefe des Meeres holen muß, iſt gefahrvoll und ſchwierig. Diejenigen, welche ſich mit dieſem Geſchäfte abgeben, heißen Taucher und werden entweder in einem Korbe oder in einer ſogenannten Taucherglocke an Seilen ins Meer hinabgelaſſen. Oefters werden ſie bei dieſem Geſchäfte ein Raub der Haifiſche, weshalb ſie mit einem an beiden Enden zugeſpitzten Stocke bewaffnet ſind, den der Taucher in der Mitte faßt und wenn er von einem Haifiſch angegriffen wird, ihn in den offenen Rachen des Ungeheuers ſtößt, ſo daß dieſes, wenn es ſeine Beute zu ergreifen ſucht, die Kinnladen auf den zwei ſcharfen Spitzen ſchließt. So befeſtigt, kann es nicht ſchaden, ſondern ſchwimmt mit dem Marterſtock davon; der Taucher geht in die Höhe und holt ſich eine neue Waffe. Berühmt iſt die Perlenfiſcherei um die Inſel Ceylon in Aſien her-

um, welche mehr als 250 Schiffe beſchäftigt, die mit ihrer Mannſchaft, den Tauchern und den dazu gehörigen Werkzeugen von der Küſte Oſtindiens herkommen. Unter dem Waſſer bringt dabei der Taucher nie länger als 1½ Minuten zu, während welcher Zeit er, wenn die Perlenbank reichhaltig iſt, ohngefähr 150 Muſcheln einſammeln kann. Die meiſten dieſer Menſchen bluten aus Naſen und Ohren, wenn ſie wieder an die Luft kommen. Auch die Perlenfiſcherei in dem Perſiſchen Meerbuſen in Aſien, für welche die Bahrein-Inſeln den Mittelpunkt bilden, iſt ſehr bedeutend und liefert jährlich für 2 Mill. Fl. an Perlen zur Ausfuhr. Die Bahrein-Inſeln ſchicken jährlich an 1000 Boote und eben ſo viele die benachbarten Gegenden zu dieſer Perlenfiſcherei. Die Taucher ſind Araber und Negerſklaven, die von Jugend auf dafür erzogen werden. Sie arbeiten von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, bleiben jedesmal 2 bis 5 Minuten unter dem Waſſer und bringen dann 8 bis 12 Muſcheln herauf. In Amerika iſt die Perlenfiſcherei im Kaliforniſchen Meerbuſen in Mexico, in der Bucht von Panama und bei der Inſel Margarita in Columbien bekannt; doch ſollen die Perlenbänke bei der letztern Inſel erſchöpft ſeyn.

Die Polniſche Cochenille kommt von der ſogenannten Polniſchen Schildlaus, die an den Wurzeln des Knäuelkrauts oder Johannisbluts (Sceleranthus perennis) und anderer Pflanzen ſitzt und ehemals in Polen (alſo auch in dem jetzigen Galizien) häufig geſammelt und zum Färben gebraucht wurde; allein die Einführung der Amerikaniſchen Cochenille hat dieſe ſchlechtere Sorte verdrängt. Man ſehe hierüber auch die Artikel Kermeseiche S. 104 und Cochenille S. 120.

Der Waid iſt ein Färbekraut, das an den Ufern Europäiſcher Meere und Flüſſe wild wächſt. Die Wurzel iſt rübenartig und dauert 2 Jahre; der vieräſtige Stengel wird 3 bis 4 F. hoch und trägt kleine gelbe Blumen, worauf Schoten, jedes mit einem Samenkorn, zum Vorſchein kommen. Man bauet aber auch den Waid an manchen Orten Deutſchlands und anderer Europäiſchen Länder. Beſonders wurde der Waid ſonſt ſehr ſtark in Thüringen gezogen, allein die Einführung des Indigo, der eine viel ſchönere blaue Farbe giebt, hat den Waidbau ſehr vermindert. Doch kann man den Waid nicht entbehren, da der Indigo zwar ſchön, aber nicht dauerhaft färbt, der Waid hingegen eine nicht ſchöne blaue, aber haltbare Farbe giebt. Man pflegt alſo beide Farbeſtoffe mit einander zu verbinden, wenn man dauerhaft und ſchön blau färben will. Die Blätter des Waids werden im Jahre dreimal abgeſchnitten (doch ſind die zuerſt abgeſchnittenen die beſten), gewaſchen, getrocknet, auf einer Stampfmühle gemahlen und zu Ballen oder Kugeln geformt, und ſo an den Waidfabrikanten verkauft, der durch weitere Behandlung ſie zum Blaufärben geeignet macht.

Der Saflor iſt ein Diſtelgewächs, welches ſtachelige Blätter und 2 Fuß hohe äſtige Stengel hat, an deren Spitzen ſchuppige Köpfe entſtehen, die ſich nachher öffnen und ſchöne gelbe Blumen zeigen, welche der eigentlich nutzbare Theil dieſer Pflanze ſind, und einen gelben und rothen Farbeſtoff enthalten, um derenwillen der Saflor ſorgfältig in einigen Gegenden Ungarns, Deutſchlands, Frankreichs ꝛc., beſonders aber in Aegypten und Oſtindien gezogen wird. Der beſte Saflor iſt der Levantiſche und Aegyptiſche und kommt unter dem Namen Türkiſcher in den Handel. Ehemals war in Thüringen und in den Rheingegenden ſtarker Saflorbau. Zum Gelbfärben wird der Saflor wenig, dagegen mehr zum Rothfärben gebraucht, vorzüglich baumwollener und ſeidener Zeuge.

Wein iſt ein Hauptprodukt des Staates; außer Galizien, Schleſien, Oberöſterreich (Land ob der Enns) und Kärnthen, nehmen alle übrigen Länder an dem Weinbau mehr oder weniger Antheil. Beſonders aber iſt Ungarn nebſt ſeinen Nebenländern das Hauptweinland der Monarchie, wo der Wein eine Stapelwaare und ſeine Gewinnung einen der wichtigſten Zweige der landwirthſchaftlichen Kultur ausmacht, woran ganz Ungarn mit Ausnahme der 7 nördlichſten Komitate, Theil nimmt. Am geringſten iſt der Weinbau in Böhmen, nach Ungarn kommen in Hinſicht des Quantums des gewonnenen Weins die Italieniſchen Provinzen Oeſterreichs, dann Siebenbürgen, dann Niederöſterreich oder das Land unter der Enns, Steyermark, Dalmatien, Illyrien, Tyrol, die Militärgränze und Mähren. Ueberhaupt ſteht der Oeſterreichiſche Staat im Weinbau nur Frankreich nach; im letztern Lande ſind dem Weinbau gegen 370 Q.M., und im Oeſterr. Staate 194 Q. M. gewidmet, wovon ⅔ allein auf Ungarn nebſt Kroatien und Slavonien kommen. Das Weinprodukt der ganzen Monarchie kann man auf 38 bis 40 Millionen Eimer ſchätzen, wovon an 25 Millionen in Ungarn und ſeinen Nebenländern gewonnen werden, wo es an 2 bis 300 verſchiedene Weinſorten giebt, und vier Volksſtämme viererlei verſchiedene der edelſten Weine bereiten: Magyaren den Tokaier, Wallachen den Meneſer, Deutſche den Ruſther und den Oedenburger und Slavonier den köſtlichen Carlowitzer Ausbruch. Auch der rothe Ofener wird ins Ausland ſtark verfahren. Weltbekannt iſt der König der Ungariſchen Weine, der Tokaier, der auf dem Karpathen-Ausläufer, Hegyallya, im Zempliner Komitate, und zwar auf einem Raume von 6 Q. M. wächſt, und ſeinen Namen von dem Marktflecken Tokai hat, nicht aber darum, weil hier der beſte Tokaier wachſe, ſondern weil dieſer Marktflecken der Mittelpunkt des Tokaier Weinhandels iſt; die edelſte Art reift bei Tarczal, einem nahe gelegenen Marktflekken auf dem Thereſienberge oder Mezes Male (Honigſeim), welcher 2 Stunden im Umfange hat. Bei der Weinleſe ſondert man aufs ſorgfältigſte die Trockenbeeren von den vollen Beeren, da nur

jene zu Ausbruchweinen brauchbar ſind. Die edelſte, köſtlichſte, aber auch ſeltenſte und theuerſte iſt die Eſſenz, worunter man jenen öligen Traubenſaft verſteht, der aus den Trockenbeeren von ſelbſt, mittelſt des Druckes ihrer eigenen Schwere, durch durchlöcherte Gefäße abtröpfelt. Fließt nichts mehr ab, ſo kommen dieſe Trockenbeeren in ein anderes Gefäß, werden ausgetreten, erhalten einen Aufguß von ordinairem Tokaier Moſt und das Produkt iſt iſt der Ausbruch zweiter Klaſſe. Wer aber Ausbruch erſter Klaſſe macht, der läßt auch die Eſſenz darin. Nach dem Ausbruch zweiter Klaſſe folgt der Maszlas; nämlich wenn der Ausbruch zweiter Klaſſe abgezogen iſt, wird der Rückſtand nochmals getreten, ordinärer Moſt darauf gegoſſen, und die letzten geiſtigen Reſte werden aus den Trockenbeeren mit den Händen gepreßt. Die geringſte Sorte iſt der Tokaier Tiſchwein. Hieraus ſieht man, daß die Erzeugung des edlen Tokaiers verhältnißmäßig gering iſt, und wenn gleich der ganze Ertrag des ordinären Tokaier Weines auf 180,000 bis 250,000 Eimer angeſchlagen wird, ſo kann davon nur ein kleiner Theil (etwa $\frac{1}{4}$) zu ächtem Ausbruch gemacht werden. Der edle Tokaier zeichnet ſich durch eine klare, goldgelbe Farbe, Fettigkeit, Süße, Geiſt, lange Haltbarkeit*), äußerſt gewürzhaften Geſchmack, balſamiſche Kraft in Fällen, wo der Sieche und Geneſende milder Stärkung bedarf, in einem hohen Grade aus. Dem Tokaier kann zunächſt der Meneſer Ausbruch wegen ſeiner Süßigkeit, ſeines Feuers und Gewürzes an die Seite geſtellt werden. Er iſt von dunkelrother Farbe, und wird in dem Arader Komitate erzeugt. Hierauf folgen in Güte die Ruſther, Oedenburger und Carlowitzer Ausbruchweine. Die beſten Ruſther und Oedenburger Weinberge liegen an der Weſtſeite des Neuſiedlerſees. Der Carlowitzer wächſt am Abhange der Fruska Gora in Slavonien, und zwar in dem Theile, welcher Syrmien heißt.

Gold. Kein Land in Europa beſitzt einen größeren Reichthum und eine größere Mannigfaltigkeit von Mineralien, als der Oeſterreichiſche, dem kein Metall fehlt, außer Platina, das bis jetzt noch nicht gefunden wurde; aber das Tellurerz, das die Karpathen einſchließen, hat ſelbſt Amerika bis jetzt noch nicht aufzuweiſen. Vorzüglich iſt kein Land in Europa ſo reich an Gold und Silber und an Kochſalz. Die an Mineralien reichſten Länder der Monarchie ſind Ungarn und Siebenbürgen, auch zugleich die goldreichſten in Europa; vornehmlich iſt Siebenbürgen das wahre Europäiſche Goldland, wo nicht nur mehrere ergiebige Bergwerke im

*) Eine angebrochene Flaſche kann, wenn ſie nur gut verſtöpſelt und verpicht, in einem kühlen, trocknen Keller aufbewahrt wird, Jahre lang aufgehoben werden, ohne daß der Wein im Geringſten an Farbe, Geiſt und Gewürzhaftigkeit oder an Wohlgeſchmack und Geruch verlöre.

Betriebe ſtehen, ſondern auch alle Flüſſe und Bäche Gold führen, und das jährlich 2000 bis 2500 Mark (etwa 10 bis 12½ Ctr., den Ctr. à 100 Pfund) liefert, ohne das viele Waſchgold, welches meiſtens von Zigeunern gewonnen wird, das der Staat gegen einen beſtimmten Preis von ihnen einlöſet. Ungarn giebt etwa 1600 Mark Gold, das wenige Waſchgold ungerechnet; iſt aber deſto reicher an Silber und Kupfer; Steyermark liefert das beſte und meiſte Eiſen; Kärnthen das meiſte und reinſte Blei; Krain hat die reichſten Queckſilbergruben und Böhmen iſt wegen ſeines Zinns berühmt. An Kochſalz ſind Galizien, Ungarn und Siebenbürgen die reichſten Länder Europas.

Braunſtein iſt ein Mineral, aus dem ſich ein eignes Metall, das Mangan genannt, gewinnen läßt. Man findet den Braunſtein nie gediegen in ſeiner eigenthümlichen metalliſchen Geſtalt, ſondern mehrentheils kalkförmig, von verſchiedenen Farben und Formen, grau, ſchwarz, roth, grauweiß ꝛc. in und mit andern Erzen, vornehmlich mit Eiſenerzen häufig vorkommend, und gebraucht ihn bei der Glasbereitung, ſo wie auch zur Porzellanmalerei und in der Chemie zu verſchiedenen Zwecken. Das aus dem Braunſtein dargeſtellte Metall (Mangan), welches aber äußerſt ſchwer rein darzuſtellen iſt, hat eine grauweiße Farbe, wenig metalliſchen Glanz, feinkörnigen Bruch, eine dem Roheiſen gleichkommende Sprödigkeit, und iſt äußerſt ſtreng ſchmelzbar. Uebrigens giebt es wenige Länder in Europa, die nicht gute Braunſteinerze hervorbrächten, wiewohl nicht überall in gleicher Menge.

Zinnober, Bergzinnober iſt ein mit Schwefel verbundenes Queckſilbererz, von ſcharlachrother Farbe, theils erdig, theils derb und kryſtalliſirt. Da dieſer Bergzinnober oder der gediegene, natürliche Zinnober nicht rein genug iſt, ſo bereitet man künſtlichen Zinnober aus Schwefel und Queckſilber. Eine der wichtigſten Zinnoberfabriken iſt zu Idria in dem zu dem Oeſterreichiſchen Königreiche Illyrien gehörigen Herzogthum Krain, die nach der Nachricht eines Reiſenden *), durch die beſchloſſene Erweiterung und Vervollkommnung dahin gebracht werden ſollte, daß ſie jährlich 1000 — 1200 Centner Zinnober liefern könnte. Den von den Holländern, beſonders zu Amſterdam und Rotterdam bereiteten Zinnober, hält man für den beſten. Man gebraucht den Zinnober als Farbe; der feinſte und beſte heißt Vermillon.

Der Serpentin iſt eine zur Talkordnung gehörige Steinart, etwas härter und von dichterm Korn als der Talkſtein (ſ. S.

---

*) Odeleben, Beiträge zur Kenntniß von Italien, geſammelt auf einer im J. 1816 unternommenen Reiſe. 2 Theile. Freiberg, 1819 und 1820.

262), fühlt ſich aber ebenfalls etwas fett an, iſt grün, braun, gelb, von verſchiedenartiger Farbenzeichnung, und findet ſich als ganze Felſen in Urgebirgen der Schweiz, Sachſens, Baierns, Tyrols, Böhmens, Oberöſterreichs, Ungarns ꝛc. In Deutſchland iſt der Serpentinſteinbruch bei Zöblitz im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen ſchon ſeit langer Zeit berühmt und es werden von der daſelbſt befindlichen Serpentinſteindrechsler-Innung Reibemörſer für die Apotheken, Doſen, Büchſen, Dintefäſſer, Vaſen ꝛc. verfertigt, welche ſonſt weit ſtärkern Abſatz fanden, als jetzt; doch gehen noch immer von dergleichen Waaren Transporte ſelbſt nach Amerika. Wenn der Serpentin aus der Grube kommt, iſt er weicher, als nachher, wenn er an der Luft gelegen hat.

Die Braunkohlen gehören zu den brennbaren Mineralien und beſtehen aus Kohlen, die von Erdharz durchzogen ſind. Sie kommen faſt nur am Fuße von Gebirgen und in Ebenen in großen Lagern vor, brennen leicht, mit einem mehr oder minder üblem Geruche, werden in holzarmen Gegenden ſtark zur Feuerung gebraucht, und erſcheinen entweder als eigentliche geformte Braunkohle, fettglänzend, auch ſchimmernd und dunkelbraun; oder als halbgeformte Braunkohle (bituminöſes Holz, Surturbrand in Island), oft ganz holzig, wenigſtens mit noch deutlichem Holzgefüge, öfters mit ſichtbarer Rinde, Jahrringen, Spuren von Inſektenfraß; oder als ungeformte Braunkohle (gemeine, muſchelige Braunkohle), bisweilen mit Samen und andern Pflanzentheilen; oder endlich als zerfallene Braunkohle (Erdkohle, Alaunerde), die man zur Gewinnung von Alaun benutzt, und wozu auch die kölniſche Umbra, die als Farbe gebraucht wird, gehört. Die Braunkohlen tragen deutliche Spuren vegetabiliſchen Urſprungs; daher Einige ſie für angeſchwemmte Holzmaſſen halten, die ſpäterhin eine Ueberlage von Sand, Thon, Gyps, Sandſtein, Mergel (die gewöhnlichen Begleiter der Braunkohlen) bedeckte; Andere glauben, daß ſie durch Waldungen erzeugt wurden, die früher ſich da befanden, wo man jetzt Braunkohlen findet, und, welche ihre Nadeln, Zweige, Aeſte ꝛc. abwarfen oder durch Alter oder auch durch Erdrevolutionen zuſammenfielen und verwitterten und bei ſpätern Ueberſchwemmungen mit obigen Mineralien bedeckt oder vermengt wurden; daher auch das häufige Vorkommen von Pflanzentheilen, als Blättern, Früchten, Aeſten, Stämmen, welche zum Theil angefreſſen ſind, ja von Inſekten und ihren Theilen, von Hirſchgeweihen und von Fragmenten von Thieren der Urwelt. Im Oeſterreichiſchen Staate giebt es große Lager von Braunkohlen, ohne daß ſie jedoch benutzt werden; hingegen im Preußiſchen Staate, in Kurheſſen, im Großherzogthum Heſſen (vorzüglich in der Wetterau), in dem Herzogth. Braunſchweig-Wolfenbüttel (in der Nähe des Elm), im Großherzogthum S. Weimar-

Eiſenach ꝛc. werden die daſelbſt befindlichen Braunkohlenlager mehr oder weniger ſtark benutzt.

Soda, oder mineraliſches Laugenſalz findet ſich in Ungarn häufig in natürlichem Zuſtande und braucht nur geſammelt und gereinigt zu werden. Beſonders iſt das Biharer Komitat daſelbſt reichlich mit Soda verſehen. Die Seen, wo ſie ſich in Menge findet, liegen zwiſchen Debreczin und Großwardein und heißen weiße Seen (fejér Tó), weil ſie im Sommer theils des auf der Oberfläche liegenden, verwitterten Sodaſalzes, theils der weißlichen Farbe des Sandes wegen ganz weiß ausſehen. Man bereitet daraus mittelſt Talgs, die ſo berühmte Debrecziner Seife und verſendet ſolche in großen Tafeln zu 6, 12, auch 25 Pfund Schwere durch ganz Ungarn, ja auch ins Ausland. Man könnte in dieſem Komitate jährlich 50,000 Ctr. der reinſten Soda leicht ſammeln. Berühmt ſind gleichfalls in Rückſicht des Sodareichthums die 6 Natronſeen in dem ſogenannten Natrumthale Unteräggptens, von wo dieſes Salz durch Karawanen abgeholt wird. Sie liegen alle auf einem Raume von 5 M. Länge und ſind 1800 bis 2400 F. breit, und durch öden Sand von einander getrennt.

Die Porzellanerde iſt der allerreinſte und feinſte Thon, meiſt röthlich-weiß, ſelten ganz weiß, feinerdig, beſteht wahrſcheinlich aus verwitterten Feldſpath, daher ſie ſehr kieſelhaltig iſt, und kommt als derbe Maſſe vor, die aus matten, ſtaubartigen, mehr oder weniger feſt verbundenen Theilen zuſammengeſetzt iſt. Uebrigens iſt die Porzellanerde im Feuer ſtrengflüßig und wird in großer Hitze ſo hart, daß ſie mit dem Stahl Funken giebt. Die Chineſen nennen dieſe Thonart Kaolin und ſie ſind unſtreitig die Erfinder des Porzellans, welches daraus verfertigt wird. Man hat die Porzellanerde von der ſchönſten Güte in China und in Japan, in welchen beiden Ländern das verfertigte Porzellan ſich durch die Schönheit ſeiner Maſſe auszeichnet. Außerdem findet man Porzellanerde oder Kaolin von trefflicher Güte in Frankreich (im Dep. Obervienne, bei der Stadt Saint Yrieix), welche vorzüglich in der berühmten königl. Porzellanfabrik zu Sevres bei Paris und in andern Franzöſiſchen Porzellanfabriken zu ſchönem Porzellan verarbeitet wird. Auch in England, in den Grafſchaften Worceſter und Derby gräbt man gute Porzellanerde; der Oeſterreichiſche Staat hat in Böhmen ſeine beſte Porzellanerde und die Berliner Porzellanfabrik gebraucht die bei Bennſtedt im Mannsfelder Seekreiſe der Preuß. Provinz Sachſen gegrabene, ſo wie die Meißner Fabrik ihre Porzellanerde von der Gegend der kleinen Stadt Aue im erzgebirgiſchen Kreiſe des K. Sachſen bekommt. Kein Land aber in Deutſchland iſt reicher an Porzellanerde, als das Königreich Baiern, wo ſie ſich an mehreren Orten, jedoch nirgends in größerer Menge, als in dem Landgerichte

Wegſcheid des Unterdonaukreiſes, vorfindet; und zugleich iſt dieſe daſelbſt aus 57 gewerkſchaftlichen Gruben geförderte Porzellanerde, nach dem Urtheile eines Sachverſtändigen, die beſte in Deutſchland, vielleicht in ganz Europa, weshalb ſie von vielen andern deutſchen Porzellanfabriken benutzt wird. In Baiern ſelbſt beſtehen jetzt 9 Porzellanfabriken, worunter die Nymphenburger die vorzüglichſte iſt.

Die Bewohner der Oeſterr. Monarchie bilden nicht Ein Volk, ſondern eine bunte Miſchung von den verſchiedenartigſten Volksſtämmen und Völkerſchaften, und außer dem Ruſſiſchen und Osmaniſchen Reiche, iſt in Europa kein Staat, der eine ſo große Mannigfaltigkeit von Völkerſchaften unter Einem Szepter vereinigte. Man bemerkt vier Hauptnationen, die ſich durch Sprache, Sitten, Charakter und Kultur auffallend von einander unterſcheiden, nämlich Deutſche, Slaven, Magyaren oder Ungarn und Italiener, wozu noch verſchiedene andere, an Anzahl weit ſchwächere Volksſtämme kommen.

Die Deutſchen, ohngefähr $\frac{18}{100}$ der geſammten Bevölkerung bewohnen das ganze Erzherzogthum Oeſterreich, mit Ausnahme weniger, von Slaven eingenommenen Striche, ganz Oberſteyermark, einen großen Theil von Kärnthen, ein Stück von Krain, Tyrol mit Ausnahme des ſüdlichen Theiles, die Gränzgegenden Böhmens gegen Baiern, Sachſen und Schleſien, die Gränzgegenden Mährens gegen Oeſterreich und Schleſien, einen Theil von Oeſterreichiſch-Schleſien, die Gränzgegenden Ungarns gegen Oeſterreich und Steyermark nebſt einem Theile des Zipſer Komitats und mehreren zum Theil ganz zerſtreuten Gegenden und Ortſchaften, ferner das Land der Siebenbürgen in Sachſen und einzelne Kolonien in Galizien; auch die Bewohner der 13 und der 7 Gemeinden in dem Venezianiſchen Gouv., die erſtern in der Prov. Verona und die letztern in der Prov. Vicenza, ſind deutſche Abkömmlinge, die noch ein verdorbenes Deutſch reden, in den Gebirgsgegenden an der Tyroler Gränze wohnen und etwa 60,000 Seelen ausmachen. Obgleich von Einer Abſtammung, ſo unterſcheiden ſich doch die Deutſchen Einwohner der Monarchie in ihrer Sprache weſentlich von einander; und es giebt ſehr viele Deutſche Mundarten, die ſämmtlich zum oberdeutſchen Dialekt gehören; mehrere derſelben ſind mit Slaviſchen Wörtern vermiſcht. Die in Oberöſterreich herrſchende Deutſche Mundart nähert ſich der Baieriſchen und iſt minder abweichend von dem Hochdeutſchen als in Niederöſterreich. Sehr abweichend iſt das Deutſche, welches die Sachſen in Siebenbürgen reden, die dieſen Namen nicht etwa deswegen führen, weil ſie bloß aus Sachſen dahin gekommen ſind, ſondern weil man vormals alle Deutſche in den Ungariſchen Ländern Sachſen hieß. Ihr Deutſch iſt eine Zuſammenſetzung aus allen Deutſchen Mundarten, und nur mit Mühe macht ſich der

Oeſterreicher dem Deutſchen in Siebenbürgen verſtändlich *). Uebrigens nehmen die Deutſchen in der Monarchie zwar nicht in Rückſicht der Zahl, aber der Kultur und des Fleißes den erſten Rang ein. Nur von den Deutſchen in Tyrol wollen wir einige Nachrichten dem Leſer mittheilen. Die Tyroler ſind im Allgemeinen ein ſchöner Schlag Menſchen von gutem Wuchs, etwas hager, mit liſtigen Augen und offenen Geſichtszügen, und von großer Körperkraft; und man ſieht hier noch Greiſe ohne alle Beſchwerde, Berg auf, Berg ab ſteigen. Ein entſtellendes Uebel ſind die Kröpfe, beſonders in einigen Thälern. Im Oberinnthale und im Puſterthale Tyrols trägt der Landmann gern ſchwarze Beinkleider, die oberhalb des Knies enden, grüne Hoſenträger über der Weſte und breite Hüte mit Bändern. Die Tyroler ſind ein harmloſes, treuherziges, religiöſes und biederes Volk, das jeden, ſelbſt den Kaiſer duzt; ſie ſind fleißig und genügſam, hochherzig und muthig, den größten Beſchwerlichkeiten und Gefahren gewachſen, freimüthig, ſcharfſinnig, fröhlich und Freunde des Geſanges und der Muſik; ihre Berge und Freiheiten über alles liebend, anhänglich an den Landesfürſten und voll Vaterlandsliebe. Sie ſind keine Freunde der Konſkription, aber freiwillig werden ſie Soldaten und vertheidigen heldenmüthig ihr Vaterland. Wer erinnert ſich aus den neuern Zeiten nicht ihres muthigen Kampfes unter Anführung des Andreas Hofer gegen Baiern und Franzoſen im J. 1809? Die Abgeſchloſſenheit in ihren Thälern hat ihnen Sprache, Sitten und Sinn herrlich bewahrt. Beſonders in den Seitenthälern des Oberinnthales hat der Tyroler noch das Meiſte von ſeinen urſprünglichen Eigenheiten behalten. Singen, Pfeifen, Muſik, Tanz und Kampfſpiele gehören zu den vorzüglichſten Beluſtigungen des Tyrolers. Kaum erſchallt die ſchlechteſte Tanzmuſik, ſo ergreift er eine Dirne und beginnt mit ihr den gewaltigen Tanz, der noch ſtärker, ſchneller und ermüdender als der Steyriſche iſt. Nebſt dem ungemein anſtrengenden Stampfen mit den Füßen, machen die Tänzer ganz beſondere Sprünge und gewaltſame Leibesbewegungen, worunter ſich das heftigſte Händeklatſchen miſcht. Bei jeder Arbeit pflegt der ſtets muntere und fröhliche Tyroler zu pfeifen; bei dem mindeſten Anlaſſe zumal im Wirthshauſe, beginnt er mit den Füßen zu trappeln, und wenn er etwas klimpern hört, das einer Muſik ähnelt, mit den Händen zu klatſchen oder an die Schenkel und Knie zu ſchlagen. Beſondere Freunde des Geſanges ſind die Alpenbewohner, deren Lieder ſelbſt in der Ferne vielen Beifall finden. Sehr allgemein iſt das Scheibenſchießen, meiſt zur Kurzweil

*) Eine Sprachprobe der Sachſen in Siebenbürgen aus der Bibel: Härr! nä lebſt dä denyen Denyer am Fridden fueren; ſtatt: Herr! nun läßt du deinen Diener im Frieden fahren.

aber auch als Kriegs- und vaterländiſche Uebung, daher man die Tyroler unter die beſten und geübteſten Schützen in Europa zählt. Da ſie ſchon als Knaben mit dem Stutzen umzugehen und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit das weit entfernte Ziel zu treffen wiſſen, ſo iſt auch die Jagdluſt unter allen Ständen die allgemein herrſchende Leidenſchaft. Die tauſend halsbrechenden Gefahren der Gemſenjagd ſchrecken den Schützen nicht ab, tagelang auf Felſen herumzuklettern, die kälteſten Winternächte, oft hungernd und durſtend, auf Klippen zuzubringen, ſich im Schnee zu vergraben und ſchlaflos auf ſeine Beute zu lauern. Obwohl den Ackerbau zahlreiche phyſiſche Hinderniſſe beſchränken, ſo weiß der Tyroler doch durch ſeinen außerordentlichen und unermüdlichen Fleiß ſelbſt dem unfruchtbarſten Boden einen Ertrag abzugewinnen, und die beſchränkte Ausdehnung des Ackerlandes zwingt ihn, jedes Fleckchen Erde auf die beſte und den Umſtänden angemeſſenſte Art zu benutzen. Kaum giebt es einen Zweig der Landwirthſchaft, der nicht in irgend einer Gegend mit Erfolg betrieben würde. Viehzucht iſt im nördlichen Tyrol und in Vorarlberg, ſo wie in den Gebirgsgegenden Südtyrols die Hauptbeſchäftigung, insbeſondere die Rindviehzucht, begünſtigt durch die trefflichen Wieſen und Alpenweiden (Almen). Wie in den Alpenländern, ſo iſt auch hier die Alpenwirthſchaft allgemein üblich. Das Vieh wird, ſo bald es die Jahreszeit zuläßt, auf das Gebirge zur Weide getrieben, und mit dem Auf- und Abzuge ſind gewiſſe Feierlichkeiten wie in der Schweiz verbunden. Die Senn- oder Almhütten, welche den Hirten zur Wohnung dienen, ſind im Allgemeinen ſo klein und einfach erbaut, daß ſie nur dem bedürfnißloſen, hartgewöhnten Bergbewohner Raum und Schutz geben. Auch fehlt es dem Tyroler nicht an Induſtrie und Betriebſamkeit. Dabei treibt ihn der Spekulationsgeiſt häufig in die Fremde, um ſich als Handwerker, Hirten und Handarbeiter zu vermiethen und nach einer Reihe von Jahren den erſparten Gewinn in die Heimath zurück zu bringen. Auch iſt der Hauſirhandel ein Haupterwerb des Tyrolers und es giebt ganze Reiſefamilien, welche ſich demſelben widmen. Einige ziehen mit Kanarienvögeln, andere mit Teppichen, getrocknetem Obſt, Oel, Wetzſteinen, Figuren aus Holz geſchnitzt, Alabaſterwaaren oder als Tabuletkrämer, Bilder- und Landkartenhändler in die Fremde und verkehren mit jenen Gegenſtänden entweder auf eigene Hand oder in Geſellſchaft.

Die Slaven bilden den zahlreichſten Volksſtamm im ganzen Staate, ohngefähr faſt die Hälfte (genauer $\frac{46}{100}$) der Geſammtbevölkerung, ſind vorherrſchend in Illyrien, Böhmen, Mähren, Galizien, in der Militärgränze und in Dalmatien, und machen in Ungarn über $\frac{2}{5}$, in Steyermark $\frac{1}{4}$, und in Niederöſterreich eine geringe Zahl aus. Der Slaviſche Volksſtamm überhaupt iſt einer

der verbreitetſten in Europa und Aſien; man ſtößt von Raguſa (in Dalmatien) am Adriatiſchen Meere aus, nach der einen Seite bis nach Kamtſchatka und in die Nähe von Japan, nach der andern bis zur Oſtſee nur auf Slaviſche Völkerſchaften, die heut zu Tage freilich nur zum Theil ſelbſtſtändig geblieben, zum Theil aber mit andern Völkern vermiſcht und von andern unterworfen ſind. Der Slaviſche Sprachforſcher Kucharski theilt die Slaviſchen Dialekte, worunter die 4 Slaviſchen Hauptſprachen, das Großruſſiſche, Serbiſche, Polniſche und Böhmiſche hervortreten, in:

A. Die öſtlichen
- a) Die nordöſtlichen, (die Großruſſiſchen):
  - aa) das Großruſſiſche,
  - bb) das Kleinruſſiſche.
  - cc) das Bulgariſche *).
- b) Die ſüdöſtlichen (die Serbiſchen):
  - aa) das Serbiſche (Illyriſche),
  - bb) das Horvaciſche (Kroatiſche),
  - cc) das Krainſche.

B. Die weſtlichen
- a) die nordweſtlichen, (die Polniſchen):
  - aa) das Polniſche,
- b) die ſüdweſtlichen (die Böhmiſchen):
  - aa) das Niederlauſitziſche (Wendiſche),
  - bb) das Oberlauſitziſche (Wendiſche),
  - cc) das Böhmiſche,
  - dd) das Slovakiſche.

Im Allgemeinen charakteriſirt die Slaven, welche noch in Hinſicht der Kultur, beſonders die öſtlichen, ſehr gegen die Deutſchen und Italieniſchen Bewohner der Monarchie zurückſtehen, Abhärtung, Frugalität in der Koſt, Beſchränkung auf wenige Bedürfniſſe, große Unreinlichkeit am Körper und im Innern ihrer Wohnungen, ausnehmende Liebe zu geiſtigen Getränken, großer Leichtſinn und Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, gegen Lob und gegen Tadel, Fröhlichkeit, Gaſtfreundſchaft und Anhänglichkeit an ihre alten Begriffe, Sitten und Gebräuche. Dabei haſſen ſie die Deutſchen und die Magyaren, weil ſie in ihnen ihre Unterdrücker ſehen, ſind aber ihrem Landesfürſten ergeben und vortreffliche Krieger. Von den Slaven wohnen beſonders folgende Zweige im Oeſterreichiſchen Staate:

1) Die Czechen oder Tſchechen, welche in Böhmen und in den daſſelbe begränzenden Theilen von Mähren, die bei Wei-

---

*) Das Bulgariſche gehört zu den nordöſtlichen Dialekten, nicht als wenn es in den nordöſtlichen Gegenden geſprochen würde, ſondern weil es mit dem Großruſſiſchen, das in Rückſicht auf die andern Mundarten, nordöſtlich ſich findet, gleiche Merkmale hat.

tem überwiegende Volkszahl ausmachen und wohl die cultivirteſten unter den Slaven ſeyn möchten, auch eine vorzügliche Anlage zur Muſik beſitzen. Ueberhaupt ſtehen die Czechen an Fähigkeiten keinem Volke des Oeſterreichiſchen Staates nach und haben viel natürlichen Verſtand und Faſſungsgabe, Phantaſie und Gedächtniß, ſie lernen leicht fremde Sprachen, und ſind im Studium der ernſten Wiſſenſchaften ſehr glücklich, beſonders in Mathematik und Aſtronomie. Emſiges Forſchen nach dem Grunde der Wahrheit, weit entfernt von leichtfertiger Annahme fremder Meinung, iſt ein Hauptzug des Czechen. Sein Körper iſt muskulös, ſtark und ausdauernd. In Hinſicht der Kleidung, bei der jetzt immer mehr Deutſcher Schnitt ſich verbreitet, ſind bei dem weiblichen Geſchlechte das hohe, bis an das Genick und Kinn hinaufreichende, ſteife, buttenförmige Mieder, zuweilen mit Gold- und Silberborten oder mit Seidenbändern beſetzt, und die Menge der faltenreichen, ſchweren Röcke zu bemerken, deren Anzahl, oft 8 bis 10 betragend, die Wohlhabenheit der Beſitzerin beurkundet, und die im Gehen durch eine eigenthümliche Bewegung wie ein Schwungrad hin und hergetrieben werden. Die Czechen in Mähren unterſcheiden ſich wenig von den Böhmiſchen, und werden insgemein mit dem Namen Horaken oder Podhoraken d. h. Gebirgsbewohner bezeichnet.

2) Die Hanaken, welche in der Mitte Mährens wohnen und ihren Namen von der Hanna, einem Nebenfluſſe der March haben.

3) Die Slovaken, ein ziemlich zahlreicher Slaviſcher Volkszweig, welcher den öſtlichen Theil Mährens und den ganzen nordweſtlichen von den Karpathen und ihren ſüdlichen Vorbergen bedeckten Theil Ungarns von der Mündung der March bis jenſeits der Städte Eperies und Kaſchau bewohnet und hier in 21 Komitaten ſich befindet, ja in 12 derſelben die alleinige oder doch vorherrſchende Nation bildet. Nach den Abweichungen ihrer Mundarten theilen ſie ſich wieder in verſchiedene Unterabtheilungen, und ſind ein kräftiges, ſchönes, fröhliches und kühnes Volk. Der Mann zeichnet ſich durch einen ſchlanken und ſchönen Wuchs, ſtarken und muskulöſen Körperbau und einen beſonders kleinen Fuß aus. Sein wahrhaft männliches Geſicht wird von einem ſchwarzen Barte geziert, ſein Auge iſt feurig, ſeine Stirn frei, ſein Auftreten kühn, ohne frech zu ſeyn, „ja ich kann verſichern, ſagt Sydow (in ſeinem ſchon oben angeführten Werke), daß ich nirgend ſchönere Männer ſah, als unter ihnen.“ Das weibliche Geſchlecht, eher klein als groß, aber breitſchultrig und wohlbeleibt, ſteht dem männlichen weit nach. Daher bewirbt ſich der Slovake ſehr häufig in einer andern Völkerſchaft, beſonders unter den Deutſchen um eine Frau und erhält faſt nie eine abſchlägige Antwort, und da die Weiber ſchnell die Sprache, die Sitten und die Gebräuche ihrer Männer

annehmen, vermehrt ſich die Zahl der Slovaken alljährlich. Die Männer tragen eng anſchließende weiße Ungariſche Beinkleider (Gatyen) reich beſetzt, und ihr Aermelkleid (Gunia) bei den Armen von einer braunen, bei den Wohlhabenden von einer dunkelgrünen Farbe, iſt der größte Staat des Mannes und bei den Begüterten mit breiten grünen Plattſchnüren benähet, und mit grünen mit Goldſchnur durchflochtenen Rundſchnüren, an denen ähnlich gearbeitete Quaſten hängen, verſehen. Letztere dienen dazu, ſie auf der linken Achſel zu befeſtigen. An Sonn- und Feſttagen ſieht man auch wohl, ſtatt der Gunia, bei einigen reichen Slovaken kurze oder längere Mantelkragen ohne Aermel, von demſelben dicken Stoffe verfertigt und ſehr reich mit grünen Plattſchnüren beſetzt. Kein Sklovake verläßt das Zimmer ohne die langgeſtielte Handaxt (Valaska), welche theils als Wanderſtab, theils als furchtbare Wurf- und Hiebwaffe gegen Thiere und Menſchen benutzt und von ihnen äußerſt geſchickt geführt wird. Selbſt nicht einmal nach der Schenke geht der Slovake ohne dieſelbe. — Bemerkenswerth iſt die große Züchtigkeit und Sittſamkeit der Slovakinnen, worüber man ſich um ſo mehr wundern muß, da der junge Mann wenigſtens einmal in der Woche, von Sonnabend zum Sonntag, mit ſeiner Geliebten in einem Bette ſchläft; aber kein Jüngling darf ſich etwas Unanſtändiges erlauben, wenn er nicht auf immer ſeine Geliebte verlieren will; und von einer natürlichen Folge dieſes Beilagers zu hören, iſt etwas ſo Seltenes, daß man im Durchſchnitt kaum das 92. Kind als ein uneheliches annehmen kann. Eine gefallene Weibsperſon muß von Stund an eine Mütze tragen oder wenigſtens die Haare mit einem Tuche bedecken. Die Slovaken treiben theils Ackerbau, theils führen ſie als Hirten während des Sommers ein Nomadenleben, theils arbeiten ſie beim Bergbau und in den Hüttenwerken, theils erwerben ſie endlich ihren Lebensunterhalt durch Hauſirhandel oder als Fuhrleute. Wer kennt nicht in Ungarn die immer ewig herumziehenden Safran-, Oel-, Leinwand-, Spitzen-, Beuteltuch-, Wachs-, Glas-, Weberkamm-, Trog-, Sieb-, Draht-, Butter-, Käſe- ꝛc. Händler, welche theils zu Fuße, theils zu Pferde und mit Fuhrwerken herumſtreichen und lauter Slovaken ſind? Manche gehen auch in das Ausland, in die Türkei, nach Deutſchland, Italien, Frankreich, ja man hat deren einige ſchon ſogar in Amerika geſehen, was beſonders von den Oel-, Safran-, Spitzenkrämern, von Leinwand-, Beuteltuchhändlern und von Drahtbindern gilt. Die Oelkrämer ſind im Thuroczer Komitate zu Hauſe; ſie bereiten ein ſehr wirkſames Oel aus dem Karpathiſchen ſo genannten Krummholze, außerdem kaufen ſie allerhand riechende und geiſtige Oele und gebrannte Waſſer in den Apotheken, ſetzen ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe zuſammen und verkaufen einen ſolchen Miſch-

maſch als Wunderessenzen in kleinen Fläſchchen mit den größten Lobeserhebungen zehnfach ſo theuer an den, der es glaubt.

4) Die Polen, welche als Hauptnation in Galizien erſcheinen, beſonders die ganze Weſthälfte dieſes Königreichs inne haben und auch im Kreiſe Teſchen des Oeſterreichiſchen Schleſiens wohnen. Die letztern nennt man gemeiniglich Waſſerpolaken und ſo weit ſie das Gebirge (die Beskiden) bewohnen, Goralen, wie in Galizien, wo die Bewohner der Ebenen Mazuraken heißen. Sie haben ihre Nationalſprache, Kleidung und Sitten, gleich ihren Stammverwandten im Königreich Polen, beibehalten; daher wir eine Schilderung derſelben auf das Ruſſiſche Reich verſparen, und hier nur einige Worte von den Goralen, und zwar zuerſt von den Teſchner Goralen ſagen. Dieſe zeichnen ſich durch einen ſchönen und ſtarken Körperbau, durch ein feuriges Auge, durch äußerſt große Gewandtheit und durch eine ſehr einfache und mäßige Lebensart aus. Von frühſter Jugend an im hohen Gebirge, oft wochenlang ohne einen andern Menſchen zu ſehen, ihre Heerden weidend, ſcheuen ſie keine Gefahr, weder im Bergſteigen, noch auf der Jagd und im Kampfe mit den wilden Thieren; daher geben ſie tüchtige Krieger und insbeſondere gute Partheigänger. Die Kleidung der Männer beſteht aus einem kurzen, bis an den Gürtel reichenden Hemde, weißen eng anſchließenden Ungariſchen Hoſen und Sandalen. Ein breiter Gürtel verbindet entweder das Hemd mit den Hoſen, oder wird unter erſterm getragen. Ueber die Schulter werfen alle die Gunia (einen kurzen, härenen Mantel von brauner Farbe) und in ihrer Rechten führen ſie ſtets eine Art Streitaxt mit langem Stiele, die zugleich als Stab dient. Die ſittliche Bildung bei dieſem Naturvolke iſt größer, wie man ſie erwarten ſollte, und die Jungfrauen zeichnen ſich durch ihre äußerſte Sittſamkeit aus. Nicht ſo vortheilhaft iſt die Schilderung, welche Sydow von den Galiziſchen Goralen macht; ſie ſind zwar eben ſo körperlich wohl gebildet, als ihre Nachtbarn, die Schleſiſchen Goralen, allein ihre Sitten ſehr verdorben; denn Ausſchweifungen, Trunkſucht und Dieberei herrſchen unter ihnen; dabei ſind ſie rachſüchtig, gauneriſch und verſchlagen, ja ſie ſtehen in dem Rufe der Räuberei. In der Lebensart und Tracht gleichen ſie den Teſchner Goralen. Als Helfershelfer der Juden, in deren Solde ein großer Theil von ihnen ſteht, ſind ſie ſehr gefürchtete Schleichhändler; doch ſtets thätig, fröhlicher Gemüthsart, ihrem Herrn, dem ſie dienen, treu und zu allen Arbeiten geſchickt; auch nicht ohne eine gewiſſe Frömmigkeit; hoch achten ſie den geleiſteten Eid und ihren Handſchlag.

5) Die Rußniaken, Ruthenen, Kleinruſſen (Oroszok) Abkömmlinge der Ruſſen, beſonders zahlreich, ſowohl in dem öſtlichen Theile von Galizien (in O. des Sanfluſſes,

wovon man die Bewohner der Ebenen insgemein Rothreußen und die Bewohner der Karpathengegenden Pokutier nennt), als auch im nordöſtlichen Theile Ungarns, wo ſie die Karpathengegenden von den Wohnſitzen der Slovaken an bis an die nördliche Siebenbürgiſche Gränze bewohnen und nach ihren Dialekten in Eſopaki, Szotaki, Liſſaki und Lemaki unterſchieden werden. Die Eſopaki und Szotaki ſollen ſich ſo vortheilhaft vor den Liſſaki und Lemaki auszeichnen, daß ein Fremder ſie kaum für einen und denſelben Volksſtamm erkennen kann. Die Eſopaki gleichen ihrem Aeußern nach den Slovaken faſt vollkommen, doch haben die meiſten blondes Haar und ſcheinen nicht ganz ſo groß und ſchön als dieſe zu ſeyn. Auch tragen die Männer die Gunia und die Gatyen der Slovaken. Sie ſind ein ſanftes, gutmüthiges und ſehr fleißiges Volk, Bekenner der römiſch-katholiſchen Kirche, während die meiſten Ruthenen der andern Dialekte ſich zur Griechiſchen, ja einige Szotaken zur proteſtantiſchen Kirche bekennen. Ihr Familienleben iſt patriarchaliſch, ſelten trennt ſich ein Glied von der Familie und daher wohnen in einem kleinen Häuschen oft 30 und mehr Perſonen friedlich bei einander. Der Vater führt das Szepter der Familie; alles wird von ihm geleitet, ſogar die Beſchäftigungen der Weiber. Nach den Fähigkeiten ſeiner Kinder und Schwiegertöchter vertheilt er die Arbeiten. Sein fähigſter Sohn, gleichviel ob er der älteſte oder jüngſte iſt, erhält nach ſeinem Tode das Hausregiment. Alles gehorcht ſeinen Befehlen. Ein anderer Sohn muß den Viehhandel treiben, ein dritter als Fuhrmann in ferne Gegenden ziehen; und ſind noch mehrere Söhne vorhanden, ſo müſſen dieſe entweder mit Eiſenwaaren handeln oder Drahtbinder werden. Den Eſopaken gleichen ſehr die Szotaken, welche bloß in dem Zempliner Komitate wohnen, und bei welchen auch das Hausregiment patriarchaliſch iſt. Vorzüglich bemerkenswerth iſt es von ihnen, daß Männer und Weiber faſt durchaus weißes Haar haben. Auch die Szotaken excelliren wie die Eſopaken in der Fuhrmannskunſt. Beide, ſo wie überhaupt die Ruthenen, heirathen ſehr früh; Mädchen von 12 Jahren verheirathet zu ſehen, iſt etwas ſehr Gewöhnliches; doch nehmen ſie nie ihre Frauen aus fremden Volksſtämmen, und wohnen, um jede Vermiſchung mit andern zu vermeiden, lieber in zerſtreut liegenden Häuſern und in abgelegenen Thälern. Als fleißige Ackerwirthe beſtellen ſie ſorgſam ihre Aecker und treiben außerdem einen nicht unbedeutenden Viehhandel. Aeußerſt ſchonend gehen ſie mit ihren Pferden um; ja aus Schonung für ſie geht der Fuhrmann ſtets zu Fuße, und bloß Knaben ſetzen ſich auf das Sattelroß, um die Pferde weniger zu belaſten. Daher gewöhnt ſich die Jugend frühzeitig zum Reiten und Fahren, und man wundert ſich öfters, 3 bis 6 Pferde von einem kleinen Weißkopf, den man kaum recht auf dem Sattel bemerken kann, gehörig lenken

zu ſehen. Ihre Geſpanne beſtehen aus 3 bis 6 Pferden, und in jedem müſſen ſie einen Schimmel haben, theils aus Liebhaberei und Aberglauben, theils um während der Nacht die gekoppelten Pferde beſſer auf der Weide ſehen zu können.

6) Die Wenden oder Winden, die richtiger Slowenen genannt werden ſollten, wohnen in Unterſteyermark, in einem kleinen Theile des ſüdweſtlichen Ungarn an der Steyermärkiſchen Gränze (wo man ſie unrichtig Vandalen nennt), und am zahlreichſten im Königreich Illyrien, wo ſie hauptſächlich ihren Sitz in dem Herzogthum Krain haben.

7) Die Kroaten oder Sloweno-Horwaten leben in dem größten Theile des Civil- und Militärkroatien und in einem kleinen Theile des ſüdweſtlichen Ungarn, dann noch in einzelnen Niederlaſſungen in Oeſterreich und Mähren. Die Uskoken (Entflohene, Ueberläufer) ſind Serben oder Kroaten; ihr Namen Uskoken iſt ihnen nur als Türkiſchen Flüchtlingen beigelegt worden. Die Kroaten ſind groß und ſchlank, die Männer von ſchönſtem Schlage, furchtbarem Blicke, gegen jede Witterung abgehärtet und von einem ſehr kriegeriſchen Geiſte; beſonders gilt dies von den Kroaten, welche die Gebirgsgegenden bewohnen, und unter dieſen ſind die Likkaner Kroaten durch ihre Größe, bewundernswürdige Stärke und ihren Muth ausgezeichnet; Hals und Bruſt tragen ſie bloß, im Gürtel hängen die Piſtolen, ein Säbel (Hanſchar) und die Tabakspfeife, über dem Rücken hängt eine lange Flinte von türkiſcher Form, oft zierlich eingelegt, und bei Regenwetter und Schnee wird ein ſcharlachrother Mantel mit Kapuze übergeworfen. Sogar das Weib führt Piſtole und Meſſer im Gürtel. Bei den Kroaten herrſcht noch ein Hauptzug der alten patriarchaliſchen Sitten; denn es wohnen 5 bis 6 Familien in einem ſehr beſchränkten Hauſe, in dem möglichſt beſten Verhältniſſe zuſammen. Der älteſte Mann iſt unter ihnen unter dem Namen des Goſpodar (Herrn) das unumſchränkte Oberhaupt, vertheilt die Arbeiten und alles gehorcht ihm. Sein Weib oder in deren Ermangelung das älteſte Weib, hat den Namen der Goſpodina oder Staramajko (Frau oder Altmutter), und führt die Oberaufſicht über die Kinder.

Endlich 8) die Slavonier in Slavonien und im Bacſer Komitate Ungarns; 9) die Serben (Serbler, Illyrier) insgemein Raizen, Raazen, Rascier genannt, größtentheils mit den Slavoniern vermiſcht, in Slavonien, im ſüdlichen Ungarn und im ſüdlichen Theile des Banates, mit den Serben in Serbien von gleicher Abſtammung; und 10) die Morlaken in Dalmatien, beſonders in den Gebirgsgegenden dieſes Landes, welche im 14. Jahrhunderte eingewanderte Serben und Bosniaken ſind.

Die **Magyaren** oder Ungarn, die dritte Hauptnation der Monarchie, machen ohngefähr nicht ganz ein Siebentel der Geſammtbevölkerung aus. Ihr Urſprung und ihre Abſtammung iſt noch ungewiß; daß ſie im 9. oder 10. Jahrhunderte aus Aſien in Ungarn einwanderten, darüber iſt man einverſtanden. Gewöhnlich hält man ſie für Abkömmlinge eines Finiſchen Volksſtammes, der in Gemeinſchaft mit Tatariſchen Völkern ſich zu einem eigenen Volksſtamme ausbildete, und vor ſeiner Einwanderung in Aſien, ſeine Wohnſitze zwiſchen den Quellen des Tobol und des Jaik (jetzt Ural) hatte. Andere wollen ſie für keine Finiſchen Abkömmlinge, ſondern für Stammverwandte der Tataren und Türken halten und ihre urſprüngliche Heimath an den Ufern des Kuma ſuchen. Sie bewohnen den mittlern, geſegnetſten, ebenen und fruchtbaren Theil Ungarns, ohne die Gränzen des Landes zu berühren, die auf allen Seiten von andern Völkerſchaften eingenommen ſind. Sie fühlen ſich nur wohl in den Ebenen, wo alles leicht und ohne Mühe emporwächſt. Gebirge lieben die Magyaren nicht. Sie ſind in 40 Komitaten Ungarns verbreitet und zwar in 23 vorherrſchend, in 17 andern nur die Minderzahl bildend. Faſt nirgends wohnen ſie unvermiſcht. Das reinſt-Margyariſche Komitat iſt das Cſongrader. Außerdem bewohnen ſie einen großen Theil (den Norden und Weſten) Siebenbürgens; und auch die Szekler in letzterm Lande, ſo wie die **Kumanen** und **Jazyger** in Ungarn ſind Stammverwandte derſelben. Der Magyar verläugnet noch bis jetzt nicht ſeine Abſtammung von einem uralten aſiatiſchen, nomadiſirenden Volke. Er muß ungeſtört auf der Ebene ſein Roß herumtummeln, ſein Vieh auf grasreichen Fluren weiden, ohne große Beſchwerde den Ackerbau treiben, welchen er erſt von den Deutſchen und Slaven mit Erfolg zu treiben lernte, in fiſchreichen Strömen und Gewäſſern dem Fiſchfange nachgehen und die Jagd mit Gemächlichkeit treiben können. Ihre Sprache hat nicht nur einzelne Wörter, ſondern auch wichtige Regeln des innern Sprachbaues einerſeits mit den ſogenannten Orientaliſchen oder Semitiſchen und anderer Seits mit den Finiſchen Sprachen gemein, und ſcheint demnach mit allen dieſen verwandt zu ſein. Sie zeichnet ſich durch Einfachheit und Kürze, große Biegſamkeit und Nachdruck aus, und wurde früher ſehr wenig kultivirt, weil die lateiniſche Sprache nicht nur die Geſchäftsſprache, ſondern auch faſt lediglich die Schriftſprache der Gebildeten war. Seitdem aber auf der Reichsverſammlung zu Preßburg 1805 die Ungariſche Nationalſprache für die öffentliche Geſchäftsſprache erklärt wurde, iſt viel zu ihrer Fortbildung geſchehen und ſie fängt an zu einer Schriftſprache mit einer hervorblühenden Literatur ſich zu erheben. Doch iſt aber noch heut zu Tage die lateiniſche Sprache in Ungarn ſo üblich und gleichſam allgemeine Verbindungsſprache, daß ſie von einem jeden, der irgend auf Bildung Auſpruch macht, ge-

läufig geſprochen wird. Auch die Deutſche Sprache breitet ſich beim Adel und Honoratioren ſtärker aus, wozu vorzüglich viel beiträgt, daß ſie mit der Ungariſchen den Vorzug der Geſchäftsſprache theilt. Die Magyaren in den Ebenen ſind im Allgemeinen von mittlerer Größe, aber von ſtarkem Körperbau, mit breiten Schultern, muskulöſen Gliedern. So wie der Magyar ſelbſt wohlgenährt ausſieht, liebt er auch daſſelbe bei den Weibern. Bei den höhern Ständen iſt das weibliche Geſchlecht nicht ohne Reize. Behendigkeit und Leichtigkeit in den Bewegungen, ſchöne Körperhaltung, erhöhet durch eine gefällige, durchaus gleichförmige Nationaltracht, raſcher, feuriger Sinn bis zur Heftigkeit, warme Anhänglichkeit an ſein Vaterland, dem in ſeiner Meinung kein anderes Land der Welt gleich kommt, hoher Nationalſtolz, Geradheit, Biederkeit, Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe, Herzlichkeit, kriegeriſcher Muth charakteriſiren den Magyaren. Gegen den Ausländer und Fremden iſt er Anfangs kalt und ſteif, wenn er ihn aber ſeiner Zuneigung werth findet, ungemein gefällig und zuvorkommend und nicht ſelten bis zum Uebermaß gaſtfrei. Die Nationaltracht der Magyaren, welche knapp anliegt und die meiſtens ſchöne Körperform zeigt, iſt ſchön und hat etwas Kriegeriſches, beſonders da allgemein Schnurrbärte getragen werden. Pelze bis an die Knie mit Borten und ſilbernen Knöpfen beſetzt, lange knapp anſchließende Beinkleider, gleichfalls knapp anliegende Röcke, mit vielen Schnüren und Knöpfen verſehen und mit einem Gurt befeſtigt, Ziſchmen (kurze leichte Stiefeln von entweder rother oder gelber und ſchwarzer Farbe, bei den Reichern an den Abſätzen mit Silber beſchlagen) machen die Hauptſtücke des Anzugs der Männer aus. Von dieſer Nationaltracht haben auch andere Völker einen Theil ihrer Krieger nach Ungariſcher Art zu bekleiden und Huſaren in ihren Armeen einzuführen Gelegenheit genommen. Der Pelz entſpricht dem Klima des Landes, wo im Sommer, obgleich am Tage die Hitze groß iſt, die Morgen und Abende ſehr kühl und Erkältungen daher leicht ſind. Der gemeine Ungariſche Landmann gefällt ſich am beſten in ſeinem Schafpelze, der auf der glatten Seite mit Blumen von verſchiedenfarbigem Leder benäht iſt, unter denen Tulpen die Hauptrolle ſpielen; ſein Hemd reicht kaum bis an den Nabel und wird häufig mit Speck geſchmiert, weil es dann beſſer gegen Ungeziefer ſchützt; das Beinkleid hängt an keinem Hoſenträger, ſondern wird mit einem langen Riemen, der oft drei bis viermal um den Leib geſchlungen wird, über den Hüften getragen; Ziſchmen (als Fußbekleidung) und Filzhüte mit breiten oder ſehr ſchmalen Krempen vollenden den Anzug des gemeinen Landmannes. An warmen Tagen trägt derſelbe ſeinen Pelz über eine Schulter geworfen, ſo wie das Militär dieſen in Parade, entbehrt aber ein Unterkamiſol oder Dollmann. In der Ungariſchen Küche ſpielen im Allgemeinen Fleiſch, Fett und Gewürze die erſten Rol-

len; daher die Ungariſche Koſt nahrhaft und erhitzend iſt. Nationalſpeiſen ſind das ſchmackhafte ſaure Kraut (Káposzta); das Gulyás-hús, d. h. klein geſchnittenes Rind- oder Lammfleiſch, das in einer blechernen Pfanne gar gemacht und mit Paprika (Spaniſchem Pfeffer), Kümmel und Zwiebeln gewürzt wird; und das Halászlév (Fiſcherſuppe), welches bei den Fiſchern das iſt was bei den Hirten das Gulyashus. Es werden dabei allerhand Fiſche in grobe Stücken geſchnitten, in die Pfanne gethan und darauf Waſſer, Salz, Paprika, Zwiebeln geſchüttet, woraus eine köſtliche Brühe wird, in welcher die Fiſche alsdann ſchmoren. Als Brod genießt der Magyar vortreffliches Weizenbrod, welches in ungeheuer großen Laiben gebacken wird, womit die Weiber meiſterhaft umzugehen wiſſen. Melonen, beſonders Waſſermelonen, die in großer Menge im freien Felde gezogen werden, zu einer ungeheuren Größe wachſen, oft 15 bis 30 Pf. wiegen, ſind ein wahres Labſal für den gemeinen Mann in der drückenden Sonnenhitze. Der Genuß des Tabaks, ſowohl des Schnupf- als Rauchtabaks, iſt unter allen Ständen verbreitet. Von den Volksfeſten erwähnen wir nur die Weinleſen, die überall in Ungarn mit Jubel und allerlei Luſtbarkeiten begangen werden, wobei es an Pöller- und Raketenfeuern nicht fehlen darf. Vorzüglich iſt die Tokaier Weinleſe ein wahres Nationalfeſt. Es begeben ſich dahin zu dieſer Zeit unzählige Bewohner Ungarns. Viele Große, ganze Familien vom Adel, Eigenthümer irgend eines Weinberges, ſtrömen oft aus den entlegenſten Gegenden herbei. Die ganze Hegyallya iſt dann ſtark bevölkert. Gaſtereien, Tänze, Spiele und Beluſtigungen aller Art wechſeln in den Ortſchaften, auf den Weingebirgen und in den Luſthäuſern umher beſtändig ab, und die Gaſtfreiheit des Adels, ſein Hang zum Prunk offenbaren ſich hier ohne Zurückhaltung. Dieſen Beluſtigungen giebt das Zuſtrömen der Weinhändler, die aus ganz Ungarn, aus Polen und Rußland herbeikommen, wie auch das Herumſtreichen ſo mancher Taſchenſpieler, eine große Mannigfaltigkeit. Vorzüglich aber erſcheint das Leben auf den Weingebirgen faſt arkadiſch. Tauſende von Menſchen erblickt man beſchäftigt, die Gabe der Natur zu pflücken; und das Ohr ergötzen die harmoniſchen Stimmen und Geſänge, welche in verſchiedenen Sprachen die frohen Arbeiter hören laſſen. Alles freut ſich hier auf ſeine Art und Weiſe.

Endlich die Italiener, die vierte Hauptnation der Monarchie, welche nicht völlig ⅐ der Geſammtbevölkerung ausmachen, bewohnen beinahe das ganze Lombardiſch-Venezianiſche Königreich, das ſüdliche Tyrol und einen Theil der Illyriſchen und Dalmatiniſchen Seeküſte und Dalmatiſchen Inſeln, und reden die Italieniſche Sprache in zwei Hauptdialekten, dem Lombardiſchen und dem Veneziаniſchen.

Das Erzherzogthum Oeſterreich.

Von der Geſchichte deſſelben ſehe man oben die allgemeine Geſchichte des Oeſterreichiſchen Staates.

Unter den Gebirgen dieſes Landes verdient der Schneeberg, zum Unterſchied von andern Bergen dieſes Namens, Wiener auch Neuſtädter Schneeberg genannt, unſere Aufmerkſamkeit. Er iſt der höchſte Berg im Lande unter der Enns, und liegt 9 Meilen ſüdlich von Wien, im Kreiſe oder Viertel unter dem Wienerwalde. Wegen ſeiner nahen Lage an den großen Flächen Oeſterreichs und Ungarns gewährt er eine ausgezeichnete Fernausſicht, die man nur ſelten auf höheren Bergen im Hochgebirge wieder antrifft; auch findet man auf dieſem 6500 F. hohen Berge Alpennatur, und dabei läßt er ſich ohne Gefahr beſteigen; daher wird er jeden Sommer von vielen Naturfreunden beſucht. Gewöhnlich pflegen die Reiſenden in dem am nordöſtlichen Fuße des Schneebergs, jedoch ſchon faſt 1800 F. hoch gelegenen freundlichen Marktflecken Buchberg zu übernachten und von da aus des Morgens früh dieſen Berg zu beſteigen, wozu man 6 Stunden Zeit braucht. Ueber den waldigen Rücken des Hengſt, einer Voralpe des Schneeberges und durch dichte Waldungen geht es zum Kaltenwaſſer, einer Quelle, welche eine hölzerne Rinne in einen Brunnen zur Tränkung des Viehes leitet. Nun kommt man über eine Alpenweide zu einem Einbug des Berges, den Sattel genannt und 4000 F. hoch gelegen; bis wohin die Wälder ſich erſtrecken. Ein ſchmaler Fußſteig, die Schneidhöhen, führt in die Krummholzregion, und nachdem man ſich durch dieſelbe hindurch gearbeitet hat, gelangt man auf den Wachsriegel den ſüdöſtlichen ſchon 5700 F. hohen Theil des Schneeberges, und von da bis auf den Gipfel des Schneeberges braucht man eine ſtarke Stunde. Auch dieſer letzte Theil des Weges, obwohl er über Felſenſtufen führt, iſt ebenfalls ganz gefahrlos. Die Alpenhöhe wird von zwei nur wenig emporragenden Gipfeln begränzt; der ſüdlichſte davon iſt der höchſte; auf dem nördlichen, niedrigern ſteht der Kaiſerſtein, ein aus Granit gehauenes Denkmal, zum Andenken der zweimaligen Anweſenheit des Kaiſers Franz. Nur wenige Schritte entfernt iſt ein gräßlicher, äußerſt tiefer Abgrund, indem der Theil, welcher von der nördlichen Spitze herabgeht, von oben bis unten ganz kahl und ſo ſteil iſt, daß er eine einzige ungeheure Felſenwand zu ſeyn ſcheint. Dieſe Seite (die hohe Wand) iſt diejenige, welche man von Wien aus ſieht. Die übrigen Seiten ſind nicht ſo ſteil, beſtehen aus mehreren Abſätzen, hängen mit andern Voralpen zuſammen und ſind bis auf die obern Spitzen durch ihren merkwürdigen Pflanzenwuchs ausgezeichnet. Der Schneeberg iſt den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, der nie ganz in den Klüften, die in den Spalten der Felſen

ſind, ſchmilzt. Die Ausſicht vom Gipfel iſt über alle Beſchreibung ſchön. Nördlich ſieht man das Land unter der Enns wie eine Landkarte vor ſich ausgebreitet, von Wien erblickt man den Stephansthurm und einige Kirchen, die Donau wie einen Silberfaden, und in weiter Ferne ſchweift der Blick bis an die Gebirge der Mähriſchen Gränze. In S. und W. gewährt der Anblick und die Ueberſicht der langen Alpenkette das erhabenſte Schauſpiel. Der nahe Semering, der Oetſcher, die Wildalpen, der hohe Schwab, der Scheckel, der Wechſel, die Berge Oberöſterreichs und in weiter Ferne die Alpen Salzburgs und das weiße Haupt des Groß-Glockners, ja ſelbſt einige Ferner Tyrols ſind hier ſichtbar. Im Südoſten überblickt man die Ebenen Ungarns bis an die Berge von Dotis zwiſchen Raab und Ofen, und endlich im Oſten die Spiegelfläche des Neuſiedlerſees.

Wien, die Hauptſtadt des ganzen Staates und die Reſidenz des Kaiſers, liegt in einer reizenden Gegend. Im N. der Stadt ſind die mit ſchattenreichem Gehölz bewachſenen Inſeln der Donau, im W. der Josephs- oder Kahlenberg mit verſchiedenen Gebäuden und Anlagen geſchmückt, von welchen ſich eine Kette mittelmäßig hoher Berge nach Süden zieht, wo Hügel, Thäler, Gärten, Landhäuſer und Fluren angenehm abwechſeln, und im Oſten die fruchtbare Ebene, die ſich nach Ungarn zu ausbreitet. Von keiner Seite hat man eine herrlichere Anſicht dieſer großen Stadt als von der Spitze des Wienerberges im S. der Stadt bei der Spinnerin am Kreuz, einer altdeutſchen Säule von kunſtreicher Arbeit. Ueber das Häuſermeer ragt die St. Stephanskirche und über alle Thürme der Stephansthurm empor. Eine Stunde oberhalb Wien bei dem Dorfe Nußdorf, theilt ſich die daſelbſt $\frac{1}{4}$ Stunde breite, majeſtätiſche Donau in drei mächtige Arme, die ſich eine Stunde unterhalb der Stadt wieder vereinigen. Der größte dieſer Arme fließt $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von der Stadt; der ſüdliche kleinere, gewöhnlich Donaukanal genannte Arm, trennt die zwei Vorſtädte Jägerzeil und Leopoldſtadt von der eigentlichen Stadt, die mit ihren übrigen Vorſtädten am rechten Ufer dieſes Donaukanales ſich ausbreitet, über welchen 2 ſchöne Brücken mit ſteinernen Pfeilern und hölzernen Bogen (Franzens- und Ferdinandsbrücke), 2 Kettenbrücken für Fußgänger (Sophien- und Karlsbrücke) und eine neue hölzerne Fahrbrücke führen. Dieſen Donaukanal müſſen alle bei Wien vorbeigehende Schiffe befahren.

Wien beſteht aus der innern oder alten Stadt, welche in faſt runder Form ſich an das rechte Ufer des Donaukanals anlehnt, und mit der ſogenannten Baſtei umgeben iſt, d. h. einem 40 bis 50 F. hohen gemauerten Walle, der in 10 regelmäßige Baſtionen ausſpringt und welchen ein mehr oder weniger breiter Graben umgiebt. Dieſe innere Stadt iſt von den zwei Vorſtäd-

ten Leopoldſtadt und Jägerzeil durch den Donaukanal, und von den 32 andern, ſie in einem weiten Halbkreiſe umgebenden Vorſtädten, durch das Glacis oder die Eſplanade, einen mit ſchönen Baumpflanzungen und Raſenplätzen verſehenen, 160 bis 250 Klafter breiten Zwiſchenraum, getrennt. Die äußere Umgebung der letztern 32 Vorſtädte bilden die ſogenannten Linien, d. i. ein Graben mit einem 12 F. hohen Walle. Aus der innern Stadt führen 12 Thore nach den Vorſtädten, worunter das neue Burgthor, 1824 eröffnet, das prächtigſte und ſchönſte iſt und 5 Säulengänge hat, welche 2 Durchfahrten und eben ſo viele Durchgänge für Fußgänger bilden. Doch läßt ſich dieſes Thor nicht dem berühmten Brandenburger Thore zu Berlin an die Seite ſtellen.

Die innere Stadt iſt nichts weniger als regelmäßig; die meiſten ihrer 127 Straßen und Gaſſen ſind krumm und enge, ſelbſt von ungleicher Breite, die Plätze nicht ganz regelmäßig und gewöhnlich zu klein. Das Pflaſter iſt vortrefflich und durchaus aus Granitwürfeln beſtehend, die an den Seiten der Häuſer ſchöne Trottoirs für die Fußgänger bilden. Für die Reinlichkeit und nächtliche Erleuchtung iſt durchgehends ſehr geſorgt. Die Häuſer ſind alle feſt und dauerhaft gebaut, meiſt mit 4 bis 5, einige auch mit mehr Stockwerken. Viele anſehnliche Häuſer und prächtige Gebäude befinden ſich darunter, aber ein Theil derſelben ſteht in engen Gaſſen verborgen, wo ſie keine Anſicht darbieten. Zu den größten Privathäuſern gehören das ſogenannte Bürgerſpital (ein ehemaliges Spital, jetzt ein magiſtratiſches Miethhaus), mit 212 Wohnungen und 1200 E. und einem jährlichen Miethertrage von 75,000 Fl., der ſogenannte Schottenhof; der Trattnerſche Freihof, mit 400 E. und einem jährlichen Miethertrage von 43,000 Fl. ꝛc. — Die Vorſtädte ſind zum Theil nach einem regelmäßigen Plane, zum Theil noch unregelmäßig erbaut, haben aber breitere Straßen, eine freiere Lage, zahlreiche Palläſte und Gärten und einige freie Plätze. Die Häuſer ſind niedriger als in der Stadt; die ſchönſten ſtehen auf der gegen das Glacis gerichteten Seite. Jährlich werden noch neue Straßen angelegt, da innerhalb der Vorſtädte noch mehrere nicht unbedeutende Strecken zum Anbau vorhanden ſind. Weder Pflaſter noch Erleuchtung ſind in den Vorſtädten ſo vorzüglich, als in der innern Stadt. Im J. 1830 zählte Wien 8037 Wohngebäude mit ~~519,873~~ E. ohne Beſatzung und Fremde. Mit dem Militär kann man 332,000 Menſchen rechnen. Die innere Stadt, weit kleiner als die Vorſtädte, hat kaum 1 Stunde im Umfange, 1214 H. und 54,927 Civileinwohner, ſo daß im Durchſchnitte hier 45 Menſchen auf ein Haus kommen; die Vorſtädte dagegen enthalten 6823 Häuſer und 264,946 Civileinwohner, mithin faſt 39 auf ein Haus. Wenige Städte ſind verhältnißmäßig ſo ſtark bevölkert als Wien. Unter den Vorſtädten ſind folgende 5 die größten: die Wieden

mit 752 H. und 32,973 E.; die Landſtraße mit 651 H. und 25,329 E.; die Leopoldſtadt mit 625 H. und 22,764 E.; das Schottenfeld mit 488 H. und 20,111 E. und Gumpendorf mit 413 H. und 12,221 E. 1832 hatte Wien ohne Fremde und Militair 322,090 E.

Unter den vielen merkwürdigen Gebäuden Wiens können nur, wegen Mangel des Raumes, folgende näher bezeichnet werden. Die kaiſerliche Burg iſt ein einfaches altes langes Gebäude, deſſen äußere Fronte gegen das Glacis eine Länge von 1200 F. hat. Es iſt beinahe durchgängig 4 Stockwerke hoch, aber zu verſchiedenen Zeiten und daher in ſehr abweichendem Style aufgeführt. Der Theil gegen Nordweſt heißt Amalienhof, ein Theil gegen S. O. der Schweizerhof und hier iſt die Reſidenz des Kaiſers; der mittlere Theil umgiebt den 384 F. langen und 210 F. breiten Burghof oder Burgplatz, deſſen eine Seite durch die herrliche Façade der ehemaligen Reichskanzlei, die nun einen Theil der Burg ausmacht, geziert iſt. Zur Burg gehören das Hofbibliotheksgebäude, die meiſterhaft erbaute Reitſchule, die man für die ſchönſte in Europa hält, die beiden Redoutenſäle und das Burgtheater. Unter den Kunſtſammlungen in der Burg ſind vorzüglich die Schatzkammer zu bemerken, worin unter andern der große Diamant Karls des Kühnen, der 139½ Karat wiegt; die ſonſt zu Nürnberg in der heil. Geiſtkirche aufbewahrten Reichskleinodien und Heiligthümer ꝛc. ſich befinden: ferner die vereinigten kaiſerlichen Naturalienkabinette, beſtehend aus dem Mineralienkabinette von 100,000 Stück, und aus dem zoologiſch-botaniſchen Kabinette, das 25 Säle und Zimmer füllt; und das k. Antiken- und Münzkabinet, wovon das letztere 23,000 Gold- und Silberſtücke enthält. In dem Hofbibliothekgebäude enthält der 240 F. lange und 54 F. breite, mit Prachtſäulen, Statüen, Gemälden, Vergoldungen reich gezierte und mit einer Kuppel verſehene, tempelartige Saal nebſt 16 verborgenen Kabinetten die kaiſerliche Bibliothek, wozu 300,000 Bände gedruckter Bücher, 12,000 Handſchriften, 800 Bände mit 300,000 Holzſchnitten und Kupferſtichen gehören. Zum Ankauf neuer Werke ſind jährlich 15,000 Fl., die der Kaiſer oft aufs Doppelte erhöhet, beſtimmt. Vor der Burg iſt der neu angelegte Paradeplatz, der größte unter allen Plätzen Wiens, 1078 F. lang und 660 breit, vollkommen regelmäßig, mit Alleen umgeben und mit Raſenparterren und Blumenbeeten geziert. Links iſt der kaiſerliche Garten oder Hofgarten mit einem prächtig erbauten Gartenhauſe, das eine Fronte von 568 F. in der Länge hat und eine der größten Sammlungen von Neuholländiſchen Pflanzen in ſich ſchließt; rechts iſt der gleichfalls neue Volksgarten, ein in großartigem, geſchmackvollem Style angelegter Spaziergang mit Alleen, Waſſerbecken, Gebüſchen und niedlichen Luſthäuſern, ein Lieblingsplatz der Wiener eleganten Welt,

die man beſonders an den Sommerabenden hier verſammelt findet. In der Mitte deſſelben ſteht der 76 F. lange, 43 F. breite und mit 16 Doriſchen Säulen umgebene Theſeustempel, ſo genannt von dem hier aufgeſtellten Meiſterwerke Canova's, Theſeus Sieg über den Centaur vorſtellend, und von Carrariſchem Marmor gemeißelt. Unter dieſem Tempel ſind künſtlich angelegte Katakomben, die ſehenswerthe Alterthümer enthalten. — Die St. Stephanskirche, ein herrliches Denkmal altdeutſcher Baukunſt und einer der vorzüglichſten Gothiſchen Tempel Deutſchlands, erhebt ſich kühn und ſtolz mitten aus den zahlreichen Kirchen und Palläſten der Kaiſerſtadt, an Höhe und Größe ſie alle überragend, und iſt ganz von Sandſteinquadern aufgeführt. Die dicken Wände derſelben, geſchwärzt von dem Lampen- und Lichtdampf mehrerer Jahrhunderte, die rieſenhaften gemalten Fenſter, die ungeheuren Säulen, die hohen Gewölbe, die kunſtreichen altdeutſchen Verzierungen und das in der Kirche herrſchende Halbdunkel erfüllen den eintretenden Fremden mit Ehrfurcht und Erſtaunen. Dieſe aus dem 12. und 13. Jahrhunderte herſtammende Kirche hat eine Länge von 342 F., eine Breite von 222 F. zwiſchen den zwei großen Thürmen und von 144 F. ganz vorn und eine Höhe von 79 F. Es befinden ſich darin 38 marmorne Altäre mit vorzüglichen Gemälden, die bewundernswürdige meiſterhaft aus Stein gearbeitete, an einem der rieſenhaften Pfeiler angebrachte Kanzel, viele Grabmäler, worunter ſich der prächtige Sarkophag des Kaiſers Friedrich III. auszeichnet, welches Monument, woran 40 Jahr gearbeitet wurde, 40,000 Dukaten gekoſtet haben ſoll. Die Kirche hat 4 Thürme, worunter der eine für den ſtärkſten Gothiſchen in Europa gehalten und nur von dem berühmten Straßburger Münſter an Schönheit und Höhe übertroffen wird. Er erhebt ſich in der Geſtalt einer durchbrochenen Pyramide 432 F.*) in die Lüfte und endigt ſich in eine große ſteinerne Roſe und einen vorgoldeten Knopf mit einem doppelten beweglichen Adler von Kupfer und einem 6 F. 7 Zoll hohen vergoldeten Kreuze. Die Spitze des Thurmes iſt nicht mehr vollkommen ſenkrecht, ſondern neigt ſich nach einer Seite hin, und zwar ſo bedeutend, daß die Abweichung von der vertikalen Lage 3 F. 1¼ Zoll beträgt. Nahe an der Spitze läuft ringsum ein Gang mit 12 zierlichen Pyramiden, wo man auch den Sitz zeigt, auf welchem Rüdiger von Starhemberg, der muthige Vertheidiger während der zweiten Türkiſchen Belagerung Wiens im J. 1683 das feindliche Lager zu beobachten pflegte. Bis zur Spitze führen 753 Stufen, die Spitze aber wird mit Leitern erſtiegen. Die große Glocke auf dieſem Thurme wiegt 354 Ctr. und

---

*) Nach einer genauen Meſſung, die 1809 geſchah, beträgt die Höhe nur 420 F.

der Klöppel noch insbeſondere 13 Ctr. Sie wurde 1711 vollendet aus den bei dem Entſatze von Wien 1683 erbeuteten Türkiſchen Glocken. Der unterirdiſche Theil der Kirche beſteht aus 30 großen Gewölben und der Fürſtengruft, wohin ſeit Kaiſer Ferdinand III. die Eingeweide aller verſtorbenen Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes in kupfernen Urnen gebracht werden. — Die ſchönſte und regelmäßigſte Kirche zu Wien iſt die dem heiligen Karl Borromeo (man ſehe S. 405) geweihte und in der Vorſtadt Wieden frei auf einer Anhöhe ſtehende Kirche, welche von dem Kaiſer Karl VI., wegen der glücklich abgewendeten Peſt 1716 zu bauen angefangen, aber erſt 1737 vollendet wurde. Das Hauptgebäude der Kirche trägt eine 228 F. hohe, lichte, achteckige, mit Kupfer gedeckte Kuppel und über dieſer eine kleine Laterne. Das prächtige Portal ruhet auf 6 Korinthiſchen Säulen, an deſſen Giebel in halb erhabener Arbeit auf weißem Marmor die Wirkungen der Peſt in Wien abgebildet ſind. Zu beiden Seiten des Portals erheben ſich 2 freiſtehende Säulen Doriſcher Ordnung, die 45 F. hoch und inwendig hohl und mit Wendeltreppen verſehen, und von Außen mit den Abbildungen der Thaten und des Todes des Heiligen in gewundenen Reihen und halb erhabener Arbeit verziert ſind. Auf jeder dieſer Säulen iſt ein kleines Thürmchen mit einer Glocke und auf den 4 Seiten ſind 4 von Erz gegoſſene, ſtark vergoldete, mit den Flügeln zuſammenſtoßende Adler, die ein Geländer bilden. — In den Vorſtädten ſteht auch das kaiſerliche Luſtſchloß Belvedere, ein herrliches, von ſeinem erſten Beſitzer, dem großen Eugen erbautes Schloß, welches in das obere und untere Belvedere getheilt wird. Das obere ſteht auf einer beträchtlichen Anhöhe, dicht an den Linien, hat eine prächtige Fronte und enthält in 22 Zimmern die vortreffliche kaiſerl. Gemäldegallerie. Aus den Zimmern und von der Terraſſe deſſelben hat man die vollkommenſte Ausſicht über ganz Wien. Dabei iſt ein geräumiger, für jedermann geöffneter Garten, und am Fuße der Anhöhe liegt das untere Belvedere, weniger prächtig als das obere; und in ſeinen Zimmer die Ambraſer Sammlung enthaltend; ſo genannt von dem Luſtſchloſſe Ambras in Tyrol, worin ſie ſonſt aufbewahrt wurde. —

Zu den beſuchteſten Spaziergängen und Vergnügungsorten gehören — außer der größtentheils mit Bäumen beſetzten Baſtei und dem Volksgarten — der Augarten und der Prater, beide auf der großen vom mittlern und ſüdlichen Donauarme gebildeten Inſel, auf welcher die Leopoldſtadt und die Jägerzeil erbaut ſind. Der Augarten, ein Park über 100 Oeſterr. Joch groß, liegt am nördlichen Ende der Leopoldſtadt und wurde zuerſt vom Kaiſer Joſeph II. dem Publikum eröffnet, wie die Aufſchrift über dem Eingange, von Joſeph ſelbſt angegeben, ſagt: „Allen Menſchen gewidmeter Erluſtigungsort von ihrem Schätzer.“ Der Gar-

ten enthält üppige Raſenparterre, durch die Waldung gehauene Alleen, ein großes Gartengebäude, Säle, Terraſſen mit ſchönen Ausſichten ꝛc. und wird jetzt nicht zahlreich mehr beſucht, nur der 1. Mai iſt der einzige Tag, an dem ſich viele Menſchen einfinden. Durch ein Gitter iſt von dem Augarten die **Brigittenau** getrennt, merkwürdig durch den jährlichen ſogenannten Brigitten-Kirchtag, ein Volksfeſt, welches auf den Sonntag vor oder nach dem 13. Juli fällt. Der **Prater** iſt ein großer Luſtwald, den Kaiſer Joſeph II. dem Publikum eröffnen ließ, und der weit über ½ Meile auf dem ſchönſten, üppigſten Wieſengrunde ſich ausbreitet, von den Armen der Donau umgeben, mannigfaltige Partien darbietet und bald Gärten, bald Wildniß bildet. Der Prater wird ſtark beſucht, wer ihn aber in ſeinem Glanze ſehen will, der muß ihn an einem Sonntage bei ſchönem Wetter beſuchen. Der nächſte Weg aus der eigentlichen Stadt in den Prater iſt die **Jägerzeil** oder wie ſie auch genannt wird, die **Praterſtraße**, die breiteſte und ſchönſte Straße Wiens. Am Ende derſelben gelangt man zu einem großen Zirkelbogen, welcher den Eingang in den Prater bildet, und von dem ſich 6 gerade Alleen durch den Prater ziehen und ihn fächerförmig durchſchneiden. Die erſte verbindet ihn mit dem Augarten und bietet den weiteſten Proſpekt, die bezauberndſten Anſichten dar. Die zweite ſteht ebenfalls mit dem Augarten in Verbindung. Die dritte, der Jägerzeil gerade gegenüber, führt an den Hauptſtrom der Donau und zur Schwimmſchule; die 4te auf den Feuerwerksplatz und zu den Wirthshäuſern; die 5te, 15,000 F. lang zu dem **Luſthauſe**, einem freiſtehenden, runden Pavillon, von Außen mit Gallerien umgeben, am ſüdöſtlichen Ende des Praters und dicht an einem Donauarme, wo die Ausſicht auf den Strom mit ſeinen Inſeln und in die weite Ferne reizend iſt. Die ſechste Allee führt zur Franzensbrücke. Die Gegend des Praters zwiſchen dieſer und der 5ten Allee iſt ein wahrer Naturgarten, mit ſchönen Wieſen, dichtem Gebüſch, hohem Wald und lieblichen Uferpartien an der Donau und ſeltenen, ſchmalen Wegen, wo man nur wenige Luſtwandeler antrifft. Der lebhafteſte getümmelreichſte Theil des Praters hingegen iſt die Gegend deſſelben zwiſchen der 4ten und 5ten Allee, der von den Wienern ſo genannte **Wurſt-** oder **Volksprater**, der Tummelplatz der niedern Volksklaſſen, wo man eine Menge von Wirths-, Kaffee-, Wein- und Bierhäuſern unter und zwiſchen Bäumen zerſtreut, Kegelbahnen, Karouſſels, Schaukeln, Muſiken aller Art, Scheibenſchießen, Marionettenſpieler, Panoramen, Engliſche Reiter und viele andere Volksluſtbarkeiten antrifft. Die 5te Allee oder Hauptallee, von den Wienern der **Nobelsprater** genannt, beſteht aus einer 4fachen Reihe von uralten Kaſtanienbäumen, welche 3 Alleen bilden. Hier iſt der Sammelplatz der vornehmen Welt, eine ganz andere Szene, als im Wurſtprater, alles

athmet hier Ordnung, Stille, Anſtand, Eleganz. Die Allee rechts iſt hier den Reitern, links den Fußgängern angewieſen und in der mittlern fahren die Equipagen auf und ab; 3 bis 4000 Kutſchen des Adels und des reichern Bürgerſtandes folgen einander, worunter gewöhnlich einige von der kaiſerlichen Familie und der Kaiſer ſelbſt. Links neben dieſer beſchriebenen 5. Allee ſind 3 Kaffeehäuſer, die mit ihren Sälen und Nebengebäuden, mit ihren Hunderten von Tiſchen und Stühlen ſich eine weite Strecke hinabziehen. (Eine Reihe Seſſel und kleiner Tiſche in gerader Linie iſt zwiſchen die Bäume der Allee vorgeſchoben, und man weidet hier den Blick an den vorüberkommenden Reitern, Equipagen, den größtentheils elegant, durchaus nett gekleideten Fußgängern und der ſchönen Welt, die häufig hier die Wagen verlaſſen hat und zu Fuße geht. In Wien iſt das weibliche Geſchlecht wirklich ein ſchönes Geſchlecht, und wo hier und da die Natur etwas verſäumt hat, wird es durch den glücklichſten Geſchmack im Anzug und eine vortreffliche Körperhaltung erſetzt.

Schönbrunn iſt das größte kaiſerliche Luſtſchloß, ½ Stunde von den Linien der Vorſtädte entfernt und in ſeiner jetzigen Geſtalt von der Kaiſerin Maria Thereſia erbaut, deren Lieblingsaufenthalt es war. Eine Brücke über das Wienflüßchen führt in den Vorhof Schönbrunns, welchen prächtige Eiſengitter umſchließen. Am Eingange erheben ſich zwei Obelisken. Das Schloß hat mit dem Erdgeſchoſſe 4 Stockwerk und iſt zwar nicht in einem tadelfreien Style aufgeführt, gewährt aber einen ſchönen, beſonders in der Ferne bezaubernden Anblick. Mit den Nebengebäuden ſoll das Schloß 1000 Zimmer enthalten. Eine durchſichtige, auf Säulen ruhende Halle des mittlern Hauptgebäudes führt in den Garten, der im Franzöſiſchen Style angelegt und 500 Oeſterr. Joch groß iſt und einen Umfang von 2 Stunden hat. Außer vielen Statüen, herrlichen Alleen, mannigfaltigen Anlagen (z. B. die Römiſchen Ruinen, der Obelisk, unter dem ſich die Sibyllengrotte wölbet, der kleine Tempel, in welchem die reizende Nymphe Schönbrunns das vortreffliche Waſſer ſpendet, das dem Orte den Namen gab, die Gloriette, ein Gebäude auf einer Anhöhe, aus einer herrlichen Kolonnade von doriſchen Säulen beſtehend und eine ungemein ſchöne Ausſicht gewährend ꝛc.), beſieht man vorzüglich die Menagerie und den reichen botaniſchen Garten mit ſeinen 14 Treibhäuſern. Schön iſt beſonders das Palmenhaus und eigenthümlich das Haus der Schmarotzergewächſe, wo man ſich ganz in einem Winkel der Urwälder Braſiliens verſetzt wähnt. Die Menagerie iſt jetzt bei Weitem nicht mehr ſo bedeutend, wie früher.

Laxenburg oder Lachſenburg iſt ein an der Schwächat, 2 Meilen von Wien gelegener Marktflecken, merkwürdig durch das daſelbſt befindliche Luſtſchloß nebſt herrlichem Park. Das alte Schloß ſtand ſchon vor länger als 400 Jahren und war mit

einem Graben umgeben, der zu einem Blumengarten geworden iſt; das neue Schloß iſt ein einfaches Gebäude. Die größte Merkwürdigkeit iſt der Park, noch größer als der von Schönbrunn. Alle Europäiſchen Bäume und Sträucher und alle Amerikaniſchen, die in unſerm Klima fortkommen, umgeben die Wege und die weiten Raſenplätze, prangen in Gruppen, glänzen in abwechſelndem Grün und ſpiegeln ſich in Teichen und Kanälen. Am öſtlichen Ende des Parks ſteht die Franzensburg, eine Ritterburg, ganz ſo geſtaltet und eingerichtet, wie die Ritterburgen im Mittelalter waren; denn Möbeln, Waffen, Rüſtungen, Prunkgefäße, Gemälde, und die Kapelle mit allem, was ſie enthält, ſind ächte Alterthümer aus jener Zeit. Von dem Thurme überſieht man den ganzen Park, und blickt weit nach Ungarn hinein und hinüber in die Steyeriſchen Alpen. Im Parke ſelbſt ſind vorzüglich ſehenswerth: der große Teich oder See mit der Chineſiſchen Brücke; der Turnirplatz; die über 600 Jahr alte Ritterſäule; die Meierei mit der koſtbaren Herrenwohnung; die Rittergruft mit altdeutſchen Gemälden an den Wänden und einem trefflichen Glasgemälde im Hintergrunde; das Luſtſchloß im Eichenhain (ehemals das Haus der Laune), einfach und geſchmackvoll, das alte Schloß, nebenbei der Dianentempel, auch das grüne Luſtſchloß genannt, mit einer nach allen Seiten offenen Ausſicht; das Fiſcherdörfchen, eine der reizendſten Parkanlagen, mit der großen Fiſcherhütte; der Pavillon, ehemals das Chineſiſche Luſthaus, in einer romantiſchen Lage; der Tempel der Eintracht, von 8 Korinthiſchen Säulen getragen; die Löwenbrücke; der kleine Prater, eine Nachahmung des Wiener Praters ꝛc. Ein eigenes Vergnügen gewähren in dieſem Parke die Waſſerfahrten, wozu man Schiffchen und Leute findet.

Der ehemals dem Feldmarſchall Lascy, jetzt aber dem Fürſten von Schwarzenberg gehörige Park von Dornbach befindet ſich in Neuwaldeck, einem nahe bei Dornbach gelegenen Dorfe. Der Park iſt ganz der Natur abgewonnen; rundum ſenkt ſich dichter Buchenwald auf weite Wieſen und man entdeckt nirgends ein Ende; wohin man wandelt, bietet ſich etwas Schönes dar, Blumengärtchen, Teiche, Bäche, Brücken, Raſenplätze mit Baumgruppen, offene und ſchattige Schlangenwege, Hügel, Waſſerfälle, Statüen, Tempel, Luſthäuſer zeigen ſich dem Wanderer. Hoch über dem Park liegt das ſogenannte Holländiſche Dorf, anderthalb Dutzend Häuſer von ärmlichen Aeußern, von Innen mit allen Gegenſtänden der Ueppigkeit reichlich ausgeſtattet.

Baden iſt eine kleine, ſüdlich von Wien liegende und wegen ihrer ſtark beſuchten warmen Bäder berühmte Stadt, deren Umgebungen nahe und fern die angenehmſten Spaziergänge darbieten. Das St. Helenenthal, ½ Stunde von Baden beginnend, iſt der reizendſte und mannigfaltigſte Spaziergang Badens. Es wird von ſchroffen Felſen umſchloſſen, auf welchen die durch

ihr graues Alterthum merkwürdigen Ruinen der Burgen Rauhenſtein, Rauheneck und Scharfeneck liegen, von ſchönen Föhren- und Buchenwäldern umſchattet. Ein brauſender Waldbach durchſtrömt die Tiefe des Thales, das die Kunſt noch mit mancherlei Anlagen verſchönert hat. Am Eingange prangt die vom Erzherzoge Karl erbaute Weilburg, mit ausgedehnten und großartigen Anlagen. Die Burg Scharfeneck bietet die wenigſten Ruinen dar. Am beſten erhalten iſt Rauhenſtein, das auf einem ſteilen Felſen ſteht, ſtarke, hohe Ringmauern und einen aus Quaderſteinen aufgeführten Wachthurm hat, der eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht in das Helenenthal und in die vorliegenden Ebenen gewährt. Merkwürdig iſt auch in dem Helenenthal die durch den Urtheilſtein geſprengte 114 F. lange, 21 F. breite und 16 F. hohe Felſengallerie, durch welche die Kunſtſtraße führt.

Die bei Ebergaſſing angeführte Stückbohrerei befindet ſich nicht mehr daſelbſt, ſondern iſt ſchon ſeit vielen Jahren nach Wien verlegt.

Aſpern, Groß-Aſpern liegt 1 M. öſtlich von Wien, an einem Donauarme. Die berühmte, von dieſem Dorfe benannte Schlacht fiel in dem 1809 begonnenen Feldzuge der Oeſterreicher gegen die Franzoſen und Rheinbündner, am 21. und 22. Mai vor. 75,000 Oeſterreicher kämpften auf der einen und 100,000 Mann auf der andern Seite. Jene kommandirte der Erzherzog Karl, dieſe Napoleon. Dieſe Schlacht war eine der blutigſten des 19. Jahrhunderts; denn auf Oeſterreichiſcher Seite betrug der Verluſt über 20,000 und auf Franzöſiſcher Seite über 40,000 Mann. Napoleon, der ſeine Armee auf der großen, unterhalb Wien gelegenen Inſel Lobau vereinigt hatte, ging den 21. Mai auf geſchlagenen Brücken auf das linke Donauufer über, wo hier die Dörfer Aſpern und Eslingen liegen. Die Oeſterreicher griffen den von der Inſel Lobau kommenden Feind an, ehe er ſich gehörig aufgeſtellt hatte, und nahmen das von den Franzoſen beſetzte Dorf Aſpern. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, während welcher Napoleon ſich durch neue Truppen von der Inſel Lobau aus verſtärkt hatte. Schon hatte am folgende Tage (den 22. Mai) die Schlacht wieder begonnen, und die Franzoſen hatten bereits Aſpern genommen, als des Morgens um 7 Uhr Napoleon die Nachricht erhielt, daß die über die Donau geſchlagene Brücke durch das Anſchwellen des Waſſers und durch andringende Baumſtämme und Flöße welche die Oeſterreicher zu dieſem Zwecke losgelaſſen hatten, fort geriſſen ſey. Sogleich durchſchauete er das Gefährliche ſeiner Lage und ſah, daß er getrennt von ſeinen Reſerven und hauptſächlich von ſeinem Munitionspark, bei einem ernſten Angriffe der Oeſterreicher unterliegen müſſe. Er beſchränkte ſich daher nur auf lebhafte Kavallerieangriffe in der Gegend von Eslingen und auf die Behauptung dieſes Dorfes, und begann gegen Abend

den Rückzug nach der Lobau. So endete dieſe Schlacht zum Vortheil der Oeſterreicher, ohne daß jedoch dieſe von ihrem errungenen Siege großen Gewinn zogen, noch etwas Entſcheidendes gegen Napoleon unternahmen. — Nach einer 6 wöchentlichen Waffenruhe, welche dieſer Schlacht in den Donaugegenden folgte, während welcher die Franzoſen die Inſel Lobau befeſtigt und durch Brücken mit dem rechten Donauufer in ſichere Verbindung gebracht hatten, ſetzten am 4. Julius Franzöſiſche Truppen von der Lobau aus auf das linke Donauufer, errichteten hier Donaubrücken, gingen am 5. Julius in der Gegend von Groß-Enzersdorf mit ihrer ganzen Macht über den Strom, nahmen dieſes Städtchen, ſo wie die Dörfer Eslingen und Aspern und drangen gegen das Oeſterreichiſche Heer vor, das eine Stellung im Marchfelde genommen hatte, welche einen Winkel bildete, der ſich rechts an die Donau lehnte und in deſſen Scheitel das am Rußbache gelegene Dorf Deutſch-Wagram ſich befand; doch vermochten die Franzoſen nicht, dieſes Dorf, gleichſam den Schlüſſel der Stellung, einzunehmen. So endete der erſte Tag dieſer Schlacht. Den folgenden Tag begann ſie auf's neue. Napoleon hatte den Plan, das Centrum der Oeſterreicher, durch Wegnahme von Deutſch-Wagram zu durchbrechen; Erzherzog Karl wollte den linken Flügel der Franzoſen zurückdrängen, die Franzöſiſche Armee dadurch von ihrer Donauverbindung abſchneiden, die Brücken zerſtören und ſo die Franzoſen, die zugleich vom Erzherzog Johann, der mit einer Armee bei Preßburg ſtand und ſchon am 4. Julius zur Hauptarmee zu ſtoßen, den Befehl erhalten hatte, in der rechten Flanke angegriffen werden ſollten, in die höchſte Verlegenheit ſtürzen. Der rechte Oeſterreichiſche Flügel drang auch wirklich mit Erfolg zur Donau vor und eroberte Aspern, Eslingen und Enzersdorf und vergebens ſuchte das franzöſiſche Heer das Centrum der Oeſterreicher zu durchbrechen; allein der rechte franzöſiſche Flügel umging den linken Oeſterreichiſchen und der aus Ungarn erwartete Erzherzog Johann erſchien nicht; daher nahm nun die Schlacht eine unglückliche Wendung für die Oeſterreicher, und um Mittag fochten dieſe bloß um ihren Rückzug, der nun beſchloſſen wurde. Bald darauf eroberten die Franzoſen das Dorf Wagram, und ehe die Nacht einbrach, war faſt die ganze Oeſterreichiſche Armee ihren Verfolgern außer Geſicht, und nahm mit der größten Ordnung ihren Rückzug nach Mähren. In dieſer Schlacht, worin die Franzoſen mit ihren Verbündeten 150,000, die Oeſterreicher aber nur, ohne die Armee des Erzherzogs Johann und ohne das Korps des Fürſten Reuß, die beide gar nicht zum Gefecht kamen, 100,000 Mann ſtark waren, betrug der Verluſt der erſtern 27,000 und der letztern 30,000 Mann. Dieſer Schlacht folgte der Waffenſtillſtand von Znaym und in demſelben Jahre der Wiener oder Schönbrun-

ner Frieden, wodurch Oeſterreich 2000 Q. M. und 3½ Millionen Menſchen verlor.

Salzburg war einſt die Hauptſtadt eines Erzbisthums, das auf 180 Q. M. 190,000 E. hatte, 1802 ſäkulariſirt und an den vormaligen Großherzog von Toscana gegeben wurde, 1805 an Oeſterreich fiel, 1809 aber von letzterm wieder abgetreten wurde, worauf Salzburg an Baiern fiel, von dem es Oeſterreich 1814 wieder erhielt, mit Ausnahme eines kleinen Theiles am linken Ufer der Salzach, und es als einen neuen Kreis (Salzburger oder Salzachkreis, auch das Herzogthum Salzburg genannt), dem Lande ob der Enns zufügte; doch ſind auch einige kleine Stücke von Salzburg zu Tyrol geſchlagen worden. Die Stadt Salzburg hat eine reizende Lage. An drei Seiten von ſteilen Bergen umgeben, die oft über die Häuſer herüber zu ragen ſcheinen, liegt die Stadt mit ihren meiſt anſehnlichen Häuſern und vielen Kirchen an beiden Ufern der oft reißenden Salzach (oder Salza), die durch eine 370 F. lange Brücke verbunden ſind, von welcher die Ausſicht den Fluß auf- und abwärts mit ſeinen lachenden Ufern und umgebenden Hügeln und Höhen äußerſt angenehm iſt; über alle ſieht man das hohe Schloß, die Feſtung Hohenſalzburg mit ihren kühnen Terraſſen und Gebäuden thronen. Der kleinere Theil der Stadt liegt auf der rechten Seite, der größere mit der Feſtung auf der linken Seite des Fluſſes. Dieſe Feſtung ſteht auf dem Schloßberge, dem höchſten Theile des Mönchsberges, der ſich am ſüdweſtlichen Theile der Stadt ausdehnt. Durch den Sandſteinfelſen des Mönchsberges iſt das neue oder Sigismundsthor, eine Nachahmung der Grotte von Poſilippo (ſ. dieſen Artikel S. 479) 424 F. lang, 21 F. breit und 40 F. hoch geſprengt; über dem Ausgange dieſes Felſenthores ſteht in der großen Niſche auf dem Thore die 15 F. hohe Bildſäule des heiligen Sigismund aus weißem Marmor. Herrlich iſt die Ausſicht von dem Gipfel des Mönchsberges, ſo wie auch von dem auf dem jenſeitigen Salzachufer gelegenen Kapuzinerberge, einem der ſchönſten Punkte Salzburgs. Dieſer Berg hat ſeinen Namen von einem an demſelben erbauten Kapuziner-Nonnenkloſter Loreto, wo ein beſuchtes Gnadenbild, das bekannte „Salzburger Kindel" auf dem Schooße der heil. Jungfrau Maria ſich befindet. Von dieſem Kloſter beginnt das ſteile Erſteigen des Kapuzinerberges, zuerſt auf Stufen mit Abſätzen, dem ſogenannten Kalvarienberg, wo die Stationen des Leidens Chriſti in kleinen Kapellen dargeſtellt ſind; dann geht es durch ein kleines Wäldchen und über Wieſen zum Gipfel, wo eine kleine Burg, das Franziskus-Schlößchen ſteht, von welchem ſich ein herrliches Rundgemälde dem Blicke darbietet; denn man ſieht hier auf der einen Seite das grünende Hügelland des Salzburgiſchen Landes, einen wahren Garten mit fruchtbaren Wieſen, Getreide- und Obſtfeldern, von ſchönen Hügeln und Höhen begränzt

— und auf der andern Seite, deren Vordergrund die imponirende Stadt bildet, dehnt ſich eine großartigere Gebirgslandſchaft bis zu den Tyroler Alpen aus, die mit kühnen Zacken aufſtrebend in duftiger Ferne verſchwinden. Beſonders ſieht man den hohen Watzmann mit ſeiner ſcharfen, ſchneebedeckten Spitze in die Wolken ragen. — Die Straßen der Stadt ſind zwar zum Theil eng und krumm, dafür aber die Plätze groß und regelmäßig, und die Häuſer haben meiſtens eine bedeutende Länge, Höhe und Breite und geben mit ihren flachen Dächern der Stadt ein Italieniſches Anſehen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich viele durch ihre Großartigkeit aus; vorzüglich die prächtige, 360 F. lange, 150 F. breite und unter der Kuppel 220 F. hohe Domkirche, ein Meiſterwerk der Baukunſt, aus Quadern im Style der Peterskirche zu Rom erbaut, mit einer Façade von weißem Marmor, vielen ſchönen Gemälden und 2 Thürmen, die nebſt der Kirche mit Kupfer gedeckt ſind; die ehemalige Univerſitäts-, jetzt Lyceumkirche, im Griechiſch-Römiſchen Style prächtig erbaut mit einer Kuppel und einem Hochaltare aus Korinthiſchen Säulen von rothem Marmor; die Kirche der ehemaligen Kajetaner, nach dem neueſten Geſchmack erbaut, deren Vorderſeite von weißem Marmor iſt und aus einem Portale beſteht mit einem von 2 Marmorſäulen getragenen Fronton ꝛc. Merkwürdig iſt auch die Roſeneggerſche Gartenanlage am Bürgelſtein, wo man in einigen Zimmern die in neuern Zeiten beim Umgraben eines Theiles dieſes Gartens gefundenen vielerlei Römiſchen Alterthümer aufgeſtellt ſieht, als Todtenurnen, Lampen, Schalen, Salbenbüchschen, Thränenfläſchchen, Büſten und kleine Statüen von Göttern, Helden, Frauen und Kindern; Waffenſtücke, Münzen, Hausgeräth, Spiegel, Schmuckſachen, Schlüſſel und andere merkwürdige Dinge.

Hallein, berühmt durch ſein großes Salzwerk, liegt an der Salza und an dem Fuße des Dürrenbergs, der ſich 1060 F. über die Stadt erhebt, und dem Salzwerke die Soole liefert. Dieſer Berg hat, ſo weit er aufgeſchloſſen iſt, 9000 F. Länge, über 4000 F. Breite, 17 Eingänge und in ſeinem Innern 33 Sinkwerke oder Salzſtuben, die eine nach der andern mit Waſſer, das von oben hereinkommt, angefüllt werden. Das Waſſer bleibt darin ſo lange ſtehen, bis es mit den Salztheilchen, die es von dem aus Salzſtein beſtehenden Wänden abgeleckt hat, ſattſam geſchwängert iſt, alsdann wird daſſelbe abgelaſſen und mittelſt Röhren auf die Siedpfannen in Hallein geführt, und daraus Salz, jährlich an 300,000 Ctr. geſotten. Reiſende, welche das Innere des Dürrenberges beſehen wollen, fahren durch abhängige Gänge hinein. Nachdem man eine Bergmannskleidung und einen Handſchuh von ſtarkem Leder auf die rechte Hand erhalten hat, ſetzt man ſich unter Vortritt eines Bergknappen, der mit einem Grubenlichte leuchtet, auf einen ſolchen ſchief laufenden Gang oder Rolle. Drei Balken liegen hier

neben einander, ſo daß zwei davon zu jeder Seite ſchief erhaben, der dritte tiefer in die Mitte gelegt iſt, daß alſo der unterſte Theil des Rückens bequem darin Platz nehmen kann. Zur Seite iſt ein ſtark geſpanntes Seil als Geländer angebracht. Man fährt nun auf dieſen neben einander gelegten glatt gezimmerten Bäumen, ſo ſchnell als man will, den ſchief angelegten Gang von 30 bis 40 Klafter in die Länge hinab. Das zur rechten Seite geſpannte Seil dient dazu, die Fahrt, wenn ſie allzuſchnell iſt, durch Anhalten zu mäßigen, und damit die Hand dabei nicht aufgeritzt werde, erhält man den Handſchuh. Nach einem jeden ſolchen unterirdiſchen Gang kommt man in ein Sinkwerk oder Salzſtube. Von dieſen ſind mehrere ſehr geräumig, ja die größte derſelben kann 650,000 Eimer faſſen. Vorausgefahrne Bergknappen pflegen eine dergleichen Stuben mit vielen Lichtern zu beleuchten und den Fremden damit zu überraſchen. Ein Nachen trägt den Beſucher durch die weite Wölbung, die von dem buntfarbigen Salzſtein erglänzt. Nachdem man die letzten Rollen hinabgefahren iſt, kommt man zu dem langen Ausfahrtſtollen, einem durch den Marmor des Berges gebrochenen Weg von ¾ Stunden Länge, der in einem Zeitraume von 44 Jahren vollendet worden iſt. Man legt auf einem langen ſchmalen Brete, das auf 4 leichten Rädern ruhet und von 2 Bergknappen gezogen wird, dieſen Weg ziemlich ſchnell zurück, und gelangt zum Ausgange, indem das Tageslicht ſich anfänglich in der Ferne wie einen Punkt, dann wie einen Stern zeigt und ſich immer mehr vergrößert.

Das Herzogthum Steyermark.

Unter der Fränkiſchen Herrſchaft war dieſes Land in Grafſchaften getheilt, über welche die Kärnthneriſchen Herzoge größtentheils und die Trungauiſchen Markgrafen vorzüglich in dem nördlichen Landestheile die Oberherrſchaft hatten, alle aber unter kaiſerlicher Gewalt und Landeshoheit ſtanden. Die letztern erbauten an der Mündung des Steyerfluſſes in die Enns ihre Burg Steyer; und da Markgraf Leopold 1127 auch die Kärnthneriſchen Stammgüter erhielt, verlegte er ſeine Reſidenz nach Grätz und übertrug auf das Land ſelbſt den Namen ſeiner Burg Steyer, woraus der Name Steyermark entſtand. Aber ſchon 1192 erloſch mit Ottokar VI., der zuerſt die herzogliche Würde auf ſein Haus gebracht hatte, dieſe Steyermark beherrſchende Dynaſtie, und Herzog Leopold von Oeſterreich aus dem Babenbergiſchen Hauſe wurde von dem Kaiſer mit dem Herzogthume Steyermark belehnt. Allein ſchon 1246 ſtarb dieſes Haus aus und Kaiſer Rudolph von Habsburg ertheilte 1282 dieſes Herzogthum als ein erbliches Reichslehn ſeinem Sohne Albrecht dem erſten; und ſeitdem iſt es un=

unterbrochen eine Beſitzung des Oeſterreich = Habsburgiſchen Hauſes geblieben.

Grätz, die anſehnliche Hauptſtadt Steyermarks, hat eine herrliche Lage in einem reizenden Thale, an den beiden Ufern des beträchtlichen Murfluſſes, zwiſchen Gärten und anmuthigen Hügeln, die mit Reben und Landhäuſern bedeckt ſind. Die nahen und fernen Umgebungen ſind von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß in dieſer Hinſicht Grätz die Vergleichung mit Salzburg und Innsbruck aushalten kann. Es beſteht aus der eigentlichen oder innern Stadt am öſtlichen Ufer der Mur, und aus 3 Vorſtädten, wovon die Münzgrabenvorſtadt und die Leonharder Vorſtadt an demſelben Ufer liegen und ſich beinahe unmittelbar an die Stadt anſchließen, die Murvorſtadt am weſtlichen Ufer erbaut iſt und mittelſt zweier Brücken mit den öſtlichen Theilen in Verbindung ſteht. Die eigentliche Stadt iſt klein und von einem mit Alleen beſetzten Glacis umgeben. Die Vorſtädte ſind weit anſehnlicher als die eigentliche Stadt, und unter ihnen iſt die Murvorſtadt am größten, und zwar nicht regelmäßig angelegt, aber mit vielen anſehnlichen Gebäuden und ſchönen Gärten geziert. Die Münzgrabenvorſtadt, von welcher ein Theil Jakominivorſtadt genannt wird, hat ſchöne zum Theil regelmäßige Straßen und viele neue anſehnliche Gebäude und Gartenanlagen. Die Leonhardervorſtadt geht zuletzt in Hügel und kleine Berge über und hier iſt am Fuße des Roſenbergs der wegen ſeiner romantiſchen Anlagen und Ausſichten ſehenswerthe, gräfl. Attemſiſche Park Roſenhain.

Mariazell iſt der berühmteſte Wallfahrtsort im Staate und liegt auf dem Hügel eines Gebirgsthales. In der Mitte der Kirche befindet ſich in einer kleinen, mit ſilbernen Gittern verwahrten Kapelle, auf einem ſilbernen Altare das Muttergottesbild von ſchimmerndem Gold und unzähligen Lichtern umgeben, zu welchem jährlich in den Sommermonaten über 100,000 fromme Pilger aus allen Theilen der Monarchie wallfahrten. Die Kirche iſt 201 F. lang, 67 breit und 99 F. hoch und enthält eine große Orgel mit 38 Regiſtern, eine ungeheure Kanzel aus röthlichem Marmor und eine Schatzkammer, ſonſt reicher als jetzt, da ein Theil der Koſtbarkeiten zur Wiederherſtellung der bei dem großen Brande 1827 zerſtörten Kirche verkauft werden mußte. Rings um die Kirche ſind viele Buden, in welchen ein Markt gehalten wird, und Roſenkränze, Heiligenbilder, Kräuter, Räucherwerk, Drechslerwaaren, Kreuzchen, Ringe ꝛc. zum Verkauf ausgeboten werden, wovon die Wallfahrer manches zum Andenken ihrer Pilgerfahrt in die Heimath mitnehmen. Glockengeläute verkündet jedesmal die Ankunft der Prozeſſionen. Von der Oriflamme (eine Art Fahne) geführt, ziehen ſie ſingend durch die Straßen nach der Kirche, küſſen die vor derſelben befindlichen Stufen, umgehen im Innern dreimal die das Heiligthum enthaltende Kapelle, und fal-

len dann nieder auf die Knie zum Gebet. Die Wallfahrer kommen meiſtens in feſtlichem Schmuck, der aus manchen Provinzen etwas Eigenthümliches mitbringt. Bei der Böhmiſchen Prozeſſion erſcheinen die Jungfrauen mit fliegendem Haar, rothen Stirnbändern und kleinen grünen Kronen auf den Häuptern.

Zu Leoben wurden den 8. April 1797 die Präliminarien des am 17. Oktober deſſelben Jahres zu Campoformio in der Provinz Udine oder Friaul des Venezianiſchen Gouvernements zwiſchen Frankreich und Oeſterreich abgeſchloſſenen Friedens unterzeichnet, wodurch Oeſterreich die Abtretung der Oeſterreichiſchen Niederlande und überhaupt des linken Rheinufers von Deutſchland zugeſtand und dagegen faſt ganz Venedig nebſt dem Venezianiſchen Dalmatien erhielt, die Ciſalpiniſche Republik anerkannte, und den Herzog von Modena durch das Breisgau zu entſchädigen verſprach.

Das Königreich Illyrien.

Als durch den Wiener oder Schönbrunner Frieden 1809 Oeſterreich an Napoleon das Herzogthum Krain, das Oeſterreichiſche Friaul, das Gebiet von Montefalcone, das Oeſterreichiſche Iſtrien, den Villacher Kreis vom Herzogthum Kärnthen, das Deutſche und Ungariſche Litorale, das altöſterreichiſche Dalmatien und den größten Theil von Kroatien abtreten mußte, bildete Napoleon daraus, nachdem er noch das ſchon durch den Preßburger Frieden 1805 erhaltene neuöſterreichiſche (ehemals Venezianiſche) Dalmatien, nebſt der Republik Raguſa und ein kleines Stück von Tyrol hinzugefügt hatte, daraus die Illyriſchen Provinzen, welche von einem Franzöſiſchen Gouverneur regiert wurden. Der Pariſer Frieden 1814 gab dieſe Länder wieder an Oeſterreich zurück, welches aus dem größten Theile derſelben 1816 das neue Königreich Illyrien errichtete, indem es jedoch Dalmatien und Militärkroatien und die Parzelle von Tyrol davon nahm, und ganz Kärnthen nebſt dem Venezianiſchen Iſtrien (welches Oeſterreich 1805 an das Königreich Italien hatte abtreten müſſen und gleichfalls durch den Pariſer Frieden wieder erhielt) damit vereinigte. Seit 1822 ſind der bisher dazu gehörende Theil von Civilkroatien und das Ungariſche Litorale davon genommen und wieder mit Kroatien verbunden worden.

Der Czirknitzer See verdankt nicht ſeiner Größe, ſondern der außerordentlichen Veränderlichkeit ſeines Waſſerſtandes ſeine große Berühmtheit, in welcher er ſelbſt bei dem fernſten Auslande ſteht. Dieſer See liegt im Kreiſe Adelsberg des zum Königreiche Illyrien gehörenden Herzogthums Krain, ſüdlich von Laibach, in einem weiten, ringsum von Bergen eingeſchloſſenen Thal-

keſſel ohne Ausgang, worunter der Jávornig über das ſüdliche Ufer zu einer bedeutenden Höhe ſich erhebt; und ſeine beiden Seiten erſcheinen ſo gleichförmig und regelmäßig wie an einem Dachſtuhle. Der See iſt bei mittlerm Waſſerſtande ¾ M. lang, ¼ bis ½ M. breit und bildet 4 Inſeln nebſt einer Halbinſel; wegen der ſtark einſpringenden Vorgebirge hat er eine ſehr unregelmäßige Geſtalt und viele Buchten und Landſpitzen. Seine Tiefe iſt, im Vergleich mit andern Seen, ſehr unbedeutend; er iſt aber voll trichterförmiger Vertiefungen, welche die tiefſten Stellen des Sees bilden, und alle ihre eigenen zum Theil ſehr bezeichnenden Namen haben, worunter die Vertiefung Reſcheto (das große Sieb) die tiefſte Stelle des Sees bildet und bei mittlerm Waſſerſtande 56 F. tief iſt. Man kann, wird von dieſem See erzählt, alle Jahre darin fiſchen, ſäen, Heu machen, ernten und jagen; jeden Frühling ſtürzen ſich ſeine Fiſche, ſammt allen Gewäſſern, in wenig Tagen mit großem Gebrauſe in unterirdiſche Abgründe hinab und kommen dann im Herbſte eben ſo ſchnell und geräuſchvoll aus dem Innern der Erde wieder zum Vorſchein. So wunderbar indeſſen dieſe Erzählung klingt, ſo gründet ſie ſich jedoch in der Hauptſache auf eine eben ſo wahre als merkwürdige Erſcheinung, welche eine Folge der außerordentlichen Klüftigkeit der Kalkgebirge Krains iſt. Der felſige Grund des ganzen Sees, vorzüglich aber der erwähnten trichterförmigen Vertiefungen iſt voller Spalten und Ritzen, durch welche das Waſſer an 40 Stellen in unterirdiſche Höhlungen und Gänge abläuft und zu einer andern Zeit wieder zurückgeführt wird. Ohne beſtimmte Regel füllt und entleert ſich der See, weder in Anſehung der Monate noch der Jahreszeiten, ſo im Sommer, wie im Winter, und es vergehen zuweilen ganze Jahre, in welchen der See nicht austrocknet. Zum Anbau von Früchten wird nur ein äußerſt geringer Theil des Seebodens benützt und auch dieſer nur für Hirſe und Buchweizen; einzelne kleine Strecken tragen auch Futterkräuter und Gras. Die Fiſche, an denen der See ſehr reich iſt, ſind vorzüglich Hechte und Schleihen; ſie werden in Gruben bei dem Anlaufen des Sees mit großen Zug- und kleinen Handnetzen in großer Menge gefangen; nebſt dem Fiſchfange iſt auch die Jagd auf dem See ſehr ergiebig, beſchränkt ſich jedoch bloß auf Waſſervögel, von welchen derſelbe äußerſt ſtark beſucht wird.

Der an der Kunſtſtraße von Laibach nach Trieſt gelegene Marktflecken Adelsberg iſt ſeiner nahen Höhlen wegen merkwürdig. In keinem Lande der Monarchie trifft man ſo viele unterirdiſche Höhlen und Grotten und von ſo bedeutendem Umfange, wie in Krain. Tauſende von Tropfſteinhöhlen bilden durch das ganze Land hin eine Unterwelt ſeltner Art. Die merkwürdigſten und beſuchteſten ſind die Adelsbergerhöhle und die Magdalenahöhle, beide in der Umgegend von Adelsberg. Die Adels-

bergerhöhle zeichnet ſich durch ihre Größe und die außerordentliche Menge von Stalaktiten, welche von tauſenderlei Geſtalten von den Decken und Wänden herabhängen, vorzüglich aus. Sie liegt eine kleine halbe Stunde nördlich von Adelsberg, in einem kleinen Thale, an einem Kalkſteinhügel, hat ohne die Seitengrotten eine Länge von faſt $\frac{1}{3}$ Meile, und beſteht aus zwei Hauptabtheilungen, der alten und neuen Höhle. Bis 1818 kannte man nur die erſtere, welche gegen 1200 F. lang war und in deren Hintergrunde eine hohe, ſenkrecht aufſtrebende Wand das weitere Vordringen verhinderte. Nachdem man eine Strecke die ältere Höhle durchwandert hat, ſteigt man viele Stufen abwärts zum Poickfluß (oder Piuka), welcher in dieſer Tiefe ſich toſend und ſchäumend in ein undurchdringliches Dunkel hinabſtürzt, über welchen Abgrund ſich eine natürliche Felſenbrücke wölbt. Nachdem nämlich dieſer Fluß vom Palskuſee bei Steinberg einen Weg von 3 Meilen auf der Oberwelt zurückgelegt und wenige Schritte von der Adelsbergerhöhle eine Mühle von 4 Gängen getrieben hat, fällt er in dieſe genannte Höhle, tritt nördlich von Adelsberg bei Kleinhäuſel unter dem Namen Unz wieder aus der Erde, durchfließt ein Thal, und verſchwindet abermals in andern Höhlen, bis er bei Oberlaibach neuerdings, als ſchiffbarer Fluß ans Tageslicht kommt. Wir gehen nun wieder weiter fort zur Beſchreibung der Höhle. Man ſteigt von der Naturbrücke über den Poik 86 Stufen eine ſteile Felſenwand hinan und gelangt in die neue 1818 entdeckte und Ferdinandsgrotte genannte Höhle, welche ſich in mehreren Krümmungen und in einer weit beträchtlichern Länge als die alte Höhle bis zu einem See fortzieht, bis wohin dieſelbe bloß erforſcht iſt, aber noch viel weiter fortſetzt. Sie wird jetzt wegen ihrer herrlichen Stalaktitengebilde häufig beſucht. Für die Erleichterung ihres Beſuchs iſt in der neueſten Zeit alles Mögliche gethan worden, ſo daß nun jede Gefahr beſeitigt iſt. — Die Magdalenenhöhle ſteht der eben beſchriebenen an Ausdehnung weit nach; aber ihre koloſſalen Säulen von Tropfſtein, welche das unermeßliche Gewölbe tragen, die mannigfaltigen Tropfſteingebilde und der kleine See am äußerſten Ende dieſer Höhle, welcher den berühmten Olm oder Proteus anguineus nährt, machen ſie gleichfalls ſehr ſehenswerth. Dieſe berühmten Proteusthiere, über welche ſo viel geſtritten worden iſt, leben jedoch nicht ausſchließend in dieſem See, wo in Jahrtauſenden kein Lichtſtrahl hindringt, ſondern man hat ſie auch in einer Pfütze am Eingange in Berghöhlen bei Sitich in Kärnthen gefunden. Sie ſind einen Fuß lang, von der Dicke eines Daumen, haben eine zarte, am Kopfe wie durchſichtige Haut, welche beinahe die Farbe der Menſchenhaut hat, ſehen im Ganzen einer Eidechſe ähnlich, haben keine ſichtbaren Augen, viele ſpitzige Zähne, an den Vorderfüßen 5 und an den Hinterfüßen 2 Zehen, und ſind zwar mit Lungen verſehen, deren Gebrauch

noch unentſchieden iſt, athmen aber wie die Fiſche vermittelſt Kiemen, die hinter dem Kopfe ſitzen.

Die berühmte Bergſtadt Idria liegt in der Tiefe eines engen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thales, an dem Flüßchen Idria oder Idrizza. Die Häuſer ſtehen in einzelnen Gruppen zerſtreut, mitunter ziemlich aufwärts an den Hügeln erbaut. Der Eingang zu dem ſo wichtigen Queckſilberbergwerke, das über 600 Menſchen beſchäftigt, und deſſen größte Tiefe 124 Lachter beträgt, iſt mitten in der Stadt. Man gelangt zuerſt in einen finſtern, aber hoch geſprengten, in Felſen gehauenen Gang, welcher eine Strecke lang in gerader Richtung fortläuft, bevor er nach der Tiefe ſich ſenkt, wohin 757 in Kalkſtein gehauene, beſtens unterhaltene und mit Handſtangen verſehene Stufen und zuletzt durch eine Tiefe von 14½ Lachter Holztreppen in einem ausgemauerten Schachte bis zur größten Tiefe führen. In dieſem unterirdiſchen Labyrinthe hängt der Fremde ganz von der Leitung ſeines Führers ab und mißt mit ſcheuer Sorgfalt ſeine Schritte hinter der Laterne. Allmählig vernimmt das Ohr das verborgene Arbeiten der Bergleute, bis man endlich die Arbeiter erblickt. Die ſchwachen Grubenlichter beleuchten hier wahre Leichengeſtalten, die gleichſam ſchon bei lebendigem Leibe der Grabesnacht verfallen ſind. Meiſt wird das Erz mit Spitzhämmern herausgehauen, und überall kleben die Tropfen des reinen, flüßigen Metalls. Zuletzt nähert man ſich demjenigen Hauptſchachte, durch welchen das Erz vermittelſt einer Tonne aus der ſenkrechten Tiefe hinaufgeſchafft wird. Eine zweite Tonne dient dem Bergwerksperſonale und den Fremden zum Ausfahren. Hier tritt man in die nach oben offene Tonne durch ein Thürchen; ein Aufſeher ſtellt ſich an den Rand derſelben über den Kopf des Fremden mit ausgeſpreizten Beinen, ſchüttelt den herabreichenden Glockenzug und faßt das Seil. Sogleich beginnt die Ausfahrt durch den ſenkrecht aufgezimmerten Schacht. Nach 8 Minuten langt man auf der Oberwelt an, jedoch weit von dem Einfahrtsgebäude. Dies Bergwerk, zu deſſen Entdeckung 1497 ein Bauer die zufällige Veranlaſſung gab, ſteht ſeit 1506 in ordentlichem Bau und liefert jährlich gegen 4000, nach Andern jetzt nur 1500 Ctr. Queckſilber, den Zinnober ungerechnet.

Trieſt, dieſe wichtigſte Seehandelsſtadt der ganzen Monarchie, iſt jetzt von 54,000 Menſchen bewohnt, liegt am Abhange und am Fuße eines Berges, auf deſſen Gipfel das eine ſchöne Ausſicht gewährende Kaſtell thront, und am Trieſter Meerbuſen, bis zu deſſen Ufer ſich die Stadt herabzieht, und beſteht aus zwei in Hinſicht der Bauart und Anlage ſehr verſchiedenen Theilen, nämlich aus der Alt- und Neuſtadt. Die Altſtadt, welche den Berg hinangebaut iſt, ſieht mit ihren meiſt engen, krummen und ſchmutzigen Gaſſen und den vielen alten und unanſehnlichen Häuſern finſter und unfreundlich aus. Viele Straßen laſſen ſich gar

nicht befahren und ſind ſchlecht gepflaſtert. Deſto ſchöner und freundlicher iſt die Neuſtadt, welche aus der Thereſienſtadt, Joſephs= und Franzensſtadt beſteht, ganz in der Ebene, am Meeresufer liegt und beinahe ¾ von Trieſt ausmacht. Sie iſt faſt durchaus regelmäßig angelegt, die ziemlich breiten, mit Quadern trefflich gepflaſterten Straßen durchſchneiden ſich in rechten Winkeln und ſind mit den ſchönſten modernen Gebäuden beſetzt. Die Häuſer in der Thereſienſtadt haben meiſt 3 bis 4 Stockwerke, einige auch 5 bis 6 und die Treppen ſind größtentheils aus gehauenen Steinen; an allen Gebäuden iſt Wohlſtand, Geſchmack und Prachtliebe ſichtbar, da hier der Sitz der reichſten Handelshäuſer iſt. Mitten in die Thereſienſtadt hat man aus dem Meere den großen Kanal geführt, der 1200 F. lang, 108 F. breit, bis 14 F. tief und mit vielen Schiffen bedeckt iſt. Bei ſtürmiſchem Wetter geſchieht es zuweilen, daß das Waſſer deſſelben ſeine Gränzen überſchreitet und wilde Fluthen die Straßen der Neuſtadt überſchwemmen. In der Thereſienſtadt iſt auch die Börſe, das ſchönſte öffentliche Gebäude Trieſts, am Börſenplatze, im edelſten Style erbaut. Vier ungeheure Doriſche Säulen treten aus der Façade hervor und ein ſchönes großes Portal führt in die untere große, auf 20 Doriſchen Säulen ruhende und mit Statüen gezierte Halle, wo die Handelsgeſchäfte abgeſchloſſen werden. Im vordern Theile des erſten Stockwerks iſt der große auf 20 gekoppelten Säulen ruhende Saal, der zur Rathsverſammlung der Kaufherren dient; das zweite Stockwerk iſt das Kaſino; in den drei höhern Stockwerken ſind die Arbeitszimmer für die Börſenbeamten, die Comptoirs der Verſicherungsgeſellſchaften ꝛc. Das mit Kupfer gedeckte flache Dach gewährt eine reizende Ausſicht auf den Hafen und auf das Meer.

Die Grafſchaft Tyrol.

Unter der Regierung des erſten Römiſchen Kaiſers Auguſtus wurde Tyrol der Römiſchen Herrſchaft unterworfen, unter welcher mehrere Pflanzſtädte entſtanden, worunter Terioli in der Gegend der jetzigen Stadt Meran die wichtigſte war. Mit dem Sinken des Römiſchen Reichs ward Tyrol der Tummelplatz verſchiedener Barbariſcher Nationen, bis es unter Karl dem Großen eine Beſitzung des Fränkiſchen Reichs wurde, zu welcher Zeit Grafen mit der Verwaltung des Landes beauftragt wurden. Nach dem Erlöſchen des Karolingiſchen Hauſes nahmen die Herzoge von Baiern den größten Theil von Tyrol in Beſitz und unterwarfen ſich die Grafen als Vaſallen, welche ſich die ihnen Anfangs zur Verwaltung anvertrauten Gauen erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch einige mächtige Dynaſten übrig, unter welchen ſich beſonders die

Grafen von Andechs auszeichneten. Einem Grafen aus dieſem Hauſe, Berthold IV. gab Kaiſer Friedrich I., nach der Achtserklärung des Baieriſchen Herzogs, Heinrich des Löwen, Tyrol zu Lehen. Berthold war der erſte Tyroliſche Landesfürſt, der ſeinen Sitz in Meran hatte und ſich einen Herzog von Meran nannte. Schon im zwölften Jahrhunderte erſcheinen mächtige Grafen von Tyrol in der Geſchichte, deren Stammſchloß die alte Bergfeſte Terioli war. Einer derſelben hinterließ eine einzige Tochter, die bekannte Margaretha Maultaſche, welche ihren Vettern, den Herzogen von Oeſterreich, 1359 ihre Beſitzungen in Tyrol vermachte. So gelangte Tyrol an das Haus Oeſterreich-Habsburg, welches dasſelbe zu ſeinem jetzigen Umfang erweiterte und es bis 1805 beſaß, in welchem Jahre, vermöge des Preßburger Friedens, Tyrol an Baiern kam und mit Ausnahme einiger Theile, welche von demſelben zu dem Königreich Italien und zu den Illyriſchen Provinzen geſchlagen wurden, bis 1814 eine Baieriſche Beſitzung blieb; allein in dem genannten Jahre gelangte Oeſterreich wieder zum Beſitze des ganzen Tyrol, welches hierauf auch die Salzburgiſchen Enklaven damit verbunden hat.

Das Königreich Böhmen.

Böhmen hat ſeinen Namen von den Bojern, einem Celtiſchen Volksſtamme, die als die erſten Bewohner dieſes Landes in der Geſchichte vorkommen. Wahrſcheinlich wurden ſie von den Marcomannen vertrieben, deren berühmter König Marbod ſein Reich nach allen Richtungen über die Gränzen Böhmens ausdehnte. Die Marcomannen machten in der Folge viele Einfälle in das angränzende Römiſche Gebiet, bis ihr Name im 5ten Jahrhunderte bei der Völkerwanderung verſchwand. Unterdeſſen waren in Böhmen eingewanderte Slaven, welche den Namen Czechen (die Vorderſten) in Rückſicht der Lage ihres Wohnſitzes von den übrigen öſtlicheren Slaviſchen Völkerſtämmen erhielten, vorherrſchend geworden. Von jener Zeit ſprechen nur Sagen und erwähnen unter andern eines Fürſten Przemyſl, der in der erſten Hälfte des 8. Jahrhunderts regierte und der Stammherr einer lang herrſchenden Dynaſtie wurde, bis erſt mit dem Jahre 805 die Böhmiſche Geſchichte aus dem Dunkel der Ungewißheit tritt, ſeitdem nämlich die Heere Karls des Großen in Böhmen eindrangen und es dem Fränkiſchen Reiche zinsbar machten; bei deſſen Theilung es zum Deutſchen Reiche kam, und ſeine Oberlehnſchaft anerkannte. Durch das Chriſtenthum, das ſich im 9. Jahrhunderte unter den Czechen verbreitete und durch die häufigen Einwanderungen von Deutſchen, welchen die Czechen den Anfang ihrer Civiliſation verdankten, kamen die Böhmiſchen Herzoge in nähere Ver-

hältniſſe mit dem Deutſchen Reiche. Einer dieſer Herzoge Boleslaw II. brachte im 10ten Jahrhunderte Mähren unter die Herrſchaft Böhmens und Wratislaw II. erhielt 1068 vom Kaiſer Heinrich IV. den Titel als König; doch erſt unter Ottokar I. (regierte 1198—1230) gelang es, das Königthum beſtändig und die Erbfolge ſicher zu machen. Sein Sohn Ottokar II. war der mächtigſte unter den Königen Böhmens, indem er außer Böhmen und Mähren auch Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain beſaß, dieſe letztern Länder jedoch 1276 wieder verlor und ſie an Rudolph von Habsburg abtreten mußte. Mit ſeinem Enkel Wenzel III. ſtarb 1306 der Mannsſtamm der Przemysl aus, welcher faſt 600 Jahre über Böhmen geherrſcht hatte. Die Böhmen wählten nun ſich Könige, wovon die zwei erſten nur kurze Zeit regierten; hingegen der 1311 erwählte Johann von Luxemburg ein Sohn des Kaiſers Heinrich VII., regierte lange bis zum J. 1346. Unter ihm, ſo wie vorzüglich unter ſeinem Sohne Karl I. (als Kaiſer Karl IV.), gewann das Königreich ſowohl an Länderzuwachs als auch an Kultur ſeiner Bewohner ſo ſehr, daß Böhmen das angeſehenſte und berühmteſte Land in Mitteleuropa wurde und einen Glanz erhielt, den es nie weder zuvor noch nachher erreichte. Unter ſeinem Sohne Wenzel IV. (als Kaiſer Wenzel I.), fingen Huß und Hieronymus von Prag ihr Reformationswerk an, wodurch nach Wenzels Tode unter Sigismund (einem Bruder Wenzels und gleichfalls Kaiſer) die verheerenden Huſſitenkriege 1419 begannen und erſt 1436 endeten. Nachdem hierauf noch verſchiedene Könige aus andern Häuſern als aus dem Luxemburgiſchen über Böhmen geherrſcht hatten, worunter des Königs von Polen Kaſimir Sohn, Wladislaw II., welcher auch König von Ungarn wurde und ſein Sohn Luwig, welcher 1526 in der Schlacht bei Mohacz in Ungarn gegen die Türken umkam, wählten die Böhmiſchen Stände den Schwager deſſelben, den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich (nachmaligen Kaiſer) zum König, deſſen Regierung den Anfang einer neuen, merkwürdigen Periode in der Böhmiſchen Geſchichte macht, ſowohl darum, weil er zuerſt Böhmen in ſeinem Hauſe erblich machte, als auch weil mit ihm eine neue Kultur-Epoche beginnt. Von dieſem Könige an blieb Böhmen für immer im Hauſe Oeſterreich, und ſeine Geſchichte verſchmilzt mit der Geſchichte dieſes Staates und die fernere Regentenfolge iſt von da an dieſelbe wie in Oeſterreich, und wurde nur für die kurze Zeit von 1619 bis 1620, zu Anfang des 30jährigen Krieges, der in Böhmen begann und nicht allein dieſes Land, ſondern auch ganz Deutſchland aufs ſchrecklichſte verheerte, durch den von den aufrühreriſchen Böhmen gewählten König Friedrich von der Pfalz unterbrochen.

Prag. Es giebt in der That in Deutſchland vielleicht keine Stadt, die auf den erſten Anblick ſo ſehr imponire, als Böh-

mens uralte Hauptſtadt, welche an beiden Seiten der anſehnli- chen, langſam dahin ſtrömenden Moldau, mit ihren zahlreichen Thürmen, Kirchen und Palläſten theils in einer freundlichen Ebe- ne, theils auf anmuthigen Höhen ſich ausbreitet, zu welchen ſie von dem eng eingeſchnittenen Flußthale emporſteigt. Auf welchem der nahen Berge man auch die große Stadt zuerſt erblickt, überall tritt ſie dem Beſchauer großartig entgegen und feſſelt ſein über- raſchtes Auge. Und wie reich an lieblichen, maleriſchen Punkten ſind ihre Umgebungen! Ueberall Naturfülle und den Blick er- freuende Abwechſelung. Gegen N. eine hügelige fruchtbare Land- ſchaft, gegen O. eine große Fläche, die nur von dem Ziskaberge unterbrochen wird, gegen S. die anmuthigen mit Weinbergen, Gär- ten und Landhäuſern geſchmückten Ufer der Moldau und gegen W. die beiden Berge, der Laurentii- oder Lorenz- und der Schloßberg. Eine reichgeſchmückte, 1790 F. lange und 35 F. breite, aus lau- ter Quaderſteinen erbaute Brücke, die auf 16 Bogen ruhet und an ihren beiden Endpunkten mit alten ehrwürdigen Thürmen ver- ſehen iſt, verbindet die beiden Haupttheile Prags. Auf beiden Seiten der Brücke ſtehen 28 ſteinerne Statüengruppen von Hei- ligen, wozu noch ein von Erz gegoſſenes Crucifix und die bronze- ne Bildſäule des heiligen Johann von Nepomuk, Schutzpatrons von Prag und ganz Böhmen kommen. Von dieſer Brücke hat man eine ſchöne Ausſicht, links und rechts die Stadt, flußauf- wärts mehrere grünende anmuthige Inſeln, die Feſte Wiſſehrad, die blühenden Thäler außerhalb der Stadt, Berge und Thäler in mannigfaltigen Abſtufungen und die maleriſche Krümmung des Fluſſes, flußabwärts zwar nicht ſo freundliche Uferberge, doch zum Theil mit Reben beſetzt, artige Gartenhäuſer und die herrliche Kaiſerburg mit ihrem Dom auf hohem Bergrücken prangend. — Prag theilt ſich in 4 Stadtviertel (ſonſt Städte genannt). Am rechten Moldauufer liegt die Altſtadt mit der häßlichen Juden- ſtadt, und die Neuſtadt; am linken Ufer der Hradſchin oder Schloßberg und die Kleinſeite; außerdem gehört noch zu Prag die Vorſtadt Karolinenthal, und Manche rechnen hieher die Bergſtadt Wiſſehrad am rechten und das Dorf Smichow am linken Mol- dauufer, womit faſt 3600 Häuſer und mit der Garniſon 120,000 Einwohner herauskommen. Die Altſtadt iſt düſter und enge mit ſchmalen, winkeligen Gaſſen, enthält aber das regſte Leben und den größten Theil des Handels und der Gewerbe, ſo wie der Lehr- und Bildungsanſtalten der ganzen Stadt, insbeſondere iſt die zur Altſtadt gehörende Judenſtadt ein wahres Labyrinth von krummen Gaſſen und hohen unanſehnlichen Häuſern, wo oft in einer Stu- be zwei Familien zuſammenwohnen und in deren 278 Häuſern, an 7000 Juden zuſammengedrängt ſind. Die Neuſtadt, welche die ganze Altſtadt umgiebt und ſüdlich weiter am Fluſſe hinzieht bis zum befeſtigten Wiſſehrad, iſt größer als die Altſtadt und hat

ſchönere und breitere Straßen, geräumige Plätze, niedrigere Häuſer und eine freie, geſunde Lage. Die Kleinſeite iſt zwar bedeutend kleiner als die Altſtadt, enthält jedoch viele anſehnliche Gärten, ſchöne Palläſte und hohe Häuſer und ſieht daher ſehr großſtädtiſch aus. Der Lorenzberg und Schloßberg umſchließen halbmondförmig die Kleinſeite. Der Hradſchin endlich breitet ſich auf dem Schloßberge aus, iſt zwar der kleinſte aber ſchönſte Stadttheil, gleichſam die Krone Prags, in welchem eine große Anzahl ſchöner Palläſte ſteht. Das Hauptgebäude dieſes Viertels, ſo wie das vorzüglichſte von Prag iſt die kaiſerliche, ſonſt königliche Burg, die wegen ihres Umfanges und der ebenſo ſchönen als imponirenden Lage in Europa wenige ihres Gleichen hat; aber auch in Hinſicht der architektoniſchen Kunſt gehört ſie unter die ausgezeichnetſten Bauwerke. Der weite freie Vorhof iſt mit eiſernen Gittern und Steinpfeilern umgeben, welche wieder mit großen und kleinen Bildſäulen und Gruppen beſetzt ſind. Das Hauptportal iſt ein Meiſterſtück der Architektur; Säulenordnung, Höhe und Verhältniß des Gewölbes und die herrliche Treppe ſind wahrhaft kaiſerlich. Auf dem innern Schloßplatze iſt die Schloßkapelle angebaut und durch Gänge ſteht die Burg mit der Domkirche in Verbindung. Die meiſten Zimmer ſind modern, einfach und geſchmackvoll eingerichtet und nur die kleinere Zahl zeigt alterthümliche Kaiſerpracht. Von den 3 Sälen iſt der ſogenannte Spaniſche, welcher über 2000 Menſchen faßt, der vorzüglichſte. Der Wladislawſche Saal, in welchem die Huldigung des Landes zu geſchehen pflegt, iſt 92 Schritte lang und zeichnet ſich durch eine höchſt kunſtvolle Wölbung ohne Pfeiler aus. Die herrliche Domkirche zu St. Veit, von welcher wir ſchon geſagt haben, daß mit ihr die Burg durch Gänge in Verbindung ſteht, iſt ohne Zweifel die intereſſanteſte und wichtigſte unter den 48 Kirchen Prags, worunter auch noch viele ſich durch Schönheit auszeichnen, und hat 12 Seitenkapellen. Sie iſt ein erhabenes und doch zierliches Denkmal neugothiſcher (griechiſch-gothiſcher) Baukunſt, vom Könige Johann von Luxemburg 1344 begonnen und unter Karl IV. bis zum J. 1388 ſo weit fortgeſetzt, als man jetzt dieſe Kirche ſieht; denn ſie iſt nicht ganz vollendet. Der Thurm iſt durch 2 hohe, durchbrochene, gothiſche Bogen verbunden, und gewährt eine köſtliche Ausſicht. Die Decke der Kirche ſcheint von Innen betrachtet gleichſam im Freien zu ſchweben und ſtützenfrei zu ſeyn. Merkwürdig ſind in derſelben die Menge Grabmäler, worunter vorzüglich das von Marmor und Alabaſter errichtete Mauſoleum Karls IV. und ſeiner 4 Gemahlinnen und anderer Könige Böhmens; die prachtvolle Kapelle des heiligen Wenzel oder Wenzeslaus mit der reichen Vergoldung und den großen böhmiſchen Edelſteinen an den Wänden; und das Grab des heiligen Nepomuk, als das Koſtbarſte, was dieſe Kirche umſchließt. Ueber einem marmornen Fußgeſtelle wird ein großer

Sarg von gediegenem Silber (5000 Mark ſchwer) mit Reliefs, die Hauptgeſchichte des Heiligen darſtellend, von 4 großen ſilbernen Engeln getragen; neben ihnen ſitzen 4 kleinere mit Leuchtern. In dieſen Sarg iſt ein kryſtallener eingeſetzt, der die Gebeine des Heiligen enthält; ſeine Zunge wird in einem eigenen Behältniſſe aufbewahrt und gezeigt. Ueber dem Sarge breitet ſich ein rothſeidener Thronhimmel aus, deſſen 4 Flügel von 4 ſilbernen Engeln ergriffen ſind, die von der Mauer herabſchweben. Das Feſt des heiligen Nepomuk *), welches jährlich den 16. Mai, als an dem Todestage deſſelben gefeiert wird, iſt ein wahres Volksfeſt nicht bloß Prags, ſondern ganz Böhmens; denn viele Tauſende von frommen Pilgern aus allen Ständen kommen aus den entfernteſten Theilen des Königreichs und ſelbſt aus benachbarten Ländern zur Feier dieſes Tages nach Prag. Die Pilger von dem gemeinen Volke ziehen in langen Zügen mit Vorſängern und Fahnen an der Spitze, Kirchenhymnen abſingend, am 15ten Abends zu allen Thoren herein und lagern ſich an beſtimmten Plätzen bis zum Einbruch der Nacht. Das Bildniß des Heiligen auf der Brücke wird mit einem hölzernen Tiſche altarmäßig umgeben, mit allen erdenklichen Zierathen verſehen und glänzend mit Lampen und Kerzen erleuchtet. Hier ziehen die Schaaren der Beter vorbei und unzählige Pilger lagern ſich unter freiem Himmel rings auf dem harten Pflaſter und auf den breiten Trottoirs der Brücke, um die Nacht an dem Orte des Märtyrerthums zuzubringen, und die erſten Strahlen der Sonne mit frommen Geſängen zu begrüßen. Dann gehen die Züge auf den Hradſchin, zur Domkirche, wo der Leib des Heiligen ruht; und ein feierliches Hochamt mit aller erdenklichen Pracht begangen, beſchließt am Morgen die kirchliche Feier, um der weltlichen Platz zu machen; Feuerwerke, Tanz und Feſtlichkeiten beſchließen den Tag und ſo geht es auch an den übrigen Tagen des Feſtes zu, das eine ganze Woche hindurch dauert.

Die auf dem Weißen Berge, ½ M. weſtlich von Prag, gelieferte Schlacht, fiel am 8. Nov. 1620, alſo im zweiten Jahre des begonnenen 30jährigen Krieges vor. Nachdem nämlich 1618 von dem Böhmiſchen Proteſtanten, aus Unwillen über die ihnen widerfahrenen Bedrückungen, zwei kaiſerliche Räthe im Schloſſe

---

*) Johann von Nepomuk, eigentlich Johann Haſil war von armen Eltern in dem Böhmiſchen Städtchen Nepomuk 1336 geboren, widmete ſich dem geiſtl. Stande und wurde zuletzt Domherr zu Prag und Beichtvater der Königin Johanna, Gemahlin des Böhmiſchen Königs Wenzel IV. (als Kaiſer Wenzel I.) Weil er dieſem Könige nicht entdecken wollte, was ihm deſſen Gemahlin gebeichtet, ließ der König ihn nach vielen Martern von der Moldaubrücke in den Fluß ſtürzen.

zu Prag aus den Fenſtern herabgeſtürzt worden waren und die Böhmen die Waffen gegen den damaligen Kaiſer und König von Böhmen Mathias ergriffen hatten, wählten ſie, als dieſer im folgenden Jahre geſtorben war, ſtatt des ſchon zum Nachfolger beſtimmten, jedoch als eifrigen Katholiken bekannten Ferdinands II. den proteſtantiſchen Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen; allein er behauptete dieſe Würde nur kurze Zeit, denn eben in dieſer Schlacht auf dem weißen Berge wurde das proteſtantiſche Heer, aus 28,000 Böhmen, Deutſchen und Ungarn beſtehend, von dem 40,000 Mann ſtarken Heere der Oeſterreicher und Baiern gänzlich geſchlagen, ganz Böhmen dem Kaiſer wieder unterworfen und über den entthronten Friedrich die Reichsacht ausgeſprochen und ſein eigenes Land erobert.

Karlsbad, zwar eine kleine Stadt von 500 H. und 3000 E., aber durch ihre Bäder und Mineralquellen in ganz Europa berühmt, liegt an der Tepl, unweit deren Mündung in die Eger in einem engen, romantiſchen Thale, das auf allen Seiten mit zum Theil waldbekränzten Bergen umſchloſſen iſt. Ihre Häuſer verzweigen ſich in drei Thäler und ſind von dem Hammerberge, dem Hirſchenſprung, dem Dreikreuzenberge, dem Lorenz- und Galgenberge ſo umgeben, daß ſie gleichſam an den Wänden der Berge zu hängen ſcheinen. Faſt alle Häuſer ſind zur Aufnahme der zahlreichen Fremden eingerichtet und für Bequemlichkeit der Kurgäſte, für Zerſtreuung jeder Art wird beſtens geſorgt. Die ſchönſte Straße iſt die ſogenannte alte Wieſe am linken Ufer der Tepl, der Sammelplatz der eleganten Welt, auf der einen Seite mit Häuſern und auf der andern mit Buden und Bäumen beſetzt; ihr gegen über am rechten Ufer liegt die neue Wieſe, ebenfalls eine auf der einen Seite mit Häuſern beſetzte Straße, wo auch das Theater ſteht. Die größte Merkwürdigkeit Karlsbads ſind die 8 Mineralquellen, welchen die Stadt ihre Entſtehung und Erhaltung verdankt. Die Hauptquelle iſt der Sprudel am rechten Ufer der Tepl mit 4 offenen Mündungen, von denen aber nur eine einzige, der ſogenannte neue Springer, zum Trinken benutzt wird; die übrigen werden zu der Karlsbaderſalz-Verfertigung verwendet. Ueber dem Sprudel, der 59° bis 60° Wärme nach Reaumur hat, ruht auf hohen Säulen eine in der Mitte durchbrochene Kuppel, und zur Seite zieht ſich eine herrliche bedeckte Kolonnade für die auf- und abgehenden Kurgäſte. Oeſtlich vom Sprudel iſt die 1809 entſtandene Hygiaquelle von 59° Wärme, gleichfalls mit einem Säulengange. Zu Ende des Säulenganges ſind die 1826 errichteten Dampfbäder, wo das heiße Waſſer in einem Becken geſammelt und der aufſteigende Dampf in die Dampfbäder geleitet wird. Der Mühlbrunnen am linken Ufer der Tepl iſt jetzt mit dem Neubrunnen verbunden. Der Neubrunnen hat 49° Wärme und iſt der beſuchteſte. Die andern Quellen ſind der Bernhards-, der Thereſien-, der Schloß-

(ganz verſiegt und erſt 1823 wieder zum Vorſchein gekommen) und der Spitalbrunnen. Der Schloßbrunnen iſt der kälteſte und hat nur 40 Grad Wärme. An Spaziergängen in den herrlichen, durch Kunſt ſehr verſchönerten Umgebungen, hat Karlsbad Ueberfluß und bietet hierdurch den Kurgäſten häufige Luſtpartien dar. Uebrigens herrſcht unter denſelben im Allgemeinen ziemlich viel Etiquette und Abſonderung der Stände.

Teplitz im Leitmeritzer Kreiſe, iſt eine noch kleinere Stadt als Karlsbad, aber gleichfalls wegen ihrer Bäder und Mineralquellen ſehr berühmt und beſucht. Sie liegt in einem 1 Stunde breiten und 4 Stunden langen freundlichen Thale, in einer milden, mit allen Reizen der Natur geſchückten Gegend. Zunächſt um die Stadt erheben ſich einige Hügel, zum Theil mit Getreidefeldern bedeckt, zum Theil mit Laubholz gekrönt. Je weiter ſie zurückweichen, deſto mehr erheben ſie ſich und ſchließen ſich endlich zu Bergen geſtaltet, dem ſteilen Mittelgebirge Böhmens gegen S. an. Nördlich erblickt man den ſteilen, ſchön geformten Abfall des Erzgebirges, das gleich einer hohen Mauer den Horizont nach dieſer Seite begränzt. Zahlloſe Dörfer, Kapellen, Kirchen, Kreuze, Heiligenbilder, alte Burgen und Klöſter beleben die Umgegend. Die größte Merkwürdigkeit von Teplitz ſind ſeine 30° bis 36° warmen Bäder, welche man in die Stadt- und Steinbäder theilt, wovon die letztern nebſt dem Schlangenbade und den Schwefelbädern ¼ Stunde von der Stadt in dem Dorfe Schönau ſich befinden. Im Ganzen zählt man 38 Badebecken. Das größte Bad iſt das Männerbad oder der Urſprung. Alle Bäder werden zur Kurzeit ſo häufig gebraucht, daß oft von früh 3 Uhr die Badeſtunden anfangen und bis Abends 10 Uhr fortdauern. Die ſtärkſte Kurzeit iſt im Julius und Auguſt. 1830 belief ſich die Zahl der Fremden, für deren Unterkunft und angenehmen Aufenthalt auf alle mögliche Weiſe geſorgt iſt, auf 9163. Unſtreitig iſt Teplitz einer der angenehmſten Badeorte, wo keine ängſtliche Abſonderung der Stände bemerkt wird, ein Umſtand, der auf den vermehrten Beſuch großen Einfluß hat. An Luſtplätzen, Vergnügungsorten und reizenden Partien fehlt es Teplitz und ſeiner Umgegend nicht.

Bei dem Dorfe Adersbach im Königgrätzer Kreiſe, unweit der Schleſiſchen Gränze, 2 M. von der Böhmiſchen Stadt Trautenau und 3 M. von der Schleſiſchen Stadt Landshut, ſind die ſogenannten Adersbacher Steine oder der Adersbacher Steinwald, ein Labyrinth von Sandſteinfelſen, das einen der überraſchendſten Anblicke gewährt und von vielen Reiſenden beſucht wird. Dieſe merkwürdigen Felſengruppen nehmen bei dem Dorfe Adersbach ihren Anfang und erſtrecken ſich in einer Länge von einer und einer Breite von ¼ Meile. Das Ganze beſteht aus vielen Tauſenden ſenkrechter Säulen von jeder Geſtalt, Dicke und

Größe. Sie bilden gleichſam einen Wald von enge an einander gepaßten Stämmen uud eine Menge Irrgänge, durch welche ohne Führer zu kommen nicht möglich iſt. Die meiſten Säulen ſind an 100, viele an 200 und noch mehr F. hoch. Einige ſehen wie Pfeiler, Wände oder Thürme aus, andere ſind oben regelmäßig abgerundet, an den Seiten aber ſo eben, als ob ſie behauen wären. Noch andere drohen mit ihren überhängenden Gipfeln jeden Augenblick auf den Wanderer herabzuſtürzen. Viele haben eine breite Grundfläche, und werden oben nach der Spitze zu ſchmäler, andere behalten von oben bis unten dieſelbe Dicke. Beſonders merkwürdig iſt in Hinſicht der Geſtalt der umgekehrte Zuckerhut, eine auf einer ſehr ſchmalen Unterlage mitten in einem kleinen Waſſerbecken ruhende, nach oben zu immer breiter werdende Felſenmaſſe. Der gewöhnliche Führer in dieſe Felſengruppen iſt der Förſter des Ortes, welcher zu dem durch eine Thüre verſchloſſenen Eingange den Schlüſſel hat. Man betritt zuerſt einen Fußſteig, der in unzähligen Krümmungen zwiſchen ſenkrechten Säulen und Wänden fortgeht. Stellenweiſe muß man durch Spalten hindurch, wo ſich oben die Felſen an einander lehnen, und wo der Raum nur eben hinreicht, ſich von der Seite durchzudrängen. Hier und da führt auch der Weg unter Fichten fort, und man muß an mehreren Stellen über einen kleinen, vielfach gekrümmten Bach ſchreiten. Nach einer halben Stunde erreicht man einen höchſt angenehmen kühlen Platz, der mit Fichten und allerlei Pflanzen bewachſen, ringsum aber von hohen Felſenwänden eingeſchloſſen iſt. Die Annehmlichkeit deſſelben wird durch das Rauſchen des hervorſtürzenden Baches noch mehr erhöhet. Zur Bequemlichkeit der Wanderer iſt unter zwei hohen Fichten, neben einer klaren und friſchen Quelle ein Tiſch mit einer Bank und einigen ſteinernen Sitzen angebracht. Auf einem ſehr beſchwerlichen Wege ſteigt man nun in einer Kluft höher hinauf und gelangt dann auf einen Abſatz, wo man für ſeine Mühe durch den Anblick eines ſehr maleriſch liegenden Teiches und einer abenteuerlichen Grotte mit einem ſchönen Waſſerfalle belohnt wird. Beim Herausgehen aus dieſen Felſengängen pflegt der Führer in der Nähe eines kleinen Luſthauſes einen Pöller abzuſchießen, deſſen vielfaches, durch das ganze Felſenlabyrinth hinrollendes donnerähnliches Echo einen ganz eigenen Eindruck macht.

Die Markgrafſchaft Mähren.

Ein Slaviſcher Volksſtamm, der die Ufer des Fluſſes Morava in Serbien bewohnte und in das jetzige Mähren einwanderte übertrug den Namen dieſes Serbiſchen Fluſſes auf den Hauptfluß ihres neuen Wohnſitzes, und erhielt endlich ſelbſt, ſo wie auch das

Land den Namen Mähren (in der Landesſprache Morava und im Lateiniſchen Moravia). Vor ihnen hatten Germaniſche Völker, die ſich den Namen Marcomannen gegeben und in ſchwere Kämpfe mit den Römern verwickelt und vor dem Schluſſe des 5ten Jahrhunderts ganz aus der Geſchichte verſchwunden waren, in dem heutigen Mähren gewohnt und nach ihnen mancherlei andere barbariſche Völker ſich darin herumgetummelt. Jene hierauf eingewanderten Slaven, Mährer in der Folge genannt, errichteten ein anſehnliches Reich (wozu auch ein großer Theil Ungarns gehörte), welches jedoch unter Karl dem Großen in Abhängigkeit von Fränkiſcher Herrſchaft kam, von welcher Zeit auch das Chriſtenthum ſich unter den Mährern zu verbreiten anfing. Um das Jahr 871 regierte hier Swatopluk, der auch öfters Zwentibold heißt und außer Mähren noch einen großen Theil des nördlichen Ungarn beſaß; allein ſein Sohn Swatobog unterlag den Angriffen der Ungarn, die ihm den ganzen Ungariſchen Theil ſeines Reichs entriſſen. Später vom Kaiſer und Pabſt geächtet, verlor Swatobog 908 auch Mähren, das ſich dem Böhmiſchen Herzog Wratislaw unterwarf, um nicht unter Ungariſche Herrſchaft zu kommen. Nach dieſes Herzogs Tode erhielt zwar Mähren wieder eigene Regenten, aber unter dem Böhmiſchen Herzog Boleslaw II. kam es nochmals an Böhmen und blieb ſeitdem faſt beſtändig davon abhängig. Eine Zeitlang theilten die Böhmiſchen Regenten Mähren oft in verſchiedene Fürſtenthümer und belehnten damit Glieder ihrer Familie. Während dieſer Periode erhielt Mähren vom Kaiſer Friedrich I. im Jahre 1162 den Titel einer Markgrafſchaft. Von dem Jahre 1293 an, blieb Mähren ungetheilt und bloß von Statthaltern regiert bei Böhmen, hat ſeitdem dieſelben Regenten wie Böhmen gehabt und iſt mit dieſem im J. 1526 an das Haus Oeſterreich gekommen.

Brünn beſteht aus der innern Stadt und den um dieſelbe herum gelegenen 14 Vorſtädten, mit welchen es jetzt 2200 H. und 37,000 E. hat. Hohe Mauern und ein tiefer Graben umgeben die mit engen, winkeligen, aber gut gepflaſterten und des Nachts erleuchteten Straßen verſehene innere Stadt. Die an der Weſtſeite der Stadt auf einem Berge gelegene vormalige Citadelle, der Spielberg genannt, dient jetzt bloß zu einem Staatsgefängniſſe, ſeitdem 1809 die Franzoſen einen Theil der alten Feſtungswerke geſprengt haben. Brünn iſt ſeit vielen Jahren der Hauptſitz der Tuchfabrikation in der ganzen Monarchie und enthält mehrere anſehnliche Gebäude, worunter wir nur das Landhaus oder Dikaſterialgebäude nennen, worin der Gouverneur wohnt und auch der Pflug aufbewahrt wird, mit welchem Kaiſer Joſeph II. im J. 1769 beim Dorfe Slawikowitz in der Nähe des Mähriſchen Marktfleckens Rausnitz, gleich dem Kaiſer von China, geackert hat, welche Stelle jetzt durch ein Denkmal aus

Gußeiſen bezeichnet iſt. Neben dem Spielberge erhebt ſich der Petersberg, deſſen äußerſte Fortſetzung aus einer kahlen Felſenmaſſe in einen grünen beſchatteten Spazierplatz verwandelt iſt, einen 60 F. hohen marmornen Obelisk trägt und jetzt nach dem Kaiſer den Namen Franzensberg führt. Der Augarten iſt ein ſchöner, von Joſeph II. dem Volke geöffneter Park. 3½ M. nordöſtlich von Brünn iſt die Mazocha, ein ſchauerlicher Abgrund und eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Mährens. Sie beſteht in einem Berg- oder Erdſturze, der auf allen Seiten mit größtentheils ganz nackten, kahlen, ſenkrechten Felswänden eingeſchloſſen und nach angeſtellten Meſſungen 300 F. lang, 180 breit und 504 (nach Andern 780) F. tief iſt. Nur von einem überhangenden Stein, worauf man ſich legen muß, und noch von einem andern Punkte läßt ſich dieſe Naturmerkwürdigkeit überſchauen. In den Seitenwänden wird man Höhlen gewahr, durch welche Waſſer ſtrömt. Nahe daran iſt eine röhrenförmige Oeffnung, die im Zickzack bis faſt an den Boden der Mazocha hinabreicht und von den Landleuten „der Rauchfang" genannt wird. Hineingeworfene Steine kommen unter donnerartigem Getöſe, zu Sand zermalmt, aus der untern Mündung heraus.

Das kleine Städtchen Auſterlitz, 2½ Meilen von Brünn iſt durch die große Schlacht am 2. Dezember 1805 berühmt geworden. Die verbündete Ruſſiſch-Oeſterreichiſche Armee war 85,000 und die Franzöſiſche 65,000 Mann ſtark. Drei Kaiſer, Alexander, Franz und Napoleon, waren bei dieſer Schlacht zugegen, daher die Franzoſen ſie die Dreikaiſerſchlacht nannten. Die Ruſſiſch-Oeſterreichiſch-Armee machte den Angriff und zwar in einer zu ausgedehnten Stellung, ſtark auf den Flügeln, ſchwach im Mittelpunkt, und wurde von den Franzoſen, die das Centrum durchbrachen, indem ſie die Höhen von Pratzen, den Schlüſſel der ganzen Stellung einnahmen, ſo geſchlagen, daß ſie 12,000 an Todten und Verwundeten, 18,000 an Gefangenen, 186 Kanonen und die ganze ſchwere Bagage verlor, während der Franzöſiſche Verluſt nur 9000 betrug. Dieſe entſcheidende Schlacht endete den von Oeſterreich und Rußland gegen Frankreich im Jahre 1805 unternommenen Krieg, der kaum 3 Monate gedauert hatte, und führte den Preßburger Frieden herbei, wodurch der Oeſterreichiſche Staat Venedig, Tyrol und ganz Vorderöſterreich verlor, und bloß Salzburg und Berchtesgaden als Entſchädigung erhielt.

Oeſterreichiſches Schleſien.

Ganz Schleſien kam bereits 1335 zu Böhmen, indem die Schleſiſchen Fürſten, unter welche dieſes Land vertheilt war, frei-

willig dem damals regierenden Könige von Böhmen, Johann von Luxemburg huldigten. Karl IV., der Sohn und Nachfolger desſelben, erklärte 1355 mit Zuſtimmung der Deutſchen Kurfürſten, ganz Schleſien als Böhmiſches Lehen und verleibte es zugleich dem Deutſchen Reiche ein. Da 1526 Böhmen an das Haus Oeſterreich kam, ſo hatte Schleſien daſſelbe Schickſal und blieb eine Oeſterreichiſche Beſitzung bis zum Tode Karls VI. im Jahre 1740. In dieſem Jahre machte Friedrich II., König von Preußen, Anſprüche auf 4 Schleſiſche Fürſtenthümer und da Oeſterreich dieſelben nicht anerkennen wollte, eroberte er nach einem kurzen Feldzuge ganz Schleſien bis auf einige wenige Feſtungen. Durch den am 11. Junius 1742 zu Breslau geſchloſſenen Frieden wurde der weit größere Theil Schleſiens Preußen abgetreten und bloß das Fürſtenthum Teſchen und die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, (mit Ausſchluß der auf der linken Seite des Oppafluſſes gelegenen Theile der beiden letztern), ein Theil des Fürſtenthums Neiße und einige Minderherrſchaften verblieben Oeſterreich, welche das Oeſterreichiſche Schleſien bilden, das ſeit dem Jahre 1783, in Betreff der Verwaltung, mit Mähren vereinigt iſt.

Zu Teſchen, einer mittelmäßigen Stadt an der Olſa und am Fuße der Beskiden (Theiles der Karpathen), wurde am 13. Mai 1779 Frieden zwiſchen Oeſterreich auf der einen und Preußen und Sachſen auf der andern Seite geſchloſſen, wodurch Oeſterreich von der Baieriſchen Erbſchaft, auf deren Hälfte es Anſpruch gemacht hatte, bloß ein kleines Stück, das ſogenannte Innviertel, das jetzt einen Beſtandtheil des Landes ob der Enns ausmacht, erhielt. Der Krieg, den dieſer Frieden beendigte, heißt der Baieriſche Erbfolgekrieg, indem der König von Preußen dieſe Vergrößerung Oeſterreichs nicht dulden wollte und Sachſen zu ſeinem Verbündeten hatte. Keine Schlacht fiel in dieſem Kriege, der kein volles Jahr dauerte, vor.

Das Königreich Galizien.

Es hat ſeinen Namen von dem alten Fürſtenthume Halicz, welches bis zur erſten Theilung Polens im J. 1772 zu Polen gehörte. Oeſterreich nahm daſſelbe nebſt noch einigen andern Polniſchen Landestheilen in dem genannten Jahre, wegen gewiſſer auf ältere Rechte Ungarns gegründeter Anſprüche, in Beſitz, woraus die Königreiche Galizien und Lodomirien gebildet entſtanden, nur die Zipſer Städte wurden zu Ungarn geſchlagen. 1786 ward auch die Bukowina, ein Theil der Moldau, welchen Oeſterreich 1777 von der Osmaniſchen Pforte abgetreten erhielt, mit Galizien vereinigt. Bei der letzten Theilung Polens 1795 bekam Oeſterreich abermals Polniſche Länder, woraus Weſtgalizien gemacht wurde, während das ältere Galizien den Namen

Oſtgalizien erhielt. Durch den Wiener Frieden 1809 jedoch mußte Oeſterreich ganz Weſtgalizien und ein Stück von Oſtgalizien an das von Napoleon geſchaffene Herzogthum Warſchau und ein anderes Stück von Oſtgalizien an Rußland abtreten. In Folge des Pariſer Friedens 1814 und des Wiener Kongreſſes 1815 bekam Oeſterreich die von Oſtgalizien an Rußland und das Herzogthum Warſchau abgetretenen Stücke, mit Ausnahme des Zamosker Kreiſes, der mit dem aus dem Herzogthum Warſchau gebildeten Ruſſiſchen Königreiche Polen vereinigt wurde, zurück. Die zu Galizien gehörigen, ehemals Böhmiſch-Schleſiſchen Herzogthümer Auſchwitz (Oswiecim) und Zator hat Oeſterreich zu Beſtandtheilen des Deutſchen Bundes erklärt, ohne daß ſie jedoch von Galizien getrennt worden ſind.

Lemberg, die Hauptſtadt Galiziens, hat ſich ſeit der Oeſterreichiſchen Herrſchaft ſehr verſchönert und vergrößert, ſo daß man jetzt 3120 Häuſer und mit dem Militär und Fremden, 67,000 E. zählt. Sie beſteht aus der kleinen innern Stadt und aus 4 Vorſtädten, wovon die erſtere in einer keſſelförmigen Vertiefung liegt und faſt auf allen Seiten mit Anhöhen umgeben iſt, und die Vorſtädte ſich in den Schluchten der umgebenden Hügel bis zu den Höhen hinauf ziehen. Nördlich von der Stadt erhebt ſich ein 318 Fuß hoher Sandberg, ziemlich ſchroff gegen dieſelbe abfallend, der Schloßberg genannt, mit den Ruinen der alten Löwenburg und einer herrlichen Ausſicht über Lemberg und die ſich im W. ausbreitende Ebene. Die meiſten Häuſer ſind 2, 3 mitunter auch 4 Stock hoch und faſt alle in modernem Geſchmack erbaut, aber größtentheils mit Schindeln gedeckt. Unter den ausgezeichneten Gebäuden nennen wir nur die Dominikanerkirche, eine Nachbildung der Karlskirche in Wien, mit einem ſchönen von Thorwaldſen gearbeiteten Denkmale aus Carrariſchem Marmor.

Wieliczka iſt die berühmteſte Salzſtadt der ganzen Monarchie, denn unmittelbar unter dieſer Stadt liegen die weltbekannten, unerſchöpflichen Steinſalzwerke, ſo merkwürdig durch ihren innern, kunſtreichen, unterirdiſchen Bau, ihre Ausdehnung und den Reichthum des daraus ſeit vielen Jahrhunderten gewonnenen Steinſalzes *). Das Salzlager von Wieliczka ſoll um das Jahr 1250 von einem Hirten, Namens Wieliczk entdeckt und bald darauf die Bergwerke eröffnet worden ſeyn. Jährlich werden jetzt daraus 700,000 Ctr. Steinſalz gewonnen, und nach einer aus den Archiven geſchöpften Berechnung ſollen dieſe Salzbergwer-

*) Von dieſem Salzwerke lieſet man in manchen Büchern (z. B. in Funks Naturgeſchichte, 6. Aufl.) die wunderbarſten und fabelhafteſten Dinge erzählt, welche den Beſucher mit überſpannten Erwartungen erfüllen, und die er bei allem Intereſſanten, was dieſe Salzwerke darbieten, nicht erfüllt findet.

ke ſeit ihrer Entdeckung 550 Millionen Ctr. Salz geliefert haben. Sydow, der ſie 1827 beſuchte, giebt uns über dieſelben die beſten Nachrichten (in ſeinen ſchon oben angeführten Bemerkungen auf einer Reiſe durch die Beskiden nach den Centralkarpathen; daher wir ihm auch bei gegenwärtiger Beſchreibung ganz gefolgt ſind. Sie liegen unmittelbar unter der Stadt Wieliczka, erſtrecken ſich jedoch weiter als der Umfang derſelben, nämlich von O. nach W. über 9500, von S. nach N. über 3600 und in der größten Tiefe 1220 Fuß. Die Salzgruben werden in 5 Stockwerken, Etagen oder Contignationen unter einander bearbeitet. Der Boden der erſten liegt 204, der zweiten 432 und der fünften 1020 F. unter Tage, ſo daß alſo im Durchſchnitte der Abſtand einer jeden Etage von der andern 180 Fuß beträgt, deren jede ein Labyrinth in einander laufender Gänge bildet. Dieſe Stockwerke ſind unter ſich entweder durch Förderungsſchachte, gewöhnliche Leiterfahrten oder durch etwas ſchräge Stufenſchachte verbunden. Dreizehn Tageſchachte, über welchen größere oder kleinere Häuſer erbaut ſind, führen in die Gruben, worunter folgende 3 die merkwürdigſten ſind: 1) der Lezno, in welchem eine Wendeltreppe von 470 Stufen, 200 Fuß in die Tiefe hinabführt, und welchen König Auguſt III. 1744 anlegen ließ, als er die Bergwerke befahren wollte. Nach ihm befuhren denſelben der Kaiſer Joſeph II., Franz I., Alexander und 1824 Don Miguel von Portugal. Er wird nur vornehmen Perſonen zur Einfahrt geöffnet, während die übrigen Reiſenden das Salzwerk durch die Tageſchachte Danielowiec, oder Janina befahren. 2) Der Danielowiec, den man als Hauptſchacht betrachtet, führt 204 F. hinab und wird hauptſächlich zur Herausſchaffung oder Förderung des gewonnenen Salzes benutzt. In ihm gehen weder Stufen, wie im Lezno, noch Leiterfahrten hinab, ſondern man wird an demſelben Tau, welches die Laſten heraufzieht, in die Tiefe gelaſſen. Die Reiſenden, welche die Gruben befahren wollen, ſetzen ſich in Seſſel mit Lehnen von Gurten, die an dem 5 Zoll im Durchmeſſer haltenden Tau befeſtigt ſind, halten ſich mit der Hand am Tau feſt, und werden, das Geſicht gegen einander gewandt, trauben= oder kronleuchterartig an dem Tau hinabgelaſſen. Je nachdem die Geſellſchaft, die einfahren will, zahlreich iſt, werden in einem Abſtande von 8 zu 8 F. mehrere ſolche Trauben über einander gebildet. In der unterſten ſitzen die Bergleute, welche zum Herumführen beſtimmt ſind, und verbreiten mit ihren Grubenlichtern einen matten Schein in der Dunkelheit des Schachtes. In weniger als 2 Minuten vollendet man dieſe Hinabfahrt. 3) Der Janinaſchacht iſt ein ſchräglaufender Stufenſchacht, in welchem eine gut angelegte Treppe zum Theil mit, zum Theil ohne Geländer, in verſchiedenen Abſätzen in die Tiefe hinabführt. Die Stufen ſind theils aus Salz gehauen und mit Holz eingefaßt, theils ganz von Holz

gebaut. Die übrigen Schachte ſind gewöhnliche bequem eingerichtete Leiterfahrten, und dienen zum Hinab- und Herauffahren der Bergleute, zur Förderung oder zum Hinunterſchaffen des nöthigen Grubenmaterials oder um Heu und Stroh für die Pferde hinabzulaſſen; und der Schacht Wodda-Gora wird lediglich zur Herausſchaffung des Tagewaſſers benutzt, das an den Tageſchächten ſich herunterzieht. — Die unzähligen Gänge oder Strecken wie ſie hier heißen, die ſich nach allen Richtungen durchkreuzen und ein wahres Labyrinth bilden, worin ſich der Fremde ohne Führer verirren würde *), ſind von verſchiedener Höhe und Breite und erweitern ſich oft zu großen Hallen oder Kammern, wie ſie hier genannt werden, die durch das Heraushauen großer Steinſalzmaſſen entſtanden ſind, und zu Salzmagazinen, Pferdeſtällen, Böttcherwerkſtätten ꝛc. benutzt werden. Unter dieſen Kammern zeichnen ſich 60 bis 70 durch ihre Größe vor den andern aus, von welchen beſonders folgende merkwürdig ſind: 1) eine große, einem koloſſalen Gothiſchen Saale ſehr gleichende Halle, von ſchlanken Säulen getragen und in der Mitte mit einem großen, aus Salzkryſtall verfertigten Kronleuchter, welcher 40 F. lang ſeyn und 20 Fuß im Durchmeſſer haben ſoll, und deſſen Arme ſich weithin nach allen Richtungen erſtrecken; 2) der noch größere ſogenannte Tanzſaal, mit einem koloſſalen Oeſterreichiſchen Adler geſchmückt, der bei allen größern Feſtlichkeiten zum Verſammlungs- oder Ballſale dient, und durch 6 oder 8 aus Salzkryſtallen verfertigte Kronleuchter erleuchtet, einen im höchſten Grade impoſanten Eindruck macht, ſo daß man ſich nach einem mächtigen unterirdiſchen Feenpallaſte verſetzt, und die Wände deſſelben mit grauem, ſchön geſchliffenem Marmor ausgelegt zu ſehen glaubt; ſo hell ſpiegeln die kleinen Salzkryſtalle derſelben; 3) die dem heil. Anton geweihte und im Gothiſchen Style aus Salz ausgehauene Kapelle, mit einem 25 F. hohen, von geſchmackvollen runden Säulen getragenen Gewölbe, einem Altare und mehreren lebenshohen Bildſäulen von Heiligen, nicht ohne Geſchmack und Kunſt aus Salz gemeißelt, worin jährlich einmal, nämlich am heil. Antonstage Gottesdienſt gehalten wird; und 4) die Corporis Chriſti-Kapelle noch kleiner wie jene, gleichfalls aus Salz gehauen, mit Altar, Bildſäulen von Heiligen, worin auch nur jährlich einmal Meſſe geleſen wird. Von den 14 oder 16 Waſſerbecken, welche ſich in den Gruben befinden, iſt der ſogenannte See in der dritten Contignation, 180 F. lang, 72 breit und 12 bis 24 F. tief. Eine kleine Fähre führt über die Waſſerfläche zu einem großen, auf eine Salz-

*) Man behauptet, daß wenn man die Länge aller Gänge in allen 5 Etagen zuſammen rechnen wollte, eine Längenerſtreckung von 60 M. herauskäme.

tafel gemalten, transparenten kaiſerlichen Adler, der am Anfange eines ausgedehnten Ganges ſteht. Man findet auch in mehreren andern Gängen, beſonders wo der Durchgang am ſtärkſten iſt, auf Salztafeln gemalte Bilder von Heiligen und Altäre, die von Lampen erleuchtet, den Bergmann bei ſeiner gefahrvollen Arbeit zur Andacht auffordern ſollen. Ein Reiſender, der 1832 dieſes Salzbergwerk beſuchte, erzählt unter Andern: „Nachdem wir den Kronleuchterſaal verlaſſen und eine Zeitlang fortgegangen waren, wurde ein furchtbares Brauſen hörbar, dem Toſen eines angeſchwollenen Waldſtroms ähnlich. Es war auch in der That das Rauſchen eines unterirdiſchen Fluſſes, deſſen Gewäſſer mit entſetzlicher Gewalt von einer ungeheuren Höhe herabſtürzten und ſich dann gemächlich fortſchlängelten. An den Krümmungen dieſes Stromes fortgehend, gelangten wir zu einer kleinen Treppe, wo wir dieſen Raum überſchauen konnten. Hier ſahen wir zu beiden Seiten ohngefähr 100 Arbeiter, jeden mit einem Grubenlichte, welche Salzblöcke losmachten. Der Fluß lief zu unſern Füßen, vor uns dehnte ſich ein Raum von 7000 F. aus, zur Linken hatten wir den Waſſerfall, und über unſern Häuptern ein Gewölbe, bis zu dem das Licht der Lampen nicht empor drang, und das, wie unſer Führer verſicherte, 432 F. hoch war.“ Uebrigens herrſcht in allen dieſen Gängen und Kammern die größte Trockenheit und von der geſunden Luft zeugen das friſche Anſehen und die Geſundheit der darin arbeitenden Bergleute, welche gewöhnlich ein Alter von 60 bis 70 J. erreichen, ſo wie auch die Pferde ſehr fett und alt und keinesweges blind werden, wie man wohl früher zu behaupten pflegte. Die Zahl der in dieſem Salzbergwerke beſchäftigten Arbeiter beträgt 5 bis 800, welche 8 Stunden täglich arbeiten, ſich gegenſeitig ablöſen und täglich an die Oberwelt zurückkehren, keineswegs aber, wie man gefabelt hat, ganze Jahre ununterbrochen darin zubringen; ſie arbeiten bis an den Gürtel nackt, weil das ſcharfe ätzende Salz und der Salzſtaub die Kleider ſehr angreift. Auch werden 10 bis 20 Pferde in den Salzgruben unterhalten. Das hier gewonnene Salz iſt nicht weiß, wie unſer durch Sieden erhaltenes Salz, ſondern fällt bald ins Graue bald ins Grüne durch die beigemiſchten fremden Theile. Je tiefer man kommt, deſto reiner wird es; auch kommen hier und da durchſichtige Salzkryſtalle vor. An der freien Luft verliert der Bruch dieſes Steinſalzes ſeinen matten Glanz und die Oberfläche ergrauet. Das Salz iſt ſehr hart und muß durch Sprengen mit Pulver, Spitzhauen und Brecheiſen gewonnen werden. Die losgemachten großen Salzblöcke werden entweder in quaderförmige Stücke (Formalſtücke) zerſchlagen; oder man giebt ihnen die Form von Fäſſern (Balwanen), große 5 bis 10 Ctr. ſchwere Stücke; oder ſie ſind große, unförmliche Maſſen (Naturalſtücke), welche bei Anfertigung der Balwanen übrig bleiben oder bei der Sprengung entſtehen; oder ſie ſind Minutien

Stückſalz in kleinen unförmlichen Stücken, welche in halbe und ganze Tonnen zu $2\frac{1}{2}$ bis 5 Ctr. Schwere eingepackt werden.

Das Königreich Ungarn nebſt Kroatien und Slavonien.

In dem Lande zwiſchen der Donau und den Karpathen, in dem ehemaligen Pannonien und Dacien, ließen ſich um das J. 860 Ungarn oder Magyaren nieder, die wahrſcheinlich von der Wolga und den Quellen des Tobol und Jaik (Ural) ſich allmählig hierher zogen. Ihre Horden folgten dem Befehle eines Herzogs, Namens Arpad. Als Nomaden hielten ſie ſich in keinen beſtimmten Gränzen, fielen ihren Deutſchen Nachbarn durch jährliche Streifzüge beſchwerlich, und konnten von den Deutſchen nur mit großen Anſtrengungen bis hinter die Leitha (einen aus Oeſterreich nach Ungarn übergehenden und in die Donau fallenden Fluß) zurückgedrängt werden. Chriſtenthum und Ackerbau entwöhnten ſie endlich dieſer Mongoliſchen Lebensart. Einer ihrer Herzoge Geiſa und ſein Sohn Waik ließen ſich von den aus Deutſchland gekommenen Miſſionärs taufen, und letzterer erhielt 994 bei der Taufe den Namen Stephan. Als er drei Jahre darnach ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, gab er Ungarn eine ganz neue Geſtalt. Er nahm im J. 1000 mit Bewilligung des Pabſtes die königliche Würde an, rottete den Götzendienſt aus, verbannte die Anarchie, befeſtigte die königliche Macht, theilte Ungarn in Geſpannſchaften und eroberte Siebenbürgen, damals Transſylvanien genannt, und machte daraus ein beſonderes Fürſtenthum, deſſen Oberhäupter (Woywoden) von ſeiner Krone abhängig waren. Unter Stephans Nachfolgern, der nach ſeinem Tode von dem Pabſte heilig geſprochen wurde, bildete ſich die Reichsverfaſſung allmählig aus. Die Geſetze wurden auf den Reichstagen, die aus dem König, den hohen Kronbeamten, den Repräſentanten der Geiſtlichkeit und der freien Männer beſtanden, bekannt gemacht. Alle Theile der vollziehenden Gewalt gehörten den Königen, und die Grafen oder Statthalter der Provinzen machten keinen Anſpruch auf erbliche Gewalt. Unter einer ſo kraftvollen Regierung erweiterten die Ungarn die Gränzen ihres Reichs durch die Eroberung von Slavonien (1079), Kroatien und Dalmatien (1091—1103), Bosnien, Serbien, Bulgarien und Halicz. In das unangebaute Land auf der linken Seite der Theiß beriefen die Könige von Ungarn 1141 Koloniſten aus Deutſchland, welche nebſt vielen Dörfern Sieben Burgen (feſte Städte) anlegten, woher das Land den Namen Siebenbürgen erhielt. Eine große Beſchränkung erlitt die königl. Gewalt unter Andreas II., der durch ſeinen nach Paläſtina unternommenen Zug den Großen des Reichs Gelegenheit

gab, ſeine Abweſenheit zur Vergrößerung ihrer Gewalt zu benutzen, ſo daß er 1222 auf dem Reichstage in die großen Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit, welche die Grundlagen der heutigen Ungariſchen Konſtitution ausmachen, einwilligen und ihnen eine eigene Urkunde (die goldene Bulle oder den Gnadenbrief) ausfertigen mußte. Mit Andreas III. ſtarb 1301 der Arpadiſche Königsſtamm aus und von mehreren Mitbewerbern behauptete endlich Karl Robert, aus dem Hauſe Anjou, ein Enkel der Tochter des Ungariſchen Königs Stephan V. den Thron; ſein Sohn und Nachfolger Ludwig I. der Große (von 1342 — 1382) war der mächtigſte König Ungarns, denn er nahm den Venezianern ganz Dalmatien wieder, machte die Fürſten der Moldau, Wallachei, Bosniens und Bulgariens von ſich abhängig und beſtieg nach dem Tode ſeines Oheims auch den Thron von Polen, ſo daß er zuletzt vom Adriatiſchen und Schwarzen Meere bis zur Oſtſee herrſchte. Er hinterließ keinen Sohn, ſondern bloß zwei verheirathete Töchter. Von ſeinen Schwiegerſöhnen bekam Sigismund, König von Böhmen, und zugleich Deutſcher Kaiſer aus dem Hauſe Luxemburg ſtammend (als Mitregent ſeiner Gemahlin Maria I.) Ungarn und Jagello, Großherzog von Lithauen, Polen. Nach Sigismunds 1437 erfolgten Tode und nach der kurzen Regierung der beiden Ladislaus, die ohne Kinder ſtarben, erwählten die Ungarn Mathias Corvinus, den Sohn des tapfern Johann Hunyades, zu ihrem Könige, der zu den größten Königen Ungarns gehört, ſeine Eroberungen bis zur Oder und über einen Theil Oeſterreichs ausdehnte, und auch Wien eroberte, wo er 1490 ſtarb. Nach ſeinem Tode kam der Ungariſche Thron wieder an die Böhmiſch-Luxemburgiſche Linie, indem die Ungarn den König von Böhmen Wladislaw III. zu ihrem Könige erwählten, welcher im Kriege gegen die Türken unglücklich war, ſo wie deſſen Sohn Ludwig II., der 1526 in der Schlacht bei Mohatſch mit den vornehmſten Magnaten des Reichs umkam. Da letzterer keine Kinder hinterließ, und ſeine Schweſter Anna mit dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, dem Sohne des Kaiſers Maximilian I. verheirathet, auch überdies dem Oeſterreichiſchen Hauſe ſchon früher durch die Staatsverträge von 1463 und 1506 das Erbrecht auf das Königreich Ungarn ausbedungen war: ſo wählte die Mehrheit der Ungarn Ferdinand, der ſpäter auch Kaiſer unter dem Namen Ferdinand I. wurde, zum König. Ein Theil der Nation aber rief einen Ungar, Namens Johannes von Zapolya, Grafen von Zips und Woywoden von Siebenbürgen auf den Ungariſchen Thron, der auch von dem Türkiſchen Sultan Solyman II., welcher 1529 bis Wien vordrang, ſo nachdrücklich unterſtützt wurde, daß Ferdinand ihm bis zu ſeinem Tode einen Theil von Ungarn nebſt dem Königstitel zugeſtehen mußte. Nachdem aber 1540 Johannes von Zapolya geſtorben war, brachte es Ferdinand auf

dem 1547 gehaltenen Landtage dahin, daß die Stände das Erbrecht Ferdinands und ſeiner Abkömmlinge in Ungarn anerkannten. Seit ihm hat das Königreich Ungarn mit Böhmen und Oeſterreich gleiche Regenten gehabt und iſt ununterbrochen bei dem Oeſterreichiſchen Hauſe geblieben; doch verurſachten die Unruhen, welche ein Theil der Ungarn erregte, um den Fürſten von Siebenbürgen den Ungariſchen Thron zuzuwenden, daß die neuen Regenten aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe nicht im Stande waren, die Türken aus dem Beſitze eines großen Theils von Ungarn zu verdrängen. Ja 1683 drang ein mächtiges Heer der Türken vor Wien und belagerte dieſe Stadt, welche der Graf Rüdiger von Starhemberg tapfer vertheidigte, bis der berühmte König von Polen Johann Sobiesky in Verbindung mit Deutſchen die Türken ſo vor Wien ſchlug, daß ſie den größten Theil ihres Heeres verloren und faſt ganz Ungarn räumen mußten. 1687 ward nun auf einem Ungariſchen Landtage von den Ständen das Erbrecht des Oeſterreichiſchen Hauſes in Ungarn für immer beſtätigt und anerkannt. Endlich führte auch Eugens glänzender Sieg bei Zentha 1697 über die Türken den Carlowitzer Frieden 1699 herbei, welcher Oeſterreich den Beſitz von ganz Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien verſchaffte. Doch blieb das Ungariſche Banat im Beſitze der Türken; allein der Paſſarowitzer Frieden 1718 gab Oeſterreich nicht nur das Banat wieder, ſondern auch einen großen Theil von Serbien und der Wallachei. Durch den unglücklichen Krieg aber, den Karl VI. mit den Türken führte, gingen jedoch dieſe Oeſterreichiſchen Beſitzungen in Serbien und in der Wallachei wieder an die Türken über.

Preßburg, eine der anſehnlichſten Städte Ungarns und bis 1784 die Hauptſtadt deſſelben, hat eine herrliche Lage zwiſchen Bergen auf der einen und einer weiten Ebene auf der andern Seite, am linken Ufer der majeſtätiſchen Donau, über welche eine Schiffbrücke führt, und jetzt ohne Garniſon und Fremde, über 35,000 E. Hier werden die Ungariſchen Landtage gehalten und in der ſogenannten Domkirche St. Martin, einem Gothiſchen Gebäude mit einem modernen, reich vergoldetem Thurme, die Ungariſchen Könige gekrönt; und auf den Königshügel, eine unbedeutende Anhöhe an der Donau, reitet der König nach der Krönung, um das bloße Schwert des heiligen Stephan nach den 4 Weltgegenden zu ſchwingen, zum Zeichen, daß er das Land auf allen 4 Seiten beſchützen wolle. Auf dem 439 F. über den Spiegel der Donau ſich erhebenden Schloßberge ſtand ſonſt das königl. Schloß, das aber ſeit dem Brande 1811 nicht wieder hergeſtellt worden iſt. Reizend iſt die Ausſicht von dieſem Berge. Gegen O. ſieht man die Donau in vielen Krümmungen zwiſchen zahlreichen Ortſchaften, Schlöſſern und Auen dahin ſtrömen; gegen W. erblickt man einen Theil Oeſterreichs; gegen S. zeigen ſich

eine reiche Getreideebene, das Leithagebirge und der große Neuſiedlerſee; und gegen N. erſcheinen ſchöne Weingebirge und der Anfang der Karpathen.

Der kleine in der Sohler Geſpannſchaft gelegene Bergflecken **Herrngrund** iſt wegen ſeines Cementwaſſers berühmt, woraus jährlich etwa 50 Ctr. Kupfer gewonnen werden, das Cementkupfer heißt, reiner als das gewöhnliche Kupfer iſt und eine ſolche Geſchmeidigkeit beſitzt, daß es ſich zu feinen Fäden ziehen und in faſt eben ſo dünne Blättchen, als das Silber ziehen läßt. Das Cementwaſſer entſteht durch das Eindringen der Tagwaſſer in die daſigen Kupfergruben und die dadurch bewirkte Zerſetzung der Kupfererze und Sättigung des Waſſers mit Kupfervitriol oder ſchwefelſaurem Kupfer. Da nun das Eiſen eine nähere Verwandtſchaft mit der Schwefelſäure hat, als das Kupfer, ſo verläßt die Schwefelſäure das in ihr aufgelöſte Kupfer, ſobald ſie Eiſen habhaft werden kann, löſt es auf und ſetzt dagegen die Kupfertheilchen ab. Man läßt daher das künſtlich aus den Gruben herausgehobene Waſſer in hölzernen Rinnen fortfließen und legt kleine Stücke entweder neuen Eiſens oder alte eiſerne Gegenſtände z. B. Kreuze, Hufeiſen, Becher, Schlüſſel, Löffel ꝛc. hinein, wodurch dieſe nach 2 oder mehreren Wochen in Kupfer verwandelt ſind, ohne ihre Form und Größe verloren zu haben. Allein im Grunde iſt keine Verwandlung des Eiſens dabei vorgegangen, ſondern es iſt nur an die Stelle jedes aufgelöſeten und vom Waſſer fortgeführten Eiſentheilchens ein niedergeſchlagenes (abgeſetztes) Kupfertheilchen gekommen, und wenn daher das hineingelegte Eiſen etwas dick iſt, ſo kann es nicht ganz aufgelöſt werden, ſondern erhält bloß einen Ueberzug von Kupfer. Aehnliche Cementwaſſer ſind auch an verſchiedenen andern Orten in Ungarn, als bei Schmöllnitz, Libethen, Jlloba ꝛc.

Ofen und **Peſth** ſind die berühmteſten Städte Ungarns und machen gleichſam Eine große Stadt aus, bloß durch die mächtige, ihre majeſtätiſchen Wogen wälzende Donau von einander geſchieden und wieder durch eine 1440 F. lange, 28 F. breite, auf 46 Pontons ruhende und des Nachts mit Laternen beleuchtete Schiffbrücke mit einander zu Einem Ganzen verbunden, das einen herrlichen Anblick, vorzüglich von der Brücke gewährt. Ofen liegt am weſtlichen und Peſth am öſtlichen Ufer der Donau, welche oberhalb beider Städte bei dem Marktflecken Altofen eine Breite von 2400 F. hat, weiter unten aber, wo die Schiffbrücke Ofen und Peſth mit einander verbindet, muß ſie ſich durch eine nur 1440 F. breite Uferenge drängen. Ofen liegt mit ſeiner alten Feſtung, amphitheatraliſch einen Halbkreis bildend, an dem hohen und felſigen rechten Thalrande der Donau, ihm gegenüber in unabſehbarer Ebene auf dem linken Ufer breitet ſich Peſth aus. Ofen lehnt ſich mit ſeiner öſtlichen Seite an die Donau, auf den

übrigen Seiten wird es von Weinhügeln und Waldungen umſchloſſen, und zeugt der Bauart nach von ſeinem alten Urſprunge, beſonders deſſen jetzt nicht viel beſagende Feſtung mit ihren runden Baſtionen, welche hoch auf einer Felſenmaſſe gelegen, weit umher alles beherrſcht, und auf das jenſeitige Donauufer ſtolz hinüber ſchauet bis in die niedern Straßen von Peſth. Dieſe Feſtung, auch wohl die obere Stadt genannt, macht den ſchönſten Theil von Ofen aus, indem ſie mehrere anſehnliche öffentliche Gebäude und viele ſchöne Palläſte und Privathäuſer in ihrem Umfange einſchließt. Unter jenen zeichnet ſich vorzüglich das königliche Schloß aus, ein Gebäude, welches unſtreitig zu den ſchönſten ſeiner Art gehört und ſeiner hohen Lage und herrlichen Ausſicht wegen, dem Prager Schloſſe an die Seite geſetzt werden kann. Es bildet gegen die Donau eine 564 F. lange Fronte, enthält über 200 Zimmerabtheilungen, hat 3 Stockwerke und beſteht aus dem Hauptgebäude und 2 Flügelgebäuden, wovon der linke die Hofkirche einſchließt, worin auch die Reichskleinodien aufbewahrt werden, und der rechte die Reſidenz des Erzherzogs Joſeph, Reichspalatins (königl. Statthalters) von Ungarn iſt. Ein großer Garten mit herrlichen Anlagen umgiebt auf 3 Seiten das Schloß. An den Abhängen und am Fuße des Feſtungsberges bis in die Ebene von Altofen herab breitet ſich die Häuſermaſſe des weit größern tiefer gelegenen Theiles von Ofen aus, welcher aus den 5 Vorſtädten, der Waſſerſtadt, unmittelbar längs der Donau gelegen, der Landſtraße, dem Neuſtift, der Raizenſtadt oder Taban, zum Theil an den Felſen des Feſtungsberges hängend, und aus der Chriſtinaſtadt, in dem Thale, welches das reizende Weingebirge Ofens von dem Feſtungsberge trennt, beſteht. An der Südſeite der Raizenſtadt befindet ſich auf dem hart an der Donau gelegenen, 477 F. hohen Blocks- oder St. Gerhardsberge die zur Peſther Univerſität gehörige Sternwarte, eine der vortrefflichſten in Europa, mit den beſten Inſtrumenten verſehen, und eine der reizendſten Ausſichten darbietend. — Während Ofen für die Hauptſtadt Ungarns gilt, iſt Peſth die größte und ſchönſte Stadt und wichtigſte Handelsſtadt dieſes Landes, wiewohl ihr Wachsthum und Ausdehnung ſich erſt von der Regierung Maria Thereſias und Joſephs II. her datiren. Mit jedem Jahre vergrößert ſich Peſth, das zugleich durch ſeine reich ausgeſtattete Univerſität der Mittelpunkt der beginnenden geiſtigen Bildung Ungarns iſt. Seiner neuern Entſtehung wegen, iſt Peſth weit beſſer als Ofen gebaut, und hat gerade Straßen und viele Prachtgebäude, worunter wir nur das Invalidenhaus, welches 4 Höfe umſchließt und 2220 F. im Umfange mißt; das Univerſitätsgebäude und die herrliche Univerſitätskirche, mit 2 großen, ſchönen Thürmen und den kunſtreichen Freskogemälden, erwähnen. Auch darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden das Joſephiniſche oder Neugebäude, ein ungeheurer Koloß, in den Jahren

1786 und 1787 aufgeführt und jetzt als Artilleriekaſerne und zum Munitionsdepot benutzt. Es erhebt ſich auf einem freien Platze, unweit der Donau, und beſteht aus 4 Vierecken, die durch eben ſo viele lange Zwiſchengebäude mit einander verbunden ſind. Jedes Viereck hat ſeinen Hof und die 4 einwärts gekehrten Fronten derſelben mit den Zwiſchengebäuden umſchließen einen Haupthof, der 600 Fuß ins Gevierte mißt. Als eine beſondere Merkwürdigkeit von Peſth verdient das Baron Brudern- oder Pariſer Gäßchen, ein mit 52 Handelsgewölben aller Gattung, prachtvollem Ein- und Ausgange, und mit einem kunſtvollen Glasdache verſehenes, ſehr ſauber gepflaſtertes und nur für Fußgänger beſtimmtes Gäßchen, desgleichen weder Wien noch irgend eine andere Stadt Deutſchlands aufzuweiſen hat, angeführt zu werden. Peſth beſteht aus der innern oder alten Stadt, die den Theil des linken Donauufers einnimmt welcher der Ofener Raizenſtadt gerade gegenüber liegt und ein längliches Viereck bildet — und aus den 4 Vorſtädten, die durch eine breite Straße, die Landſtraße genannt, welche an der Stelle der abgetragenen Mauern entſtanden iſt, von der innern Stadt getrennt werden und ſich im Halbzirkel um ſie herum ausbreiten. Dieſe Vorſtädte ſind: die Leopoldsſtadt, längs des obern Donauufers, durchaus regelmäßig angelegt und mit der Stadt jetzt faſt ganz zuſammenhängend; die Thereſienſtadt, die Joſephsſtadt und die Franzensſtadt, welche an das untere Donauufer ſich anſchließt. Auch die Anlage dieſer Vorſtädte iſt ziemlich regelmäßig und ſehr geräumig. Beide Städte, Ofen und Peſth zuſammen haben über 8500 Häuſer und 110,000 E., wovon das erſtere über 3000 H. und 30,000 E., letzteres aber 4500 Häuſer und mit der ſtarken Beſatzung und den Fremden 80,000 E. hat. Auffallend unterſcheiden ſich beide einander ſo nahe gelegenen Städte in Rückſicht des darin herrſchenden Lebens. In Ofen herrſcht eine beinahe ununterbrochene Stille, in Peſth ein ewiges Geräuſch und Getümmel; außer den Wochenmarkttagen ſind die Plätze und Gaſſen Ofens faſt menſchenleer, in Peſth hingegen ſieht man ein ununterbrochenes Menſchengewühl und allenthalben zeigt ſich Wohlſtand und Reichthum und ein reges Leben, eine Folge des wichtigen Handels von Peſth und des Zuſammenſtrömens von Kaufleuten aller Art; denn Peſth iſt jetzt nach Wien die bedeutendſte Handelsſtadt an der Donau. Auf ſeinen 4 großen Jahrmärkten oder Meſſen kommt alles zuſammen, was kaufen und verkaufen, trinken und tanzen will; am thätigſten ſind auf ihnen die Griechen, Türken und Polniſchen Juden. Auf 14,000 Wagen und zahlreichen Schiffen bringen und verführen zahlloſe Menſchen eine außerordentliche Menge einheimiſcher Produkte und auswärtiger Kunſterzeugniſſe, ſo daß man den Werth ſämmtlicher Waarenvorräthe eines jeden dieſer Märkte auf 16 bis 17 Millionen Fl. anſchlägt. Der Marktplatz iſt dann mit un-

zähligen Buden beſetzt, die durch ihre Aufſtellung 4 große Quadrate bilden, wo in dem erſten lauter Schnitt- und Modewaaren, im zweiten Frauenzimmerſchuhe, Ziſchmen, Kürſchnerwaaren ꝛc. und im 3ten und vierten Klempner- und Eiſenwaaren zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Links vom Marktplatz haben die Griechen ihre Waaren, als Tuch, Leder, Leinwand ꝛc. feil und rechts findet man alle Gattungen von Leinwaaren. Weiter auf der Landſtraße ſieht man ungeheure Vorräthe von Wolle, theils auf Wagen, theils in den großen Magazinen der daſelbſt ſtehenden großen Häuſer. Andere Magazine in verſchiedenen Gegenden ſind mit vielen tauſend Eimern Wein, Sliwowitza (Pflaumenbranntwein) oder mit Tabak angefüllt. Vor den Thoren erblickt man in einer breiten, beinahe ½ Stunde langen Reihe allerhand Waaren, beſonders Landesprodukte, als Flachs, Hanf, ungeheure Haufen Speck und ganze Batterien von neuen Weinfäſſern. Grobe Leinwand wird meiſt auf Wagen verkauft, deren die Verkäufer 4 zuſammenſtellen und mit einem großen Stück Leinwand überdecken, und auf ſolche Art ohne weitere Koſten ihre Buden bauen. Zwiſchen den Wagen und Haufen von Waaren befinden ſich Baracken, worin Speiſen und Getränke dargeboten werden. In und bei dieſen Baracken lagern Haufen Volks aus allen Nationen Ungarns. Weiterhin ſteht eine unüberſehbare Reihe von Wagen, die mit andern aus einander genommenen beladen ſind. Rechts ermüdet das Auge am Ueberblick der zahlloſen Heerden von Schafen und Rindvieh (wovon man das letztere auf 30,000 Stück ſchätzt). Links vorwärts gelangt man auf den Pferdemarkt, wo nicht allein gezähmte, ſondern auch in einem mit ſtarken Pfählen eingeſchloſſenen und in mehrere Abtheilungen geſonderten Raume Wildfänge oder noch ungezähmte Pferde zum Verkauf ſtehen. Am Ufer der Donau, von der Schiffbrücke aufwärts wird in Buden feineres Töpfergeſchirr verkauft und ordinäres iſt ſowohl auf Schiffen als am Ufer aufgeſchichtet. Eine Strecke von ½ Stunde auf der Donau wimmelt es von Schiffen, auf welchen zum Theil Wein geſchenkt wird, und wovon auch viele zum Verkauf der herbeigebrachten Waaren dienen, oder lauter aus Oberöſterreich herbeigeführte Holzwaaren enthalten.

Drei Stunden nordweſtlich von der Stadt Fünfkirchen in der Baranyer Geſpannſchaft, befindet ſich unweit des Dorfes Abaligeth eine berühmte, nach dieſem Dorfe benannte Höhle, aus welcher fortwährend Waſſer in ſo großer Menge hervorfließt, daß es ſchon beim Eintritt in das ſehr nahe Dorf Mühlen treibt. Der Beſuch dieſer Höhle iſt mit vieler Beſchwerlichkeit verbunden, beſonders wegen des am äußerſten Ende derſelben entſpringenden Bachs, welcher daſelbſt einen etwa 24 F. breiten Teich bildet und von da bald ſeichter, bald tiefer die ganze Länge der Höhle durchfließt. Den Eingang derſelben am Fuße eines Berges bildet eine

ſchmale Vorhalle, deren Boden mit fließendem eiskalten Waſſer bedeckt iſt, das mit jedem Schritte, den man vorwärts thut, immer tiefer wird und zuletzt einem Erwachſenen bis an die Lenden geht. Jetzt verweigert eine Felſenwand das weitere Vordringen, und nur eine ſehr ſchmale Oeffnung ſieht etwas über dem Waſſer hervor, durch die es ſcheint weiter zu kommen. Allein dieſes Loch, durch welches nun die weitere Reiſe gehen ſoll, iſt beinahe ganz mit Waſſer bedeckt; nur ein kleiner, kaum einen Fuß betragender Theil deſſelben ragt über das Waſſer hervor, ſo daß derjenige, welcher hier durchzuſchlüpfen gedenkt, lediglich den Kopf frei und trocken erhalten kann, übrigens muß er aber ſchlechterdings bis zum Halſe ins Waſſer; zugleich dringt ein ſo ſtarker Zugwind aus dem Loche heraus, daß er dem Durchſchlüpfenden faſt den Athem benimmt. Iſt man endlich eingedrungen, ſo ſteht man eben wieder ſo tief im Waſſer, und befindet ſich in einer Art von kleinem Gewölbe, wo man rechts den Waſſerguß mit Getöſe von der Seite herabſtürzen ſieht. Links ſteht ein Felſenſtück über dem Waſſer empor, auf welches man hinaufklimmen muß, und von da beginnt nun erſt der eigentliche ungehinderte Weg in das Innere der Abaligether Höhle, der jedoch auch noch manche beſchwerliche, ſelbſt gefährliche Stellen hat. Die Länge der ganzen Höhle, die lauter Felſenmaſſen von grauſchwarzem Marmor durchläuft, beträgt 3000 F. Die ſtete Abwechslung vom Sichern zum Gefährlichen, vom Angenehmen zum Schrecklichen; die lange Ausdehnung, die wunderbar aufgeſchichteten Felſenmaſſen, die bald ſchmalen und niedrigen, bald wieder zu großen, der Höhe jeder größten Kirche nichts nachgebenden Hallen ſich erweiternden Gänge, die Abgründe, in welche ſich der Bach mit Getöſe hinabſtürzt, die gleich hohen Thürmen in den Berg hinaufdringenden, unermeßlichen Felſenſpalten, die Stalaktiten von verſchiedener Größe und Form, alles reißt zur Bewunderung hin und erfüllt das Herz des Wanderers mit Staunen.

Unter den vielen andern merkwürdigen Höhlen Ungarns müſſen vorzüglich noch folgende zwei erwähnt werden, erſtlich die Sziliczer Eishöhle, bei dem Dorfe Scilicze (Szilitze) in der Tornaer Geſpannſchaft, die den ganzen Sommer hindurch Eis enthält, das ſich im Frühling bildet und gegen den Winter ſchmilzt. Ihre Oeffnung iſt 108 F. hoch und 48 F. breit. Die Luft iſt in dieſer Höhle bei der kälteſten Jahreszeit ganz lau, bei der brennendſten Hitze aber völlig eiskalt, ſo daß das Eis immer häufiger und ſtärker wird, je mehr die Sonnenhitze zunimmt. Das herabtropfende Waſſer gefriert alsdann ſo ſchnell, daß dort, wo heute ſchwache Zapfen hingen, am folgenden Tage ſchon ſo ſtarke Klumpen, wie die größten Felſenſtücke erſcheinen. Denn ſobald der Schnee draußen ſchmilzt, tropft aus der innerſten Wölbung der Höhle ein ganz klares Waſſer, welches ſich durch die innere Kälte

faſt augenblicklich in Eis verwandelt und in großen und dicken Zapfen herabhängt, die ſich in verſchiedene Aeſte ausbreiten und allerlei ſeltſame Geſtalten bilden. Aber nicht nur das Gewölbe, ſondern auch der Boden iſt mit häufigem und glänzendem Eiſe bedeckt. An den Seiten der Höhle macht das herabtröpfende Waſſer die ſonderbarſten Figuren, indem es dieſelben mit einer Eisrinde überzieht und in der Geſtalt künſtlich gewirkter Tapeten überkleidet. Wenn aber die äußere Hitze nachläßt, ſo gefriert das Waſſer auch viel langſamer, und das Eis zerfließt in kleine Bäche, bis ſolche bei wiederkehrender Witterung abermals gefrieren. Der bis jetzt unterſuchte Theil dieſer Höhle iſt nicht über 300 F. tief und kaum halb ſo breit. Weiter hinein hat ſich wegen der tiefen Klüfte und wegen des ſtarken Glatteiſes noch niemand gewagt; und auch die ſchon unterſuchten Gegenden kann man nicht ohne viele Beſchwerlichkeit auf ausgehauenen Stufen durchkriechen.

Die andere Höhle iſt die in der Nähe des Dorfes Agtelek, im Gömörer Komitate, befindliche Tropfſteinhöhle, Baradla genannt, die berühmteſte und beſuchteſte aller Ungariſchen Höhlen. Ohngefähr 250 Schritte von dieſem Dorfe, unweit der von Ofen nach Kaſchau führenden Straße, befindet ſich am Fuße eines Berges, der gleichfalls Baradla heißt, der enge, jetzt durch Kunſt erweiterte Eingang zu dieſer Höhle, die ſogleich geräumig wird. Man erreicht zuerſt eine weite Kammer, wo man den erſten unterirdiſchen Fluß erblickt, der durch offene Felſenſpalten dicht vor dem Eingange in die Höhle, jedoch nur bei anhaltendem Regen und Thauwetter, in dieſelbe ſtürzt. In großer Menge trifft man hier vermoderte Menſchengebeine an, und wenn man nachgräbt, entdeckt man ganze Schichten derſelben, über deren Urſprung aber die Nachrichten fehlen. Unvermuthet kommt man hierauf in eine ſehr geräumige und hohe Kammer, wo ſich ſehr viele obeliskenartige Felſenſtücke allmählig erheben und einen prächtigen Anblick gewähren. Eine andere noch größere Kammer heißt die große Kirche, wo ſich der Fluß ganz verliert, indem er durch offene, unzugängliche Klüfte in das Innere des Berges hinabſtürzt. In der Mitte erhebt ſich ein ungeheurer Tropfſtein, den man den großen Altar nennt, und um welchen herum kleinere Tropfſteinſäulen ſtehen, aus denen man mit Hülfe der Phantaſie allerlei Bildhauerarbeiten machen kann. Unter andern iſt eine, welche das Muttergottesbild ſo natürlich darſtellt, daß man mit geringer Nachhülfe der Einbildungskraft die Statüe vollkommen ausgearbeitet findet. Verläßt man dieſe ſogenannte große Kirche, und ſteigt von einem Erdhügel herunter, ſo kommt man zum zweiten unterirdiſchen Bache und dann eröffnet ſich eine 96 F. hohe, 900 F. lange und 90 F. breite Kammer, welche bei anhaltender Hitze im Sommer oft von den benachbarten jungen Leuten zum Tanzſaal benutzt

wird und ein außerordentliches Echo darbietet. Dem Bache folgend, gelangt man an einen ſteilen Berg, an rechter deſſen Abdachung ein ſchmaler Fußſteig iſt, auf dem man aber behutſam fortgehen muß, weil rechts ein in düſterer Nacht gehüllter Abgrund ſich befindet. Sobald man von dieſem Berge wieder bis zum Bache herabgeſtiegen iſt, ſieht man einen mit einer ſteinernen Einfaſſung verſehenen Brunnen, deſſen Waſſer ſehr rein iſt. Von dieſem Brunnen kann man rechts zu einer der ſchönſten Seitenkammern kommen, die man wegen des gelben Tropfſteins, womit der Boden überzogen iſt, die Wachshöhle nennt, und wo ſich die ſchönſten Tropfſteinſäulen, darunter auch eine klingende, befinden. Will man an dem Bache weiter abwärts gehen, ſo kann dies nur bei anhaltend trockner Witterung geſchehen, denn die Höhle iſt hier ſo enge, daß der Bach zu Zeiten den ganzen Raum einnimmt. Man kommt noch zu einem großen Tropfſteinfelſen, über welchen weiterhin, ſich bis auf einen Ingenieur, Namens Raiß, niemand gewagt hat. Dieſer aber drang viel weiter vor, durchkroch noch einige Höhlen und erſtieg Berge, bis er endlich an Abgründe und Schluchten kam, in die ſich der Bach ergießt, und welche alles weitere Vordringen unmöglich machten.

Debreczin (Debretzin), nach Peſth die größte Stadt in Ungarn, und von faſt lauter Magyaren bewohnt, liegt in einer ebenen, einförmigen, ſandigen und waſſerarmen Gegend, die aber gegen Süden ungemein fruchtbar wird, und ein Theil der großen Ebene iſt, welche die Mitte Ungarns von der Donau bis zu den ſüdlichen Ausläufern der Galiziſch-Ungariſchen und bis zu den weſtlichen Ausläufern der Siebenbürgiſchen Karpathen einnimmt. Dieſe Stadt iſt ganz nach der bei den Magyaren gewöhnlichen Weiſe gebaut. Dieſe lieben in ihren Wohnorten nichts Eingeſchloſſenes und Eingeſchränktes, und ſind keine Freunde von engen Stuben und Gaſſen, noch vom Hochſteigen und bauen daher ihre Häuſer in der Regel einſtockig aber ſonſt geräumig und ihre Ortſchaften in die Breite und Länge nach einem großen Maßſtabe, jedoch mit ordentlichen Häuſerreihen. Und ſo ſind auch in Debreczin die Plätze und Straßen breit, die Häuſer faſt alle ein Stock hoch, jedes mit einem eigenen, ziemlich geräumigen Hofe, viele auch mit Gärten verſehen, und überhaupt iſt die Stadt offen, und ſieht, mit Ausnahme der Kirchen und einiger großen Gebäude ziemlich einem großen Dorfe ähnlich, beſonders da auch, wegen Seltenheit der Steine, die Gaſſen im Sommer voll Sand und im Frühjahr und Herbſt voll Koth und Schlamm ſind, ſo daß man ſich genöthigt geſehen hat, die Hauptgaſſen mit einer Art hölzerner Brükken zu belegen. Mit Einſchluß der Vorſtädte, die nur durch Reiſerwerk von der Stadt getrennt ſind und in eine unabſehbare Heide auslaufen, hat Debreczin über 4000 Häuſer und 45,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das refor-

mirte Kollegium mit ſeiner Kirche aus. Es beſteht nämlich hier eine von den drei großen Lehranſtalten,* (Kollegia genannt) welche die Reformirten in Ungarn beſitzen, und wovon die beiden andern in Sáros=Patak und in Pápa ſich befinden. Hier werden die ſämmtlichen Glieder des Kollegiums in 2 Hauptklaſſen — größere und kleinere Studenten — und die größeren abermals in Togaten und Nicht=Togaten eingetheilt. Togaten heißen die, welche ſich vorzüglich zu Kirchen= und Schulämtern bilden wollen. Sie tragen einen eigenen ſchwarzen Talar (Toga), wie die katholiſchen Geiſtlichen, und auch einen ſchwarzen Gürtel. Die 12 erſten unter den Togaten heißen Primarii oder Jurati, deren Pflicht iſt, auf die Studenten Acht zu geben, ob ſie ſich den Schulgeſetzen gemäß aufführen. Zur Klaſſe der Nicht=Togaten gehören jene, die ſich dem weltlichen Stande widmen. Die Anzahl der Togaten und der übrigen den höhern Wiſſenſchaften obliegenden Studenten beläuft ſich gewöhnlich auf 5 bis 600. — Zu Debreczin wird die Ungariſche Sprache in ihrer größten Reinheit geſprochen. In Hinſicht der Induſtrie und des Handels ſteht es Peſth nur wenig nach. Vorzüglich bekannt ſind die rothen und ſchwarzen thönernen Tabakspfeifenköpfe von eigenthümlicher Form, wovon jährlich an 11 Millionen Stück verfertigt werden; ferner die Debrecziner Seife, welche an Weiße, Leichtigkeit und Härte der berühmten Venezianiſchen nichts nachgiebt und noch poröſer, leichter und weißer als dieſe iſt, und zu deren Bereitung das natürliche mineraliſche Laugenſalz benutzt wird, das man aus mehreren Seen Ungarns in großer Menge gewinnt; und endlich das durch ſeine Weiße, Schönheit, Größe und Wohlgeſchmack ausgezeichnete Debrecziner Weizenbrod, welches nicht von zünftigen Bäckern, ſondern von Hauswirthinnen gebacken wird, die ſich damit als mit einem einträglichen Nebengewerbe zum öffentlichen Verkauf auf dem Markte beſchäftigen. Die Laibe ſind gewöhnlich 10 bis 12 Pfund ſchwer. Die hieſigen 4 Jahrmärkte gleichen faſt an Wichtigkeit den oben beſchriebenen zu Peſth, und es ſind auch ſehr große Viehmärkte damit verbunden.

Rhonaszek iſt ein durch ſeine Steinſalzgruben berühmtes Dorf in der Marmaroſcher Geſpannſchaft, worin auch noch bei mehreren andern Ortſchaften dergleichen ſich befinden, welche jährlich an 900,000 Ctr. Steinſalz liefern, wozu die von Rhonaszek allein die Hälfte beitragen. Es kommt darin bald blättriges, bald faſeriges Steinſalz vor. Die Salzmaſſe iſt dicht, graulich, nur hier und da findet man Streifen von weißem, ganz kriſtalliſirtem Salze und ſelten ſalzſaure Bittererde in ſchönen Tafelkryſtallen. Sehr merkwürdig iſt die natürliche Gasbeleuchtung in einer der Marmaroſcher Salzgruben bei Szlatina. Als man hier nämlich 1826 einen neuen Schacht abſenkte, entzündete ſich plötzlich die Luft, und man fand, daß dieſe entzündbare Luft nichts

Anderes ſey, als gekohltes Waſſerſtoffgas, welches in neuern Zeiten aus Steinkohlen künſtlich gewonnen, zur Straßen- und Gebäudebeleuchtung verwendet wird und die ſogenannte Gasbeleuchtung ausmacht, die beſonders in England jetzt ſo im Gebrauch iſt. In dieſer Salzgrube bei Szlatina hat man ſeitdem das aus einer Spalte ausſtrömende natürliche Gas in ein daran befeſtigtes Rohr aufgefangen, daſſelbe in mehreren blechernen Röhren nach Belieben durch den Gang bis zum Schachte fortgeleitet und nach Bedarf durch mehrere, in Geſtalt von Leuchtern geformte, am Leitungsrohr angebrachte Röhrchen oder Gaslampen zur Beleuchtung des Ganges ausſtrömen und fortbrennen laſſen. Und dieſe Gasbeleuchtung war wenigſtens 1828 ununterbrochen im Gebrauche, und dürfte auch, da die Ausſtrömung bedeutend und ſtets gleichförmig iſt, eine lange Zeit hindurch fortdauern.

Mezöhegyes, eine Puſzta (Vorwerk) im Cſanader oder Tſchanader Komitate, womit noch 4 andere Puſzten zuſammenhängen, die zuſammen 4 Q. M. groß ſind, iſt merkwürdig, weil hier das berühmte königliche Militärgeſtüte ſich befindet, das einzig in ſeiner Art in Europa iſt, und 1785 unter dem Kaiſer Joſeph **II.** errichtet wurde. Der komplette Stand iſt auf 16,684 Pferde beſtimmt, doch in der Regel nie voll, da gewöhnlich nur 5500 Pferde, aber von vorzüglicher Schönheit vorhanden ſind. Das dabei angeſtellte Perſonal beſteht aus 700 Mann, und es gehören viele und große Gebäude dazu. Die Beſchäler ſind von Spaniſcher, Siebenbürgiſcher, Beſſarabiſcher, Moldauiſcher und Deutſcher Abſtammung und alle in Mezöhegyes erzeugt. Mit Vergnügen betrachtet man dieſe zahlreichen Heerden; und erfahrne Pferdekenner verſichern, nirgends noch die Gleichförmigkeit in der Geſtalt und ſo unverkennbaren Adel und Güte geſehen zu haben. Ein großer Theil der Pferde ſind Wildfänge oder ungezähmte, die von den Czikos (Pferdehirten) mit Schlingen eingefangen und dann zur Erde geworfen werden, worauf man ihnen die Halftern anlegt.

Slavonien.

Die erſten bekannten Bewohner dieſes Landes, waren die Scordisker, ein Celtiſcher Völkerſtamm, ſpäter wohnten die Pannonier darin, die von dem Römiſchen Kaiſer Auguſtus unterjocht wurden, worauf das Land zu Unterpannonien (Pannonia inferior) gerechnet ward. Bei der großen Völkerwanderung überſchwemmten abwechſelnd verſchiedene nordiſche Barbaren das Land, welches zuletzt den Avaren verblieb. Als aber zu Ende des 8. Jahrh. Karl der Große die Avaren überwältigte, erlaubte derſelbe einem Slaviſchen, in Dalmatien angeſiedelten Volksſtamme, ſich in dem Lande niederzulaſſen, das von dieſen Slaviſchen Bewoh-

nern, die auch das Chriſtenthum angenommen hatten, den Namen Slavonien erhielt. Da im 10ten Jahrhunderte die Magyaren ſich ganz Pannonien unterwarfen, kam auch Slavonien unter ihre Gewalt, und ward endlich 1165 für immer an Ungarn abgetreten, und Ladislav II., König von Ungarn, nahm zu Ende des 15ten Jahrhunderts den Titel eines Königs von Slavonien an. Bei der überhand nehmenden Macht der Türken mußte auch Slavonien ſich ihnen unterwerfen, die es zu einem beſondern Paſchalik machten. Doch der Carlowitzer Frieden 1699 gab es wieder an Ungarn und an Oeſterreich zurück; zu welcher Zeit eine Menge Illyrier ſich darin anſiedelten. Nach Errichtung der Militärgränze bekam der die Türkiſche Gränze berührende Theil eine militäriſche Verfaſſung und bildet einen Beſtandtheil der Militärgränze. Der übrige Theil, welcher eine bürgerliche Verfaſſung hat, begreift 3 Geſpannſchaften.

Kroatien.

Dieſes Land war gleichfalls von Pannoniern bewohnt, nach deren Beſiegung durch den Kaiſer Auguſtus es eine Provinz von Illyrien bildete, die bei der Theilung des Römiſchen Reichs in ein abendländiſches und morgenländiſches Kaiſerthum zu dem erſtern gezogen wurde. Nach dem Verfalle deſſelben und dem Eindringen der nordiſchen Barbaren, waren die Avaren eine Zeitlang die Herren dieſes Landes, bis die Kroaten, ein Slaviſcher Volksſtamm, aus Böhmen hier einwanderten und dem Lande ſeinen jetzigen Namen gaben. Sie geriethen aber bald, ſo wie ihre Stammväter in Böhmen, unter die Herrſchaft der Fränkiſchen Könige und wurden im letzten Viertel des ſiebenten Jahrhunderts zum Chriſtenthum bekehrt. Einer ihrer Fürſten, Muncimer genannt, wußte ſich der Oberherrſchaft ſowohl der Fränkiſchen als morgenländiſchen Kaiſer zu entziehen, und legte den Grund zum Kroatiſchen Reiche. Einer ſeiner Nachfolger führte 994 zuerſt den Titel eines Königs von Kroatien, indem er jedoch die Oberhoheit der morgenländiſchen oder Griechiſchen Kaiſer anerkannte. Als zu Ende des 11ten Jahrhunderts das Haus der Kroatiſchen Könige erloſch, unterwarfen ſich die Kroaten den Königen Ungarns. Zwar wurde nachher Kroatien einigemal von Ungarn getrennt, kam aber doch wieder unter die Herrſchaft der Könige von Ungarn und endlich, da das Haus Oeſterreich den Ungariſchen Thron beſtieg, an Oeſterreich. Seit dem funfzehnten Jahrhunderte mußte Kroatien viel von den Verheerungen der Türken leiden, die auch einen Theil deſſelben eroberten; doch traten ſie durch den Carlowitzer Frieden 1699 das auf dem linken Ufer der Unna gelegene Stück an Oeſterreich wieder ab, und behielten nur den auf dem rechten Ufer be-

legenen Theil, der noch jetzt Osmaniſch iſt. Nach Errichtung der Militärgränze behielt nur der kleinere die Türkiſche Gränze berührende Theil Kroatiens eine bürgerliche Verfaſſung, der größere aber bekam eine militäriſche Verfaſſung, und bildet einen Beſtandtheil der Militärgränze. Durch den Wiener Frieden von 1809 wurde ein großes Stück von Kroatien an Napoleon abgetreten, der es mit den neu geſchaffenen Illyriſchen Provinzen vereinigte; ſeit 1814 aber iſt auch dieſes Stück wieder unter die Herrſchaft Oeſterreichs zurückgekehrt.

Dalmatien.

Dieſes Land verdankt ſeinen Namen den Dalmatiern, einem alten Volke von ungewiſſer Abkunft, mit welchem die Römer in Kampf geriethen, deren erſter Kaiſer Auguſtus Dalmatien zu einer Provinz des Römiſchen Reichs machte, und zu Illyrien ſchlug. Nach der Theilung des Römiſchen Reichs kam es zum morgenländiſchen Kaiſerthume; jedoch verlor dieſes ſchon im ſiebenten Jahrhunderte die Herrſchaft über daſſelbe durch die Avaren, die auch hier, wie in Kroatien und Slavonien eindrangen. Dieſen folgten die Kroaten. Unter Karl dem Großen kam es auf eine kurze Zeit unter die Fränkiſche Herrſchaft, und ſpäter wieder unter die Gewalt der Griechiſchen Kaiſer. Allein dieſe konnten in der Folge ſich nicht im Beſitze des Landes behaupten, noch auch daſſelbe gegen die Einfälle der Kroaten ſchützen, die ſich endlich deſſelben bemächtigten. Mit dem Erlöſchen des Kroatiſchen Königshauſes kam Dalmatien an Ungarn, doch verblieb der längs der Seeküſte gelegene Theil den Venezianern, die ſich ſchon vorher in den Beſitz derſelben geſetzt hatten. Lange kämpften ſeitdem die Ungarn und Venezianer um den Beſitz dieſes Landes, bis endlich 1358 Venedig auf ganz Dalmatien Verzicht leiſten mußte. Doch brachten 1409 die Venezianer theis durch Kauf, theils durch Eroberungen Dalmatien wieder an ſich, und blieben bis zum Untergange ihres Staates durch Napoleon im Beſitze deſſelben, mit Ausnahme von Raguſa und der Theile, welche Ungarn und die Türken beſaßen, wovon der Ungariſche Theil zu Kroatien und der Türkiſche zu Bosnien gezogen iſt. In Folge des Friedens von Campo Formio 1797, wodurch der Venezianiſche Staat verſchwand und die Beſitzungen deſſelben faſt ſämmtlich an Oeſterreich gelangten, kam auch das bisherige Venezianiſche Dalmatien an daſſelbe; doch mußte es Oeſterreich durch den Preßburger Frieden 1805 wieder an Frankreich abtreten, worauf Napoleon es Anfangs mit dem von ihm geſchaffenen Königreich Italien und 1810 mit den Illyriſchen Provinzen vereinigte. Die Ereigniſſe 1813 und der Pariſer Frieden 1814 aber verſchafften Oeſterreich aufs Neue den Beſitz

Dalmatiens, womit nun auch Raguſa und Cattaro verbunden ſind.

Siebenbürgen.

Dieſes Land, das in der Ungariſchen Sprache den Namen Erdely führt, verdankt ſeinen Deutſchen Namen wahrſcheinlich ſeinen erſten deutſchen Einwohnern, die nicht Sachſen, wie ſie ſich ſpäter zu nennen anfingen, ſondern Rheinländer aus den Gegenden des Siebengebirges*) waren und Anfangs auch in ihren neuen Wohnſitzen Söwengebirger oder Siebenbürger genannt wurden. Von dieſen ging dann der Namen zuerſt auf den von ihnen bewohnten Landestheil, dann auf das ganze Land über. Zur Zeit der Römer gehörte das jetzige Siebenbürgen zu dem großen Lande Dacien oder Dacia. Bei dem Verfalle des Römiſchen Reichs wurde das Land abwechſelnd von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avaren beſeſſen, bis im 9ten Jahrhunderte die Petſchenegen, ein Tatariſcher Volksſtamm, ſich deſſelben bemächtigten. Die Magyaren aber, welche Pannonien inne hatten und Nachbarn der Petſchenegen in Siebenbürgen waren, drängten dieſelben aus dem Innern des Landes in die öſtlichen Gränzgebirge Siebenbürgens, wo ſich aus ihrer Vermiſchung mit den hier zurückgebliebenen Gepiden die jetzigen Szekler, eine der drei gegenwärtigen Hauptnationen Siebenbürgens, nach welchen auch das Land eingetheilt wird, bildeten. Nachdem 1004 der Ungariſche König, Stephan der Heilige, Siebenbürgen mit Ungarn vereinigt hatte, wurde es eine Zeitlang durch Prinzen aus der königl. Dynaſtie und ſpäter durch beſondere Statthalter, welche den Titel Woiwoden von Siebenbürgen führten, regiert. In dieſe Zeit fällt auch die Einwanderung der Deutſchen in Siebenbürgen. König Geiſa II. machte ſich vorzüglich um die Bevölkerung des verödeten ſüdweſtlichen Theiles des Landes verdient, indem er um das J. 1143 aus dem ſchon damals übervölkerten Flandern und aus den Gegenden des Niederrheins neue Anſiedler herbeizog, ihnen eine weite Landesſtrecke zum Wohnſitze anwies, wo ſie unter eigener gewohnter Verfaſſung beiſammen wohnen und eine eigene Nation ausmachen konnten. Später wurden auch viele Sachſen aufgenommen und von ihrer wachſenden Zahl erhielten alle Deutſche Koloniſten Siebenbürgens den Namen Sachſen; ſo wie auch noch jetzt ein Theil Siebenbürgens mit dem Namen Land der Sachſen bezeichnet wird. Als mit dem Tode des letzten Ungariſchen Königs Ludwigs II. 1526 Ungarn an das Haus Oeſterreich gelangte, gab es jedoch auch in dieſem Lande eine ſtarke Gegenpar-

*) Ein Gebirge in der Nähe des Rheins, das jetzt zum Kreiſe Sieg des Preußiſchen Regierungsbezirks Cöln gehört.

thei, welche den bisherigen Woiwoden von Siebenbürgen, Johann von Zapolya (Grafen von Zips), zu ihrem König erwählte. Der hierüber entſtandene Krieg wurde 1535 damit beendigt, daß Zapolya den Titel König von Ungarn führen und Siebenbürgen nebſt einigen Theilen Ungarns als ein eigenes Fürſtenthum beſitzen ſollte, unter der Bedingung, daß es nach ſeinem Tode, falls keine männliche Erben von ihm vorhanden wären, an den König Ferdinand aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe zurückfiele. Allein der Sohn dieſes Zapolya war, nach dem Tode ſeines Vaters 1540, mit dem Beſitze Siebenbürgens nicht zufrieden, ſondern machte auf den königl. Titel von Ungarn und ſelbſt auf ein größeres Land Anſpruch, und wurde hierin von dem Türkiſchen Sultan Solyman unterſtützt; doch mußte er zuletzt von ſeinen Anſprüchen abſtehen und es wurde beſtimmt, daß nach ſeinem Tode die Stände von Siebenbürgen berechtigt ſeyn ſollten, ihren Fürſten frei zu wählen, nur daß er Vaſall der Ungariſchen Krone verbliebe; und ſo gelangten ſeitdem verſchiedene Siebenbürgiſche Edle, worunter der berühmte Stephan Bathory, der auch durch Wahl König von Polen wurde, auf den Thron Siebenbürgens. Der letzte dieſer Fürſten war Apaffy, welcher 1699 ſich von Oeſterreich zur Abtretung ſeines Landes bewegen ließ; allein es vergingen doch noch 14 Jahre bis Siebenbürgen im J. 1713 völliges Eigenthum des Hauſes Oeſterreich wurde.

Kronſtadt, die größte und zugleich gewerbfleißigſte und den ſtärkſten Handel treibende Stadt Siebenbürgens, liegt in dem ſchönen und fruchtbaren ſogenannten Burzenlande, in einem engen von O. nach W. ſich erweiternden und reich bewäſſerten Thale, und beſteht aus der innern, von lauter Sachſen bewohnten Stadt und den großen Vorſtädten, die ein geräumiger, freier, 600 bis 1200 F. breiter Platz von der Stadt trennt. Unter den Vorſtädten iſt die obere oder Bulgarei am größten, meiſtens von Walachen bewohnt und zwiſchen Obſt-, Küchen und Blumengärten gelegen. In der Vorſtadt Blumenau wohnen Szekler. Ganz Kronſtadt enthält jetzt 3400 Häuſer und gegen 36,000 Einwohner. Unter den verſchiedenen Handwerkern müſſen vorzüglich die vielen Tuchweber, die jährlich an 40,000 Stück Tuch machen, die 50 Flaſchendrechsler, die aus Ahornholz über 30,000 Flaſchen oder Eſuttern verfertigen und an 600 Schnürmacher und Klöpplerinnen in der Wallachiſchen Vorſtadt bemerkt werden, die jährlich gegen 200,000 Stück wollene Schnüre liefern, welche bis in die Aſiatiſche Türkei gehen. Kronſtadt hat eine hohe Lage (faſt 2000 F. über dem Mittelländiſchen Meere) und wird in der Nähe von mehreren Bergen umſchloſſen, worunter der ſüdlich liegende Burg- oder Kapellenberg über 1200 F. höher als die Stadt iſt, und von ſeinem Gipfel eine herrliche Ausſicht gewährt. Etwas unterhalb des Gipfels iſt eine Höhle, das Nonnenloch genannt, und

in ihrer Nähe erhebt ſich ein Hügel, auf welchem nach altem Herkommen die Griechen und Wallachen jährlich am Mittwoch nach Oſtern auf feſtliche Weiſe unter Muſik und Tanz ihr Oſterlamm zu eſſen pflegen.

Die Militärgränze.

Dieſen Namen giebt man einem mehr oder weniger breiten Landſtriche, welcher ſich vom Adriatiſchen Meere längs der Türkiſchen Gränze bis an die Bukowina hinzieht und im Süden und Südoſt die Oeſterreichiſche Monarchie (Dalmatien ausgenommen) vom Osmaniſchen Reiche trennt. Den weſtlichen Theil nennt man die Kroatiſche Gränze; den mittlern Theil bilden die Slavoniſche und die Ungariſche oder Banatiſche Gränze; den öſtlichen Schluß gegen die Wallachei und Moldau macht die Siebenbürgiſche Gränze, welche aber nicht überall ſtreng vom Provinzialtheile Siebenbürgens geſchieden und an zwei Stellen ſogar unterbrochen iſt, ſo daß der Provinzialtheil unmittelbar an die Wallachei und Moldau anſtößt. Die Militärgränze erhielt ihre gegenwärtige Verfaſſung im Jahr 1807 *) und bildet ein in ſeiner Art einziges, politiſch-militäriſches Inſtitut, deſſen Hauptzweck darin beſteht, ein ſtets bereites Kriegsheer zu haben, das die Mittel ſeiner Erhaltung in ſich ſelbſt trägt, und dieſer Beſtimmung gemäß iſt die ganze Militärgränze vortrefflich organiſirt. Ihre Bewohner ſind in 17 Infanterieregimenter, 1 Huſarenregiment und 1 Czaikiſten- oder Matroſenbataillon abgetheilt, deren Beſtimmung es iſt, den Staat gegen die Einfälle der Türken ſowohl als gegen den Einbruch der Peſt zu ſchützen. Alle Behörden ſind militäriſch, alle Beamten haben Offizierstitel und Rang und ſelbſt der Unterthan iſt Soldat und Bauer zugleich; alle liegenden Güter ſind Soldatenlehen, auf welche den Beſitzern, mit Vorbehalt des dem Landesfürſten zuſtehenden Obereigenthums, das immerwährende erbliche Nutzeigenthum zukommt. Dieſes Eigenthum beſitzt indeſſen kein Einzelner, ſondern es gehört der ganzen

*) Der erſte Urſprung der Militärgränze geht jedoch auf weit frühere Zeiten zurück; denn ſchon in dem 16ten Jahrhundert findet man in Kroatien den Anfang von Errichtung eines Militärgränzlandes, welches zu Anfang des 17ten Jahrhunderts erweitert wurde, bis 1734 die Organiſirung des ganzen Kroatiſchen Gränzlandes zu Stande kam. Die Slavoniſche und Ungariſche Gränze wurden ſpäter errichtet und am ſpäteſten entſtand die Siebenbürgiſche. Bis 1807 hatte jede Militärgränze ihre eigenen, verſchiedenen Verfaſſungsformen, allein in dem gedachten Jahre erhielt das Gränzſyſtem erſt ſeine gegenwärtig beſtehende Einheit der Verfaſſung.

Familie des Betheiligten gemeinſchaftlich, aus ſo vielen Gliedern ſie durch Zuwachs verſchiedener Art beſtehen mag; daher findet man hier oft mehrere Generationen zugleich im nämlichen Hauſe, Großvater, Vater, Sohn und Enkel in vielfacher Nebenverzweigung. Die ganze Familie (Hauskommunion genannt) ſteht zunächſt unter dem Hausvater. Neben demſelben führt die Hausmutter die Leitung des innern Hausweſens und die Aufſicht über die weiblichen Glieder der Familie. So iſt Ordnung und Eintracht begründet unter den oft ſehr zahlreichen Bewohnern des Hauſes, und patriarchaliſche Sitten verbürgen dem Alter Ehrfurcht und Gehorſam. Manche ſolcher Hauskommunionen zählt 20, zuweilen bis 80 Köpfe. Jedes Regiment ſteht unter ſeinem Oberſten, welcher die Civil- und Militärgerichtsbarkeit vereinigt; zwei Regimenter ſtehen unter einem Brigadegeneral, und zwei Brigaden zuſammen ſind in der Regel einem Generalkommando untergeordnet, welches wieder unter dem Hofkriegsrathe zu Wien, als der höchſten Verwaltungsbehörde ſteht. Dieſe 4 Generalkommandos haben ihren Sitz zu Agram für die Kroatiſche; zu Peterwardein für die Slavoniſche; zu Temeswár für die Ungariſche oder Banatiſche; und zu Hermannſtadt für die Siebenbürgiſche Gränze. Man bedarf zum täglichen Kordondienſte bei entfernter Gefahr 5000, bei näherer 7000, bei ganz naher Gefahr 11,000 Mann, und in 4 Stunden kann mittelſt der Allarmſtangen die ganze Gränze allarmirt ſeyn. Auf der trockenen Gränze befinden ſich die Wachtpoſten in Hütten oder Tſchardacken, welche größtentheils in die Erde eingegraben oder an eine Felſenwand angelehnt und mit einem ſtarken Dache verſehen ſind; in den Niederungen der Donau, Sau und Unna ſind ſie aus Holz blockhausmäßig gebaut und vertheidigungsfähig; ſie ſind in gewiſſen Entfernungen von einander errichtet und bilden eine Kette, die längs der ganzen Türkiſchen Gränze hinläuft. Die dienenden Gränztruppen machen mit ihren Offizieren in Friedenszeiten 45,000 Mann aus. In Kriegszeiten iſt ihre Zahl ſtärker; z. B. 1815 belief ſie ſich auf 62,000 Mann. Durch Patriotismus und unerſchütterliche, innige Anhänglichkeit an das Fürſtenhaus, an die Perſon ihres Regenten zeichnen ſich die Gränzer aus. Stark an Körperkraft, ausdauernd in Beſchwerden und Noth, voll Liebe zum Vaterlande und Fürſten, von Ehrgeiz beſeelt, von früheſter Jugend an die kriegeriſche Lebensart ihrer Voreltern gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den ſie betreten, bald vertraut, geſchickte, gewandte Schützen, vereinigen ſie alle Elemente zum trefflichen Soldaten in ſich. Unter allen Gränzern dürften die Kroatiſchen, zum Theil auch die Slavoniſchen und die Szekler vorzugsweiſe durch militäriſchen Werth ſich auszeichnen.

Carlowitz, eine Stadt von 5500 E., in der Slavoniſchen Militärgränze iſt durch ihren Wein und durch den hier geſchloſſe-

nen Frieden bekannt. An den Hügeln, welche ſich bei dieſer Stadt längs der Landſtraße hinziehen, wachſen jene wohlſchmeckenden, geiſtigen Weine, die in allen Gegenden der Monarchie und ſelbſt im Auslande unter den Namen, Carlowitzer Ausbruch, Tropfwermuth und Schiller bekannt ſind. Ausbruch wird jedoch nur wenig gemacht, mehr aber Tropfwermuth und Schillerwein. Erſterer beſitzt eine prickelnde Süßigkeit mit gelinder Bitterkeit und einen die Geruchsnerven angenehm reizenden Geiſt. Der Schillerwein, wegen ſeiner Mittelfarbe zwiſchen Roth und Gelb ſo genannt, hat einen angenehmen Gewürzgeſchmack, iſt ſehr geiſtig und läßt ſich nicht wäſſern. — Die auf einer Anhöhe erbaute Kirche Mariafried erinnert an den Friedensſchluß von Carlowitz im J. 1699; ſie ſteht an der Stelle, wo das damalige Konferenzhaus errichtet war. Man hatte daſſelbe ſo eingerichtet, daß die dazu bevollmächtigten Geſandten der Oeſterreichiſchen, Ruſſiſchen, Engliſchen und Türkiſchen Höfe, ohne Beeinträchtigung ihrer eingebildeten Rangordnung, durch mehrere Oeffnungen, und zwar jeder von der Seite ſeines Vaterlandes, zu gleicher Zeit eintreten konnten. Dieſer Friedensſchluß war von großer Wichtigkeit und beendigte einen langwierigen Krieg, der 1682 zwiſchen den Türken und Oeſterreich begonnen hatte, und in welchem 1683 die Türken ſelbſt Wien belagerten, nachdem ſie faſt ganz Ungarn erobert hatten. Doch die Niederlage, welche ſie bei der Belagerung Wiens erlitten, und die darauf folgenden glücklichen Ereigniſſe, vorzüglich der große Sieg, den Prinz Eugen bei Zentha den 11. September 1697 über die Türken erfocht, ſo wie die Fortſchritte der Venezianer und Polen, welche zugleich mit Oeſterreich gegen die Türken kämpften, erzeugten in Muſtapha, damaligem Sultan, den Wunſch nach Frieden, und ſo kam, durch Engliſche und Holländiſche Vermittelung, am 26. Januar 1699 der Carlowitzer Frieden zu Stande zwiſchen der Pforte auf der einen, Oeſterreich, Rußland, Polen und Venedig auf der andern Seite, wodurch Oeſterreich Ungarn mit Ausnahme des Temeswarer Banates, das den Türken verblieb, Slavonien und Siebenbürgen zurück erhielt, Venedig die ganze Halbinſel Morea nebſt einigen Dalmatiſchen Städten und Inſeln behielt, Polen alles Verlorne zurück bekam und Rußland in dem Beſitze von Aſow blieb.

Tittel iſt der Hauptort der Czaikiſten oder Tſchaikiſten, welche 1771 errichtet wurden, um die Donau, Sau und Theiß zu beſchützen und ein Bataillon bilden, das im Kriege die Dienſte der Pontoniere verſieht. Sie haben ihren Namen von den Czaiken oder Galeeren, worauf ſie dienen, und die von verſchiedener Größe ſind. Die kleinſten führen 2 Kanonen und 10 Mann, die größten 10 Kanonen und 100 Mann.

Der an der Belareka, einem Zufluſſe der Czerna, gelegene Marktflecken Mehadia iſt wegen ſeiner Bäder, insgemein Her-

kulesbäder genannt, im Rufe, die aber nicht hier, ſondern eine Stunde öſtlich davon in dem romantiſchen, rings von maleriſchen Höhen begränzten Czernathale ſich befinden. Sie waren ſchon zu den Zeiten der alten Römer bekannt und als wohlthätig berühmt und erhielten ihren Namen wahrſcheinlich von ihrer außerordentlichen Wirkſamkeit. Man trifft noch heutiges Tages ſehenswürdige Ueberreſte von Denkmälern Römiſcher Kaiſer, Feldherren und Senatoren, welche hier Hülfe und Geneſung fanden. Später blieben dieſe Bäder bis 1735 unbenutzt, wo ſie endlich aus ihren Trümmern hervorgezogen und allmählig wieder hergeſtellt wurden. Seitdem mehrere anſehnliche Gebäude zur Aufnahme der Gäſte erbaut worden ſind und überhaupt für die Verſchönerung dieſes Badeortes mit Eifer und Thätigkeit geſorgt wird, finden ſich nicht bloß, wie im Anfange, Wallachen und Illyrier ein, ſondern auch Leute höhern Standes aus der Türkei, Ungarn, Rußland, Polen, Deutſchland ꝛc. Der Badeort beſteht aus 25 Häuſern und hat einen großen Platz mit einem Springbrunnen. Es ſind hier 9 benutzte und 13 unbenutzte Quellen von 29 bis 48° Wärme. Das Karolinenbad iſt das neueſte und ſchönſte, und in Tempelform angelegt; das Franzensbad iſt das ſtärkſte. Neben der Herkulesquelle oder dem Räuberbade, welches das entfernteſte iſt, und eine ſehr ſchöne Lage hat, führen 180 hölzerne Stufen zwiſchen Geſträuchen zur ſogenannten Räuberhöhle, einer ſchaurigen Tropfſteinhöhle, welche eine ſehr enge Oeffnung hat und im Innern ein etwa 100 F. im Umfang haltendes Viereck bildet.

Das Lombardiſch-Venezianiſche Königreich.

Dieſes Königreich wurde 1815 gebildet, ſowohl aus den ältern Beſitzungen Oeſterreichs in Italien, als auch aus den in neuern Zeiten Oeſterreichiſch gewordenen Landestheilen Italiens und der Schweiz. Zu den ältern Beſitzungen gehören die Herzogthümer Mailand und Mantua, welche in dem Theile Italiens liegen, welcher unter den Namen der Lombardei bekannt iſt. Dieſer Namen ſtammt von den Longobarden, einem Germaniſchen Volke, das zu den Zeiten der großen Völkerwanderung in dieſen Gegenden Italiens ein mächtiges Reich ſtiftete, welches Pavia zur Hauptſtadt hatte, und nach einer mehr als 200jährigen Dauer von Karl dem Großen in dem letzten Viertel des achten Jahrhunderts zerſtört wurde, worauf derſelbe ſeinem Titel eines Fränkiſchen Königs auch den eines Königs der Lombardei hinzufügte. Aber nicht lange behielten ſeine Nachfolger dieſe Krone auf ihrem Haupte, und eine noch kürzere Zeit blieb das Lombardiſche Königreich ungetheilt; denn die hier bald entſtandenen Herzoge und Markgrafen machten in kurzer Zeit ihre Beſitzungen zu erblichen Gütern. Auch erho-

ben ſich einige Städte durch Induſtrie und Handel auf eine hohe Stufe von Wohlſtand, Anſehen und Macht, und ertrugen das ihnen verhaßte Deutſche Joch nur ſo lange, als die Kaiſer ſich perſönlich mit einem Kriegsheer daſelbſt befanden. Beſonders war es das reiche Mailand, welches ſich ſtolz über andere erhob und den Kaiſern Widerſtand leiſtete, und das Haupt der kaiſerlichen Gegenparthei bildete. Aber auch in Mailand ſelbſt entſtanden Partheien, die den Untergang der republikaniſchen Verfaſſung Mailands herbeiführten. Unter dieſen Partheien erhielt die des Matthäus Visconti das Uebergewicht, ſo daß ſeine Nachkommen als Herzoge nicht nur über die Stadt Mailand, ſondern auch über ein ausgebreitetes Gebiet herrſchten; doch blieb dieſes neue Herzogthum ein Reichslehn. Mit Philipp Maria erloſch 1447 jedoch der Visconſche Mannsſtamm. Drei Prätendenten machten hierauf Anſprüche auf das Herzogthum Mailand, nämlich: der Herzog Karl von Orleans wegen ſeiner Mutter Valentine, einer Tochter des letzten Visconti; König Alfons V. von Aragonien wegen eines Teſtamentes; und der Graf Franz Sforza, als Gemahl der Blanca Maria, natürlichen Tochter des letzten Visconti. Letzterer bemächtigte ſich 1451 des Herzogthums und ſeine Nachkommen erhielten ſich unter beſtändigen Unruhen, Familienhändeln und Kriegen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, im Beſitze des Herzogthums, bis 1535 mit Franz II. der Sforzaiſche Mannsſtamm ausſtarb. Hierauf verlieh Kaiſer Karl V. ſeinem Sohne Philipp Mailand als eröffnetes Reichslehen, wodurch es 1540 an die Spaniſche Linie des Hauſes Habsburg kam, bei welcher es auch bis zu ihrem Erlöſchen 1700 verblieb. Wiewohl nun die Franzoſen Anſprüche darauf machten und auch das Herzogthum beſetzten, ſo nöthigte ſie doch der Sieg Eugens 1706 und der Badener Frieden 1714, der Oeſterreichiſchen Linie des Hauſes Habsburg den Beſitz dieſes Landes zu überlaſſen, von welchem jedoch ſchon früher unter den Herzogen anſehnliche Theile an die Republik Venedig gekommen waren. Später wurden auch noch einige Landſtrecken an das Haus Savoyen abgetreten. — Mantua war gleichfalls ein Herzogthum und Reichslehn, worüber das Haus Gonzaga Anfangs mit dem markgräflichen, ſeit 1530 aber mit dem herzoglichen Titel herrſchte. Nach dem Ausſterben dieſer Dynaſtie 1627 gelangte das Franzöſiſche herzogliche Haus Nevers zum Beſitz dieſes Herzogthums und 1714 erhielt Oeſterreich daſſelbe. Von nun an blieben Mantua und Mailand vereinigt bei dieſem Hauſe, bis Napoleons Siege im Franzöſiſchen Revolutionskriege und der darauf folgende Frieden zu Campo Formio 1797 Oeſterreich zur Abtretung beider Herzogthümer nöthigten, worauf Napoleon ſie Anfangs mit der neuen Cisalpiniſchen, nachherigen Italieniſchen Republik und zuletzt mit dem daraus gebildeten Königreich Italien vereinigte; allein die Siege der Oeſterreicher und Verbündeten im J. 1814 und der

Wiener Kongreß von 1815 verſchafften dem Hauſe Oeſterreich dieſe Länder wieder.

Zu den neuern Beſitzungen Oeſterreichs in Italien, die es nebſt den erhaltenen Schweizeriſchen Landſchaften Cläven, Veltlin und Worms mit dieſem neu geſchaffenen Lombardiſch=Venezianiſchen Königreiche verbunden hat, gehören die faſt ganzen Beſitzungen der vormaligen Republik Venedig in Italien, denn nur ein geringer Theil (Iſtrien) iſt zu dem Königreich Illyrien geſchlagen worden. Die Republik Venedig, im Mittelalter einer der wichtigſten Staaten Italiens, hatte einen geringen Anfang in den Sümpfen oder Lagunen der Adriatiſchen Nordweſtküſte, indem im Anfange des 5ten Jahrhunderts eine kleine Zahl von Flüchtlingen vor den Verheerungen der Gothen unter Alarich ſich auf einer von den Inſeln, die das jetzige Venedig ausmachen, anbauten, wozu ſich ſpäter, als die Hunnen unter Attila (452) Oberitalien verwüſteten, neue und zahlreichere Flüchtlinge als Anſiedler geſellten, zu welcher Zeit die neue Stadt Venedig jedoch von Padua als zu ſeinem Gebiete gehörig angeſehen wurde. Später entzog ſich Venedig dieſer Abhängigkeit, wählte ſich 697 ſeinen erſten Doge, und erhob ſich bald durch den Handel; doch ſeine Verfaſſung als ſelbſtſtändiger Staat erhielt Venedig erſt nach dem Verfalle des kaiſerlichen Anſehens in Italien im 12ten und 13ten Jahrhunderte, denn bis dahin wurde es ſtets von den Deutſchen Kaiſern als zu ihrem Reiche gehörig betrachtet. Die Republik Venedig wußte auf Koſten ihrer Nachbarn, beſonders der Herzoge von Mailand, ihre Beſitzungen auf dem feſten Lande Italiens zu vergrößern, ja ſelbſt in Iſtrien, Dalmatien, Albanien, Epirus und Griechenland machte ſie Eroberungen, die ſie aber bei der zunehmenden Macht der Türken wieder verlor; ſo daß zu Anfang der Franzöſiſchen Revolution ihr Gebiet auf die Italieniſchen Beſitzungen, Dalmatien, einige Städte in Epirus und Albanien und auf die Joniſchen Inſeln ſich beſchränkte, aber doch immer noch anſehnlich war. Allein die Franzöſiſche Revolution und die daraus entſtandenen Kriege brachten auch dieſer Republik, ſo wie vielen andern Staaten, den Untergang, denn 1797 hörte ſie auf zu ſeyn, und die Hauptſtadt derſelben mit dem größten Theile ihres Gebietes bekam Oeſterreich als Entſchädigung für die an die Franzoſen abgetretenen Niederlande und Herzogthümer Mailand und Mantua; den kleinern Theil erhielt die Ciſalpiniſche Republik. Oeſterreich blieb bis zu dem Preßburger Frieden 1805 im Beſitze dieſes erhaltenen Venezianiſchen Gebietes (das jedoch ſchon durch den Lüneviller Frieden 1801 etwas verkleinert worden war), aber durch den erwähnten Preßburger Frieden kam es an das Königreich Italien und blieb bei demſelben, bis die neueſten Kriegsereigniſſe und der dadurch entſtandene Pariſer Frieden 1814 und der Wie=

ner Kongreß 1815 Oeſterreich aufs neue den Beſitz der ſämmtlichen Gebietestheile der vormaligen Republik Venedig verſchafften.

Mailand iſt eine der anſehnlichſten Städte Italiens und in der Oeſterreichiſchen Monarchie die zweite in Hinſicht der Bevölkerung, die im Jahre 1835 ohne Fremde und ohne Militär 139,966 Individuen betrug. Mit dieſen aber kann dieſelbe auf 150,000 bis 160,000 angeſchlagen werden. Sie breitet ſich in einer großen, fruchtbaren und vortrefflich angebauten Ebene an der Olona aus und hat durch Kanäle mit den Flüſſen Adda und Ticino Verbindung. Wegen der vielen hohen Baumpflanzungen ſieht man die Stadt von der Ferne beinahe gar nicht. Mailand iſt eine moderne Stadt, freundlich und reinlich, allein ſie hat nichts Großartiges oder es iſt das darin befindliche Großartige zu ſehr zerſtreut, als daß es einen bedeutenden Eindruck auf den Fremden machen könnte. Die Plätze ſind im Allgemeinen weder groß und ſchön, noch regelmäßig, und meiſt ohne Denkmäler. Die Hauptſtraßen oder Corſi, welche von den Thoren in den Mittelpunkt führen, ſind ſehr lang, breit und gewähren mit ihren neuen Häuſern, unter welchen man kein Gebäude aus dem Mittelalter erblickt, einen heitern Anblick. Die anſehnlichſte darunter iſt der Corſo grande oder Corso di porta orientale, auf welcher überall Lebendigkeit und Gewühl, beſonders an Sonn- und Feiertagen herrſcht, wo hier die elegante Welt von ganz Mailand ſpazieren geht, reitet oder fährt. In dieſer Straße iſt auch alles zur Schau und zum Verkauf ausgeſtellt, was nur immer Glanz und Luxus erfordern, und die mit Pracht und Geſchmack eingerichteten Kaffeehäuſer ſcheinen ſich zu überbieten, um die Sinne mit tauſend Reizen zu feſſeln. Gegen dieſe Hauptſtraßen ſtechen freilich die vielen andern engen und krummen und durch ihre hohen Häuſer verdunkelten Gaſſen ſehr ab, doch ſind alle ſehr gut gepflaſtert, an den Häuſern mit ſchönen breiten Trottoirs belegt, erleuchtet und reinlich gehalten. Die maſſiven, meiſtens weiß angeſtrichenen, ſchönen, großen und gut erhaltenen Häuſer zeugen von Wohlſtand der Bewohner und ſind nach Deutſcher Art gebaut, nur erinnern die Jalouſien und vielen Balkons den Fremden, daß er ſich jenſeits der Alpen befindet. Auf große Palläſte ſtößt man nur ſelten; es giebt derſelben hier allerdings, allein zur großen Zahl der bürgerlich ausſehenden Häuſer iſt ihre Zahl zu klein. Auch ſind dieſe Palläſte in Hinſicht der Solidität, des Geſchmacks und Reichthums an Verzierungen mit den Venezianiſchen nicht zu vergleichen. Mehrere der Thore ſind neuere herrliche Bauten.

So ſteht z. B. der kleinere Friedensbogen an der Porta Ticinenſe (zur Franzoſenzeit Thor von Marengo genannt) als eine prächtige Zierde der Stadt am Südende derſelben da, und erhebt ſich, in der Form ohngefähr mit der Vorhalle eines Römiſchen

Tempels vergleichbar, mit ſeinem Periſtyl (Säulengange) auf koloſſalen Säulen von allen Seiten frei und weit abſtehend, ſtolz in die Straßen hineinſchauend. Eine noch weit prachtvollere Pforte iſt der Friedensbogen (Arco della pace), der ſich am Ende des Waffen- oder Kaſtellplatzes an der Stelle erhebt, wo die Simplonſtraße die Stadt erreicht. Napoleon begann den Bau deſſelben und hatte ihn als einen Triumphbogen, zur Verewigung der Siege der Italieniſchen Armee beſtimmt; aber als 1814 Mailand wieder unter die Oeſterreichiſche Herrſchaft zurückkehrte, war der Bau noch unvollendet, wurde jedoch von der Oeſterreichiſchen Regierung in veränderter Art fortgeſetzt, und iſt jetzt beendigt; allein aus dem urſprünglichen Triumphbogen des Franzöſiſchen Heeres iſt eine Ehrenpforte ſeiner Beſieger geworden und hat den Namen Friedensbogen erhalten. Nach der Behauptung der Kenner iſt der Bau viel herrlicher ausgeführt, als er nach dem frühern Franzöſiſchen Plane würde geworden ſeyn. Dieſer majeſtätiſche Bogen, der an Breite nur von Konſtantins Bogen übertroffen wird, an Pracht, Höhe und geſchmackvollen Verzierungen aber alle vorhandenen antiken und modernen Werke übertrifft, iſt mit einem Wagen der Siegesgöttin, mit 6 Roſſen von gegoſſener Bronze beſpannt, gekrönt, und Siegesgöttinnen, auf Pferden ſitzend und ihre Kränze darbietend, zieren die vier Ecken. Der ganze Bau iſt aus weißem Marmor, die Figuren und Basreliefs aus Bronze, wovon jedes einzelne als großes Meiſterſtück betrachtet werden kann.

Das merkwürdigſte und ſehenswertheſte Gebäude zu Mailand iſt die Domkirche zum heiligen Karl, nach der St. Peterskirche in Rom die größte Kirche Europas, 454 F. lang, 270 F. breit, mit der Kuppel 232 und mit der darauf ſich erhebenden Pyramide 335 F. hoch, und am Dache und von Außen mit Tauſenden von Statüen (nach Einigen 4000, nach Andern 4400 ja 5000) geziert, und mit vielen (nach der Angabe eines Reiſenden 132) durchbrochenen Thürmen verſehen, die von allen Seiten aufſteigen und auf ihren Spitzen Heiligenbilder in Lebensgröße tragen; reich verzierte Gallerien mit ſchön geſchnitzten Schnörkeln und Roſen ziehen ſich von einem Thurme zum andern. Man erſtaunt über den Aufwand und die Arbeit, welche der Bau dieſer Kirche erheiſchte, da er durchaus aus einem ſchönen inländiſchen Marmor aufgeführt iſt. 1386 begann der Bau, doch die Façade wurde in ſpätern Zeiten angefangen und unter Napoleon vollendet; aber auch noch jetzt fehlt eine bedeutende Anzahl Statüen und anderer Bildwerke, deren verſchiedene leere Stellen bedürfen, um mit dem Ganzen übereinzuſtimmen. Die Kirche iſt im Gothiſchen Style, die Façade aber in einem gemiſchten Style erbaut. Zu bedauern iſt es, daß rings um den Dom kein Platz iſt, wo man den ganzen Prachtbau überſehen kann, denn

durch den Mangel eines guten Standpunktes verliert das Gebäude bei der Anſicht außerordentlich. Auf drei Seiten iſt es durch die engen Straßen verbaut und nur die ſchmale Hauptſeite mit ihren 5 koloſſalen Eingangspforten geht auf den Domplatz. Tritt man in das Innere der Kirche, das nur ſchwach erhellet iſt, ſo wird man durch die Größe und durch die darin herrſchende Dämmerung mächtig ergriffen. Durch die fünf Haupteingänge iſt das Innere in eben ſo viele Hallen oder Säulengänge getheilt, welche durch 52 ungeheure Säulen von 84 F. Höhe gebildet werden, die aus Marmorblöcken zuſammengefügt und durch Gothiſche Bogen verbunden ſind und das mächtige Gewölbe der Kirche tragen. Der Fußboden iſt mit weißen Marmorplatten gepflaſtert und in denſelben iſt eine Mittagslinie gezeichnet. Die Altäre ſind mit außerordentlicher Pracht verziert, und groß iſt der Reichthum an Kunſtwerken aller Art, welche die Kirche beſitzt. In der Mitte des Schiffs iſt auf dem Fußboden eine vergitterte Oeffnung, mit Geländer eingefaßt, welche in die unterirdiſche Kapelle führt, worin man die irdiſchen Reſte des heiligen Karl Borromeo aufbewahrt, und welche außerordentlich reich ausgeziert und mit ſilbernen Basreliefs und ſilbernen Statüen geſchmückt iſt. Den wundervollen Bau dieſer Kirche lernt man erſt würdigen, wenn man das Dach derſelben beſteigt, welches flach und mit großen viereckigen Marmorplatten belegt iſt. Es iſt ein wunderbarer und gewiß einziger Anblick, den man hier genießt. Man geht am Rande des Daches unter mehreren Reihen von Bogen, die aus maſſiven, marmornen Arabesken beſtehen; ſieht rings herum auf kleinen Thürmchen, die von den Seitenpfeilern der Hauptmauer ſich erheben, auf Seitenpoſtamenten und auf den Spitzen dieſer zahlloſen Thürmchen Statüen von Heiligen. Mitten aus dem Dache erhebt ſich eine ſchöne weite Kuppel, die in eine reich verzierte Spitze ausläuft, weshalb ſie die Italiener auch nur Guglia, eine Pyramide nennen. In dieſer Pyramide führt eine Wendeltreppe bis zur Spitze, auf welcher eine von Erz gegoſſene koloſſale Statüe der heiligen Jungfrau ſteht. Das ganze Werk iſt durchbrochen und eine wahre Zierde des Gebäudes und bildet den höchſten ihrer zahlloſen Thürme. Von der Höhe des Daches, wohin man auf 468 Stufen gelangt, genießt man eine der ſchönſten Ueberſichten über die ganze üppige Ebene der Lombardei, von den Alpen bis zu den Apenninen. Die weit ausgebreitete Stadt mit ihren Tauſenden von Häuſern und vielen Gärten; das lebhafte Grün der vielen Wieſen, die ſich um die Stadt ausdehnen, die hohen Pappelbäume, womit die Wieſen umgeben ſind, die Menge von Dörfern, Landhäuſern und Städten, die man ſieht, die ſilbernen Striche, wodurch ſich die großen Kanäle ſichtbar machen, ſtellen ein Bild der Fruchtbarkeit, Kultur und Wohlhabenheit dar, das man ſelten anderswo ſo erblickt. Zur Schönheit dieſes Panorama tragen die

Alpen nicht wenig bei, die den Horizont im N. begränzen. In ihrer Mitte ſteht der Monte Roſa, wie der Vater unter den Kindern, breit, hoch und durch kein Vorgebirge verdeckt. Er ſcheint ganz nahe zu ſeyn, ob man wohl einen Tag zu fahren hat, um zu ſeinem Fuße zu gelangen. Ihm zur Seite iſt der Simplon und im Hintergrunde ſehen die Alpenfirſten des Berner Hochlandes mit ihren Spitzen hervor.

Die Brera, ehemals ein Jeſuitenkollegium, jetzt der Pallaſt der Wiſſenſchaften und Künſte iſt von weitem Umfange, in großem Style erbaut und vorzüglich wegen ſeiner Kunſtſchätze ſehenswerth. Der innere große Hof iſt ringsum mit einer doppelter Säulenreihe umgeben, die einen majeſtätiſchen Anblick gewährt. Der Thurm des Gebäudes dient als Sternwarte, die reichſte und ſchönſte in Italien, der ſelbſt in Europa nur wenige gleich kommen. Der dazu gehörige Garten wird als botaniſcher Garten benutzt und iſt reich an ausländiſchen Pflanzen. Im Erdgeſchoſſe befinden ſich die Lehranſtalten für Bildhauerkunſt, Malerei, Architektur ꝛc. Im obern Geſchoſſe iſt die aus 100,000 Bänden und Manuſcripten beſtehende k. k. Bibliothek. Gleich daneben iſt die Gemäldegallerie, die viel Vortreffliches, insbeſondere aus der Italieniſchen Schule enthält und mehrere große Säle einnimmt, in welche das Licht von oben hineinfällt. Andere Säle enthalten Gypsabgüſſe der beſten Antiken und neuere Bildhauerarbeiten von Canova, Thorwaldſen ꝛc. und ein Münzkabinet von 12,000 Stück mit einer numismatiſchen Bibliothek. — Auch das große Hoſpital oder allgemeine Krankenhaus, von einer außerordentlichen Größe, gehört zu den prächtigſten Gebäuden der Stadt, und hat eine ſchöne, regelmäßige Façade, die von vielen kunſtreichen Portalen unterbrochen iſt. Außer einem großen, 420 Fuß langen und 410 F. breiten, rings mit Säulengängen umgebenen Hofe, zählt das Gebäude noch 8 andere Höfe, 24 ungeheure Säle und viele kleine Abtheilungen. — Das große Theater della Scala iſt das größte in der Oeſterreichiſchen Monarchie und hat 240 Logen in 6 Reihen. — Das wegen ſeines ſtarken Echos ſo berühmte Landhaus Caſa Simonetta in der Nähe von Mailand verfällt immer mehr. Ein neuerer Reiſender *), der es beſuchte, erzählt von demſelben: „Wenn man von einem Fenſter der Rückſeite gegen eine etwa 20 Klafter entfernte, hohe Wand mit einer Piſtole ſchießt, ſo hört man den Knall 56 bis 60 mal. Zweiſilbige Wörter werden deutlich wiederholt; dreiſilbige aber nur verwirrt gehört, weil die Gegenwand, die den Ton zurückwirft, zu nahe iſt.“

---

*) Burger, Reiſe durch Oberitalien. 2 Theile. Wien, 1831 und 1832.

Pavia. Zwei Stunden nördlich von dieſer Stadt iſt die Certoſa, ein aufgehobenes berühmtes Karthäuſerkloſter, mit einer prachtvollen Kirche. Rings herum zog ſich ſonſt ein Thiergarten, auf deſſen Gebiete jetzt mehrere Dörfer angelegt ſind. Bei einem derſelben, Mirabello genannt, war es, wo der König von Frankreich Franz I. am 14. Februar 1525 die berühmte Schlacht gegen Kaiſer Karl V. verlor, gefangen genommen, zuerſt nach der Karthauſe, ſpäter nach Madrid in Spanien geführt, und nach einer einjährigen Gefangenſchaft und Unterſchreibung eines von Karl ihm vorgeſchriebenen harten Vertrags wieder entlaſſen wurde.

Lodi. Dieſe Stadt und ihre Umgegend iſt das Vaterland des ſogenannten Parmeſankäſe, der zuerſt in dem Gebiete von Parma gemacht wurde, und davon ſeinen Namen erhielt; jetzt aber heißt er in der Lombardei Lodiſaner Käſe, Formaggio Lodiſano. Er unterſcheidet ſich von allen andern Käſearten und ſtand ſchon im 15. Jahrhunderte in großem Rufe. Jetzt iſt die Verfertigung dieſes Käſe ſo ausgebreitet, daß davon 1824 bloß in das Ausland 28,490 Ctr., am Werthe von 959,711 Fl. verſchickt wurden. Allein nicht nur in Hinſicht der Quantität, ſondern auch der Qualität, hat die Lombardei den Staat von Parma überflügelt, ſo daß dem letztern Lande nur der Ruhm übrig bleibt, dieſen Käſe zuerſt erzeugt zu haben. Er gehört zu den beliebteſten Käſen der Welt, ſowohl wegen ſeines eigenthümlichen guten Geſchmacks, als auch, weil er ſich mehr, als irgend ein anderer gut erhält, und nie jenen ranzigen oder gar fauligen Geſchmack und Geruch bekommt, den die meiſten andern weichern Käſe annehmen. Er wird in einem Alter von 3 Jahren eben ſo theuer bezahlt, wie die vortrefflichen ganz fetten Schweizer- und Holländiſchen Käſe, obgleich er nur ein halbfetter Käſe und von einem Material erzeugt iſt, das weniger innern Werth hat, als jenes, wovon die Schweizerkäſe gemacht werden. Die Käſeerzeugung in der Lombardei wirft demnach einen größerern reinen Ertrag ab, als in der Schweiz, wovon man auch die Wirkungen an der Wohlhabenheit der mit dieſem Erwerbzweig ſich Beſchäftigenden wahrnimmt. Man verkauft nur zweimal des Jahrs dieſe Käſe: zu Peter-Paul und zu Michaelis. Gewöhnlich ſind es Käſehändler, die von dem Landwirthe ſein Erzeugniß kaufen, und es in ihren großen Magazinen aufbewahren, bis ſie es nach allen Theilen von Italien, Deutſchland ꝛc. abſetzen. Der Käſehandel hat vorzüglich in den beiden Orten Corſico und Codogno ſeinen Sitz. In einem Magazine ſolcher Käſe befinden ſich gewöhnlich 2000 Laibe, wovon die ſchwerſten 95 und die leichteſten 40 Pf. wiegen.

Venedig iſt, wenn man auf die Häuſerzahl ſieht, die größte Stadt in der Oeſterreichiſchen Monarchie; denn man zählte 1824 hier 27,918 Häuſer, aber die Zahl der Einwohner, die in

der Zeit des Glanzes 3 bis 400,000 betragen haben ſoll, iſt bis auf 100,000 herabgeſunken, worunter ein Fünftel Arme ſind. Viele Häuſer ſtehen leer und verfallen allmählig. Einzig in ihrer Art iſt die Lage dieſer Stadt; ſie liegt nämlich mitten in den Venezianiſchen Lagunen *), auf 136 größeren und kleineren (nach

---

*) Die Lagunen ſind ein Theil der großen Binnen- oder Strandſeen, welche im Adriatiſchen Meere, am öſtlichen Rande der Ebenen Oberitaliens, von Rimini im Kirchenſtaate, wo die Apenninen das Ufer dieſes Meeres erreichen, bis zu dem Städtchen Duino in Illyrien, wo das Karſtgebirge bis zur Küſte läuft, in den fernſten Zeiten zuſammenhingen und im Verlaufe von Jahrtauſenden allmählig durch die Anſchwemmungen an den Mündungen der Flüſſe von einander getrennt wurden. Von dieſen Binnenſeen oder Lagunen ſind nächſt den Venezianiſchen, die von Grado in Illyrien, die von Caorle im Gouvernement Venedig und die von Commacchio im Kirchenſtaate die größten und bekannteſten. Die Venezianiſchen Lagunen haben in ihrer jetzigen Begränzung von N. O. nach S. W. eine Länge von 7½, eine Breite von 1 bis 2 Meilen und einen Flächenraum von 11¼ Q. M., wovon die ſogenannten todten Lagunen, d. h. ſolche, die das durch die Einfahrtszugänge eindringende friſche Meereswaſſer nicht erreicht, über die Hälfte einnehmen und ſich ganz nahe längs des Feſtlandes hinziehen. Dieſe Venezianiſchen Lagunen, in welchen zur Zeit der Ebbe große mit Schlamm und Erde bedeckte niedrige Flächen hervortreten, zwiſchen denen das Waſſer nur in ſchmalen Kanälen fließt, die zum Behufe der Schifffahrt immer vom Schlamm rein erhalten werden und auf beiden Seiten durch eingeſchlagene Pfähle bezeichnet ſind, werden durch eine Reihe von 7 ſehr ſchmalen und langen Inſeln, Lidi genannt, die ſich von der Mündung der Brenta an bis zu der der Piave ziehen, von dem offenen Meere getrennt. Die Lidi ſind eigentlich Dünen, die ihr Entſtehen theilweiſe dem von den Flüſſen hergeſchwemmten und hier abgelagerten Erdreich, theils dem von dem Meere dagegen angeſpülten Triebſande verdanken. Der Lido di Malamocco iſt der nächſte bei der Stadt Venedig, am nächſten Punkte nicht einmal ¾ Stunden davon entfernt; und auf demſelben ſo wie auf einigen andern befinden ſich viele Gärten, die ſorgfältig gebaut werden und Venedig mit Blumen, Gemüſen und Obſtarten verſehen, beſonders mit Melonen, Angurien (Waſſermelonen), Kürbiſſen, Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, Artiſchocken, rothen Rüben, Spargel, Blumenkohl, Broccoli, Eierfrüchten, Goldäpfeln, Feigen, Pfirſichen, Weintrauben, Mandeln, Maulbeeren, Granaläpfeln, Bruſtbeeren, Lazeroläpfeln, Erdbeeren ꝛc. Wegen der geringen Höhe und Breite des Lido von Paleſtrina, welcher nirgends ¼ Stunde, ja an vielen Stellen nur wenige Schritt breit iſt, ſtürzten ſonſt häufig bei Südſtürmen die Meereswogen darüber in die Lagunen, drohten Venedig den Untergang und ſetzten die Einfahrtskanäle der Verſchlämmung aus. Um dieſen Nachtheilen zu wehren, wurden daher in der Mitte des 18ten Jahrhunderts mit großen Koſten von der Republik Venedig die

Andern nur 72) Inſeln, die durch 134 Kanäle von einander getrennt ſind und durch 450 (nach Andern 306) Brücken und Stege zuſammenhängen, ſo daß die Stadt, mit ihren Thürmen, Kirchen, Palläſten und Häuſermaſſen aus den Meereswogen empor zu ſteigen ſcheint, und dem Reiſenden, vorzüglich wenn er nicht zu Lande (von der Weſtſeite), ſondern zur See (von der Oſtſeite) ſich ihr nähert, ein überraſchendes, erſtaunendes und in ſeiner Art einziges Schauſpiel darbietet. Unter den Kanälen, die faſt alle ſehr ſchmal ſind, manche ſo ſehr, daß nur 2 Gondeln einander ausweichen können, zeichnet ſich vorzüglich durch ſeine Breite der große Kanal aus, welcher die Stadt ſchlangenförmig durchſchneidet; und der noch viel breitere Kanal von Giudecca ſcheidet von der Hauptmaſſe Venedigs den kleinen ſüdlichſten Theil der Stadt. Die Kanäle vertreten die Stelle der Hauptſtraßen, deren Venedig gänzlich entbehrt (mit Ausnahme der einzigen, welche aus der innern Stadt zu den öffentlichen Gärten, Giardini pubblici, führt und 1810 durch Verſchüttung eines Kanales gebildet wurde). Es ſind daher auch die Vorderſeiten der Kirchen, Palläſte und der anſehnlichſten andern Privathäuſer ſämmtlich den Kanälen zugewendet. Die Hinterſeiten der Gebäude bilden eine Menge ſchmaler Gaſſen, die ſowohl unter ſich als mit den Kanälen zuſammenhängen und zu den die Inſeln mit einander verbindenden Brücken und Stegen führen. Wenige Kanäle ſind mit Kais oder Uferſtraßen eingefaßt; ſolche Kais heißen Fondamento, ſtoßen ſie aber an die Lagunen, ſo führen ſie den Namen Riva, z. B. die Riva dei Schiavoni, die vom Markusplatze längs der offenen Lagune ſich bis zu den öffentlichen Gärten, am öſtlichen Ende der Stadt zieht. An vielen Kanälen laufen

---

berühmten Murazzi (ungeheure Steindämme) aufgeführt, ein Werk würdig der Römer, die ſich längs der Lidi von Paleſtrina und di Sotto Marina bis zu Eingange des Hafens von Chioggia (Chiozza), 11,350 F. lang erſtrecken. Dieſes rieſenhafte Werk ruhet auf einem 72 F. breiten Roſte von eingerammelten Eichenſtämmen, worauf ſich der an der Baſis 52 F. breite, gemauerte Wall 9 F. über die gewöhnliche Fluth erhebt, und ſteigt nach der inneren Seite gegen die Lagunen ſenkrecht und gegen das Meer in drei ſchrägen Abſätzen herab. Das Ganze iſt durchaus mit einer doppelten Lage von ungeheuren Quadern aus Iſtriſchem, weißgelblichen Marmor bekleidet und mit einem Mörtel von Kalk und Puzzolanerde zuſammengekittet und überdies noch mit großen eiſernen Klammern verſehen. Vor dieſem Steinwalle hat man noch, um die Gewalt der Wogen zu brechen, unregelmäßige, große Steinblöcke aufgehäuft. Bei heftigen Sturmfluthen jedoch ſtürzt ſich das Waſſer über die Murazzi bis in die Lagunen, und ſie haben daher, troß ihrer außerordentlichen Stärke, einige Beſchädigungen an mehreren Stellen erlitten.

auch vor den Häuſern ſchmale Pfade für Fußgänger hin; bei den meiſten aber erheben ſich die Häuſer unmittelbar aus dem Waſſer, welches die Schwelle der Hausthüre beſpült, und bei den Palläſten ziert ein großes Prachtthor mit einer ins Waſſer herabführenden ſteinernen Treppe die Vorderſeite. Ein kleines Hinterthor unterhält die Verbindung mit den Straßen, welche ſo wie die meiſten öffentlichen Plätze mit ſchönen Quadern gepflaſtert ſind, auf denen man äußerſt bequem geht. Wenige Straßen haben eine Breite von 8 bis 10 Fuß, alle übrigen Gaſſen nur von 5 bis 6, ja einige von 2 bis 3 F., und nicht ſelten ſind ſolche Schlupfgäßchen oben noch überbaut, ſo daß kein Tageslicht hineinfällt und darin ewige Dämmerung herrſcht.

Da es keine Hauptſtraßen giebt und die Hinter- und Seitengaſſen ſo ſchmal ſind, ſo findet man auch weder Wagen noch Pferde in Venedig, ſondern man bedient ſich ſtatt derſelben der Gondeln, einer Art von kleinen Fahrzeugen, worin man auf den Kanälen fährt. Um Venedig zu durchwandern iſt indeß eine Gondel nicht durchaus nöthig, denn es giebt kein Plätzchen in der Stadt, wohin man nicht trocknen Fußes gelangen könnte. Allein da der Fremde in den engen und von hohen Häuſern beſetzten Gaſſen nirgends einen Thurm oder andern Gegenſtand als Leitſtern in dieſem Labyrinthe erblickt, ſo wird er gewiß immer die Gondel der Fußwanderung vorziehen. Eine gewöhnliche Gondel iſt 30 F. lang und 4 F. breit und läuft nach vorn und hinten in eine nur wenig erhöhte Spitze aus. In der Mitte befindet ſich ein 4 F. hohes Häuschen, ohngefähr wie ein Kutſchkaſten, welches abgehoben werden kann, was beſonders bei Abendſpazierfahrten und bei gutem Wetter geſchieht. Einem uralten Geſetze zufolge müſſen alle Theile der Gondel, bloß der Fußteppich ausgenommen, von ſchwarzer Farbe ſeyn. Das Häuschen iſt von Außem mit grobem Tuch, welches vorn und hinten Vorhänge bildet, überkleidet, von Innen aber mit Seidenzeug ausgefüttert. Das gewölbte Dach iſt mit 4 Reihen wollener Quaſten beſetzt. Zu beiden Seiten ſind große mit Jalouſieläden und Spiegelgläſern verſehene Fenſter, welche man vor- und rückwärts ſchieben und auf dieſe Art bei Wind oder Regenwetter das Ganze verſchließen kann. Auch hat bei den meiſten Gondeln das Häuschen vorn eine Glasthüre. Ueber der Thüröffnung iſt eine Laterne angebracht, welche zugleich nach Innen und Außen leuchtet. Im Hintergrunde des Häuschens befindet ſich ein ledernes elaſtiſches Polſter, worauf 2 Perſonen gemächlich ſitzen können. Man geht rückwärts in das Häuschen, um ſich beim Niederſetzen nicht umdrehen zu dürfen, was bei dem engen Raume im Innern und dem niedrigen Dache etwas unbequem ſeyn würde. Das vordere Ende der Gondel bildet ein aufrecht ſtehendes, oben etwas vorwärts gekrümmtes mit mehreren Zacken verſehenes und glänzend polirtes Eiſen. Es

dient unter andern zum Schutz beim Anſtoßen und zum Viſirpunkte für den Gondelführer. Dieſer (Gondoliere, auch Barcarolo genannt), ſteht ganz frei auf dem Verdeck des hintern Endes und bewegt ſein Ruder am rechten Rande der Gondel, die bei jedem Ruderſchlage wie eine Wiege ſchwankt. Hat man hingegen auch vorn einen Ruderer, der dann ſein Ruder am linken Rande bewegt, ſo halten ſich beide das Gleichgewicht und verhindern das Schwanken. Die außerordentliche Geſchicklichkeit der Venezianiſchen Gondelführer iſt bekannt, und mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit weichen ſie einander im größten Gedränge aus. Oft fehlen nur wenige Zoll, daß das Eiſen der einen Gondel die Seitenwand der andern treffe, aber im Augenblicke gleitet ſie ſicher neben ihr hin oder hält ſtill, bis ſie vorüber iſt. Oft drängt ſich eine eilende Gondel zwiſchen mehrere größere Fahrzeuge; ſchon glaubt man, ſie erdrückt zu ſehen; aber die Schiffe weichen aus und die Gondel fährt pfeilſchnell durch die ſchmale Oeffnung, welche ſich hinter ihr gleich wieder verſchließt. Eine Hauptvorſichtsregel, die der im Häuschen Sitzende zu befolgen hat, iſt, niemals den Kopf und Arm zum Fenſter hinauszuſtrecken oder auch nur die Hand auf dem Rande des Fenſters oder der Schiffswand ruhen zu laſſen, weil öfters eine andere Gondel ſchnell anfahren und den vorragenden Körpertheil mit ihren krummen Eiſen quetſchen kann. Um Verwirrung beim Zuſammentreffen zu vermeiden, was beſonders beim Umbiegen aus einem Kanal in den andern leicht geſchehen kann, haben die Gondelführer von jeher gewiſſe Vorſchriften zu befolgen. Jeder muß nämlich rechts ausweichen, und wenn er an eine Ecke kommt, ehe er um dieſelbe herumfährt, gewiſſe Formeln laut ausrufen, z. B. halte an und lenke rechts; halte an und lenke links; halte an und bleibe gerade aus. Nichts gleicht der Beredtſamkeit in Flüchen und Schimpfwörtern, mit welchen derjenige überhäuft wird, der gegen dieſe Regeln verſtößt.

So viele Hinderniſſe auch die Lage Venedigs dem Bauen entgegenſetzte, ſo wußte Beharrlichkeit und Scharfſinn doch alle zu überwinden. Faſt allgemein denkt man ſich die Stadt bloß auf Pfählen im leichten Schlammboden der Lagunen ruhend und mancher Fremde glaubt, daß dieſes Pfahlwerk endlich weichen und Venedig, wenigſtens theilweiſe in einem Sturme verſinken möchte. Dieſe Vorſtellung aber iſt irrig; denn 8 bis 12 F. tief unter dem Schlamm und weichen Thone, der den Lagunenboden bildet, trifft man auf felſenharten Thonmergel, welcher der Stadt eine feſte unzerſtörbare Grundlage darbietet. Auf ihr wird ein dichter Roſt von Pfählen errichtet, wozu man meiſtens ſtarke Eichenſtämme wählt, welche ſo tief eingeſchlagen werden bis ſie den Thonmergel erreichen, worauf ſie nicht tiefer eindringen, unbeweglich feſt ſtehen und oben gleichförmig abgeſägt werden. Man verbindet ſie dann

durch Querbalken und der ganze Roſt wird in dem ſalzigen, der Luft unzugänglichen Boden mit den Jahren ſo hart wie Eiſen. Auf dieſe Pfähle kommt eine Lage ſtarker Dielen von Lerchenholz und dann erſt das Mauerwerk. So ſteht das Haus wirklich auf Pfählen im Waſſer, und iſt dennoch auf Felſengrund gebaut. In Hinſicht der edlen Baukunſt kann keine andere Stadt mit Venedig verglichen werden. Es enthält viele alte Palläſte, wovon die ſchönſten ſich zu beiden Seiten des großen Kanales befinden. Sie ſtammen größtentheils aus dem 15ten und 16ten Jahrhunderte, wo der Wohlſtand der Republik zur höchſten Blüthe gelangt war, und jeder, der die Mittel dazu beſaß, ſich einen Pallaſt in der Hauptſtadt zu erbauen ſuchte, welcher den ſeines Nachbars zu übertreffen beſtimmt war, und zeugen von dem frühern Reichthum ihrer Bewohner, ihrem guten Geſchmack und Sinn für edle Baukunſt; ja ſelbſt die gewöhnlichen Häuſer aus jener Zeit haben alle etwas Edles und Großartiges; und wenn ſie auch öfters nur 3 oder 4 Fenſter breit ſind, ſo zeigen ſie doch die Form und Verzierung eines Pallaſtes. Viele dieſer Palläſte und Häuſer ſind in einem ſehr vernachläßigten Zuſtande; einige derſelben zerfallen auch wohl, weil ihre Beſitzer verarmt ſind und die Koſten der Unterhaltung des Daches nicht zu beſtreiten vermochten; denn wird nur das Dach erhalten, ſo dauert ein ſolches Gebäude viele Jahrhunderte, da eine merkwürdige Eigenheit der Häuſer Venedigs ihre unglaubliche Feſtigkeit iſt, indem ſie aus dem dauerhafteſten Material, dem nicht verwitternden Iſtriſchen Kalkſtein, erbaut ſind; und mehrere derſelben ſtehen ſchon 800 Jahre, ohne daß ſie eine bedeutende Reparatur bedurft hätten. Faſt jedes Gebäude hat ſeinen Portego, d. h. einen großen Saal, gewöhnlich auf 3 Seiten ohne Fenſter, aber an der vierten oder vordern mit einer Reihe ſehr hoher, bloß durch runde Säulen von einander getrennter Fenſterthüren verſehen. Durch dieſe tritt man auf den Pergolo (Balkon), um die freie Luft und die Ausſicht auf den Kanal oder die Lagune zu genießen. Größere Palläſte haben ſolcher Portegos wohl zwei über einander. Eine Eigenthümlichkeit der Häuſer Venedigs beſteht in den herrlichen Fußböden, den ſogenannten Terrazzi, einer altrömiſchen, vielleicht Hetruskiſchen Erfindung, die ſich ganz der ihr verwandten Moſaik nähert. Dieſe Terrazzi ſind, wenn man ſie mit Leinöl einreibt, ſo glatt und glänzend wie der ſchönſte Marmor. Die Dächer der Häuſer ſind ſehr flach, laufen nach allen 4 Seiten ſchief herab und enthalten oben noch ſehr häufig einen freien, ebenen Platz mit Geländer, ſo daß ſie abgeſtumpften Pyramiden gleichen.

Das größte Menſchengewühl Venedigs trifft man auf dem berühmten Markusplatze, dem größten und ſchönſten Platze dieſer Stadt, von den herrlichſten Gebäuden und prachtvollen Arkaden umgeben, die eine lange Gallerie bilden. Das Pflaſter deſſelben

beſteht aus viereckigen ſchwarzen Steinplatten, und iſt dazwiſchen mit weißem Marmor ausgelegt, ſo daß daſſelbe einem getäfelten, mit Tiſchlerarbeit eingelegten Fußboden gleicht. Der Theil dieſes äußerſt reinlichen, von keinem Pferde und Wagen betretenen, einem großen Saale ähnlich ſehenden Platzes, welcher im Süden ſich bis an die Lagunen zieht und ebenfalls mit ſchönen Bogengängen eingefaßt iſt, heißt Piazzetta (das Plätzchen), und hat am äußerſten Ende gegen S. zwei aus Griechenland hierher gebrachte Granitſäulen, die eine mit einem geflügelten Löwen aus Bronze, die andere mit einer Marmorſtatüe des heiligen Theodor (Schutzpatrons von Dalmatien) bekrönt. Die Piazzetta bildet einen rechten Winkel mit dem großen oder eigentlichen Markusplatze und hat nur auf 2 Seiten Gebäude, nämlich auf der Oſtſeite den Dogenpallaſt und auf der Weſtſeite das ehemalige Bibliotheksgebäude. Der eigentliche Markusplatz, nördlich von der Piazzetta, hat ſeine größte Breite, da wo ſich die Piazzetta anſchließt, und zieht ſich von O. nach W. in einer Länge von mehr als 500 F. hin. Die Gebäude, welche ihn umſchließen, ſind in O. die St. Markuskirche, im N. der Thurm mit der kunſtreichen Uhr und die alten Prokurazien; im W. der k. k. Reſidenz- und Regierungspallaſt und im S. die neuen Prokurazien. Vor dem öſtlichen Ende dieſer letztern erhebt ſich ganz frei auf dem Platze ſtehend, der berühmte Campanile oder Glockenthurm von St. Markus, einer der höchſten Thürme Italiens und bewundernswerth wegen ſeiner leichten und ſchlanken Bauart. Er iſt bis zu den Glocken, zu welcher Höhe eine ſchiefe nur wenig geneigte Fläche ohne Stufen führt, 168 F. hoch und von da erhebt ſich eine 154 F. hohe Pyramide, auf deren Spitze ein 16 F. hoher Engel von Bronze ſteht, ſo daß alſo der Thurm 332 F. hoch iſt. Von der Gallerie deſſelben hat man eine der ſchönſten und intereſſanteſten Ausſichten, denn man überſieht mit einem Blicke die mitten in den Lagunen gelegene große Stadt mit ihren unzähligen Kanälen und ihren Inſeln, die wieder eben ſo viele Städte darſtellen, das feſte Land und die hohen Alpen, die von der Nord- und Weſtſeite den Horizont begränzen und das offene Meer, das gegen S. ſich unbegränzt ausdehnt. Nördlich von dieſem Thurme ſtehen drei hohe rothe Maſtbäume, auf Fußgeſtellen von Bronze. Seit uralter Zeit dient dem Venezianer der Markusplatz zum allgemeinen Verſammlungsorte und iſt der Mittelpunkt der Karnevalsfreuden, der Ort der Feſte und Spiele und der Sammelplatz für Fremde, Neuigkeitsliebhaber, Taſchenſpieler und Gaukler. Am beſuchteſten iſt er des Sommers in den Abendſtunden und bis ſpät in die Nacht hinein. Unter den Bogengängen, die dieſen Platz an der Nord-, Weſt- und Südſeite umſchließen, aus 128 prachtvollen Arkaden beſtehen und eine 1280 F. lange Gallerie bilden, befinden ſich zahlreiche Kaffeehäuſer und Kaufgewölbe von Mode- und Kunſt-

händlern, die des Abends mit ihrer feenartigen Beleuchtung einen einzigen Anblick gewähren. Von dem Geräuſche, welches hier ſo wie auf dem Platze ſelbſt, beſonders in den Abendſtunden herrſcht, kann ſich nur der einen Begriff machen, der es ſelbſt mit angehört hat.

Wenige Städte haben ſo viele und prächtige Kirchen aufzuweiſen als Venedig. Die berühmteſte und an koſtbaren Verzierungen reichſte, aber nicht die größte und ſchönſte unter dieſen Kirchen iſt die St. Markuskirche, die 976 zu bauen angefangen und 1071 vollendet wurde. Ihre Länge beträgt 220, ihre größte Breite 180, ihr Umfang 950 F. Die Vorderſeite hat eine Höhe von 73 Fuß; vom Fußboden der Kirche bis zur Spitze der Hauptkuppel, die ſich über 4 kleinere erhebt, von welchen ſie umgeben iſt, ſind 110 F. Sie iſt ein ſeltſames Gemiſch von Byzantiniſcher, Gothiſcher und Italieniſcher Bauart, macht aber doch, von der Vorderſeite angeſehen, einen großartigen Eindruck, daß man ſich nur mit Mühe von der Betrachtung des Ganzen losreißen kann. Die Vorderſeite bietet 5 Thore und zwei Reihen gothiſch verzierter Arkaden über einander dar, woran man außer Moſaik- und Bildhauerarbeiten, eine zahlloſe Menge von ſchönen antiken Säulen von Granit, Porphyr, Serpentin ꝛc. erblickt, deren Zahl mit denen im Innern der Kirche gegen 500 betragen ſoll. Ueber dem Hauptthore prangen die berühmten 4 bronzenen Pferde, welche zu Alexanders des Großen Zeiten verfertigt worden ſeyn ſollen, von den Franzoſen 1797 nach Paris entführt und 1815 wieder zurückgebracht wurden. Im Innern bewundert man den künſtlichen muſiviſchen Fußboden, die Moſaikbilder, womit meiſtens auf Goldgrunde die Mauern und Gewölbe überkleidet ſind und die Verſchwendung von Marmor und andern koſtbaren Steinarten an allen Wänden und Altären, die Menge von Verzierungen und Denkmälern des Alterthums. Ueberall wohin man blickt, blenden Pracht und Reichthum das Auge. „Der Eindruck, ſagt ein Reiſender*), den das Innere der Kirche auf mich machte, war viel verſchieden von jenem, den die Stephanskirche in Wien hervorbrachte. Die Markuskirche iſt nicht hoch und groß genug, um zu imponiren; auch iſt ſie viel zu ſehr geputzt und voll Ornamenten, als daß ſie ein anderes Gefühl, als das freundliche des Gefallens hervorbrächte, während der Dom von St. Stephan Erſtaunen erregt und Ehrfurcht gebietet.“

Unter den weltlichen öffentlichen Gebäuden Venedigs iſt wohl eins der merkwürdigſten der Pallaſt von St. Markus, oder auch der Dogenpallaſt, herzogliche Pallaſt (Palazzo

---

*) Burger, Reiſe durch Oberitalien, in 2 Theilen. Wien, 1831 und 1832.

ducale) genannt, worin ſonſt die Dogen der Republik reſidirten und die Rathsverſammlungen gehalten wurden, ein mächtiges, über 400 Jahre altes Gebäude, ein Gemiſch Arabiſcher und Gothiſcher Bauart, das mit der einen Fronte die ganze Oſtſeite der Piazzetta einnimmt, mit der andern aber gegen den Kai gerichtet iſt und mit der dritten Seite an einen Kanal und mit der 4ten an die St. Markuskirche ſtößt. Die Mauern deſſelben beſtehen aus kleinen Quaderſtücken von rothem und weißem Marmor, der obere Theil dieſes Pallaſtes mit ſeinen ausgezackten, das Dach verdeckenden Zinnen ſieht einer alten Feſtung aus dem Mittelalter ähnlicher als einem Pallaſte. Die nach der Piazzetta gerichtete Fronte hat ganz unten 18 Arkaden, die einen Bogengang von 215 F. Länge bilden, (die nach dem Kai gerichtete Seite hat 17 Arkaden); über dieſe erhebt ſich eine mit Mauriſchen oder Arabiſchen Säulen verzierte Halle von der vollendetſten Ausführung; das darauf folgende dritte Stockwerk aber ſticht ſehr gegen dieſe beiden erſtern ab, iſt weit höher als dieſe und ohne allen Schmuck der Baukunſt, mit ungeheuren Zwiſchenräumen zwiſchen ſeinen 7 Fenſtern, die nicht einmal alle ſymmetriſch ſind. Allein bei allen Fehlern der Bauart, die man an dieſem Pallaſte entdeckt, iſt er doch ein impoſantes und vornehmlich in geſchichtlicher Hinſicht merkwürdiges Gebäude, deſſen Inneres von großer Pracht zeugt. Mit Recht ſagt daher eine Reiſende*): „Wie wäre es möglich, die Pracht, die Koſtbarkeiten und Kunſtwerke, die hier allenthalben verſchwendet ſind, auf einmaliges Beſchauen zu behalten, ja nur zu bemerken? Jeder Saal glänzt in eigenem Schmuck; eine Verzierung überſtrahlt die andere; ein Meiſterwerk ſtrebt das andere zu überbieten; man wandelt hindurch wie trunken, betäubt, ja abgeſpannt von ſo viel Blendendem.“ Sowohl das Hauptthor, als auch der innere Hof ſind für die Größe des Pallaſtes zu klein; aber der Anblick, den man von der Mitte des Hofes aus nach allen Seiten genießt, iſt einzig in ſeiner Art. Die prachtvolle ſogenannte Rieſentreppe, welche den Haupteingang in das Innere des Pallaſtes bildet, und auf deren oberſter Stufe ehemals die Dogen gekrönt wurden, iſt mit ihren koloſſalen Bildſäulen des Mars und Neptun, für ſich allein ein Meiſterſtück der Bau- und Bildhauerkunſt. Sie führt auf eine weite Gallerie, wo man noch in der Mauer die Oeffnungen ſieht, wo ſonſt die furchtbaren Löwenköpfe ihre weiten Rachen jeder Art von feindlichen Anklagen entgegenſtreckten, indem ſie beſtimmt waren, die geheimen Denunziationen aufzunehmen, welche man gegen jeden Bürger hier niederlegen konnte. Unter den 11 ungeheuren Sälen, welche ſich in dieſem

---

*) Thereſe von Artner, Briefe über einen Theil von Croatien und Italien. Halberſtadt 1830.

Pallaſte befinden, und die ſämmtlich mit vielen Meiſterſtücken Italieniſcher Maler prangen und an Gemälden reicher ſind, als manche große und berühmte Sammlung auf dem Feſtlande, nennen wir nur zwei, nämlich den Saal des großen Rathes, den größten des ganzen Pallaſtes, welcher bei einer Länge von 154 F. eine Breite von 74 F. hat, und gegenwärtig zur Aufbewahrung der großen k. Bibliothek von St. Markus (70,000 Bände und 5000 Handſchriften) und der Alterthümerſammlung dient. Auch enthält er, ſo wie der Wahlſaal die Bildniſſe aller Dogen der ehemaligen Republik, und ſeine ſchmälere Rückwand füllt ein einziges Gemälde von Tintoretto, welches 74 F. breit und 50 F. hoch iſt, vielleicht das größte in der Welt, woran der Meiſter 7 Jahre arbeitete, und welches das Paradies darſtellt und viele Tauſende von Figuren und Gruppen in ſich faßt. In dem Saale des Rathes der Zehner hielten die furchtbaren Staatsinquiſitoren ihre geheimnißvollen Sitzungen und ſprachen über Leben und Tod. Die Gefangenen wurden von hier, nach gefälltem Urtheile, entweder zur Hinrichtung geführt oder in die Gefängniſſe unter den Bleidächern des Pallaſtes, worin ſie im Sommer vor Hitze verſchmachten mußten, oder auch durch einen im dritten Stock angebrachten gedeckten, ſchmalen Gang, die Seufzerbrücke (Ponte dei Sospiri) genannt, in das Staatsgefängniß, ein beſonderes der Hinterſeite des Dogenpallaſtes gegenüberſtehendes, durch den Kanal davon getrenntes, aber durch die Seufzerbrücke mit dem Pallaſte zuſammenhängendes Gebäude gebracht, wo ſie in den unterirdiſchen Gefängniſſen, noch tiefer als die Lagunen vor Kälte und Näſſe zu Grunde gingen.

Zu den größten Merkwürdigkeiten Venedigs gehört das Arſenal, ein prächtiger Ueberreſt der Macht und des Reichthums der Republik Venedig zur Zeit ihrer Blüthe, im ſüdöſtlichen Theile der Stadt, wo es eine ganze Inſel einnimmt, und nicht bloß eine Merkwürdigkeit Venedigs, ſondern Europas bildet. Hier iſt alles großartig, maſſiv und doch zierlich. Die dazu gehörigen Schiffswerfte, Baſſins, Magazine für Vorräthe aller Art, die große und wahrhaft prachtvolle Seilerwerkſtätte, die 910 F. lang, 70 breit und 32 groß iſt, die Ankerſchmieden, Kanonengießereien Drechsler-, Tiſchler-, Zimmerwerkſtätten ꝛc. machen ein großes Ganzes aus, das einen Umfang von 1 Stunde hat und mit Mauern und Feſtungswerken umgeben iſt. An dem ſchönem Portale, das einem Triumphbogen gleicht, ſieht man 4 koloſſale marmorne Löwen, welche ſonſt den Hafen von Athen zierten. Es ſind hier 32 gedeckte Werfte für Linienſchiffe und 54 für kleinere Kriegsſchiffe. Wenn man weiß, wie hoch ein Linienſchiff vom Kiel bis zur Höhe des Vorderkaſtells iſt, ſo mag man ſich einen Begriff von der Größe eines ſolchen Hauſes machen, unter deſſen Dach ein ſolches Schiff gebaut oder in Friedenszeiten aufbewahrt wird; und wenn

man ſich dann 86 ſolche Häuſer neben einander denkt und neben-an die gedeckten Räume für das Schiffbauholz und die Magazine und Werkſtätte, ſo findet man den Vergleich der Größe dieſes Arſenals mit einer Stadt nicht übertrieben. In 5 Waffenſälen ſieht man Tauſende von Waffen mit Kunſt und Geſchmack aufgeſtellt; und im Modellſaale bewahrt man eine große Sammlung von Modellen aller Arten von großen und kleinen Schiffen. Gegenwärtig arbeiten in dieſem Arſenale 800 bezahlte Arbeiter und 400 Sträflinge. Von dem berühmten Bucentoro (Bucentaurus) (einem Schiffe, etwas länger als eine Galeere), welchen ehemals der Doge beſtieg, um auf demſelben jährlich am Mariä-Himmelfahrtstage die bekannte Vermählung mit dem Adriatiſchen Meere zu feiern, ſind jetzt unbedeutende Bruchſtücke vorhanden; es wird aber noch das Modell deſſelben gezeigt. Der Urſprung dieſer Ceremonie iſt folgender. Ein Pabſt, Alexander III., deſſen ſich der damalige Doge gegen den Deutſchen Kaiſer Friedrich I. angenommen hatte, händigte dem triumphirend von einem Seegefechte zurückkehrenden Doge einen Ring ein, mit folgenden Worten, die er im Angeſichte des ganzen Volks ſprach: „Venezianer, bedient euch deſſelben als einer Kette, die das Meer eurem Reiche unterthan erhält. Vermählt euch demſelben jährlich mit dieſem Ringe. Es erneuere ſich dieſe Ceremonie alle Jahre, auf daß die Nachwelt wiſſe, daß die Venezianiſchen Waffen ſich die Herrſchaft über das Meer erkämpft haben, und daß es ihnen ſo unterthänig iſt, wie das Weib dem Manne.“ Zu jener Zeit, wo die Republik eine bedeutende Seemacht beſaß, war dieſe Ceremonie nicht unpaſſend, ſpäterhin aber, da ihre Seemacht ganz herabgeſunken war, hatte ſich dieſe Vermählung in eine leere Ceremonie verwandelt, die jedoch noch immer bis zum Aufhören der Republik gefeiert wurde. Von dem Ufer der Piazzetta lief jedesmal der Bucentaurus, unter dem Donner des Geſchützes, und umgeben von einer Menge Barken und Gondeln, welche die Lagunen bedeckten, aus. Sobald derſelbe im Adriatiſchen Meere angelangt war, erhob ſich der Doge, empfing aus den Händen des Patriarchen den geweihten Ring und warf ihn ins Meer, indem er die vom Pabſte ausgeſprochene Formel wiederholte. Man bedeckte hierauf die Fluthen mit Blumenguirlanden, um gleichſam die Neuvermählte zu bekränzen.

Padua, eine uralte Stadt, älter als Rom, zeichnete ſich in den Zeiten der Römiſchen Größe durch Volksmenge und Reichthum aus, und ſoll auch noch im 13. Jahrhunderte 100,000 E. gehabt haben, kam aber unter Venezianiſcher Herrſchaft ſehr von ihrem Flor herab, und zählt jetzt nur gegen 34,000 E., ohne die zur Stadtgemarkung gehörenden Umgebungen, mit welchen gegen 48,000 E. herauskommen. Das den Italieniſchen Städten eigene alterthümliche Ausſehen iſt hier beſonders auffallend. Die Häuſer ſind hoch, meiſt vor Alter ſchwarz und häufig von Gothiſcher

Bauart; die Gaſſen eng, unregelmäßig und gewöhnlich auf beiden Seiten mit Arkaden beſetzt. Dieſe Arkaden ſind äußerſt bequem, da ſie vor Staub, Regen und Sonnenhitze ſchützen und die Fußgänger zugleich vor der Gefahr des Ueberfahrenwerdens ſichern; ſie tragen aber ſehr viel dazu bei, der Stadt ein düſteres todtes Anſehen zu geben, weil die offene Straße immer menſchenleer bleibt. Der ungeheure Platz, Prato della valle (vorher Campus Martius), überraſcht den Reiſenden um ſo mehr, je beengter und düſterer die Stadt iſt. Er umfaßt einen Raum von 19,188 Q. Klaftern, der kreisförmig von Gebäuden umgeben iſt. In der Mitte deſſelben bildet ein breiter Kanal eine ovale, mit ſchönen Alleen und Baumgruppen bepflanzte Inſel, welche der ſchönen Welt zum Verſammlungs- und Vergnügungsorte dient. Der Kanal iſt mit Quadern ausgemauert, und zu beiden Seiten erheben ſich auf hohen Poſtamenten 36 Bildſäulen berühmter Männer, welche entweder in Padua geboren ſind, oder daſelbſt ſtudirt und gelehrt haben. Vier breite Brücken führen auf dieſe Inſel. Unter einer derſelben iſt der bedeckte Ein- und Ausgang des Kanals ſo künſtlich verborgen, daß das Waſſer des Bachiglione ſich mit raſchem Laufe in einem ewigen Zirkel zu bewegen ſcheint. Der Platz außerhalb der Inſel wird zu den Wettrennen, Spazierfahrten, Viehmärkten und Meſſen benutzt, bei welchen Gelegenheiten das Gewühl und Gedränge ſehr groß iſt. Unter den Gebäuden dieſer Stadt ſind die merkwürdigſten: 1) der Gemeindepallaſt oder das Rathhaus, welches einen der größten Säle der Welt enthält, der 256 F. lang, 86 breit und 75 hoch iſt, ohne alle Stützen und Pfeiler. Das Innere dieſes ungeheuren Saales iſt mit Freskomalereien bedeckt. Am Eingange deſſelben befinden ſich zwei Aegyptiſche Bildſäulen, die der berühmte Reiſende Belzoni ſeiner Vaterſtadt im J. 1819 geſchenkt hat. 2) Die Kirche des heiligen Anton von Padua, welchen die Einwohner vorzugsweiſe den Heiligen nennen, ein großes, ſchönes Gebäude mit 5 Thürmen rings um mit ſchönen Gallerien geziert. Das Innere iſt, gleich ſo vielen Kirchen in Venedig eine Gallerie von Denkmälern und Kunſtarbeiten. Faſt in der Mitte der Kirche befindet ſich die Kapelle des heiligen Anton mit ſeinem Sarge, worin jedoch nur einzelne Theile ſeines Körpers ſeyn ſollen. Er iſt auf einem Altar ausgeſtellt, deſſen meiſtes Geräthe aus Silber beſteht, worunter 2 Kandelaber, deren Gewicht auf 3058 Unzen angegeben wird. Die ſchönen marmornen Basreliefs, welche die Wände der Kapelle zieren und die wichtigſten Begebenheiten und Wunder aus dem Leben dieſes Schutzpatrons der Stadt darſtellen, werden als Meiſterwerke dieſer Art ſehr geſchätzt. 3) Die St. Juſtinakirche, ein ſchönes, einfaches Gebäude, von Außen noch unvollendet, mit 8 Kuppeln, auf deren höchſter die Statüe dieſer Heiligen angebracht iſt. Dieſe Kirche iſt 485 F. lang, 129 breit, bis zur Kuppel inwen-

bis 173 und von Außen mit Einſchluß der Statue 232 F. hoch, und bringt bei aller ihrer Einfachheit den erhabenſten Eindruck in dem Gemüthe des Beſchauers hervor. — Die Univerſität von Padua iſt dem Alter nach die zweite in Europa und hatte zu manchen Zeiten ihrer Blüthe 18,000 Studenten. Wie Bologna in der Rechtswiſſenſchaft, zeichnete Padua ſich in der Arzneiwiſſenſchaft aus. Jetzt ſind kaum 300 Studenten hier. Ihr botaniſcher Garten iſt der älteſte in Europa.

Vicenza breitet ſich in einer ſchönen fruchtbaren Ebene am nördlichen Fuße der Beriſchen oder Bericiſchen Berge oder Hügel aus und wird von zwei ſchönen Flüßchen, Bachiglione und Retrone durchſtrömt, die ſich unter dem Namen des erſtern zu einem ſchiffbaren Fluſſe vereinigen. Nördlich ſieht man in blauer Ferne die Alpen Tyrols ihre mächtigen Häupter in wunderbar zackigen Formen erheben. So hat Vicenza eine der geſegnetſten und anmuthigſten Lagen Oberitaliens, ſo wie es auch in Rückſicht der Bauart eine der merkwürdigſten Städte Oberitaliens iſt, indem es von Palladio, einem der größten und berühmteſten Baumeiſter, über 20 Palläſte und Bauwerke beſitzt, worunter wir nur nennen das Rathhaus, ein Meiſterſtück der edelſten Baukunſt mit einem 2 Stockwerk hohen Arkadengange und vielen herrlichen Gemälden der Venezianiſchen Schule. Von der Stadt führt ein 2000 F. langer, bedeckter Gang von 168 Arkaden zu der auf einem Gipfel der Beriſchen Berge liegenden ſchönen Wallfahrtskirche Madonna del Monte Berico. Er iſt ohne Treppen, nur ſanft aufſteigend und mit Quadern gepflaſtert. Den Eingang öffnet eine ſchöne Triumphpforte. Dieſer Bogengang iſt von der rechten Seite vermauert, von der linken offenen aber bietet er ſchöne Ausſichten über Vicenza und die ganze Umgegend bis zu den Tyroler Alpen hin dar. Alle 10 Arkaden kommt ein Ruheplatz. Zu Vicenza wird alljährlich am Frohnleichnamstage das Volksfeſt la Rua oder la Ruota gefeiert, deſſen Urſprung von einem Siege der Vicentiner über die Paduaner herrührt, welche die erſtern eine Zeitlang unterjocht hatten. Bei der Flucht der Paduaner ſoll der Anführer derſelben ein Rad ſeines Wagens verloren haben, welches dann von den Vicentinern im Triumph nach Hauſe gebracht wurde und den Anlaß zu dieſem Feſte gab. Bei dieſem Feſte ſpielt eine Maſchiene, Rua genannt, die Hauptrolle. Sie iſt einige und 60 F. hoch, von Holz, pyramidenförmig, und beſteht gewiſſermaßen aus 4 Stockwerken oder Gallerien. Unten ſind eine Menge Tragebalken, auf der Gallerie darüber ſitzt ein Muſikcorps und dahinter iſt wie in einer Triumphpforte das Rad angebracht, welches 8 bewegliche Sitze hat, in deren jedem ſchöne, Orientaliſch gekleidete Knaben von 8 bis 10 Jahren ſchweben. Zwei Männer mit Lanzen erhalten das Rad in ſtetem Umſchwung und zwei andere mit Schild und Schwert ſcheinen es zu bewachen. Darüber zeigt

ſich eine Loge, in welcher ein als Themis (Göttin der Gerechtigkeit) gekleideter Jüngling, von 4 andern umgeben, thront. Nun thürmen ſich noch 2 Stockwerke mit verſchiedenen Wappen, Trophäen und Sinnbildern übereinander; endlich ganz an der Spitze iſt ein Sitz mit einem darüber ſchwebenden Sonnenſchirm, worauf ein ritterlich geputzter Knabe angebunden wird, der auf dieſem ſchwindeligen Poſten, unabläſſig ſchreiend, eine Fahne ſchwingt. Eben ſo wenig laſſen es die übrigen auf der Maſchine ſitzenden Menſchen an Geſchrei fehlen, was aber freilich durch den Lärm übertäubt wird, den die vielen 1000 Zuſchauer mit eigenen, gellenden Pfeifchen, Ausrufungen, Geſang und allen Arten von Tumult hervorbringen. Man ſieht Masken darunter, einige tragen Puppen, andere ganze Bündel langer Stöcke, die dann vertheilt werden, und womit man die Puppen prügelt, welche die Paduaner vorſtellen. Endlich ſammeln ſich um die Tragebalken 100 Fachini (Träger) mit Narrenmützen, welche auf ein gegebenes Zeichen die Balken auf die Schultern nehmen und dieſe ungeheure Maſchine mit großer Sicherheit und Geſchwindigkeit in Bewegung ſetzen. 24 Trompeter gehen voran, doch das Schmettern ihrer Trompeten wird kaum vernommen bei dem allgemeinen Getöſe und noch weniger können ſich die Sängergruppen vernehmlich machen, die daher gedruckte Texte vertheilen. Die Rua hält an mehreren Orten, beſonders vor den Häuſern der Familien, welche die Vicentiner bei ihren einſtigen Siegen angeführt haben. Unter der Franzöſiſchen Herrſchaft war die Feier dieſes Feſtes verboten, unter der Oeſterreichiſchen aber iſt ſie wieder erlaubt.

Verona iſt nach Mailand und Venedig die größte, lebhafteſte und wohlhabendſte Stadt des Oeſterreichiſchen Italien und nimmt ſich mit ſeinen alterthümlichen Ringmauern, ſeinen 4 ſteinernen Brücken und den ſchönen Hügeln auf der Nordſeite maleriſch aus. Die anſehnliche Etſch theilt die Stadt in 2 Theile, wovon der auf dem rechten Ufer gelegene Theil das eigentliche Verona und der Theil auf dem linken Ufer Veronetta genannt wird. Die Straßen ſind mit geringen Ausnahmen meiſtens eng und krumm, aber gut gepflaſtert und an den Seiten mit ſehr bequemen Pfaden für die Fußgänger verſehen; die Bauart der Häuſer nähert ſich mehr der deutſchen Anſpruchloſigkeit, Bequemlichkeit und Heiterkeit als dem Venezianiſchen Prachtſtyl. Unter den vielen Römiſchen Denkmälern, die ſich in Verona noch erhalten haben, iſt das merkwürdigſte, das große, berühmte Amphitheater oder die Arena, auf dem Platze Bra, aus Kalkſtein nach Art des Coloſſeum zu Rom erbaut, ein herrliches Monument der Pracht Römiſcher Kaiſer. Von der innern Bodenfläche, wo der Kampfplatz (die Arena) war, und welche 225 F. lang und 135 F. breit iſt, erheben ſich 48 (nach Andern 45) Reihen von Sitzen und 96 Stufen in immer weitern Kreiſen übereinander. Alle dieſe Sitze ſind

mit weißem Marmor bekleidet; nichts iſt verfallen oder zerſtört, denn man hat Sorge getragen, das Schadhafte immer mit Genauigkeit zu ergänzen; nur von Außen ſieht das 56 F. hohe Gebäude einer Ruine ähnlich. Der Portikus, der gewöhnlich bei ſolchen Gebäuden über der höchſten Spitzſtufe den höchſten Raum einnahm und das Ganze umſchloß, fehlt hier und von der Mauer, welche ihn trug, ſteht nur noch ein Stück an deſſen nördlicher Seite. Der lange Durchmeſſer des Gebäudes beträgt 464, der kurze 367 und der Umfang 1331 F. Die Anzahl der Zuſchauer, welche auf den Sitzen Platz fanden, betrug nach den Berechnungen Einiger 22,000 oder 23,000 und Anderer über 32,000. In neuern Zeiten iſt durch Ausgrabungen das Gebäude von allem Schutt befreit worden. — So wie faſt jede Stadt Italiens ihr eigenthümliches Volksfeſt hat, ſo feiert auch Verona ein ſolches, nämlich das Nockerlfeſt. Der Urſprung datirt ſich ſeit dem Jahre 1530, wo ein großer Mangel das Volk drückte, und die Bäcker der Vorſtadt San Zeno ſich weigerten Brod zu backen, was die hungernden Bewohner bis zu einem furchtbaren Aufſtande trieb, weshalb der Magiſtrat die angeſehenen Bewohner aufforderte, die Darbenden mit Lebensmitteln zu verſehen, worunter ein Arzt vorzüglich ſich durch ſeine Unterſtützung auszeichnete, und bei ſeinem Tode ein Vermächtniß zu einem Feſte beſtimmte, wonach alle Jahre im Karneval dem Volk ſeine Lieblingsſpeiſe, Nockerl mit Käſe nebſt Brod und Wein gereicht werden ſollten. Bei dieſem Feſte ſetzt ſich aus San Zeno ein Maskenzug in Bewegung, wobei Jünglinge zu Pferde, Knaben in Hemden, Müller auf Maulthieren und noch viele Masken ſich um einen Triumphwagen bewegen, der von Ochſen gezogen wird. Nach einem langen Umwege kommt dieſer Zug auf dem Herrenplatz (Piazza de' Signori) an, wo der Anführer auf einem geputzten Eſel über die Treppe des Stadthauſes reitet und den Delegaten nebſt den ſchon verſammelten Vorſtehern zum Feſte ladet. Während die Geladenen mit Erfriſchungen bedient werden, macht der Triumphwagen eine dreimalige Runde um den Herrenplatz, und eine Menge von Bäckern, Weinträgern und Käſeſtechern, mit Vorräthen beladen, ſchließen ſich ſammt den Kutſchen der Vorſteher den Maskenreihen an, die ſich wieder unter großem Jauchzen und Lärm, nach San Zeno zurückbegeben. Unterweges wird Brod ausgeworfen, und auf dem Platze dieſer Vorſtadt ſteht bereits ein tempelähnliches Gerüſte, worauf ſich der Keſſel befindet, in welchem die Nockerl bereitet werden, wovon jeder ſeine Portion erhalten kann.

Campo Formio oder Campo Formido iſt ein kleines Dorf in der Provinz Udine oder Friaul, wo man das unbedeutende Haus zeigt, in welchem den 17. Oktober 1797 ein Frieden zwiſchen Oeſterreich und Frankreich abgeſchloſſen wurde. Man ſehe deshalb den Artikel Leoben.

Deutſchland.

Deutſchland hieß zu der Römer Zeiten **Germanien**, und ſeine Gränzen waren gegen W. der Rhein, der es von Gallien ſchied, gegen S. die Donau, welche es von Rhätien, Noricum und Pannonien trennte, gegen N. die Nord- und Oſtſee und gegen O. nahm man die Elbe oder auch wohl die Weichſel als Gränze an. Germanien war damals faſt ein undurchdringlicher Wald und ein rauhes, unfruchtbares Land, von wilden Thieren wimmelnd und von einer Menge kleiner, unabhängiger Nationen bewohnt, die meiſtens ein Jäger- und Hirtenleben führten und unter ſich in ſtete Fehden verwickelt waren. Mehrere dieſer Volksſtämme, welche die Römer mit dem allgemeinen Namen der **Cimbern** und **Teutonen** bezeichnen, verließen etwa 100 Jahre vor Chriſti Geburt ihre unwirthliche Heimath, unternahmen einen Zug nach Gallien und Italien, wurden aber, ungeachtet ihrer anfänglichen Siege über die Römer, doch zuletzt von dem berühmten Feldherrn **Marius** überwunden und faſt gänzlich aufgerieben. Dies war das erſtemal, daß Germaniſche Völker mit den Römern in Berührung kamen und in der Geſchichte erſcheinen. Als ſpäter der große Römer **Julius Cäſar** die Eroberung Galliens unternahm, lernte er hier ein Volk kennen, das man ihm **Germanen** nannte und deſſen Anführer **Arioviſt** hieß; und von dieſer Zeit fangen die Kriege der Römer mit den Germanen an, wodurch zuerſt Germanien näher bekannt und in die Geſchichte eingeführt wurde. Cäſar ſchlug Arioviſt und nöthigte die Germanen, Gallien zu verlaſſen und in ihr Land zurückzugehen, ging auch zweimal über den Rhein, ohne jedoch weit in Germanien einzudringen und Eroberungen in dieſem wüſten Lande zu machen. Als das mächtigſte Volk der Germanen beſchreibt er die **Sueven**. Roms Bürgerkriege und Unruhen zogen jetzt die Aufmerkſamkeit der Römer von den Germanen ab, bis unter dem erſten Römiſchen Kaiſer Auguſtus die Römer, in deren Provinzen die wilden Germanen häufige Einfälle machten, es unternahmen in Germanien ſich feſtzuſetzen und auch auf dieſer Seite ihr ungeheures Reich zu vergrößern. Ihr Unternehmen ſchien wirklich ihnen gelingen zu wollen; denn **Druſus**, dieſer tapfere Feldherr und Stiefſohn des Auguſtus, ſo wie auch Tiberius, gleichfalls ein Stiefſohn dieſes Kaiſers, drangen kurz vor und nach Chriſti Geburt weit in Germanien, ſelbſt bis zur Elbe und jenſeits dieſes Stromes vor, und legten, vornehmlich am Rhein, viele feſte Kaſtelle an, woraus nachher die erſten Deutſchen Städte entſtanden. Wahrſcheinlich hätten die Römer ihre Abſicht erreicht, Deutſchland, wenigſtens den weſtlichen Theil deſſelben, zu einer Römiſchen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbeſonnenheit des **Quinctilius Varus**, Nachfolgers des Tiberius im Oberbefehle, alle errungenen Vortheile wie-

der vernichtet hätte. Seine gewaltſamen Maßregeln, die Sitten und Verfaſſungen der Germanen umzuändern, bewirkten eine allgemeine Verſchwörung, an deren Spitze Arminius oder Hermann, ein edler Cherusker ſtand, der im Jahre 9 nach Chriſti Geburt, durch die bekannte dreitägige Schlacht im Teutoburger Walde des jetzigen Weſtphalen das ganze Heer des Varus vernichtete und die Freiheit ſeines Vaterlandes rettete. Durch dieſen Helden traten jetzt die Cherusker als das Hauptvolk Germaniens auf. Zwar rächte einige Jahre ſpäter der Römiſche, tapfere Feldherr Germanicus, ein Enkel des Auguſtus, die Niederlage des Varus, aber doch gelang es ihm nicht, die Herrſchaft der Römer in Germanien zu befeſtigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Germanen auf, unter welchen zu jener Zeit, außer den Sueven und Cheruskern, vorzüglich folgende Völkerſchaften genannt werden: Markomannen, Quaden, Hermunduren, Sennonen, Longobarden, Alemannen, Franken, Gothen, Vandalen, Burgunder, Sachſen, Katten, Frieſen ꝛc., die in ſteten Kriegen mit den Römern lagen und eben dadurch mit der Kriegskunſt der Römer, ſo wie mit ihrer Kultur bekannt wurden. Nach und nach fing es ihnen an nicht mehr in der Heimath zu gefallen und es entſtand in ihnen das Verlangen ſich der reichen Römiſchen Provinzen zu bemächtigen, wozu ſie um ſo mehr angelockt wurden, da die Macht des Römiſchen Reichs ſowohl durch ſchlechte Regierung als durch innere Zerrüttungen zu ſinken begann.

Mit dem Anfange des 5. Jahrhunderts ſtürmten nun Barbaren, größtentheils Germanen, von allen Seiten auf das Römiſche Reich ein. Zuerſt gingen die Sueven über den Rhein und von da an drängte ſich ein Schwarm Germanen dem andern nach; und ſo begannen jene Züge zahlloſer Völkerhorden, welche ſich aus dem Norden und Oſten Europa's über den Süden Europa's ergoſſen und in der Geſchichte mit dem Namen der großen Völkerwanderung*) bezeichnet werden, die das Gebäude der Römiſchen Größe Anfangs in ſeinen Grundfeſten erſchütterte und zuletzt völlig über den Haufen warf. Durch dieſe Auswanderungen hatten ſich indeß die Wohnſitze und Namen der Germaniſchen Völkerſchaften ungemein verändert, ſo daß am Ende des 5. und Anfange des 6. Jahrhunderts vorzüglich folgende Nationen in Germanien ſeßhaft waren: 1) Alemannen, zwiſchen dem Rhein, Main und der Donau; 2) Thüringer in der Mitte Deutſch-

*) Den erſten Stoß zu dieſer Völkerwanderung gaben ſchon im J. 375 nach Chriſti Geburt die Hunnen, welche aus Aſien in Europa einbrachen, die Alanen und Weſtgothen vertrieben, von denen die Alanen ſich mit den Vandalen verbanden. Dieſe beiden letzten vereinigten ſich mit einem Theile der Sueven und drangen mit ihnen über den Rhein in Gallien ein.

lands, zwiſchen der Werra, dem Harz, Thüringerwalde und der Saale, ja Anfangs erſtreckten ſie ſich noch weiter, nördlich bis an die Elbe und ſüdlich bis an den Main; 3) die Bojoarier, zwiſchen dem Lech, der Enns, Donau und den Alpen, woraus die Baiern entſtanden zu ſeyn ſcheinen; 4) die Sachſen, ein mächtiges Volk zwiſchen dem Harze, der Elbe und dem Niederrhein, die ſich in 3 Hauptzweige: Oſtphalen, Weſtphalen und Engern theilten; 5) die Frieſen, im nordweſtlichen Theile Germaniens, von den Mündungsarmen des Rhein längs der Küſte der Nordſee bis zur Weſtküſte Jütlands; 6) Franken, aus Völkerſtämmen beſtehend, die zu dem alten Cheruskerbunde gehört hatten; ſie wohnten zwiſchen dem Rhein, Main, der obern Weſer, und der obern Elbe, und breiteten ihre Wohnſitze jedoch ſchon jenſeits des Rheins aus, ſo wie die Burgunder, die ſich in Helvetien und Gallien an dem Rhone und an der Saone niedergelaſſen hatten; 7) Slaviſche Völkerſchaften, welche in die von ihren alten Bewohnern verlaſſenen nördlichen und öſtlichen Gegenden zwiſchen der Elbe und Weichſel eingerückt waren, wohin die Czechen in Böhmen, die Sorben zwiſchen der Elbe und Saale, die Obotriten in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg gehörten, von welchen man in der Folge die Sorben und Obotriten mit dem Namen Wenden belegte. Alle dieſe Nationen waren, mit Ausnahme der Slaviſchen Völkerſchaften, Abkömmlinge eines Stammes, Germanen oder Deutſche, welcher letztere Namen in dieſem Zeitraume nach und nach die Geſammtheit derſelben zu bezeichnen anfing.

Unter den verſchiedenen Deutſchen Völkern hatten die Franken, durch die Eroberung Galliens, zuerſt ein Reich errichtet, indem der Franke Chlodwig (Ludwig) am Ende des 5. Jahrhunderts die Römer aus Gallien verjagte, nach Ueberwindung der Burgunder und Alemannen ſich zum Herrn des ganzen Frankenlandes von den Quellen des Rhein bis zur Garonne machte, die chriſtliche Religion annahm und der erſte König des Frankenreichs wurde. Unter ſeinen Nachkommen verfiel aber bald dieſes mächtige Reich der Franken, bis das Geſchlecht der Karolinger (ſ. Bd. I. S. 150) im 8. Jahrhunderte ſich in den Beſitz des Thrones ſetzte und die Macht der Franken von Neuem herſtellte; denn Karl der Große, einer der größten Männer ſeiner Zeit, welcher von 768 bis 814 regierte und 800 zu Rom von dem Pabſte als Römiſcher Kaiſer gekrönt wurde, erweiterte das Fränkiſche Reich zu einer ſolchen Größe, daß es ſich von der Nordſee bis zu den Pyrenäen und jenſeits der Alpen bis in den Stiefel von Italien und von dem Atlantiſchen Ozean bis zur Elbe ausdehnte. Seine Regierung bezeichnet einen der wichtigſten Abſchnitte in der Deutſchen Geſchichte. Nicht allein, daß er das Chriſtenthum über ganz Deutſchland verbreitete, ſondern er ſchmolz auch, durch die

Beſiegung der Sachſen, deren Herzog, Wittekind der Große nach einem vieljährigen tapfern Widerſtande, ſich ihm unterwarf und mit ſeinem Volke das Chriſtenthum annahm, die ſämmtlichen Deutſchen Nationen in Einen Staatskörper unter ſeinem Szepter zuſammen und legte dadurch den Grund, daß, als unter ſeinen Enkeln ſein mächtiges Reich, vermöge des Traktats von Verdun im J. 843 in 3 Staaten ſich theilte, Deutſchland als einer derſelben auftreten konnte und in Ludwig dem Deutſchen ſeinen erſten König erhielt, der bis 876 Deutſchland regierte, das damals in die großen Herzogthümer Sachſen, Franken, Lothringen, Schwaben und Baiern zerfiel. Jenſeits der Elbe wohnten Slaven, die ſich auch im Oeſterreichiſchen niedergelaſſen hatten; desgleichen waren Böhmen und Mähren von ihnen eingenommen, welche Länder keine eigentlichen Beſtandtheile des Römiſchen Reichs ausmachten. Die Herzogthümer, worein Deutſchland getheilt war, wurden von den Königen nach Gefallen vergeben und waren ſo wenig, wie die Grafſchaften erblich. Mit Ludwig dem Kinde erloſch 911 das Geſchlecht der Karolinger in Deutſchland und nun ward von den Deutſchen Konrad I., Herzog von Franken zum Deutſchen König erwählt. Von dieſer Zeit wurde mithin Deutſchland ein Wahlreich und blieb es bis zu unſern Zeiten, als nach Errichtung des Rheinbundes Franz II. im J. 1806 die deutſche Kaiſerkrone freiwillig niederlegte.

Nach Konrads I. Tode, kamen mit Heinrich I., einem Herzog von Sachſen, Regenten aus dem Sächſiſchen Hauſe auf den Königsthron Deutſchlands, die ſich um das Reich beſonders verdient machten. Dieſer Heinrich, nach einer Sage, wonach ihn die Geſandten bei der Meldung ſeiner Königswahl, auf dem Vogelheerde angetroffen haben ſollen, der Finkler oder Vogeler genannt, vereinigte während ſeiner Regierung (919 — 936), Lothringen wieder mit Deutſchland; ſchlug die Normänner und Slaven; legte gegen die erſtern die Markgrafſchaft Schleswig auf dem rechten Ufer der Eider und gegen die letztern die Markgrafſchaft Nordſachſen (ſpäter die Altmark Brandenburg) an, nachdem er die Brennaburg, die Hauptſtadt der Havelwenden erobert hatte, ferner die Feſtung Meißen (woraus nachher die gleichnamige Markgrafſchaft entſtand) und wahrſcheinlich auch die Mark Oeſterreich, befreite Deutſchland durch die Schlacht bei Merſeburg im J. 933 von den jährlichen Einfällen der Ungarn, und war der erſte, welcher durch Errichtung von feſten, haltbaren Plätzen Städte in Deutſchland ſchuf. Sein Sohn Otto I. der ihm in der Regierung folgte, brachte 962 die Kaiſerkrone und Italien an das Reich, aber dieſe Vereinigung gereichte Deutſchland zum Nachtheile und wurde die Veranlaſſung häufiger Kriegeszüge nach Italien, welche in der Folge nebſt den Kreuzzügen den Herzogen und Grafen, die eigentlich nur Statthalter der Könige waren, Gelegen=

heit gaben, allmählig ſich die Landeshoheit zuzueignen; doch waren damals die Deutſchen Herzogthümer und Grafſchaften noch nicht erblich, allein die Beſitzer derſelben hatten es ſchon nach und nach herkömmlich gemacht, daß auf den Sohn die väterliche Würde überging. Als 1024 mit Heinrich II. die Reihe der Kaiſer aus dem Sächſiſchen Hauſe geendet hatte, ſo wurde ein Fränkiſcher Herzog Konrad II. auf den erledigten Thron gerufen. Unter ſeiner und beſonders ſeines Sohnes, Heinrich III. Regierung entwickelte ſich Deutſchlands Macht in ſeiner ganzen Größe, und die Päbſte wurden in ſtrenger Abhängigkeit erhalten. Sein Reich umfaßte ganz Deutſchland mit Lothringen, Burgund, Helvetien und dem größten Theile von Italien. Böhmen und Ungarn gehorchten ſeinen Geſetzen. Aber ſchon unter ſeines Sohnes Heinrich IV. Regierung, der unmündig den väterlichen Thron beſtieg, fingen die innerlichen Verwirrungen an, die Deutſchlands Macht tief herunterſetzten und es endlich durch mancherlei Verkettungen von Umſtänden, welche die herrſchſüchtigen Päbſte, vornehmlich Gregor VII. zu benutzen wußten, zu einem wahren Lehn des päbſtlichen Stuhls machten. Mag auch Heinrich IV. vieles ſelbſt verſchuldet haben, ſo war es doch hauptſächlich die unſelige Eiferſucht, welche zwiſchen den beiden erſten Nationen Deutſchlands, den Franken und Sachſen herrſchte, und das Ringen der Großen und Biſchöfe nach Unabhängigkeit, welches das königliche Anſehen ſo ſchwächte, daß kaum ein Schatten davon blieb. Daher machten jetzt die Herzoge und Grafen ihre Würde erblich, ſetzten ſich in den Beſitz der wichtigſten landesherrlichen Rechte und wußten ſich ſo unabhängig zu machen, daß der Kaiſer weiter nichts als die Ausübung der Souveränitätsrechte und die unmittelbare Oberherrſchaft nebſt geringen Trümmern von den Domänen der Deutſchen Könige behielt. Mit Heinrich V. erloſch 1125, das Fränkiſche Kaiſerhaus.

Nun beſtiegen mit Konrad III. im J. 1137 die Hohenſtaufen den Deutſchen Thron, welchen nach Heinrich V. noch der Sachſe, Lothar II. nur 11 Jahre lang eingenommen gehabt hatte. Die Kaiſer aus dieſem Hohenſtaufiſchen Hauſe, das anſehnliche Beſitzungen in Franken und Schwaben hatte, waren keine unwürdigen Regenten, vorzüglich Friedrich I. und II., allein die Streitigkeiten, die zwiſchen den Päbſten und den Kaiſern beſtändig fortdauerten, die Eiferſucht zwiſchen den Welfen (Anhängern der Päbſte) und Waiblingern (Freunden des Kaiſers) oder wie die Italiener ſie nannten Guelfen und Gibellinen, und die innerlichen Unruhen, die ſowohl Deutſchland als Italien verheerten, hinderten jede zur Herſtellung des königlichen Anſehens ergriffene Maßregel. Doch die große demſelben ſo gefährliche Macht der Herzoge von Baiern und Sachſen hörte 1180 mit dem unglücklichen Heinrich dem Löwen wieder auf. Das Herzogthum Baiern

wurde einem von Wittelsbach zum Theil, das Herzogthum Sachſen kam an einen Grafen von Anhalt; ein anderer Graf von Anhalt ſtiftete die ältere Linie der Markgrafen von Brandenburg, und ein Sohn Heinrich des Löwen, Otto, wurde der Stammvater des Braunſchweigiſchen Fürſtenhauſes.

Als mit Konrad IV. im J. 1254 die Reihe der Hohenſtaufiſchen Kaiſer aufgehört hatte, trat eine allgemeine Verwirrung in dem Reiche, das ſogenannte große Interregnum von 1254 bis 1273 ein, wo fremde und Deutſche Fürſten um den Thron ſtritten, Fauſtrecht und Befehdungen überall überhand nahmen und ein völlig geſetzloſer Zuſtand begann, während deſſen die Fürſten ſich den Beſitz der Landeshoheit verſchafften und die Geiſtlichen der weltlichen Macht ſich entzogen. Es entſtanden, beſonders in Schwaben viele Reichsſtifter, Reichsſtädte, worin ſich nach dem Beiſpiele Italiens und Frankreichs, ein dritter von der Geiſtlichkeit und dem Adel verſchiedener Stand (der Bürgerſtand) bildete, ja ſelbſt Reichsdörfer; und in Schwaben, Franken und am Rhein maßte ſich die Ritterſchaft Reichsunmittelbarkeit an. Bei dieſem verwirrten Zuſtande Deutſchlands beſtieg 1273 Rudolph I., Graf von Habsburg den Thron, und die kräftige Hand dieſes großen Fürſten brachte bald wieder Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubſchlöſſer wurden zerſtört, das Fauſtrecht faſt gänzlich abgeſchafft und das Intereſſe der gegen die kaiſerliche Macht immerfort anſtrebenden großen Fürſten durch Verheirathungen mit weiſer Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Zugleich benutzte er die ihm übertragene Würde für die Vergrößerung ſeines Hauſes, eroberte von Ottokar, König von Böhmen, die anſehnlichen Länder Oeſterreich, Steyermark und Krain, und ward der Stammvater des Oeſterreichiſchen Hauſes, das noch jetzt auf Oeſterreichs Throne herrſcht und zu deſſen Größe er den Grund legte. Er ſtarb 1291. Mit den Regenten aus dem Habsburgiſchen oder nachmaligen Oeſterreichiſchen Hauſe wechſelten einige Zeit hindurch noch Reichsoberhäupter aus andern Geſchlechtern ab. So ward Heinrich VII., ein Graf von Luxemburg, 1308 zum Reichsoberhaupte erwählt, der die Kaiſerwürde benutzte, ſeinem Sohne Johann das Königreich Böhmen zu verſchaffen. Nach Heinrichs Tode wurde 1338, unter Kaiſer Ludwig von Baiern, auf dem Reichstage zu Frankfurt, durch einen allgemeinen Beſchluß feſtgeſetzt, daß ein ordentlich gewähltes Reichsoberhaupt in Zukunft keiner päbſtlichen Beſtätigung bedürfe, um für einen Römiſchen Kaiſer und Deutſchen König zu gelten, und ſo ward alſo die Unabhängigkeit des Deutſchen Reichs vor den Anmaßungen der Päbſte geſichert. Karl IV., gleichfalls ein Kaiſer aus dem Luxemburgiſchen Hauſe, Königs Johann von Böhmen Sohn und Heinrichs VII. Enkel, ordnete die Kaiſerwahl durch die 1356 abgefaßte ſogenannte goldene Bulle, wonach

das alleinige Wahlrecht nebſt andern großen Vorrechten den 3 geiſtlichen Kurfürſten Mainz, Trier und Cöln und den weltlichen Böhmen, Pfalz, Sachſen und Brandenburg beſtätigt wurde. Unter Wenzel (Wenzeslaw), der ſeinem Vater Karl IV. nicht ähnlich war, erhob das Fauſtrecht aufs Neue ſein Haupt und zwar mehr als je. Mit Sigismund, einem zweiten Sohne Karls IV., unter deſſen Regierung von 1410 bis 1437, aus einem Markgrafen von Meißen ein Kurfürſt von Sachſen und aus einem Burggrafen von Nürnberg ein Kurfürſt von Brandenburg wurde, erloſch das Luxemburgiſche Kaiſerhaus. Während der Dauer deſſelben ſank zwar das Anſehen des Reichsoberhaupts im hohen Grade, aber in den bürgerlichen Verhältniſſen hatte ſich vieles zum Vortheil geändert. Durch die Kreuzzüge *) hatte ſich ein ganz anderer Geiſt über alle Stände verbreitet; man hatte im Morgenlande Genüſſe und Bequemlichkeiten des Lebens kennen gelernt, die man in ſeiner Heimath nicht wieder fand. Um ſich ſelbige zu verſchaffen, wurden Handel und Gewerbe nothwendig und dieſe kehrten in die Deutſchen Städte, beſonders in die Reichsſtädte ein, deren Macht und Anſehn von Tag zu Tage mehr ſtiegen. Auch wurde der Sinn für wiſſenſchaftliche Bildung und Geiſtesfreiheit unter den Deutſchen rege, und unter Karls IV. Regierung im J. 1348 die Univerſität Prag geſtiftet, die ſo aufblühete, daß ſie 1409 von 20,000 Studenten beſucht wurde. Hier lehrte der freimüthige Huß und kämpfte gegen die Mißbräuche der päbſtlichen Hierarchie, ward aber auch ein Opfer ſeiner Wahrheitsliebe durch die Beſchlüſſe der unter Sigismunds Regierung zu Conſtanz oder Coſtnitz gehaltenen großen Kirchenverſammlung, die ihn zum Tode verurtheilte und verbrennen ließ, worauf die fürchterlichen Huſſitenkriege in Böhmen entſtanden, die nicht allein dieſes ſondern auch die angrenzenden Deutſchen Länder verheerten und bis zu Sigismunds Tode fortdauerten. Die Bedrückungen, die man ſich auch nachher gegen die der Lehre des Huß folgenden Böhmen erlaubte, gaben in der Folge den erſten Anlaß zum 30jährigen Kriege.

Mit Albrecht II. fängt die ununterbrochene Reihe der Kaiſer aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe an, die nur 1740 durch einen Kaiſer aus dem Hauſe Baiern eine kurze Unterbrechung erfuhr. Albrecht ſtarb zu früh für aller Hoffnungen und Wünſche. Friedrich III., ein ſchwacher Fürſt, regierte zwar lange, von 1439 bis 1493, ſchadete aber dem Deutſchen Reiche mehr, als er ihm nützte. Unter ſeiner Regierung herrſchte das Fauſtrecht noch

*) Sie wurden vor dem Schluſſe des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. zur Eroberung Jeruſalems und des heiligen Grabes unternommen und bekamen ihren Namen von dem rothen Kreuze aus Seide oder Tuch, welches die daran Antheil nehmenden auf der rechten Schulter befeſtigten.

immer fort, die Befehdungen der Fürſten und Edelleute nahmen kein Ende und das kaiſerliche Anſehen ſank immer tiefer herab. Mehr als je that es daher Noth, daß ein Fürſt von Muth, Kraft und Einſicht Deutſchlands Thron beſtieg; und dieſer war Maximilian I., ein Sohn des vorigen Kaiſers, der ſich das große Verdienſt erwarb, das noch immer nicht unterdrückte Fauſtrecht durch die Errichtung des ewigen Landfriedens, des Reichskammergerichts und des Reichshofraths zu vernichten. Auch richtete er das Poſtweſen ein, organiſirte neu das Kriegsweſen und brachte die Eintheilung Deutſchlands in gewiſſe Kreiſe zu Stande, Anfangs in folgende 6: den Baieriſchen, Schwäbiſchen, Fränkiſchen, Niederrheiniſchen oder Niederrheiniſch-Weſtphäliſchen und Niederſächſiſchen, wozu in der Folge kamen: der Oeſterreichiſche, Burgundiſche (aus den Niederlanden gebildet, welche Maximilian mit dem Deutſchen Reiche in Verbindung brachte), Kurrheiniſche und Oberſächſiſche Kreis. In die letzten Regierungsjahre Maximilians, welcher 1519 ſtarb, fiel der Anfang der Reformation, die Luther auf der nicht lange vorher geſtifteten Univerſität Wittenberg 1517 begann. Die Macht ſeines Enkels und Nachfolgers Karls V. (zugleich König von Spanien) gab die Veranlaſſung, daß die Reichsſtände ihm eine Wahlkapitulation zur Unterzeichnung vorlegten, welches nachher bei ſeinen ſämmtlichen Nachfolgern zur Regel wurde. Unter ihm vollendete Luther ſein großes Werk der Reformation, die auch eine wichtige Veränderung in Deutſchlands Verfaſſung bewirkte. Ein beträchtlicher Theil deſſelben nahm die proteſtantiſche Lehre an und entzog ſich ſo der geiſtlichen Oberherrſchaft des Pabſtes, wodurch eine große Spaltung in Deutſchland zwiſchen Katholiken und Proteſtanten entſtand, die mehr als zwei Jahrhunderte anhielt und zuerſt den Schmalkadiſchen Krieg herbeiführte, der unter andern Folgen auch die hatte, daß die Sächſiſche Kurwürde nebſt dem größten Theile des Landes von der Erneſtiniſch-Sächſiſchen auf die Albertiniſche Linie überging. Der Paſſauer Vertrag von 1552 und der Augsburger Religionsfrieden von 1555 endigten dieſe der Religion wegen geführten Kriege, und es wurden hierdurch den Proteſtanten mit den Katholiken gleiche Rechte zugeſichert. Demungeachtet dauerte aber unter Karls V. (der 1558 die Krone niederlegte) Nachfolgern die Erbitterung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten fort, ohne jedoch zu offenen Ausbrüchen zu kommen, indem vielmehr die tolerant geſinnten Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II. (der ſogar dem Proteſtantismus ſich ſehr günſtig zeigte) die Religionspartheien mit einander zu verſöhnen ſuchten; aber unter des letztern Sohne, Rudolph II., der ihm 1576 auf dem Throne folgte und ſich mehr mit der Sternkunde als mit der Regierung beſchäftigte, ſtieg durch mancherlei Ereigniſſe die Erbitterung immer höher und bereitete durch Errich-

tung der Union (Bund der Proteſtanten) und der Ligue (Bund der Katholiken) allmählig den ſchrecklichen 30jährigen Krieg vor, deſſen Anfang jedoch erſt in die Regierungszeit des Kaiſers Matthias fiel, und 1618 zu Prag mit dem Herabſtürzen der kaiſerlichen Räthe aus den Fenſtern des Schloſſes ſeinen Anfang nahm. Vornehmlich aber traf dieſer Krieg in die Regierungsjahre der Kaiſer Ferdinands II., eines eifrigen, intoleranten Katholiken, der 1619 auf den Deutſchen Thron gelangte und Ferdinands III., der ihm 1637 auf dem Throne folgte. Unter dieſem Kaiſer machte 1648 der Weſtphäliſche Frieden dieſem langen, Deutſchland ſo äußerſt verderblichen Kriege, an welchem Frankreich, Spanien, Oeſterreich, England, Deutſchland, die vereinigten Niederlande, Dänemark und Schweden mehr oder weniger lebhaften Antheil nahmen, und der vorzüglich auf Deutſchem Boden geführt wurde, ein erſehntes Ende und brachte in der Deutſchen Verfaſſung die wichtigſte Veränderung vor. An Frankreich trat Oeſterreich ſeine Beſitzungen im Elſaß ab; und die andern dabei betheiligten Mächte wurden größtentheils auf Koſten geiſtlicher Länder, die man ſäkulariſirte, befriedigt. So erhielt z. B. Schweden Vorpommern, das Erzſtift Bremen und das Hochſtift Verden; der Kurfürſt von Brandenburg das Erzſtift Magdeburg bis auf einen kleinen Theil, und die Stifter Halberſtadt, Minden und Kammin; Kurſachſen die Lauſitz; Baiern die Kurwürde nebſt der Oberpfalz ꝛc. Für den Pfalzgrafen am Rhein wurde eine neue Kurwürde, die 8. geſtiftet. Aber dieſer Frieden, wodurch auch die Grundlage der nachmaligen Deutſchen politiſchen und religiöſen Verfaſſung feſtgeſetzt wurde, ſo daß künftig zwei völlig gleich berechtigte Religionen, die katholiſche und proteſtantiſche im Deutſchen Reiche ſeyn und den Deutſchen Fürſten ſowohl die Landeshoheits- als auch in Rückſicht auswärtiger Mächte alle Souveränitätsrechte zuſtehen ſollten, koſtete Deutſchland nicht nur große Opfer, ſondern ließ es auch in dem Zuſtande einer ſolchen Schwäche zurück, daß es ſeitdem größtentheils ein Spielwerk ſeiner mächtigern Stände wurde. Die Kaiſerwürde verlieh bloß äußerlichen Glanz, aber keinen wirklichen Nutzen, die dem Kaiſer verbliebenen Rechte waren äußerſt gering und die Reichsarmee war zu Geſpötte geworden. Während dieſer Schwäche Deutſchlands im Allgemeinen ſtieg aber die Macht einzelner Fürſten deſſelben, beſonders erhob ſich Oeſterreich zu einem der erſten Europäiſchen Mächte empor und Preußen legte unter ſeinem großen Kurfürſten (Friedrich Wilhelm dem Großen) den Grund zu einer Größe, die ſich erſt im 18. Jahrhunderte völlig entwickelte und in Deutſchland eine der Oeſterreichiſchen das Gleichgewicht haltende Macht bildete. Durch die Vereinigung der Oberpfalz mit Baiern bekam dieſes Kurfürſtenthum eine bedeutende Stärke; der Kurfürſt von Sachſen, der durch die Lauſitz ſein Land anſehnlich ver-

größert erhielt, wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts zugleich König von Polen; und Braunſchweig-Lüneburg oder Hannover, welches ebenfalls einen bedeutenden Umfang gewonnen hatte, gelangte zur 9. Kurwürde, am Ende des 17. Jahrhunderts, durch den Kaiſer Leopold I., welcher dem 1657 geſtorbenen Ferdinand III. auf dem Deutſchen Throne nachgefolgt war. Da derſelbe von den Türken hart bedrängt wurde, berief er 1663 einen Reichstag nach Regensburg, um auf dieſem die Deutſchen Stände zum Beiſtande aufzufordern; und von dieſer Zeit an blieb der Reichstag immerwährend bis 1806 zum Aufhören des Deutſchen Reichs. Während der Regierung dieſes Kaiſers geſchahen von dem mächtigen König von Frankreich, Ludwig XIV. häufige Eingriffe in die Rechte und Beſitzungen des Deutſchen Reichs, wodurch daſſelbe in Krieg mit ihm verwickelt ward, in welchem die Franzoſen 1688 und 1689 die ſchönen Gegenden am Rhein verheerten und eine Menge der ſchönſten Oerter, z. B. Mannheim, Heidelberg, Speyer ꝛc. in Schutt und Aſche verwandelten.

In die Regierungszeit dieſes Kaiſers fällt auch die Erhebung Preußens zu einem Königreiche und der Anfang des Spaniſchen Succeſſions- oder Erbfolgekrieges, deſſen Ende ſein Sohn Joſeph I., der ihm 1705 in der Kaiſerwürde nachfolgte, nicht erlebte, ſondern welcher erſt unter Karl VI., einem Bruder Joſephs, durch den 1712 zu Utrecht und den auf ſeiner Baſis 1714 zu Raſtadt und Baden abgeſchloſſenen Frieden beendigt wurde. Mit Carl VI. erloſch 1740 die männliche Linie des Hauſes Oeſterreich und der Kurfürſt von Baiern trat unter dem Namen Karl VII. im J. 1742 als Deutſcher Kaiſer auf, nach deſſen 1745 erfolgtem Tode die Deutſche Kaiſerwürde an Franz I., einen Lothringiſchen Prinzen und nachmaligen Großherzog von Toscana, Gemahl der Maria Thereſia, Tochter des Kaiſers Karl VI. und Erbin ſeiner Staaten, gelangte. Während ſeiner Regierung wurde von 1756 bis 1763 der 7jährige Krieg geführt, dem der Hubertsburger Frieden ein Ende machte. Auf Franz I., der 1765 ſtarb, folgte als Kaiſer ſein älteſter Sohn Joſeph II., einer der talentvollſten und aufgeklärteſten Regenten ſeiner Zeit, der nach dem Tode ſeiner Mutter, Maria Thereſia 1780 auch alleiniger Monarch der ganzen Oeſterreichiſchen Monarchie wurde, und unter dem, ſo wie auch unter ſeinem Bruder Leopold II., der von 1790—1792 die Deutſche Kaiſerwürde beſaß, das Deutſche Reich eines faſt 30jährigen Friedenszuſtandes genoß, während deſſen Kultur und wiſſenſchaftliche Bildung ſich unter den Deutſchen auf das herrlichſte entfalteten. Der kurze Baieriſche Erbfolgekrieg von 1778 bis 1779 und der von Joſeph 1788 angefangene und unter Leopold 1791 beendigte Türkenkrieg waren keine Reichskriege. Allein der von Leopold II. mit Preußen 1791 zu Pillnitz in Sachſen, zur Aufrechthaltung der Integrität und Verfaſſung des Deutſchen

Reichs gegen die Franzöſiſche Revolution und zur Unterſtützung der dadurch verletzten königl. Familie der Bourbons in Frankreich abgeſchloſſene Vertrag, in welchen ſein Sohn und Nachfolger in der Deutſchen Kaiſerwürde Franz II. gleichfalls eintrat, verwickelte das Deutſche Reich in die folgenreichen Kriege mit der Franzöſiſchen Nation, welche 1806 den Umſturz des ehrwürdigen, auf den Trümmern Römiſcher Größe erbauten und faſt 1000 Jahre unter dem mannigfachſten Wechſel zuſammengehaltenen Gebäudes des Deutſchen Reiches herbeiführten, nachdem zwei Jahre vorher Oeſterreichs Beherrſcher, Franz II. ein erbliches Oeſterreichiſches Kaiſerthum geſchaffen hatte.

Durch den unglücklichen Lüneviller Frieden, der den Rhein zur Gränze Deutſchlands gegen Frankreich beſtimmte, verlor erſteres den Burgundiſchen Kreis und mit der Abtretung des ganzen linken Rheinufers, beträchtliche Theile von dem Oberrheiniſchen, Kurrheiniſchen und dem Weſtphäliſchen Kreiſe, und Frankreich wurde dagegen dadurch vergrößert. Deutſchland erhielt nun gegen Frankreich die Gränze wieder, die es unter Ludwig dem Deutſchen bei dem Theilungsvertrage der Karolingiſchen Monarchie 843 bekommen hatte. Die Deutſchen Fürſten, die ihre an dem linken Rheinufer gelegenen Länder verloren, ſo wie der Herzog von Modena und der Großherzog von Toscana, die ihre Italieniſchen Beſitzungen einbüßten, und der Erbſtatthalter der vereinigten Niederlande, dem dieſe Würde die Franzoſen entriſſen, wurden auf der rechten Rheinſeite durch einige Oeſterreichiſchen Länder in Deutſchland, vorzüglich aber durch die Säkulariſation der geiſtlichen Staaten und Einziehung der meiſten Reichsſtädte entſchädigt, indem die 1802 errichtete Reichsdeputation und der 1803 abgeſchloſſene Reichsdeputationsreceß dieſe Entſchädigungen beſtimmten. Der Herzog von Modena erhielt das Breisgau und die Ortenau (bisher Oeſterreichiſch); der Großherzog von Toscana das Erzſtift Salzburg nebſt der Abtei Berchtesgaden und einen Theil des Hochſtifts Paſſau und etwas ſpäter das Hochſtift Eichſtädt; der Erbſtatthalter von Holland das Hochſtift Fulda und noch einige Gebiete; Baiern einen Theil des Hochſtifts Paſſau und das Hochſtift Freiſing im Baieriſchen Kreiſe, das Hochſtift Augsburg und eine Menge Reichsabteien und Reichsſtädte im Schwäbiſchen Kreiſe und die Hochſtifter Würzburg und Bamberg und 4 Reichsſtädte im Fränkiſchen Kreiſe; der Kurfürſt von Mainz behielt bloß von ſeinen Kurlanden das Fürſtenthum Aſchaffenburg und bekam dazu das Hochſtift Regensburg und die Reichsſtadt Wetzlar; der Herzog von Würtemberg erhielt mehrere Reichsabteien und Reichsſtädte in Schwaben; der Markgraf von Baden die am rechten Rheinufer liegenden Reſte der Hochſtifter Speyer, Baſel und Straßburg, 11 Reichsabteien, mehrere Reichsſtädte, das Hochſtift Conſtanz und einen Theil der Rheinpfalz;

der Landgraf von Heſſen-Caſſel einige Mainziſche Aemter; der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt einige Mainziſche und Pfälziſche Aemter, den Reſt des Hochſtifts Worms, die Reichsſtadt Friedberg und das Herzogthum Weſtphalen; Preußen die Hochſtifter Paderborn und Hildesheim, das Erfurter Gebiet, das Eichsfeld, einen Theil des Hochſtifts Münſter, die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar und einige Reichsabteien. Andere kleinere Fürſten wurden durch Aemter und Abteien zum Theil ſehr gut entſchädigt. Während von den 3 geiſtlichen Kurfürſten nur einer (Mainz) blieb, wurden für Salzburg, Würtemberg, Baden und Heſſen-Caſſel neue Kurwürden geſchaffen.

Durch dieſen Lüneviller Frieden mit ſeinen wichtigen Veränderungen und noch mehr durch den Preßburger Frieden, der gleichfalls wichtige Veränderungen hervorbrachte, Baiern und Würtemberg ſehr vergrößerte und zu Königreichen erhob, Baden zu einem Großherzogthum machte, die neuen Großherzoge von Würzburg und Berg ſchuf ꝛc., erhielt die Verfaſſung des Deutſchen Reichs einen ſo ſtarken Riß, daß ihr naher gänzlicher Zuſammenſturz unvermeidlich war, welcher auch wirklich erfolgte, als ein großer Theil der Reichsfürſten 1806 zu Paris den Rheiniſchen Bund (Rheinbund) ſchloß, dem zu Folge ſie ſich von der fernern Verbindung mit dem Deutſchen Reiche losſagten, was den Kaiſer Franz II. bewog, den 6. Auguſt 1806, die Würde eines Deutſchen Kaiſers niederzulegen.

Dieſer Rheiniſche Bund, ein Werk Napoleons und mithin eine fremde Schöpfung, ſollte jedoch alles umſchließen, was Deutſch war, daher vergrößerte ſich derſelbe immer mehr durch den Beitritt neuer Deutſcher Fürſten und an Länderumfang, vorzüglich durch die Abtretungen, welche Preußen vermöge des Tilſiter Friedens und Oeſterreich vermöge des Wiener Friedens 1809 machen mußten. Die dieſem Bunde beigetretenen Fürſten wurden für Souveräne erklärt und alle andern Reichsfürſten wurden mediatiſirt d. h. den ſouveränen Mitgliedern des Bundes untergeordnet, und vielfache Länderaustauſchungen vorgenommen; alte Fürſtenhäuſer verdrängt, und Franzöſiſche Throne (das Königreich Weſtphalen, das Großherzogthum Berg) errichtet. Die Fürſten des Rheinbundes, welcher vor ſeiner Auflöſung nicht allein ganz Deutſchland (außer den Deutſchen Ländern Oeſterreichs und Preußens), ſondern auch das Polniſche Herzogthum Warſchau in ſich faßte, führten zwar den Namen Souveräne, aber in der That waren ſie nichts als Vaſallen des Herrſchers von Frankreich, welcher ſich als Beſchützer und Protektor des Bundes an deſſen Spitze geſtellt hatte, dieſen Bund als Werkzeug ſeiner Willkühr gebrauchte, und ſich der Deutſchen Kräfte bediente, um ſeine Eroberungspläne auszuführen, ja ſelbſt eine Provinz nach der andern

ſeinem eigenen Reiche einverleibte. Endlich aber, nachdem in Rußlands eiſigen Gefilden 1812 Napoleons und Frankreichs Macht gebrochen war, lebten in den Deutſchen Deutſcher Geiſt und Kraft wieder auf, und Deuſchland wurde durch die Völkerſchlacht bei Leipzig 1813 gerettet. Die Franzoſen flohen über den Rhein, die Deutſchen eroberten Paris und durch den Frieden von Paris 1814 wurden die entriſſenen Deutſchen Länder (mit Ausnahme des faſt ganzen vormaligen Burgundiſchen Kreiſes und einiger Länder des ehemaligen Weſtphäliſchen Kreiſes, die zum Königreiche der Niederlande kamen) an Deutſchland zurückgegeben und durch den Wiener Kongreß 1815 ein Deutſcher Bund errichtet, der an die Stelle des alten Kaiſerreichs getreten iſt und die Erhaltung der Selbſtſtändigkeit, der äußern und innern Sicherheit und Integrität der Deutſchen Bundesſtaaten ſich zum Zwecke vorgeſetzt hat. So ſteht Deutſchland als ein feſt verſchlungener Staatskörper von Neuem da, und geht durch die fortgeſetzte Ausbildung ſeiner innern Organiſation und durch die fortſchreitende Vervollkommnung der Verkehrsverhältniſſe im Innern des Bundes, vorzüglich durch den großen Preußiſchen Zollverband, wodurch bereits für 25 Millionen Deutſche (mit Einfluß der Preußiſchen außerdeutſchen Länder) innerhalb eines Raumes von mehr als 8000 Q. M. gleichartige Zollerhebung an den äußerſten Gränzen und völlige Handelsfreiheit im Innern beſteht, einer immer feſtern Conſolidirung ſeiner Kräfte entgegen.

Von den 5 großen Flüſſen Deutſchlands ſind oben der Rhein und die Donau beſchrieben worden, und die Oder wird ihre Beſchreibung bei dem Preußiſchen Staate finden. Es bleiben uns daher hier nur noch die Weſer und Elbe übrig.

Die Weſer, die kleinſte unter den Hauptſtrömen Deutſchlands, entſteht bei der Hannöveriſchen Stadt Münden durch die Vereinigung der zwei Flüſſe Werra und Fulda, welche mithin als die Quellenflüſſe der Weſer anzuſehen ſind, wovon die Werra der längſte iſt und auf dem Thüringerwalde, im Herzogthume Sachſen-Meiningen, nördlich von der Stadt Eisfeld, auf der Nordweſtſeite des Bleßberges, zwiſchen Friedrichshöhe und Limbach, aus 2 Quellen, der naſſen und trocknen Werra, die ſich bei Schwarzenbrunn vereinigen, gebildet wird. Sie durchfließt das Herzogthum Sachſen-Meiningen, das Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach, eine kleine Strecke des Preußiſchen Regierungsbezirks Erfurt, das Kurfürſtenthum Heſſen und einen geringen Theil des Königreichs Hannover, indem ſie auf ihrem 38 M. langen Laufe vorzüglich die Felda, Ulſter und Hörſel aufnimmt. Unter den Städten, die ſie beſpült, ſind die vornehmſten: Eisfeld, Hildburghauſen, Meiningen, Salzungen, Bach, Kreuzburg, Wanfried, wo ſie ſchiffbar wird, Eſchwege, Allendorf, Witzenhauſen und Münden. Die Quelle der naſſen

Werra liegt 2409 F. und der trocknen Werra 2536 F., der Spiegel der Werra bei Eisfeld 1423, bei Hildburghauſen 1148, bei Meinigen 882 und bei Vach 738 F. über der Nordſee. Die Fulda hat ihren Urſprung an dem Rhöngebirge im Untermainkreiſe Baierns, unweit der Stadt Gersfeld, tritt in Kurheſſen ein, berührt das Heſſen-Darmſtädtiſche Fürſtenthum Oberheſſen, durchläuft dann abermals Kurheſſen und bildet eine kurze Strecke die Gränze dieſes Landes gegen Hannover. Auf ihrem 27 M. langen Laufe erhält ſie vornehmlich die Haun und Eder, welche Goldſand mit ſich führt, aus dem Gold gewaſchen wird. Die bedeutendſten an derſelben gelegenen Städte ſind: Fulda, Hersfeld, wo ſie ſchiffbar wird, Rothenburg, Melſungen, Caſſel und Münden. Die Quelle der Fulda liegt nur 1352 und ihr Waſſerſpiegel bei Fulda 831, bei Hersfeld 600, bei Caſſel 486 und bei Münden 410 F. über der Meeresfläche. Die Weſer ſelbſt durchfließt, nachdem ſie durch die Vereinigung der Werra und Fulda entſtanden iſt, Kurheſſen, das Königreich Hannover, das Herzogthum Braunſchweig, den Preußiſchen Regierungsbezirk Minden, den Freiſtaat Bremen und das Großherzogthum Oldenburg, indem ſie abwechſelnd bald dieſe Länder durchläuft, bald ſie bloß als Gränzfluß berührt, ſo wie ſie auch die nördliche Gränze des Fürſtenthums Lippe bildet. Zu den bemerkenswertheſten Nebenflüſſen der Weſer gehören: die Diemel, welche bei der Kurheſſiſchen Stadt Karlshafen ſich mit ihr vereinigt; die Weſtphäliſche Werre; die Aller; die aus der Vereinigung der Wümme und Hamme entſtandene Leſum; die Hunte, welche den Dümmerſee durchläuft und bei Elsfleth in die Weſer geht; und die Geeſt, an deren Mündung in die Weſer der neue Bremerhafen angelegt iſt. Die Aller iſt darunter der größte Nebenfluß, welche unterhalb Verden ſich mit der Weſer vereinigt, nachdem ſie vorher die bedeutenden Flüſſe Ocker, Fuſe und Leine aufgenommen hat. Unter den Städten, welche an der Weſer liegen, verdienen beſonders angeführt zu werden: Münden, Karlshafen, Hörter, Holzminden, Hameln, Rinteln, Minden, Nienburg und Bremen. Die Mündung der Weſer iſt zwiſchen dem Dorfe Langwarden im Oldenburgiſchen Butjadingerlande (jetzt Kreis Ovelgönne) und dem Marktflecken Dorum im Hannöveriſchen Amte Nordholz des Herzogthums Bremen. Die Länge des Laufes der Weſer beträgt 62 oder nach Andern 70 Meilen, die Größe ihres Stromgebietes 875 Q. M. und ihre Breite bei Münden 300, oberhalb Bremen 600 bis 700 F.; bald darauf erweitert ſie ſich ſo ſehr, daß ſie bei Vegeſack, einem Flecken im Gebiete der freien Stadt Bremen, an 2000 F., unterhalb Elsfleth im Oldenburgiſchen ¼ M., und an ihrer Mündung 1½ M. ausmacht. Von Elsfleth an iſt ſie für Seeſchiffe fahrbar, doch ſo, daß das rechte Fahrwaſſer für größere Schiffe meiſtens zwiſchen dem Oldenburgiſchen Ufer und den Inſeln oder zwiſchen

dieſen ſeinen Lauf hat, dagegen unterhalb des Oldenburgiſchen Ortes Blexen wieder auf der Hannöveriſchen Seite ſich befindet. Bei Karlshafen liegt der Weſerſpiegel 290, bei Holzminden 273 und bei Rinteln 190 F. über der Nordſee. Von ihrer Entſtehung an bis 1 Meile oberhalb der Preußiſchen Stadt Minden iſt die Weſer von hohen und ſteilen Bergen begleitet, welche aber nur hin und wieder ganz nahe herantreten und dem Strome ein oft weites, zum Theil mit friſchen Wieſengründen geſchmücktes Thal laſſen; aber 1 Meile oberhalb Minden, zwiſchen der Stadt Hausberge und dem Dorfe Barkhauſen durchſpült die Weſer das Weſergebirge, wodurch ſich die bekannte Porta Weſtphalica bildet, deren Pfeiler rechts der Jakobsberg und links der Wittekindsberg, ſind, zwei einander gegenüberſtehende Berge.* Auf dem letztern Berge ſteht jetzt ein 50 F. hoher Thurm und am Fuße des Berges ein dem Andenken Wittekinds errichteter ſteinerner Obelisk. Unterhalb dieſer Pforte und vorzüglich unterhalb Minden treten die Berge gänzlich zurück, die Ufer werden niedrig und nun durchfließt die Weſer flache, einförmige Gegenden und Niederungen, die bisweilen ſumpfig werden und iſt daher ſchon von Hoya an auf beiden Seiten eingedeicht. Dieſer Fluß, auf welchem jetzt auch Dampfſchifffahrt Statt findet, iſt in Hinſicht der Schifffahrt von bedeutender Wichtigkeit für Deutſchland, beſonders da durch die 1822 abgeſchloſſene Weſerſchifffahrtsakte die Schifffahrt auf derſelben in Bezug auf den Handel völlig frei ſeyn ſoll und alle bisher beſtandenen Stapelrechte aufgehoben ſind.

Ein noch wichtigerer Strom Deutſchlands iſt die Elbe, welche in dem Bidſchower Kreiſe Böhmens, in der Nähe der Schleſiſchen Gränze, aus dem Zuſammenfluſſe vieler Quellen und Bäche entſteht, die auf dem Kamme des Rieſengebirges von dem großen Rade bis zur Schneekoppe entſpringen. Zwei dieſer Bäche werden indeß als die Hauptquellen der Elbe betrachtet; 1) das Weißwaſſer, der ſtärkere und eigentliche Quellbach, welcher auf dem öſtlichen Flügel des Rieſengebirges, im Südweſten der Schneekoppe, aus dem moorigen Grunde der weißen Wieſe (mit dem Namen Wieſen bezeichnet man im Rieſengebirge die Hochflächen oder Bergebenen deſſelben) entſteht, durch den Teufelsgrund in den Weißwaſſergrund über nackte Granitbänke hinabeilt, an drei Stellen bedeutende Stürze bildet, aus den Schluchten von der rechten Seite zahlreiche kleine Seifen oder Bäche, worunter der krumme Seifen ziemlich bedeutend iſt, empfängt und dann eine ſüdweſtliche Biegung machend, den ſchwächern Elbſeifen mit ſich vereinigt; 2) dieſer Elbſeifen, oder zweite Quellarm der Elbe, deſſen Urſprung von dem des Weißwaſſers wohl 2 M. entfernt iſt, entſteht auf dem Kamme oder Rücken des weſtlichen Flügels des Rieſengebirges, aus den zahlreichen Brunnen der Elb- oder Na-

voriſchen Wieſe. Einer dieſer Brunnen, 4260 F. über dem Meere, iſt in Stein gefaßt und heißt vorzugsweiſe der Elbbrunnen. Von ihm eilt der Elbſeifen nach Südoſt über die ſich immer ſteiler hinabſenkende Gebirgslehne, ſtürzt dann plötzlich als 200 F. hoher Elbfall in den Elbgrund, der ſich hier als ein ſchrecklich tiefer Einſchnitt des Hochgebirges öffnet, verſtärkt ſich hier noch durch andere Waſſerzuflüſſe z. B. die Pantſche, den Pudelgraben ꝛc., vereinigt ſich mit dem Weißwaſſer, und bekommt dann den Namen Elbe. Sie durchläuft nun in einem 40 Meilen langen Bogen den ganzen nordöſtlichen Theil Böhmens, hierauf das Königreich Sachſen, den Preußiſchen Regierungsbezirk Merſeburg, Anhalt, den Preußiſchen Regierungsbezirk Magdeburg, macht eine Strecke die Gränze zwiſchen den Preußiſchen Provinzen Sachſen und Brandenburg, alsdann zwiſchen Brandenburg und dem Königreich Hannover, berührt an zwei getrennten Punkten Mecklenburg, beſpült mit dem rechten Ufer das Herzogthum Lauenburg, das Hamburger Gebiet und das Herzogthum Holſtein und mit dem linken Ufer das Königreich Hannover und zuletzt das zum Hamburger Gebiete gehörige Amt Ritzebüttel, zwiſchen welchem und dem gegenüber liegenden Holſtein ſie ſich in die Nordſee mündet. Zu den vornehmſten Nebenflüſſen der Elbe gehören: die Iſer, die Moldau und Eger, welche in Böhmen ſich mit ihr vereinigen und wovon die Moldau anſehnlicher als die Elbe ſelbſt iſt; die Schwarze Elſter auf Preußiſchem Gebiete, die Mulde in Anhalt, die Saale, Ohre und Havel auf Preußiſchem Gebiete; die Aland, welche das Preußiſche Gebiet durchfließt, aber kurz vor ihrer Mündung in das Königreich Hannover geht; die Elde in Mecklenburg; die Jeetze, Ilmenau, Eſte, Luhe und Oſte auf Hannöveriſchem, die Stoer auf Holſteinſchem und endlich die Medem auf Hannöveriſchem Gebiete. Unter dieſen Nebenflüſſen ſind die durch die noch länger fließende Spree verſtärkte Havel auf der rechten und die Moldau und Saale auf der linken Seite die beträchtlichſten. Von den vielen Städten, welche an der Elbe liegen, verdienen vornehmlich bemerkt zu werden in Böhmen: Hohenelbe, Königinhof, Jaromierz, Joſephſtadt, Königgrätz, Pardubitz, Kolin, Podiebrad, Melnik, Raudnitz, Thereſienſtadt (liegt eigentlich nicht an der Elbe, ſondern in einiger Entfernung), Leitmeritz, Loboſitz und Außig; in Sachſen: Schandau, Königſtein, Pirna, Dresden und Meißen; in dem Preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg: Mühlberg, Torgau und Wittenberg; in Anhalt: Coswig; im Preußiſchen Regierungsbezirke Magdeburg: Aken, Barby, Schönebeck, Magdeburg und Tangermünde; im Preußiſchen Regierungsbezirk Potsdam: Wittenberge; in Mecklenburg: Dömitz und Boitzenburg; im Herzogthum Lauenburg: Lauenburg; im Königreich Hannover: Haarburg; die

freie Stadt Hamburg; im Herzogthum Holſtein: Altona und Glückſtadt und im Hamburgiſchen Amte Ritzebüttel: der Hafenort Cuxhafen. Die Länge des Laufes der Elbe beträgt 155 Meilen, die Größe ihres Stromgebietes 2800 Q. M. und ihre Breite bei Königgrätz 100, an der Mündung der Moldau 300, an der Böhmiſchen Gränze 400, bei Königſtein 540, an der Dresdener Brücke 960, unterhalb Meißen an der breiteſten Stelle 1100, an der Preußiſchen Gränze 700 F., im Anhaltſchen 1000 Fuß und darüber ꝛc. Bei der Mündung der Havel breitet ſich die Elbe faſt zu einem Landſee aus, auf dem ſich mehrere Inſeln befinden. Oberhalb Hamburg theilt ſich die Elbe in mehrere Arme, die viele und große Inſeln einſchließen, welche gemeiniglich Werder heißen; zwiſchen Haarburg und Hamburg hat ſie eine Breite von einer Meile, welche ſie auch unterhalb Hamburg, wiewohl ihre Theilung in Arme aufhört, beibehält. Jedoch an ihrer Mündung zwiſchen Cuxhafen und dem Holſteinſchen Dorfe Nordhuſen (bei den Nordergründen) erlangt ſie ſogar eine Breite von 2½ M. — Folgende Höhenangaben zeigen das Gefälle der Elbe. Der Elbbrunnen liegt 4260, der Waſſerſpiegel der Elbe bei Hohenelbe 1446, bei Königgrätz 618, bei Melnik 426, bei Schandau 320, bei Pirna 287, bei Dresden 262 (313), bei Meißen 236 (286), bei Wittenberg 205, bei Magdeburg 128, bei der Havelmündung 58, bei der Eldemündung 25 und bei Boitzenburg 9 F. über der Nordſee. — Vom Rieſengebirge bis Hohenelbe fließt die Elbe in einem wilden Felſenthale. Hier aber verändert ſie ihren tobenden Charakter; beruhigt und geräuſchlos ſtrömt ſie durch die Thäler Böhmens und nur zuweilen brechen ſich einzelne Wellen an den Felsblöcken, die ſich in ihrem Bette aufthürmen. Bald ſind ihre Thalſeiten niedrig und ſanft, bald wieder ſteil; bis ſie bei Loboſitz, nordwärts ſich wendend, die Felſenmaſſen des Böhmiſchen Mittelgebirges durchbricht und ſich hier eine ſchmale Oeffnung durchgeſpült hat, die Elbpforte genannt, und von da in einem tiefen Gebirgsthale, das ſich von Loboſitz bis Pirna in Sachſen erſtreckt, fortſtrömt, indem ſehr ſteile, 400 bis 1300 F. hohe Berge, oft ſenkrechte Felſenwände ganz nahe an die Ufer treten. Da die Elbe faſt alle Gewäſſer Böhmens aufnimmt, und dieſe Elbedurchſpülung bei Loboſitz alſo der einzige Abfluß derſelben iſt; ſo läßt ſich annehmen, daß Böhmen in den älteſten Zeiten ein großer See ſeyn mußte, bevor ſich die Elbe dieſen Abfluß bahnte. Bei Pirna verläßt ſie ihr tiefes, enges Gebirgsthal und die Uferhöhen werden niedriger, weniger ſteil und treten weiter zurück bis Meißen. Bekannt ſind die ſchönen Elbegegenden, die oberhalb Dresden beginnen und ſich bei Meißen endigen; denn unterhalb Meißen werden dieſe Höhen allmählig niedriger und verſchwinden immer mehr, bis endlich oberhalb des Städtchens Rieſa die Elbe in einer völligen Ebene fließt und durch flache Gegenden ihren Lauf bis zu

ihrer Mündung fortſetzt, daher man das anliegende Land gegen die Ueberſchwemmungen durch Dämme oder Deiche ſchützen muß. Bei Pardubitz in Böhmen wird die Elbe zuerſt für Flöße fahrbar, bei Melnik für kleinere Fahrzeuge und bei Leitmeritz für Schiffe, die 1000 bis 2000 Ctr. tragen. Bei Hamburg, bis wohin ſich die Ebbe und Fluth in die Elbe erſtreckt, wird ſie für Seeſchiffe fahrbar; und ſo iſt dieſer Strom für die Schifffahrt und den Handel der von demſelben durchfloſſenen Länder von großer Wichtigkeit und ſeit der 1821 abgeſchloſſenen Elbeſchifffahrtsakte, wodurch die Schifffahrt in Bezug auf den Handel völlig frei erklärt und alle bisher beſtandenen Stapel- und Zwangs-Umſchlagsrechte aufgehoben wurden, hat die Elbeſchifffahrt außerordentlich zugenommen; auch unterhält man jetzt auf derſelben Dampfſchifffahrt.

Von den Gebirgen Deutſchlands ſind oben bei Oeſterreich die Alpen, ſo weit ſie zu Deutſchland gehören, und der Böhmerwald beſchrieben worden; die Beſchreibung aber der übrigen vornehmſten Gebirge verſparen wir auf diejenigen Länder, worin ſie ſich vorzüglich ausbreiten.

Die große Maſſe der Bewohner Deutſchlands beſteht aus zwei verſchiedenen Hauptvolksſtämmen, dem Germaniſchen oder Deutſchen, welcher urſprünglich in den Gegenden zwiſchen den Alpen, dem Rhein, der Nordſee und der Elbe wohnte, jetzt aber auch in den meiſten Deutſchen Ländern jenſeits der Elbe zu Hauſe iſt — und dem Slaviſchen, deſſen urſprüngliche Wohnſitze im öſtlichen Europa lagen, von wo er nach der Völkerwanderung bis zur Elbe vordrang, und in den auf der Oſtſeite der Elbe gelegenen Gegenden ſo wie auch in einem Theile des ſüdöſtlichen Deutſchlands noch eine bedeutende Maſſe der Bevölkerung ausmacht; und wiewohl der Germaniſche Volksſtamm ſpäter auch hier ſich anſäßig machte und den Slaviſchen Volksſtamm beſchränkte, doch noch immer ein durch Lebensart, Bildung, Sitten und Sprache von den Deutſchen ſcharf geſondertes Urvolk bildet, welches nur hier und da ſeine Eigenthümlichkeit aufgegeben und ſich in der Maſſe der Deutſchen verloren hat. Rechnet man die Anzahl der Bewohner Deutſchlands auf 36½ Millionen, ſo kommen hiervon auf den Deutſchen Volksſtamm etwa 30, auf den Slaviſchen gegen 5½ Millionen, und auf die übrigen kleinern Volksſtämme als Franzoſen, Wallonen, Italiener und Juden eine Million. Von dem Slaviſchen Volksſtamme leben die meiſten Individuen in den Oeſterreichiſch- und Preußiſch Deutſchen Ländern, in dem übrigen Deutſchland iſt ihre Zahl äußerſt gering. Hier geben wir nur eine allgemeine Schilderung des Deutſchen Volksſtammes, und übergehen den Slaviſchen, von dem Ausführliches unter der Rubrik „Rußland" vorkommen wird.

Zu den Zeiten der alten Römer waren die Germanen noch roh und ungebildet, durch einen großen, ſtarken Körperbau, blau

Augen und blondes Haar ausgezeichnet, und äußerſt abgehärtet und höchſt einfach in ihrer Kleidung und Nahrung. Einzelne Stämme ſchweiften umher, andere lebten mehr anſäßig, jedoch in zerſtreuten Wohnungen, die nur nothdürftig ein Obdach gewährten. Krieg und Jagd waren der Germanen Lieblingsbeſchäftigung. Ehrlichkeit, Keuſchheit, Treue, Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Aufrichtigkeit und Gaſtfreiheit, aber auch Faulheit, Trunkenheit und Spielſucht waren ihnen eigen. Dem Heidenthum zugethan, verehrten ſie mehrere Götter, z. B. den Wodan (Odin), den Thuiſt (Teut), die Hertha oder Erde ꝛc. Ihre Prieſter hießen Druiden und waren zugleich Aerzte, Wahrſager und Richter. Ihnen zur Seite ſtanden weiſſagende Frauen, die Alraunen. Zur Verherrlichung der Helden hatte man Sänger und Spieler, Barden genannt. Von einem andern Leben hatten ſie eine Ahnung, wonach es zwei Abtheilungen gab, nämlich Walhalla, den Aufenthalt der Tapfern und Hel oder Hela, den Aufenthalt der Feigen.

Von dieſen Germanen ſtammen die jetzigen Deutſchen und zerfallen nach ihren zwei Hauptmundarten, dem Oberdeutſchen und Niederdeutſchen oder Sächſiſchen, welche ſich in der Deutſchen Sprache ſchon vor dem 8ten Jahrhunderte durch äußere geſchichtliche Verhältniſſe gebildet haben *) und noch gegenwärtig im Munde des Deutſchen Volkes einen Gegenſatz abgeben, wieder in zwei Hauptſtämme, den Oberdeutſchen, welcher das ganze ſüdliche Deutſchland inne hat und mithin die Oberſachſen, Thüringer, Franken, Mittel- und Oberrheinländer, Heſſen, Schwaben, Baiern, Tyroler, Oeſterreicher, Mähren, Schleſier und Lauſitzer in ſich begreift — und den Niederdeutſchen, welcher ſich über das nördliche, faſt aus lauter Flachland beſtehende Deutſchland verbreitet hat, und wozu die Niederrheinländer, Weſtphalen, Niederſachſen, Anhalter, Brandenburger und Pommern, ſo wie auch als ein Nebenzweig die Frieſen gehören. Das Hochdeutſche aber, die allemeine Schrift- und Literaturſprache, zugleich die Sprache der gebildeten und höhern Stände, von den Alpen bis zur Nord- und Oſtſee, iſt keine Mundart eines einzigen Volks der Deutſchen, ſon-

*) Folgendes Gebet eines heidniſchen Sachſen, das man noch aufgefunden hat, iſt eine Probe der Sächſiſchen Hauptmundart aus dem 8ten Jahrhunderte: Hilli Krotti Woudana, ilp osk und osken Pana Wittekin of den aiskena Karel; vi dem Slaktenera! Ik kif ti in Ur un two Scapa un tat Rof. Ik ſlakte di all kanka uptinen iliken Artesberka. (Heliger, großer Wodan, hilf uns und unſerm Führer Wittekind, von dem aiſchen (häßlichen) Karl. Pfui dem Schlächter! Ich gebe dir einen Auerochſen und zwei Schafe und den Raub. Ich ſchlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge).

dern aus allen, durch den Fleiß der Gelehrten, beſonders ſeitdem Luther die Bibel in die Deutſche Sprache überſetzte, im 16. Jahrhunderte entſtanden und hat ſeine völlige Ausbildung erſt ſeit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erhalten. Dieſe Hochdeutſche Sprache, wenn ſie auch an Wohllaut den vokalreichen Sprachen der Spanier, Portugieſen und Italiener nicht gleichkommt, vereinigt Reichthum, Geſchmeidigkeit, Biegſamkeit, Kraft und innere Herzlichkeit in ſich, lauter Vorzüge, wodurch ſie von keiner andern übertroffen wird. Am reinſten, weichſten und zierlichſten wird das Hochdeutſche von den Gebildeten in Niederſachſen geſprochen.

Die oberdeutſche Mundart wird mit mannigfaltigen Abänderungen und in ſehr verſchiedenen Dialekten geredet, und unterſcheidet ſich von der niederdeutſchen vornehmlich durch eine härtere, vollere und breitere Ausſprache der Konſonannten. Die niederdeutſche Hauptmundart zerfällt wieder in zwei Hauptdialekte, den Frieſiſchen, ſonſt an der Küſte der Nordſee verbreitet, jetzt in Deutſchland faſt ganz verſchwunden, und in den ſogenannten plattdeutſchen, oder niederſächſiſchen, von dem es auch wieder viele Abänderungen giebt. Die Mundarten des mittlern Deutſchlands neigen ſich, je nach ihrer Abſtammung und Lage, bald mehr zu den niederdeutſchen, bald zu den oberdeutſchen hin. Im flachen Lande Oberſachſens, von Niederſchleſien und der Niederlauſitz an, über Leipzig, Merſeburg, vornehmlich durch Thüringen und Heſſen, lauten die erſteren ſchon mehr oder minder vor; dagegen von Schleſien an über Dresden und das ganze Erzgebirge und Voigtland hindurch die Mundarten in die mehr oberdeutſchfränkiſchen allmählig übergehen. Eben ſo ſind die Mundarten an beiden Rheinufern ein Gemiſch von Ober- und Niederdeutſch, worin bald das eine, bald das andere vorherrſcht. Am zahlreichſten ſind die Deutſchen Mundarten Oeſterreichs, die ſich oft weſentlich von einander unterſcheiden. Nur ſind hier die meiſten, wie vor allen die rauhe Mundart der Gottſcheer in Krain, durch Beimiſchung aus den übrigen, beſonders den Slaviſchen Dialekten, gar ſehr verunreinigt worden *).

---

*) Hier zur Probe in verſchiedenen Volksmundarten der Anfang des bibliſchen Gleichniſſes vom Säemann: Hannover: Härt tau, et gunk ein Sägemann ut, tau ſägen. — Altmark Brandenburg: Horch tau, et gink en Buer up't Feld tum Seen. — Hamburg: Hört to, een Buhr güng ut, ſien Saat to ſay'n. — Mecklenburg-Schwerin: Häret to, ſü, där gink een Sajer uut, to ſajen. — Braunſchweig: Höret tau! Süh et gung en Saiemann ut to ſaien. — Harz: Härt zu! ſät, es käng á Sämann aus zu ſäe. — Paderborn: Höret to; Sü et chink 'n Seimann ut to ſeien. — Zwiſchen Leipzig und Thüringen: Hürt zu ſäht! 's gung ä mal a Siämann

Während in den meiſten Ländern Europas jetzt andere Sprachen herrſchen, als urſprünglich von ihren Bewohnern geredet wurden, haben die Deutſchen, bei allem Wechſel der mannigfaltigſten, ſie betroffenen politiſchen Schickſale, ihre eigenthümliche Sprache und die Grundzüge ihres urſprünglichen Nationalcharakters ſich erhalten, und bilden eine der kraftvollſten und vorzüglichſten Nationen der Erde. So merklich auch im Einzelnen, nach Verſchiedenheit des Bodens und des Klimas der Provinzen, der Religion, der Regierungsform, des Grades der Bildung und anderer Verhältniſſe, die Deutſchen phyſiſch und moraliſch von einander abweichen, ſo haben ſie doch als Nation die meiſten Grundzüge mit einander gemein. Die Organiſation des Deutſchen hält, wie die Beſchaffenheit ſeines Klimas, das Mittel zwiſchen harter Gefühlloſigkeit und weichlicher Empfindſamkeit, zwiſchen kaltem Phlegma und zu reizbarer Empfindlichkeit und Heftigkeit. Der Deutſche beſitzt gewiſſermaßen einen Theil von der Kraft des Nordens und von dem Feuer und der Energie des Südens. Und dieſe Miſchung trägt ſich auf ſeinen Nationalcharakter mit über. Fehlt ihm auch jene hohe Lebendigkeit und Beweglichkeit, jener ſchnell entzündbare Enthuſiasmus, jener treffende Witz und das abgeſchliffene Weſen, welches die Südeuropäer und beſonders ſeine weſtlichen Nachbarn, die Franzoſen auszeichnet; ſo haben dagegen die Natur und das kältere Klima, was ſie ihm auf der einen Seite weniger gaben, auf

---

aus zu ſiän. — Voigtland: Horcht auf un läßt euch ſoge, a mäl ging a Bauer naus zen ſä'n. — Sachſen-Meiningen: Hört zu, ſich, es gieng á Sämoh os zu ſää. — Ansbach: Härt zu, ſich, es gieng á Soamá aufs Soa aus. — Caſſel: Hehrt zu, ſich, es gink en Sehmann us ze ſehen. — Treyſa im Kurheſſiſchen Oberheſſen: Hörrt zu, ſecht, eß gung en Saemann aus ze ſäe. — Köln: Kick! et jing á Ziemann us zu Zien. — Bonn: Hört zo, ſüch, et jing ene Säer eruus zo ſäen. — An der Eifel: Gett ägt, ſeet et geng aemal enne Sämann us, äm zo ſäen. — Zweibrücken: Horcht zu, 's iſch e mal e Bauer 'naus ins Feld gang, vor ze ſäe. — Speyer: Härt e mal zu, ſeht 's iſch e Sämann nausgange ſäe. — Im Allgau, unweit Füſſen und Neſſelwang im Baieriſchen Oberdonaukreiſe: Heared zue, lueg, 's iſcht a Säema ausg'gange z' ſäed. — Stuttgart: Höhret me an, a Bauer iſcht zum Säa naus gangi ufs Feld. — Donauwörth: A Söma iſcht ausganga ſeim Söma osz'werfa. — Gemünd: Hairet zua, gucket, es gäht a Säemann aus zum ſäan. — Würzburg: Hör a Mol, as is á Sämo ausganga za ſäa. — Nürnberg: Höirt zou, ſegt, es is a Bauer ausganga z'ſäa. — Eichſtädt: Iza ſchau, a Baur is zum ſän ganga. — München: Loßts enk ſogng, a Moi is a Bauer aufs Sah'n nausganga. — Brixen: Da hearts a Mal zue, as iſcht a Mal a Paur ze ſan auſſigangn.

der andern durch größern Ernſt, ſtärkere phyſiſche und moraliſche Energie, feſten Sinn, Ueberlegung und Bedachtſamkeit, Beharrlichkeit, Standhaftigkeit und beiſpielloſe Ausdauer in allen Unternehmungen und bei den größten Schwierigkeiten, emſigen Fleiß, Arbeitſamkeit und Ordnungsliebe erſetzt. Ein alter Ruhm des Deutſchen iſt unerſchütterliche Treue, Biederkeit, Geradheit mitunter in Derb- und Grobheit übergehend, Rechtlichkeit und Herzlichkeit der Geſinnung, Muth und Tapferkeit, nicht ſelten zur höchſten Kühnheit geſteigert. In ſeiner Rache geht er frei zu Werke ohne Heimtücke, Meuterei und Meuchelmord, und wird er von andern Nationen übertroffen an Argliſt, ſo ſchlägt er dagegen alles durch Tapferkeit, im offenen Kampfe, wo der Arm und das Schwert entſcheiden. Er beſitzt Anhänglichkeit an ſeinen Regenten und Vaterlandsliebe, aber noch mehr Weltbürgerſinn; er fügt ſich daher in jede Verfaſſung, wenn ſie nur einigermaßen erträglich iſt, duldet mit vieler Hingebung, verläßt, wenn es nicht anders ſeyn kann, ſein Vaterland und ſucht ſich, oft in einem andern Welttheile, ein neues. In allen Gegenden des Erdbodens findet man daher Deutſche, die ſich da angeſiedelt haben, ohne jedoch ihren Charakter, ihre Sprache, ihre Lebensart und Deutſchheit aufzuopfern. Vorzüglich zeichnet er ſich aus durch unbegränzte Wißbegierde, mit welcher er ſich um alles bekümmert, was Gegenſtand des Wiſſens iſt, und zugleich auch alles Ausländiſche ſich eigen zu machen ſucht. Wie er mittelſt ſeiner Leichtigkeit und Luſt, fremde Sprachen zu erlernen, das Ausland am beſten kennt, ſo iſt er auch offen für alles fremde Gute und gerechter in ſeinen Urtheilen darüber als irgend eine andere Nation Europas. Indem er aber zu wenig vom Nationalſtolze anderer Völker hat, und ſich oft zu ſehr um das Auswärtige bekümmert, wird er nicht ſelten unachtſam und ungerecht gegen das Einheimiſche; ſchätzt an dem Ausländer zu viel, an ſich zu wenig, und ahmt nach, welche Nachahmungsſucht ſich ſelbſt auf ausländiſche Sitten und Trachten erſtreckt, ohne daran zu denken, daß ſein Volk eins der achtungswertheſten iſt. Kein Volk kommt ihm an Beſcheidenheit gleich, welche ihn ſogar ſeinen eigenen Werth verkleinern läßt, ſo daß er unter allen Völkern am wenigſten verſteht, ſeine Vorzüge hervorzuheben oder ſie auszupoſaunen. Die ihm oft vorgeworfene Neigung zur Trunkenheit herrſcht jetzt nur noch bei der niedern Volksklaſſe, und hat auch ſelbſt bei dieſer ſehr abgenommen.

Der Deutſche ſteht an Wärme für alles Edle und Schöne, an Erfindungskraft, Tiefſinn keiner Nation nach, iſt aber dabei bedachtſam und dann deſto ſtandhafter und liebt Tiefe und Gründlichkeit bei geiſtigen Beſchäftigungen. In Künſten und Wiſſenſchaften hat er im Allgemeinen jede Europäiſche Nation erreicht und in vielen einzelnen Theilen ſogar übertroffen. Die Talente ſeines Geiſtes und die Tiefe ſeiner Forſchungen beurkundet die

Geſchichte der Erfindungen*) und der Literatur. Keine Nation der neuern Zeit hat ſo viele ausgezeichnete Männer in jedem Zweige des menſchlichen Wiſſens hervorgebracht. Faſt alle Theile der tiefſinnigſten Gelehrſamkeit hat der Deutſche zuerſt bearbeitet oder verbeſſert und auch um die ſchönen Künſte ſich große Verdienſte erworben. Wenn auch einzelne Länder Deutſchlands in geiſtiger Bildung gegen andere zurückſtehen: ſo läßt ſich doch im Allgemeinen behaupten, das Deutſchland in Hinſicht wiſſenſchaftlicher Bildung unter allen Europäiſchen Ländern einen vorzüglichen Rang einnimmt, und daß alle Anſtalten zur Erweiterung und Verbreitung der Wiſſenſchaften, als Akademien und gelehrte Geſellſchaften, Univerſitäten, Gymnaſien ꝛc. faſt nirgends ſo häufig und ſo gut als in Deutſchland ſind. Insbeſondere ſind die Univerſitäten zu einem weit größern Grade der Vollkommenheit gebracht als in allen andern Ländern. Man zählt derſelben jetzt 24, als: zu Wien, Prag, Olmütz, Insbruck uud Grätz in Oeſterreich; zu Berlin, Breslau, Greifswald, Halle, Bonn und Münſter in Preußen; zu München, Erlangen und Würzburg in Baiern; zu Heidelberg und Freiburg in Baden; zu Leipzig in Sachſen; zu Göttingen in Hannover; zu Tübingen in Würtemberg; zu Gießen im Großherzogthum Heſſen; zu Marburg in Kurheſſen; zu Jena im Großherzogthum Sachſen-Weimar; zu Roſtock in Mecklenburg und zu Kiel in Holſtein. Auch beſitzt Deutſchland eine große Zahl von Bibliotheken, worunter ſich vorzüglich durch ihren Reichthum, die zu München, Wien, Göttingen, Berlin, Dresden, Breslau, Wolfenbüttel, Stuttgart ꝛc. auszeichnen; Kunſt-, Naturialien-, Münzen- und Antiquitätenſammlungen, Gemäldegallerien, Muſeen, botaniſche Gärten, Sternwarten ꝛc. in Menge.

*) Dem Deutſchen verdankt die Welt viele der wichtigſten Erfindungen im Gebiete der mechaniſchen Künſte und Gewerbe, wovon wir nur die Erfindung der Buchdruckerkunſt (von Johann Guttenberg aus Mainz); des Schießpulvers (von dem Mönch Berthold Schwarz); der Kupferſtecherkunſt (von Iſrael von Bocholt oder auch von Mecheln); der Luftpumpe und Elektriſirmaſchine (von Otto von Guerike zu Magdeburg); des Drahtziehens auf Maſchinen (in Nürnberg und Augsburg); der Taſchenuhren (von Peter Hele zu Nürnberg); des gewöhnlichen Spinnrades (von Jürgens zu Braunſchweig); des Spitzenklöppelns (von Barbara Uttmann zu Annaberg); der Gradirhäuſer (von Mathäus Meth, Arzt zu Langenſalza); des Tubus (von Keppler aus Weil); der größten Art von Brennſpiegeln (von Walther von Tſchirnhauſen aus Kießlingswalde); des Porzellans von Friedrich Böttger aus Schleiz); des Fortepiano (von Schröter, Organiſt zu Nordhauſen); der Rechenmaſchine (von Hahn in Würtemberg); des Steindrucks oder der Lithographie (von Sennefelder aus Prag) ꝛc. nennen.

Einzig aber unter allen Ländern iſt Deutſchland in Rückſicht des Volksunterrichts und der dazu getroffenen Schulanſtalten. Man wird in Deutſchland kaum unter 1000 Menſchen einen finden, der nicht leſen und kaum 40, die nicht ſchreiben können. Dagegen giebt es in dem reichen England ganze Shires, wo das Volk weder leſen noch ſchreiben kann, in dem gebildetſten Staate Italiens, in Toscana, kann es kaum $\frac{1}{3}$ der Einwohner; und in Frankreich, das ſich einer ſo hohen Bildung rühmet, gab es im Jahre 1833 noch 9568 Gemeinden, die keine Schulen hatten und von 4,280,000 des Schulbeſuchs fähigen Kindern, genoſſen höchſtens 1,830,000 Unterricht.

Geringere Lebhaftigkeit des Gefühls, ſchwächere Phantaſie, ein mehr zum Phlegma ſich neigendes Temperament, mindere Herzlichkeit, Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, ein größerer Ernſt ſind vorzüglich das, was den Nieder- oder Norddeutſchen von dem Süddeutſchen unterſcheidet; dieſer dagegen hat durch ſeine vorherrſchende Gemüthlichkeit eine große Neigung zur Fröhlichkeit; er ſingt und tanzt gern und macht ſich gern bei einem Glaſe Wein oder ſtarken Bier luſtig, und wie ſeine Freundſchaft iſt auch ſeine Fröhlichkeit mit der größten Innigkeit und Herzlichkeit verbunden. Seine ihm vor allen eigene Gutmüthigkeit ſpricht ſchon aus dem freundlichen, offenen Auge hervor, und er beweiſet ſie auch mit der That durch Gaſtfreiheit, Mitleid, Theilnahme, Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit. Insbeſondere iſt der Schwabe aufgeweckt, drollig, oft witzig, von einem leichten Sinn, offen- und treuherzig, ungezwungen, gleichſam ein Kind der Natur, ſchließt ſich bald an einen Fremden an, iſt leicht zu gewinnen, aber auch leicht zu betrügen, woher wohl das Sprichwort kommen mag: „der Schwabe wird erſt mit dem 40ſten Jahre klug;“ denn daß ſich dieſes nicht auf ſeine Verſtandsfähigkeit anwenden laſſe, beweiſet die Erfahrung. Schon ſeine Sprache, voller Diminutiven, eigenthümlicher Wörter und Redensarten*) und reich an Originalwendungen und Aus-

*) Hiervon nur einige Proben: Aette und Atti, Vater; Amm, Mutter; Aehni, Großmutter; Pappele, Brei; Bampel, eine dicke Frau; betig, fromm; Bräntle und Gingle, Rauſch; Jäkele, Anabärbele, Peterle und Bübele, gewiſſe Kleidungsſtücke; Daunderlaun, träger Menſch; Doſen, ſchlummern; dudern, undeutlich ſprechen; Holdſchaft, Liebſchaft; jolen, laut ſchreien; möppeln, einem Frauenzimmer die Kur machen; nullen, ſaugen; brätteln, ausplaudern; ſchalmeukeln, ſchielen, liebäugeln; Schiffle, ein Topf im Ofen; herzſchlächtig, ohnmächtig; zumpferlig, blöde; verzwazeln, beinahe vergehen; ſtimmen, prellen, übervortheilen ꝛc. Bekannt iſt die Anekdote: Ein Würtembergiſcher Prinz fragte einſt auf der Gränze zwei Bauern: ob ein gewiſſes Dorf noch Würtembergiſch ſey, und als der eine dies be-

drücken, die ſeinem gemüthlichen Nationalcharakter eigenthümlich ſind, hat etwas Herzliches und Zutrauliches. Während der Altbaier mit einem kurzen Ja oder Nein oder Weiß nicht den Faden der Unterredung vielmehr abſchneidet als anſpinnt und überhaupt dem Fremden derb und grob erſcheint, liebt der Schwabe über alles zu ſprechen, iſt gegen den Fremden höflich und kommt ihm treuherzig, fern von aller argliſtigen, ſogenannten Geſchliffenheit entgegen. Merkwürdig iſt die Auswanderungsſucht des Schwaben, wiewohl er Anhänglichkeit an ſein Fürſtenhaus zeigt.

Will man aber das Geſchlecht der alten Germanen aus der Vorzeit herüber immerfort verjüngt kennen lernen, ſo muß man vornehmlich den treuherzigen Deutſchen Bewohner des Oeſterreichiſchen und Baieriſchen Alpenlandes vom Arlberg und dem Algau an bis auf den öſtlichen Theil von Steyermark und Illyrien aufſuchen, wo ſchon ein Slaviſches Volk zu wohnen anfängt, das mit dieſem Deutſchen Alpenvolke, den größten Kontraſt macht. Letzteres iſt ein ſtämmiges, muskulöſes, knochenfeſtes, nervenſtarkes, ſchwindelfreies Geſchlecht mit breiter Bruſt, voll Athem, Leben und Treue. Seine fröhliche Gemüthlichkeit iſt nicht Kunſtwerk, ſie wohnt in der Fülle ſeiner Geſundheit. Aus dieſer bricht ſie überall aus und jubelt offen im heitern Liede und im luſtigen Ludeln oder Jodeln, was in allen dieſen Alpen ertönt. Weder Weichlichkeit noch liſtiger Betrug, noch Verſtellung hat ſich zu ihm in die Thäler geſchlichen. So wie dies Volk (von dem hierher gehörigen Tyroler haben wir ſchon unten geſprochen) in Tracht, in Sitten und Lebensart dem Hergebrachten in ſeinen Thälern von Alters her treu geblieben, ſo hat auch ſeine Sprache das alte Deutſche Gewand nicht abgelegt; ſie klingt gleichſam zu uns aus der frühern Deutſchen Welt herüber. Gemiſcht aus den rauheren Lauten, die aus tiefer Kehle herausſteigen, und den ſanftern der vorn im Munde befindlichen Organe, dann noch häufig begabt mit dem i am Ende der Wörter, hat ſie gleichſam eine Oktave mehr, als die abgeſchliffenen Mundarten anderer Gegenden. Die ſehr häufigen Verkleinerungen, die auf le und li endigen, geben ihr einen unverkennbaren Anſtrich von kindlicher Unſchuld und die nicht ſeltene Endung auf i z. B. in Wörtern, wie ahi hinunter, umi hinüber, auffi hinauf, Hörli die Waiſe, Götti der Pathe, feintli recht oder ſehr, Schufti verdrießlich ꝛc. verleihet ihr eine eigene Naivetät. Uebrigens iſt die Gebirgsſprache nach den verſchiedenen Gauen und Thälern überall von einander abwei-

---

jahete, ſagte ihm der andere leiſe ins Ohr: „Hättſt geſchweug könne, mer hätt ihn drum ſtimme könn.“ Man ſagt auch nie: geben Sie mir Bier, Butter, Salz ꝛc., ſondern ein Butter, ein Salz, ein Bier, ein Wein ꝛc.

chend und eben ſo mannigfaltig die Tracht, nicht bloß nach den Provinzen dieſes Alpenlandes, ſondern ſelbſt nach den Hauptthälern. Hier bunt und luſtig bebändert, mit grellen Farben prangend, dort ſchwarz oder grau; bald mit grünem oder gelben, bald mit ſchwarzem Hut bei Mann und Weib. Wie heiter lächelt hier die ſchmucke Madlä (Marianne), Moika (Maria), Miedel (Mariechen) unter dem grünen Hute hervor; wie heiter ſchauet der Bue (Bube, Unverheirathete) unter dem bebänderten oder mit Federn geſchmückten und aufgeſtülpten Hute hinaus in die Gebirgswelt; Das treuherzige Du aus patriarchaliſcher Zeit iſt hier noch immer allgemein, und Ihrezen heißt in hieſiger Sprache nicht ſowohl mit Ihr anreden, ſondern tituliren.

In Hinſicht der körperlichen Beſchaffenheit unterſcheiden die Deutſchen nach den einzelnen Landſtrichen ſich oft ſtark. Klima, Nahrung, Lebensweiſe, ſelbſt Bildung und Kleidung wirken ſo mächtig auf die äußere Geſtalt ein, daß es unendlich ſchwer wird, aus den vielen, oft ſo ſehr von einander abweichenden Einzelheiten etwas Gemeinſames, auf das ganze Volk Paſſendes herauszufinden. Bei den höhern Volksklaſſen, die im ganzen Volke mehr ſich ähnlich ſind, als die untern Stände, bemerkt man an den Männern einen hohen, ſchlanken, regelmäßigen Wuchs. Wohlbeleibtheit, mehr im Norden als im Süden zu Hauſe und Dickleibigkeit, mehr in der Ebene als im Gebirge, tritt gewöhnlich erſt in den mittlern Lebensjahren ein. Das Geſicht iſt oval, die Hautfarbe weiß und wie die Haare und Augen heller im Norden als im Süden. Im Allgemeinen iſt die Farbe des Haares häufiger hellbraun als blond. Blaue Augen ſind in Norddeutſchland zwar nicht ſelten, doch findet man öfter hellgraue und in Süddeutſchland meiſtens dunkelgraue und hellbraune. Im flachen nördlichen Deutſchland erſcheinenen die Geſichtszüge mehr in einander verſchmolzen als in Süddeutſchland, wo ſie, beſonders in den Gebirgsſtrichen ſtärker ausgedrückt ſind. Das weibliche Geſchlecht hat ebenfalls einen regelmäßigen, ſchlanken Wuchs. Eine ſehr weiße Hautfarbe zeichnet die Schönen des nördlichen Deutſchlands und die Großſtädterinnen aus. Berühmt wegen ihrer Schönheit ſind die Wienerinnen und Linzerinnen in Oeſterreich, die Bewohnerinnen eines Theiles des Erzgebirges in Sachſen, die Schönen des Steinlacher und Lautlinger Thales in Würtemberg ꝛc. Im Allgemeinen ſind die Deutſchen größer als die Franzoſen, Spanier, Italiener, Ungarn und Ruſſen, etwa gleich mit den Engländern und Griechen, wohl etwas kleiner als die Schweden. An Körperkraft dürften die Deutſchen ſchwerlich einem andern Volke Europas nachſtehen, an Gewandtheit werden ſie von den Franzoſen und Spaniern übertroffen. Eine Ausnahme von dem gewöhnlich guten Geſundheitszuſtande machen mehrere Alpenthäler Oeſterreichs, wo ſich die Erſcheinung von Kröpfen und Kretinismus darbietet. Die

von dieſem Uebel behafteten Menſchen gewöhnlich Kretinen genannt, in dem Oeſterreichiſchen unter den Namen Doſten, Trotteln, Fexen bekannt, haben bei einer großen Geiſtesſchwäche und Stumpfheit der Sinne, eine ſchlaffe matte Haut, ein faltiges, aufgedunſenes Geſicht, kleine Augen, großen Mund, dicke Lippen, oft 3 bis 4 herabhängende Kröpfe, und geben ein widerliches Grunzen, Krähen, Schnarchen und Stöhnen, ſtatt der Sprache von ſich. Ferner ſind Kröpfe häufig in dem Roth- und Kocherthale des Würtembergiſchen Oberamtes Gaildorf, wo dieſes Uebel in völligen Kretinismus übergeht.

Die gewöhnlichſten Nahrungsmittel ſind Roggenbrod, in Süddeutſchland weißer als in Norddeutſchland, wo beſonders in Weſtphalen das unter dem Namen Pumpernickel bekannte, grobe aus zweimal geſchrotenem Roggen, in Form ungeheurer Laibe bereitete Brod zu Hauſe iſt; Kartoffeln, beſonders in den Gebirgsgegenden, wo man ſie täglich genießt und ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe wohlſchmeckend zu bereiten weiß; Fleiſch und Fiſche mehr in Norddeutſchland als in Süddeutſchland, Mehlſpeiſen und Gemüſe mehr im Süden als im Norden; Kaffee, allgemein verbreitet und bei den niedern Ständen oft die Stelle der Mahlzeiten vertretend; Bier, am meiſten in Nord- und Mitteldeutſchland und in Baiern, letzteres durch ſein Bier, das für das beſte in Deutſchland gilt, vorzüglich berühmt; Wein mehr im Süden als im Norden, Obſtwein im mittlern Deutſchland am ſtärkſten verbreitet, Branntwein im nördlichen Deutſchland am gewöhnlichſten, Milch vorzugsweiſe in den Alpenländern, Thee im nordweſtlichen Deutſchland am häufigſten. Sehr verbreitet ſind auch das Rauchen und Schnupfen des Tabaks.

Eine allgemeine Nationaltracht haben die Deutſchen nicht. Die ewig wechſelnde, oft lächerliche Mode regiert beſonders in den Städten um ſo mehr, je größer ſie ſind, indem die höhern Volksklaſſen den Modegeſetzen gehorchen, welche Paris und London vorſchreiben. Die untere Klaſſe hauptſächlich in den Gebirgsgegenden und auf dem Lande hat noch manches Eigenthümliche in der lang hergebrachten Tracht. Doch verdrängt auch hier der immer weiter um ſich greifende Luxus nach und nach die wenigen Spuren der vormals beſtandenen und beliebten Trachten, an denen man jeden Bewohner leicht nach ſeiner heimiſchen Gegend erkennen konnte.

Die gewöhnlichſten Veranlaſſungen zu Vergnügungen geben die Jahrmärkte, Kirmſen oder Kirchweihen, Taufen und Hochzeiten, die Scheiben- und Vogelſchießen, die Weinleſen, die Erndtefeſte ꝛc. Auch haben manche Städte und Orte ihre ihnen eigenthümlichen Volksfeſte. Tanz, Muſik, Kegel-, Würfel- und Kartenſpiele ſind gleichfalls ſehr beliebt.

Man findet bei den Deutſchen alle Arten von menſchlichen Wohnungen, von den elendeſten Hütten bis zu den prächtigſten Palläſten und man darf nicht erſt in entfernte Länder zu halbwilden Völkern, ſondern nur auf die Alpen gehen, um zuſammengehäufte Steinklumpen, mit einem innern Raume, ohne Fenſter, ohne Rauchfang, ohne Hausgeräth, oft ohne Thüre zu ſehen, die jedoch nur während des Sommers Menſchen zu Wohnungen dienen. Im Uebrigen findet man überall, wo der Deutſche ſich eine feſte Wohnſtätte errichtet, mehrere Reinlichkeit und Bequemlichkeit als bei den Slaven und bei den andern Völkern, die nicht Germaniſcher Abſtammung ſind. Die Häuſer ſind entweder ganz aus Holz (wie im Alpenlande häufig) oder aus Holz und Lehm, oder aus Holz und Steinen, oder ganz aus Steinen, ſowohl natürlichen als gebrannten. Die Dörfer in Süddeutſchland, beſonders in den Rheingegenden, zeigen viele im ſtädtiſchen Geſchmacke erbaute Häuſer, gepflaſterte Straßen und übertreffen oft an Bauart und Einwohnerzahl die Landſtädte Norddeutſchlands. Auch im Erzgebirge und in den Gebirgsgegenden der Lauſitz findet man ſchöne Dörfer. In einigen Gegenden Süddeutſchlands, z. B. in Oberſchwaben, im Schwarzwalde, in den Gebirgsgegenden Altbaierns, beſonders des Iſar- und Unterdonaukreiſes wohnt der Landmann in zerſtreuten Gehöften, in der Mitte ſeiner Beſitzungen und geſchloſſene Dörfer ſind daher daſelbſt ſelten. Noch ſeltener ſind ſie in einem großen Theile Niederdeutſchlands, namentlich in Weſtphalen und in einem Theile der Provinz Jülich-Cleve-Berg wo man meiſtentheils nur einzelne Höfe ſieht, und eine Anzahl ſolcher zerſtreuter Höfe unter dem Namen einer Bauerſchaft begriffen wird. Der Beſitzer eines ſolchen Bauerhofs wohnt iſolirt, aber mit allem umgeben, was ſeine Wirthſchaft erfordert; indem ein Gebäude Menſchen, Vieh und Vorräthe birgt, und Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dache vereint ſind, und die Diele oder Deele (Hausflur) der Lieblingsaufenthalt der Hausgenoſſen iſt. Hart am Hauſe, das keinen Schornſtein hat, ſondern äußerlich blos ein großes Strohdach zu ſein ſcheint, erheben ſich zu einer beträchtlichen Höhe Eſchen, Linden, Eichen und Obſtbäume, welche einen kleinen Wald bilden, der dem ermüdeten Landmann Schatten und Feuerung und ſeinem Hauſe Schutz gegen die Stürme gewährt. Um das Haus herum liegen Gärten, Aecker und Wieſen, von einem Graben und oft von einer lebendigen Hecke umgeben. Ganze Striche bekommen durch dieſe patriarchaliſche Landwirthſchaft das Anſehn eines Parkes, aus dem hier und da die Spitze eines Kirchthurmes hervorſieht. Auch in den geſchloſſenen Dörfern der meiſten andern Gegenden Niederdeutſchlands haben die Häuſer dieſelbe beſchriebene Bauart. Die armſeligſten Wohnungen der Deutſchen trifft man in dem zum Osnabrückſchen Kreiſe Meppen gehörenden Huimlinge an, wo ſich meilenweit nur einzelne, zer-

ſtreute, elende Hütten zeigen, mit Dächern von Plaggen (Stücken ausgeſtochenen Heiderasens), und mit bloßen Löchern ſtatt der Fenſter — und in einem Theile der Heidkolonien des Oſtfrieſiſchen Amtes Aurich, wo man Hütten ſieht, theils von Torf, theils von Lehm aufgeführt, ohne Dach und ſtatt deſſen mit ein Paar Sparren und Stroh bedeckt, ſo daß der Reiſende in Zweifel ſteht, was dieſe unförmlich geſtalteten Hütten bedeuten ſollen, die ſelbſt für einen Viehſtall zu ſchlecht zu ſeyn ſcheinen. Die ſtattlichſten Bauernhäuſer Niederdeutſchlands beſitzen die Marſchländer, die zwar zum Theil auch dieſelbe Einrichtung haben, daß Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt ſind, aber im Innern Edelſitzen gleichen. Auf der Diele ſtehen Reihen glänzender Nußbaum- und Eichenſchränke; eine Folge von Zimmern iſt mit Tapeten ausgeſchlagen; die Tiſche glänzen von feinem Porzellan und Silbergeſchirr. Herr und Frau tragen die feinſten Tücher und ſchwerſten Seidenzeuge; erſterer maſſiv ſilberne oder goldbeſponnene Knöpfe. In den Poldern Oſtfrieslands gewähren die Häuſer des Landmannes, durch ihre Größe und innere und äußere Einrichtung das Anſehen von lauter Rittergütern.

Das Königreich Sachſen.

Die Länder, welche gegenwärtig die königlich- und herzoglich Sächſiſchen Staaten ausmachen, waren nicht von den alten Sachſen, welche frühe in der Deutſchen Geſchichte berühmt wurden und zwiſchen der Weſer und Elbe ihre Wohnſitze hatten, ſondern theils von den Hermunduren, deren Namen gegen das Ende des 4. Jahrhunderts ſich in dem Namen der Thüringer verlor, und die ein altes Germaniſches Volk waren, theils von den Sorben oder Wenden (einem Slaviſchen Volksſtamme) bewohnt, und kamen im 6. Jahrhunderte zum Theil unter die Oberherrſchaft der Franken, die öftere Kämpfe mit den Slaviſchen Volksſtämmen zu beſtehen hatten, bis endlich der Deutſche König Heinrich I. im erſten Viertel des 10. Jahrhunderts die zwiſchen der Saale und Elbe wohnenden Daleminzer, einen zu den Sorben gehörenden Volksſtamm, überwand, ihre Hauptfeſtung eroberte und zerſtörte, und um ſie im Gehorſam zu erhalten, die Stadt und Feſtung Meißen gründete, welche ſpäterhin ihre eigenen Markgrafen erhielt und woraus die Markgrafſchaft Meißen entſtand. Die darüber geſetzten Markgrafen ſtrebten bald nach Erblichkeit dieſer Würde in ihren Familien, doch gelang dies erſt 1127 einem derſelben, nämlich dem Grafen Konrad von Wettin, der in dem genannten Jahre von dem damaligen Kaiſer Lothar II. die markgräfliche Würde erblich erhielt; und aus dieſem Wettiniſchen Hauſe ſtammen die jetzigen ſämmtlichen Sächſiſchen Fürſten. Dieſer Konrad, zu

deſſen anſehnlichem Erbgute, ſeiner Grafſchaft Wettin, auch Torgau gehörte, erhielt einige Jahre ſpäter, außer der Markgrafſchaft Meißen, die Niederlauſitz und einige andere Beſitzungen, die den Grafen von Groitzſch in dem jetzigen Leipziger Kreiſe gehört hatten. In die Regierungszeit ſeines Sohnes Otto (regierte von 1156 bis 1190) fällt die Entdeckung der reichen Bergwerke des Erzgebirges und die Gründung der Bergſtadt Freiberg, von deren Ertrage er den Beinamen des Reichen bekam. Unter ſeinen Nachfolgern iſt beſonders ſein Enkel, Heinrich der Erlauchte bemerkenswerth, weil er die Beſitzungen ſeines Hauſes außerordentlich vergrößerte, ſowohl durch das Pleißener Land, als durch die Landgrafſchaft Thüringen, deren letzter Landgraf, Heinrich Raſpe 1247, ohne männliche Erben geſtorben war. Heinrich theilte noch bei ſeinem Leben ſein ſo anſehnliches Land unter ſeine beiden Söhne, Albrecht und Dietrich; jenem gab er Thüringen, dieſem das Oſterland (zwiſchen der Saale und Mulde), er ſelbſt behielt Meißen und die Niederlauſitz. Albrecht, der den Beinamen des Unartigen führt, lebte in immerwährendem Streite mit ſeiner ganzen Familie. Seine Gemahlin wollte er ermorden laſſen; ſie entfloh aber und biß vor Schmerz beim Abſchiede ihren Sohn Friedrich in die Wange. Friedrich mit der gebiſſenen Wange und ſein Bruder Dietzmann führten langwierige Kriege mit dem Vater, der ſein Land ſogar an den Kaiſer Adolph von Naſſau verkaufte, woraus ein neuer Krieg mit dem Kaiſer und ſeinem Nachfolger Albrecht I. entſtand. Friedrich ſiegte jedoch über ſeine Feinde und erhielt ſich in dem Beſitze ſeiner Länder, welche er noch durch die Mitgift ſeiner zweiten Gemahlin mit dem nachmals ſo benannten Neuſtädter Kreiſe vermehrte, mußte aber Verzicht auf die Lauſitz leiſten, welche ſein Bruder Dietzmann an Brandenburg verkauft hatte. Ihm folgte 1324 ſein Sohn Friedrich der Ernſthafte, deſſen 3 Söhne Friedrich der Strenge, Balthaſer und Wilhelm I. 30 Jahr lang gemeinſchaftlich regierten und erſt 1379 eine Ländertheilung machten, wobei der erſte das Oſterland, der zweite Thüringen und der dritte Meißen erhielt. Sie brachten auch mehrere neue Beſitzungen hinzu; doch erhielt ſich nur die Oſterländiſche Linie, welche alle Länder wieder vereinigte. Friedrich der Streitbare, ein Sohn Friedrich des Strengen, erhielt durch kaiſerliche Belehnung wegen ſeiner treuen gegen die Huſſiten geleiſteten Hülfe 1422 das Herzogthum Sachſen (nachmaligen Kur- oder Wittenberger Kreis), deſſen Regentenreihe aus dem Askaniſchen oder Anhaltiſchen Hauſe erloſchen war, nebſt der Kurwürde, dem Burggrafthum Magdeburg und der Sächſiſchen Pfalz Altſtädt, und ward alſo der erſte Kurfürſt von Sachſen aus dem Wettinſchen Hauſe. Ihm folgten 1428 ſeine Söhne Friedrich der Sanftmüthige (Kurfürſt) und Wilhelm III., zwiſchen welchen der bekannte Sächſiſche

Bruderkrieg über die Verlaſſenſchaft ihres Oheims Friedrich des Einfältigen, der Thüringen und einen Theil von Meißen beſeſſen hatte und 1440 ohne Erben geſtorben war, entſtand, bis ſie 1451 ſich wegen der Theilung der Erbſchaft vereinigten. Doch eine Folge dieſes Bruderzwiſtes war der 1455 geſchehene ſogenannte Prinzenraub, von dem der Leſer unten bei der Beſchreibung von Altenburg einige Nachricht finden wird. Die beiden Söhne Friedrichs des Sanftmüthigen, Ernſt und Albrecht oder Albert, wovon der erſtere Kurfürſt wurde, regierten Anfangs, nach ihres Vaters 1464 erfolgtem Tode gemeinſchaftlich; nachdem ihnen aber auch die Beſitzungen des Herzogs Wilhelm III., welcher 1482 ohne männliche Nachkommenſchaft ſtarb, anheim gefallen waren; ſo ſchloſſen ſie 1485 einen Theilungsvertrag, und wurden die Stifter der beiden noch blühenden Sächſiſchen Hauptlinien, der Erneſtiniſchen und Albertiniſchen. Der älteſte, Ernſt, erhielt den Kurkreis mit der Kurwürde zum Voraus, dann den größten Theil von Thüringen, das Voigtland und die Pflege Koburg; Albrecht bekam den größten Theil von Meißen, das halbe Oſterland und das übrige Thüringen.

Auf den Kurfürſten Ernſt folgte 1486 ſein Sohn Friedrich III., mit dem Beinamen der Weiſe, der 1502 die Univerſität Wittenberg ſtiftete, auf welcher die beiden Profeſſoren Luther und Melanchthon die Reformation anfingen, woran der Kurfürſt ſelbſt keinen Theil nahm, doch Luther gegen deſſen Feinde ſchützte. Da Friedrich 1525 ohne rechtmäßige Kinder ſtarb, ſo folgte ihm ſein Bruder Johann der Beſtändige, welcher die Reformation in ſeinen Ländern allgemein einführte, 1529 zu Speyer ſich an die Proteſtirenden anſchloß und 1531 dem Schmalkaldiſchen Bunde beitrat. Sein Sohn und Nachfolger (1532) Johann Friedrich der Großmüthige war der letzte Kurfürſt von der Erneſtiniſchen Linie; denn da er mit dem Landgrafen Philipp von Heſſen das Haupt des Schmalkaldiſchen Bundes war: ſo erklärte Kaiſer Karl V. beide Anführer in die Reichsacht und übertrug die Vollziehung derſelben dem Herzoge Moritz von Sachſen, von der Albertiniſchen Linie. In dem darauf erfolgten Kriege ſchlug Karl V. 1547 bei Mühlberg den Kurfürſten, nahm ihn bald darauf gefangen, und zwang ihn zur Wittenberger Capitulation, wodurch der Kurfürſt die Kurwürde und ſeine ſämmtlichen Länder, mit Ausnahme eines kleinen Theiles, der ſeinen Söhnen überlaſſen wurde, verlor und ſie dem Herzoge Moritz von der Albertiniſchen Linie überlaſſen mußte. Dieſer, 1548 mit der Kurwürde und den neu erworbenen Landen vom Kaiſer belehnt, der erſte Kurfürſt nun aus der Albertiniſchen Linie, von dem die jetzigen Könige von Sachſen abſtammen, war der Enkel des Stifters der Albertiniſchen Linie. Nach ſeinem Tode 1553 folgte ihm ſein Bruder Auguſt, unter welchem die Länder der letzten Grafen von Henneberg an das

kurfürſtliche und herzogliche Haus Sachſen fielen. Sein Enkel Johann Georg, der bis 1656 als Kurfürſt regierte, und in deſſen Zeit der 30jährige Krieg fiel, wobei er Anfangs es mit Oeſterreich, hernach mit Schweden hielt, bekam durch den Prager Frieden, den er 1635 mit dem Kaiſer ſchloß, die beiden Lauſitzen als ein böhmiſches Lehen, deren Beſitz ihm der Weſtphäliſche Frieden beſtätigte. Nach ſeinem Tode zerfiel die Albertiniſche Linie durch deſſen 4 Söhne in 4 Nebenlinien, die kurfürſtliche, Merſeburgiſche, Weißenfelſiſche und Zeitziſche. Die letztere ſtarb am erſten, im Jahre 1718, die Merſeburgiſche 1738 und die Weißenfelſiſche 1746 aus, und ihre Beſitzungen wurden alſo wieder mit der kurfürſtlichen Linie vereinigt. Einer ſeiner Nachfolger war Friedrich Auguſt I., (mit dem Beinamen der Starke), welcher 1694 die Regierung als Kurfürſt antrat und 1697, nachdem er die katholiſche Religion angenommen hatte, unter dem Namen Auguſt II. König von Polen wurde. Der große Aufwand, den er machte und ſein Krieg mit dem Könige von Schweden Karl XII. ſtürzten Sachſen in Schulden und in große Noth. Auch der Sohn und Nachfolger deſſelben (1733) Friedrich Auguſt II. ward als Auguſt III. zum Könige von Polen erwählt, unter deſſen Regierung der 7jährige Krieg, worin er als Feind Friedrichs II. Königs von Preußen auftrat, geführt wurde und großes Elend über Sachſen brachte. Im Hubertsburger Frieden 1763 erhielt er ſein Land wieder, ſtarb aber auch in demſelben Jahre, worauf die Regierung erſt auf ſeinen Sohn Friedrich Chriſtian, der nur 10 Wochen regierte, und dann auf des letztern Sohn Friedrich Auguſt überging. Unter ſeiner weiſen und gerechten Regierung erholte ſich Sachſen von allen erlittenen Drangſalen und der Wohlſtand gedieh fortwährend bis auf die letzten Unglücksjahre. Als nämlich 1806 Preußen mit Frankreich in Krieg gerieth, ſah Friedrich Auguſt ſich genöthigt, als Bundesgenoſſe Preußens Theil zu nehmen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena trennte er ſich von Preußen und trat durch den mit Frankreich zu Poſen geſchloſſenen Frieden dem Rheinbunde bei, nahm die königliche Würde an, bekam den Kottbuſer Kreis von Preußen abgetreten, mußte aber ſpäter einige Länderſtrecken an das neu geſchaffene Königreich Weſtphalen abtreten, ward jedoch auch zum erblichen Herzog von Warſchau ernannt. Als nach Vernichtung der Franzöſiſchen Armee 1812 in Rußland die Verbündeten den Krieg gegen Napoleon fortſetzten und der König von Sachſen auf Franzöſiſcher Seite verblieb, ſo ward nicht allein ſein Land der Schauplatz des Krieges und erlitt dadurch einen ungeheuren Verluſt, ſondern es wurde auch nach der großen Leipziger Schlacht 1813 von den ſiegreichen Verbündeten für ein erobertes Land erklärt und durch den Wiener Kongreß 1815 ein großer Theil Sachſens an Preußen abgetreten. Dieſe Abtretungen beſtanden in dem Wittenberger, dem Thüringer

und Neuſtädter Kreiſe, Theilen des Meißner und des Leipziger Kreiſes, einigen Voigtländiſchen Enklaven, den faſt ganzen Stiftern Merſeburg und Naumburg, dem Fürſtenthum Querfurt, dem Sächſiſchen Henneberg und Mansfeld, dem Kottbuſer Kreiſe, der Niederlauſitz, einem Theile der Oberlauſitz und den Hoheitsrechten über die Grafſchaft Stolberg und einige Schwarzburgiſche Aemter, ſo daß Sachſen von 630 Q. M. nur 271 Q. M. behalten hat. Nach dem Tode Friedrichs Auguſts, der 1827 ſtarb, folgte ihm ſein Bruder Anton, der den älteſten Sohn ſeines Bruders (Prinzen Maximilian), Friedrich Auguſt zum Mitregenten annahm, 1831 ſeinem Lande eine neue konſtitutionelle Verfaſſung und 1835 eine andere Organiſation und Eintheilung in 4 Kreisdirektionen Dresden, Leipzig, Zwickau und Bautzen gab, wodurch die bisherige Eintheilung in den Meißniſchen, Erzgebirgiſchen, Leipziger und Voigtländiſchen Kreis und Provinz Lauſitz aufgehört hat. Er ſtarb 1836 und ihm folgte nun der bisherige Mitregent Friedrich Auguſt, als alleiniger Regent und König Sachſens.

Die Sächſiſche Schweiz, eine Gebirgsgegend Sachſens, die ihren Namen wegen der darin ſich darbietenden erhabenen Naturſchönheiten erhalten hat, und ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts von einer großen Menge Reiſender beſucht wird, iſt eigentlich ein Theil des ſogenannten Lauſitzer Gebirges oder Wohliſchen Kammes, welches auf der einen Seite den ſüdlichen Theil der Oberlauſitz (ſowohl der Preußiſchen als Sächſiſchen) und der jetzigen Kreisdirektion Dresden und auf der andern Seite die nördlichen Theile des Bunzlauer und des Leitmeritzer Kreiſes Böhmens bedeckt und von der Elbe durchbrochen wird. Von dieſem Gebirge nennt man insbeſondere denjenigen Theil Sächſiſche Schweiz, welcher den ſüdlichen Theil der Kreisdirektion Dresden auf beiden Ufern der Elbe einnimmt, im N. von dem Flüßchen Weſenitz, im O. von dem Gebirge des Hochwaldes (in einer über Stolpen und Neuſtadt laufenden Linie), ſüdöſtlich und ſüdlich von Böhmen und im W. von dem Gottleubeflüßchen, (welches daſſelbe vom Erzgebirge ſcheidet), begränzt wird, und in ſeiner größten Länge 5 und eben ſo viel M. in der Breite hat. Das Elbthal iſt das Hauptthal der Sächſ. Schweiz, indem alle andern Flüſſe und Thäler, zum B. die Kirnitzſch, Sebnitz, Polenz und Weſenitz auf der rechten und die Biela und Gottleube auf der linken Seite der Elbe zufallen. Das Sandſteingebirge, welches die Sächſiſche Schweiz bildet, iſt außerordentlich zerſpült und zerklüftet, und trägt eben durch dieſe Beſchaffenheit zu den Naturſchönheiten dieſer durch ihre reizenden Partien berühmten Gegend bei; denn es wechſeln hier ſtundenlange Felſenketten von den ſonderbarſten und ſchauerlichſten Geſtalten, bald kahl, bald mit Bäumen bewachſen, und einzeln ſtehende, oft mehrere hundert Ellen hohe, zum Theil gar nicht erſteigbare Sandſteinfelſen und mannigfaltig zuſammengeſtell-

te Gruppen von Felſen, die ſich aus der Tiefe erheben, mit freundlichen, romantiſchen Thälern, von forellenreichen Bächen durchſchlängelt, wo Wein, Obſt- und Gartenfrüchte gedeihen, und mit tiefen, engen, ſich lang hinziehenden und von koloſſalen Felſenmaſſen eingefaßten Gründen, die nur hier und da eine einſame Mühle belebt, ſo daß die Natur bald in wilden und rohen, bald in ſanften und mildern Geſtalten die Aufmerkſamkeit des Reiſenden feſſelt. Unter dem üppigen Pflanzenwuchſe, der Berge und Thäler ſchmückt, finden ſich ſeltene Alpengewächſe und unter den Mooſen und Flechten der Felſenwände ſind viele nur im höhern Norden häufig. — Zum Beſuch der Sächſiſchen Schweiz iſt die Mitte des Mais bis zu Anfange des Julius, der September und Anfang des Oktobers am geeigentſten; indem in den heißen Sommermonaten die Hitze zu drückend und der Horizont ſelten hell genug iſt. Von zwei Hauptſeiten her kommen die meiſten Fremden, entweder von Dresden oder von Prag und Teplitz über Tetſchen in Böhmen. Von Dresden reiſet man entweder über Pirna und Königſtein gerades Weges nach Schandau, dem Mittelpunkte der Sächſiſchen Schweiz oder über Pillnitz und Liebethal, welches letztere an der Weſenitz und gleichſam am Eingange der Sächſiſchen Schweiz von dieſer Seite, in dem durch ſeine Steinbrüche berühmten Liebethaler Grunde, gleichſam der Vorhalle der Sächſ. Schweiz liegt. Dieſer Grund iſt von beiden Seiten mit Sandſteinwänden eingeſchloſſen, die 30 bis 60 Ellen hoch ſind, und an Höhe zunehmen, je weiter der Grund ſich aufwärts zieht. Kaum iſt man in demſelben einige 100 Schritte hinaufgegangen, ſo glaubt man ſich auf einmal mitten in die Ruinen einer alten, zerſtörten, prächtigen Stadt verſetzt zu ſehen, hinter deren Schutt und Steinhaufen Ueberreſte von Mauern, Feſtungswerken, Thürmen und Palläſten noch da zu ſtehen ſcheinen. Man wird aber bald gewahr, daß dieſe Felſengeſtalten nicht von der Natur, ſondern durch Menſchenhände gebildet worden ſind; denn man erblickt auf beiden Seiten eine Menge Steinbrüche. Es werden hier bereits ſeit mehreren 100 Jahren aus den abgelöſten Felſenſtücken Fenſter- und Thürbekleidungen, Waſſertröge, Schleif- und Mühlſteine ꝛc. behauen, die man weit und breit verfährt. Ehe der Mühlſtein fertig wird, koſtet es den Arbeitern viele Mühe. Zuerſt trennt man von dem Felſen ein ſehr großes Stück, welches die Steinbrecher einen Satz nennen. Iſt nun nach langer, oft halbe und ganze Jahre dauernder Arbeit, ein ſolcher Satz ſo weit abgelöſt, daß das völlige Abbrechen nur noch wenige Zeit erfordert, ſo wird auf dieſen Tag ein Steinbrecherfeſt angeſtellt. Sobald der Satz mit fürchterlichem Krachen herabgeſtürzt iſt, erhebt ſich nicht nur ein allgemeiner Jubel, ſondern es beginnt nun auch ein Trinkgelag. Von dem großen Stücke arbeitet man in der Folge ſo viel kleinere ab, als die Größe deſſelben erlaubt, und von jetzt an hat der Arbeiter einen guten Verdienſt, welcher

auch es iſt, der ſie dieſe gefährliche Arbeit ergreifen läßt; denn die Kühnheit ihrer Arbeiten und ihre Sorgloſigkeit dabei ſind äußerſt groß. Mitten über hohen, gewaltigen Felſen und über einem jähen Abhange, arbeiten ſie in der größten Ruhe; bald untergraben ſie ein großes Felſenſtück, damit es herabfalle, bald ſchlagen oder pochen ſie auf dem ſchon halb getrennten Stücke; aber durch ihre zu große Sorgloſigkeit hat auch mancher ſchon ſeinen Tod gefunden. Dieſe Art von Lebensgefahr iſt aber bei Weitem die geringere. Der feine Staub, welchen ſie bei dem Behauen der Steine täglich einſchlucken, das häufige Trinken, welches die Hitze und die ſaure Arbeit veranlaſſen, ziehen ihnen einen frühen Tod zu; über 50 Jahre werden ſie ſehr ſelten alt. Bei alledem ergreift der Sohn gern das Gewerbe des früh geſtorbenen Vaters und ſcheuet nicht den zu früh eintretenden Tod.

Einige andere der vorzüglichſten Partien der Sächſ. Schweiz wollen wir noch herausheben. Dahin gehört zuerſt die ſogenannte Baſtei, welche dieſen Namen führt, weil der von einer Felſenwand hervorſpringende, 600 F. hohe Fels von unten ſo ausſieht. Dieſer mit eiſernem Geländer umgebene Vorſprung, von etwa 5 Ellen Breite bildet eine Felſenkanzel, auf welcher man eine überraſchende, unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht genießt. Vor ſich ſieht man die Ehrfurcht gebietende, am linken Elbeufer gelegene Feſtung Königſtein und ihren am rechten Ufer der Elbe ſtehenden hohen Nachbar den Lilienſtein (richtiger Lilgenſtein); wie eine unerſteigliche Wand ſchließt im Süden das Erzgebirge den Horizont und zu den Füßen erſcheint in der Tiefe die Elbe, einem breiten Silberbande gleichend, von lachenden Wieſen und Dörfern begränzt, die an ihren Ufern ſich hinziehen und unter Obſthainen hervorblicken; zur Rechten erblickt man das romantiſch gelegene Städtchen Wehlen mit ſeiner ehrwürdigen Ruine, zur Linken Rathen und die Felſenburg Neurathen, die durch einen ſchauerlichen wohl 400 Ellen tiefen Abgrund, die Vogeltelle genannt, von der Baſtei getrennt wird, aber ſeit Kurzem durch eine dauerhafte hölzerne Brücke damit verbunden iſt, größere und kleinere Felſen und Bergklippen, z. B. den Zſchirnſtein, den großen Winterberg ꝛc. und hinter letzterm die blauen Spitzen der hohen Böhmiſchen Gebirge, unter welchen der Schneeberg und Roſenberg hervorragen. Hinter ſich ſieht man über Felſen das Schloß und Städtchen Hohnſtein und in blauer Ferne erſcheint die Gegend von Dresden. Auch für den leiblichen Genuß iſt geſorgt, indem ſich ſeit einigen Jahren ein wohl eingerichteter Gaſthof im Hintergrunde des Felſens, in geringer Entfernung von dieſem reizenden Standpunkte befindet. — Der Kuhſtall oder die Wildenſteiner Felſenhalle, eine andere ſehr berühmte Partie der Sächſ. Schweiz, überraſcht um ſo mehr, je weniger man darauf vorbereitet iſt. Man ſieht auf der höchſten Spitze eines im Habichtgrunde ruhen-

den, 400 Ellen hohen und gegen 600 Ellen breiten Felſens ein offenes Thor, das am Eingange 14 Ellen breit und 10 hoch iſt, nach dem Abgrunde zu aber ſich bis zu 35 Ellen Breite und 40 Ellen Höhe erweitert, und das ſeinen Namen Kuhſtall darum erhalten haben ſoll, weil im 30jährigen Kriege viele Menſchen hierher flüchteten, um ſich und ihr Vieh vor der Wuth der Feinde in Sicherheit zu bringen. Außer der Hauptwölbung enthält der Kuhſtall noch eine Menge großer und kleiner Höhlen. — Von dem Kuhſtalle führt der Weg durch den Habichtgrund zu dem kleinen Winterberg, auf dem ein kleines Gebäude, das Winterhaus, ſteht, welches folgender Begebenheit ſeine Entſtehung verdankt. Auf einer Jagd, die der Kurfürſt Auguſt 1558 hier anſtellte, verfolgte er einen Hirſch bis auf eine Felſenſpitze am Abgrunde von 500 Ellen Tiefe. Der Hirſch, der nicht weiter konnte, drohte jetzt auf den Kurfürſten zu ſetzen, welcher ſich nur durch einen glücklichen Schuß vom Sturze in den ungeheuren Abgrund retten konnte. Mit den Worten: „entweder ich treffe dich oder du bringſt mich ums Leben" — ſchoß und ſtürzte er ihn hinunter. Zum Andenken an dieſe Rettung, ließ ſein Sohn und Nachfolger, auf dieſer Stelle, wo der Hirſch erſchoſſen wurde, eine ſteinerne Tafel mit einer Inſchrift einhauen und auf dem Felſen ein Jagdhaus bauen, das man 1818 erneuert hat. Eine ſchattige Pflanzung führt zu dem 1 Stunde vom Kuhſtalle entfernten großen Winterberg, auf deſſen 1800 F. über der Meeresfläche erhabenen, offenen und mit Baſalt bedeckten Kuppe man durch eine der herrlichſten Ausſichten belohnt wird. Ein anſehnlicher Theil Böhmens und Sachſens mit der ganzen Felſengegend von Schandau liegt vor dem Beſchauer ausgebreitet. In ſchwacher Dämmerung zeigt ſich der 11 M. entfernte Kolmberg bei Oſchatz und auf der entgegengeſetztern Seite in weiteſter Ferne der Jeſchkenberg in Böhmen, die Lauſche bei Zittau in der Lauſitz und ein Theil des Rieſengebirges. Man hat demnach eine Entfernung von 24 Meilen — vom Rieſengebirge bis zum Kolmberg — im Geſichtskreiſe. Man ſieht den Lauf der Elbe, wo ſie aus den Felſen hervorbricht bis dahin wo ſie das Meißner Weingebirge in ſeine Schatten aufnimmt. Hinter dem Winterberge beginnt die Gränze von Böhmen, welche man überſchreiten muß, um das Prebiſchthor zu beſuchen, das auf Böhmiſchen Gebiete ſich erhebt und nach dem Urtheile aller Reiſenden eine der herrlichſten Partien iſt. Dieſes Prebiſchthor iſt ein 60 Ellen hoher und eben ſo breiter Felſenbogen; ein ſchmaler Pfad führt auf die Decke der Thorwölbung, durch einen 60 F. breiten Schlußſtein gebildet. Von dieſem Felſenthore ſtellt ſich dem Beſchauer das reizendſte Landſchaftsgemälde dar. Man ſchauet hinunter in den jähen, über 600 Ellen tiefen Prebiſchgrund, nach den grotesken Felſenwänden und dem gleich einem Thurme, aus grauſender Tiefe einige 100 Ellen kühn

und trotzend in die Höhe emporſteigenden **Prebiſchkegel** und weiterhin in die blauen, ſchönen Fernen des Leitmeritzer Kreiſes Böhmens und zu den auf der linken Elbſeite ſich emporhebenden Felſenmaſſen des Gallſteins, des Zirkelſteins und Schneeberges. Ein ſehr romantiſcher, jetzt nicht mehr gefährlicher Felſenweg führt an der Seite des Prebiſchthores hinab nach den Thälern der Biela und Kemnitz, durch eine das ganze Thal verſperrende, ſehr maleriſch gelegene Mühle nach dem Böhmiſchen Dorfe **Hirniskretſcham**, von wo man auf einer Gondel auf der Elbe in 1½ Stunden wieder nach Schandau zurückfahren kann.

Das **Erzgebirge**, welches ſeinen Namen von ſeinem großen Reichthum an mineraliſchen Schätzen hat, trennt einen Theil des Königreichs Sachſens von Böhmen; doch befindet ſich in der Regel ſeine größte Höhe in Böhmen, wohin es auch ungleich ſteiler, als gegen Sachſen abfällt. Sein Hochgebirge bildet einen zuſammenhängenden Gebirgskamm, von welchem die Bäche und Flüſſe auf der Sächſiſchen Seite nach N. und N. W. und auf der Böhmiſchen gegen S. und S. O. laufen. Es erſtreckt ſich von N. O. gegen S. W., von dem Elbſandſteingebirge (der Sächſiſchen und Böhmiſchen Schweiz) bis in die Gegend von Markneukirchen (im vormaligen Voigtländiſchen Kreiſe), wo es ſich mit dem nahen **Elſter-** und **Egergebirge** verkettet, welches ſich an der Böhmiſch-Voigtländiſchen Gränze in ſüdlicher Richtung bis zu den Quellen der Elſter, und dann weſtlich wendet, wo es dem Fichtelgebirge ſich anſchließt und ſo die Verbindung des Erzgebirges mit dieſem macht. Der Hauptcentralpunkt des Erzgebirges, wodurch es in den nordöſtlichen und ſüdweſtlichen Theil geſchieden wird, iſt die Hochebene oder der Gebirgsſattel zwiſchen Wieſenthal, Joachimsthal und Gottesgabe, wovon ein Haupttheil der **kalte Winter** heißt, und im W. vom Gottesgaber **Spitzberge** (in Böhmen), nördlich vom **Fichtelberge** (in Sachſen) und ſüdöſtlich vom **Keilberge** (in Böhmen) begränzt wird. Dieſer Gebirgsſattel, über welchen die Straße von Annaberg nach Joachimsthal und Karlsbad in Böhmen führt, erhebt ſich gegen 3400 F. über die Meeresfläche und iſt ſelbſt im Sommer ſehr rauh. Der nordöſtliche Theil des Gebirges reicht 10½ M. weit, und der ſüdweſtliche Theil iſt 7½ M. lang, ſo daß alſo die Länge des geſammten Sächſiſchen Erzgebirges (doch ohne das Elſter- und Egergebirge) 18 M. beträgt. Der höchſte Berg des Sächſiſchen Erzgebirges und überhaupt der höchſte Berg des Königreichs Sachſen iſt der **Fichtelberg**, der eine Höhe von 3730 F. hat, und durch eine ſattelförmige Vertiefung in die vordere und die hintere Kuppe getheilt wird, wovon die erſtere höher als die letztere iſt. Von Oberwieſenthal aus kann man die vordere Kuppe in ¾ und die hintere in ⅝ Stunden erſteigen. Die Ausſicht von dem Fichtelberg iſt die reichſte und umfaſſendſte in Sachſen, aber man kann wegen der Bäu-

me nirgends den Horizont auf einmal überſehen, und es iſt zu bedauern, daß bis jetzt in Sachſen noch gar nichts gethan wurde, um die Ausſicht in Einen Punkt zu faſſen und überhaupt genießbarer zu machen. Von der Vertiefung zwiſchen den beiden Kuppen läuft oſtwärts eine Schlucht herab, das Jungfernloch genannt, worin ſich der Schnee ungemein lange erhält. Noch höher als der Fichtelberg iſt der Keilberg, der aber zum Böhmiſchen Erzgebirge gehört und 3870 F. hoch iſt. Der ihn bedeckende und ſich noch über andere Berge erſtreckende Wald heißt der Schwarzwald. Die weſtliche mehr mit Wieſen als mit Wald bedeckte Hälfte des Keilberges heißt der kalte Winter; die öſtliche Hälfte iſt der Keilberg im engern Sinne und ihr Gipfel heißt die hohe Wieſe, auf welcher ein 100 Schritte im Umfange haltender See ſich befindet, welcher mithin eine höhere Lage, als der Fichtelſee auf dem fränkiſchen Fichtelgebirge hat. — Unter den Metallen, welche das Erzgebirge liefert, iſt das Silber am wichtigſten, wovon 1832, 65,886 (1835: 62, 874) Mark am Werthe von 878,480 (1835: 833,320) Thlr. ausgebracht wurden. Das Silber wird theils aus eigentlichen Silbererzen, theils aus ſilberhaltigen Bleierzen gewonnen. Zuweilen kommen gediegene Silberſtufen vor von 10 bis 50 Pfund. In frühern Zeiten aber gab es ſchwerere. So wurde 1749 eine Silberſtufe ausgebracht, welche 1¾ Centner wog und auf 2500 Thlr. geſchätzt wurde; 1771 eine ähnliche. Daß aber kurz nach der Entdeckung der Schneeberger Silbergwerke Herzog Albrecht mit ſeinen Räthen in einer Grube an einer aufgefundenen Silberſtufe von 40 Ctr. Schwere geſpeiſet habe, iſt ein Mährchen. Doch beträchtlich iſt immer noch der Silbergewinn, vorzüglich in dem Freiberger Bergamtsrevier. Ueberhaupt hat das Erzgebirge im ganzen 18. Jahrhunderte 3,514,098 Mark (im Durchſchnitt jährlich 35,141 Mark) und im 19. Jahrhunderte bis 1832 einſchließlich 1,809,569 (im Durchſchnitte jährlich 56,549) Mark fein Silber geliefert, und iſt alſo das am Silber reichſte Gebirge Deutſchlands. Außer dem Silber liefert das Erzgebirge Zinn, Blei, Kupfer, Eiſen, Kobalt, Arſenik, Spießglas, Wismuth und Braunſtein.

Dresden, die Hauptſtadt des Königreichs und Reſidenzſtadt des Königs, mit 3040 H. und 66,000 E., hat eine reizende Lage in der Mitte eines ringsum von Anhöhen begränzten Thales, auf beiden Ufern der Elbe und beſteht außer einigen Vorſtädten, aus folgenden 3 Haupttheilen; der Altſtadt und der Friedrichsſtadt, welche auf dem linken Elbufer liegen und aus der Neuſtadt, welche auf dem rechten Elbufer erbaut iſt. Von der Friedrichsſtadt wird die Altſtadt durch die Weißeritz geſchieden. Zur Verbindung der Altſtadt und Neuſtadt dient die berühmte ſteinerne Brücke, welche über die Elbe führt. Bereits im 13. Jahrhunderte wurde dieſe Brücke von Steinen erbaut, aber ihre jetzige Geſtalt erhielt ſie erſt unter

Auguſt II. in den Jahren 1727—1731. Sie hat 17 Pfeiler, die 16 Bogen bilden, iſt 550 Ellen lang und 13½ breit. Auf beiden Seiten ſind Rondeele und Ruhebänke, erhöhete Trottoirs und Eiſengeländer. Damit durch Begegnen keine Störung entſteht, wird durch die aufgeſtellten Wachen dafür geſorgt, daß die Darübergehenden jederzeit auf der ihnen rechts liegenden Seite gehen müſſen. Auf dem 5. und größten Pfeiler, von der Altſtadt her, ſteht ein metallenes vergoldetes Kruzifix, zu deſſen Füßen ſich eine Marmortafel mit einer lateiniſchen Inſchrift befindet; ihm gegenüber auf der andern Seite der Brücke iſt das vereinigte Wappen von Sachſen und Polen angebracht.

Seit 1817 hat man die Feſtungswerke abgetragen und von dieſer Zeit an iſt ſehr viel zur Verſchönerung von Dresden geſchehen, ſo daß es mit Recht unter die ſchönſten Städte Deutſchlands gerechnet wird. Unter den Gebäuden bemerken wir zuerſt das königliche Schloß, auf einem gegen die Elbe zu freien Platze, der Elbbrücke gegenüber. Es nimmt einen Raum von 1300 Schritten im Umfange ein, iſt im Aeußern von keiner ausgezeichneten Bauart, indem es, nach dem Entſtehen und Verändern der einzelnen Theile, den Bauſtyl mehrerer Jahrhunderte in ſich vereinigt, und hat 3 Hauptthore, wovon das ſogenannte grüne Thor mit einem 177 Ellen hohen Thurme, dem höchſten in Dresden geſchmückt iſt. Das Schloß beſteht außer der nach der Brücke zugekehrten Hauptfronte, aus 2 Flügeln und mehrern Zwiſchen= und Seitengebäuden. Bedeckte Gänge verbinden daſſelbe mit dem prinzlichen Pallaſte, worin jetzt der König reſidirt, der katholiſchen Kirche, dem Kanzleihauſe, dem großen Opernhauſe, der Bildergallerie ꝛc. In dem Erdgeſchoſſe des größern Schloßhofes befindet ſich das grüne Gewölbe, ein überaus reicher Schatz von Edelſteinen, Perlen, und verſchiedenen Kunſtarbeiten von Gold, Silber, Elfenbein ꝛc. in 8 Zimmern, und hat ſeinen Namen von einem grün gemalten Zimmer, worin Kurfürſt Auguſt mehrere Koſtbarkeiten aufſtellen ließ. Unter andern befinden ſich darin ein großer für 48,000 Thlr. erkaufter Onyx von 6¾ Zoll Höhe und 4¾ Zoll Breite; ein weißer Diamant von 194½ Gran, ein grüner von 160 Gran, der größte bekannte Granat aus Böhmen, 4 Schnuren Sächſiſcher Elſter=Perlen ꝛc. In einem beſondern zum Schloſſe gehörigen Gebäude iſt eine der erſten Gemäldegallerien nicht allein Deutſchlands, ſondern Europas, die ihren Vorzug Auguſt III. verdankt, welcher den größten Theil der Gallerie des Herzogs von Modena für 1,200,000 Thlr. und viele andere Meiſterwerke z. B. 1734 Raphaels Madonna für 17,000 Dukaten kaufte. Dieſem Gemälde zunächſt wird die Nacht von Correggio geſetzt. Ueberhaupt beſitzt dieſe Gemäldegallerie einen großen Reichthum von Werken der berühmteſten und vortrefflichſten Maler der Italieniſchen, ſo wie auch der Niederländiſchen Schule. — Der

Zwinger iſt ein Gebäude, das 1711 von Auguſt II. als Vorhof zu einem neuen Schloſſe angelegt wurde. Sechs durch eine Gallerie von einem Stockwerke verbundene Pavillons umſchließen von 3 Seiten mit 4 Portalen einen Hof, wo im Sommer gegen 300 Orangenbäume ſtehen, die dieſen Platz zu einem angenehmen Spaziergange machen und ihm mit den platten Dächern ein morgenländiſches Anſehn geben. Das Ganze iſt im grotesken Style erbaut und kontraſtirt ſonderbar mit dem jetzigen einfachern Style der Baukunſt. Die ſchönen Säle und Zimmer des Zwingers waren urſprünglich zu Spiel- und Speiſezimmern beſtimmt, jetzt dienen ſie zur Aufbewahrung des Kupferſtich-, Naturalien- und Modellkabinets, der Sammlung mathematiſcher und phyſikaſcher Inſtrumente, des Modells von Salomons Tempel und des hiſtoriſchen Muſeums, das aus den zwei frühern Sammlungen der Rüſtkammer und der Kunſtkammer kürzlich gebildet worden iſt und 8 an einander ſtoßende Säle, Gallerien und Kabinette einnimmt. Alle dieſe Gebäude befinden ſich in der Altſtadt; in der Neuſtadt ſteht auf einem großen Platze der Japaniſche Pallaſt oder das Auguſteum, die ſchönſte Zierde dieſes Theils von Dresden. Er beſteht aus 2 Stockwerken und einem Halbgeſchoſſe und hat ein kupfernes Dach, das allein 12,000 Thlr. koſtete. In dieſem Pallaſte, den Schätzen der Wiſſenſchaft und Kunſt geweihet, befinden ſich die große königliche öffentliche Bibliothek von 230,000 Bänden, 2700 Handſchriften ꝛc. in 3 großen Sälen und 21 Zimmern aufgeſtellt; die Antikengallerie oder das Auguſteum, eine herrliche Sammlung, die 12 große Säle einnimmt; das Münzkabinet; und die Porzellanſammlung in 18 Zimmern, eine ſeltene Sammlung von Chineſiſchem, Japaniſchem und Meißniſchem Porzellan, deren Werth man auf mehrere Millionen Thlr. anſchlägt. Sehr belehrend iſt die Reihenfolge von dem erſten von Böttger erfundenen Sächſiſchem Porzellan bis zu ſeiner jetzigen Vervollkommnung in Hinſicht der Maſſe, der Formen und der Malerei.

Unter den Kirchen, deren Dresden mit den Kapellen 18 zählt, zeichnen ſich zwei vorzüglich aus, die katholiſche Hofkirche und die Frauenkirche. Die erſtere, ein Meiſterwerk der Baukunſt und eine der ſchönſten Kirchen Deutſchlands, iſt von 1737 bis 1751, mit einem Koſtenaufwand von 2 Millionen Thlr. erbaut worden. Sie ſteht auf einem der ſchönſten freien Plätze der Altſtadt, umgeben von der herrlichen Elbbrücke, dem Brühlſchen Garten und dem königl. Schloſſe, iſt ganz von Pirnaiſchem Sandſtein erbaut, 140 Ellen lang und 85 breit, und theilt ſich in das Schiff und 2 Seitenkirchen. Das platte, mit Kupfer gedeckte Dach hat ein doppeltes Geländer, wovon das eine um die ganze Kirche, das andere um das höhere Schiff läuft. Geländer und Portal ſind mit 64 Statüen geziert. In den 303 F. hohen Thurm ſind 50 Ctr. ſchwere Werkſtücke verbaut und er beſteht

aus 3 von Säulen getragenen, pyramidenförmig zulaufenden Stockwerken, zwiſchen welchen eine gleichſam ſchwebende Steintreppe angebracht iſt. Das Innere der Kirche entſpricht der äußern geſchmackvollen Pracht. Wenn man durch den Haupteingang in das Innere tritt, ſo öffnet ſich das prächtige Schiff *) mit dem Hochaltare im Hintergrunde; ein geräumiger Säulengang, der um daſſelbe und hinter dem Hochaltare wegführt, trennt die dem heiligen Xaverius und dem heil. Benno geweihten Seitenkirchen. Außerdem ſind noch 4 Kapellen in der Kirche angebracht, und unter der Sakriſtei iſt die Gruft des königl. Hauſes. Der Fußboden iſt mit Platten von weißem und ſchwärzlichem Marmor belegt. Den Hochaltar ziert ein 33 F. hohes und 16 F. breites Gemälde, die Himmelfahrt Chriſti darſtellend und ein Meiſterſtück des berühmten Malers Mengs **), wofür derſelbe 30,000 Thlr. erhielt. Außer dem Hochaltare hat die Kirche noch 8 Altäre. Die Orgel iſt ein vortreffliches Werk. An Sonn- und Feiertagen iſt Hochamt mit muſikaliſcher Begleitung der königl. Kapelle, welches gewiß kein Fremder verſäumt. Am Charfreitage wird das Begräbniß Chtiſti und am Vorabend des Oſtertages die Auferſtehung in feſtlicher Prozeſſion gefeiert, woran die königl. Familie Theil nimmt. Ein ähnlicher Umgang findet am Frohnleichnamstage Statt. — Die Frauenkirche, gleichfalls ein herrliches Bauwerk, am Neumarkte der Altſtadt, ganz aus Pirnaiſchen Sandſteinquadern 1726 — 1745 aufgeführt; daher widerſtand auch das Kuppelgewölbe ſelbſt den vielen Preußiſchen Bomben bei der Belagerung Dresdens 1760, die auf dem Dache abſprangen und zerplatzten, ſo daß die Kirche, mitten unter Häuſertrümmern von allen Seiten, allein ganz unverſehrt ſtehen blieb. Das Aeußere der Kirche iſt ein Quadrat mit abgeſtumpften Ecken; im Innern bildet ſie ein Oval. Auf der Hauptrundung der Kirche und ihren innern Pfeilern ruht die prächtige Kuppel, welche durch 4 Bogenfenſter Licht erhält, und es der Kirche durch eine 10 Ellen weite Oeffnung mittheilt. Um das Innere dieſer Kuppel läuft eine Gallerie mit eiſernem Gitterwerk, auf welcher einige hundert Menſchen Platz haben. Die Kuppel beſteht aus einem zweifachen Gewölbe, in welchem die Treppe zu der auf derſelben ſich erhebende Laterne führt, die mit einem Steingeländer umgeben iſt, wo man den ſchönſten Standpunkt hat, um Dresden und ſeine ſchöne Umge-

---

*) Unter dem Schiff einer Kirche verſteht man den innern größern Raum derſelben, der öfters durch Säulengänge in mehrere Abtheilungen getheilt iſt, wovon die mittlere das Hauptſchiff heißt.

**) Anton Raphael Mengs war 1728 zu Außig in Böhmen geboren, wurde bei August III. als König von Polen, Auguſt II., Hofmaler, hielt ſich lange zu Rom auf und ſtarb 1779 in dieſer Stadt.

gend zu überſchauen. Rings um die Kuppel ſtehen auf 4 Vorſprüngen pyramidenförmige Thürmchen. Außer der prächtigen Kuppel machen das einfache, aber ſchöne Innere, der Säulenaltar, die Orgel von 44 Regiſtern und 6000 Pfeifen und die Katakomben in den Kreuzgängen unter der Kirche dieſen Tempel vorzüglich ſehenswerth. Im Innern hat die Kirche 86 Ellen Länge und 62 Breite. — In der Friedrichsſtadt iſt ſeit 1836 ein ſehenswürdiges Denkmal dem verſtorbenen König Anton errichtet, welches aus der trefflich gelungenen Büſte deſſelben von Gußeiſen und 12 Ctr. Schwere beſteht, die auf einem polirten Granitwürfel von 68 Ctr. Gewicht ruhet, mit der Inſchrift: Anton dem Gütigen, von den Bewohnern der Friedrichsſtadt den 27. Dezember 1835.

Der Plauenſche Grund, ein enges, aber ſehr anmuthiges, von hohen ſchroffen Syenitfelſen eingeſchloſſenes und von der Weißeritz durchſtrömtes Thal, hat ſeinen Namen von dem ¾ Stunden ſüdweſtlich von Dresden gelegenen Dorfe Plauen, hinter dem man in den Grund tritt, der hier ſehr enge iſt durch die Felſen, die an den Ufern der Weißeritz ſich erheben; weiter hin bei den Dörfern Potſchappel und Döhlen erweitert ſich das Thal und die Anſicht ändert ſich; die Erhabenheit der Natur macht der Milde Platz. Von da verbreitet ſich in weſtlicher Richtung ein reiches Steinkohlenlager, bis man zuletzt durch einen Felſenpaß in einen abermals ſich verengenden Thalgrund gelangt, der ſich zwiſchen hohen Bergen hinzieht, und wo in einiger Entfernung die Ruinen der Burg Tharandt erſcheinen, bei welcher das Städtchen gleiches Namens liegt, bekannt wegen ſeines beſuchten Mineralbades, ſeiner reizenden Partien, ſeiner Forſtakademie und der damit verbundenen königl. ökonomiſchen Lehranſtalt. Der Plauenſche Grund, der von Plauen bis Tharandt ſich erſtreckt und etwa 3 Stunden in der Länge hat, iſt nicht allein wegen ſeiner Naturſchönheiten berühmt, ſondern auch wegen ſeines wichtigen Bergbaus auf Steinkohlen merkwürdig, der mit jedem Jahre größere Ausbeute, bisher durch 600 Arbeiter jährlich 700,000 Ctr., 1836 aber faſt das Doppelte (1,300,000 Ctr. Steinkohlen) liefert, und zu deſſen Behuf Dampfmaſchinen und ein unterirdiſcher Kanal von 2950 Lachter Länge, mit 8 Luftlöchern durchs Gebirge geführt iſt und den Transport der Steinkohlen erleichtert.

Königſtein, dieſe weltberühmte Felſenfeſtung, liegt 3 Meilen von Dresden, auf einem mächtigen, majeſtätiſch ſich aufthürmenden, ſteilen Sandſteinfelſen, der 1100 F. über der Meeresfläche und etwa 400 F. über dem Spiegel der Elbe erhaben iſt und oben einen Umfang von ½ Stunde hat, wo ſich außer den Gebäuden, Feſtungswerken, und bombenfeſten Kaſematten, auch ein kleiner Wald, Gärten, etwas Feld, ein tiefer Brunnen und einige Ciſternen befinden. Die Beſatzung beſteht aus etwa 200 Mann.

Der Weg zu dieſer Feſtung geht durch einen dunkeln, gewölbten in den Felſen gehauenen Gang, der ſo ſteil anſteigt, daß man zum leichtern Fortkommen Handhaben zu beiden Seiten befeſtigt hat. Ueberraſchend iſt es, wenn man dieſen ſchauerlichen Felſenweg durchwandert hat, hier oben große und anſehnliche Gebäude von Gärten umgeben und ein Wäldchen von Tannen, Fichten, Eichen und Buchen zu finden. Durch die ſtets vermehrten und verbeſſerten Feſtungswerke, durch die unerſteigliche Lage, welche das Erſtürmen unmöglich macht, und durch die Unmöglichkeit des Beſchießens, indem der Lilienſtein und der Quirl zwar höher als der Königſtein ſind, aber wegen ihrer Steilheit das Hinaufſchaffen ſchweren Geſchützes nicht erlauben, iſt dieſe Bergfeſtung in einem ſolchen Zuſtande, daß man ſie für unüberwindlich halten muß. Der fürchterlichſte Feind aller Feſtungen, der Hunger, wäre das Einzige, wodurch ſie fallen könnte. Allein auch dieſer Feind iſt hier nicht ſo gefährlich, als bei andern Feſtungen, indem der tiefe Brunnen nicht abgegraben, das auf 3 Jahre vorräthige Proviant nicht vernichtet und das vorhandene Holz im Walde vom Feinde nicht genommen werden kann, und überdies einiges Getreide auf dem Königſteine ſelbſt wächſt, welches zum Unterhalte der nicht ſtarken Beſatzung einige Zeit dienen könnte. Der Hauptnutzen dieſer Feſtung beſteht darin, daß ſie Sachſen zum ſicherſten Aufbewahrungsort aller Koſtbarkeiten und Schätze ſeiner Hauptſtadt und des Landes dienet. Von Gebäuden findet man auf dem Königſtein drei Schlöſſer: die Chriſtians- oder Friedrichsburg, dem Lilienſtein gerade gegenüber, worin man die Bildniſſe aller Sächſiſchen Regenten, aller Generale Sachſens und Kommandanten des Königsſteins ſieht, die Georgenburg, worin ſich Staatsgefängniſſe befinden, und die Magdalenenburg, deren ungeheure Keller das Rieſenfaß aufbewahrten, welches 1818 ſeiner Baufälligkeit wegen zerſchlagen worden iſt; ein Kommandantenhaus, eine Garniſonkirche, Kaſernen, ein Zeug- und Provianthaus, ein Pulvermagazin. Die bombenfeſten Kaſematten, z r Wohnung der Garniſon im Falle einer Belagerung beſtimmt, ſind geräumig und hell, zum Theil in den Felſen gehauen, ſehr trocken, mit einer 6 Ellen dicken und oben mit Steinplatten verſehenen Decke übetleat, die weder Regen noch Bomben eindringen läßt, mit einem Backofen und mehreren Kaminen verſehen, worin die Beſatzung im Nothfall kochen kann. Noch müſſen wir einige Worte von dem tiefen Brunnen ſagen, welcher 1553 anzulegen angefangen wurde, und woran man 40 Jahre lang arbeitete. Er iſt 586 Ellen tief, durch lauter Sandſteinfelſen gehauen, hat in der Regel 26 Ellen Waſſer, und iſt ſelbſt bei der größten Dürre nicht waſſerlos. Als eine Merkwürdigkeit des Königſteins wird noch das ſogenannte Pagenbette gezeigt, welches unter der Friedrichsburg, außerhalb an dem Felſenabhange ſich befindet.

Karl Heinrich von Grunau, ein Page Johann Georgs II. gab dieſer Stelle den Namen. Dieſer kroch nämlich 1675 wäh-rend eines Hoffeſtes, von Luſt und Wein benebelt, zu einer Schieß-ſcharte einer Burg hinaus auf den kaum eine Elle breiten, abſchü-ßigen Vorſprug des Felſens, um da den Rauſch zu verſchlafen. Nur der geringſten Wendung bedurfte es, und er ſtürzte in den Abgrund hinunter. Glücklicher Weiſe wurde er zeitig entdeckt, und als man dem Kurfürſten dies halsbrechende Ruheplätzchen zeigte, ließ er den Schlummernden erſt anbinden und dann mit Trompe-ten und Pauken wecken. Der Schreck muß aber dieſem Pagen nicht viel geſchadet haben, denn ungeachtet eines ähnlichen Aben-teuers, wo ſein ſcheues Pferd von der Brücke zu Dresden mit ihm in die Elbe hinab ſetzte, erreichte er ein Alter von 106 Jah-ren. — Der Beſuch dieſer Feſtung wird niemand ohne beſondere königliche Erlaubniß geſtattet. Unbeſchreiblich ſchön iſt die Aus-ſicht von dieſer Höhe auf das Elbthal, weit über Dresden hinaus und auf die koloſſalen Felſengebilde und maleriſchen Berggruppen der Sächſiſchen Schweiz, von denen der Blick wieder herabgezogen wird in die anmuthigen Thäler, durch welche die Waldſtröme ihre Silberſtreifen ziehen.

Meiſſen, eine mittelmäßig große, von 7800 Menſchen bewohnte Stadt, iſt vorzüglich durch ihre Porzellanfabrik berühmt, liegt in einer reizenden Gegend des linken Elbufers, begränzt von Wein- und Waldbergen, theils nahe an der Elbe, theils auf An-höhen und Thälern, zwiſchen den Bächen Meiße und Trübiſch, die ſich in die Elbe ergießen, und theilt ſich in die Oberſtadt, Mittel-ſtadt und Vorſtädte. Die erſtere begreift den Schloßberg, einen 160 F. über der Elbe erhabenen Syenitfelſen und den Afrafelſen, der durch eine aus einem einzigen 42 F. weiten Bogen beſtehende ſteinerne Brücke mit jenem verbunden iſt; von beiden Felſen füh-ren Treppen in die Mittelſtadt hinab, welche am Fuße derſelben gegen die Elbe und Trübiſch hinabliegt. Auf dem Schloßberge ſteht die Domkirche, ein Meiſterſtück Gothiſcher Baukunſt, 933 von dem Deutſchen Könige Heinrich I. gegründet und 948 vollen-det, aus Pirnaiſchen Sandſtein erbaut und mit einem 254 F. hohen Thurme geziert, in welchem eine Wendeltreppe von 187 Stufen auf einen freien, mit einer Gallerie verſehenen Platz führt, über welchem eine gegen 60 F. hohe, ſteinerne, oben mit einem Kreuze gezierte Pyramide von durchbrochener Arbeit ſich erhebt, welche wegen ihrer Zierlichkeit dem erſten beſten Sturme nicht tro-tzen zu können ſcheint, und doch nun vielleicht, wie der Dom ſelbſt, faſt ein Jahrtauſend ſchon ganz unverſehrt ſteht. Ein ei-ſernes Gitter trennt von dem Schiffe der Kirche die Fürſtengruft oder die ſogenannte Fürſtenkapelle, in deren Mitte das Grabmal Friedrichs des Streitbaren (erſten Kurfürſten) und ſeiner Gemah-lin iſt. Die Stammväter der beiden Sächſiſchen Fürſtenlinien lie-

gen hier ebenfalls, überhaupt 22 fürſtliche Leichen, wovon nur 11 Denkmäler haben. An die Domkirche ſtößt die Albrechtsburg, mit der ſeit 1710 errichteten berühmten Porzellanfabrik, der älteſten in Europa, welche noch immer, wiewohl nach ihr viele ähnliche Fabriken entſtanden ſind, unter allen einen vorzüglichen Rang beſonders in Hinſicht auf die Schönheit und Dauer der Maſſe behauptet. In Bezug auf Form, Malerei und Geſchmack waren ihr Fabriken zu Berlin, Wien, Sevres bei Paris ꝛc. zuvorgekommen; doch liefert ſie in den neueſten Zeiten Arbeiten von ausgezeichnet geſchmackvoller Form und Malerei, und der Abſatz derſelben hat ſo zugenommen, daß im Jahre 1834 kein Zuſchuß mehr erforderlich war, der früher jährlich bis auf 36,000 thl. ſtieg. Bekanntlich iſt dieſe Fabrik ein Staatsgut. Der Erfinder des Meißner Porzellans und alſo des Porzellans überhaupt in Europa, das ſchon lange die Chineſen und Japaneſen kannten, die Europa damit verſorgten, indem die Holländer beſonders ſich die Einfuhr deſſelben nach Europa angelegen ſeyn ließen *), war Johann Friedrich Böttger, welcher jedoch von Walther von Tſchirnhauſen Anfangs bei der Arbeit unterſtützt wurde. Böttger war 1682 zu Schleiz geboren und ward zu Berlin Apotheker, mußte aber dieſe Stadt heimlich verlaſſen, weil er ſich gerühmt hatte, ein Pulver erfunden zu haben, womit er Gold machen könnte. Er ging nach Wittenberg, und da man in Preußen ſeinen Aufenthalt daſelbſt erfahren hatte: ſo forderte der Preußiſche Hof den Flüchtling zurück und wendete alles an, ihn nach Berlin zurückzuführen, damit er daſelbſt ſein Geheimniß offenbaren ſollte. Auf ſeine Bitte erhielt er indeſſen vom damaligen Kurfürſten von Sachſen und König von Polen Schutz und ward nach Dresden gebracht, wo er ſein Geheimniß bekannt zu machen verſprach, und 4 Jahre auf das Beſte verpflegt wurde, jedoch nicht ausgehen durfte. Nach vielen Winkelzügen und Lügen entfloh er aus ſeinem Gewahrſam, ward jedoch eingeholt und, da man die Hoffnung, daß er Gold machen könne, ziemlich aufgegeben hatte, von dem erwähnten Tſchirnhauſen zu Verſuchen, Porzellan und Borax zu machen gebraucht. Wirklich gelang erſteres, und da man das Geheimniß nicht in die Hände der Schweden, die damals Sachſen eingenom-

---

*) Das Chineſiſche Porzellan kam zuerſt gegen Ende des 15ten Jahrhunderts durch die Portugieſen nach Europa in den Handel und galt bis zur Erfindung des Meißner für eine große Koſtbarkeit und Seltenheit, ſo daß Auguſt der Starke, Kurfürſt von Sachſen und König von Polen dem Könige von Preußen ein Regiment Dragoner für ſeltene Porzellanvaſen überließ. Ueberhaupt galt damals an fürſtlichen Tafeln Porzellangeſchirr dem Golde und Silber gleich.

men hatten, gerathen laſſen wollte, ward Böttger mit 3 der eingeweihteſten ſeiner Gehülfen nach dem Königſtein gebracht, wo ſie gut behandelt wurden und zu arbeiten fortfuhren. 1707, nachdem die Schweden Sachſen verlaſſen hatten, kehrten ſie wieder nach Dresden zurück und ſetzten ihre Arbeiten fort, und nach dem Tode Tſchirnhauſen's im Jahre 1708, fand Böttger Gelegenheit, ſich die ganze Erfindung anzueignen. Das erſte Porzellan, was Böttger erfand, war braunroth und ſchwarz von Farbe, weshalb man es damals nur *braunes Zeug* nannte. 1709 erfand er auch das weiße Porzellan und 1710 wurde die Fabrik zu Meißen förmlich gegründet und Böttger zum Adminiſtrator derſelben ernannt; damals beſtand ſie nur aus 18 Perſonen. Böttger ſtarb 1719 zu Dresden. Vieles Unwahre wird von ihm erzählt, wohin auch dies gehört, daß er in Adelſtand erhoben worden ſey.

Leipzig, in Hinſicht der Bevölkerung (die jetzt 45,000 Seelen beträgt), die zweite Stadt Sachſens, als Handels- und Meßplatz aber eine der wichtigſten Deutſchlands, liegt in einer flachen, anmuthigen Gegend, wo reizende Gehölze (darunter beſonders das parkähnliche *Roſenthal*), friſche Wieſengründe, herrliche Obſt- und Fruchtgärten, üppige Felder und ſchöne Dörfer mit einander abwechſeln. An der Nordſeite der Stadt fließt die Parde, die ſich hier mit der Pleiße vereinigt. An der Weſtſeite Leipzigs ſtrömen die Pleiße und Elſter, die ſich in mehrere Arme theilen, und wovon ein Arm der Elſter die Luppe heißt. Leipzig beſteht aus der innern Stadt und den anſehnlichen Vorſtädten, die ſich um die erſtere herumziehen und von derſelben durch wohl unterhaltene Alleen getrennt werden, welche einen ſchönen Spaziergang gewähren, der ſich an vielen Stellen und ganz beſonders auf der Oſtſeite zu lieblichen Anlagen mit einer ſchönen Waſſerpartie ausbreitet, während die Vorſtädte reich an ſchönen Gärten ſind. Der ſchönſte darunter iſt der vormalige *Reichenbachſche*, jetzt *Gerhardſche* mit einem herrlichen Park. Die hinter dem Garten vorbeifließende Elſter veranlaßte die Anlegung eines Baſſins, auf dem ſich Waſſervögel aufhalten, und ein in Japaniſchem Geſchmack erbautes und mit 16,000 Porzellantafeln belegtes Gartenhaus gewährt eine entzückende Ausſicht auf die umliegende Gegend. Römiſche Gebäude, dichte Haine, treffliche Bildſäulen, viele ſeltene Pflanzen in und außer den Treibhäuſern, und mannigfaltige andere Anlagen geben den Spaziergängern einen abwechſelnden Genuß. Hier und vor dem Garten war in der Leipziger Schlacht am 19ten Oktober 1813 der Schauplatz der größten Verwirrung, indem ſich hier der Polniſche Fürſt und Franzöſiſche Marſchall Poniatowsky und mit ihm Tauſende der Franzoſen und Polen in die Elſter ſtürzten, um das jenſeitige Ufer ſchwimmend zu erreichen, was jedoch den wenigſten gelang, vielmehr fanden Poniatows-

ky und die meiſten den Tod in den Fluthen; an der Stelle, wo Poniatowsky in die Elſter ſetzte, hat man einen einfachen würfelförmigen Denkſtein, im Innern des Gartens aber ein größeres Denkmal geſetzt.

Unter den Gebäuden Leipzigs erwähnen wir nur die ſchöne Nicolaikirche, die ihre jetzige ſchöne Geſtalt dem Bürgermeiſter und geheimen Kriegsrath Müller verdankt, der überhaupt um Leipzigs Verſchönerungen große Verdienſte ſich erworben hat. Das Aeußere der Kirche, die ſchon im 12ten Jahrhunderte gegründet wurde, mußte unverändert bleiben; das Innere aber hat man, keine Koſten ſcheuend (ſie ſollen über 100,000 Thlr. betragen haben), geſchmack- und prachtvoll eingerichtet, ohne doch gerade alle Spuren des Alterthums zu vertilgen oder der Würde des Ortes durch überladenen Prunk zu ſchaden. Das Kirchengebäude mit 3 Thürmen verſehen, iſt 104 Ellen lang, 52 breit und 53 Ellen hoch. Die alten Eckigen Pfeiler des Schiffs hat man in blaßrothe kanelirte Säulen mit Korinthiſchen Kapitälen und Palmzweigen verwandelt ſo daß es ſcheint, als wenn das alte Gothiſche Gewölbe von Palmbäumen getragen würde. Auch die Emporkirchen ruhen auf Korinthiſchen Säulen. Die Halle beim Haupteingange hat die Geſtalt eines viereckigen Tempels mit Joniſchen Säulen und einer doppelten Kuppel, und zu beiden Seiten ſind zwei kleinere Hallen. Eiſernes Gitterwerk mit vergoldeter Bronze trennt vom Schiffe das Chor, welches mit Marmorarbeit und Gemälden von Oeſer verziert iſt. Ueberhaupt enthält die Kirche von dieſem berühmten Maler ſchöne Freskogemälde.

Leipzig iſt außerordentlich ſtark bevölkert und daher ſehr lebhaft; aber äußerſt ſtark iſt die Lebhaftigkeit und das Menſchengewühl zur Zeit ſeiner drei Meſſen, die immer noch, beſonders die Oſtermeſſe, viele Menſchen hieher ziehen und zu den berühmteſten Europas gehören. Man zählt oft gegen 10,000 Verkäufer, unter ihnen Engländer, Franzoſen, Polen, Ruſſen, Niederländer, Italiener, Schweizer, Amerikaner, Armenier, Griechen, Türken ꝛc. Leipzig ſtellt dann einen merkwürdigen allgemeinen Marktplatz des Engliſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen Produkten- und Manufakturwaaren-Handels wie des nordiſchen Produkten- und Polniſch-Ruſſiſchen Pelzwaaren-Handels dar. In den Häuſern, Gewölben und Boutiquen beſchäftigt ſich die wogende Menſchenmenge mit dem Verkaufe und Ankaufe von Waaren und Fabrikaten aller Art. Auf dem Roßplatz ſtehen Pferde aus allen Gegenden zum Verkauf, und die eine freie Seite dieſes Platzes dient zu einer großen Wagenremiſe für hieſige und auswärtige Sattler, deren Wagen von allerlei Form unter einer Art von Zelten aufgeſtellt ſind. Nach der ſüdöſtlichen Seite des Platzes ſind viele Buden erbaut, in denen man die ſogenannten Meßſehenswürdigkeiten zeigt, während in andern Getränke und Speiſen zu haben ſind und

Trompeten, Orgeln oder Leierkaſten, Harfen, Geigen, Ausruferſtimmen ꝛc. auf die bunteſte Weiſe durch einander tönen. Die Oſtermeſſe führt über 500 Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche und Däniſche Buchhändler hieher, welche alle hier ihre Kommiſſionäre und größtentheils ihre Niederlagen und ſeit Kurzem eine ſchöne neu erbaute Buchhändlerbörſe haben. Leipzig, wo allein an 120 Buchhändler wohnen, iſt die einzige Stadt Europas, wo eine Buchhändlermeſſe gehalten wird; und ſehr bedeutend ſind die Buchhändlergeſchäfte, die hier gemacht werden, ſo daß ſie in die Millionen gehen. Seit mehreren Jahren arbeitet man an einer Eiſenbahn, die von hier bis Dresden geführt werden ſoll, von welcher aber erſt ein kleiner Theil fertig geworden iſt und mit Dampfwagen befahren wird. Dieſer fertig gewordene Theil geht von Leipzig bis zu dem 1 M. entfernten Dorfe Althen.

Leipzig ſah zweimal in ſeiner Nähe Schlachten liefern, die von den wichtigſten Folgen auf die Schickſale ganzer Völker waren. Die erſte dieſer Schlachten fiel im 30jährigen Kriege am 7. September 1631 zwiſchen den verbündeten Schweden und Sachſen unter Schwedens berühmten Könige Guſtav Adolph, und den Kaiſerlichen und Truppen der Ligue unter dem bekannten Tilly, nördlich von Leipzig bei dem Dorfe Breitenfeld vor, wonach ſie auch oft benannt wird. Keine der ſich gegenüber ſtehenden Armeen betrug über 36,000 Mann, und die beiden Heerführer waren die größten Feldherrn ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden. Anfangs lächelte in dieſer Schlacht das Glück den Kaiſerlichen, indem die Sachſen bald geſchlagen wurden und in Unordnung entflohen, aber an den Schweden ſcheiterten alle Angriffe der Kaiſerlichen; und zuletzt eroberten die Schweden die Anhöhen, auf denen das feindliche Geſchütz aufgeſtellt war, und richteten nun dieſes auf den Feind ſelbſt. Dieſer entflieht in wilder Flucht, die in völlige Auflöſung ausartet. Die ganze Artillerie, das ganze Lager der Kaiſerlichen werden erobert, Tilly ſelbſt wird beinahe gefangen, verdankt ſeine Rettung bloß dem Ohngefähr und erliegt faſt den erhaltenen Wunden, mehr aber noch dem Schmerz, ſeinen Ruhm zu überleben. Gering war der Verluſt der Schweden, groß hingegen der Kaiſerlichen, deren bis dahin ſiegreiches Heer, das noch kürzlich Deutſchland in Schrecken geſetzt hatte, nach der Schlacht ſich ganz zerſprengt befand. Dies war der erſtere wichtige Sieg der Proteſtanten in Deutſchland über die Katholiken in offenem Felde.

Noch weit wichtiger und folgenreicher war die große Schlacht, welche 182 Jahre ſpäter, am 16ten, 18ten und 19ten Oktober 1813, auf Leipzigs Fluren, vorzüglich auf ſeiner Südoſtſeite, zwiſchen der Parde und Pleiße geliefert wurde, ſich aber auch auf einen Theil der nördlichen Umgegend Leipzigs ausbreitete. Man nennt dieſe Schlacht mit Recht die Völkerſchlacht, denn die meiſten Völ-

ker Europas, namentlich Franzoſen, Italiener, Deutſche, Oeſterreicher, Preußen, Ruſſen, Polen, Schweden kämpften hier gegen einander mit ſolchen Heeresmaſſen, als man nicht leicht anderswo vereinigt ſah. Das Heer der Franzoſen und der Rheinbündner unter Napoleon war 170,000 Mann; das Heer der Verbündeten (Oeſterreicher, Preußen, Ruſſen, Schweden ꝛc.) über 300,000 Mann ſtark, wovon aber faſt 100,000 nicht in den Kampf kamen. Von Anbeginn des Feldzugs 1813 war es der Plan der Verbündeten geweſen, Napoleon auf beiden Flügeln zu umgehen, während die Mitte jedem entſcheidenden Schlage ausweichen ſollte, um ihm ſo auf jede Weiſe möglichſten Abbruch zu thun und ſich endlich in ſeinem Rücken zu vereinigen und ihm den Rückzug nach Frankreich abzuſchneiden. Die Verbündeten hatten nach den Siegen bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz endlich den Zeitpunkt Mitte Oktobers und die Gegend von Leipzig zur Ausführung ihres Vorhabens für geeignet gehalten, den September zur Vorbereitung deſſelben angewandt, und rückten vom Anfange Oktobers in 4 Armeen getheilt, nämlich die große Böhmiſche, unter Schwarzenberg (144,000 Mann) und die Polniſche, unter Benningſen (41,000 M.), von der Südſeite und die Schleſiſche Armee, unter Blücher (56,000 M.) und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden (68,000 M.), von der Nordſeite gegen Leipzig an. Napoleon hatte dieſe Abſicht der Verbündeten, ſich in ſeinem Rücken zu vereinigen, wohl ſchon längſt durchſchaut, hielt aber nichts deſto weniger ſeinen bisherigen Centralpunkt Dresden feſt, theils um dadurch ſich des Königes von Sachſen und mit ihm der übrigen bereits ſchwankenden Rheinbundesfürſten ſo lange als möglich verſichert zu halten; theils weil er ſich nicht entſchließen konnte, die Oder- und Weichſelfeſtungen, auch die ihm treu ergebenen Polen gänzlich aufzugeben; theils endlich, weil er hoffte, die Verbündeten durch ein kühnes Manoeuver einmal doch zu einem Mißgriff zu verleiten und ihrer Hauptarmee einen großen Schlag beizubringen. Gegen den 7. Oktober wurden ihm aber die Bewegungen in ſeinem Rücken doch zu drohend, und er brach an dieſem Tage von Dresden auf, um zu verſuchen durch eine Demonſtration auf Berlin, den Kronprinz von Schweden und Blücher von Leipzig abzuziehen und ſie zu bewegen, die Elbe wieder zurück zu überſchreiten, dann wollte er plötzlich umwenden, ſich auf die Böhmiſche Hauptarmee werfen und dieſe zu ſchlagen ſuchen. Da dieſes ihm nicht gelang, weil die Verbündeten ſeine Abſicht erriethen, konzentrirte er gegen den 14. Oktober ſeine ganze Macht bei Leipzig. Der 15. Oktober verſtrich ruhig; von beiden Seiten ordneten ſich die Heerſchaaren zur nahen Schlacht. Am 16. Oktober begann dieſelbe, die an dieſem Tage in folgende zwei Schlachten zerfällt: 1) die Schlacht bei Liebertwolkwitz, einem Städtchen 1 M. ſüdöſtlich von Leipzig, oder wie die Fran-

zoſen ſie nennen bei **Wachau**, einem Dorfe ½ Stunde weſtlich von Liebertwolkwitz, zwiſchen der großen Böhmiſchen Armee und dem größten Theile der Franzöſiſchen Armee, worin die Verbündeten ſehr ins Gedränge kamen und ihr zurückweichender Mittelpunkt in Gefahr war, durchbrochen zu werden, ſo daß Napoleon ſchon die Schlacht für gewonnen anſah, und Boten nach Leipzig eilten, dem Könige von Sachſen die Siegesnachricht zu bringen und ihn aufzufordern, zur Feier des Sieges mit allen Glocken läuten zu laſſen. Jedoch da der Abend anbrach, ſtanden die Verbündeten und die Franzoſen wieder ziemlich da, wo ſie am Morgen geſtanden hatten, und es war nichts entſchieden; 2) die Schlacht bei **Möckern**, einem Dorfe an der Pleiße, ½ M. nordweſtlich von Leipzig, zwiſchen der Schleſiſchen Armee unter Blücher und dem Franzöſiſchen Marſchall Marmont, worin die Verbündeten mit großem Verluſt den Sieg erkämpften, die feindliche Artillerie nahmen, und die Franzoſen bis vor Leipzig ſich zurückzogen. Der 17. Oktober verging gegen alle Erwartung ruhig, indem die Verbündeten glaubten, keinen Angriff unternehmen zu dürfen, bevor ſie die Verſtärkungen, die noch an dieſem Tage anlangen mußten, und die den Kreis um Leipzig vollends ſchließen ſollten, herangezogen hätten. Dieſe Verſtärkungen waren die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, die von Halle über Breitenfeld heranzog und die Polniſche Armee unter Benningſen und ein Oeſterreichiſches Armeekorps unter Colloredo. Als der 18. Oktober anbrach, hatte Napoleon eine gedrängtere Stellung näher gegen Leipzig genommen, in zwei großen Abtheilungen, die eine wobei er ſelbſt war, ſüdöſtlich von Leipzig bei den Dörfern Probſtheide und Konnewitz und die andere unter Ney, von Leipzig nordoſtwärts bis gegen Taucha. Die Verbündeten umgaben die feindliche Stellung in einem großen Kreiſe und griffen in 6 großen Heerſäulen (Kolonnen) an. Die Schleſiſche und Nordarmee dringen über die untere Parde und werfen die Franzoſen unter Ney gegen die Leipzig nahen Dörfer Paunsdorf und Schönfeld. Würtemberger und Sachſen gehen zu den Verbündeten über. Länger und hartnäckiger widerſtehen die Franzoſen bei Probſtheide und Konnewitz. Aber auch hier weichen ſie, als Ruſſen und Oeſterreicher zwiſchen beiden Theilen der Franzöſiſchen Armee bis Stötteritz vorgedrungen ſind. Ein Dorf nach dem andern geht für die Franzoſen verloren, und am Abend ſtehen ſie in und bei Leipzig, nur noch einige der nächſten Dörfer beſetzt haltend, während die Verbündeten nordwärts faſt bis an die Thore Leipzigs vorgedrungen waren. Die Lage der Franzoſen begann verzweifelt zu werden, ſie hatten ungeheuer verloren, der Abfall der Sachſen und Würtemberger ließ auch den der übrigen Rheinbundestruppen fürchten, faſt die ganze Munition war verſchoſſen und Napoleon konnte es ſich nicht verhehlen, daß wenn er den 19. die Schlacht

erneuerte, ein einziger glücklicher Angriff die Alliirten in den Beſitz der Rückzugsſtraße ſetzen könne und daß er dann mit dem ganzen Heere der Gefahr, gefangen genommen zu werden, oder ſich doch mit großem Verluſt durchzuſchlagen, ausgeſetzt ſey. Er beſchloß daher den Rückzug und gab Befehl daß die Truppen ſo ſtill als möglich abziehen, Leipzig aber bis zum letzten Augenblicke um denſelben zu decken, vertheidigt werden ſollte. Und ſo ging bereits in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober der größte Theil der Franzöſiſchen Armee durch Leipzig über Weißenfels zurück, nur 2 Corps blieben zur Vertheidigung der Stadt, um den Rückzug zu decken. Als nun der Morgen des 19. Oktobers dämmerte, bemerkten die Verbündeten den Rückzug der Franzoſen. Raſch drangen ſie nun vor zum Sturme Leipzigs. Nach 10 Uhr des Morgens wollte Napoleon zum Ranſtädter Thore heraus, allein ſchon waren Kanonen, Bagage- und Munitionswagen und anderer Troß dort ſo unter einander gefahren, daß kein Durchkommen möglich war. Er kehrte daher um und ritt zum Petersthore hinaus und rechts um die Promenade, bis zu der Elſterbücke am äußern Ranſtädter Thore, wo er gegen 11 Uhr Leipzig verließ. Kaum war derſelbe über die Brücke, als alles ſich beeilte dieſe zu paſſiren, und da bald darauf Franzöſiſche Ingenieurs die Brücke in die Luft ſprengten, gerieth alles, was noch zurück war, in die Hände der Verbündeten, die zwiſchen 12 und 1 Uhr in die Stadt ſtürmend eindrangen. Viele Franzoſen und Polen verſuchten die Elſter zu durſchwimmen, aber die meiſten kamen um, worunter der oben ſchon erwähnte Fürſt Poniatowsky. Unterdeſſen eilten die verbündeten Monarchen, nämlich die beiden Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und der König von Preußen herbei, um Leipzig durch ihre perſönliche Gegenwart möglichſt vor Plünderung zu ſchützen. Unter dem Vivatrufen der Truppen, dem Jubelgeſchrei der Einwohner, dem Wehen der aus allen Fenſtern zum Willkommen entgegengeſchwenkten Tücher, hielten ſie gegen 1 Uhr, mit dem Fürſten von Schwarzenberg ihren Einzug durch das Grimmaiſche Thor, während von andern Seiten her Blücher, der Kronprinz von Schweden und Benningſen ſiegend nahten. Erkämpft war nun ein Sieg, wie wohl keiner es je war. Groß waren die Trophäen, allein groß war auch der Verluſt der Sieger, und betrug im Ganzen an Todten und Verwundeten 21 Generale, faſt 1800 Offiziere und 45,000 Gemeine. Die Franzoſen verloren 15,000 Todte, 30,000 Verwundete, 15,000 Gefangene, 23,000 Kranke und Verwundete in den Lazarethen zu Leipzig, 250 bis 300 Kanonen, 40,000 Gewehre und 900 Munitionswagen. Unverzüglich ward von Leipzig zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen, der auf ſeinem Rückzuge bis zum 29. Oktober in die Gegend von Hanau noch über 12,000 an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 140 Kanonen und 500 Wagen einbüßte, und ſich in

der Schlacht bei Hanau den 30. und 31. Oktober durch das ſich entgegenſtellende, meiſtens aus Baiern beſtehende, zu ſchwache Heer hindurchſchlug, worauf die Franzoſen ungehindert über den Rhein zurück nach Frankreich gingen. So vernichtete die Völkerſchlacht von Leipzig die bisherige Uebermacht und Weltherrſchaft der Franzoſen, die nun auf die Vertheidigung ihres Vaterlands gegen die eindringenden Verbündeten denken mußten, verſchaffte Deutſchland ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit wieder, und führte in der Folge durch die beiden Pariſer Frieden und den Wiener Kongreß die wichtigſten politiſchen Veränderungen in faſt allen Staaten Europas herbei.

Freiberg, dieſe berühmte Bergſtadt und Hauptſtadt des Sächſiſchen Erzgebirges, von 12,000 Menſchen bewohnt, liegt auf der nördlichen, nur allmählig ſich verflächenden Abdachung des Erzgebirges, ziemlich an dem nordöſtlichen Ende, ohnfähr 3 Meilen vom hohen Gebirgsrücken entfernt, ½ Stunde von der nach ihr benannten Mulde, 4 Meilen von Dresden und 1179 F. über der Meeresfläche. Die Umgegend gleicht mehr dem ebenen als dem Gebirgslande und erſt in der Entfernung von 3 bis 4 Stunden ſieht man höhere Berge ſich erheben, welche jedoch weder durch tiefe und ſteile Thäler noch durch ſpitzige Kuppen gebildet ſind, ſondern nur in wellenförmigen Geſtalten den Horizont begränzen. Es finden ſich daher auch viele Reiſende in ihren Erwartungen von der Lage Freibergs getäuſcht, da ſie ſich gewöhnlich die Umgebungen einer Bergſtadt als eine romantiſche Abwechſelung von Thälern und Bergen vorſtellen. Freiberg beſteht aus der Stadt und den Vorſtädten; die erſtere hat viele Häuſer von guter Bauart, meiſtens maſſiv, zum Theil mit ſchönen alten Portalen und von 2 bis 3 Stockwerken; man findet aber auch, beſonders in den Vorſtädten, viele hölzerne Häuſer, zuweilen nur aus dem Erdgeſchoſſe beſtehend. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die Domkirche mit ihrem im Byzantiniſchen Style erbauten Portale, der ſogenannten goldenen Pforte; ſie beſteht aus der eigentlichen Kirche, aus der kurfürſtlichen Begräbnißkapelle, worin ſich das ſchöne Monument des Kurfürſten Moritz auszeichnet, und den Kreuzgängen. Die Länge der Kirche beträgt, ohne den neuern Anbau, 256 F., die Breite 80 und die Höhe 76 F. Das Ganze der Kirche iſt in dem altdeutſchen oder ſogenannten Gothiſchen Geſchmacke erbaut. Die Orgel iſt ein Meiſterſtück des berühmten Orgelbauer Silbermann, und hat eine außerordentliche Stärke. — Die berühmte Bergakademie Freibergs, 1767 eingeweihet, verdankt ihren großen Ruhm im In- und Auslande vorzugsweiſe dem Bergrath Werner, der hier lehrte und Studirende aus allen Theilen Europas, ſelbſt aus Amerika dahin zog, und deſſen vortreffliches Muſeum die Akademie noch als eine ihre vorzüglichſten Zierden beſitzt. Jetzt iſt die ſchönſte Blüthe der Akademie

vorüber, weil auch in andern Ländern Bergakademien gegründet worden ſind; doch kann ſich noch immer keine mit der Freiberger meſſen. Zu Anfange des Jahres 1834 ſtudirten hier 40 junge Männer, worunter 12 Ausländer; und jährlich ſchießt die Staatskaſſe zu der Akademie 10,000 Thlr. zu. — Ein großer Theil der 12,000 Einwohner Freibergs lebt vom Bergbau, und es ſind in den Umgebungen der Stadt, bis zu 2 Stunden Entfernung, an 100 Gruben gangbar, die nach den Regeln der Kunſt und unter der Leitung der geſchickteſten Offizianten betrieben werden. Der Diſtrict des Freiberger Bergamtes erſtreckt ſich aber noch viel weiter als 2 Stunden von Freiberg; doch der wichtigſte Theil iſt der unmittelbar bei der Stadt gelegene und das merkwürdigſte Stück des daſigen Bergbaues iſt dasjenige, welches ſich dicht bei Freiberg von der Mulde an ſüdlich bis zu dem Dorfe Langenau, 2½ Stunden von der Stadt erſtreckt, und wegen ſeines Reichthumes und wegen des Ganzen und Großartigen der dahin gehörigen Gruben, namentlich in Betracht ihres Betriebes und weit verzweigter Veranſtaltungen, das größte Intereſſe gewährt. Hier war von jeher der wichtigſte Bergbau auf ſilberhaltige Blei- und auf eigentliche Silbererze, und hierher gehören die immer noch reichen Gruben Himmelsfürſt, wo (1824) 965 Bergleute und Beſchert Glück, wo 847 arbeiten. Himmelsfürſt hat ſeit 1573 bis 1825, nach Abzug aller Koſten, 1,535,104 Thlr. reine Ausbeute gegeben. Durch beſondere große Waſſerverſorgungsanſtalten, welche den vielen Maſchinen die nöthige Waſſerkraft zuführen, wird dieſer Bergbau unterſtützt. In 17 Teichen ſammelt man den Ueberſchuß des Waſſers auf, um dann in trockner Jahreszeit die Maſchinen verſorgen zu können. Der größte Teich hat eine Größe von mehr Flächenraum, als die Stadt Freiberg einnimmt, eine Tiefe von mehr als 15 F. und einen körperlichen Inhalt von mehr als 62 Mill. Kubikfuß. Im Freiberger Bergamts-Diſtrict werden, ſeit einer Reihe von Jahren, durchſchnittlich 40 bis 50,000 Mark Feinſilber ausgebracht, wodurch mithin alljährlich 600,000 Thlr. ins Land kommen, wiewohl der reine Ueberſchuß, die wirkliche Ausbeute, nach Abzug der Koſten, nur etwa 34,000 Thaler beträgt. Ueberhaupt hat der Bergbau des Freiberger Bergamtes in den 640 Jahren ſeines Daſeins bis zu dem J. 1825 zuſammen 82,000 Ctr. Feinſilber, am Werthe von etwa 240 Millionen Thlr. geliefert. Die tiefſte Grube war 1825 die alte Hoffnung, wo die ſenkrechte Tiefe 1454 F. betrug. Will ein Fremder eine der Freiberger Gruben befahren, ſo wähle er ſich entweder die Grube Beſchert Glück, die 1 Stunde von Freiberg, und ſeitwärts links von dem Bergſtädtchen Brand liegt, in der größten Tiefe (1825) 1298 F. hat, ſich durch ſchöne Gebäude auszeichnet und nach dem Himmelsfürſt die wichtigſte, merkwürdigſte und ergiebigſte Grube iſt, und wegen ihrer Maſchi-

nen und weil ſie am bequemſten zu befahren iſt, am meiſten beſucht wird; oder die Grube Himmelsfürſt, 1¾ Stunden von Freiberg, die ergiebigſte aller Gruben des Erzgebirges; oder Churprinz Friedrich Auguſt, im Muldethale, 1¾ Stunden von Freiberg, eine Grube von 585 Bergleuten bearbeitet und unter andern auch durch ihren Kanal intereſſant, der die Erze bis zum Amalgamirwerke führt, und in ſeiner obern Hälfte ein Hebehaus hat, wo durch Maſchinen die Kähne, faſt 40 F. hoch, aus der Mulde auf den Kanal, mit Erz gefüllt, gehoben und leer wieder niedergelaſſen werden. Sehenswerth ſind auch im Muldethale bei dem Bergflecken Halsbrücke, eine Stunde von Freiberg, die Silberſchmelzhütten und das Amalgamirwerk, wo ein Theil der Erze geſchmolzen, ein Theil aber amalgamirt wird *). Sobald nämlich die zum Amalgamiren tauglichen Erze in den Pochwerken zerſtampft mit Salz vermiſcht, geſiebt und in Roſtöfen geröſtet, wieder geſiebt und auf Mühlen, die wie Getreidemühlen eingerichtet, zu Mehl gemahlen worden ſind, erfolgt dann das eigentliche Amalgamiren, indem in Fäſſern das Erzmehl mit dem Queckſilber, nachdem man Waſſer und etwas Eiſen hinzugethan hat, vermiſcht oder amalgamirt wird. Es entſteht nun in den Fäſſern, die durch Räderwerk in Bewegung geſetzt werden, binnen 16 bis 18 Stunden, das Amalgama oder eine breitartige Maſſe, wobei das Queckſilber alles Silber an ſich gezogen hat. Man verdünnt hierauf die Maſſe mit Waſſer, läßt die Fäſſer noch eine Weile umdrehen und zieht die Maſſe in Säcke ab, durch welche ſich das Queckſilber theils von ſelbſt, theils indem man mit den Händen preßt, durchſaigert. Das zurückbleibende Amalgama bildet ſich zu einem Ballen, und dieſe Ballen werden in den Ausglühöfen ſo ausgeglüht, daß das Queckſilber als Dampf davon geht, und das noch mit allerlei Metallen verunreinigte Silber zurückbleibt, welches ſodann in Tiegeln geſchmolzen wird. Das Amalgamirwerk beſteht aus 3 rechtwinkelig gegen einander ſtehenden Flügeln, einem Schloſſe nicht unähnlich. Durch das große Spritzendruckwerk, das in einem beſondern Thurme, der in der Mitte des Hofes ſteht, angebracht iſt, ſich aber durch Röhren in jeden Raum des Gebäudes verzweiget, iſt das Amalgamirwerk gegen Feuersgefahr geſichert, indem es nöthigen Falles ſchnell das ganze Gebäude mit Waſſer überſchütten und daſſelbe in alle Gemächer und Behältniſſe verbreiten kann. Die Hauptröhre giebt einen ſchönen, ſtarken Waſſerſtrahl, der gerade aufgerichtet, 100

---

*) Die meiſten Metalle löſen ſich im Queckſilber auf und ſtellen dann eine breiartige Maſſe (Amalgama) dar; das Queckſilber mit irgend einem andern Metalle zu einem ſolchen Amalgama oder gleichartigem Ganzen verbinden, heißt Amalgamiren, (Anquicken, Verquicken).

bis 120 F. ſteigt. Richtet man das Rohr etwas ſchief, ſo erreicht der Strahl die größte horizontale Sprungweite von 188 — 200 F. Die Geſchwindigkeit des Waſſers beträgt in jeder Minute 6912 F. In jeder Minute kann das Druckwerk faſt 85 Kubikfuß Waſſer ausſpritzen.

Die Gegend von Ehrenfriedersdorf, einer kleinen Bergſtadt im Erzgebirge, bietet eine Naturmerkwürdigkeit dar, nämlich den Greifenſtein, einen ¾ Stunde von genannter Bergſtadt entfernten, im Freiwalde gelegenen Granitfelſen, der aus 9 bis 10, ſenkrecht und frei ſtehenden, 60 bis 100 F. hohen Felſen beſteht. Dieſe Felſengruppe iſt höchſt ſonderbar geſtaltet und mit Bäumen maleriſch durchwachſen, und hat in der Ferne das Anſehen einer alten Burg. Durch eine hölzerne Treppe hat man die weſtliche Spitze des Greifenſteins zugänglich gemacht, den Gipfel geebnet und mit einem Geländer eingefaßt, und man genießt hier, mehr als 2600 F. über der Meeresfläche erhaben, eine der herrlichſten Ausſichten in Sachſen über einen großen Theil des Erzgebirges und des ebenen Landes. Ja man erblickt, freilich nur beim heiterſten Himmel, das 11 M. entfernte Leipzig, ſogar den Petersberg unterhalb Halle.

Schöneck, eine kleine Stadt im vormaligen Voigtländiſchen Kreiſe, jetzt in der Kreisdirektion Zwickau, in einer kalten, rauhen Gegend, iſt darum merkwürdig, weil ihre Einwohner das Privilegium haben, ſtatt aller Abgaben, ihrem Landesherrn, bloß wenn er in ihre Stadt kommt, jährlich einmal in einem hölzernen Becher 5 Pfund Heller zu entrichten. Als im J. 1708 Auguſt I. durch Schöneck reiſete, und den Hellerbecher empfing, befanden ſich darin 6063 Stück, die höchſtens einen Werth von 12 Thlr. hatten. Schöneck gehörte ſonſt der Krone Böhmen und erhielt vom Kaiſer Karl IV. und Könige von Böhmen 1370 dieſe Begünſtigung, aber freilich unter der Bedingung, daß die damalige Häuſerzahl, die 130 betrug, immer nur dieſelbe bliebe. Im 15. Jahrhunderte gelangte die Stadt an Kurſachſen und Kurfürſt Auguſt beſtimmte die Häuſerzahl in der Folge auf 141, wobei es auch bis jetzt geblieben iſt. Karls IV. Privilegium wurde von Zeit zu Zeit erneuert, zuletzt im J. 1697. Kein Hausbeſitzer darf ſein Gebäude durch Anlage neuer Stuben vergrößern oder neue Stockwerke aufſetzen, oder Nebengebäude anlegen, ſondern alles muß genau in dem Umfange bleiben, welchen es hatte, als das Privilegium gegeben wurde; doch iſt jedes dieſer 141 Häuſer ſo voll Menſchen, als nur darin wohnen können. Außer dieſen Häuſern ſind nach und nach mehrere entſtanden; doch bezieht ſich auf die Bewohner derſelben dies Privilegium nicht.

Herrnhut, ein niedlich gebautes und von 1400 Menſchen bewohntes Dorf, an der von Löbau nach Zittau führenden Straße und auf einer Anhöhe an dem Hutberge gelegen, iſt merkwürdig

als der Stammort der ſogenannten Herrnhuter, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, der evangeliſchen Brüderunität, welche Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf 1722 hier gründete; von hier aus haben ſich die Brüdergemeinden in alle Weltgegenden ausgebreitet, ſo daß man die Zahl aller wirklichen Mitglieder auf 60,000 rechnet, wobei nicht die ſogenannten Herrnhuter in der Diaſpora (d. h. in der Zerſtreuung, nicht in Kolonien und Miſſionen lebend) eingerechnet ſind. Die erſte Idee zur Stiftung der Brüder-Unität ſoll in dem genannten Grafen durch ein Kruzifix mit der Inſchrift: „das that ich für dich; was thatſt du für mich?“ erweckt worden ſeyn. Er hatte in früheſter Jugend ſeinen Vater verloren und wurde von ſeinem vierten Jahre an, bis zu ſeinem Eintritte in das unter dem frommen Franke ſtehende Pädagogium zu Halle, im Hauſe ſeiner Großmutter, einer verwittweten Frau von Gersdorf, Beſitzerin von Berthelsdorf, erzogen, und erhielt von dieſer jene religiöſe Bildung, welche ſpäterhin der Grund aller ſeiner Unternehmungen wurde. Als er aus dem Halliſchen Inſtitute trat, begab er ſich nach Wittenberg, um die Rechte zu ſtudiren, während jedoch ſeine Neigung mehr auf die Theologie gerichtet war. Nach vollendeten Studien ging er auf Reiſen, wo der Zuſtand der Religion ſein Hauptaugenmerk ausmachte. Zwar wurde er in der Folge Hof- und Juſtizrath zu Dresden, arbeitete aber in der Gottesgelahrtheit fleißig fort und trat als theologiſcher Schriftſteller auf. Der Gedanke, einige Unterthanen zu beſitzen, die er als Vater zu einem ganz beſonders hohen Grade von Religionsliebe leiten könne, beſtimmte ihn im J. 1722 zum Ankaufe des Rittergutes Berthelsdorf. Kaum war er im Beſitz deſſelben, ſo fanden ſich einige aus Mähren eingewanderte Familien ein, welchen der Graf ſogleich Wohnungen zu Berthelsdorf eingab und ihnen kurze Zeit darauf am Fuße des zu ſeinem Gute Berthelsdorf gehörigen Hutberges einen Platz zum Anbauen anwies. Schon am 17. Oktober 1722 konnte das erſte neuerbaute Haus bezogen werden. Auf die Nachricht von der guten Aufnahme der Eingewanderten erſchienen bald mehrere Mähriſche Brüder*), und ſuchten bei dem Grafen um die Aufnahme und freie Religionsübung nach, die ſie auch ſogleich erhielten. So entſtand

---

*) Mähriſche oder Böhmiſche Brüder ſind eine Art chriſtlicher Sekte, welche aus den Huſſiten entſtand. Nach Beendigung der Huſſitenkriege zogen ſich nämlich viele Huſſiten nach den Gränzen von Schleſien und Mähren zurück und ſtifteten 1457 eine Kirchengemeinde, die ſich Brüder und endlich Brüder-Unität nannte. Bald begann jedoch die Verfolgung der Katholiken gegen ſie; dennoch breiteten ſie ſich aus, indem ſie ſich ſowohl durch die Darſtellung ihrer Lehre, als beſonders durch ihren muſterhaften Lebenswandel viele Freunde und Anhänger ver-

bald ein Haus nach dem andern und der Ort Herrnhut. Im J. 1724 bereits erbaute man daſelbſt den erſten Verſammlungsort der Brüder, und nach Verlauf von 10 Jahren befanden ſich ſchon 600 E. daſelbſt. Es gelang dem Grafen auch, die entſtandenen Streitigkeiten beizulegen und alle Gemeindemitglieder dahin zu vereinigen, die Kirchenverfaſſung der alten Mähriſchen evangeliſchen Brüder beizubehalten. Der Graf ſelbſt wurde nun zum Vorſteher der Gemeinde erwählt, und widmete ſich von da an ganz den Angelegenheiten derſelben mit einer beiſpielloſen Thätigkeit, einem Eifer und einer Selbſtverläugnung, die alle Koſten und Gefahren verachtete. Von jetzt an trat er ganz in den geiſtlichen Stand und wurde 1737 zum Biſchof der erneuerten Mähriſchen Brüdergemeinde ordinirt. Es gelang ihm und ſeinen Amtsgehülfen, alle Feinde und Gegner der Brüdergemeinde durch Gründe und Beiſpiele zu beſiegen, ſo daß 1748 die Glieder der Brüdergemeinde in allen Staaten für ächte Augsburgiſche Konfeſſionsverwandte anerkannt und als fleißige, ruhige und ordentliche Bürger aufgenommen wurden. Von nun an ſuchte der Graf erſt recht das Beſte ſeiner neu gegründeten Gemeinde zu befördern, und reiſte in dieſer Abſicht, oft großen Gefahren, Mühſeligkeiten und Koſten ſich ausſetzend, durch viele Europäiſche Länder und nach Amerika, um die daſigen Gemeinden zu beſuchen, zu belehren und zu unterſtützen. 1760 beſchloß er zu Herrnhut ſein Leben in ſeinem ſechszigſten Jahre. Die Brüdergemeinde überhaupt, wegen ihres Stammortes Herrnhuter genannt, bekennt ſich zur Augsburgiſchen Konfeſſion und will alſo nichts weniger als eine von der evangeliſchen Kirche getrennte, ſondern nur eine ſolche ſeyn, welche zur Reinheit im Glauben und Handeln, ſo wie zur brüderlichen Liebe vereinigt, einzig darnach ſtrebt, der religiöſen und ſittlichen Einfachheit der erſten chriſtlichen Gemeinden ſich zu nähern. Darauf beziehen ſich alle ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Glaubens- und Lebensvorſchriften. Das Tändelnde und Spielende derſelben, welches ſonſt durch die zu lebhafte Phantaſie des Stifters darin vorwaltete, iſt, ſo wie manches Andere, was der Gemeinde zum gerechten Vorwurfe gereichte, in der neueſten Zeit beſeitigt und mit Zweckmäßigerm vertauſcht worden. Nächſt den Feſten der Evangeliſchen, feiert die Brüdergemeinde beſondere Gedenktage zur Erinnerung an gewiſſe, nur ihr denkwürdige Begebenheiten. Der feierlichſte Tag iſt der Oſtertag, wo bei Sonnenaufgang dem Auferſtandenen gehuldigt und der in ihm Entſchla-

---

ſchafften. Zu Anfang des 30jährigen Krieges wurden ſie aus Böhmen und Mähren, wo ſie ihren Sitz hatten, vertrieben, zerſtreuten ſich nun in alle proteſtantiſchen Länder, verſchmolzen aber nach und nach in die in ihren neuen Wohnſitzen herrſchenden Religionspartheien.

fenen gedacht wird. Die vorzüglichſten religiöſen Uebungen beſtehen in der Singſtunde oder geiſtlichem Geſange, täglich Abends in der Dämmerung; in den Loſungen oder Abendgeſprächen über Sprüche der Bibel, in dem Sonntagsgottesdienſte, wobei die Predigt kurz, auch mehr herzlich als künſtlich iſt, in der Taufe, im heil. Abendmahl, das alle 4 Wochen genoſſen wird, und in dem letztern bisweilen vorausgehenden Liebesmahle, welches im Genuſſe von Weißbrod und Thee, verbunden mit religiöſen Geſängen beſteht. Keine beſondere Amtskleidung zeichnet den Prediger aus. In dem einfach verzierten Betſaale, wie bei den Herrnhutern die Kirche genannt wird, vertritt ein erhöhter, mit grünem Tuche beſchlagener Tiſch die Stelle der Kanzel. Dem Prediger zur Rechten ſitzen die Aelteſten, zur Linken die Aelteſtinnen, vor ihm rechts die männlichen, links die weiblichen Glieder der Gemeinde. Um Ordnung, Sittlichkeit und Gemeingeiſt zu erhalten, wohnen die ledigen Mannsperſonen (Brüder), die ledigen Frauenzimmer (Schweſtern), auch die Wittwer und Wittwen in beſondern Gebäuden oder Chorhäuſern. Jeder Chor, auch der Chor der Eheleute wird von eigenen Helfern (Seelſorgern und Sittenaufſehern) und Dienern ſeines Geſchlechts geleitet, und durch dieſe die jeder einzelnen Gemeinde vorgeſetzte Aelteſten-Konferenz (die aus dem Gemeinhelfer oder erſtem Vorſteher, dem Prediger und den Chorbeamten zuſammengeſetzt iſt) genau von dem Zuſtande jedes Gliedes unterrichtet. Dieſer Konferenz ſteht für Polizei und Gewerbe und als Friedensgericht ein Aufſeherkollegium zur Seite. Die Sorge für gleiche Denkungsart und Lebensweiſe aller Glieder zeigen auch die einförmige Tracht der Schweſtern, worunter die Wittwen weißes, die Frauen blaues, die Jungfrauen roſenfarbenes, die Kinder dunkelrothes Band tragen; das Verbot anderer, als ganz gefahrloſer Weltfreuden und die Strenge gegen widerſpenſtige oder ausartende Glieder, welche zurückgeſetzt, vom Abendmahl ausgeſchloſſen und endlich ganz ausgeſtoßen werden. Ihre Kinderſchulen und Erziehungsanſtalten ſind wegen Gewöhnung an gute Zucht und Ordnung geſchätzt; ihre der ganzen Unität dienenden höhern Lehranſtalten (die Pädagogien zu Großhennersdorf und Niesky) ſtehen in Hinſicht der Wiſſenſchaftlichkeit hinter andern proteſtantiſchen zurück, ſind aber auf Weckung des Gemeingeiſtes wohl berechnet. Die Wohnörter der Herrnhuter zeichnen ſich durch Nettigkeit der Bauart, die größte Ordnung, Reinlichkeit und Stille aus, ſo wie die Gemeindeglieder durch Einfachheit und Vermeidung alles Prunks. Muſik, Tanz, Spiel und andere rauſchende Vergnügungen werden nicht geduldet. Die Polizeianſtalten gehören zu den beſten; Arme und Kranke werden verpflegt, Bettelei nicht geſtattet. In allen ihren Ortſchaften herrſcht thätiger Gewerbfleiß, die gefertigten Waaren ſind zwar theuer aber ſehr gut und die Preiſe dem Abhandeln

nicht unterworfen. Ihr bedeutender Handel muß nebſt den Einkünften ihrer Beſitzungen und den Beiträgen der Glieder die Ausgaben der Unität decken. An der Spitze des Ganzen, welches die ſämmtlichen einzelnen Gemeinden ausmachen, ſteht die Unitäts-Aelteſten-Konferenz, ſeit 1789 zu Bertelsdorf, welche die ganze Verfaſſung der Unität dirigirt, und in das Helfer-, das Aufſeher- und das Miſſiondepartement ſich theilt, wovon das erſte die innern, beſonders kirchlichen, das zweite die ökonomiſchen und das dritte die Miſſions-Angelegenheiten umfaßt, im Namen des Heilandes regiert, und in ſchwierigen Fällen, um ſeinen Willen zu erfahren, das Loos entſcheiden läßt, welches auch, ſeit 1818 nicht mehr unbedingt, ſondern nur, wenn Heirathsluſtige es wollen, die Zuläßigkeit ihrer Ehe beſtimmt. Die Direktion der Unitäts-Konferenz wird gewählt und zur Rechenſchaft gezogen durch die Synoden, die von Zeit zu Zeit zuſammen berufen werden und die Unität durch ihre Beamten und Deputirten aus jedem Gemeinorte repräſentiren. Auf dieſen Synoden, wovon die letzte 1818 gehalten wurde, werden auch über Hauptreformen Beſchlüſſe gefaßt, die von einer bis zur andern gültig ſind. Zur Ausbreitung des Chriſtenthums, welche ein Hauptaugenmerk der Unität iſt, ſchickt ſie in die entfernteſten Länder Miſſionäre oder Heidenboten und verwendet darauf viele Koſten, die jährlich auf 50,000 Thlr. geſchätzt werden. Sie hat gegenwärtig Miſſionen unter den Negerſklaven Weſtindiens und Südamerikas, auf dem Kaplande bei den Hottentotten, bei den Nordamerikaniſchen Indianern, bei den Eskimos an der Küſte von Labrador und in Grönland, bei den Rußland unterworfenen Kalmücken. 1822 zählte man auf den 31 Miſſionsſtationen 161 Miſſionäre, unter deren Augen 28,000 für das Chriſtenthum gewonnene Heiden lebten. Am 17. Junius 1822, als am Tage, wo vor 100 Jahren der erſte Baum zum erſten Hauſe Herrnhuts gefällt ward, feierte die Gemeinde ihr 100jähriges Jubiläum, welches Feſt drei Tage dauerte. Viele Mitglieder aus England und überhaupt 8 bis 9000 Fremde fanden ſich dazu in Herrnhut ein.

Die Reußiſchen Fürſtenthümer.

Der Urſprung des jetzigen fürſtlichen Hauſes Reuß, deſſen Beſitzungen einen Theil des Voigtlandes ausmachen, wird von Heinrich dem Reichen, Herrn von Weida abgeleitet, der um das Jahr 1132 ſtarb. Wahrſcheinlich hatten ſeine Vorfahren, nach dem Abgange der Sächſiſchen Kaiſer und beſonders während der innerlichen Kriege, welche unter Heinrich IV. und V., den beiden letzten Kaiſern des Fränkiſchen Stammes, Deutſchland verheerten, nach und nach den größten Theil, ja die ganze ihnen an-

fänglich zur Verwaltung anvertraute Grafſchaft an ſich gebracht, und beſaßen nun dieſen Landbezirk, welcher nachher die Herrſchaft Weida genannt wurde, als ein freies Landeigenthum. Obgedachter Heinrich hieß mit Recht der Reiche, weil er das ganze Voigtland oder doch den größten Theil deſſelben beſeſſen zu haben ſcheint. Er hatte 3 Söhne, die er alle Heinrich nannte, welchen Namen in der Folge ſämmtliche männliche Nachkommen deſſelben führten. Die Theilung ſeiner Beſitzungen unter dieſe 3 Söhne fällt gegen das Ende des 12ten oder den Anfang des 13ten Jahrhunderts. Wenigſtens erſcheinen in der Geſchichte zuerſt 1206 die durch dieſe Theilung entſtandenen 3 Linien der Voigte von Weida, von Plauen und von Gera. Von dieſen erhielt ſich nur die von Plauen (die von Weida erloſch 1532 und die von Gera 1550), und gab dem fürſtlichen Geſchlechte der Reußen den Urſprung. Einer nämlich derſelben, gleichfalls Heinrich genannt, hatte mit ſeiner erſten Gemahlin, welche die Tochter eines Böhmiſchen Fürſten und einer Ruſſiſchen Fürſtin war, zwei Söhne erzeugt, welche in der Folge zu Ehren der Mutter und Großmutter, die Beinamen der Böhme und der Reuße oder Ruſſe annahmen. Die von dem erſtern, Heinrich dem Böhmen geſtiftete ältere Linie von Plauen erloſch 1572. Die zweite jüngere aber blühet noch in dem nun fürſtlichen Hauſe der Reußen von Plauen. Ihr Stifter, Heinrich, der Sohn des erſten Heinrichs des Reußen, nahm vermuthlich theils um das Andenken ſeines Vaters, des erſten Reußen zu ehren, theils damit ſeine Nachkommen ſich dadurch beſtändig von den Voigten von Plauen älterer Linie unterſcheiden könnten, den Beinamen ſeines Vaters, der Reuße, zu einem erblichen Geſchlechtsnamen an. Einer von ſeinen Nachkommen Heinrich der Stille oder Friedſame genannt, der 1535 ſtarb, hinterließ drei Söhne, die 1564 ſich zu einer Hauptlandestheilung entſchloſſen, ſo daß jeder von ihnen der Stifter und Stammvater einer eigenen Linie wurde, nämlich Heinrich der Aeltere von der ältern, Heinrich der mittlere von der mittlern und Heinrich der Jüngere von der jüngeren. Die mittlere Linie erloſch ſchon 1616; von der ältern ſtammen die noch blühenden Fürſten Reuß=Greitz, die 1778 in den Reichsfürſtenrath erhoben wurden, 1807 dem Rheinbunde beitraten, ihn 1813 nach der Schlacht bei Leipzig verließen und 1815 ſich dem Deutſchen Bunde anſchloſſen. Der jetzt regierende Fürſt heißt Heinrich XX. Von der jüngern Linie bildeten ſich, durch die im J. 1647 erfolgte Hauptlandestheilung, Anfangs 4 Nebenlinien, die aber 1666 mit dem Erlöſchen der einen, ſich auf 3 reduzirten, nämlich die Geraiſche, die Lobenſteinſche und die Schleiziſche. Die Geraiſche, deren Stifter Heinrich II. war, erloſch 1802 mit Heinrich XXX., unter deſſen Regierung im J. 1780 faſt ganz Gera, die größte Stadt der Reußiſchen Fürſtenthümer, durch eine der

ſchrecklichen Feuersbrünſte, in einen Schutthaufen verwandelt wurde. — Die Schleiziſche noch jetzt blühende Linie hatte zum Stifter Heinrich I., von deſſen Söhnen der jüngere, Heinrich XXIV. die Nebenlinie zu Köſtritz ſtiftete, welche die Lehngüter Köſtritz und Steinbrücken in der Herrſchaft Gera und die Pflege Reichenfels im Fürſtenthume Schleiz, jedoch unter Schleiziſcher Landeshoheit beſitzt, und noch in 3 Zweigen, in welche ſie ſich ſeit 1748 getheilt hat, blühet, wovon der eine fürſtlich, und die 2 andern gräflich ſind. Nach 1802 erfolgter Erlöſchung der Geraiſchen Linie, erhielt der damals regierende Graf Heinrich XLII. der Schleiziſchen Linie, die Hälfte der Herrſchaft Gera und Pflege Saalburg, und wurde 1806 für ſich und ſeine Nachkommen zu der Reichsfürſtenwürde erhoben, die ſeinem Geſchlechte ſchon 1426 ertheilt worden war, deren ſich aber ſeine Vorfahren bis dahin enthalten hatten, trat 1807 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde bei. Ihm folgte 1818 der noch jetzt regierende Fürſt und Sohn Heinrich LXII, unter deſſen Regierung 1837 faſt die ganze Stadt Schleiz nebſt dem fürſtlichen Schloſſe abgebrannt iſt. — Die Lobenſteiniſche Linie hatte zum Stifer Heinrich X., deſſen 3 Söhne 1678 eine Landestheilung unter ſich machten und auf ſolche Weiſe 3 Unterlinien bildeten, die Lobenſtein-Lobenſteiniſche, die Lobenſtein-Hirſchbergiſche und die Lobenſtein-Ebersdorfiſche, wovon die Hirſchbergiſche 1711, und die Lobenſteiniſche, welche 1790 die Reichsfürſtenwürde und 1802 nach Erlöſchung der Geraiſchen Linie ¼ des Landestheils derſelben erhielt, 1824 erloſch, ſo daß jetzt von dieſen nur noch die Ebersdorfiſche blüht, die 1802 gleichfalls ¼ des Landestheils der ausgeſtorbenen Geraiſchen Linie und 1824 die Beſitzungen der ausgeſtorbenen Lobenſtein-Lobenſteiniſchen Unterlinie bekam, 1806 die erneuerte Fürſtenwürde annahm, 1807 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde beitrat. Der jetzt regierende Fürſt derſelben heißt Heinrich LXXII. Vermöge eines 1664 abgeſchloſſenen Vergleiches, haben ſich ſämmtliche Reußen dahin vereinigt, den in ihrer Familie ſeit Jahrhunderten gebräuchlichen Namen Heinrich beizubehalten, die hinzugefügte Zahl aber nicht, wie zeither nur nach der Ordnung, in welcher die Söhne in einem Hauſe geboren würden, ſondern in jeder der beiden Hauptlinien beſonders, nach der Ordnung zu geben, in welcher ſie in einer und der andern zu derſelben gehörigen Nebenlinien geboren würden.

Die Großherzoglich- und Herzoglich-Sächſiſchen Länder.

Es iſt oben bei dem Königreiche Sachſen erzählt worden, daß der Kurfürſt Johann Friedrich durch die Wittenberger Kapitu-

lation 1547 die Kurwürde und ſeine ſämmtlichen Länder an Moritz von der Albertiniſchen Linie des Hauſes Sachſen abtreten mußte, und auf ſolche Weiſe die Kurwürde von der Erneſtiniſchen Linie, die bis dahin mit derſelben bekleidet geweſen war, an die Albertiniſche Linie überging. Doch wurde dem abgeſetzten Kurfürſten Johann Friedrich für ſeine Söhne und ihre Nachkommen ein Gebiet von den Sächſiſchen Ländern zugeſtanden, welches 50,000 fl. Rheiniſch jährlich eintragen ſollte, aus mehreren Städten und Aemtern beſtand, nunmehr ein Herzogthum bildete und durch den Naumburger Vertrag 1554 noch mit einigen Aemtern, namentlich Altenburg, vermehrt wurde, woraus in der Folge die Beſitzungen gebildet wurden, die noch gegenwärtig den Fürſten von der Erneſtiniſchen Linie gehören. Der vormalige Kurfürſt Johann Friedrich ſtarb 1554 und hinterließ 3 Söhne Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich III. oder der Jüngere, die anfänglich gemeinſchaftlich regierten und ihre Beſitzungen durch die zu Henneberg gehörende Herrſchaft Römhild vermehrten. Nach dem Abſterben ihres jüngeren Bruders (1565) theilten die beiden andern Brüder ihr Land in zwei gleiche Theile, in den Weimariſchen und Coburgiſchen Theil, wovon jener die Thüringiſchen, dieſer die Fränkiſchen und Oſterländiſchen Aemter begriff. Johann Friedrich II. wählte Gotha mit dem Weimariſchen, Johann Wilhelm Coburg mit dem Coburgiſchen Theile zur Reſidenz; doch ſollte die Regierung der beiden Theile alle 3 Jahre gewechſelt werden. Der erſtere Herzog zog ſich bald ein neues, dem ganzen Hauſe in der Folge Nachtheil bringendes, großes Unglück zu. Er nahm durch Verſprechungen, ihm die ſeinem Vater entriſſene Kurwürde wieder zu verſchaffen, verleitet, den berüchtigten Wilhelm von Grumbach, der den Biſchof von Würzburg ermordet hatte und deshalb in die Reichsacht erklärt worden war, bei ſich auf und beſchützte ihn. Dies zog ihm ſelbſt (1566) die Reichsacht zu, mit deren Vollſtreckung ſein Vetter, der Kurfürſt Auguſt beauftragt wurde. Nach einer förmlichen Belagerung wurde Gotha erobert, das feſte, der Grimmenſtein genannte, Schloß geſchleift, der Herzog Johann Friedrich II. dem Kaiſer übergeben und in einen Kerker geworfen, worin er bis zu ſeinem Tode blieb; und von ſeinem Landantheile mußte er für die verurſachten Kriegskoſten 4 Aemter, nämlich: Sachſenburg, Arnshaug, Weida und Ziegenrück an Kurſachſen verpfänden, die, da ſie nicht ausgelöſet werden konnten, 1660 für immer abgetreten wurden, und ſo für das Erneſtiniſche Haus verloren gingen. Dagegen vermehrte ſein Bruder, Johann Wilhelm ſeinen Landantheil durch Einlöſung des an Würzburg verpfändet geweſenen Amtes Königsberg; und theilte mit den beiden Söhnen ſeines unglücklichen Bruders das Land ſo, daß er unter andern Weimar, Jena und Altenburg und ſeine beiden Bruders-

ſöhne Johann Kaſimir und Johann Ernſt unter andern Coburg und Eiſenach erhielten. Die Linie Johann Wilhelms nennt man die Thüringiſche, die ſeiner Vettern die Fränkiſche Linie. Bald darauf (1573) ſtarb er und hinterließ zwei Söhne Friedrich Wilhelm und Johann, wovon der erſtere 1602 ſtarb und 4 Söhne hinterließ, mit denen ſein Bruder Johann theilte, der Weimar erhielt, während ſeine Neffen Altenburg bekamen; und es entſtanden alſo aus der Thüringiſchen zwei neue Linien, die alt-Weimariſche und die Altenburgiſche.

Als nach dem Tode Johann Kaſimirs 1633 und Johann Ernſts 1638 die Lande der Fränkiſchen Linie wieder an die Thüringiſche Linie (die damals aus der altweimariſchen und Altenburgiſchen beſtand), fielen, lebten von der Weimariſchen Linie 4 Söhne des Herzogs Johann und von der Altenburgiſchen 2 Söhne Friedrich Wilhelms I., nämlich Johann Philipp und Friedrich Wilhelm II., und es bekam jene Linie von der Erbſchaft $\frac{2}{3}$ und dieſe $\frac{1}{3}$. An dieſe beiden Linien kamen auch 1660 $\frac{7}{12}$ der Grafſchaft Henneberg mit der Stadt Meiningen, während Kurſachſen von dieſer Grafſchaft die andern $\frac{5}{12}$ erhielt. Die Altenburgiſche Linie erloſch 1672, deren Beſitzungen nun an die alt-Weimariſche fielen, welche alſo jetzt die ganzen Erneſtiniſchen Länder beſaß, da alle andern Zweige ausgeſtorben waren. Doch hatte dieſe Linie auch ſchon lange vorher (1640) eine Landestheilung vorgenommen, aus welcher 1644 die zwei Linien die neu-Weimariſche und die Gothaiſche entſtanden waren, wovon jene 1662 ſich in die 4 Spezialſinien Weimar, Eiſenach, Markſuhl und Jena getheilt hatte, von welchen ſich nur die noch jetzt blühende Weimariſche erhielt, nachdem die andern drei 1671, 1690 und 1741 erloſchen waren. Unter den Herzogen dieſer Weimariſchen Linie iſt am merkwürdigſten Karl Auguſt, geboren 1757, welcher Anfangs unter der Vormundſchaft ſeiner trefflichen Mutter Amalia, geborenen Prinzeſſin von Braunſchweig ſtand, 1775 die Regierung ſelbſt antrat und deſſen Hof der Zufluchtsort der Wiſſenſchaften und Künſte wurde, ſo daß man Weimar das Deutſche Athen nannte. Er ſchloß ſich 1806 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde an, erhielt die großherzogliche Würde und eine beträchtliche Vergrößerung ſeines Landes, die in dem faſt ganzen Neuſtädter Kreiſe des Königreichs Sachſen, Theilen der Fürſtenthümer Erfurt und Fulda, einigen Kurheſſiſchen Aemtern, einigen ehemals Kurſächſiſchen und ritterſchaftlichen Ortſchaften 2c. beſtand; gab 1816 dem Lande eine konſtitutionelle Verfaſſung und ſtarb 1828. Ihm folgte ſein Sohn der jetzt regierende Großherzog, Karl Friedrich.

Der Stifter der Gothaiſchen Linie war Herzog Ernſt der Fromme, welcher nach Erlöſchung der Altenburger Linie 1672 auch das Herzogthum Altenburg bekam und bei ſeinem To-

de 1675 ſieben Söhne hinterließ, die 1680 und 1681 das Land unter ſich theilten, und auf ſolche Weiſe 7 Speziallinien ſtifteten, nämlich Friedrich I. ſtiftete die Linie Gotha; Albrecht Coburg; Bernhard Meiningen; Heinrich Römhild; Chriſtian Eiſenberg, Ernſt Hildburghauſen und Johann Ernſt Saalfeld. Von dieſen ſtarben Coburg 1699, Eiſenberg 1707 und Römhild 1710 aus, und ihre Lande wurden unter die vier übrigen vertheilt; und da das Fürſtenthum Coburg theils an Meiningen, theils an Saalfeld kam: ſo nahmen dieſe davon die Namen Coburg-Meiningen und Coburg-Saalfeld an. Dieſe 4 gebliebenen Speziallinien Gotha, Meiningen, Hildburghauſen und Coburg-Saalfeld blüheten bis 1825, in welchem Jahre die Speziallinie Gotha erloſch, und die darauf (1826) erfolgte Landestheilung eine große Umänderung in dem Länderbeſtande der noch beſtehenden 3 Linien hervorbrachte. Es erhielt nämlich Meiningen, welches ſeit 1829 ein neues Grundgeſetz für die landſchaftliche vereinte Verfaſſung erhalten hat, zu ſeinen bisherigen Beſitzungen, das Fürſtenthum Hildburghauſen, (mit Ausnahme der Aemter Königsberg und Sonnefeld), das Fürſtenthum Saalfeld (bis auf einige Dörfer) und die Aemter Themar, Römhild, Kranichfeld und Camburg; und nahm den Titel Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen-Saalfeld an; Hildburghauſen, das ſeine geſammten Länder abtrat, und ſeinen bisherigen Namen gegen den von Sachſen-Altenburg vertauſchte, bekam das Fürſtenthum Altenburg (mit Ausnahme des Amtes Camburg und noch 18 einzelner Ortſchaften) und 11 Dörfer vom Fürſtenthum Saalfeld. Auch erhielt 1831 das Herzogthum Altenburg eine neue konſtitutionelle Verfaſſung. Sachſen-Coburg-Saalfeld, worin gleichfalls für das eigentliche Fürſtenthum Coburg ſeit 1821 und für Gotha ſchon ſeit ältern Zeiten Landſtände beſtehen, bekam zu ſeinen Beſitzungen, welche 1816 noch durch das jenſeits des Rheins gelegene Fürſtenthum Lichtenberg vergrößert worden waren, das Fürſtenthum Gotha (doch ohne die Aemter Kranichfeld und Römhild), die Aemter Königsberg und Sonnefeld vom Fürſtenthum Hildburghauſen, trat aber das Fürſtenthum Saalfeld, das Amt Themar und noch einige Dörfer ab, und hat den Titel Sachſen-Coburg-Gotha angenommen und ſeit 1834 das Fürſtenthum Lichtenberg gegen beſtimmte Entſchädigungen an Preußen abgetreten. Sämmtliche Herzoge, wovon der jetzige Herzog von S. Meiningen Bernhard (Erich Freund); der Herzog von S. Altenburg Joſeph und der Herzog von S. Coburg-Gotha Ernſt heißt, traten 1806 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde bei.

Der Thüringerwald iſt das vorzüglichſte Gebirge der großherzogl. und herzogl. Sächſiſchen Länder, wovon er am meiſten die Herzogthümer Meiningen und Coburg-Gotha, am wenigſten

das Großherzogth. Weimar = Eiſenach und gar nicht das Herzogthum Altenburg durchzieht; doch erſtreckt ſich dies Gebirge auch noch durch andere Länder, nämlich den Kreis Schmalkalden der Kurheſſiſchen Provinz Fulda, den Kreis Schleuſingen des Preußiſchen Regierungsbezirks Erfurt, die Schwarzb. Sondershäuſiſche und Rudolſtädtiſche Oberherrſchaft, die Landgerichte Lauenſtein, Teuſchnitz und Kronach des Baieriſchen Obermainkreiſes und den ſüdlichen Theil der Reußiſchen Fürſtenthümer. Der Thüringerwald beginnt weſtlich von Eiſenach, am rechten Ufer der Werra und zieht ſich in ſüdöſtlicher Richtung fort, bis er in der Gegend von Lobenſtein ins Saalthal und um Kronach ins Rodachthal abfällt, ſo daß er durch die in den Main gehende Rodach und durch die Fränkiſche und Thüringiſche Moſchwitz, wovon jene in die Rodach und dieſe in die Saale ſich mündet, von dem Fichtelgebirge geſchieden wird, doch führt der ſüdöſtliche Theil des Thüringerwaldes nicht mehr dieſen Namen, ſondern wird Frankenwald genannt, der von Leheſten bis Lichtenberg und Lobenſtein läuft. In dieſer Ausdehnung, wonach wir den Frankenwald dazu rechnen*), iſt der Thüringerwald 15 bis 18 M. lang und hat an den meiſten Orten 2 M. Breite, die an einigen Orten auch auf 3 bis 4 Meilen und darüber ſteigt. Kein Fluß durchſchneidet dieſen Gebirgszug von N. nach S., ſondern alle ſeine Gewäſſer fließen nach zwei Richtungen, entweder nach N. O. oder nach S. W.; jene gehören zu den Flußgebieten der Elbe und Weſer, dieſe zum Flußgebiete des Mains. An der nordweſtlichen Spitze des Thüringerwaldes ſteht derſelbe durch einen Hochraum und durch den Hainich mit dem hohen Eichsfelde in Verbindung, welches letztere ſich dem Harze nähert. Im N. O. findet man, ſobald man den Thüringerwald von S. her überſtiegen hat, kein Gebirge mehr, das eine bedeutende Erhöhung hätte, ſondern niedrige Berg- und Hügelreihen verlaufen ſich hier zuletzt in die große, bis an die Oſtſee reichende Fläche. Der Thüringerwald iſt ein langer Gebirgszug mit einem ſchmalen Kamme, von welchem die Hauptthäler im Allgemeinen nach zwei Richtungen, nach N. O. oder nach S. W. abfallen. An manchen Stellen iſt der Kamm ſo ſchmal, daß man in die nächſten Thäler beider Abhänge hinabſehen kann. Nach der Nordoſtſeite hat das Gebirge den ſteilſten Abfall, nach der Südweſtſeite hingegen eine ſanfte Verflächung. Im N. O.

*) Einige beſchränkten den Thüringerwald auf den Gebirgszug vom rechten Ufer der Werra weſtlich von Eiſenach bis zum Saarberg, wo nördlich die Schwarza und ſüdlich die Werra entſpringt, und nennen den von da öſtlichen Gebirgszug bis zum linken Ufer der Saale, der ein Plateau von 2000 F. mittlerer Höhe bildet, Frankenwald.

ſteigt es überall ſchnell aus dem Lande hervor und gewährt daher auch hier den maleriſchſten Anblick. Die Thäler ſind auf dieſer Seite kurz; in zwei Stunden kann man an vielen Stellen vom Fuße bis auf den höchſten Rücken gelangen. Dieſe Thäler ſind eng und wild, zum Theil voll von den ſchönſten Felſengruppen; die Waldbäche ſtürzen ſich ſchnell und ſchäumend herab und bilden an einigen Orten Waſſerfälle*); dagegen ſind die Thäler an der ſüdweſtlichen Seite länger und ſtärker gekrümmt, und enthalten oft große Weitungen; auch ſind auf der Südſeite die Felſenmaſſen ſeltener. Von beiden Seiten ſtellt übrigens die Anſicht des Gebirges faſt lauter Wellenlinien dar: Spitzen und Zacken wird man nirgends gewahr, und es giebt überhaupt auf dem ganzen Gebirgszuge nur 3 kahle Felſengipfel, welche in einigen Geſichtspunkten als ausgezeichnete Kegel bemerkt werden, nämlich den Gerberſtein nördlich von Altenſtein, den Tröhberg ſüdweſtlich vom Inſelsberg und den Hermannsberg unweit des Heſſiſchen Dorfes Oberſchönau. Der kegelförmige Gipfel des Tröhberges iſt etwa 100 F. hoch, und der Hermannsberg zeichnet ſich durch den ungeheuren Felſenkamm aus, der ſich über ſeinen ganzen Rücken hinzieht, und bildet eine der wildeſten Gegenden des ganzen Thüringerwaldes. Von der Nordſeite kann man den Felſenkamm ziemlich leicht erklettern, von den andern Seiten aber ſind die Felſen ſenkrecht abgeſchnitten. Das ganze Gebirge des Thüringerwaldes iſt bis auf die äußerſten Höhen mit ſchöner Waldung bedeckt, die größtentheils aus Tannen und Fichten beſteht. Die Höhe dieſes Gebirges iſt im Vergleich mit andern nicht bedeutend; denn die höchſten Punkte, der Beerberg und der Schneekopf, die ſich in der Nähe der von Ohrdruf nach Suhla führenden Straße befinden, erheben ſich nur jener zu 3133 (3064) und dieſer zu 3113 (3043) F. über der Meeresfläche. Die Schmücke, ein einzelnes Vieh- und Wirthshaus, 2877 F. über dem Meere, iſt die höchſte menſchliche Wohnung im Thüringerwalde. Eine Merkwürdigkeit jedoch findet ſich auf ihm, die vielleicht kein anderes Gebirge aufzuweiſen hat. Dieſes iſt ein Weg, welcher vom Anfange des Thüringerwaldes weſtlich von Eiſenach an, von dem Dorfe Hörſel bis Blankenſtein an

---

*) Der ſchönſte unter allen Waſſerfällen des Thüringerwaldes iſt das ſogenannte Geſpringe oder der Spitterfall, welchen die Spitter, ein ſüdweſtlich von dem Gothaiſchen Dorfe Tambach, unter den Hühnbergen an der Heſſiſchen Gränze entſpringender Bach macht. Der Bach ſtürzt ſich hier von einem 60 F. hohen Felſen in 2 Abſätzen, mit Schäumen und Brauſen ſenkrecht herab. Das Thal aber iſt daſelbſt zum Theil von ſchönen maleriſchen Felſen umgeben und ſo enge zuſammengedrängt, ſo dicht mit Wald bewachſen und ſo gekrümmt, daß man den Fall nur ganz in der Nähe beobachten kann.

der Selbitz und unweit der Saale und alſo an 21½ Meilen lang (die verſchiedenen Krümmungen des Rückens mit gerechnet), ununterbrochen auf der Höhe des Rückens, ohne dieſe zu verlaſſen fortläuft, und der Rennweg oder Rennſteig genannt wird. Er berührt nur wenige Ortſchaften und iſt überall breit genug, um befahren zu werden. Nur an einer Stelle verwandelt ſich dieſe Straße in einen beſchwerlichen Pfad und führt am ſüdöſtlichen Abhange des Inſelsberges, an der nackten Felſenwand, welche der Inſelbergſtein genannt wird, auf den Inſelsberg ſelbſt hinauf. Der Inſelsberg iſt zwar nur 2855 F. hoch, aber unſtreitig für das Auge der ſchönſte Berg des ganzen Thüringerwaldes, indem er ſich majeſtätiſch und hoch über die ganze Kette emporhebt und eine ſehr regelmäßig flach gewölbte Kuppe bildet mit zwei in zwei gegenüberſtehenden Seiten lang auslaufenden Rücken, welche nicht viel niedriger ſind, als die mittlere Rundung, und eben ſo ſteil abfallen. Am ſteilſten iſt der ſüdöſtliche Abfall, der Inſelbergſtein; der ſüdliche Abhang hat zwar keine hervorſtehenden Felſen, iſt aber ebenfalls mit einer ſtarken Lage von Porphyrgeſchieben überſchüttet. Die andern Seiten ſind weniger ſteil und ſtark mit Buſchholz bewachſen. Die obere Fläche des Inſelsberges iſt ganz frei; denn die Buchen, welche an dieſem Berge wachſen, reichen nicht bis hinauf und ſind überhaupt ſehr niedrig. Auf dem Gipfel ſteht ein kleines Gebäude, das Herzog Ernſt I. von Gotha errichten ließ, etwas tiefer ſteht das vom Herzog Ernſt II. erbaute Förſterhaus, das zugleich zu einer Gaſtwirthſchaft eingerichtet iſt. Nahe bei dieſem Gebäude zieht ſich die Gränze des Kurheſſiſchen und Gothaiſchen Antheils des Inſelsberges, doch befindet ſich das Gebäude ſelbſt auf dem Gothaiſchen Gebiete. Die Ausſicht von dieſem Gipfel iſt herrlich und die ſchönſte unter allen, die man vom Thüringerwalde hat. Außer den Gipfeln einer Menge von Bergen des Thüringerwaldes, welche man rings herum unter ſeinen Füßen hat, ſieht man einen fernen Horizont, deſſen Gränzen man kaum beſtimmen kann, nur im S. O. wird er durch den Schneekopf und den höhern Theil des Gebirges begränzt. Wendet man ſich von dem Schneekopf nach Süden, ſo unterſcheidet man den Dolmar, die Gleichberge bei Römhild, die Geba, das Rhöngebirge und unmittelbar unter ſeinen Füßen ſieht man den in einer Weitung des Gebirges liegenden großen Heſſiſchen Marktflecken Brotterode; im S. W. und W. zeigen ſich der Bleßberg, die Stopfelskuppe, der Beier, der Ochſenberg, und in größerer Entfernung der Meißner in Kurheſſen; gegen N. liegt zunächſt die ſchöne Landſchaft des Fürſtenthums Gotha und der ihm benachbarten Länder vor dem Blicke ausgebreitet; aus ihr heben ſich als einzelne merkwürdige Punkte in der Nähe die Wartburg, der Tenneberg bei Waltershauſen, der Friedenſtein bei Gotha hervor; in weiterer Ferne ſieht man den Brocken, zu ſeiner Linken den Donners-

berg bei Heiligenſtadt und die bis zu dieſem an der Werra ſich hinziehenden Berge, zu ſeiner Rechten die Hainleite, die Finne, die Sachſenburg, den Kyffhäuſer; endlich im O. den Seeberg mit der Sternwarte, die drei Gleichen, Erfurt und ſeine Gegend und den Ettersberg. Die Erſteigung des Inſelsberges iſt durch mehrere Wege erleichtert. Von der Thüringiſchen Seite führt der Weg von Waltershauſen über die Dörfer Tabarz und Kabarz durch das liebliche Thal der Laucha. Die von der Süd- oder Fränkiſchen Seite Kommenden wählen den Weg über Brotterode durch das Thal der Druſe, welcher der bequemſte iſt und allenfalls auch befahren werden kann. Von Eiſenach und Ruhla her ſchlägt man den Weg über das Dorf Winterſtein im Thale der Emſe hinauf ein; denn der gerade Weg von Ruhla auf den Inſelsberg iſt beſchwerlich. Weſtlich vom Inſelsberge iſt der Scharfberg, ein von allen Seiten ſteil abfallender Bergrücken, mit einem Kamme von Felſen beſetzt. Vom Inſelsberge herab geſehen, gleicht er einem Sarge und an ſeiner Weſtſeite befindet ſich das ſogenannte Inſelsbergsloch, eine ungeheure Tiefe, in welche der Inſelsberg von ſeinem Gipfel an äußerſt jäh abfällt. — Was den Flächenraum des Thüringerwaldes mit ſeinen dazu gehörigen Thälern betrifft, ſo berechnen denſelben von Hoff und Jacobs*) auf 71½ Q. M. mit 205,000 Menſchen; Pläncker hingegen**) auf 76⅝ Q.M. mit 212,700 E. und von Zedlitz***) auf 77½ Q. M. mit 270,000 E., wovon auf dem Meiningiſchen Antheil 20, den Coburg-Gothaiſchen 10, auf den Preußiſchen 10, den Rudolſtädtiſchen 8, den Weimariſchen 8, den Baieriſchen 7½, den Kurheſſiſchen 5, den Sondershäuſiſchen 4 und den Reußiſchen Antheil 5 Q. M. kommen ſollen. Völker****) hingegen, welcher den Thüringerwald öſtlich nur bis in die Gegend von Leheſten, zu den Thälern der Haslach und Sormitz ſich erſtrecken läßt und alſo den Frankenwald nicht dazu rechnet, ſo wie auch die großen Strecken von anſtoßendem niedern Flötzgebirge, welche Andere zum Thüringer Waldgebirge hinzurechnen, davon ausſchließt, beſtimmt den Flächeninhalt dieſes Gebirges nur auf 40 Q. M. und die Bevölkerung auf 133,400 Menſchen, wovon er auf den Meiningenſchen Antheil 11 Q. M. mit 30,000 E., auf den Coburg-Gothaiſchen

---

*) Der Thüringerwald beſonders für Reiſende geſchildert. Gotha, 1807 und 1812, in 2 Bänden.

**) Anſicht von der Nordſeite des Thüringer Waldes, als Halb-Panorama, nebſt Commentar. Gotha, 1830.

***) Reiſetaſchenbuch durch die königl. Sächſ., Großherzogl. und Herzogl. Sächſiſchen ꝛc. Länder. Leipzig, 1834.

****) Das Thüringer Waldgebirge nach ſeinen phyſiſchen, geographiſchen, ſtatiſtiſchen und topographiſchen Verhältniſſen geſchildert. Weimar, 1836.

$7\frac{1}{4}$ Q. M. mit 20,000 E., auf den Rudolſtädtiſchen 6 Q. M. mit 24,000 E., auf den Preußiſchen $3\frac{3}{4}$ Q. M. mit 17,100 E., den Kurheſſiſchen $3\frac{1}{2}$ Q. M. mit 20,000 E., den Weimariſchen 3 Q. M. mit 7300 E., den Sondershäuſiſchen 3 Q. M. mit 9600 E. und den Baieriſchen Antheil $2\frac{1}{2}$ Q. M. mit 5400 E. rechnet. Den Hauptreichthum dieſes Gebirges machen die trefflichen Waldungen aus; von Metallen hat man beſonders vieles und gutes Eiſen, und unterhält daher eine große Menge von Eiſenwerken; von andern Metallen gewinnt man Braunſtein und wenig Kupfer. Einige Gewäſſer führen Goldſand mit ſich, vorzüglich die Schwarza, in welcher die letzten Verſuche des Goldwaſchens 1800 gemacht wurden, wobei jedoch die Koſten den Ertrag überſtiegen. Auch auf Silber hat man ſonſt in einigen Gegenden des Thüringerwaldes Bergbau unterhalten.

Gotha, die größte, von 13,400 Menſchen bewohnte Stadt des Herzogthums Coburg-Gotha, iſt heiter und hübſch gebaut, und gewährt einen beſonders freundlichen Anblick durch die vielen ſie umgebenden Gärten mit Luſthäuſern und durch die geſchmackvollen Anlagen, welche an die Stelle der ehemaligen Feſtungswerke getreten ſind. Herrliche Alleen umringen die Stadt von allen Seiten. Sie iſt halbmondförmig um den Schloßberg herum gebaut, auf welchem der Friedenſtein ſteht, das jetzt verwaiſte Schloß mit der großen Terraſſe vor demſelben, die außer der zu Windſor in England, wenige ihres Gleichen hat. Von dieſem Schloſſe, das die Stelle des vormaligen ſtark befeſtigten Grimmenſtein (ſ. oben die Geſchichte der Großherzogl. und Herzogl. Sächſ. Häuſer) einnimmt, und aus einem Hauptgebäude von 4 Stockwerken und aus 2 Flügeln von 3 Stockwerken beſteht, genießt man eine ſchöne Ausſicht auf die ganze Stadt, den Thüringerwald und die Ebenen nach Erfurt und Arnſtadt bis zum Ettersberg. Die größte Merkwürdigkeit jedoch dieſes Schloſſes machen die zu einem Muſeum vereinigten Sammlungen aus, wozu die 150,000 Bände ſtarke Bibliothek; das berühmte und vorzügliche Münzkabinet, welches gegen 10,000 antike Münzen, 52,000 moderne Münzen, eine Sammlung von 13,000 Münzabdrücken in Schwefel, eine numismatiſche Bibliothek von 6000 Bänden und eine Sammlung von 9000 Münzzeichnungen enthält; das Chineſiſche Kabinet, das einzige von einer ſo großen Reichhaltigkeit in Deutſchland; die Gypsabgüſſe von Antiken; die Kupferſtichſammlung und das reiche Kunſt- und Naturalienkabinet gehören. In dem ſchönen Herzogl. Park bei der Stadt, der zwar keinen großen Umfang, aber ſehr freundliche Partien hat, iſt eine Inſel, zu der man auf einer Fähre gelangt, auf welcher die drei letzten Herzoge des Hauſes Gotha begraben liegen, worunter der Herzog Ernſt II. ohne Sarg im Schooße der mütterlichen Erde, unter einer Akazie ruhet. — Südöſtlich von Gotha, in einer Entfernung von $\frac{3}{4}$ Stunden, er-

hebt ſich der lange Rücken des 1192 F. hohen Seebergs, auf welchem die Sternwarte errichtet iſt, zu der 1787 der Grund gelegt wurde. Der berühmte Aſtronom, Herr von Zach, übernahm die Leitung des ganzen Baues. Das in Form eines länglichen Rechtecks errichtete Gebäude enthält vorzüglich gute Inſtrumente und hat einen faſt völlig freien Horizont, und verdient ſchon der ſchönen Ausſicht wegen beſucht zu werden.

Schnepfenthal, urſprünglich ein Gut, ½ Stunde von der Gothaiſchen Stadt Walthershauſen, welches der bekannte Salzmann 1784 kaufte, und von dem Herzoge Ernſt II. von Gotha, dem Beförderer ſo vieles Guten, mit 4000 Thlr. und manchen Freiheiten, und von zahlreichen Freunden durch bedeutende Beiträge unterſtützt, hier die noch immer blühende, jetzt unter ſeinem Sohne ſtehende Erziehungsanſtalt Schnepfenthal gründete. Salzmann 1744 zu Großſömmerda geboren, war Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtiſchen, dann zu Erfurt ſelbſt, legte 1781 ſein Amt nieder, ging als Religionslehrer nach Deſſau an das von Baſedow gegründete Erziehungs-Inſtitut, das den Namen Philanthropin führte, verließ aber dieſe Stelle ſchon 1784 und gründete dann das Inſtitut Schnepfenthal, indem er noch in demſelben Jahre, nachdem er das genannte Gut gekauft hatte, auf dem gegenüberliegenden, damals öden, nur mit einzelnen Fichten bewachſenen Hügel zuerſt ein einzelnes Haus für ſeine Anſtalt zu erbauen anfing. In kurzer Zeit hob ſich dieſe Anſtalt ſo ſehr, daß angezogen durch ihren Ruf, die Schweiz, England, Portugal ihm Zöglinge zuſendeten. Salzmann ſah bei ſeinem Inſtitute vorzüglich auch auf körperliche Ausbildung ſeiner Zöglinge und beabſichtigte nicht ſowohl Gelehrſamkeit als künftige Brauchbarkeit für die Welt und ächte Sittlichkeit. Als Grundſatz ſeiner Erziehungsanſtalt galt, ganz an die Stelle vernünftig denkender Eltern zu treten, und die Zöglinge ſo zu behandeln, wie weiſe und verſtändige Eltern in ihrem Familienkreiſe ſie behandelt haben würden. Daher war auch alles darauf berechnet, daß die Zöglinge mit Salzmann und den übrigen Lehrern auf dem Fuße einer gut denkenden und handelnden Familie leben ſollten; und in dieſem Geiſte dauert auch noch, ſeit dem Tode Salzmanns im J. 1811, unter ſeinem Sohne das Inſtitut fort; und es gewährt denjenigen, welche dieſe Erziehungsanſtalt beſehen und kennen lernen, wahre Freude, die muntern Knaben, denen Geſundheit und Frohſinn aus dem Geſichte lachen, in ihrem ſchönen, ländlichen Aufenthalte zu ſehen. Die von Salzmann aufgeführten, ſchönen, großen Gebäude ſind mit Pflanzungen von Pappeln und Obſtbäumen, Raſenplätzen, Blumenbeeten und Gärten umgeben, und die vormalige unfruchtbare Wildniß iſt in ein lachendes Gefilde verwandelt. Man ſieht jetzt, außer den Wirthſchaftsgebäuden, 4 Wohngebäude, worin die Lehrer und Zöglinge wohnen, und Lehr-, Speiſe-, Muſik-,

Tanz- und Schlafſäle, ein Saal zu den Gottesverehrungen, eine Bibliothek und ein anſehnliches Naturalienkabinet ſich befinden. 1788 errichtete Salzmann auch eine eigene Buchdruckerei und Buchhandlung.

Altenburg, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums gl. N., jetzt mit faſt 14,000 E. und mit größtentheils wohlgebauten Häuſern, liegt auf einem hügeligen Boden, nicht an der Pleiße, ſondern dieſe fließt in einer Entfernung von ¼ Stunden, auf der Oſtſeite vorbei, über die bei dem Dorfe Münſa eine anſehnliche ſteinerne Brücke führt. Das auf einem Felſenberge über die Stadt ſich erhebende Schloß, ſeit 1826 wieder Reſidenzſchloß, iſt hiſtoriſch merkwürdig durch den ſogenannten Prinzenraub, der im Jahre 1455, in der Nacht vom 7. zum 8. Julius, von Kunz von Kauffungen und Wilhelm von Moſen vollbracht wurde, von welchem merkwürdigen Ereigniſſe hier eine kurze Nachricht folgt. Kunz von Kauffungen, geboren auf dem Rittergute Kauffungen, 1½ Stunde von der Stadt Penig, gelangte als Schloßhauptmann in die Dienſte des Kurfürſten von Sachſen, Friedrichs des Sanftmüthigen und ward ſelbſt Hofmarſchall bei demſelben. Im Bruderkriege (ſ. oben die Geſchichte von Sachſen) wurde er vom Kurfürſten zum Entſatz von Gera abgeſchickt und dort nebſt dem andern Anführer von den Böhmiſchen Hülfstruppen des Herzogs Wilhelm III. von Sachſen gefangen genommen und nach Böhmen abgeführt, wo ſich beide durch ein beträchtliches Löſegeld loskaufen mußten. Der Kurfürſt verweigerte ihm den Erſatz dieſes Löſegeldes; und überdies mußte Kunz vermöge des Friedensſchluſſes zwiſchen beiden Brüdern, einige ſeiner Güter, wieder herausgeben. Da Kunz deswegen öfters, aber ungeachtet ſeiner in dieſem Kriege geleiſteten Dienſte vergebens um eine Schadloshaltung bei dem Kurfürſten angehalten hatte; ſo ſoll er dieſem einſt geſagt haben: er wolle ſich darum nicht an Land und Leuten, ſondern an ſeinem eignen Leibe und Blute erholen, worauf der Kurfürſt erwiedert habe: „Mein Kunz, ſiehe, daß du mir die Fiſche im Teiche nicht verbrenneſt.“ Allein Kunz erfüllte ſeine Drohung. Während einſt der Kurfürſt nach Leipzig gereiſt war, erſchien Kunz, der ſich mit Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels zu dieſem Unternehmen verbunden hatte, und ſchon ſeit einiger Zeit mit einem Küchenjungen auf dem Schloſſe das nöthige Einverſtändniß unterhielt mit ſeinen Genoſſen in der Nacht vom 7.—8. Julius vor dem Schloſſe, wo ſich außer der Kurfürſtin und den Prinzen nur wenige Leute befanden, da die Meiſten bei einem feſtlichen Gelage in der Stadt waren. Mit des Küchenjungen Hülfe wurde eine Strickleiter an einem jetzt zugemauerten Fenſter befeſtigt und Kunz gelangte ſo mit 9 ſeiner Begleiter in das Schloß, deſſen Inneres ihm genau bekannt war, und holte nun aus dem Schlafzimmer

der Prinzen den damals 14 Jahr alten Prinzen Ernſt; Wilhelm von Moſen ſollte den Prinzen Albrecht nehmen, dieſer hatte ſich aber unter das Bette verſteckt und Moſen nahm daher aus Irrthum den jungen Grafen Barby, der mit in des Prinzen Bette ſchlief. Kunz merkte die Verwechſelung, trug den kleinen Barby wieder zurück und holte den damals 12 Jahr alten Prinzen. Während deſſen war die Kurfürſtin wach geworden, und flehte aus dem Fenſter vergebens und verſprach alles anzuwenden, um Kunz zufrieden zu ſtellen, wenn er ihr nur die Kinder ließe. Kunz eilte mit dem Prinzen Albrecht durch das Erzgebirge auf dem kürzeſten Wege nach Böhmen; Moſen und Schönfels hingegen ſollten den Prinzen Ernſt durch Franken nach Böhmen bringen. Die Nachricht der kühnen Räuber hatte das ganze Land in Bewegung geſetzt und überall ertönte die Sturmglocke. Kunz hatte bereits den ſogenannten Fürſtenberg, eine waldige Bergkette zwiſchen der Stadt Grünhain und dem Dorfe Raſchau, in der Nähe der Böhmiſchen Gränze erreicht, der Prinz klagte über Durſt, und Kunz, der nur zwei Knechte bei ſich hatte, da ſeine andern Begleiter die Gegend kundſchafteten, ließ halten, und alle ſtiegen ab, um einige Erdbeeren zu pflücken. Der muntere Hund eines in der Nähe ſich aufhaltenden Köhlers, Namens Schmidt, wittert die Fremden, bellt und lockt ſo den Köhler herbei, welcher ſchon früher durch das Sturmläuten aufmerkſam gemacht, Verdacht ſchöpft und den Ritter fragt, wer er und der Knabe ſey. Kunz antwortet, daß der Knabe entlaufen ſey und er ihn ſeinen Eltern wiederbringen wolle, und ſucht ſich mit ihm zu entfernen; aber im Fortgehen verwickelt er ſich mit den Sporen im Geſträuche und fällt nieder. Dieſen Augenblick benutzt der Prinz, dem Köhler zuzuflüſtern, wer er ſey. Es kommt nun zum Streit, zum Handgemenge. Der Lärm ziehet des Köhlers Frau herbei, und dieſe ſchlägt mit dem Schörper (einem großen breiten Meſſer) auf die Holzaxt, das gewöhnliche Noth- und Hülfszeichen im Walde. Kaum ertönt davon die Umgegend, ſo eilen von allen Seiten die Köhler mit Schürbäumen und Aexten bewaffnet herbei, überwältigen den Ritter und ſeine Begleiter und bringen die Gefangenen zu dem Abte des Kloſters Grünhain, von dem ſie dem Voigt von Zwickau zugeſandt wurden. Der Prinz wurde von Schmidt, vielen Köhlern und den Kloſterknechten begleitet, im Jubel nach Altenburg zurückgebracht, wo die Kurfürſtin ſogleich mit ihm und ſeinem Retter nach Chemnitz zum Kurfürſten eilte, der dem Köhler nicht allein ſeinen genügſamen Wunſch, in dem Walde, wo er den Prinzen gerettet, frei Kohlen brennen zu dürfen gewährte, ſondern ihm auch ein Freigut und jährlich 4 Scheffel Korn gab und ihm und ſeinen Nachkommen den Familiennamen Triller beilegte, da der Köhler in ſeiner Erzählung oft den Ausdruck gebrauchte: er habe den Kunz wacker getrillt. Kunz ward nach Freiberg gebracht, zum Tode ver-

urtheilt und daſelbſt am 14. Julius hingerichtet. Auch hier zeigte ſich noch die Güte des ſanftmüthigen Kurfürſten, indem er, da Kauffungen bereits zum Tode verurtheilt war, einen Eilboten mit der Nachricht der Begnadigung nach Freiberg geſchickt haben, allein dieſer zu ſpät angekommen ſeyn ſoll. — Was nun den andern geraubten Prinzen Ernſt betrifft, ſo waren Moſen und Schönfels, durch das Sturmläuten in ihrem Wege unſicher gemacht, in die Nähe des zerſtörten Raubſchloſſes Eiſenburg, unweit Hartenſtein gekommen, wo ſie ſich mit dem Prinzen einige Tage in einer Höhle verborgen hielten, die ſeit dieſer Zeit die Prinzenhöhle heißt. Holzhauer, welche ſich in der Nähe ihres Verſteckes Kunzens Gefangennehmung erzählten, machten ſie zur weitern Ausführung ihrer Flucht muthlos; weshalb ſie an den Amtshauptmann von Hartenſtein ſchrieben, daß ſie den Prinzen gegen vollkommene Begnadigung ausliefern, ſonſt aber ermorden wollten. Nach erhaltener Zuſicherung übergaben ſie am 11. Julius den Prinzen und gingen dann nach Böhmen. Daß von dieſen beiden geraubten Prinzen die noch jetzt blühenden Linien des Sächſiſchen Hauſes, die Erneſtiniſche und die Albertiniſche abſtammen, haben wir oben bei der Geſchichte Sachſens erzählt.

Altenburger Bauern. Mit dieſem Namen bezeichnet man den Reſt von Abkömmlingen der Sorbenwenden, die vormals dieſe Gegenden bewohnten und zu den Slaven gehörten. Die Slaviſche oder Wendiſche Sprache hat ſich indeß bei ihnen verloren, doch zeichnen ſie ſich durch Sitten, häusliche Verfaſſung, Namen, Kleidung und andere Eigenthümlichkeiten von ihren Deutſchen Mitbürgern des Herzogth. Altenburg aus. Auch findet man häufig noch Ueberbleibſel ihres Wendiſchen Urſprungs in ihren und ihrer Dörfer Namen, die ſich meiſtens auf itz oder itzſch endigen. Alles Gute und Böſe, was den alten Sorbenwenden eigen war, iſt auch auf dieſe Abkömmlinge derſelben übergegangen. Sie ſind talentvoll, muſikaliſch, haben viele Geſchicklichkeit zu mechaniſchen Arbeiten, außerordentlichen Hang zur Geſelligkeit und zur Ausgelaſſenheit, große Anhänglichkeit an ihr Vaterland, welches ihrer Meinung nach alle andern Länder an Vorzügen übertrifft, ſind bei jeder Gelegenheit fröhlich und Freunde des Geſanges und Tanzes. Unter ihren Vergnügungen ſteht das ſogenannte Landfreſſen (Kirmes, Kirchweihfeſt) oben an. Hochzeiten und Kindtaufen werden von ihnen ebenfalls ſehr freudig und feſtlich begangen. Ackerbau und Viehzucht befinden ſich bei ihnen im Flor, und es herrſcht daher große Wohlhabenheit unter denſelben, wovon auch ihre meiſtens kleinen Dörfer und Höfe zeugen. Die Männer tragen lange Weſten und darüber ſchwarze Kittel oder auch weiße Röcke, die vorn am obern Theile mit einer Reihe kleiner Knöpfe beſetzt und hinten ohne Oeffnung ſind, und etwas über die Kniee gehen, ſchwarze, weite Beinkleider, Stiefeln, kleine runde Hüte und hart

am Nacken verſchnittenes kurzes Haar. Die Frauensperſonen tragen das Haar in Flechten oben auf dem Kopfe in einen Wulſt zuſammengedreht, mit einem langen, ſchwarzen Aufſatze, vor dem Buſen einen weit herangehenden Latz, worüber das Kamiſol mit Bändern kreuzweiſe befeſtigt iſt, Hemden mit kurzen bunten Aermeln und mehrere ſehr kurze, dicke Röcke mit vielen Falten über einander.

Liebenſtein oder Sauerbrunn, welches der eigentliche Namen des Dorfes iſt, liegt im Herzogthum Meiningen, 1 Meile von Salzungen und 2½ M. ſüdlich von Eiſenach, in einem romantiſchen, reizenden Thale, am ſüdweſtlichen Abfalle des Thüringerwaldes, iſt wegen ſeines Sauerbrunnens und als Badeort bekannt, und empfiehlt ſich mit Recht dem Beſuche derer, die hier Geneſung oder Vergnügen ſuchen. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: das herzogliche oder Fürſtenhaus, das Schauſpielhaus daneben und das dieſen Gebäuden gegenüber auf einer ſanften Erhöhung an der nördlichen Bergwand erbaute, 220 F. lange und 3 Stockwerk hohe Gaſthaus mit vielen Zimmern für Badegäſte. Vor dem Hauſe iſt ein großer Platz, auf welchem ſich, im Schutze hoher Bäume die Gäſte gegen Abend oder auch früh zu verſammeln pflegen. Unterhalb zieht ſich ein geräumiger, mit Blumenbeeten und Geſträuch umgebener, grüner Raſenplatz mit einem Springbrunnen hin. Auf einem freien großen Platze, nahe am Schauſpielhauſe ſteht das Brunnenhaus, unter welchem der Sauerbrunnen gefaßt iſt. Weſtlich unmittelbar am Orte, erhebt ſich aus dem Thale ein mit Laubholz bewachſener Berg, auf deſſen Gipfel das alte Schloß Liebenſtein thront, eine der ſchönſten Burgruinen Deutſchlands, feſt auf Felſen gegründet und zwiſchen Felſen erbaut. Geht man von dieſer Ruine weiter in den Wald hinein, ſo wird man im Dunkel deſſelben durch eine lange Felſenwand mit Grotten überraſcht. Die ausgezeichnetſte unter dieſen Grotten iſt die ſogenannte hohle Scheune. Die romantiſchſte und beſuchteſte Partie in der Umgegend iſt Altenſtein, ein herzogliches Schloß auf einem Berge, das aus dem alten Schloſſe (einer bloßen Ruine), dem Amthauſe mit den neuerdings beträchtlich erweiterten Wirthſchaftsgebäuden und einem kürzlich errichteten Geſtüte und aus dem geſchmackvollen Luſtſchloſſe der herzogl. Familie beſteht. Das Ganze iſt mit einem herrlichen Park umgeben, der in Anſehung ſeiner Lage, ſeines Umfanges, der ſchönen und maleriſchen Ausſichten und der Benutzung der vielen daſelbſt ſich darbietenden impoſanten Felſen zu geſchmackvollen Anlagen, zu den vorzüglichſten Deutſchlands gehört. Er fängt im dichten Buchenwalde des Gebirges an, umfaßt drei Berge, endigt in den anmuthigſten Wieſen des Thales und erſtreckt ſich eine Stunde weit, indem man ſelbſt den Berg, der ſich hinter Glücksbrunn (einem vormaligen Blaufarbenwerke) befindet, und wo die

berühmte Glücksbrunner Höhle iſt, in denſelben hineingezogen hat. Von den mannigfaltigen Partien dieſes Parks nennen wir nur folgende. Zuerſt findet man hinter dem alten Schloſſe die Gothiſche Kapelle, auf einer hervorragenden Felſenkuppe erbaut, mit gemalten Glasſcheiben und einer herrlichen Ausſicht; hinter dieſer Kapelle iſt die Sennhütte, ein im Geſchmack des Berner Oberlandes erbautes Haus auf einer felſigen Anhöhe, an deren Seite ein Bach einen 50 F. hoch herabſtürzenden Waſſerfall und einen mit Forellen beſetzten Teich bildet. Von da beſucht man die 40 F. hohe Teufelsbrücke, die zwei nahe an einander gränzende Felſen verbindet, und als einer der höchſten Standpunkte Altenſteins eine entzückende Ausſicht auf den Werragrund und den Thüringerwald gewährt. Auf der andern öſtlichen Seite von Altenſtein gelangt man in herrlicher Buchenwaldung zu dem Blumenkorb, einem in Stein gehauenen koloſſalen, mit Erde gefüllten und mit Blumen bepflanzten Blumenkorbe, der auf dem Gipfel eines 64 Fuß hohen, iſolirten, ſteilen Kalkfelſens ruht; nicht weit davon iſt ein der Herzogin Charlotte Amalia geweihtes Denkmal, deren Bruſtbild in Marmor am Fuße dieſes Felſens auf einem Sarkophage ſich befindet. Von hier iſt es nicht mehr weit zum hohlen Stein, einem iſolirt ſtehenden ſenkrecht ſich erhebenden Felſen, in den Stufen mit eiſernem Geländer gehauen ſind und bis auf die höchſte geebnete Spitze führen, wo ein Haus ſeinen ganzen Umfang bedeckt. Nach dem Thale zu hat der Felſen eine lange, ſchmale Spalte, die eine überraſchende Ausſicht darbietet. Endlich müſſen wir noch die Höhle von Glücksbrunn erwähnen. Dicht nämlich hinter dem Hauptgebäude von Glücksbrunn erhebt ſich ein kahler Berg mit grotesken Felſenmaſſen, aus deſſen Fuße ein Bach von ſolcher Stärke hervorſtrömt, daß er wenige Schritte davon ſchon eine Mühle treibt. Beim Bau einer Chauſſee von Liebenſtein nach Altenſtein entdeckte man 1799 in dieſem Berge eine große Höhle, von bewundernswürdiger Schönheit, welche der Herzog vom Schutte reinigen und mit einem bequemen Eingange verſehen ließ. Man vermißt zwar darin Tropfſteine, wie man ſie in ſo vielen andern Höhlen findet, aber die weiten hohen Gewölbe, die hervortretenden Felſenmaſſen und vor allen der durch einen Theil der Höhle rauſchende beträchtliche Bach, welcher darin einen kleinen Teich bildet, den man mit einem Kahn befahren kann, machen auf dem Beſucher einen überraſchenden Eindruck. Zur Badezeit iſt ſie jeden Sonntag durch viele 100 Lampen erleuchtet, vom herzoglichen Muſikchor belebt und von vielen Menſchen aus der Umgegend angefüllt, und gewährt dann einen wirklich feenhaften Anblick. Ein 27 Schritte langer Stollen führt unter die Chauſſee zu einer kleinen Seitenkammer, die ſonſt zu einer Küche benutzt wurde. Hier beginnt nun die Höhle; nach wenigen Schritten kommt man an eine

Thüre, die verſchloſſen werden kann. Es geht bergan und es zeigt ſich zur Rechten wieder eine Höhlung, die durch ein eiſernes Gitter und eine Thüre von dem Gange abgeſondert iſt, und zu einem Keller diente. Höher wölben ſich nun die Felſen, der Raum wird weiter, und wir ſind im ſogenannten erſten Saale, wo zur Rechten 14 Stufen auf einen Altan führen, der früher zum Standort für die Muſikanten beſtimmt war. Zur Linken dieſes Saales iſt ein zweiter größerer mit einem Eiſengitter verſehener Altan, der gewöhnliche Standpunkt der Muſiker, von wo der Ueberblick dieſes Theiles der Höhle herrlich iſt. In einem geräumigen Gange gelangt man hierauf in den zweiten Saal, wo man ſchon recht deutlich das dumpfe Rauſchen des Baches vernimmt. Eine Treppe führt hier zu einer Oeffnung, durch welche der Bach zuerſt endeckt wurde. Ein anderer Gang bringt näher zum Waſſer, und iſt, um Gefahr zu verhüten, mit einem Eiſengitter verſehen. Nun theilt ſich der Weg; zur Linken führen Stufen in einen hochgewölbten breiten Gang, zur Rechten leitet ein ſchmaler Pfad abwärts zum Bach, welcher einen kleinen Fall bildend, aus dem Felſen kommt und hier den obigen Teich bildet. Ein Kahn nimmt den Wanderer auf, mit kräftigem Arm ſtößt der Führer vom Strande und man gleitet dahin auf dem ſtillen Gewäſſer, zwiſchen den grauen Felſenwänden, die ſich bald zu einer geräumigen und hohen Halle wölben. Hoch oben, einem Sterne an dunkeln Nachthimmel gleich, glänzt ein Licht durch die erwähnte Oeffnung, zur Linken ſeitwärts ſtellt ſich das Vordertheil eines Tempelchens dar, an deſſen Altar ein tranſparentes G prangt, ein Denkmal dankbarer Erinnerung an den Verſchönerer der Höhle, den Herzog Georg. Zur Rechten verliert ſich der Bach wieder mit Geräuſch in die Felſen. Von dem Bache ſteigt man auf 15 Stufen zu jenem höhern, geräumigen Gang empor, der ſich noch in beträchtlicher Ausdehnung hinzieht, ehe man ſein Ende erreicht und hier iſt die Gränze der bis dahin 400 F. langen Höhle, ſo weit man ſie nämlich unterſucht und gangbar gemacht hat; aber wahrſcheinlich ſetzt ſie noch weiter fort.

Etwa ½ Stunde von Altenſtein iſt die **Luthersbuche**, unter deren Schatten Luther ausgeruhet und an einer etwas weiter oben in einem engen Wieſengründchen entſpringenden Quelle, die ſeitdem der **Luthersbrunnen** genannt wird, ſeinen Durſt gelöſcht haben ſoll. Dieſe Luthersbuche iſt etwa 600 Schritte von der Stelle entfernt, wo Luther am 4. Mai 1521, als er auf der Rückreiſe vom Reichstage zu Worms nach Wittenberg begriffen war und von Eiſenach aus ſeine Verwandten in Möhra (einem Dorfe, woher Luthers Vater war) beſucht hatte, und von da aus über Altenſtein in die Straße nach Waltershauſen reiſen wollte, auf Veranſtaltung des Kurfürſten von Sachſen, Friedrich des Weiſen, von zwei verkleideten Edelleuten und 3 Knechten überfal-

len, und nachdem man ihm die Mönchskutte aus- und ein Reiterkleid angezogen hatte, in der Nacht heimlich auf die Wartburg gebracht wurde, wo er eine Zeitlang in Ritterkleidung, vor allen öffentlichen und heimlichen Nachſtellungen geſichert, im Verborgenen lebte; denn kaum dort angelangt, erfolgte auch die Nachricht, daß er und ſeine Anhänger vom Kaiſer Karl V. in die Reichsacht erklärt worden ſeyen.

Wöhlsdorf, kleines Dorf in dem Meiningiſchen Fürſtenthum Saalfeld, unweit der von Rudolſtadt nach Saalfeld führenden Chauſſee, iſt merkwürdig wegen des daſelbſt errichteten Denkmales von Gußeiſen des tapfern Prinzen Ludwig von Preußen, der hier, beim Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen, am 10. October 1806 kämpfend fiel. Es iſt von der Schweſter des Prinzen, der Fürſtin Louiſe von Radzivil 1823 errichtet worden, 235 Ctr. ſchwer, 26 F. hoch, zu Berlin gegoſſen und enthält die einfache Inſchrift: „Hier fiel kämpfend für ſein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen." Um daſſelbe ſteht ein Halbkreis von hohen Pappeln. Dieſer Prinz war ein Sohn des Prinzen Auguſt Ferdinand (Bruders des großen Königs Friedrichs II.) und 1772 geboren. Bei dem Kriege 1806 kommandirte er die Avantgarde und ſtand bei Saalfeld, um das Saalufer zu decken. Ueberzeugt, daß die Franzoſen ihn angreifen würden, griff er ſie ſelbſt an, die weit ſtärker als er waren. Bei dem unglücklichen Ausgange dieſes Gefechtes für die Preußen hätte er ſich noch retten können; allein er blieb ſo lange im Handgemenge, bis er zuletzt ganz allein in einem nahe bei Wöhlsdorf befindlichen Hohlwege, an welchem das Denkmal ſteht, von feindlichen Huſaren umzingelt wurde, nachdem er ſich ſchon einmal durch die Feinde durchgehauen hatte. Er würde ſich vielleicht noch einmal durchgehauen haben, wenn der Stern auf der Bruſt und ſein ſchönes Engliſches Pferd nicht die Aufmerkſamkeit der Feinde zu ſehr auf ſich gezogen hätten und der Hohlweg nicht zu tief geweſen wäre, um über den hohen Rand zur Seite wegſetzen zu können. Die Feinde ſuchten ihn zu ſchonen und boten ihm Pardon an, den er aber nicht annahm, worauf er einen Stich in die linke Bruſt erhielt, während zugleich eine Piſtolenkugel ihn rückwärts vom Pferde ſtürzte.

Weimar, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthums gl. N., an der Ilm, in einem Thale gelegen, zwiſchen dem ½ Stunde entfernten 1450 F. hohen Ettersberge im N. und geringen Höhen im S., von denen das Luſtſchloß Belvedere herabblickt. Auf dem Gipfel des Ettersberges, auf dem das von einem parkähnlichen Walde umgebene Jagdſchloß Ettersburg ſteht, hat man eine der weiteſten Ausſichten in ganz Thüringen. Alle die große Hochebene Thüringens umgebenden Berge, vom Harz an bis zum Thüringerwalde, die Heſſiſchen Berge, ſo wie

die Höhen an der Unſtrut und Saale, darunter der Petersberg bei Halle, die vielen Städte, Dörfer und Thäler, die vom Ettersberge ins flache Land hinablaufen, ſind dem Auge ſichtbar und gewähren eine außerordentliche Abwechslung. Weimar iſt weder groß (nur von 11,000 Menſchen bewohnt), noch regelmäßig und ſchön, aber es fehlt dennoch nicht an vielen großen, anſehnlichen und geſchmackvoll erbauten Häuſern. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt das Schloß das merkwürdigſte, von dem verſtorbenen Großherzog Karl Auguſt, in einem einfachen, aber edlen Style, an der Stelle der 1774 abgebrannten Wilhelmsburg wieder erbaut und jetzt den Namen die Karlsburg führend, ein weitläuftiges Gebäude, das aus dem Hauptgebäude und 2 Flügeln beſteht, wovon der rechte noch nicht ganz ausgebaut iſt. Das Innere iſt geſchmackvoll eingerichtet; vor allen ſind darin ſehenswerth, die künſtliche Haupttreppe im linken Flügel, der große Saal, das Ritterkabinet, dem edlen und großen Bernhard des 30jährigen Krieges geweihet. In einem beſondern Gebäude, das im Innern in eine Rotunde verwandelt iſt, befindet ſich die bedeutende großherzogliche Bibliothek, die jetzt 125,000 Bände gedruckter Bücher, eine anſehnliche Sammlung von Handſchriften, eine Sammlung von Stammbüchern in 325 Bänden in ſich faßt, und mit welcher gewiſſermaßen die ausgeſuchte Militärbibliothek des Großherzogs verbunden iſt, wozu 4000 Bände und 6000 Landcharten gehören. In demſelben Lokal werden auch die ausgeſuchte Kupferſtichſammlung und das Münzkabinet, reich an alten Griechiſchen und Römiſchen Münzen, und vollſtändig an Kur- und Herzogl. Sächſ. Gold- und Silbermünzen, aufbewahrt. In der Nähe des Schloſſes iſt der 171 Acker haltende, großherzogl. Park, von der Ilm durchſchnitten, eine herrliche Anlage des Großherzogs Karl Auguſt, die durch ihre reizenden und ſchattigen Alleen, durch die überall ſo kunſtvoll geordneten und doch ſo natürlichen Baumgruppen und durch das lebendige Grün des Raſens, in Deutſchland bei einer Reſidenzſtadt einzig iſt, auch ſich zugleich durch die überraſchendſten Partien und Ausſichten auszeichnet. Als die vorzüglichſten Punkte nennen wir den Stern, eine romantiſche Partie von hohen Bäumen beſchattet, und von vielen ſternartig ſich durchkreuzenden Wegen durchſchnitten; das Römiſche Haus, im antiken Style erbaut; den ſogenannten Salon im Gothiſchen Geſchmacke ꝛc. Hart am Ende des Parks liegt Oberweimar, wo eine Muſterwirthſchaft mit ſchönem Schweizerrindvieh, eine Merinosſchäferei als Stammſchäferei für das ganze Land und eine der größten Bierbrauereien des Landes beſtehen und eine Kettenbrücke über die Ilm geht. Eine ſchöne Allee führt von Weimar nach dem eine halbe Meile entfernten hochgelegenen Luſtſchloß Belvedere, wo ſich ebenfalls ein weitläuftiger Park, eine ſchöne Orangerie, weitläuftige Gewächshäuſer befinden, die in Hinſicht der Zierblumen und botani-

ſchen Schätze aller Zonen Belvedere mit Schönbrunn und Herrnhauſen in eine Reihe ſetzen.

Eiſenach, nächſt Weimar die größte Stadt des Großherzogthums S.=Weimar, iſt jetzt von 9000 Menſchen bewohnt, hat aber mehr Wohnhäuſer als Weimar, und liegt in einer romantiſchen Gegend, am Fuße der Vorberge des Thüringerwaldes und der Wartburg, auf einer ſanften Anhöhe, an deren Fuße ſich nördlich die Neſſe mit der Hörſel vereinigt, und iſt faſt rings herum von Bergen umgeben, und zum Theil ziemlich gut gebaut. Vorzüglich zeichnen ſich der ſchöne Marktplatz, die in der Nähe deſſelben befindlichen Straßen und der mit ganz neuen Gebäuden beſetzte Exploſionsplatz aus, die er, ſo wie ſeinen Namen dem Unglück verdankt, welches durch das Auffliegen dreier franzöſiſcher Pulverwagen am Abend des 1. Septembers 1810 verurſacht wurde, und wobei durch den zugleich entſtandenen Brand 24 Häuſer ganz zerſtört und gegen 200 mehr oder weniger beſchädigt wurden. 54 Menſchen, worunter einige ganze Familien, fanden in der ſchrecklichen Minute einen traurigen Tod, und der verurſachte Schaden wurde auf 200,000 Rthl. geſchätzt. Bloß die Herſtellung der Fenſter, welche faſt in der ganzen Stadt zertrümmert wurden, koſtete gegen 12,000 Rthl.

Südlich von Eiſenach, dicht vor dem Thore, erhebt ſich der Predigerberg, an deſſen Fuße der Gottesacker mit dem geſchmackvoll aufgeführten und zweckmäßig errichteten Leichenhauſe und dem vormaligen Predigerkloſter, und an und auf dieſem Berge das ſogenannte Röſiſche Hölzchen, eine parkähnliche Anlage ſich befinden; noch höher iſt der Metil= oder Mädelſtein, der ſich über dem Röſiſchen Hölzchen erhebt, und ſonſt das feſte, ſchon im 13. Jahrhunderte zerſtörte Schloß Mädelſtein, trug; die Ruinen, die man davon noch erblickt, ſind neuen Urſprungs, und von dem Schöpfer des Röſiſchen Hölzchens erbaut. Gleich hinter dem Mädelſteine ragen zwei geſpaltene Felſenſteine von ziemlicher Höhe hervor, welche in der Ferne betrachtet, das Anſehen von zwei verſteinerten Perſonen haben, die ſich einander zu küſſen ſcheinen; daher man ihnen, nach einer alten fabelhaften Erzählung, wonach ein Mönch und eine Nonne hier das Gelübde der Keuſchheit gebrochen hätten, und zur Strafe in Stein verwandelt worden wären, den Namen Mönch und Nonne beigelegt hat. Auf einem, dem Mädelſtein gegenüber, aber noch höher als dieſer hervor ragenden, felſigen Berge, durch einen ziemlich tiefen Grund von dem Mädelſteine getrennt, thront die ehrwürdige, alte Wartburg, die vorzüglichſte Merkwürdigkeit Eiſenachs, welche täglich Fremde und Reiſende hierher zieht, und die man von der Stadt in einer halben Stunde erſteigen kann. Zuletzt führt ein einziger, doch ziemlich ſteiler Zugang, der 200 Fuß lang durch den Felſen gehauen iſt, zur Wartburg zu, und über eine ſteinerne

46

Brücke, und durch ein Thor, über dem ein Thurm ſich erhebt, gelangt man in den innern Burghof. Der höchſte Punkt des Hofes hat nach den neueſten Meſſungen 1288 und die Gallerie auf dem ſogenannten Pulverthurme 1330 F. Höhe über der Meeresfläche. Ueber achthalb Jahrhundert hindurch hat die Wartburg der zerſtörenden Zeit glücklich getrotzt, wenigſtens in ihren meiſten Theilen; nur ein Theil hat müſſen abgetragen und neu gebaut werden. Bekanntlich war die Wartburg lange Zeit hindurch die Reſidenz der alten Landgrafen von Thüringen, von Ludwig dem Springer, dem Stammvater der Landgrafen, welcher ſie 1067 erbaute, bis auf Balthaſar, welcher 1406 ſtarb, deſſen Sohn Friedrich der Friedfertige zwar noch in den erſten Jahren ſeiner Regierung auf der Wartburg blieb, dann aber ſpäter nach Weimar zog. Da er kinderlos (1440) ſtarb, ſo fiel Thüringen an ſeine Vettern, den Kurfürſten von Sachſen, Friedrich den Sanftmüthigen, der in Altenburg, und an den Herzog Wilhelm III., der in Weimar wohnte. Nun verſchwand der Namen eines Landgrafen von Thüringen und die alte, edle Burg ſtand verwaiſet, nur von einem Beamten bewohnt; ſo wie ſie auch noch jetzt bloß von einem Kaſtellan und deſſen Familie bewohnt wird, der zugleich eine Gaſtwirthſchaft hier unterhält, da es keinem Tage an Beſuchern aus der Stadt und Umgegend, und aus der Ferne fehlt. Aber nicht allein die Reſidenz der Landgrafen, ſondern auch der Wettkampf der Minneſänger *) im Anfange des 13. Jahrhunderts, in Gegenwart des Landgrafen Hermann; das von den Studenten 1817 hier gefeierte Burſchen- oder Wartburgsfeſt, und vorzüglich der Aufenthalt Luthers vom 4. Mai 1521 bis 6. März 1522, der hier einen Theil der Bibel überſetzte **), haben die Wartburg berühmt gemacht, und man zeigt noch die Stube, mit dem einfachen Tiſche aus ſeiner elterlichen Wohnung zu Möhra und dem Dintenflecke in der Wand, der davon entſtanden ſeyn ſoll, daß er nach dem ſeiner aufgeregten Phantaſie erſcheinenden Teufel mit dem Dintenfaſſe warf. Auch iſt darin ſeit dem letzten Reformationsjubiläum eine große bronzene Büſte Luthers aufgeſtellt. — Von den andern Merkwürdigkeiten, die den Fremden gewöhnlich gezeigt werden, erwähnen wir nur noch: den Ritterſaal, mit den Bildern der alten Landgrafen, und die Rüſtkammer in zwei Sälen mit vielen Harniſchen und Rüſtungen, die von vielen in der Geſchichte bekannten Frauen und Männern getragen wurden, z. B. Friedrichs mit der gebiſſenen Wange, ſeines Bruders Dietzmann, ihres Va-

*) Minneſänger waren Dichter und Sänger der Deutſchen, die vom Ende des 12. Jahrhunderts bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, vorzüglich unter den Deutſchen Kaiſern aus dem Hohenſtaufiſchen Hauſe blüheten.

**) Man ſehe oben die Nachrichten von der Luthersbuche.

ters Albrechts des Unartigen, ſeiner Buhlerin Kunigunde, der Prinzen Ernſt und Albrecht, des Kunz von Kauffungen, des Pabſtes Julius II. ꝛc. Der ganze Berg, auf dem die Wartburg ſich erhebt, und alle tiefer liegenden Berge ſind mit dichter Waldung umgeben. Herrlich iſt die Ausſicht von dieſer Höhe. Romantiſch wilde Felſengründe, düſtere Waldungen, abwechſelnd mit ſchönen Wieſengründen, ergiebigen Saatfeldern und Dörfern, die Stadt Eiſenach ſelbſt mit ihren Umgebungen feſſeln den Blick in der Nähe. In der Ferne trifft das Auge auf die Berge Kurheſſens, unter denen der Meißner mit ſeinem breiten Rücken hervorragt, und auf eine lachende, gegen Süden von dem blauen Halbzirkel des Thüringer Waldes, aus welchem vorzüglich der mächtige Inſelberg ſich hervorhebt, begränzte Landſchaft, in welcher ſich der Hörſelberg, das Schloß von Gotha und die Gleichiſchen Burgen vorzüglich bemerklich machen.

Die Fürſtenthümer Schwarzburg.

Das ſonſt gräfliche, jetzt fürſtliche, noch in 2 Linien blühende Haus Schwarzburg hat ſeinen Namen von dem alten Schloſſe Schwarzburg, das gegenwärtig zu der Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Oberherrſchaft gehört, und ſtammt nach der gewöhnlichen Meinung von den Grafen von Käfernburg, wovon einer, der Sizzo genannt wird, und im 12. Jahrhunderte lebte, zwei Söhne Heinrich und Günther hatte, und die beiden Grafſchaften Schwarzburg und Käfernburg beſaß. Jener, welcher das Schloß Schwarzburg zu ſeinem Wohnort wählte, wird von Einigen Heinrich VI. genannt, von Andern, als erſter Graf von Schwarzburg Heinrich I. Er kam 1184 zu Erfurt um, indem der Fußboden des Saales, in welchem er nebſt vielen andern Großen, während eines daſelbſt gehaltenen Reichstages ſich befand, einſtürzte. Unter ſeinen Nachkommen war ein Günther VII., nach deſſen Tode durch ſeine beiden Söhne ſich das Haus Schwarzburg in die zwei Linien Schwarzburg und Blankenburg theilte, wovon aus jener 1308 die Nebenlinie Wachſenburg, welche 1450 ausſtarb und in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Nebenlinie Leutenberg entſtand, die ſich bis 1564 erhielt. Kurz vor der Stiftung der Wachſenburgiſchen Linie waren Arnſtadt, Wachſenburg und Schwarzwald zu den Schwarzburgiſchen Beſitzungen gekommen, wovon das erſtere noch Schwarzburgiſch iſt. Da mit dem Erlöſchen der Leutenbergiſchen Linie die eine Hauptlinie, nämlich die Schwarzburgiſche, ein Ende nahm, und nur die Blankenburgiſche Hauptlinie blieb, ſo wenden wir uns zu dieſer letztern, indem von ihr die noch blühenden beiden Schwarzburgiſchen Linien abſtammen. Graf Heinrich X. war der Stifter der Blankenbur-

giſchen Linie und hatte ſeine Reſidenz auf dem Schloſſe zu Blankenburg, einem jetzt Rudolſtadt gehörigen Städtchen. Unter den Nachkommen deſſelben zeichnet ſich Günther XXI., welcher Frankenhauſen erwarb, als der berühmteſte aller Schwarzburgiſchen Regenten aus, indem er 1549 zum Deutſchen König erwählt wurde, welche Würde er kurze Zeit beſaß, weil er noch in demſelben Jahre, ſeinen nahen Tod fühlend, den man den Folgen einer Vergiftung zuſchreibt, in einem mit ſeinem Gegenkönige Karl IV. abgeſchloſſenen Vertrage gegen eine gewiſſe Entſchädigung, der Königswürde entſagte, und in dem Jahre 1349 ſtarb. Außer Günther XXI. machten ſich auch noch andere Grafen Schwarzburgs, von der Blankenburgiſchen Linie um die Vergrößerung der Grafſchaft Schwarzburg verdient. So kamen, vermöge eines mit den Grafen von Hohenſtein errichteten Erbvertrages, im J. 1356 die Herrſchaft Sondershauſen, ſpäter die Schlöſſer Kyffhauſen und Rothenburg, dann die Hälfte der beiden Aemter Kelbra und Heeringen und noch ſpäter das Schloß Käfernburg mit den dazu gehörigen Dörfern hinzu. Günther XL. war derjenige Graf von Schwarzburg Blankenburgiſcher Linie, der, als er 1538 zur Regierung gelangte, alle Schwarzburgiſchen Beſitzungen (bis auf den Antheil der damals noch beſtehenden Leutenbergiſchen Linie) beſaß. Er hinterließ bei ſeinem Tode 1552 vier Söhne: Günther XLI., mit dem Beinamen der Streitbare und einer der tapferſten Helden des Hauſes Schwarzburg, Wilhelm I, ausgezeichnet durch ſeine Frömmigkeit und Herzensgüte, Johann Günther I. und Albert VII., wovon der erſte zu Arnſtadt, der zweite zu Frankenhauſen, der dritte zu Sondershauſen und der vierte zu Rudolſtadt reſidirte. Jene erſten beiden ſtarben kinderlos, aber die beiden Letzten ſind die Stifter der beiden noch blühenden Linien des Hauſes Schwarzburg geworden.

Nämlich nach dem Tode Günther XLI., der 1583 ohne Hinterlaſſung von Erben ſtarb, theilten die übrigen drei Brüder 1584 die ſämmtlichen Schwarzburgiſchen Beſitzungen (indem 1564 auch die Leutenbergiſche Linie erloſchen war) unter ſich alſo, daß Johann Günther I., der Stifter der Sondershäuſiſchen Linie die Aemter Sondershauſen, Clingen nebſt Greußen, Arnſtadt und Käfernburg; Albert VII., der Stifter der Rudolſtädtiſchen Linie die Aemter Rudolſtadt, Blankenburg, Leutenberg, Ilm, Paulinzell, Schwarzburg und Gehren und Wilhelm das Uebrige bekam. Durch den 1597 erfolgten Tod des Grafen Wilhelm, der keine Kinder hinterließ, und die dadurch nöthig gewordene neue Theilung im J. 1599 wurden die Beſitzungen der Sondershäuſiſchen Linie mit den Aemtern Gehren, Keula und Schernberg und die der Rudolſtädtiſchen Linie mit den Aemtern Frankenhauſen, Heeringen, Kelbra, Arnsburg, Straußberg und Schlotheim vermehrt. Die Sondershäuſer Linie erwarb als neue Beſitzungen

1631, vermöge einer mit den Grafen von Gleichen geſchloſſenen Erbverbrüderung die untere Grafſchaft Gleichen und 1632, vermöge einer mit den Grafen von Stolberg und Hohnſtein errichteten Erbverbrüderung, die Hohnſteinſchen Aemter Lohra und Dietenborn nebſt Bleicherode, Großbodungen und die Allersbergiſchen Gerichte. Doch von dieſen Hohnſteinſchen Beſitzungen ließ der Weſtphäliſche Frieden 1648 bloß das Amt Großbodungen und die Allersbergiſchen Gerichte bei Schwarzburg. Die Grafen Chriſtian Wilhelm I. und Anton Günther II., der Sondershäuſiſchen Linie, die 1681 eine Landestheilung unter ſich gemacht hatten, und von welchen jener zu Sondershauſen und dieſer zu Arnſtadt reſidirte, 1717 aber kinderlos ſtarb, wurden 1697 in den Reichsfürſtenſtand erhoben und ſchloſſen 1713 mit der Rudolſtädter Linie einen Erbvertrag, wonach in jeder Linie das Erſtgeburtsrecht im Mannsſtamme und das Erbfolgerecht der einen Linie in die andere feſtgeſetzt wurde, im Falle des Erlöſchens der einen Linie. Die Einführung der Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen in das Reichsfürſtenkollegium erfolgte jedoch erſt 1754, nachdem durch Receſſe, die mit Kurſachſen und Weimar abgeſchloſſen wurden, die von dieſen beiden Häuſern erhobenen Widerſprüche gegen die Einführung der Schwarzburgiſchen Regenten in den Reichsfürſtenrath (denn 1710 war auch Ludwig Friedrich, Graf von der Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Linie in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden) beſeitigt worden waren. Unter der langjährigen Regierung des Fürſten Günther Friedrich Karl I., der 1794 den Thron beſtieg, erfuhr das Fürſtenthum Schwarzburg Sondershauſen bedeutende politiſche Veränderungen. Nachdem er nämlich 1807 dem Rheinbunde beigetreten und ſouverän geworden war, trat er 1811 die Voigtei Haßleben an Weimar ab, welches dagegen Arnſtadt nebſt Käfernburg und Plauen von der Abhängigkeit frei gab, in welcher dieſe Landestheile bisher von Weimar geſtanden hatten; auch trat er in demſelben Jahre 1811 durch einen Vertrag, der erſt 1819 zur Ausführung kam, die untere Grafſchaft Gleichen an Gotha ab, welches dafür ſich ſeiner Lehnsrechte auf einige Sondershäuſiſche Beſitzungen begab; und endlich cedirte er, nachdem er 1815 dem Deutſchen Bunde beigetreten war, 1816 das Amt Großbodungen, die Allersbergiſchen Gerichte und noch einige Ortſchaften an Preußen, welches dafür allen Landeshoheit- und Oberherrlichkeitsrechten auf das Amt Ebeleben und auf die Unterherrſchaft entſagte, und 2 Dörfer an Schwarzburg-Sondershauſen abtrat. 1831 gab er ſeinem Lande eine landesſtändiſche Verfaſſung, die aber nicht angenommen wurde, weil ſie den Wünſchen der Unterthanen nicht entſprach. 1835 gelangte Günther Friedrich Karl II., durch Ceſſion ſeines Vaters, der zwei Jahre ſpäter ſtarb, zur Regierung und von ihm, der ſchon in den wenigen Jahren ſeiner Regierung ſo vieles zum

Wohl des Landes gethan hat, wird nun das Fürſtenthum eine neue landſtändiſche Verfaſſung erhalten. — Der jetzige Fürſt der Schwarzburg=Rudolſtädtiſchen Linie heißt Friedrich Günther, welcher 1807 dem Rhein= und 1815 dem Deutſchen Bunde ſich anſchloß, und 1819 an Preußen die Aemter Heeringen und Kelbra nebſt dem Dorfe Wolkramshauſen überließ, wofür Preußen die im Rudolſtädtiſchen befindlichen Güter und Einkünfte der Probſtei Göllingen, und eine Summe Geldes an Rudolſtadt gab, und ſich aller Landeshoheit= und Oberherrlichkeitsrechte über die Unterherrſchaft begeben hat. 1825 trat der Fürſt an Gotha das Voigtei=Amt Seebergen ab, und erhielt dafür 4 mitten im Rudolſtädtiſchen gelegene Dörfer; auch begab ſich Gotha der bisherigen Landeshoheit und Lehnsherrlichkeit über die Aemter Ilm und Paulinzelle. Das Fürſtenthum Rudolſtadt iſt ſchon ſeit 1816 im Beſitz einer landſtändiſchen Verfaſſung.

Anhalt.

Das jetzt herzogliche Haus Anhalt hat ſeinen Namen von dem alten Schloſſe Anhalt, deſſen wenige Ueberreſte 1 M. von Ballenſtädt liegen. Erſt mit dem Ausgange des zehnten Jahrhunderts wird die Geſchichte Anhalts gewiſſer. Die erſten Ahnherren erſcheinen in dem weſtlichen Theile des jetzigen Landes Anhalt. Als den erſten bekannten Stammvater ſeiner Fürſten nimmt man Eſiko, Grafen von Ballenſtädt an, der zu Ende des 10. Jahrhunderts lebte. Sein Enkel Otto, der in der Geſchichte den Beinamen des Reichen führt, nannte ſich ſowohl Graf von Ballenſtädt als auch von Aſchersleben, und hinterließ einen Sohn, Albrecht der Bär, auch der Große genannt. Dieſer wurde einer der angeſehenſten Fürſten Deutſchlands, indem er vom Kaiſer Lothar 1134 mit der Nordmark oder nachmaligen Altmark beliehen ward; und nachdem er dieſe noch durch die jetzige Mittelmark vergrößert hatte, wurde er dadurch der erſte Markgraf von Brandenburg. 1140 fielen ihm noch durch Erbſchaft die von großmütterlicher Seite herſtammenden anſehnlichen Weimariſch=Orlamündiſchen Beſitzungen und ſieben Jahre ſpäter die Grafſchaft Plötzkau zu. Er führte viele Kriege mit den jenſeits der Elbe wohnenden Wenden und brachte das Zerbſter Land zu Anhalt. Sein 1170 erfolgter Tod gab Veranlaſſung, daß ſeine großen Beſitzungen durch Theilung unter ſeine Söhne getrennt wurden. Nämlich der eine derſelben, Otto erhielt die Mark Brandenburg, und wurde dadurch Stifter der Markgrafen von Brandenburg Anhaltiſchen Hauſes, die ihre Beſitzungen in der Folge noch durch anſehnliche Erwerbungen vermehrten, aber ſchon 1320 ausſtarben, ohne daß jedoch ihre erledigten Länder auf Anhalt übergingen.

Hermann erhielt die Orlamündiſchen Güter, und wurde der Stifter eines bis zum 15. Jahrhunderte blühenden Hauſes, deſſen Güter aber eben ſo wenig zu Anhalt zurück kehrten. Bernhard endlich bekam die Anhaltiſchen Beſitzungen, nannte ſich zuerſt Graf von Anhalt und Aſchersleben und ward der Stammvater des Hauſes Anhalt. Als 1180 die Reichsacht über Heinrich den Löwen verhängt worden war, erhielt er faſt das ganze Herzogthum Sachſen. Von ſeinen Söhnen bekam nach ſeinem Tode 1211, Albrecht das Herzogthum Sachſen, deſſen Söhne zwei Linien, die Sachſen-Wittenbergiſche oder Kurlinie des Anhaltiſchen Hauſes und die Sachſen-Lauenburgiſche ſtifteten, wovon die erſtere 1422 und die letztere 1689 erloſch, ohne daß Anhalt mit ſeinen Anſprüchen auf die Beſitzungen dieſer ausgeſtorbenen Linien durchdringen konnte.

Heinrich I., der älteſte Sohn Bernhards, welchem Anhalt nebſt Aſchersleben zufiel, iſt als der eigentliche Stifter und nähere Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes Anhalt anzuſehen, und mit ihm beginnt die eigentliche Geſchichte Anhalts, als eines beſondern Landes, welches bisher nur ein Theil größerer Beſitzungen anderer Fürſten geweſen war. Er iſt der erſte, der ſich Fürſt zu Anhalt und Graf zu Aſchersleben oder Askanien *) ſchrieb. Nach ſeinem Tode (1252) entſtanden durch Theilung drei beſondere Anhaltiſche Linien, Bernburg, Zerbſt und Aſchersleben, wovon die letztere ſchon 1315 ausſtarb; allein die Grafſchaft Askanien oder Aſchersleben fiel nicht an Anhalt, wie es nach dem Rechte hätte geſchehen ſollen, ſondern kam an das Hochſtift Halberſtadt und mit dieſem ſpäterhin an Brandenburg oder Preußen. Die Linie Bernburg endigte 1468 und es blieb alſo nur die dritte von Siegfried geſtiftete ältere Zerbſtiſche Linie übrig, die ſich 1392 auch wieder in die Zerbſt-Albertiniſche und in die Zerbſt-Siegmundſche Linie, nach ihren Stiftern ſo genannt, theilte. Von dieſen erhielt ſich allein die letztere, indem jene im Anfange des 16. Jahrhunderts erloſch. Unter den Fürſten der Siegmundſchen Linie muß Georg I. bemerkt werden. Er hinterließ, als er 1474 ſtarb, vier Söhne, wovon der eine Waldemar VI. der Vater des in der Reformationsgeſchichte berühmten Fürſten Wolfgang, eines der erſten proteſtantiſchen Fürſten und eifrigen Beförderer der Reformation war — und Ernſt, welcher das Geſchlecht der Fürſten von Anhalt fortpflanzte. Von ſeinen Nachkommen gelangte Joachim Ernſt 1570 zum Beſitz der ſämmtlichen Anhaltiſchen Länder und legte den Grund zu der nachherigen Landesverfaſſung; allein nicht lange blieben

---

*) Askanien iſt ein jetzt verfallenes Schloß unweit der Stadt Aſchersleben.

die Anhaltiſchen Länder unter dem Szepter Eines Fürſten vereinigt; denn ſeine Söhne veranſtalteten 1606 eine Theilung, worauf ſich zum Theil der Beſitzſtand der jetzigen drei noch blühenden Anhaltiſchen Linien gründet. Von ſeinen Söhnen wurden durch dieſe Theilung folgende 4 Linien geſtiftet, nämlich von Johann Georg I. die Deſſauiſche; von Chriſtian I. die Bernburgiſche; von Ludwig die Köthenſche und von Rudolph die Zerbſter. Der fünfte Bruder Auguſt, wurde Anfangs mit Geld abgefunden, erhielt aber doch hernach noch das Amt und Schloß Plötzkau; auch wurde ihm verſprochen, daß im Fall des Erlöſchens einer von dieſen 4 Linien, er oder ſeine Nachkommen dieſen Antheil erhalten ſollten. Dieſer Fall trat ſchon 1668 ein, in welchem Jahre die Köthenſche Linie erloſch und nun fiel der erledigte Köthenſche Antheil an Auguſts, der damals nicht mehr lebte, Söhne Lebrecht und Emanuel, die nun die zweiten Stifter der noch jetzt blühenden Köthenſchen Linie wurden, doch mußten ſie Plötzkau an die Bernburgiſche Linie zurück geben. Zugleich ward ein neuer Erbvergleich geſchloſſen, wonach bei dem Ausſterben einer Linie, die übrigen ſich zu gleichen Theilen in das Land theilen ſollten. — Die Zerbſter Linie, von welcher Katharina, die berühmte Kaiſerin von Rußland, die Stammmutter des noch jetzt herrſchenden Kaiſerhauſes in Rußland, abſtammt, ſtarb 1793 aus, und ihr Landesantheil wurde bei der 1797 zu Stande gebrachten Theilung unter die noch jetzt beſtehenden drei Anhaltiſchen Hauptlinien zu gleichen Theilen vertheilt; die Herrſchaft Jever aber, welche durch Heirath an die Zerbſter Linie gekommen war, fiel an Katharina, Kaiſerin von Rußland. Die Fürſten der 3 noch beſtehenden Anhaltiſchen Linien wurden 1806 zur herzoglichen Würde erhoben, traten 1807 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde bei. Noch müſſen wir von der Deſſauiſchen Linie bemerken, daß der Fürſt Leopold, der bekannte Kriegsheld, der in Preußiſchen Dienſten rühmlichſt ſich auszeichnete und 1747 ſtarb, die dieſer Linie noch gehörigen, bedeutenden Güter in Oſtpreußen erworben hat, und daß ſein Sohn und Nachfolger Leopold Friedrich Franz, der erſt 1817 ſtarb, einer der vortrefflichſten Fürſten nicht allein Anhalts ſondern ſelbſt Deutſchlands war, dem das Deſſauiſche Land ſehr viel in Hinſicht des Wohlſtandes, der erhöheten Landeskultur, der verbeſſerten Unterrichtsanſtalten und der Verſchönerung verdankt. — Von der Bernburgiſchen Linie iſt zu erwähnen, daß aus derſelben eine Nebenlinie von Hoym 1718 entſtand, welche dieſes Amt unter Bernburgiſcher Landeshoheit beſaß, und durch Heirath die Herrſchaft Holzappel und Grafſchaft Schaumburg erwarb, 1812 aber erloſch; daher Hoym an Bernburg zurück fiel, Schaumburg und Holzappel aber an die mit dem Erzherzog Joſeph von Oeſterreich und Palatin von Ungarn vermählte Fürſtin Hermine

und nach ihrem 1817 erfolgten Tode, an ihre Kinder kamen, die ſie noch, unter Naſſauiſcher Hoheit beſitzen. — Endlich iſt noch von der Köthenſchen Linie zu bemerken, daß auch von dieſer eine Nebenlinie Anhalt-Köthen-Pleß entſtand, indem Friedrich Erdmann 1765 durch Schenkung die in Schleſien gelegene anſehnliche Herrſchaft Pleß erhielt. Da 1818 die Köthenſche Hauptlinie ausſtarb, ſo trat die Nebenlinie Anhalt-Köthen-Pleß in den Beſitz des Herzogthums Köthen. Die jetzt regierenden 3 Herzoge von Anhalt ſind: Leopold Friedrich von Anhalt-Deſſau; Alexander Karl von Anhalt-Bernburg und Heinrich X. von Anhalt-Köthen, der zugleich die Herrſchaft Pleß beſitzt.

Wörlitz, eine kleine Stadt von 1900 Einwohnern im Herzogthum Anhalt-Deſſau, wegen ihres herrlichen, von vielen Reiſenden beſuchten Gartens berühmt, liegt 3 Stunden öſtlich von der Haupt- und Reſidenzſtadt Deſſau. Der Weg von Deſſau nach Wörlitz iſt einer der angenehmſten im nördlichen Deutſchland, man glaubt in einem großen Park zu wandeln; ein im Gothiſchen Style erbautes Jagdhaus, eine Eremitage, vor welcher die Straße vorbei führt, und mehrere andere Anlagen vollenden die Täuſchung. Der berühmte Wörlitzer Garten, wegen ſeiner geſchmackvollen und mannigfaltigen Anlagen einer der vorzüglichſten in Deutſchland, breitet ſich zu beiden Seiten des anmuthigen Wörlitzer Sees und ſeiner Buchten und Kanäle, von der Stadt Wörlitz bis zum Elbwalle, und von der Straße nach Coswig bis zum weſtlichen Ende des Sees aus. Er iſt weder durch Mauern noch durch eine Verzäunung eingeſchloſſen, und hat außer dem Elbwalle auf der Nordſeite, keine Gränze; die ganze umliegende Gegend ſcheint in ſeinen Plan zu gehören. So ſcheint der Garten bei Weitem größer zu ſeyn als er iſt, indem man die den Garten umgebenden ſchönen Triften, Aecker, Wälder und Wieſen dazu rechnet. Die ſchöne Elbaue, der hohe in Krümmungen ſich fortziehende Wall mit ſeinen mannigfaltigen Wachhäuſern und ſeinen reizenden Ausſichten auf den Spiegel der Elbe auf der einen, und auf die Wieſen und Gebüſch auf der andern Seite laſſen den Wanderer auf dem Wege nach Deſſau bis Vockerode hin ungewiß, ob er nicht immer noch am Rande des Gartens, ja in einem andern weitläuftigen Theile deſſelben ſich befinde. Dieſer Garten, den man in 2 Stunden ganz umgehen kann, beſteht eigentlich aus 5 Abtheilungen, dem Garten am Schloſſe, dem Neumarkſchen Garten, dem Schochſchen Garten, dem Garten auf dem Weidenheger und den neuen Anlagen. Eine Hauptzierde des Gartens iſt der ſpiegelhelle Wörlitzer See, den die Kunſt auf das Beſte benutzt hat. Durch Kanäle kann man den ganzen Garten um- und durchſchiffen. Es würde zu weit führen, alle einzelnen Partien des Gartens zu beſchreiben; wir nennen nur einige derſelben, als, außer dem ſchönen herzogl. Schloſſe gleich

beim Eintritt in den Garten: das Labyrinth, das Nymphäum, das Gothiſche Haus, den Tempel der Flora, die Kettenbrücke, die Einſiedlei, die Louiſenklippe, den Gang durch die Elemente mit den Grotten des Vulkan und des Neptun, den Tempel der Venus, den Dianenhain, die Drehbrücke, das Pantheon, die Sonnenbrücke, die Grotte der Egeria, die Seeſpitze oder den Vulkan, wo der See ſpitzig zuläuft und eine Inſel von etwa 300 Schritten im Umfange bildet, wo man die Trümmer eines antiken Gymnaſium, den eingeſtürzten Krater eines erloſchenen Vulkans, die Höhle der Nacht ſieht, ꝛc. Ueber eine Gallerie führt der Weg in das Labyrinth, deſſen Irrgänge ein Bild des Lebens darſtellen ſollen. Sie ſind von Eiſenſtein gebaut und hie und da ſieht man auf Platten paſſende Inſchriften eingegraben. So begegnet uns im Anfange der Spruch: Wähle Wanderer deinen Weg mit Vernunft. Zu allen Seiten hin führen nun Pfade ab; endlich treten wir in einen dunkeln Gang, wo uns die Worte ins Auge fallen: Hier wird die Wahl ſchwer, aber entſcheidend. Im Hintergrunde dieſer langen, gewölbten Grotte ſteht eine Leda mit dem Schwane, und rechts an der Thüre, durch welche das Licht herein fällt, die Erinnerung: Kehre bald wieder zurück. Auf einem andern Wege im Labyrinthe gelangen wir zu einem ſchönen, von weithin ſchattenden, herrlichen Bäumen umgebenen ſtillen Platz, in welchem drei Niſchen angebracht ſind. In der einen ſteht die Büſte Lavaters, in der zweiten die von Gellert, die dritte iſt leer. Auf vielverſchlungenen, von mancherlei Bäumen beſchatteten Pfaden, an denen zu beiden Seiten viele ſchöne Geſträucher prangen, gelangt man an einen Arm des Sees. Eine Gondel ſteht bereit, und man erreicht eine Inſel, welche ringsum mit Roſen bepflanzt iſt; eine zweite Gondel empfängt uns, und wir ſind am andern Ufer, gehen über eine niedliche Brücke und nach wenigen Schritten ſtehen wir vor dem Gothiſchen Hauſe. Welche herrliche Ausſicht! Vier ſchöne Ausſichten entfalten ſich hier vor unſern Augen; in der Ferne zeigt uns die eine mehrere freundliche Häuſer, gehüllt in Waldesgrün, die andere gewährt einen Blick auf ein ſchönes, nach Gothiſcher Art aufgeführtes Gebäude; dort ſchimmert ein von Säulen getragenes Dach glänzend herüber, der Tempel der Flora, und hier ſehen wir eine andere einfachere, aber noch ſchönere Kuppel ſich erheben, die Kuppel des Venustempels. Das Gothiſche Haus, vor welchem wir ſtehen, hebt ſeine Zinnen und Thürmchen bis über die Wipfel dunkler Bäume, welche ſich auf der einen Seite ſanft ſchattend anlehnen, und vollendet den Zauber der ganzen Anſicht. In dieſem Hauſe findet man eine Menge Gemälde, beſonders aus der Deutſchen und Niederländiſchen Schule, viele ausgezeichnet ſchöne Gemälde von Lukas Kranach, einige vorzügliche Glasmalereien und eine kleine Sammlung von alten Waffen und Rüſtungen, namentlich die, welche Bernhard von Weimar trug. Auch im Schloſ-

ſe befinden ſich, außer einigen antiken Statüen und Büſten, viele Gemälde von ausgezeichneten Meiſtern; im Floratempel eine ſchöne antike Statüe aus Herkulanum und zwei ſchöne Granitſäulen aus Aegypten; desgleichen im Pantheon mehrere antike Statüen und Büſten, worunter Apollo und die 9 Muſen; im Monument ſind die Bildniſſe der Fürſten von Anhalt und im Stein Gemälde aus Herkulanum und viele landſchaftliche Zeichnungen zu ſehen.

Das Herzogthum Braunſchweig.

Die Herzoge von Braunſchweig und die Könige von Hannover machen Ein Geſchlecht aus, wovon die herzogliche Linie die ältere iſt, und wir müſſen daher die Geſchichte beider Länder bis zu ihrer Trennung unter beſondern Fürſten in einer allgemeinen Ueberſicht dem Leſer vorführen. Die erſten bekannten Bewohner der Hannöveriſchen und Braunſchweigiſchen Lande waren zu den Zeiten der erſten Römiſchen Kaiſer, wo der Römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus das alte Germanien in die Geſchichte einführt, Germaniſche oder Deutſche Völkerſchaften, nämlich die Cherusker, Chauzen, Brukterer, Angrivarier (ſpäter Engern genannt) Longobarden, Foſen und Frieſen. Zu dieſen Zeiten waren obgedachte Länder, wie überhaupt ganz Germanien, von dem ungeheuren Hercyniſchen Walde bedeckt. Im dritten, vierten und fünften Jahrhunderte nach Chriſti Geburt verlieren ſich die Namen dieſer Völkerſchaften allmählig, da dieſelben theils freiwillig, theils gezwungen, mit den Sachſen oder Saſſen, welche urſprünglich auf der Halbinſel Jütland zu Hauſe waren, und aus ihren Wohnſitzen ſich nach dem nördlichen Theile Germaniens verbreiteten, ſich vereinigten und ihren Namen annahmen. Die Sachſen wurden nun bald eins der Hauptvölker Deutſchlands. Sie beſtanden aus Edeln, Freien und Leibeigenen und erkannten kein gemeinſchaftliches Oberhaupt an; ſondern nur in Kriegszeiten wählten ſie Heerführer oder Herzoge aus den Edlen durch die Mehrheit der Stimmen. Karl der Große, welcher 771 auf den Thron der Fränkiſchen Monarchie ſtieg, drang ihnen endlich nach einem 30jährigen Kriege von 772 bis 803, worin ihm die Sachſen unter Anführung ihres tapfern Heerführers oder Herzogs, Wittekind, hartnäckigen Widerſtand leiſteten, die Fränkiſche Oberherrſchaft und das Chriſtenthum auf, und ſetzte hierauf Grafen und Biſchöfe über ſie. Als ſeine Enkel, die Söhne Ludwigs des Frommen, die große Fränkiſche Monarchie unter ſich theilten: ſo fiel das Sachſenland, ſo wie überhaupt Deutſchland, Ludwig dem Deutſchen zu. Dieſer erhob Sachſen zu einem Herzogthume und gab es dem Ludolph, einem Sohne des mächtigen Grafen Ekbert von Sachſen. Ein

Sohn dieſes Ludolphs, Namens **Bruno** ſoll Braunſchweig erbaut haben. Nach Brunos Tode, bekam ſein Bruder **Otto der Erlauchte**, das Herzogthum Sachſen, der wahrſcheinlich auch Thüringen dazu erhielt, und deſſen Sohn **Heinrich I.**, der **Vogelſteller** genannt, nach dem Tode Konrads I., Deutſcher König wurde. Auch ſein Sohn, **Ottto der Große**, wurde Deutſcher König; und ſpäter in Italien von dem Pabſte als Römiſcher Kaiſer gekrönt, brachte er dieſe Würde an das Deutſche Reich. Unter ihm wurden die Silberbergwerke auf dem Harze entdeckt und zuerſt bearbeitet. 951 ernannte er den Hermann **Billung**, einen im Sächſiſchen begüterten Dynaſten zum Statthalter und 965 zum Herzoge Sachſens, bei deſſen Stamme das Herzogthum Sachſen, bis auf deſſen letzten Sprößling **Magnus**, der 1106 ſtarb, verblieb. Seine zwei Töchter, **Wulfhilde** und **Eilike**, welche die anſehnlichen Billungiſchen Stammgüter erbten, waren, die erſte an den Herzog von Baiern **Heinrich den Schwarzen***) und die letzte an Otto den Reichen, Grafen zu Ballenſtädt und Anhalt, verheirathet. Doch erhielt keiner von dieſen Schwiegerſöhnen des Magnus das erledigte Herzogthum Sachſen, ſondern Kaiſer Heinrich V. übergab es dem Sächſiſchen Grafen Lothar von Supplingenburg, welcher ſchon durch ſeine Heirath mit Richſa oder Richenza, Tochter Heinrichs des Dicken von Nordheim die Nordheimiſchen und die Brunoniſchen und Braunſchweigiſchen Erbgüter*) an ſein

---

*) Heinrich der Schwarze ſtammte von Azo I. Markgrafen von Eſte in Italien, welcher 974 ſtarb, ab. Sein Enkel Azo II., der aus Italien nach Deutſchland ging, heirathete die Tochter der im Mannsſtamme erloſchenen, alten und anſehnlichen Welfiſchen Familie und Erbin dieſer beträchtlichen Welfſchen Stammgüter in Franken und Schwaben; und ſo kamen die Welfſchen Güter an das Haus Eſte, welches als das eigentliche Stammhaus der Braunſchweigiſchen und Hannöverſchen Fürſten anzuſehen iſt. Azo II. Sohn, Welf IV. wurde Herzog von Baiern und der Stammvater des neuern Welfſchen Hauſes. Sein Sohn Welf, mit der reichen Toscaniſchen Markgräfin Mathilde verheirathet und ſein Nachfolger im Herzogthum Baiern ſtarb 1120 ohne Erben; ihm folgte ſein Bruder **Heinrich der Schwarze**, eben der, welcher Wulfhilde, die Tochter des Herzogs von Sachſen Magnus, des letzten männlichen Sprößlings der Billunger heirathete.

*) Die Beſitzungen der Grafen von Supplingenburg umfaßten einen Theil des jetzigen Herzogthums Braunſchweig und Magdeburg. — Die Beſitzungen der Familie von Nordheim erſtreckten ſich nicht nur über den ganzen ſüdlichen Theil des gegenwärtigen K. Hannover, ſondern auch über einen Theil vom heutigen Kurheſſen. — Die **Brunoniſche** oder **Braunſchweigiſche** Familie führte ihren Namen von einem gewiſſen Bruno, dem Sohne eines Herzogs von Baiern und einer Tochter Ottos des

Haus gebracht hatte und dadurch einer der mächtigſten Deutſchen Fürſten geworden war. Seine einzige Tochter und Erbin ſeiner Güter Gertrud verheirathete er an den Welf Heinrich den Stolzen, oder Großmüthigen, Herzog von Baiern und überließ ihm die Herzogswürde von Sachſen und ſeine Erbgüter darin, ſo daß alſo durch dieſe Heirath die Billungiſchen, Brunoniſchen, Nordheimiſchen und Supplingenburgiſchen Güter zuſammen kamen, und Heinrich der Stolze, einer der mächtigſten Fürſten in Deutſchland wurde. Noch mächtiger war ſein 1139 hinterlaſſener einziger Sohn, Heinrich der Löwe, der außer dem, was ſein Vater beſeſſen hatte, auch noch die Grafſchaften Winzenburg, Katlenburg, Dittmarſen im jetzigen Holſtein, einen Theil von Mecklenburg ꝛc. beſaß. Aber eben dieſe Macht, welche ſelbſt die der Deutſchen Kaiſer überſtieg, wurde die Veranlaſſung ſeines Falles. Der alte Haß zwiſchen Welfen und Waiblingern, welchen perſönliche Freundſchaft zwiſchen Heinrich und dem damaligen Kaiſer Friedrich I. kaum beſchwichtigt hatte, brach von Neuem aus. Der Kaiſer erklärte den Herzog 1180 in die Reichsacht und beraubte ihn aller ſeiner Länder und Würden. Jetzt wurde Heinrich von allen Seiten angegriffen. Er wehrte ſich tapfer, bis endlich der Kaiſer ſelbſt gegen ihn anrückte und die Zahl ſeiner Feinde zu groß wurde. Durch den Raub ſeiner Länder bereicherten ſich nun viele ſeiner Feinde; Baiern erhielt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Erzbiſchof von Cöln ein großes Stück von Engern und Weſtphalen, andere anſehnliche Landſtrecken erhielten die benachbarten Stifter Mainz, Magdeburg, Bremen, Paderborn, Halberſtadt, Minden, Verden und Hildesheim, und den übrigen Theil unter dem Namen eines Herzogthums Sachſen gab der Kaiſer an Bernhard Grafen von Askanien oder Anhalt; Heinrich behielt weiter nichts als ſeine mütterlichen Erbgüter, welche vorzüglich das jetzige Herzogthum Braunſchweig und einen großen Theil des gegenwärtigen Königreichs Hannover begriffen. Heinrich der Löwe, der ſelbſt nach dem Verluſte ſeiner beiden Herzogthümer, den herzoglichen Titel fortführte, ſich mit dem Kaiſer wieder verſöhnte, und auch noch jetzt im Beſitze anſehnlicher Länder blieb, ſtarb 1195 zu Braunſchweig, wo er in der daſigen Domkirche begraben liegt.

Von ſeinen drei Söhnen, wovon der eine durch Heirath zur Pfalzgrafſchaft am Rhein gelangte, und von welchen zwei kinderlos ſtarben, ſetzte der jüngſte, Wilhelm, den Stamm fort, und wurde der Stammvater des jetzigen Braunſchweigiſchen und Hannöveriſchen Hauſes, indem er einen Sohn, Otto das Kind hinterließ, auf den die ganze Erbſchaft Heinrich des Löwen über-

---

Großen und hatte anſehnliche Güter in der Gegend von Braunſchweig.

ging. Dieſer Otto endigte den unglücklichen, bis dahin noch immer fortdauernden Zwiſt zwiſchen den Welfen und Waiblingern, indem er ſich bequemte, 1235 ſeine Stammländer von dem Kaiſer und Reiche zu Lehn zu nehmen, worauf der Kaiſer ſeine Länder zu einem Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg und Erbfürſtenthum auf Söhne und Töchter des Welfiſchen Hauſes erhob. Auch brachte Otto die Städte Hannover, Göttingen und Münden, das Eichsfeld, die Grafſchaft Stade hinzu, machte ſich um ſeine Länder ſehr verdient und ſtarb 1252. Otto, der alſo der Stifter des Herzogthums Braunſcheig-Lüneburg ward, hinterließ ſeinen beiden Söhnen *Albrecht dem Großen* und *Johann* ſein Herzogthum, die es Anfangs gemeinſchaftlich regierten, aber ſchon 1267 eine Landestheilung machten, wodurch nun die zwei regierenden Linien ihres Hauſes, nämlich die *ältere Lüneburgiſche* und die *ältere Braunſchweigiſche Linie* entſtanden, und ihr ererbtes Herzogthum nie völlig wieder vereinigt wurde. Die erſtere Linie, welche ihre Beſitzungen durch mehrere im Umfange derſelben gelegene Grafſchaften, z. B. Dannenberg, Lüchow ꝛc. vermehrte, ſtarb 1368 aus, und ihre Länder fielen an die *ältere Braunſchweigiſche* Hauptlinie, die gleichfalls neue Ländererwerbungen machte, und ſich wieder in 3 Nebenlinien die *Grubenhagenſche*, Göttingenſche und *Wolfenbüttelſche* theilte, wovon die Wolfenbüttelſche zuerſt, nämlich im J. 1292 erloſch; und ihre Lande fielen an die Göttingenſche Linie. Die Grubenhagenſche Linie ſtarb 1596 aus, ſo das alſo nur die Göttingenſche ſich erhielt, deren Stifter, Albrechts des Großen Sohn, *Albrecht* II. oder der *Fette* war, deſſen Söhne, nachdem zu dieſer Linie die Beſitzungen der ausgeſtorbenen Wolfenbüttelſchen gekommen waren, ſich in die eigentliche Göttingenſche und Braunſchweigiſche theilten. Jene erloſch 1462 und nur die *Braunſchweigiſche* blieb, von deren Fürſten *Magnus* II. der *Jüngere* oder auch mit der Kette (Torquatus) genannt, es war, der die Länder der 1369 ausgeſtorbenen Lüneburgiſchen Hauptlinie erhielt, aber dadurch in viele Streitigkeiten verwickelt wurde, ſo daß es erſt ſeinen Söhnen gelang, zum vollſtändigen Beſitz derſelben zu gelangen. Die von denſelben, nämlich *Bernhard* und *Heinrich*, im Jahre 1409 gemachte Theilung wurde 1428 wieder abgeändert, und es bekam nun *Bernhard* das Lüneburgiſche nebſt Zelle und wurde dadurch der Stifter der *mittleren Lüneburgiſchen Linie* — und ſeines Bruders Heinrich (der 1416, alſo ſchon 12 Jahre vor der neuen Abänderung in Hinſicht der Landestheilung geſtorben war) hinterlaſſenen Söhne *Wilhelm* (I.) der *Siegreiche* und *Heinrich* der *Friedfertige* erhielten das Braunſchweig-Wolfenbüttelſche und Kalenberg nebſt *Hannover*, und ſtifteten die *mittlere Braunſchweig-Wolfenbüttelſche* Linie, welche die Grafſchaften Hoya und Diepholz zu

ihren Beſitzungen hinzu brachten und ſich auch aufs Neue in 2 Nebenlinien die Kalenbergiſche und Wolfenbüttelſche theilte, wovon die erſtere 1584 und die letztere, von welcher der durch kriegeriſche Thaten und beſonders durch ſeine Theilnahme am 30jährigen Kriege bekannte Herzog Chriſtian ſtammte, 1634 erloſch.

Die mittlere Lüneburgiſche Hauptlinie, deren Stifter der ſchon oben erwähnte Herzog Bernhard war, ſetzt allein den Stamm fort, von deren Fürſten wir vorzüglich den Herzog Ernſt den Bekenner nennen, der ſich dieſen Namen durch ſeine freimüthige Unterzeichnung des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes erwarb, und deſſen beide Söhne, Heinrich und Wilhelm merkwürdig ſind, weil ſie die Stifter der beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien des Braunſchweigiſchen Hauſes, nämlich jener der Herzogl. neuern Braunſchweig = Wolfenbüttelſchen und dieſer der neuern Braunſchweig = Lüneburgiſchen oder jetzigen Königl. Hannöveriſchen Linie wurden. Anfangs übernahmen beide Brüder gemeinſchaftlich die Regierung, aber 1569 überließ der ältere Bruder Heinrich, vermöge eines Vergleichs, ſeinem jüngern Bruder, Wilhelm dem Jüngern die Regierung allein und begnügte ſich mit den Aemtern Dannenberg, Lüchow, Hitzacker und Scharnebeck, und nahm ſeine Reſidenz zu Dannenberg.

Wir geben zuerſt einige Nachricht von der neuern Herzogl. Braunſchweigiſch = Wolfenbüttelſchen Linie, deren Stifter, wie ſchon geſagt, Herzog Heinrich, der ältere Sohn Ernſt des Bekenners war, und ſeine Reſidenz zu Dannenberg hatte. Sein jüngerer Sohn Auguſt pflanzte das Geſchlecht fort, war einer der vorzüglichſten Fürſten ſeines Zeitalters und hatte durch Reiſen und ſorgfältige Studien eine ausgezeichnete Geiſtesbildung ſich erworben. Als 1634 die mittlere Linie Braunſchweig = Wolfenbüttel ausſtarb, nahm er als nächſter Verwandter von väterlicher Seite Beſitz von den Ländern dieſer Linie; doch da die neuere Lüneburgiſche Linie ihm dieſe Erbſchaft ſtreitig machte; ſo behielt er nur davon das Fürſtenthum Wolfenbüttel mit der Grafſchaft Blankenburg, und verlegte ſeine Reſidenz von Hitzacker nach Wolfenbüttel, wo er auch eine große, in ihrer Art einzige Bibliothek gründete. Doch die Streitigkeiten mit der Stadt Braunſchweig, welche nach Reichsfreiheit ſtrebte, konnte er nicht zum gütlichen Ende bringen. Dieſe Stadt war ein Haupthandelsplatz Deutſchlands und dadurch, daß bei allen Landestheilungen die Braunſchweigiſchen Linien ſie gemeinſchaftlich behielten, ſie wechſelsweiſe begünſtigten, ihr Freiheiten und Güter für Geld überließen, hatte ſie ſich nach und nach der Unterthänigkeit entwöhnt und beinahe der Welfiſchen Herrſchaft ſich entzogen. Auguſt, der 1666 ſtarb, folgten in der Regierung ſeine beiden älteſten Söhne Rudolph Auguſt und Anton Ulrich; der dritte Sohn Ferdinand ſtiftete eine neue Linie, die Beverniſche

die nur mit einigen Gütern abgefunden wurde, und 1735 zur Erbfolge gelangte; indem Rudolph Auguſt, unter deſſen Regierung (1671) Braunſchweig durch Belagerung eingenommen und zur Huldigung gezwungen wurde, für deren fernern Beſitz er die Aemter Dannenberg, Lüchow, Hitzacker, Wuſtrow und Scharnebeck abtrat, 1704 ohne männliche Erben ſtarb — und ſein Bruder Herzog Anton Ulrich, der 1714 mit Tode abging, zwar Söhne hinterließ, die aber auch, der eine 1731 und der andere 1735, ohne männliche Erben ſtarben. So kam alſo Ferdinand Albrecht II. von der Bevernſchen Nebenlinie*) 1735 zur Regierung des Herzogthums Braunſchweig=Wolfenbüttel, ſtarb aber in demſelben Jahre, worauf ihm in der Regierung ſein älteſter Sohn Karl folgte; ſein vierter Sohn aber war der durch ſeine Feldherrntalente, die er in dem ſiebenjährigen Kriege als Oberanführer der alliirten Brittiſchen und Preußiſchen Armee zeigte, bekannte Ferdinand. Herzog Karl, der von 1735 bis 1780 regierte, die Reſidenz für immer von Wolfenbüttel nach Braunſchweig verlegte, thätigen Antheil an dem ſiebenjährigen Kriege, als Alliirter Preußens nahm und 12,000 Mann ins Feld ſtellte. Von ſeinen Söhnen folgte Karl Wilhelm Ferdinand ihm in der Regierung; Friedrich Auguſt brachte das Schleſiſche Fürſtenthum Oels an die Braunſchweigiſche Familie, und Leopold fand 1785 in der Oder bei Frankfurt ſeinen Tod, da er aus Menſchenliebe den von der Waſſersnoth Bedrängten helfen wollte. Karl Wilhelm Ferdinand, der unter Deutſchlands Fürſten eine ausgezeichnete Stelle einnahm, iſt zugleich als Feldherr bekannt, und zeichnete ſich ſchon im 7jährigen Kriege unter ſeinem Oheim Ferdinand aus. Allein auf dieſen großen Mann, deſſen Andenken in den Herzen ſeiner Unterthanen, die unter ihm einen ſeltenen Wohlſtand erlangten, nicht verlöſchen wird, ſtürzte ſich am Abende ſeiner Tage das Unglück in vollem Maße. Er ſah ſich als Greis von 71 Jahren genöthigt, im Jahre 1806 das Preußiſche Heer in die Schlacht bei Auerſtädt zu führen. Wenige Wochen vorher hatte ihn der Tod ſeines Erbprinzen erſchüttert, und noch ehe die Schlacht ſich verbreitete, traf ihn eine Kugel an der Spitze ſeiner Truppen an ſeinem Auge und verwundete ihn tödtlich. Er wurde unter dem fliehenden Heere nach Braunſchweig gebracht und auch von da flüchtig, ſtarb er am 10. November zu Ottenſen bei Altona. Das Herzogthum Braunſchweig wurde von den Franzoſen beſetzt, als ein erobertes Land behandelt, nach dem Tilſiter Frieden 1807 mit dem neugeſchaffenen Königreiche Weſtphalen vereinigt, und ſo ſeinem rechtmäßigen Herrn, dem Prinzen

*) Ferdinands Albrechts II. Bruder, Ernſt Ferdinand ſetzte die Bevernſche Linie fort, die ſich bis 1809 erhielt.

Friedrich Wilhelm, einem Sohne des unglücklichen Herzogs, Karl Wilhelm Ferdinands, entriſſen. Bei dem 1809 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ausgebrochenen Kriege verſuchte Friedrich Wilhelm ſich mit bewaffneter Hand wieder in den Beſitz ſeines Herzogthums zu ſetzen, und übernahm die Anführung eines ſelbſt geworbenen Truppenkorps, womit er den merkwürdigen, ruhmvollen Marſch von der Gränze Böhmens bis an die Mündung der Weſer machte und daſſelbe nach England überführte, wo er blieb, bis die Schlacht von Leipzig 1813 Deutſchland von den Franzoſen befreite und das Königreich Weſtphalen auflöſte. Kaum war der Herzog in ſein Land zurückgekehrt und hatte daſſelbe wieder in Beſitz genommen, ſo arbeitete er dahin, Antheil an dem fernern Kriege gegen Napoleon zu nehmen, und brachte eine bedeutende Kriegesmacht zuſammen; doch der zu Paris 1814 geſchloſſene Frieden verhinderte für diesmal einen thätigen Antheil ſeiner Truppen. Allein bald bot ſich die Gelegenheit dazu dar, indem durch Napoleons Rückkehr von der Inſel Elba der Krieg 1815 aufs Neue entbrannte. Friedrich Wilhelm führte 7000 Mann ſeiner Truppen zu Wellingtons Heere und ſtarb am 16. Junius 1815 in der Schlacht bei Quatrebras den Tod für das Vaterland, nachdem er in demſelben Jahre dem Deutſchen Bunde beigetreten war.

Die Regierung des Herzogthums, ſo wie die Vormundſchaft über die beiden noch unmündigen herzoglichen Prinzen, Karl und Wilhelm, führte der Prinz=Regent (nachmaliger König Georg IV.) von Großbritannien, 8 Jahre lang, während welcher das Herzogthum eine neue verbeſſerte den Zeitbedürfniſſen entſprechende Landſchafts=Ordnung erhielt. 1823 trat der nun mündig gewordene Karl die Regierung ſeines Herzogthums an, und überließ ſeinem Bruder Wilhelm das Fürſtenthum Oels in Schleſien. Da aber das Mißvergnügen über ſeine Regierung mit jedem Tage ſtieg, indem er die Landſchafts=Ordnung nicht erkannte, und die illegalſten Maßregeln ſich erlaubte: ſo brach endlich 1830 die Unzufriedenheit allgemein aus, und tobende Volksmaſſen drangen in das Schloß, welches bis auf einen Flügel abbrannte. Der Herzog entfloh, und ward wegen entſchiedener Regierungsunfähigkeit der Regierung für verluſtig erklärt, und der Bruder deſſelben, der gegenwärtig regierende Herzog Wilhelm von Oels, übernahm die Regierung, welcher 1832 dem Lande eine neue verbeſſerte und zweckmäßigere Landſchaftsordnung als die frühere gegeben hat.

Wir wenden uns nun zu der neueren Braunſchweigiſch=Lüneburgiſchen Linie, von welcher die Könige von Hannover abſtammen, und deren Stifter, wie oben ſchon geſagt worden iſt, Herzog Wilhelm der Jüngere, Herzogs Ernſt des Bekenners jüngerer Sohn iſt, welcher das Lüneburgiſche erhe

ten hatte. Er regierte von 1569 bis 1592 und bekam 1582 die Hälfte von der Grafſchaft Hoya und 1585 die Grafſchaft Diepholz zu den Beſitzungen ſeiner Linie. Er hatte 7 Söhne, von welchen die meiſten einer nach dem andern regierten, einer aber nur, nämlich Georg verheirathet war und die Lüneburgiſche Linie fortſetzte, deren Beſitzungen 1617 mit Grubenhagen, 1634 mit Kalenberg nebſt Göttingen und der andern Hälfte von Hoya vermehrt wurden. Durch die Söhne Georgs, welcher im 30jährigen Kriege es bald mit den Schweden, bald mit dem Kaiſer hielt, und 1641 ſtarb, entſtanden, nachdem Georgs Bruder Herzog Friedrich 1648 geſtorben war, in der neuern Lüneburgiſchen Hauptlinie zwei regierende Nebenlinien die Celliſche und die Kalenbergiſche oder Hannöveriſche. Chriſtian Ludwig, welcher Lüneburg-Celle bekam, hatte ſeine Reſidenz zu Celle, während ſein Bruder, Georg Wilhelm, Kalenberg und Göttingen erhielt und zu Hannover reſidirte. Als aber jener 1765 kinderlos ſtarb, verglich ſich Georg Wilhelm mit ſeinem andern Bruder Johann Friedrich, daß er ſelbſt Lüneburg nebſt Hoya und Diepholz; ſein Bruder Johann Friedrich aber Kalenberg und Grubenhagen nebſt den Harzbergwerken erhielt. Georg Wilhelm bekam von der Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Hauptlinie gegen Braunſchweig die ehemals Lüneburgiſchen Dannenberg, Lüchow, Hitzacker, Wuſtrow und Scharnebeck zurück, nahm nach dem Tode des letzen Herzogs von Sachſen-Lauenburg im J. 1689 dieſes Herzogthum, als ein altes Patrimonialſtück des Braunſchweigiſchen Hauſes, welches unter Heinrichs des Löwen Nachkommen davon getrennt worden war, in Beſitz und wurde in demſelben gegen die von Anhalt, Mecklenburg, Sachſen und Brandenburg darauf erhobenen Anſprüche durch den Kaiſer geſchützt, die Wolfenbüttelſche Linie aber mit dem Amte Thedinghauſen, welches Georg Wilhelm 1679 von dem damals Schwediſchen Herzogthum Bremen abgetreten erhalten hatte, abgefunden. Mit dieſem Herzog ſtarb 1705 ſchon dieſe Celliſche Nebenlinie aus, und ihre Länder wurden nun mit der Kalenbergiſchen oder Hannöveriſchen Linie vereinigt, deren Stifter Herzog Johann Friedrich 1679 geſtorben, und deren Lande daher an den jüngſten Bruder deſſelben Ernſt Auguſt, gelangt waren, welcher 1692 die Kurwürde erhielt und im Jahre 1698 ſtarb. Durch ſeine Gemahlin Sophia, eine Tochter des unglücklichen Kurfürſten von der Pfalz Friedrich V. und der Engliſchen Prinzeſſin Eliſabeth kam die Nachfolge in Großbritannien an das Haus Braunſchweig-Lüneburg, indem ſie 1701 von dem Engliſchen Parlamente als die nächſte Thronerbin der Königin Anna erklärt wurde. Auf Ernſt Auguſt, den erſten Kurfürſt folgte ſein Sohn Kurfürſt Georg Friedrich, welcher 1705 nach Abſterben des Herzogs Wilhelm von der Celliſchen Linie die Länder derſelben bekam, 1708 ins kurfürſtliche Kollegium eingeführt, und nach dem

Tode der Königin Anna von Großbritannien 1714 unter dem Namen Georg I. König von Großbritannien wurde. Einen neuen Zuwachs erhielten die Deutſchen Lande des Königs dadurch, daß 1715 Dänemark die den Schweden abgenommenen Herzogthümer Bremen und Verden an ihn verkaufte; doch willigte erſt 4 Jahre darnach Schweden darein, gegen Zahlung einer Summe von einer Million Thaler. Sein Nachfolger war 1728 ſein Sohn Georg (Auguſt) II. unter deſſen Regierung 1734 die berühmte Univerſität Göttingen gegründet wurde. Er erlebte das Ende des 7jährigen Krieges, woran er als Verbündeter mit Preußen Antheil nahm, nicht, ſondern dieſer endete erſt unter ſeinem Nachfolger Georg III., welcher 1760 den Thron beſtieg und lange regierte, denn er ſtarb 1820, nachdem wegen einer Geiſteskrankheit deſſelben ſeit 1810 ſein Sohn, der Prinz von Wales, Georg Friedrich Auguſt, (nachmaliger König Georg IV.) als Prinz Regent die Regierung geführt hatte. In ſeine Regierung fallen die Franzöſiſchen Revolutionskriege, die auch für ſeine Kurlande ſehr wichtige Ereigniſſe herbeiführten. Erſtlich kam zu denſelben, vermöge des Lüneviller Friedens und des nachmaligen Reichsdeputationsabſchluſſes, das bisherige Biſthum Osnabrück, als Erbfürſtenthum, doch mußte Hannover das Amt Wildeshauſen an Oldenburg abtreten. Hierauf aber beſetzten die Franzoſen 1803 das Land und nachdem ſie es auf das ſchrecklichſte ausgeſogen hatten, überließen ſie (1805) den Beſitz deſſelben an Preußen. Doch kaum hatte letzteres ſich in dieſem Beſitze feſtgeſetzt, als 1806 der Franzöſiſch-Preußiſche Krieg ausbrach und ein Franzöſiſches Heer Hannover von Neuem überſchwemmte und es abermals ausſog, bis 1807 der größte Theil deſſelben mit dem neuen Königreich Weſtphalen vereinigt wurde. Aber zu Ende 1810 nahm Napoleon einen großen Theil des Hannöveriſchen von dem Königreiche Weſtphalen wieder ab und machte daraus Departements ſeines Franzöſiſchen Kaiſerreichs. Die Völkerſchlacht von Leipzig 1813 gab Hannover ſeiner angeſtammten Regentenfamilie zurück. 1814 wurde der bisherige Kurſtaat zu einem Königreich Hannover erhoben, deſſen Gebiet, vermöge des Wiener Kongreſſes 1815, eine bedeutende Vergrößerung erhielt, indem die Fürſtenthümer Oſtfriesland und Hildesheim, die Reichsſtadt Goslar, ein Theil des Fürſtenthums Münſter und des Eichsfeldes und die niedere Grafſchaft Lingen von Preußen und einige Aemter von Kurheſſen an Hannover abgetreten wurden; auch erhielt es die Oberhoheit über die Grafſchaft Bentheim, über das Arembergiſche Amt Meppen und über einen Theil von Rheina-Wolbeck, und trat dem Deutſchen Bunde bei, wogegen es nur 2 Aemter und den größten Theil des Lauenburgiſchen an Preußen überließ. Nach ſeines Vaters Tode 1820 beſtieg der Prinz-Regent, unter dem Namen Georg IV. als König von Großbritannien und Hannover den Thron, der ſchon 1819 die

landſtändiſche Verfaſſung des Königreichs Hannover vom J. 1814 dahin abgeändert hatte, daß ſtatt der einen Kammer zwei gebildet wurden. Nach dem 1830 erfolgten Tode Georgs IV. gelangte Wilhelm IV. auf den Thron Großbritanniens und Hannovers. Da derſelbe als König von Großbritannien nicht im Königreiche Hannover ſich aufhielt, ſo vertrat deſſen Bruder Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge (ſpr. Kembritſch), als Vizekönig ſeine Stelle, bis zum Jahre 1837, in welchem Wilhelm IV. ſtarb und nun die Prinzeſſin Viktoria Alexandrine, ſeines verſtorbenen Bruders des Herzogs von Kent Tochter, den Thron von Großbritannien beſtieg. Das Königreich Hannover aber, iſt kraft der in demſelben beſtehenden Erbfolge, auf den bisherigen Herzog von Cumberland, Ernſt Auguſt, älteſten Bruder Wilhelms IV., als älteſten männlichen Agnaten übergegangen, ſo das jetzt das Königreich Hannover in dieſem ſeinen eigenen Regenten hat, und die Verbindung der beiden Kronen von Großbritannien und Hannover aufgehört hat. Bis jetzt hat der neue König die landſtändiſche Verfaſſung, welche 1833 das Königreich Hannover erhielt, nicht anerkannt.

Braunſchweig, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums, liegt in einer großen, fruchtbaren Ebene, an der Ocker, welche die Stadt in mehreren Armen durchfließt, iſt ſtatt der vorigen Feſtungswerke, jetzt von ſchönen Anlagen und Gärten umgeben, und von 38,000 Menſchen bewohnt. In dieſen Anlagen erhebt ſich die 1823 errichtete 60 F. hohe eiſerne Spitzſäule, auf einem von 4 eiſernen Löwen umgebenen Piedeſtale von Sandſtein, zum Andenken des am 14. Oktober 1806 bei Auerſtädt verwundeten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinands und ſeines Sohnes, des am 16. Junius 1815 in der Schlacht bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm. Die größtentheils breiten und wohl gepflaſterten Straßen ſind an den Seiten mit ſteinernen Platten belegt und mit vielen großen anſehnlichen, aber auch noch vielen altmodiſchen Häuſern beſetzt. Das vormalige Reſidenzſchloß, der graue Hof genannt, wurde bei dem Aufſtande am 7. September 1830 bis auf den linken Flügel eingeäſchert. An ſeiner Stelle wird jetzt ein ganz neues Schloß gebaut, deſſen Bau ſchon weit vorgerückt iſt, und das in ſeiner Vollendung eines der ſchönſten Gebäude in ganz Deutſchland werden wird. Es beſteht aus einem Hauptgebäude und 2 Flügeln. Die Hauptfaçade iſt 400 F. lang und hat den Schloßplatz und den Bohlweg (eine Hauptſtraße) vor ſich. Säulengänge werden von beiden Seiten der Straße zu dem Hauptgebäude führen, welches außer dem Erdgeſchoß, 3 Etagen haben wird, mit einer Höhe bis zur Baluſtrade von 77 F. und einer Tiefe von 72 F., welche ſich in dem halbrunden Ausbau an der Hinterfronte auf 133 F. verlängert. Die beiden zurücktreten den Flügel ſind 215 F. lang und 64 breit. Das neue Schlo liegt freier als das alte und iſt von dem Schloßgarten und de

Ocker umgeben, welche an beiden Flügeln und dem innern Schloßhofe vorbeifließt. Am Schluſſe des J. 1836 betrugen die auf den Bau dieſes neuen Schloſſes verwendeten Koſten faſt 600,000 Rthlr. Man behauptet aber, daß zur gänzlichen Vollendung das Doppelte dieſer Summe erforderlich ſeyn werde. Unter den Kirchen Braunſchweigs bemerken wir die Domkirche St. Blaſius, am Burgplatze, vom Herzog Heinrich dem Löwen um das J. 1173 geſtiftet, mit dem Denkmale des Stifters und ſeiner Gemahlin Mathilde und dem herzogl. Erbbegräbniſſe unter dem Hochaltare. Es iſt ein Gothiſches Gebäude mit 2 Thürmen. Das Schiff iſt 116 und der Chor 64 F. lang. Die St. Andreaskirche im reinen Gothiſchen Geſchmacke, mit vieler Kunſt und Verzierungen, von Quaderſteinen erbaut, iſt 170 F. lang und 80 breit; die Länge des Chors beträgt 52 F. Sie hat ſchöne Epitaphien und Gemälde und zwei ſechseckige Thürme, wovon der ſüdliche als der höchſte 318 F. hoch iſt. Auf der oben angebrachten, 4 F. breiten, mit einem ſtarken eiſernen Gitter umgebenen Gallerie hat man die herrlichſte Ausſicht nicht allein über die Stadt, ſondern auch über die ganze Umgegend. Das herzogliche Muſeum beſteht aus dem ſogenannten Naturalienkabinette, einer reichen Sammlung von Antiken, Münzen, Kunſtſachen und Naturalien, und aus der Gemäldegallerie, welche ſonſt zu Salzdahlum ſich befand. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten dieſes Muſeums zeichnete ſich bisher das von dem vorigen abgeſetzten Herzog mitgenommene, ſogenannte Mantuaniſche Gefäß aus, das 1630 bei der Eroberung und Plünderung von Mantua in Italien durch das kaiſerliche Heer von einem gemeinen Soldaten erbeutet wurde, der es dem Herzog Albrecht von Sachſen = Lauenburg, einem der Befehlshaber des Heeres für 100 Dukaten verkaufte. Dieſer vermachte es ſeiner Gemahlin, die es wieder ihrer Schweſter, der Herzogin Sophia Eliſabeth, dritten Gemahlin des Herzogs Auguſt von Braunſchweig hinterließ, von der es auf ihren Sohn, den Herzog Ferdinand Albrecht von Braunſchweig=Bevern vererbt ward. Wie großen Werth man von jeher auf dies Gefäß legte, kann man ſchon aus der hohen Taxe beurtheilen, die verſchiedentlich zu 60,000, 90,000, ja ſogar zu 150,000 Rthl. gemacht wurde. Es iſt ein großer zu einer Camee*) geſchnittener Onyx (Art Edelſtein) von 6 Zoll Höhe und 2½ Zoll Durchſchnitt, der ein Opfergefäß bildet, das durch die Anfügung eines goldenen Henkels und Ausguſſes, eines Fußgeſtelles von demſelben Metall, ſo wie durch mehrere daran angebrachten Goldverzierungen eine ſehr zierliche Geſtalt erhalten hat. Die Arbeit gehört zu dem Vollendetſten, was man ſehen kann und der

*) Unter Camee verſteht man einen jeden erhaben oder auswärts geſchnittenen Edelſtein.

Stein läßt ſich den ſchönſten Onyxcameen in den reichen Kabineten zu Wien und Paris an die Seite ſtellen. Der Gegenſtand der Darſtellung iſt das berühmte von den Athenienſern zu Ehren der Ceres (Göttin des Getreidebaues oder der Fruchtbarkeit) begangene Feſt, auf welches ſich auch die an dem untern Theile des Gefäßes angebrachten Verzierungen (z. B. Körbe mit Früchten), beziehen. Der Figuren ſind 12, die in zwei Hauptgruppen zerfallen, wovon die größere aus einer Prozeſſion beſteht, bei welcher man die Göttin ſelbſt auf ihrem, von Drachen gezogenen Wagen ſieht, über dem ein Genius ſchwebt. Der Göttin entgegen kommen opfernde Frauen. Hinter ihnen ſieht man noch zwei Frauen, von denen die eine, am Fuße eines Baumes, auf einem Steine ſitzend, einen Korb mit Früchten und eine Kornähre in der Hand hält, die andere aber einen ähnlichen Korb mit Früchten auf dem Kopfe trägt.

Die Stadt Wolfenbüttel, von mehr als 8000 Menſchen bewohnt in einer weiten Ebene, an der hindurchfließenden Ocker 1 Meile von Braunſchweig gelegen, iſt durch ihre Bibliothek berühmt, welche in einem ſchönen, nach der Form des Pantheon in Rom aufgeführten Gebäude aufgeſtellt iſt und 200,000 Bände, 10,000 Handſchriften und Diſſertationen und faſt 1400 Bibeln enthält. Auch ſieht man ein marmornes Denkmal des berühmten Gelehrten und Bibliothekars Leſſing 1729 zu Kamenz in der Lauſitz geboren und 1781 zu Wolfenbüttel geſtorben. Desgleichen verwahrt dieſe Bibliothek Luthers Dintenfaß, ſeine beiden Ringe und ſein Bild von Lukas Kranach.

Blankenburg iſt eine kleine Stadt von 3400 E., in einer reizenden Lage am nördlichen Fuße des Unterharzes, bei welcher ſich die ſogenannte Teufelsmauer befindet. Es iſt dies eine auf dem Rücken des Heidelberges in grotesken Geſtalten faſt ununterbrochen zuſammenhängende Kette von wild geordneten Steinklippen, die ſich von N. W. nach S. O. bis zu dem $\frac{3}{4}$ Stunde entfernten Dorfe Timmenrode zieht; allein auch noch weiter bei Neinſtedt, Rieder und Ballenſtedt kommt ſie in demſelben Fortſtreichen wieder vor. Die ſonderbare Geſtalt dieſer Kette von Quaderſandſteinfelſen, welche den Rücken des Heidelberges bildet, die wie Kegel, Säulen, und Mauern ſenkrecht in die Höhe ſtehen, hat ihnen wahrſcheinlich die Benennung einer Mauer gegeben. Und weil das Volk alles Ungewöhnliche und Unerklärliche dem Teufel zuſchreibt, ſo war es natürlich, daß auch dieſe Felſenwand zu einem Werke des Teufels gemacht wurde. Unſtreitig iſt ſie aber ein Werk der ewig ſchaffenden und zerſtörenden Natur, welche ihre Felſen in die Höhe hob, und ihr die Erddecke abſtreifte, die ſie noch hier und da bedeckt, wo ſie dem menſchlichen Auge verborgen, ihre unterirdiſche Wand fortſetzt. Am Fuße des Heidelberges ſind große Quaderſandſteinbrüche, worin ausgezeichnet ſchöne

Arbeiten verfertigt werden. Zwiſchen dieſen Steinbrüchen am Heidelberge an der einen und der ſteilen, mit Buſchwerk bewachſenen Felſenwand an der andern Seite geht ein ſich ſchlängelnder Weg in einer natürlichen Allee fort, und führt bald in ein dichtes Gehölz, bald auf einen grünen Platz, bald in eine angenehme Laube oder Grotte. Die ſchönſte Partie des Heidelberges aber iſt ein von der Natur ſelbſt gebildeter, runder, grüner Platz, der von vorn die Ausſicht in das offene Land eröffnet, im Rücken aber die majeſtätiſche Teufelsmauer hat, die mit ihren, zwiſchen Felſen hinanſtrebenden Sträuchern und Bäumen ein herrliches Amphitheater bildet, in deſſen Mitte eine Felſengrotte ausgehauen iſt, wo man eine der ſchönſten Ausſichten genießt.

Zwei Stunden von Blankenburg, liegt in einem von hohen Felſen eingeſchloſſenen Thale des Unterharzes, welches von der Bode durchrauſcht wird, das Dorf und der Hüttenort Rübeland mit einem Eiſenhüttenwerk, das auch feine Eiſengußwaaren liefert, und mit Marmorbrüchen in der Nähe, wo der Marmor, aus dem die dortigen Felſen beſtehen, in einer Marmormühle verarbeitet wird. In der Nähe dieſes Dorfes ſind auch in den beiden Kalkbergwänden des Bodethales die berühmten, merkwürdigen und wunderbar gebildeten Höhlen, die Baumanns- und die Bielshöhle, welche eine Menge Reiſender und Naturforſcher herbeiziehen, die ſie befahren und beſehen, was ohne alle Gefahr geſchieht. Die Baumannshöhle führt ihren Namen von ihrem Entdecker. Ein Bergmann, Namens Baumann befuhr ſie zuerſt, in der Abſicht, Erze zu ſuchen. Da er keine antraf, wollte er zurückkehren; er fand aber den Eingang nicht wieder, quälte ſich in furchtbarer Angſt 2 Tage und 2 Nächte darin herum, wo er endlich entkräftet wieder heraus kam, auf die ſeltene Bildung der Höhle aufmerkſam machte, und bald darauf aus Ermattung ſtarb. Wann dies geſchehen iſt, weiß man nicht genau; aber im J. 1670 war die Höhle, der man zum dankbaren Andenken an ihren Entdecker, ſeinen Namen beilegte, ſchon allgemein bekannt. Dieſe Höhle, deren Eingang 136 F. über der Tiefe des Bodethales liegt, beſteht aus 6 Hauptabtheilungen oder Höhlen, viele kleinere Nebenhöhlen ungerechnet. Ueberall ſind die Wände derſelben mit Tropfſtein oder Stalaktit überzogen, deſſen erdige Beſtandtheile das allenthalben durchdringende Waſſer mit ſich führt, und als kalkigen Stein anſetzt. Zuſammen halten die 6 Höhlen 758 F. horizontale Länge. Die erſte Höhle von 31 F. Höhe iſt die größte, und ihr Anblick von herrlicher Wirkung. In allen Höhlen zeigt der Führer mehrere durch den Tropfſtein entſtandene Figuren, denen man gewiſſe Namen gegeben hat, wobei jedoch die Einbildungskraft ſtark mit wirken muß, um die Aehnlichkeit heraus zu finden. Das vorzüglichſte Stück darunter iſt in der vierten Höhle die klingende Säule, ein 8 F. hoher, inwendig hohler, aber nicht angewachſener Sta-

laktit, der, wenn man daran ſchlägt, einen ſtarken Klang von ſich giebt. — Die Bielshöhle wurde 1672 zufällig entdeckt, zwar damals gleich unterſucht, aber nicht weiter beobachtet, bis ſie erſt im J. 1788 durch den Bergmann Chriſtian Becker zum Beſuchen eingerichtet ward. Den Namen erhielt ſie von dem Berge Bielſtein, in welchem ſie ſich befindet, auf dem, der Sage nach, der Götze Biel verehrt worden ſeyn ſoll, deſſen Exiſtenz jedoch noch vielen Zweifeln unterworfen ſein möchte. Dieſe Höhle liegt in der rechten Bergwand des Bodethales, 101 Fuß über deſſen Tiefe, und hat 12 bis 15 Hauptabtheilungen, deren Länge zuſammen an 647 Fuß beträgt. Merkwürdig iſt es, daß über und neben der Decke der vierten, fünften und ſechsten Höhle noch eine Höhle wegſtreicht, und gleichſam ein zweites Stock des Höhlengebäudes bildet, das von der ſiebenten am bequemſten beſtiegen werden kann. Unter den vielen Figuren, welche der Tropfſtein auch hier gebildet hat, ſind das aus 13 klingenden Säulen, die man durch ein dahinter geſetztes Grubenlicht erleuchtet, beſtehende Orgelwerk in der achten und das wellenförmige Meer in der neunten Höhle die bemerkenswertheſten. Die zwölfte Höhle iſt die reichſte an ungeheuren Steinblöcken. Der Baumannshöhle giebt die Bielshöhle weder an Ausdehnung, noch an wunderbar geſtalteten Stalaktiten etwas nach, und enthält ſich gleich nicht ſo große und wilde Weitungen als jene, ſo iſt ſie doch in mancher Hinſicht merkwürdiger.

Das Königreich Hannover.

Wegen der Geſchichte deſſelben ſehe man oben das Herzogthum Braunſchweig nach.

Der Harz iſt das nördlichſte Hauptgebirge Deutſchlands; im N. und O. deſſelben beginnen die großen Tiefebenen, welche ſich bis zur Oſt- und Nordſee und weit nach Rußland hinein bis zum Uralgebirge erſtrecken; nur weſtlich vom Harz erſtrecken ſich das ſogenannte Weſergebirge und der Teutoburger Wald etwas weiter nördlich als der Harz. Der Namen deſſelben kommt nicht von der Römiſchen Benennung Hercinia, ſondern von dem altdeutſchen Worte Hart, Hardt, welches einen Hochwald bezeichnet, welchen Namen noch jetzt manche Wälder führen. Der Harz iſt das vornehmſte Gebirge des Königreichs Hannover, gehört aber nur zum Theil zu demſelben, denn er durchzieht auch Theile der Herzogthümer Braunſchweig und Anhalt-Bernburg und der Preußiſchen Provinz Sachſen (namentlich der Grafſchaft Wernigerode und Stolberg und die Kreiſe Nordhauſen, Aſchersleben, Sangerhauſen und Mansfelder Gebirgskreis). Dieſes Gebirge, zwiſchen der Leine und Saale gelegen, ohne jedoch mit ſeinem Fuße

dieſe Thäler zu erreichen, beginnt auf ſeiner Oſtſeite bei Mansfeld, Hettſtedt und Sandersleben, von dem Wipperthale an mit einer einförmigen, von 700 bis 1300 F. ſich erhebenden und zum Selkethale laufenden Hochebene und erſtreckt ſich in einer nordweſtlichen Richtung bis Langelsheim und Seeſen auf ſeiner Weſtſeite. Gegen N. ſind als Endpunkte des Gebirges Ballenſtedt, Gernrode, Blankenburg, Wernigerode und Goslar, ſo wie gegen S. Oſterode, Herzberg, Lauterberg, Sachſa, Ellrich, Neuſtadt, Roßla und Sangerhauſen anzuſehen. In dieſem Umfange hat der Harz eine Länge von 12 M. und eine Breite von 3 bis 4 M., an wenigen Stellen über 4 M. Wenn Andere für die Länge 15—16 und für die größte Breite 5 M. rechnen, ſo iſt dieſe Annahme etwas zu groß.

Der Harz bildet keine zuſammenhängende Gebirgskette mit einem Hauptrücken, wie der Thüringer Wald, ſondern eine frei ſtehende, mit niedrigen Hügelketten umgebene, faſt von allen Seiten ſcharf abgeſchnittene, rings umher aus weiter Ferne ſichtbare Gebirgsmaſſe, die von einer unzähligen Menge kleiner und größerer Thäler zerſchnitten und gleichſam zerſtückt iſt, wodurch eine Gruppe von Gebirgen gebildet wird, die theils aus wellenförmigen Hochebenen (worunter eine der größten und höchſten die von Clausthal und Cellerfeld iſt), theils aus ſanft gerundeten Bergkuppen beſteht, welche von keinem Hauptthale unterbrochen werden. Auf dem ganzen Gebirge erſcheinen die einzelnen Berge durchgängig kugelförmig und flachkuppig, haben auf ihren Gipfeln faſt nirgends vollkommene Ebenen und kommen noch ſeltener in Geſtalt ſpitziger Kegel vor. Jähe Felſen und ausgezeichnet wilde Gegenden ſieht man faſt nur an der Gruppe des Brockengebirges und in den tief eingeſchnittenen Thälern der Harzflüſſe. Der Harz fällt nordweſtlich ſteil ab; ſüdlich ſanfter. Den Kern desſelben bildet gleichſam die Gruppe des Brockengebirges, welches Flüſſe nach allen 4 Weltgegenden ausſendet. Von dem Brockengebirge ziehen ſich drei Bergketten, eine nordöſtlich, die zweite ſüdlich, und die dritte ſüdweſtlich. Die erſte, wozu der Renneckenberg gehört, verflacht ſich zwiſchen Wernigerode und Darlingerode; die dritte, welche unter andern den Bruchberg begreift, verflacht ſich zwiſchen Oſterode und Herzberg. Die zweite, die Hauptkette des Brockengebirges, die über den kleinen Brocken, das Brockenfeld, die Achtermannshöhe ꝛc. bis ſüdöſtlich von Lauterberg und ſüdweſtlich von Sachſa läuft, theilt den Harz in den weſtlichen (Oberharz) und öſtlichen Theil (Unterharz), und macht die Waſſerſcheidung aller Gewäſſer des ganzen Harzes; alle öſtlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme gehören zum Elbegebiete; alle weſtlichen als die Oder, Sieber, Söſe, Nette, Innerſte, Ocker, Radau, Ecker und Ilſe zum Weſergebiete. Der Unterharz hatte eine durchſchnittliche Höhe von

1500, der Oberharz von 2000 F. mit aufgeſetzten Berggipfeln, die bis zu 3160 und in dem höchſten, dem eigentlichen oder ſogenannten großen Brocken bis zu 3500 F. aufſteigen. Beide Gebirgstheile, der Ober- und Unterharz, ſind weſentlich von einander verſchieden. Der Oberharz, oder der weſtlich vom Brocken gelegene Theil, mit Einſchluß des Brockens ſelbſt, iſt von weit geringerer Ausdehnung, enthält in ſeiner größten Länge 5 und in ſeiner größten Breite 3 M., und bildet vom Brocken an eine abhängige, nur allmählig ſüdweſtlich fallende, mit ſanften Anhöhen bedeckte Hochfläche von 13 Quadratmeilen. Der Unterharz hingegen hat 9 M. in der Länge und in ſeiner größten Breite faſt 5 M., welche ſich aber zugleich mit ſeiner Höhe nach O. zu immer mehr vermindert, ſo daß ſeine Grundfläche nur 25 Quadratmeilen beträgt. Der Oberharz, höher als der Unterharz hat im Ganzen genommen ein weit rauheres Klima als der Unterharz, iſt faſt nirgends zum Ackerbau geſchickt und trägt auf ſeiner Höhe nur Fichtenwaldungen voller Brüche und Moore; der Unterharz hat nur auf ſeiner größten Höhe eine ſo rauhe Witterung als der Oberharz, und treibt hin und wieder Feldbau und beſitzt meiſtens anſehnliche Laubwaldungen. Dem ohngeachtet iſt der Oberharz ſtärker bevölkert als der Unterharz. Auf ihm liegen 7 Bergſtädte (Clausthal, Cellerfeld, Andreasberg, Wildemann, Grund, Lautenthal und Altenau) und 13 andere Ortſchaften zuſammen mit 25,000 E., der Unterharz enthält 7 St., 2 Flecken, über 60 Dörfer und Hüttenörter und gegen 51,000 Menſchen. Ober- und Unterharz zuſammen haben alſo auf 36 Quadratmeilen Flächenraum 56,000 Menſchen. Mit dem Vorharze aber, worunter man die Harzberge verſteht, welche ihren Fuß ins flache Land erſtrecken, und mit den unmittelbar am Harze liegenden Ortſchaften, kann man die Bevölkerung auf 100,000 Menſchen rechnen. An Wichtigkeit und Ergiebigkeit des Bergbaues hat der Oberharz bei Weitem den Vorzug vor dem Unterharze, dieſer aber übertrifft wieder den Oberharz an ſchönen und merkwürdigen Partien der Natur. Während daher jener das größte Intereſſe dem Bergbaukundigen und Mineralogen darbietet, feſſelt dagegen der Unterharz mehr den Naturfreund. Einen Hauptreichthum des Harzes machen ſeine vortrefflichen Waldungen und ſeine Mineralien aus; daher die meiſten Menſchen von Holzhauen, Kohlenbrennen, Verfertigung von Holzwaaren und beſonders von Bergbau und Hüttenbetrieben leben; die Wieſen in den Thälern und die ſchönen Bergweiden veranlaſſen aber auch eine beträchtliche Vieh- vorzüglich Rindviehzucht, und das Harzer Rindvieh, zeichnet ſich durch Größe eben ſo ſehr, als deſſen Milch, Butter und Käſe durch Wohlgeſchmack aus. In Hinſicht des Bergbaues hat der Harz einen großen Vorzug vor allen Gebirgen Deutſchlands, das Erzgebirge in Sachſen ausgenommen. Unter den Metallen, welche derſelbe liefert, ſind Silber,

Blei und Eiſen die wichtigſten; außerdem Gold, Kupfer, Spiesglas, Braunſtein, Kobalt, Zink, Galmei, Arſenik ꝛc. und andere Mineralien. Im Hannöveriſchen Harze wurden 1831 52,911 Mark Silber, 87,000 Centner Blei und Glätte, und 452 Centner Kupfer gewonnen. Hierzu kommt noch die Produktion des Communionharzes aus dem Rammelsberg bei Goslar, den Hannover und Braunſchweig gemeinſchaftlich beſitzen, die 1825 betrug an Gold 11 M., an Silber 4392 Mark, an Glätte 5349 Centner, an Blei 6953 Centner, an Garkupfer 1677 Centner und an Zink 80 Ctr. Hierzu muß man 12 bis 1400 Mark Silber und 3000 Centner Blei des Bernburgiſchen Harzes rechnen und überdies die Silber- und Kupferproduktion des Preußiſchen Harzantheiles im Mansfeldiſchen, die bedeutend iſt und jährlich an 10,000 oder wohl 16,000 Mark Silber und 10,000 Centner Kupfer beträgt, ſo daß kein Gebirge Deutſchlands ſo ſilberreich als der Harz iſt. Die Eiſenproduktion iſt gleichfalls ſehr wichtig. So viele Eiſenhütten in einem ſo kleinen Bezirk wie hier, findet man in wenigen Gegenden Deutſchlands. In einer Länge und Breite von etwa 7 und 2 M. werden jetzt 20 Hoheöfen, 35 Friſchfeuer, 10 bis 12 Zainhämmer, 5 Schwarz- und 2 Weißblechhämmer, 46 Drahtzangen und 2 Stahlhämmer faſt beſtändig betrieben, von welchen Werken die jährliche Produktion ſich auf 32,000 Centner Gußwaren, 58,000 Centner ordinäres Stabeiſen, 16,000 Centner feines ausgeſchmiedetes Eiſen, 8000 Centner Schwarz- und Weißblech, 2500 Centner Draht und 700 Centner Stahl und überhaupt auf 120,000 Centner Eiſen annehmen läßt. Zu den vorzüglichſten Werken der Bergbaukunſt gehört der tiefe Georgſtollen im Oberharze, der von der Bergſtadt Grund bis zur Grube Karoline bei Clausthal, eine Strecke von 3 Stunden ſich erſtreckt, 1777 angefangen und 1799 mit einem Koſtenaufwande von 412,142 Rthl. vollendet wurde, und wodurch große Vortheile bewirkt worden ſind. Eine Menge Waſſerkünſte und Kunſtſchächte haben ſeitdem eingeſtellt, viele eingegangene Gruben wieder aufgenommen und mehrere von Neuem verfolgt werden können, da die Grundwaſſer aus den tiefſten Geſenken nun durch dieſen Stollen abgeleitet werden. Man kann dieſen Stollen ganz bequem von Grund an, unter Clausthal weg, bis nach der Grube Dorothea befahren. Auch der große Oderteich im Oberharze, angelegt um dem Bergbau von Andreasberg die nöthigen Waſſer, auch bei der trockenſten Witterung zu verſchaffen, iſt einer der merkwürdigſten Gegenſtände des Harzes. Man hat nämlich quer durch das Thal, in welchem die Quellen der Oder fließen, da, wo es am engſten iſt, einen Damm errichtet, hinter welchem ſich das Waſſer ſammelt. Dieſer Damm beſteht aus mächtigen, mit eiſernen Klammern verbundenen Granitblöcken, mit Granitſand und Moos ausgefüllt, iſt 60 F. hoch und 325 F lang und hat unten 78, oben 59 Fuß im Durchmeſſer. Das hinter

dieſem Damme ſich ſammelnde Waſſer bildet einen 480 F. breiten, 5200 Fuß langen und 60 F. tiefen Teich, der ein volles halbes Jahr die für den Andreasberger Bergbau nöthigen Waſſer liefert, und wenn auch in der Zeit kein Tropfen hinzu liefe. Der Ausfluß des Oberteichs geht als Rehberger Graben, 2 Stunden weit nach Andreasberg. Das überflüßige Waſſer, was der Rehberger Graben nicht abführt, ſtürzt durch eine Vertiefung des Dammes, 20 Fuß breit, in das alte Bette der Oder und bildet hier einen über 60 Fuß hohen Waſſerfall, indem es über ungeheure Granitmaſſen brauſend in ein weites Baſſin und aus dieſem in das wilde Thal hinab fällt, wo eine fürchterliche Verwüſtung und Wildheit herrſcht, und ganze Berge von Granitblöcken ſich aufthürmen, über und zwiſchen welchen brüllend und ſchäumend das Waſſer hinweg eilt.

Der Brocken, der höchſte Berg des ganzen Harzes, 3500 Fuß über der Fläche der Oſtſee erhaben, liegt in der Preußiſchen Grafſchaft Wernigerode, und hat auf ſeiner Oberfläche ½ Stunde im Umkreiſe und 1200 bis 1500 F. im Durchmeſſer; an ſeiner Grundfläche aber 1 M. in der Länge und ½ M. in der Breite. Der Gipfel beſteht aus einer kahlen, runden Fläche mit einem moorigen Boden und iſt ſo wie an den Abhängen mit unförmlichen Granitblöcken bedeckt, von welchen 2 der größten der Hexenaltar (jetzt zerſtört) und die Teufelskanzel heißen. Die Ausſicht von dieſer Höhe iſt groß und weit, beſonders nach den ausgedehnten Ebenen Norddeutſchlands, die an ſeinem nördlichen Fuße beginnen, wo es ſich ſchwer beſtimmen läßt, wie weit das Auge reicht. Gewöhnlich ſchwimmt, ſelbſt beim heiterſten Wetter, der entferntere Horizont in einem Nebel, welcher den Lichtkreis des Geſichts verdunkelt und die Gränzſcheide des Himmels und der Erde unkenntlich macht. Wer ſchöne, maleriſche Landſchaften vom Brocken zu erblicken hofft, wird ſich getäuſcht finden; dazu ſteht man viel zu hoch, dazu erſcheint alles zu klein, und iſt viel zu entfernt vom Beobachter. Aber eben darin beſteht das Eigenthümliche dieſes Umſichtspunkts, daß man hier nicht, wie auf andern Bergen, eine ſchöne Landſchaft nahe vor ſich hat, ſondern über alles um ſich her erhaben iſt, ringsum durch nichts im Sehen gehindert wird, eine ungeheure Fläche Land und Gebirge überblickt, die gleich einer Landkarte ausgebreitet iſt, und ein natürliches Panorama genannt werden kann. Man überſieht ringsum eine Fläche der Erde, 17½ Meilen weit, und ſoll an 300 Städte und Dörfer, theils mit, theils ohne Fernrohr erkennen; z. B. Wernigerode, Halberſtadt, Quedlinburg, Magdeburg und die Elbe, Burg, Brandenburg, Zerbſt, Bernburg, Köthen, Ballenſtädt, den Petersberg bei Halle, die Kyffhäuſer Burg, den Poſſenthurm bei Sondershauſen, den Ettersberg bei Weimar, den Dom und den Petersberg von Erfurt, die Wachſenburg bei Arnſtadt, den Seeberg

bei Gotha, das Schloß in Gotha, den Inſelsberg mit dem ganzen Thüringer Walde, die Gleichen bei Göttingen, den Meißner in Kurheſſen, den Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kaſſel, Clausthal, Cellerfeld, Hildesheim, Braunſchweig, Wolfenbüttel und Helmſtedt. Auf der höchſten Stelle des Brocken ſteht ein 1800 erbautes und auch im Winter bewohntes Wirthshaus, 130 Fuß lang und 30 Fuß tief, mit einem Thurme, wo man eine gute Bewirthung findet. Auch kann man jetzt ſelbſt bis hieher von Wernigerode mit einem Wagen gelangen. 18 bis 20 Fuß unterhalb der Brockenſpitze iſt eine Quelle mit einem ſchönen, hellen Trinkwaſſer und der ſogenannte Hexenbrunnen, welcher unter dem Namen Kellbach in das Schneeloch und endlich in die Ilſe fließt. Dieſes Schneeloch, ½ Stunde weit vom Wirthshauſe, iſt eine 15 F. breite und über 300 F. lange Kluft, welche auf der Nordſeite des Brocken, 400 Fuß unterhalb ſeiner Spitze, in einer wilden Gegend liegt, und faſt immer bis in den Monat Julius noch Schnee und Eis enthält. 340 Fuß niedriger als die Brockenſpitze iſt die Heinrichshöhe, welcher Berg als der nächſte Nachbar des Brocken gegen O. liegt und worauf bis 1800 das Wirthshaus für die Brockenbeſucher ſtand. Zwiſchen der Heinrichshöhe und der Brockenſpitze wurde bis 1786 vieler Torf gegraben. Von der Heinrichshöhe gelangt man in ¼ Stunde zum Wirthshauſe auf der Brockenſpitze. Der Brocken wird von vielen Reiſenden beſucht, und man kann im Durchſchnitt die Zahl der Brockenbeſucher jährlich auf 1000 rechnen. Nordweſtlich vom Brocken, nach der Ecker zu, liegt der kleine Brocken, mit welchem er gleichſam nur Einen Berg ausmacht. Gleich unter der Brockenſpitze zieht ſich bis zur Oderbrücke, nächſt dem Brockenwirthshauſe (dem höchſten bewohnten Punkte des Harzes), das Brockenfeld, ein weit ausgedehnter Sumpf oder Bruch, mit Torf, Granitſand, loſen Granitblöcken und einer elaſtiſchen, doch nicht leicht brechenden Decke von Moos und Heidekraut belegt, wo vormals auch Torf, der hier bis 11 F. tief ſteht, geſtochen wurde. — Der durch eine ſehr moraſtige Senkung vom Brocken und der Heinrichshöhe geſchiedene, 3130 F. hohe Königsberg, welcher nächſt dem Brocken und der Heinrichshöhe der höchſte Berg des Harzes iſt, bildet eine wildere Granitmaſſe als die Heinrichshöhe und trägt auf ſeinem Gipfel, von dem die Ausſicht der vom Brocken wenig nachgiebt, zwei mächtige, wunderbar aufgethürmte Felſenmaſſen, die Hirſchhörner genannt. Ueberhaupt giebt es in der nahen und weitern Umgegend des Brocken viele merkwürdige Felſengruppen z. B. auf dem Renneckenberge dem Brocken nordöſtlich die Zeterklippen, eine wilde Felſenpartie; auf dem Hohnekopfe die Hohneklippen, welche Felſenthürme von 50 bis 60 F. Höhe bilden, gleichſam künſtlich aus einzelnen Granitblöcken auf einander gebaut; bei Schierke, dem höchſten Dorfe

des Harzes und dem einzigen im eigentlichen Brockengebirge, die **Feuerſteinklippen**, welche den Ruinen eines ungeheuren Rieſenpallaſtes gleichen; und ½ Stunde von Schierke die **Schnarcher**, zwei merkwürdige, von Granitblöcken aufgethürmte Felſenpyramiden, am öſtlichen Abhange des Wormberges, welche den Ruinen eines Triumphbogens gleichen (da der eine etwas überhängt), eine Höhe von 70 bis 80 F. haben und 42 F. von einander entfernt ſind. Beide beſitzen die ſeltſame Eigenſchaft, daß ſie eine Umkehrung der Magnetnadel nach dem entgegengeſetzten Pole bewirken. Eben dieſelbe merkwürdige Eigenſchaft hat auch der **Ilſenſtein**, ein ſchöner Granitfelſen, der aus dem Ilſethale zu einer Höhe von 230 Fuß hinaufſteigt und der beträchtlichſte iſt, den das Brockengebirge noch als einen Ueberreſt ſeiner vormaligen Felſenmaſſen aufzuweiſen hat. Auf der oberſten Spitze des Ilſenſtein befindet ſich ſeit 1814 ein eiſernes Kreuz, und dem Ilſenſtein gegenüber, erhebt ſich der **Weſterberg**, eine eben ſo ſchöne Felſenmaſſe. Außerhalb des Brockengebirges iſt noch bemerkenswerth der **Hübichenſtein**, ½ Stunde von der Bergſtadt Grund, ein über 120 F. hoher Felſenkoloß aus Kalkſtein, in 2 Pfeiler oder Theile geſpalten, von welchen man den kleinern erklimmen kann.

Die wildeſte Gegend und ſchönſte Partie des Harzes iſt die von dem zum Preußiſchen Kreiſe Aſchersleben gehörigen Dorfe **Thale**, ½ Stunde weit entfernte **Roßtrappe**. Dieſen Namen führt eine Felſenwand des Bodethales, welche aus dem Gebirge herausläuft, und an drei Seiten bis zu einer Tiefe von 500 bis 600 Fuß abgeſchnitten iſt. Die Breite der obern Fläche, welche man beſteigt, beträgt zuletzt 4 bis 6 Fuß, und hier iſt jetzt eine Art Altan errichtet, ſo daß man durch ein Geländer geſchützt bis an den Rand des Abgrunds ſicher vortreten kann. Der Blick in das tiefe, von der Bode, die ¼ Stunde von da aus dem Gebirge in das offene Land tritt, durchrauſchte, ſich hin und her windende Thal und auf deſſen gewaltige Felſenufer iſt unbeſchreiblich groß, majeſtätiſch und Staunen erregend; ſo wie er rückwärts in das flache Land, bis zu den Thürmen von Magdeburg hin, ſanft und lieblich iſt. Auf der Spitze des Roßtrappenfelſens iſt eine Vertiefung, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Abdruck eines Pferdes hat. Sie gab zur Benennung der Stelle, ſo wie zu der alten Volksſage Veranlaſſung, daß ſie durch ein Pferd entſtanden, auf welchem eine von ihrem Liebhaber verfolgte Prinzeſſin über die Bode weg bis auf die jenſeitige Felsmauer geſetzt ſey. Iſt man von der Roßtrappe auf einem im Zickzack gehenden Wege ins Thal geſtiegen und aufs rechte Ufer der brauſenden Bode gelangt, ſo ſieht man ſich eingezwängt in die fürchterlich ſchöne Felſenſchlucht. Hier erſt erhält man ein deutliches Bild der gewaltigen Felſenkoloſſe zu beiden Seiten und erblickt die ſeltſamſten Bilder

in den Geſtalten der Felſen, die hier Mönchsgeſtalten, dort Burgruinen, hier Balken, dort Pyramiden ꝛc. darzuſtellen ſcheinen. Der Weg auf die Roßtrape iſt jetzt ſicher und gefahrlos gemacht. Der Roßtrappe gegenüber auf dem andern Ufer der Bode iſt ein anderer Felſen, der Tanzplatz genannt, noch höher als die Roßtrappe, und 834 Fuß über dem Spiegel der Bode erhaben. Die Ausſicht vom Tanzplatze hinab in das von hier noch tiefer erſcheinende Felſenthal der Bode hinüber nach der Roßtrappe und dem Brockengebirge und rechts auf eine noch ausgedehntere und reicher geſchmückte Landſchaft iſt überaus prachtvoll und entzückend. Ueberhaupt gehört das Thal der Bode, welche aus der Vereinigung der am Fuße des Brocken entſpringenden warmen und kalten Bode entſteht und von Treſeburg an, nach Aufnahme der Lupbode, ſich in vielen Beugungen, zwiſchen ungeheuren Felſenwänden, in einem ſchmalen, tiefen und engen Thale, welches hier die engen Wege heißt, fortwindet, zu den ſchönſten und intereſſanten Harzthälern. Aber auch das Ockerthal, iſt wegen ſeiner wilden, ſchönen Natur beachtenswerth, ferner das Ilſethal mit dem Ilſeſtein und ſeinen herrlichen Waſſerfällen und vorzüglich das meiſtens zu Anhalt-Bernburg gehörende Selkethal, unter allen Thälern des Harzes unſtreitig das ſchönſte; denn dieſe ſtete Abwechſelung von ſanften und rauhen, belebten und wilden Partien, von Bildern der Vorwelt und Werkſtätten eines thätigen Lebens und einer ununterbrochenen Regſamkeit trifft man in einer ſolchen Vereinigung in keinem andern Thale des Harzes wieder. In dieſem Thale findet man unter andern eine Silberhütte; das Alexisbad mit ſeinen ſchönen Anlagen und Gebäuden, in einer reizenden Lage und erſt ſeit 1810 errichtet; das wichtige und vortreffliche Eiſenhüttenwerk Mädchen- oder Mägdeſprung in einer romantiſchen Lage und mit dem eiſernen Obelisken von 58 F. Höhe und 400 Ctr. Schwere und der Mägdetrappe auf einem nahen Berge, wo der Sage nach, einſt eine Rieſin umher wandelte, und da ſie von einer Geſpielin auf dem eine Stunde entfernten Ramberge *) durch Winken eingeladen wurde, zu ihr

*) Auf dem 1830 F. hohen Ramberge im Unterharze Bernburgiſchen Antheils, deſſen Gipfel mit einer zahlloſen Menge von Granitblöcken überſäet iſt, wovon einige der größern ſo wunderſam in einander geſchoben und aufgethürmt ſind, daß der Volksglaube ſie für ein Werk des Teufels hielt und ſie die Teufelsmühle nannte, befindet ſich auf deſſen höchſter Spitze ſeit 1829 ein 84 F. hoher, unter dem Namen Viktorshöhe bekannter Thurm, in deſſen Innern eine bequeme Treppe von 106 Stufen hinaufführt. Seitdem wird dieſer Ort häufig von Reiſenden beſucht (1831 von etwa 3000 Menſchen), denn mit Recht zieht man in gewiſſer Rückſicht die Ausſicht von der Viktorshöhe

zu kommen, über das Thal hinweg ſprang und dabei ſo ſtark auftrat, daß ſich beide Fußtapfen in den Felſen eindrückten; und endlich in der Nähe des Selkethales die Burg **Falkenſtein**, eine noch größtentheils erhaltene Ritterfeſte, die ein ziemlich deutliches Bild von der innern Einrichtung und äußern Verwahrung ſolcher Burgen aus dem Mittelalter giebt.

Der größte Theil des Königreichs Hannover beſteht aus Heiden und Mooren. Unter erſteren iſt die größte die bekannte **Lüneburger Heide**, im Fürſtenthum Lüneburg, durch welche zwei Hauptſtraßen, die eine von Braunſchweig über Uelzen und Lüneburg, die andere von Hannover über Celle zur Elbe und nach Hamburg führen. Hinter Braunſchweig auf der einen und hinter Hannover auf der andern Seite wird die ſchon am Nordabfalle des Harzes beginnende Ebene immer flächer, bis ſie ſich ganz mit Heidekraut überzieht und ſich faſt ohne eine merkliche Erhöhung, nur mit kleinen Dörfern und wenigen größern Ortſchaften und Städten und dem dabei liegenden urbar gemachten Sande bis in die Nähe der Aller und von da in der Nähe der Elbe fortziehet. Die Dörfer der Heide ſind mit Laubholz, meiſtens mit kleinen Eichenhainen umpflanzt. Es iſt eine angenehme, überraſchende Erſcheinung, dieſe Sandſteppen nach kürzern oder längern Zwiſchenräumen auf ſolche Art durch mit Eichen umpflanzte Dörfer unterbrochen zu ſehen. Selten wird ein Dorf von einem Bache durchſtrömt, meiſtens rinnt hier oder da ein kleiner, Graben, der einer Anſammlung des Heidewaſſers aus einer moorigen Vertiefung ſeinen Urſprung verdankt, neben demſelben vorbei. Dieſe große Ebene iſt nun aber nicht allenthalben mit Sand bedeckt, ſondern an verſchiedenen Stellen finden ſich auch große und kleine Moore, aus welchen oft eine beträchtliche Menge Torf gewonnen wird. Die aus dieſen Mooren abfließenden Gewäſſer ſind ſehr ſtark mit öligen Materien und Eiſentheilchen geſchwängert, welche dem Waſſer einen ſehr unangenehmen Geſchmack mittheilen. Aus Mangel des Düngers, pflegen die Bauern in der Heide, die mit Heidekraut, Moos überwachſene Oberfläche des Bodens in viereckigen Platten von ohngefähr einem Fuße abzuſtechen, dieſe in Schichten unter freiem Himmel über einander zu legen, und wenn ſie hinreichend vermodert ſind, auf die dürren Sand-

---

der vom Brocken vor, weil die geringere Höhe die Gegenſtände deutlicher erſcheinen läßt und der Brocken ſeine Beſucher, nach größerer Anſtrengung, oft durch Nebel täuſcht. Die Ausſicht erſtreckt ſich von O. nach W. 15, von S. nach N. 22 M. Außer vielen Städten, die man jedoch zum Theil nur durch ein gutes Fernrohr ſieht, iſt beſonders reizend die herrliche Waldfläche, welche ſich namentlich gegen Weſten bis zum 5 M. entfernten Brocken ausdehnt.

äcker auszuſtreuen. Die Schaafzucht und Bienenzucht werden von den Bauern ſehr betrieben; die Schaafe aber ſind von einer ſchlechten Raſſe, lauter Heidſchnucken. Hier und da findet man auch anſehnliche Waldung von Nadelholz, beſonders von Kiefern. Sehr häufig trifft man in dieſen Heidegegenden Granitſteine zerſtreut an, oft große Blöcke, welche man ſammelt und zum Mauern und Pflaſtern benutzt. Beim Mauern legt man die Granitgeſchiebe auf einander, und füllt die Fugen mit Moos aus, welches an mehreren Stellen wieder weiter fortgewachſen iſt und die Mauern mit Grün überzogen hat.

Hannover, die Hauptſtadt des Königreichs und Reſidenz des Königs, von 27,000 Menſchen bewohnt, liegt in einer ſandigen, wohl angebauten Ebene und präſentirt ſich mit ihren wenigen Thürmen von Weitem nicht vortheilhaft. Die Leine durchfließt die Stadt und nimmt dabei die Ihme auf. Sie beſteht aus der Altſtadt und Aegidienneuſtadt auf der rechten Seite der Leine, der Kalenberger Neuſtadt auf der linken Seite der Leine, aus der Vorſtadt Linden, (durch die Ihme von der Kalenberger Neuſtadt getrennt) und aus der Gartengemeinde um die Stadt herum, iſt im Ganzen, vorzüglich die Aegidien- und Kalenberger Neuſtadt, gut gebaut und hat ſich in den beiden letzten Jahrzehnten ſehr verſchönert. Die Straßen, jetzt durch Gas erleuchtet, ſind an den Seiten für die Fußgänger mit ſteinernen Platten belegt. Die ehemaligen Feſtungswerke der Stadt ſind in ſchöne Spaziergänge, zum Theil in ſchöne Straßen umgeſchaffen, wovon die eine die Friedrichsſtraße, die andere Georgsſtraße heißt. Die erſtere, 1400 F. lang und 100 breit, iſt nur auf der einen Seite mit Häuſern, ſonſt aber auf beiden Seiten mit Reihen von Bäumen beſetzt und gewährt eine treffliche Ausſicht auf das Deiſtergebirge; die Georgsſtraße, die ſchönſte Straße, die auch nur auf der einen Seite Häuſer hat, beſteht faſt aus lauter pallaſtähnlichen Gebäuden, die erſt in den letztern Zeiten entſtanden ſind; und angenehme Alleen, kleine Boskets, niedliche Gärten machen ſie zu einer der freundlichſten Straßen, die man nur ſehen kann. An dem einen Ende der Eſplanade oder des Paradeplatzes, der in der Mitte ganz frei, rund herum aber mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzt iſt, ſteht auf einer kleinen Anhöhe, unter einer Kuppel, welche von 12 großen Säulen getragen wird, des berühmten Philoſophen Leibnitz (der 1646 zu Leipzig geboren war und 1716 zu Hannover ſtarb) Büſte (Bruſtbild) von Marmor. Jetzt iſt dieſer Platz noch vergrößert und durch das herrliche Monument zum Andenken an die Schlacht von Waterloo verſchönert. Daſſelbe beſteht aus einer 156 Fuß hohen und 12½ Fuß dicken Säule, inwendig mit einer Treppe von 190 Stufen verſehen und oben mit der Bildſäule der Siegesgöttin (Viktoria) geſchmückt. Unter den vielen ſchönen Gebäuden Hannovers nennen wir nur die neue

katholiſche ſehr ſchöne Kirche, nach dem Muſter der Peterskirche in Rom erbaut, und das nach dem Brande wieder aufgeführte Landſchaftsgebäude mit dem, in einem beſondern, an die Seite des Hauptgebäudes angebauten Flügel, ganz neu errichteten Thronſaale, der halbrund iſt und eine von Säulen getragene, kuppelförmige Decke hat, durch die das Licht einfällt. Der Thron ſteht faſt gerade unter der Lichtöffnung, ſo daß ſich die ganze Helligkeit des Saals auf dieſem Punkte konzentrirt. Von dem Throne ſteigt der Fußboden amphitheatraliſch in die Höhe, wo die Sitze für die Mitglieder der Ständeverſammlung angebracht ſind.

Schöne Alleen führen von Hannover zu den nahen königlichen Luſtſchlöſſern Montbrillant, das der Stadt am nächſten liegt, und Herrenhauſen, die beide mit Gärten verſehen ſind, bei denen jedoch der Franzöſiſche ſteife Gartengeſchmack vorherrſcht. Montbrillant war der Sommeraufenthalt des Herzogs von Cambridge, Vizekönigs von Hannover; und dieſem gegenüber liegt an der Herrenhäuſer Allee der vormalige Walmodenſche, jetzt königliche Garten mit Kunſtſammlungen und der ſonſt Wangenheimſche jetzt von der Deckenſche Garten, auch Montplaiſir genannt, mit vortrefflichen Gebäuden, reizenden Anlagen und herrlichen Ausſichten. — Herrenhauſen, ½ Stunde von Hannover entfernt, hat einen 182 Morgen großen Garten und eine große Orangerie mit einem 200 F. langen Orangeriehauſe, und viele Waſſerkünſte, worunter beſonders die große Fontäne, welche das Waſſer 120 F. hoch werfen kann, gewöhnlich aber nur 85 Fuß hoch wirft. Dem Orangeriegebäude gegenüber liegen der Berggarten mit 6 Treibhäuſern und der Plantagegarten oder die Baumſchule.

Hildesheim, die von 14,000 Menſchen bewohnte Hauptſtadt des Fürſtenthums und vormaligen Hochſtifts Hildesheim, nimmt ſich mit ihren vielen Kirchen und Thürmen in der Ferne recht ſchön aus, iſt aber im Innern altmodiſch und ſehr unregelmäßig gebaut. Sie liegt in einer angenehmen Gegend an der Innerſte, auf einem ungleichen Boden. Nach N. eröffnet ſich die große norddeutſche Ebene, gegen S. und auf den andern Seiten erheben ſich mit Laubwaldung bedeckte Berge. Jetzt befindet ſich in Hildesheim die große Landesirrenanſtalt, die ſonſt zu Celle war. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die Domkirche, ein impoſantes mit 2 Thürmen, ſchönen Gemälden, 10 Altären, den ehernen, künſtlich gegoſſenen Thürflügeln, (ähnlich den Korſünſchen in der Kathedrale zu Nowgorod in Rußland), worauf Figuren aus dem alten und neuen Teſtamente abgebildet ſind, und der 16 Fuß hohen, berühmten Irmenſäule von Marmor, die jetzt ein Marienbild trägt, und nach der gewöhnlichen Meinung ein von den alten, heidniſchen Sachſen verehrtes Götzenbild getragen haben

ſoll. Nach Andern ſoll ſie zu Ehren des Arminius oder Hermann, des Beſiegers des Römiſchen Feldherrn Varus, errichtet und in der Folge göttlich verehrt worden ſeyn. Noch andere erklären ſie für einen Leuchterträger, von chriſtlicher Hand errichtet. Unter dem hohen Chore iſt eine unterirdiſche Kapelle, die Gruft genannt, worin die Gebeine des heiligen Bernwardus liegen. An der Außenſeite der Gruft ſteht ein großer Roſenſtock, nach der allgemeinen Sage von Karl dem Großen oder Ludwig dem Frommen gepflanzt. Auf dem ſchönen, mit Bäumen beflanzten und zu einem Spaziergange dienenden Domhofe ſieht man die ſogenannte Chriſtusſäule, mit vielen Figuren, welche wohlthätige Handlungen des Heilandes vorſtellen, ein ſchönes altes Denkmal, welches der vorhin genannte Bernwardus verfertigte. Dieſer Bernward, der auch die ehernen Thürflügel der Domkirche verfertigte, war im 10. Jahrhunderte Biſchof von Hildesheim, Lehrer des Kaiſers Otto III. und einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, der vorzüglich in der Bau- und Gießkunſt große Kenntniſſe beſaß.

Goslar, vormals eine freie Reichsſtadt, jetzt zum Fürſtenthum Hildesheim gehörend, am nördlichen Fuße des Harzes und ½ Stunde vom Rammelsberge gelegen, wird von 7000 Menſchen bewohnt. Der alte, ehrwürdige Dom, iſt 1820 wegen ſeiner Baufälligkeit abgebrochen worden und mit ihm die vorzüglichſte Merkwürdigkeit Goslars verſchwunden. Bloß eine kleine Kapelle iſt von demſelben ſtehen geblieben, worin man die ſonſt im Dom befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer bewahrt, worunter vorzüglich der vorgebliche Opferaltar des vermeinten Sächſiſchen Götzen Krodo, der auf der Harzburg geſtanden haben ſoll, merkwürdig iſt. Allein es iſt jetzt erwieſen, daß es keinen Götzen Krodo gab, und daß daher die Geſchichte ſeiner Verehrung eine bloße Mönchsfabel iſt. Indeſſen bleibt dieſer aus unbekanntem Metalle gegoſſene Altar immer ein ſehr merkwürdiger Ueberreſt des Alterthums. Außerhalb der Stadt iſt der erzreiche Rammelsberg, der zum Harz gehört, eine große Merkwürdigkeit. Die Entdeckung der Erzreichthümer des Rammelsberges fällt in die Regierungszeit Kaiſer Ottos des Großen (974), wovon unter dem Volke die fabelhafte Sage herrſcht, daß, als Otto einſt auf der Harzburg reſidirte, ſein Jäger Ramm auf die Jagd geritten und hieher gekommen ſey. Wegen des Waldes Dickicht habe er ſein Pferd an einen Baum gebunden und ſey weiter gegangen. Als er zurück gekommen, habe das ungeduldige Roß indeſſen den Raſen unter ſich weggeſcharrt und die glänzendſten Erzſtufen dadurch entblößt. Auf die Anzeige davon, habe ſein Herr hier Gruben anlegen laſſen, und zu Ehren des Entdeckers, ſey dem Berge der jetzige Namen beigelegt. Nicht leicht wird man in einem Berge der Größe, eine ſo vielartige Ergiebigkeit an Erzen finden,

als im Rammelsberge. Gold, Silber, Kupfer, Blei, Schwefel, Ocher, Zink, Vitriol, Arſenik; alles dies liefert der Rammelsberg. Der jährliche reine Gewinn beträgt 40,000 Rthlr. wovon Hannover $\frac{4}{7}$ und Braunſchweig $\frac{3}{7}$ erhält. 1825 wurden gewonnen 11 Mark Gold, 4392 Mark Silber, 5349 Centner Glätte, 6953 Ctr. Blei, 1677 Ctr. Garkupfer, 80 Ctr. Zink, 1926 Ctr. Schwefel, 2558 Ctr. Vitriol und 89 Ctr. Alaun. Die Befahrung des Rammelsbergs iſt bequem, und man kann einen großen Theil deſſelben beſehen, ohne eine Fahrt (Leiter) beſteigen zu müſſen. Sehr intereſſant für den Beſucher ſind die großen Weitungen und Grotten, in welchen man die Erze durch Feuer gewinnt. Es können nämlich, ihrer Härte und Feſtigkeit wegen, die Erze an wenigen Stellen durch Bohren und Schießen mit Pulver, ſondern nur durch Feuer gewonnen werden. Zu dem Ende ſtellt man Holzſtücke ſenkrecht gegen die Erzwand, zündet ſie an, und nun bewirkt das Feuer in Zeit von 8 Stunden, daß die Erze, in Lagen von 2 bis 3 Fuß mürbe werden, ſich losblättern und dann ſehr leicht durch Brechſtangen abgetrieben werden können. Dies Feuerſetzen, wie es in der Sprache des Bergmanns heißt, gewährt einen überaus ſchönen und überraſchenden Anblick, den man aber nur des Sonnabends haben kann. An dieſem Tage wird des Morgens von 4 bis 8 Uhr geſetzt und angezündet. Nach 8 Uhr kommt niemand mehr hinein und auch nicht eher wieder, bis des Montags Morgens. Merkwürdig iſt auch die Cementquelle im Rammelsberge, die auf Kupfer benutzt wird. An einigen Orten dieſes Berges gewährt der viele natürliche Kupfer-, Eiſen- und Zinkvitriol einen wahrhaft feenhaften Anblick.

Clausthal, eine 1740 F. über der Oſtſee gelegene, ganz offene Bergſtadt von 9000 E., mit breiten Straßen und hölzernen Häuſern, erſcheint mit der dicht daran gebauten Bergſtadt Cellerfeld, als Eine Stadt, und liegt auf einer weiten Hochebene des Harzgebirges. Für den Mineralogen und Bergbaukundigen iſt Clausthal mit ſeiner umliegenden erzreichen Gegend, der wichtigſte Ort des Harzes. Der ganze Hannöveriſche Harz ſtand bisher unter der Berghauptmannſchaft und dem Bergamte zu Clausthal, nach der neuen Organiſation aber wird ſtatt dieſer beiden ein Ober-Berg-Forſtamt angeordnet. Bei ſämmtlichen Clausthaler Bergwerken ſtehen 2000 Bergleute und bei den Pochwerken 1000 Menſchen in Arbeit, und ihre jährliche Produktion ſteigt auf 120 Centner Silber, 80 Centner Kupfer, und 48,000 Centner Blei und Glätte. Alle Clausthaler Gruben werden in 2 Reviere oder Züge getheilt, welche der Thurm-Roſenhöfe und der Burgſtädter Zug heißen. Zum letztern Zuge, der ſich wieder in 3 Reviere theilt, gehören die bei Weitem wichtigſten und an Reichthum unerſchöpflichen Gruben, worunter die Grube Dorothea und nächſt derſelben die Carolina die reichſte Ausbeute geben. Ge-

wöhnlich werden auch Reiſenden dieſe beiden Gruben gezeigt, weil ſie bequem zu befahren ſind. Die tiefſte Grube iſt der St. Johannes, deſſen Tiefe 1440 F. beträgt. Außer den Bergwerken iſt die größte Merkwürdigkeit Clausthals die Münze, worin wöchentlich 8000 bis 8500 Rthlr., folglich jährlich über 400,000 Rthlr. Silbergeld und außerdem von dem im Rammelsberge gewonnenen Golde jährlich gegen 2500 Rthlr. geprägt werden. ¾ Stunden von Clausthal liegt in dem Pochthale und an der Innerſte, die Franken-Scharner Silberhütte, die größte und wichtigſte des Harzes, welche 200 Menſchen beſchäftigt und wozu 17 Gebäude gehören.

Göttingen, die Hauptſtadt des gleichnamigen Fürſtenthums, gewährt mit ihren wohl gebauten Häuſern und gut gepflaſterten, an den Seiten mit ſteinernen Platten für die Fußgänger belegten Straßen ein freundliches Anſehen, iſt zwar nur von 11,000 Menſchen bewohnt, aber berühmt durch ihre vorzügliche Univerſität, mit vortrefflichen Hülfsanſtalten und Sammlungen. Unter den letzten iſt vornehmlich die große, aus 300,000 Bänden und 5000 Handſchriften beſtehende Bibliothek, mit dem hiſtoriſchen Saale und den darin befindlichen Büſten ausgezeichneter Gelehrten bemerkenswerth. Neben der Bibliothek befindet ſich das Muſeum, welches ausgeſtopfte Thiere aus allen Ländern der Erde, eine Sammlung von ſehr ſeltenen und merkwürdigen Naturerzeugniſſen, eine Sammlung von alten und neuen Münzen, von Gemälden, ferner von Inſtrumenten, Kleidungen, Geräthſchaften und Waffen wilder Völker, von Alterthümern und vielen andern Sachen enthält.

Lüneburg, die von 12,500 Menſchen bewohnte Hauptſtadt des gleichnamigen Fürſtenthums, iſt vorzüglich wegen ihres großen Salzwerks, deſſen Soolquellen die ſtärkſten in Deutſchland und vielleicht in Europa ſind, bemerkenswerth. Zwar liefert das Salzwerk nur jährlich gegen 200,000 bis 300,000 Centner Salz, weil es an ſtärkerm Abſatz fehlt, aber es wäre im Stande, wöchentlich 80,000 Centner zu liefern. Daß dies Salzwerk ſehr alt iſt, zeigt die älteſte aufbewahrte Urkunde von Otto dem Großen aus dem Jahre 956; man vermuthet aber, daß die erſte Entdeckung in viel frühere Zeiten fällt, vielleicht in das Ende des ſechsten Jahrhunderts. Nach der gewöhnlichen Sage ſoll ein Schwein die erſte Salzquelle entdeckt haben, deſſen aufgetrockneten Schinken man noch jetzt auf dem daſigen Rathhauſe in einem gläſernen Behältniſſe zeigt. Uebrigens iſt das Salzwerk durch eine Mauer von der übrigen Stadt geſchieden und macht einen beſondern Theil unter dem Namen Sülze aus. An der weſtlichen Seite der Stadt erhebt ſich 200 bis 300 F. über die Ebene der Kalkberg, deſſen Anblick in der an Bergen armen Gegend der Heide ſehr überraſchend iſt. Aus der Ferne hält man ihn für

ein altes, weißes, in ſich zerfallenes Gemäuer, nähert man ſich indeß demſelben, ſo hört dieſe Täuſchung auf und man erblickt einen großen, ſich ziemlich weit fortziehenden, frei ſtehenden Felſen von meiſt weißen Gyps vor ſich, in welchem ein großer Gypsbruch angelegt iſt, an deſſen beiden Seiten ſich Gärten befinden. Auf ſeinem Rücken breitet er ſich ſehr wenig aus, und man genießt hier eine ſchöne Ausſicht in die Ferne. Die ſich nach der Stadt hinziehende Seite des Kalkberges iſt ſanft.

Osnabrück, Hauptſtadt des gleichnamigen Fürſtenthums, von 12,000 Menſchen bewohnt, liegt am linken Ufer der Haſe, in einer durch Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegend, wo im Alterthume die anſehnlichſten Höfe und Hauptſitze der Heiligthümer der heidniſchen Sachſen waren. Hier opferte Hermann die gefangenen Römer den Göttern; hier häufen ſich am meiſten Wodans Altäre und Grabhügel. Von einer Wittekundsburg ſind noch am Schluchterberge Spuren, wenigſtens der Namen Wicksburg. Hier ward 772 eine Miſſionsanſtalt unter den noch heidniſchen Sachſen von den Franken angelegt und hier entſtand die erſte chriſtliche Kirche im Lande der Sachſen, womit Karl der Große eine Schule verband. Zu den merkwürdigſten Gebäuden Osnabrücks gehören die Domkirche, mit vielen Gräbern der Biſchöfe und vielen Reliquien und mit Karls des Großen Schachſpiele und eiſernem Stocke — und das anſehnliche Rathhaus, wo man noch das Zimmer zeigt, worin 1648 der Frieden geſchloſſen wurde, der dem dreißigjährigen Kriege ein Ende machte, und worin man noch viele Bildniſſe von damals gegenwärtig geweſenen Geſandten ſieht. Dieſer Frieden kam erſt nach ſieben Jahren früher gemachten Vorbereitungen zu Stande; denn es wurden ſchon 1641 zu Hamburg vorläufige Punkte feſtgeſetzt, welche beſonders den Ort und die Art der Friedensberathungen betrafen. Man brachte zwei Unterhandlungsörter in Vorſchlag, und vereinigte ſich dahin, daß zu Osnabrück die Schwediſchen und die meiſten proteſtantiſchen, zu Münſter die Franzöſiſchen, Spaniſchen, Holländiſchen und die meiſten katholiſchen Reichsſtände, an beiden Orten aber kaiſerliche Geſandte die Unterhandlungen betreiben möchten. Erſt 1645 nahm der eigentliche Friedens-Congreß an beiden Orten den Anfang. Endlich 1648 ward der Frieden an beiden Orten abgeſchloſſen, welcher, wegen der Lage derſelben im vormaligen Weſtphäliſchen Kreiſe, der Weſtphäliſche Frieden genannt wurde, ein neues politiſches Syſtem in Europa begründete, daher die Grundlage aller neuern Friedensſchlüſſe bis zur Franzöſiſchen Revolution war und insbeſondere in Deutſchland als das vornehmſte Grundgeſetz der Deutſchen Staatsverfaſſung angeſehen ward.

Papenburg, eine große Kolonie von faſt 4000 Menſchen, die in Regierungsſachen unter dem Fürſtenthum Oſtfries-

land, in Kirchen- und Juſtizſachen aber unter dem Kreiſe Meppen und mit dieſem unter der Landesdroſtei Osnabrück ſteht. Noch 1675 war dieſe Gegend, welche jetzt dieſe blühende Kolonie einnimmt, und zu dem Gebiete des vormaligen Hochſtifts Münſter gehörte, ein wüſter oder unwirthbarer Sumpf, deſſen Gränzen das ſchärfſte Auge nicht zu erreichen vermochte. Außer einer alten verfallenen Burg und einem Paar elenden Wohnungen war hier keine Spur menſchlicher Betriebſamkeit vorhanden. Damals entſchloß ſich einer der Vorfahren des jetzigen Beſitzers, Freiherrn von Landsberg-Veelen, dieſen ungeheuren Moraſt nach dem Vorbilde der Holländer zu einer Torfkolonie zu benutzen, und ſo den Anfang zur Kultur dieſer Torfmoore zu machen. Zu dem Ende wurde ein ſchiffbarer Kanal von der nicht weit entfernten Ems aus hierher gezogen und nach und nach in den Moraſt hinein fortgeſetzt. Es fanden ſich bald mehr Koloniſten, die ſich an ſeinem Ufer anbauten; die alte Burg wurde geſchleift und daraus eine Kirche gebaut. Man vermehrte und verlängerte die ſchiffbaren Kanäle, und dadurch erreichte dieſe Kolonie nach und nach den Umfang und die Geſtalt, worin wir ſie jetzt erblicken. Der Hauptkanal, welcher durch ein Sihl (Schleuße), das in dem Deiche (Damme) der Ems liegt und von Ziegelſteinen maſſiv erbaut iſt, in dieſen ſchiffbaren Fluß geht, durchläuft von der Ems an in einer ſüdöſtlichen Richtung die ganze Papenburger Torfkolonie in einer Länge von 1½ M., bis in die Nähe des großen Meeres (Sees), welches ihm einen Theil ſeines nöthigen Waſſers liefert. Alles überflüſſige Waſſer der Vehn- oder Torfkanäle und alle Schiffe der Kolonie müſſen dieſe Schleuße paſſiren, um in den Emsfluß zu gelangen. Aus dieſem Hauptkanale hat man nun mehrere andere anſehnliche Kanäle zur Gewinnung des Torfs in den Moraſt gegraben. Rechnet man die Länge ſämmtlicher Papenburgiſchen Kanäle zuſammen, ſo würde ſie wenigſtens 3½ M. ausmachen. Auf beiden Seiten dieſer Kanäle ſtehen die Wohnhäuſer, alle nur ein Stockwerk hoch, mit Ziegelmauern und auf Holländiſche Art mit Giebeln verſehen und mit Ziegeln gedeckt, im Ganzen genommen von einem gefälligen, freundlichen Anſehen. Doch niemand darf ſeine Wohnung ganz nahe ans Ufer bauen, ſondern muß wenigſtens den zu einem Fahrwege erforderlichen Raum übrig laſſen. Die Häuſer ſtehen auch nicht dicht neben einander, ſondern in einer bald größern, bald geringern Entfernung von einander und bei denſelben befinden ſich anmuthige Baumanpflanzungen. Zu dem vorzüglichſten Gewerbe der Papenburger gehört die Torfgräberei und der damit verbundene Torfhandel nebſt der Kultur des abgegrabenen Bodens zu Getreide, Gemüſe, Obſt, Kartoffeln, Wieſen und Weiden. Auch unterhalten ſie ſtarke Seeſchifffahrt, Schiffsbau, Muſchelkalkbrennerei ꝛc. und manche von ihnen beſitzen ein ſehr anſehnliches Vermögen.

Emden, die größte Stadt Oſtfrieslands, aber nicht die Hauptſtadt liegt auf einem ausgedehnten 12 F. hohen Warf oder Anhöhe, am nördlichen Ufer der Ems, die in alten Zeiten mit ihrem ganzen Strome dicht an Emden vorbei floß, einige Jahrhunderte aber nach dem Einbruche des Meerbuſens Dollart ihr voriges Bette verließ, und einen geraden Lauf nehmend, nun in einer Entfernung von ½ M. von Emden in den Dollart fließt*), während der alte Emskanal in dem alten Bette immer mehr verſchlämmt. Mehrere Kanäle durchfließen die Stadt, worunter die zwei beträchtlichſten, die beide Delft heißen, ſich vereinigen und den Hafen bilden, der zwar geräumig aber der Verſchlämmung ausgeſetzt iſt, ſeitdem die Ems ihr altes Bett verlaſſen hat. Von ihrer Vereinigung an geht ein 1768 gegrabener Kanal oder Fahrwaſſer gerade aus nach der Ems, ſtatt des alten im alten Emsbette. Der Hafen iſt nicht ſehr tief und nur kleinere Schiffe können auslaufen, größere aber müſſen einen Theil der Waaren auf der Rhede einladen, welche bei der ſogenannten Hoek van Loegen (Loger-Ecke) eine ſtarke Stunde von der Stadt entfernt liegt, geräumig, ſicher und ſelbſt tief genug iſt für die größten Kriegsſchiffe. Emden iſt eine wohlgebaute Stadt mit vielen ſtattlichen, ſämmtlich maſſiven Häuſern und geraden, wohl gepflaſterten Straßen, worunter viele ſchöne und breite ſind. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich beſonders das Rathhaus aus, an ſeiner Fronte ganz mit Quadern bekleidet, und mit einem ſchönen Balkon, einer ringsum gehenden Gallerie und einem anſehnlichen Thurme geziert. Die Rüſtkammer darin bewahrt viele Waffen und Rüſtungen aus dem Mittelalter. Handel, Schifffahrt und Häringsfiſcherei, auch Gewerbſamkeit ernähren vorzüglich die Bewohner; doch in jetzigen Zeiten minder wie ſonſt. Am blühendſten waren Handel und Schifffahrt in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo 1652 die Zahl der Einwohner, die jetzt 12,000 beträgt, auf 20,000 geſtiegen war — und in den Jahren von 1795 bis 1805, in welchen Handel und Schifffahrt ſich zu einer Höhe erhoben, die man kaum früher zur Zeit der höchſten Blüthe Emdens bemerkt hatte. Aber 1806 wurden faſt ſämmtliche Schiffe Emdens zuerſt von den Britten und dann von den Franzoſen in Beſchlag genommen und konfiscirt, wodurch Emden einen Verluſt von 2 Millionen Fl. erlitt. Auch ſeit der Befreiung von Franzöſiſcher Herrſchaft hat Emden ſich nicht wieder zu ſeiner früheren Blüthe erhoben; doch hofft man beſſere Zeiten

*) Da wo die Ems wirder aus dem Dollart tritt, hat ſie eine Breite von $^3/_4$ M., die weiterhin noch mehr zunimmt, bis ſie ſich zuletzt in 2 Arme, die Oſter- und Weſterems getheilt, zwiſchen welchen die Inſel Borkum liegt, in die Nordſee ergießt. Sie hat eine ziemliche Strecke aufwärts Ebbe und Fluth.

von der Ausführung des Plans, die Ems mit dem Rhein in ſchiffbare Verbindung zu bringen.

Unter den ſechs Inſeln, die längs der Küſte Oſtfrieslands liegen und alle mit einem ſandigen, unfruchtbaren Boden verſehen und den Stürmen und Fluthen ausgeſetzt ſind, und deren von den alten Frieſen ſtammende Einwohner ſich durch manche Eigenthümlichkeiten von den Bewohnern des Feſtlandes unterſcheiden und lange Zeit hindurch die altfrieſiſche Sprache beibehielten, iſt **Norderney** mit ſeinen 620 Bewohnern die bevölkertſte und wegen ihres beſuchten Seebades die merkwürdigſte. Dieſe Inſel, 1½ bis 2 Stunden vom feſten Lande entfernt, hat jetzt eine Länge von einer Meile, iſt aber dabei nur ¼ Stunde breit und auf drei Seiten mit mehrfachen Reihen von Dünen beſetzt, die 30 bis 50 F. ſich erheben und kleine begrünte Thäler zwiſchen ſich haben. Die Bewohner wohnen in einem einzigen Dorfe, das am ſüdweſtlichen Ende der Inſel liegt und aus 3 Reihen von Häuſern beſteht, die zwar klein, aber artig, reinlich und mit Gärtchen verſehen ſind. Das ſeit 1800 angelegte, doch erſt ſeit 1814 in Aufnahme gekommene und jährlich von 500 bis 600 Kurgäſten beſuchte Seebad hat eine einzige und beſonders für die fern vom Meere herkommenden Fremden überraſchende Lage. Man fährt von der Stadt Norden zu Schiffe dahin; Seehunde, Tümmler (Delphine) ſchwimmen und tummeln ſich in mannigfaltigen Bewegungen herum, kleinere Schiffe durchſchneiden die Waſſerfläche, größere erſcheinen in weiter Ferne am Horizont. Die Inſel zeigt ſich als ein langer, weißer Streifen, dem aus neblicher Ferne, rechts und links ſich ähnliche anreihen; näher kommend, erſcheint ſie in einen unordentlichen Haufen roher Sandhügel zerfallend, mit grünenden Stellen dazwiſchen. Das Schiff ankert; ein Wagen mit rüſtigen Roſſen beſpannt, durchſchneidet die Fluthen und fährt den erſtaunten Reiſenden hinauf zum Geſtade. Alles iſt hier neu. Gleich beim Eintritt auf der Inſel fällt zur linken das große Geſellſchaftshaus mit den andern Gebäuden und einem freundlichen Birkenwäldchen auf, rechts die von den Franzoſen aufgeworfene, noch ganz erhaltene Schanze mit ihren hohen Wällen und eine von Schafen und Kühen belebte Wieſe, im Norden begränzt von den Gärtchen und kleinen Häuſern der Inſulaner, über welchen die bald ſchneeweißen, bald hell- oder dunkelgrün gefärbten Dünen in oft wunderlichen Geſtalten ſich erheben. Dazwiſchen kleine Thäler, wo der Freund der Natur reichlichen Genuß findet. Gewächſe, bloß dieſen Gegenden eigen, oft von ausgezeichneter Schönheit zeigen ſich da, ſeltenere noch weiſt das Meer auf; Muſcheln und Schnecken vieler Art, kleine Stücke Bernſtein, zuweilen noch an ihrem Holze klebend, Seeſterne und Quallen (Meduſen) bedecken den Strand. Unvergleichlich iſt die Ausſicht von den Dünen über das endlos ausgebreitete Meer. Brandungen brechen ſich jederzeit, auch bei

ſchwachem Winde, in einiger Entfernung vom Ufer, vom Sturm aufgeregt aber zu fürchterlicher Höhe, und ſpritzen ihr Waſſer, in Schaum aufgelöſet, bis zum Gipfel der Höhen. In neuern Zeiten hat die Regierung viel zum Beſten der Badeanſtalt verwandt und fährt noch jährlich damit fort. Man kann auch von der Oſtfrieſiſchen Küſte nach der Inſel Norderney zu Wagen, Pferde oder zu Fuß in Zeit von 2 Stunden über das Watt (Sandbank zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande Oſtfrieslands), welches zur Ebbezeit faſt gar nicht vom Meereswaſſer bedeckt iſt, gelangen, wobei es jedoch einiger Vorſicht bedarf, und man am beſten einen Führer mitnimmt.

Die Mecklenburgiſchen Großherzogthümer.

Mecklenburg hat ſeinen Namen von einem, zur Zeit der Obotritiſchen Fürſten, großen und bedeutenden Handelsorte Mecklenburg, das jetzt ein bloßes Dorf iſt und in der Nähe von Wismar liegt. Die erſten Bewohner dieſes Landes waren wahrſcheinlich Vandalen, nach deren Wegzuge in das ſüdliche Europa, im fünften Jahrhunderte Slaviſche Völkerſtämme ihre verlaſſenen Wohnſitze einnahmen, namentlich Obotriten in dem weſtlichen und Wilzen in dem öſtlichen Theile, wovon die erſtern am mächtigſten wurden, die Wilzen ſich unterwarfen, und unter eigenen Fürſten ſich in ganz Mecklenburg ausbreiteten und dem Heidenthum lange Zeit ergeben blieben. Doch nachdem ſie in nähere Berührung mit den Fränkiſchen und Deutſchen Königen gekommen waren, ſuchten dieſe ſie zu Chriſten zu machen und der Deutſchen Herrſchaft zu unterwerfen, was lange und blutige Kriege zur Folge hatte. Beſonders ſuchte der Deutſche König Heinrich I. die Obotriten unter ſeine Herrſchaft zu bringen und das Chriſtenthum fand auch in der Mitte des eilften Jahrhunderts bei ihnen einigen Eingang, doch nur auf kurze Zeit, denn ſie kehrten wieder zu ihren heidniſchen Altären zurück, bis der Herzog von Sachſen, Heinrich der Löwe im 12. Jahrhunderte, nach einem blutigen Kampfe gegen Pribislaw I. und Niklot, das Land der Obotriten bezwang und es ſo verwüſtete, daß es einer Einöde glich. In der Folge verſöhnte er ſich mit dem damaligen Fürſten der Obotriten Pribislav II., einem Sohne Niklots, der ein Chriſt wurde, räumte ihm den größten Theil des Landes, mit Ausnahme Schwerins und Ratzeburgs, wo er Biſthümer errichtet hatte, wieder ein, und gab ſogar dem Sohne deſſelben Heinrich Burewin ſeine eigene Tochter Mathilde zur Gemahlin. Dieſer Pribislav iſt der hiſtoriſch gewiſſe Stammvater aller Herzoge von Mecklenburg, der einzigen unter allen noch blühenden Europäiſchen Regentenfamilien, die urſprünglich Slaviſcher Abſtammung iſt. Pribislav, der

unter dem Namen eines Fürſten der Wenden zu Mecklenburg von Werle (einer vormaligen Burg bei der jetzigen Mecklenburgiſchen Stadt Schwaan) aus regierte, und 1170 zum Deutſchen Reichsfürſten ernannt wurde, benutzte die eingetretene Ruhe, ſeinem verödeten Lande wieder aufzuhelfen; auch fing ſchon unter ſeiner Regierung die Deutſche Sprache an die Slaviſche in Mecklenburg zu verdrängen. Nach ihm folgte ſein Sohn Bureswin II., durch deſſen 4 Söhne 1226 die 4 Linien von Mecklenburg, von Werle oder Wenden, Roſtock und Parchim entſtanden, wovon die beiden letzten am erſten erloſchen, die Linie Werle ſich bis 1436 erhielt und nur die erſte fortdauerte. Von dieſer Linie war Heinrich II., mit dem Beinamen der Löwe, der durch ſeine Gemahlin, eine Tochter des damaligen Markgrafen von Brandenburg, die Herrſchaft Stargard und nach dem 1314 erfolgten Erlöſchen der Roſtocker Linie, die Herrſchaft Roſtock mit ſeinem Landesantheile vereinigte. Seine Söhne Albrecht II. und Johann IV. ſtifteten die Linien Schwerin und Stargard, (wovon die letztere 1471 erloſch) und wurden 1348 vom Kaiſer Karl IV. zu Herzogen von Mecklenburg erhoben. Von den Söhnen Albrechts ſetzte Magnus I. den Stamm fort, deſſen Enkel, Heinrich IV. mit dem Beinamen der Fette, nach dem 1436 erfolgten Erlöſchen der Linie Werle oder Wenden, und da ihm 1471 auch die Beſitzungen der ausgeſtorbenen Stargarder Linie zufielen, ſich im alleinigen Beſitze des Herzogthums Mecklenburg ſah. Die Enkel deſſelben, Heinrich V. und Albrecht VII., unter welchen ſich, wiewohl ſie ſelbſt noch katholiſch blieben, die Reformation in Mecklenburg verbreitete, ſtifteten 1534 die beiden Linien Schwerin und Güſtrow, wovon erſtere ſchon 1552 mit ihrem Stifter ausging, die letztere aber den Stamm fortſetzte. Von den Nachfolgern Albrechts VII. theilten die Herzoge Adolph Friedrich I. und Johann Albrecht II. abermals das Land; erſterer bekam Schwerin, letzterer Güſtrow' zu ſeinem Antheile. Weil ſie in dem dreißigjährigen Kriege Parthei wider den Kaiſer nahmen, wurden ſie 1627 vom Kaiſer entſetzt, und der kaiſerliche Feldherr Wallenſtein mit ihrem Lande beliehen. Seine Herrſchaft dauerte aber nicht lange, indem Guſtav Adolph, König von Schweden die rechtmäßigen Fürſten in ihr Land zurückführte. Der Weſtphäliſche Frieden 1648 hatte auch einigen Einfluß auf den Gebietsumfang Mecklenburgs, denn es mußte an die Krone Schweden die Stadt Wismar nebſt Pöl und Neuenkloſter abtreten und erhielt zur Entſchädigung die beiden Biſthümer Schwerin und Ratzeburg. Nach dem Tode Adolph Friedrichs I. folgte 1658 in der Regierung Chriſtian Ludwig I., der die katholiſche Religion annahm und deſſen Brüder Friedrich Wilhelm II. und Adolph Friedrich II., jener die Grabowſche und dieſer die Strelitzer Linie, ſtifteten. Nach dem Tode ihres Bruders, der

1692 ſtarb, und nach dem Erlöſchen der Güſtrowſchen Linie, welche bis 1695 geblüht hatte, ſchloſſen ſie 1701 einen Vergleich mit einander, wonach die Grabower Linie, nun die Schwerinſche genannt, Schwerin und Güſtrow, die Strelitzer aber die Herrſchaft Stargard und das Fürſtenthum Ratzeburg erhielt. Auf ſolche Weiſe entſtanden nun die noch jetzt blühenden Linien Schwerin und Strelitz des Mecklenburgiſchen Hauſes. In der erſten Linie regierte ſeit 1785 bis 1837 Friedrich Franz, welcher 1803 durch Kauf Wismar nebſt Pöl und Neuenkloſter erwarb, 1806 von den Franzoſen aus dem Beſitze ſeines Landes vertrieben wurde, doch durch den Tilſiter Frieden es wieder erhielt, worauf er dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde beitrat, indem er die großherzogliche Würde annahm. Gegenwärtig regiert deſſen Enkel, Paul Friedrich, der, ſo wie der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, mit Frankreich einen Handels- und Schifffahrtsvertrag auf 10 Jahre abgeſchloſſen hat. Auch die Strelitzer Linie trat 1808 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde bei und iſt ſeitdem gleichfalls im Beſitze der großherzoglichen Würde. Der jetzt regierende Großherzog dieſer Linie, welcher 1816 zur Regierung gelangte, heißt Georg (Friedrich Karl). Uebrigens bilden beide Großherzogthümer nur ein politiſches Ganzes, das durch die Union der Landſtände vom Jahr 1523 und durch den Landes-Erbvergleich von 1755 enge verbunden iſt. Beide haben gemeinſame Landſtände und Landtage und ein gemeinſchaftliches Oberappellationsgericht.

Der heilige Damm, ½ Meile von Doberan entfernt, iſt ein durch die Meeresfluthen, an der Küſte der Oſtſee von der Natur gebildeter Damm von loſen, abgerundeten, glatt geſchliffenen Steinen von verſchiedener Form und Farbe, die ihren Beſtandtheilen nach aus Granit, Porphyr, Quarz, Feuerſtein, Baſalt ꝛc. beſtehen. Dieſer Damm iſt eine halbe Meile lang und ſtellenweiſe 100 F. und darüber breit, 50 Fuß vom Meere entfernt und 6 Fuß hoch, liegt aber ſtellenweiſe wohl 100 F. auf einander aufgehäuft, auf alten Dünen einer unzuberechnenden Vorzeit. Die Steintrümmer erſtrecken ſich auch tief in das Meer hinein, denn ſo weit die kommende und ſich brechende Welle den Blick in die Tiefe erlaubt, iſt der ſich abflachende Boden der See mit denſelben Steintrümmern bedeckt. Wenn im Sonnenlichte die Welle dieſe Steine beſpült, ſo haben ſie oft ſehr blendende Farben; wenn ſie aber abtrocknen, ſo zeigen die meiſten ein mattes Grau.

Schwerin, die Hauptſtadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, von 13,000 Menſchen bewohnt, hat unter allen Mecklenburgiſchen Städten die reizendſte Lage, indem ſie auf der Oſtſeite vom großen Schwerinerſee, der 2¾ M. lang und über ½ M. breit iſt, und auf den übrigen Seiten von fünf kleinern

Seen umgeben wird, zwiſchen denen Hügel, Wieſen, Gärten und Alleen abwechſeln. Schwerin beſteht aus der Altſtadt mit vielen großen und anſehnlichen Häuſern, aber meiſtens engen und krummen Straßen, und der größtentheils regelmäßig und hübſch gebauten, weit kleinern Neuſtadt. Die bemerkenswertheſten Gebäude ſind: das Schloß, aus großen und weitläuftigen, aber unregelmäßigen Gebäuden des Alterthums beſtehend und mit vielen kleinen Thürmen und Erkern verſehen, enthält eine ſehenswerthe Bildergallerie und Kunſtkammer und liegt äußerſt romantiſch auf einer kleinen Inſel zwiſchen dem Schweriner- und Burgſee, von welcher zwei Brücken, die eine zur Stadt, die andere zum ziemlich großen Schloßgarten, mit hübſchen Partien und Anlagen führen, und die Domkirche, eine der größten und ſchönſten Kirchen des Landes, in Form eines Kreuzes erbaut, 280 Fuß lang und 130 breit und von bedeutender Höhe. — Auf dem Schelfwerder, einer Inſel zwiſchen dem Schweriner- und Ziegelſee wird jährlich im Mai ein Volksfeſt gefeiert, das gewöhnlich 9 bis 10,000 Menſchen verſammelt.

Ludwigsluſt, die Reſidenz des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin iſt nur ein Marktflecken, übertrifft aber viele Städte an Größe und Schönheit; denn er enthält über 600, von mehr als 4000 Menſchen bewohnte Häuſer, welche größtentheils maſſiv und in gleicher Höhe aufgeführt ſind und an breiten, geraden Straßen ſtehen. Die Gegend iſt eben und ſandig und von Natur nicht begünſtigt, ſondern verdankt bloß der Kunſt ihre Verſchönerung. Den Mangel an Waſſer erſetzt ein aus der Rögnitz abgeleiteter Kanal, den man auch zu der Kaskade, einem Meiſterſtücke der Waſſerbaukünſte benutzt hat, welche den Platz vor dem Schloſſe begränzt, indem das Waſſer in 8 bis 12 breiten Doppelfällen mit lautem Geräuſche und wildem Schäumen in ein anderes niedriges Bette hinabſtürzt. Das Reſidenzſchloß iſt in einem edlen Style erbaut und von anſehnlicher Größe, bildet ein längliches Viereck und hat 3 Stockwerke und ein plattes Dach, auf welchem ſich 12 ſteinerne Statüen, die Apoſtel vorſtellend, befinden. Im Innern enthält es ſehr ſchöne und aufs geſchmackvollſte eingerichtete Zimmer, worunter ſich beſonders der ſogenannte goldene Saal mit ſeinen ſchlanken, goldverzierten Säulen auszeichnet. Rechts vom Schloſſe und hinter demſelben erſtreckt ſich in einem weiten Umfange der Schloßgarten und Park mit herrlichen Anlagen und Partien, Alleen, ſchattigen Gängen, Springbrunnen, kleinen Waſſerfällen, der reich verzierten katholiſchen Kirche zu St. Helenen, der Begräbnißkapelle, worin der verſtorbe Erbgroßherzog und ſeine erſte Gemahlin, die Großfürſtin von Rußland beigeſetzt ſind, dem Mauſoleum der Gemahlin des Großherzogs Friedrich Franz, dem Denkmale des Herzogs Friedrich auf einer Inſel, dem Schweizerhauſe ꝛc. Auch der erbgroß-

herzogliche Garten enthält neue geſchmackvolle Anlagen. Ludwigsluſt verdankt ſeinen Urſprung und Namen dem Herzoge Chriſtian Ludwig, welcher von 1747 bis 1756 regierte. Das Schloß hat Herzog Friedrich in den Jahren 1771 bis 1779 erbaut.

Die größte, reichſte und wichtigſte Stadt Mecklenburgs iſt Roſtock, auf zwei beträchtlichen Hügeln an der ſchiffbaren Warnow gelegen, welche ſich hier zu einer Breite von 2400 F. erweitert (da ſie oberhalb Roſtock kaum 200 Fuß breit iſt) und kurz vor ihrem Ausfluſſe in die Oſtſee den Binnenſee Breitling bildet. Roſtock beſteht außer den Vorſtädten, aus der Alt-, Mittel- und Neuſtadt, hat faſt 2 Stunden im Umfange und 19,000 Einwohner. Mit ihren hohen Thürmen und andern hervorragenden Gebäuden gewährt die Stadt einen großartigen, imponirenden Anblick, beſonders von der Waſſerſeite. Auch in ihrem Innern hat ſie größtentheils ein freundliches, zum Theil ſchönes Anſehen und meiſtens große und hohe Häuſer von 2 bis 5 Stockwerken, darunter viele Giebelhäuſer. Der unanſehnlichſte Theil Roſtocks iſt die unregelmäßig gebaute Altſtadt, der regelmäßigſte Theil iſt die Neuſtadt, mit durchgehends geraden Straßen, und mit dem Blücherplatze, welcher ein Dreieck von bedeutendem Umfange bildet, in deſſen Mitte ſich auf einem Fußgeſtelle von Granit die ſchöne, 1819 errichtete metallene Bildſäule des berühmten Preußiſchen Feldmarſchalls und Fürſten Blücher erhebt, der 1742 zu Roſtock geboren war und 1819 in Schleſien ſtarb, nachdem er durch ſeine Tapferkeit ſehr viel zu den großen Siegen bei Leipzig und Belle Alliance über die Franzoſen unter Napoleons Anführung beigetragen hatte. Unter den Kirchen Roſtocks iſt die Marienkirche die merkwürdigſte, ein großes, ſtolzes Gebäude, von ſehr beträchtlicher Höhe und mit einem kupfernen Dache. Die eigentliche Kirche hat die Form eines Kreuzes, durch Anbau mehrerer Kapellen iſt das Ganze faſt viereckig und hat 272 F. in der Länge und 216 in der Breite, und enthält eine vortreffliche Orgel. Die jährlich um Pfingſten 14 Tage lang gehaltene Meſſe iſt ſehr anſehnlich und der Zuſammenfluß der Menſchen ſehr groß, da ſie zugleich der Sammelplatz der vornehmeren Stände aus dem ganzen Lande iſt. Sehr intereſſant iſt dann der Spaziergang auf dem breiten, mit zahlloſen Buden bedeckten Strande der breiten Warnow, wo zugleich mehrere hundert Schiffe ihre Maſten erheben. In dem der Stadt gehörigen Flecken Warnemünde, beim Ausfluſſe der Warnow in die Oſtſee, 2 M. von Roſtock, hat die Stadt, die einen bedeutenden Handel und Schifffahrt treibt, ihren Seehafen; und ſeit einigen Jahren beſteht daſelbſt auch eine Seebadeanſtalt, die häufig beſucht wird, indem viele ſie dem theuren und geräuſchvollen Doberan vorziehen. Die Bewohner von Warnemünde haben in Kleidung, Sprache und Gebräuchen viel unterſcheidendes und ſind meiſt Lootſen und Fiſcher. Da die größten

Schiffe hier ausgeladen werden müſſen, auch Warnemünde faſt alle Bedürfniſſe aus Roſtock beziehen muß, ſo entſteht ein ſehr lebhafter Verkehr zwiſchen beiden Orten, den vor der Eröffnung der Dampfſchifffahrt, die Warnemünder Weiber faſt allein zu beſorgen hatten.

Doberan, ein von 2000 Menſchen bewohnter Marktflekken, in einem von niedrigen Hügeln und Anhöhen umgebenen weiten Thale gelegen, iſt durch ſeine 1793 angelegte und vortrefflich eingerichtete Seebade-Anſtalt, die älteſte in Deutſchland, und faſt $\frac{3}{4}$ Meilen von Doberan entfernt, weit und breit berühmt. Sie befindet ſich bei dem heiligen Damme (ſ. oben); und das Badehaus, in welchem auch Schwefelbäder ſind, liegt etwa 50 Schritte vom Ufer der Oſtſee. Für den, der aber nicht im Badehauſe, ſondern in dem Meere ſelbſt baden will, ſind theils kleine Gemächer zum Aus- und Ankleiden vorhanden, von denen lange hölzerne Brücken in die See laufen, theils ſind auf der einen Seite für die Mannsperſonen und auf der andern für die Frauenzimmer bedeckte Badekarren zu haben, mit denen man ins Waſſer hinein fahren und aus ihnen ungeſehen ſich in die Fluthen tauchen kann. Selten vergeht ein Jahr, wo die Zahl der Badegäſte und Fremden nicht über 1400 beträgt. Ein angenehmer Weg führt von Doberan zu der Badeanſtalt. So wie man durch das anmuthige Wäldchen gekommen iſt, ſieht man ſich plötzlich an das Ufer des Meeres verſetzt, deſſen endloſe Fläche das Auge, beſonders deſſen überraſcht, der zum erſtenmal dieſen erhabenen Anblick genießt. Doberan ſelbſt iſt zwar nicht regelmäßig gebaut, hat aber doch ein freundliches Anſehen und viele anſehnliche und große Häuſer. Am ſogenannten Kamp, einem mit lauter anſehnlichen Gebäuden beſetzten Platze Doberans, ſteht das großherzogliche Palais, geſchmackvoll und in einem edlen Style aufgeführt und an der einen Seite von Engliſchen Gartenanlagen umgeben. Auf einem mit zu dieſen Anlagen gezogenen Wieſengrunde ſteht die Kirche, ein großes, majeſtätiſches Gebäude im Gothiſchen Geſchmacke und in der Form eines Kreuzes mit 24 hohen ſchlanken Pfeilern aufgeführt, auf deſſen Mittelpunkte ſich eine mäßige Thurmſpitze erhebt. Die Höhe des Gewölbes beträgt 90, die Länge des Schiffs 220 und die Breite in den Kreuzgängen 100 Fuß. Im Innern befinden ſich 14 Altäre, mehrere Alterthümer, einige Reliquien und viele Monumente von den hier begrabenen Mecklenburgiſchen Fürſten. Eins der ſchönſten Gebäude Doberans iſt noch das Stahlbad, zu welchem der 1823 entdeckte Stahlbrunnen benutzt wird. Die Umgebungen Doberans gewähren überall das Bild einer heitern, lieblichen Landſchaft. Nahe bei der Kirche erhebt ſich der mit Spaziergängen verſehene Büchenberg und auf einer andern Seite ebenfalls unmittelbar an Doberan der Jungfernberg mit einem Pavillon. Von beiden, mit Wald verſehe-

nen Höhen, hat man ſchöne Ausſichten, vorzüglich vom Jungfernberge, wo man das ganze Thal, an deſſen Ende der Ort liegt, in der Tiefe vor ſich ſieht, und in der Ferne Roſtock, Warnemünde und die Oſtſee erblickt.

Die freie Stadt Hamburg.

Hamburg, in Hinſicht des Handels, gegenwärtig nicht allein die erſte Stadt Deutſchlands, ſondern auch der erſte See- und Handelsplatz des Europäiſchen Kontinents, und in Betreff der Bevölkerung die dritte Deutſchlands, verdankt ihren erſten Urſprung Karl dem Großen, der im Anfange des 9. Jahrhunderts, an der Stelle, wo jetzt Hamburg ſteht, eine kaiſerliche Burg und ein Bisthum errichtete; doch erſt im 10. Jahrhunderte ward Hamburg eine Stadt, die durch Elbfiſcherei, Handel und Schifffahrt ſich vergrößerte, vorzüglich als die Grafen von Schauenburg zum Beſitz Holſteins gelangten, die ſie ſehr unterſtützten und mit Freiheiten begünſtigten. Unter Kaiſer Otto IV. ward Hamburg ſchon eine freie Stadt des Deutſchen Reichs; und 1241 ſchoß ſie mit dem durch den Oſtſeehandel gleichfalls ſchnell empor ſteigenden Lübeck eine Handelsverbindung, welche den Grund zu dem nachmals ſo mächtigen Bunde der Hanſa*) legte. Handel und Schifffahrt wurden das Hauptaugenmerk Hamburgs und bald ward ſie hierdurch eine der wichtigſten Handelsſtädte des ganzen Nordens. 1536 trat ſie dem Schmalkaldiſchen Bunde bei, indem um dieſe Zeit die Reformation in Hamburg völlig begründet und verbreitet

*) Die Hanſa war eine Städte-Verbindung im nördlichen Deutſchland zum Schutze und zur Ausbreitung des Handels, wozu nach und nach viele Städte, vorzüglich im nördlichen Deutſchland, aber auch in den Niederlanden, Preußen und Liefland traten, ſo daß die Zahl dieſer Städte zuletzt 85 betrug. So wurde die Hanſa im Kurzen ein mächtiger Bund, der anſehnliche Flotten unterhielt, mit Königen Krieg führte und ſie beſiegte, Eroberungen machte und ſich durch Verfolgung der Land- und Seeräuber, durch Anlage neuer Waſſerſtraßen und durch Belebung des Kunſt- und Gewerbefleißes große Verdienſte erwarb, und einen wichtigen Einfluß auf Deutſchen Handel und Kunſtfleiß hatte. Auswärtige Staaten bewarben ſich um die Freundſchaft dieſes Bundes und räumten ihm große Vorrechte ein. So gelang es ihm Waaren-Niederlagen für ſeine Kaufleute zu Nowgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in den Niederlanden, zu London in England zu erlangen. 300 Jahre lang erhielt ſich die Hanſa in ihrem Anſehn. Nach und nach trat eine Stadt nach der andern ab, und endlich blieben nur Hamburg, Lübeck und Bremen, welche noch 1630 ihren Bund erneuerten und bis jetzt in demſelben geblieben ſind.

war. Ihre Reichsunmittelbarkeit wurde öfters von den Däniſchen Königen, die zum Beſitze Holſteins gelangten, angefochten, bis 1768 durch einen Vergleich und gegen Bezahlung einer beträchtlichen Geldſumme, alle Widerſprüche und Streitigkeiten darüber gehoben und ſie ſo zum ungeſtörten Beſitz der Reichsſtandſchaft gelangte. Durch den Lüneviller Frieden und Reichsdeputationsabſchluß wurde ihr alles bisher Hannover zuſtehende Eigenthum in der Stadt und ihrem Gebiete zugeſichert. Allein bald trat ein ſehr trauriger Zeitraum für Hamburg ein. Schon die Blokade der Elbe durch die Engländer im J. 1803 ſchadete ſeinem Handel und dabei mußte es durch erzwungene Anleihen den Franzoſen große Opfer bringen, die 1806 ſogar die Stadt beſetzten, womit eine Reihe unerhörter Gelderpreſſungen und Bedrückungen begann; und endlich 1810 dieſelben dem Franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibten. Als aber die Franzoſen 1812 in Rußland ihr Heer einbüßten, ſo befreiten ſich 1813 die Hamburger von der Franzöſiſchen Herrſchaft; allein kurze Zeit ſah ſich Hamburg im Wiedergenuſſe der Unabhängigkeit; denn neue Franzöſiſche Heerſchaaren unter Davouſt beſetzten die Stadt, und ungeheuer war der Verluſt, den es durch dieſe Beſitznahme und die darauf folgende Belagerung erlitt. Er ward von 1806 bis zum 31. Mai 1814, an welchem Tage Hamburg von den Franzoſen erlöſet wurde, ohne Uebertreibung auf 140 Millionen Mark angeſchlagen. Hamburg bekam hierauf ſeine Unabhängigkeit wieder und wurde 1815 als eine freie Stadt in den Deutſchen Bund aufgenommen.

Hamburg liegt in der Form eines Halbzirkels, an der Norderelbe oder dem nördlichen Arme der Elbe. Dieſer Strom theilt ſich nämlich $1\frac{1}{2}$ M. oberhalb der Stadt, in der Nähe der Hamburgiſchen Elbinſel Ochſenwerder, in zwei Hauptarme, die Süder- und Norderelbe, wovon jeder ſich in mehrere Nebenarme vereinzelt und dadurch zahlreiche, theils Hamburgiſche, theils Hannöveriſche Inſeln bildet. Die Norderelbe nimmt auf ihrem nordweſtlichen Laufe nach Hamburg zu am Billwerder (einer von der Elbe und Bille gebildeten Inſel) die Billwerder-Elbe, mit welcher ſich die ſchon bei einer frühern Theilung der Elbe abgegangenen Elbarme, die Goſe- und die Dove-Elbe vereinigt haben, und unweit Hamburg beim Stadtdeiche die Bille auf, ſchickt dann beim Deichthore, in den ſüdöſtlichen Theil der Stadt einen ſtarken Nebenarm ab (welcher vor ſeinem Eintritte in die Stadt den Hafen beim Oberbaum oder den Hafen für die oberhalb herkommenden Flußſchiffe macht), fließt in einer Breite von 1000 bis 1200 Fuß an der Südſeite der Stadt vorbei, bildet dann den Hafen beim Niederbaum oder den Haupthafen Hamburgs, in den die ſeewärts kommenden Schiffe einlaufen und der ſich in den Schiffs- und Rummelhafen theilt, und ſtrömt hierauf bei dem Hamburger Berge und bei Altona vorbei. Erſt

in einer beträchtlichen Entfernung unterhalb Altona, vereinigen ſich Norder- und Süderelbe wieder zu Einem Strome, der 18 M. unterhalb Hamburg in die Nordſee geht. Zwiſchen Hamburg auf der Nord- und Harburg auf der Südſeite hat die Elbe durch ihre Theilung, mit den dazwiſchen gelegenen Inſeln eine Breite von faſt 1 Meile *). Beide Häfen, ſowohl am Oberbaum als am Niederbaum werden des Nachts mittelſt eines ſchwimmenden Palliſadenwerks verſchloſſen. Der von der Norderelbe in die Stadt tretende Nebenarm bildet in derſelben viele Kanäle (hier Fleeten genannt), auf welchen die Waaren aus den Häfen in kleinern Schiffen (in Schüten und Evern) bis an die Speicher der Kaufleute gelangen können. Auf der Nordoſtſeite Hamburgs dringt die Alſter, nachdem ſie ſich außerhalb zu einem großen Baſſin erweitert hat, in die Stadt, und macht hier ein gleichfalls anſehnliches Baſſin, wovon jenes die Buten- oder Außen-, dieſes die Binnenalſter heißt. An dem Ufer des letztern zieht ſich der bekannte Jungfernſtieg, ein auf der einen Seite mit Häuſern und auf der andern mit Baumalleen beſetzter Damm. Dieſer herrliche breite Waſſerſpiegel der Binnenalſter verleiht Hamburg eine Schönheit, wie ſie in dieſer Art wenige Städte in Europa aufzuweiſen haben. Durch 2 Kanäle geht hernach die Alſter, den ſüdöſtlichen Theil Hamburgs durchſchneidend, in den nördlichen Arm der Elbe, und macht ſo die Scheidung Hamburgs in die niedrige Altſtadt und in die höher gelegene Neuſtadt. Man theilt nämlich Hamburg in die Altſtadt und Neuſtadt, wozu noch die Vorſtädte St. Georg mit dem Stadtdeich und der Hamburger Berg kommen, welche zuſammen 7 Kirchſpiele bilden, wovon 4 zu der Altſtadt 1 zu der Neuſtadt und 2 zu den Vorſtädten gehören. Die Altſtadt liegt tiefer und ihren Hauptbeſtandtheilen nach auf kleinern und größern von den Elb- und Alſterkanälen gebildeten Inſeln; die höhere Neuſtadt hingegen iſt ohne Kanäle. Der Hamburger Berg, eigentlich keine Vorſtadt, ſondern ſchon zum Stadtgebiete gerechnet, liegt an der Weſtſeite der Neuſtadt theils an dem Ufer der Elbe, theils auf einer höher gelegenen ſandigen Fläche, erſtreckt ſich dicht bis an die Däniſche Stadt Altona, von welcher er nur durch einen 8 F. breiten Graben geſchieden wird, und enthält eine Menge Luſt-, Tanz-, Schenk- und Wirthshäuſer, die hauptſächlich für das Bedürfniß der Matroſen ſorgen, welche hier ihren höchſten Lebensgenuß im Branntwein, beim Tanz und in den Armen feiler Mädchen der niedrigſten Klaſſe ſuchen und finden; beſonders wogt

*) Hier hatte Davouſt 1813 in einer ſchnurgeraden Linie von Hamburg an über die beiden Hauptarme der Elbe und die Inſel Wilhelmsburg eine 15,168 F. lange hölzerne Brücke, die auf 855 Pfahljochen ruhete, bauen laſſen, die aber bald wieder abgebrochen wurde.

an Sonn- und Feſttagen hier eine zahlloſe Menge Menſchen hin und her.

Die vormaligen Feſtungswerke ſind jetzt in großartige Engliſche Anlagen verwandelt. Beſonders reizend iſt die Partie der Höhe am Stintfange, wo man den von Schiffen belebten Elbſtrom, die Elbinſeln, einen großen Theil von Hamburg, ganz Altona, und die nördlichen und gegenüberliegenden ſüdlichen Ufer der Elbe überſchaut. Wiewohl in neuern Zeiten Hamburg ſich ſehr verſchönert hat, namentlich in der Umgegend der Binnenalſter, wo auch ein neuer Jungfernſtieg entſtanden iſt; ſo gehört es doch keinesweges zu den wohlgebauten, ſchönen Städten Deutſchlands, und gewährt, zu welchem Thore man auch herein kommen mag, keinen einnehmenden Anblick. Die Straßen ſind größtentheils krumm und ſchmal und wegen der Höhe der Häuſer von 4 bis 6 Stockwerken finſter. Selbſt diejenigen Straßen, die eine Ausnahme von der großen Maſſe machen, ſind durch eine ſeltſame Zuſammenreihung elender Häuſer mit geſchmackvollen Gebäuden verunziert. Die Privathäuſer, mit Ausnahme einer Anzahl neuerer, ſtehen an äußerer Schönheit ſowohl, als an innerer Bequemlichkeit denen in andern großen Städten ſehr nach; und ſelbſt die öffentlichen Gebäude zeugen von keinem guten Geſchmack. In einem großen Theile der Stadt iſt der Raum zwiſchen und hinter den Häuſern mit ſogenannten Gängen bebaut, meiſtens engen, labyrinthiſch gekrümmten Schlupfgäßchen, die gewöhnlich zur Wohnung der ärmern Klaſſen dienen und kaum 8 F. breit ſind. Der untere Raum bildet ſogenannte Buden oder Wohnhäuschen; die obern Stockwerke ſind als ſogenannte Säle von einzelnen Familien bewohnt, ſo daß ein einziges Gebäude zuweilen 20 bis 30 Familien faßt. Die Gänge ſtehen durch enge, offene oder überbaute Eingänge oder durch Thorwege (ſogenannte Höfe) mit den Straßen an einer oder an beiden Seiten und nicht ſelten auch erſt mittelbar durch einen andern Gang in Verbindung. Auch die obern Stockwerke der Häuſer in den Straßen und auf den Märkten ſind oft als Säle einzelnen Familien vermiethet und dahin führen von der Straße (wie aus den Gängen) Schwindel erregende hohe enge Saaltreppen hinauf. Die gängevollſten Straßen ſind in dem ſüdlichſten Theile der Altſtadt, welcher über 40 Gänge mit wenigſtens 10,000 E. zählet. Auch in einem Theile der Neuſtadt, in der Nähe des großen Neumarkts, iſt ein merkwürdiges Labyrinth von Gängen, welches von vielen Quergängen durchſchnitten, eine gedrängte Sammlung von hohen Menſchenwohnungen bildet, wie man ſie ſchwerlich in einer andern Stadt Europas findet; in viele trifft Jahr aus Jahr ein kein Sonnenſtrahl. Eine beſondere Art von Wohnungen ſind die Keller im untern, dem Boden eingeſenkten Raum der Häuſer, wo ſich meiſtens nur ein Zimmer befindet und die große Vorflur zur Küche zu Schlafplätzen dient. Es ſind äußerſt ungeſunde Wohnungen,

die bei Ueberſchwemmungen mit Waſſer gefüllt werden, daher die Einrichtung getroffen iſt, daß durch Signalſchüſſe die Bewohner von der drohenden Gefahr benachrichtigt werden, um ſich und ihre Habſeligkeiten zu retten. Solche Ueberſchwemmungen der niedrigen Theile der Altſtadt ereignen ſich faſt jährlich im Frühjahre und Spätherbſte, wenn die Fluth der Elbe bei gewiſſen herrſchenden Winden höher als gewöhnlich ſteigt. Die Ebbe und Fluth erſtreckt ſich in der Elbe noch 4 Meilen weit oberhalb Hamburg; der mittlere Stand der Ebbe iſt 3 F. 4 Zoll und der der Fluth 6. F. 8 Zoll; dieſe dauert bei Hamburg 4 Stunden 18 Minuten, die Ebbe 8 Stunden 6 Minuten. Groß iſt das Gewühl von Menſchen und Wagen auf den Straßen Hamburgs, vorzüglich auf dem Hauptdurchgange der Stadt von dem Steinthore nach dem Altonaer Thore, welcher eine ſehr gekrümmte Straßenlinie von 9000 F. Länge bildet. Die Bevölkerung Hamburgs kann man jetzt auf 120,000 bis 125,000 Individuen rechnen.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen vorzüglich unſere Beachtung: 1) die St. Michaelis Kirche, Hamburgs ſchönſte Zierde, ein ganz frei ſtehendes, in einem edlen einfachen Style, mit einem Koſtenaufwand von 1,600,000 Mark, von 1762 — 1786 von dem berühmten Sonnin aufgeführtes Gebäude, im Innern höchſt ſymmetriſch, hell und freundlich und nur einfach verziert, 245 F. lang, 184 breit, bis zum Thurme 130 F. hoch; aber die ganze Thurmhöhe beträgt 456 F. Die ganze Kirche hat nur 4 Tragepfeiler, und eine vortreffliche Orgel und enthält bloß 2 Gemälde. Unter der Kirche iſt das auf Felspfeilern ruhende Gruftgewölbe mit 150 ausgemauerten Gräbern. Meiſterhaft iſt die Struktur des Hängewerks in dem Dachgerüſte; eben ſo ſind die Frontiſpice an den Kirchenthüren Meiſterwerke. Die Kuppel des leider nach dem Plane Sonnins nicht ganz vollendeten Thurmes, wird von 8 Korinthiſchen Säulen, die in der Runde ſtehen, getragen. 576 Stufen führen bis dahin und man hat von da eine treffliche Ausſicht auf die ganze Stadt, die mit ihren zahlloſen Gaſſen, Plätzen und Gärten ausgebreitet da liegt, auf die Elbe mit ihren vielfachen Armen und Inſeln, und ſieht die Städte Altona, Haarburg und Lüneburg und die umliegende Gegend Holſteins. 2) Das Stadthaus, eins der größten und geſchmackvollſten Gebäude Hamburgs, ſonſt die Wohnung des kaiſerlichen Geſandten, und 3) das neue allgemeine Krankenhaus, ein ſchönes und das größte Gebäude der Stadt, 1821 — 1823 mit einem Koſtenaufwand von 1,300,000 Mark erbaut, in der Vorſtadt St. Georg und in der Nähe der Alſter, bildet ein längliches, an der Hinterſeite offenes Viereck, auf beiden Seiten von Gärten umgeben und hat in der Mitte einen 455 F. breiten und 375 tiefen Hofraum. Das freundliche Aeußere dieſes maſſiven Gebäudes, deſſen Fronte 702 F. in der Länge hat, wird durch das Dach

von blauen Ziegeln erhöhet, welches ganz oben auch mit einer Deckung von Kupfer verſehen iſt. Das mittlere oder Hauptgebäude hat 3 und die beiden Flügelgebäude, wovon jedes 330 F. lang iſt, haben 2 Stockwerke, wobei jedoch der untere Raum (die Souterrains) mit ſeinen ſchönen gewölbten Kellern nicht gerechnet iſt. Das Ganze enthält 200 Säle und Zimmer und iſt zur Aufnahme von 1000 Kranken beſtimmt; oft betrug aber ſchon die Zahl der auf einmal verpflegten Kranken 1400. Muſterhaft und einzig iſt die innere zweckmäßige Einrichtung und Reinlichkeit, die in dieſer Anſtalt für die leidende Menſchheit herrſcht, welche eine wahre Zierde der Stadt und ein laut ſprechendes Denkmal ihrer Mildthätigkeit iſt. Zu Ende des J. 1825 befanden ſich 1059 Kranke im Hauſe, im Laufe des Jahres 1826 wurden 4116 aufgenommen, davon wurden geheilt und entlaſſen 2517, 489 ſtarben, blieben alſo am Ende des J. 1826 1110 Kranke im Hauſe. Die Ausgabe für dieſes herrliche Inſtitut betrug 245,203 Mark.

Zu dem Gebiete der freien Stadt Hamburg gehört unter andern der Billwerder, eine Inſel zwiſchen der Elbe und Bille und an beiden Seiten dieſer Flüſſe eingedeicht (mit Dämmen umſchloſſen), ein Ländchen mit dem fruchtbarſten Boden, der ſich denken läßt, und einem lachenden Luſtgarten gleichend, deſſen Bewohner zu den wohlhabendſten Landleuten gehören. In ihren Häuſern herrſcht Luxus und großer Wohlſtand. Ihre Sitten ſind nichts weniger als bäueriſch, ſondern nähern ſich vielmehr dem feinern ſtädtiſchen Betragen. Ihr Anzug iſt halb ſtädtiſch, halb ländlich und beſonders bei dem weiblichen Geſchlechte in Abſicht der Beſtandtheile oft ſo koſtbar, daß die eleganteſte Dame ſich nicht ſchämen würde, in dem Anzuge einer Billwerderin zu erſcheinen. Man ſieht den feinſten Oſtindiſchen Zitz, den feinſten Mull, die ſchönſten Brüſſeler Spitzen, ja ſelbſt Diamantenſchmuck bei einer Billwerder Landdame. Töchter reicher Landleute ſind in ſtädtiſchen Penſionsanſtalten erzogen worden, und haben einen Grad von Ausbildung erhalten, der in Verwunderung ſetzt. Viele Landleute beſitzen Bücherſammlungen, um mit dem Geiſte des Zeitalters fortzuſchreiten.

Durch den Billwerder führt von Hamburg der Weg nach den Vierlanden, 4 von Deichen überall eingeſchloſſenen Landſchaften, welche zwiſchen der Elbe und Bille liegen. Sie heißen Kirchwerder, Altengamm, Neuengamm und Curslack, ſind von 7000 Menſchen bewohnt und ſtehen unter der gemeinſchaftlichen Herrſchaft Hamburgs und Lübecks. Die Vierlande ſind ein außerordentlich geſegneter Landſtrich. Die niedrige Lage der Ländereien, welche jährlich vom Ende des Herbſtes bis zu Anfange des Frühlings mit Waſſer überfloſſen ſind, machen es zu einem nordiſchen Aegypten, denn hier ſo wie dort, laſſen dieſe Ueberſchwemmungen den fetteſten Dünger zurück, der die üppigſte Vegetation

hervorbringt, vorzüglich auch begünſtigt durch das milde Klima, in dem ſowohl die Deiche, als die Hügelkette im N. und O. dieſe Landſchaften gegen kalte Winde ſchützen. Ueberraſchend und herrlich, ſelbſt großartig iſt der Anblick des von der Elbe und ihren Armen umflutheten Landes. In ſeinem Innern zeigt es ſich freundlich und lieblich als ein Bild der Ordnung, des regſamen Fleißes und des Ueberflußes. Von unzähligen Gräben, zur Ableitung der Gewäſſer durchſchnitten, welche überall mit Bäumen oder Gebüſchen umpflanzt ſind, von Deichen zur Abwehr der Fluthen umgeben, bietet dieſe fruchtbare Landſchaft, ungeachtet ihrer ebenen Fläche, durch ihre freundlichen Kirchen, Wohnungen und Obſtbaumgruppen vielfache Abwechſelungen und überraſchende Partien dar. Unabſehbare Weizenfelder, Wieſen von üppigſtem Graswuchs wechſeln mit weitläuftigen Gemüſe-, Obſt- und Blumengärten, mit Himbeer- und Erdbeerfeldern. In der Blüthenzeit des Frühlings erſcheint dieſer große Garten, in ſeiner Art ſchwerlich übertroffen, in dem lieblichſten Reiz in der herrlichſten Pracht der Natur. Man findet kein Fleckchen, das nicht mit Einſicht und Sorgfalt benutzt ſey. Der Obſt und Gemüſebau iſt einzig in ſeiner Art. Die Vierländer ſind ſehr geſchickte Obſtgärtner und ziehen ſelbſt die vortrefflichſten Pfirſichen und Aprikoſen. Vorzüglich gedeihen Kirſchen und Pflaumen. Mancher Landmann verkauft jährlich 20,000 bis 30,000 Pf. Kirſchen nach Hamburg. Erdbeeren und Himbeeren werden in großer Menge gezogen, ſo wie auch offizinelle Pflanzen. Beſonders merkwürdig ſind die unabſehbaren Erdbeerfelder mit einer Menge Bewäſſerungskanälen verſehen. Man hat dieſe Früchte ſo zu veredeln gewußt, daß ſie die vorzüglichſten im nördlichen Deutſchland ſind. Jährlich werden für 50 bis 60,000 M. Erdbeeren nach Hamburg verkauft. Eben ſo ausgezeichnet iſt der Gemüſebau. Die Erbſen werden ſchon im Januar in Stuben aufgezogen, und dann im Februar und März ins Freie verlegt; Kartoffeln werden in Körben an den Decken der Wohnzimmer aufgehängt dort zum Keimen gezwungen und hernach mit ſorgfältiger Schonung der Keime ins Land verpflanzt. Hausthiere aller Art ſo wie zahmes Geflügel findet man in bedeutender Anzahl und von beſonderer Güte. Die Kühe namentlich ſind groß und ſchön, und man rechnet, daß eine gute Kuh täglich 12 Kannen Milch liefert. Die Bewohner der Vierlande ſtammen wahrſcheinlich von Koloniſten ab, die im 12. Jahrhunderte aus den Niederlanden hierher verſetzt wurden, und zeichnen ſich durch ihre Kleidertracht ſowohl, als durch mehrere, ihnen ausſchließlich eigene Sitten und Gebräuche aus, ſo daß ſie als ein von ihren übrigen Nachbarn ganz verſchiedener Volksſtamm erſcheinen. Von der Natur mit ſtarkem Körperbau, Kraft und Geſundheit begabt, ſind ſie regſam und fleißig, dienſtwillig, höflich, beſcheiden, aufgeklärt und fromm, voll Liebe zu ihrem Lande und Ergebenheit gegen ihre

Obrigkeit. Betriebſamkeit iſt ihnen angeboren, und dieſe beſchränkt ſich nicht allein auf den Land- und Gartenbau, ſondern ſie weiß ſelbſt aus vielfachen Gegenſtänden des Handels und der Induſtrie Gewinn und Reichthum zu erzielen; ſie gehören zu den unternehmendſten und gewandtſten Handelsleuten. Zu jedem rechtlichen Betriebe werden ſie von der früheſten Jugend angehalten; zehnjährige Kinder beiderlei Geſchlechts findet man ſchon als Verkäufer mancherlei Gegenſtände auf dem Markte und in den Straßen Hamburgs. Die Weiber und Mädchen ſind beſonders als gewandte Gemüſe-, Blumen- und Obſthändlerinnen bekannt. Selbſt bis Leipzig und Braunſchweig ziehen die Vierländer mit marinirten Neunaugen und geräuchertem Lachs zur Zeit der Meſſen und verſorgen die dortigen Italienerkeller mit dieſen Leckereien; überhaupt treiben ſie eine bedeutende Fiſcherei. Ihre Wohnungen zeugen im Innern und Aeußern von der Wohlhabenheit, dem Ordnungs- und Reinlichkeitſinn und dem originellen Geſchmacke ihrer Bewohner. Durch den buntfarbigen Oelanſtrch des Holzwerks, durch die vielfach angebrachten Sinn- und Sittenſprüche, durch die ſpiegelhellen Glasſcheiben, durch die mit feinen Obſtſorten umpflanzten oder mit Weinſtöcken umrankten Wände ſtellen ſie ſich ſchon im Aeußern dem Auge freundlich dar und dieſem freundlichen Aeußern entſpricht auch das Innere, worin überall Holländiſche Reinlichkeit herrſcht; die mit Holzwerk, zum Theil auch mit buntfarbigen und glaſurten Holländiſchen Fließen (thönernen gebrannten Platten) getäfelten Wände der Stuben prangen mit frommen Sprüchen, mit Blumen und Thieren, ſelbſt das hölzerne Hausgeräthe iſt häufig reich und nicht ohne Geſchmack verziert; und dieſer Sinn für Schnitzwerk, bunte Malerei und Vergoldung erſtreckt ſich ſogar auf ihre Wagen und Ever (Elbfahrzeuge), die man ſelten ohne irgend eine Verzierung dieſer Art ſieht. Zur Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeiten in ihrer Lebens-, Denk-, und Handelsweiſe trägt viel bei, daß ſie ſich nur unter ſich ſelbſt verheirathen. Auf dieſe Weiſe ſind beinahe alle untereinander verſchwägert und gewiſſe Eigenheiten werden in den Familien unverändert fortgepflanzt.

Die freie Stadt Lübeck.

Ein alter Slaviſcher Volksſtamm, die Wilzen oder Wilſen erbaute unter ihrem Könige Liuby an der Mündung der Schwartau in die Trave einen Waffenplatz gegen die Obotriten. Dies war das alte Lübeck oder wie es in den Urkunden vorkommt, Olden Lubeke, welches, nachdem es in der Folge von den Obotiten und von einem ihrer Fürſten 1105 zur Reſidenz erwählt worden war, mehr und mehr aufblühete; doch ſchon 1139

ging es durch die Verheerungen der Rugier, eines alten Germaniſchen Volksſtammes, der wahrſcheinlich auch die Inſel Rügen inne hatte, unter. Hierauf entſtand 1143 durch Adolph II., Grafen von Holſtein die jetzige neue an einem andern Orte, zwiſchen der Trave und Wackenitz gelegene Stadt Lübeck. Die wenigen Einwohner von Altlübeck, die ſich durch die Flucht gerettet hatten, waren die erſten Bewohner des Ortes, auf den ſie nun den Namen Lübeck übertrugen; zu ihnen geſellten ſich Anſiedler aus Weſtphalen, Friedland und von der Küſte Pommerns. Obgedachter Graf von Holſtein überließ 1158 das neue Lübeck an den Herzog von Sachſen, Heinrich den Löwen, der die Stadt ausbaute, und ihr ihre Statuten, das berühmte Lübiſche Recht, welches ſo viele Städte und Länder annahmen, und große Vorrechte ertheilte. Nun wuchs die junge Stadt ſchnell heran und breitete ihren Handel und Schifffahrt weit aus. Nach Heinrich des Löwen Fall, bemächtigten ſich 1201 die Dänen derſelben, ohne jedoch ſich lange in ihrem Beſitze behaupten zu können; denn ſchon 1226 finden wir Lübeck im Genuſſe der Reichsſtandſchaft und Unmittelbarkeit und als Reichsſtadt, was ſie der Gewogenheit des Kaiſers Friedrich II. verdankte. Von dieſer Zeit an nahm ihr Handel einen hohen Aufſchwung, verbreitete ſich über die fernſten Meere und ſie ward der Stapelplatz des Oſtſeehandels. Doch vorzüglich von dem Jahre 1241 an, in welchem ſie mit Hamburg den Bund ſchloß, aus dem ſich die berühmte Hanſa entwickelte, deren Haupt ſie wurde, vergrößerten ſich ihr Handel und ihre Schifffahrt, und ſo lange das Anſehn und die Macht dieſes Bundes fortdauerten, blieb Lübeck eine mächtige, reiche, ſtark bevölkerte Stadt, die ſelbſt noch gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts 80 bis 90,000 Einwohner hatte. Als aber gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Hanſeatiſche Bund in Verfall gerieth und der Handel überhaupt allmählig eine andere Richtung nahm, war Lübecks goldenes Zeitalter dahin, und wenn auch noch jetzt ſein Handel nicht unwichtig iſt, ſo ſteht er doch ſeiner frühern Wichtigkeit nach, und wird ſich auch nie wieder zu ſeiner vorigen Größe erheben können. 1802, wo ſo viele Reichsſtädte Deutſchlands aufhörten, behielt Lübeck ſeine Reichsfreiheit und bekam durch den Reichsdeputationsabſchluß für die Abtretung einiger Dörfer im Mecklenburgiſchen einen beſtimmten Landbezirk des Hochſtifts Lübeck zum Erſatze und zu Abrundung ſeines Gebietes. Im Jahre 1810 traf Lübeck zugleich mit Hamburg und Bremen das Loos, mit dem Franzöſiſchen Kaiſerreiche vereinigt zu werden, bis die Völkerſchlacht bei Leipzig 1813 und der Wiener Kongreß 1815 Lübeck ſeine frühere Unabhängigkeit wiedergaben und ſeitdem iſt es eine freie Stadt des Deutſchen Bundes.

Lübeck präſentirt ſich von Weitem mit ſeinen zahlreichen Thürmen, anſehnlicher als das weit größere Hamburg, und liegt

auf und an einem Hügel zwiſchen der ſchiffbaren Trave und Wackenitz, in einer flachen Gegend. Die Trave, welche 2 M. von Lübeck in die Oſtſee ſich mündet, nimmt innerhalb der Stadt die Wackenitz, (den ſchiffbaren Ausfluß des großen Ratzeburgerſees) und oberhalb die gleichfalls ſchiffbare Reckenitz auf, welche durch einen Kanal und durch die Delvenau bei Lauenburg in die Elbe führt, ſo daß Lübeck ſchiffbare Verbindung mit der Oſt- und Nordſee hat. Auch macht die Trave hier einen Hafen für die Seeſchiffe und oberhalb deſſelben einen Hafen für die Flußſchiffe. Beide Häfen werden des Nachts durch Bäume oder ſchwimmende Palliſaden verſchloſſen. Lübeck theilt ſich in 4 Quartiere und hat jetzt (ohne die Buden und Säle in den Gängen und Höfen, worüber man Hamburg nachſehe) 3300 Häuſer, die aber nur von 25,600 Menſchen bewohnt werden. Die alten Feſtungswerke ſind gegenwärtig zum Theil in freundliche Anlagen und Spaziergänge verwandelt; die Straßen größtentheils krumm und ziemlich breit, doch nicht gut gepflaſtert. Die Königs- und die Breitenſtraße, die zwei Hauptſtraßen, durchlaufen auf dem Rücken des Hügels die Stadt der Länge nach von Süden nach Norden. Von dieſen beiden Hauptſtraßen, worin man die ſchönſten Häuſer findet, gehen faſt alle übrigen Straßen entweder öſtlich gegen die Wackenitz oder weſtlich gegen die Trave. Die Häuſer, faſt ſämmtlich maſſiv, ſind entweder im Gothiſchen Style aufgeführt, hoch, mit treppenförmigen und abgerundeten Giebeln, hohen, ſpitzigen Dächern und hohen überwölbten Fenſteröffnungen, oder neuern Urſprungs und daher in einem beſſern Style erbaut, bequem eingerichtet und freundlich. — Von den merkwürdigen öffentlichen Gebäuden nennen wir nur folgende drei, als: die Domkirche, 1170 von Heinrich dem Löwen gegründet, die längſte Kirche Lübecks, ein weitläuftiges 445 F. langes und 130 F. breites Gebäude, deſſen Doppelthürme 416 F. hoch ſind. Das Merkwürdigſte dieſer Kirche ſind die Begräbnißkapellen mehrerer Biſchöfe und adlicher Familien mit ſchönen marmornen Särgen und Bruſtbildern. Auch ſind einige Gemälde bemerkenswerth. Die Marienkirche, eine der vorzüglichſten und größten Kirchen Deutſchlands, 1163 bis 1170 erbaut, 340 F. lang und 176 F. breit mit Doppelthürmen, deren Höhe 422 F. beträgt. In ihrem Innern beſteht ſie aus 3 mächtigen Gewölben oder Schiffen, worunter das mittlere 156 F. hoch iſt, und enthält viele Merkwürdigkeiten, z. B. 1) zwei herrliche Orgeln, worunter die größere 57 Regiſter und 4684 Pfeifen hat; 2) die große aſtronomiſche Uhr hinter dem ſchönen Hochaltare, 1405 von einem unbekannten Künſtler verfertigt und mehrmals zuletzt 1809 erneuert, und aus 3 Abtheilungen beſtehend, von welchen in der unterſten, auf den mit vergoldeten Zeichen gezierten, großen, in verſchiedene Kreiſe getheilten Scheiben, die Zeichen des Kalenders, die Angabe des Aufganges der Sonne, die zu Lübeck

von 1811 bis 1860 ſichtbaren Sonnen- und Mondfinſterniſſe ꝛc. zu ſehen ſind, was alles durch einen bewundernswürdigen einfachen Mechanismus bewegt wird — und auf der oberſten Abtheilung ein kleiner Thurm mit einem Glockenſpiele und Figuren, welche die Stunden anzeigen und oben darüber eine Gallerie mit der Abbildung des Heilandes iſt, vor welcher täglich Mittags 12 Uhr der Kaiſer und die 7 Kurfürſten durch zwei Thüren vorbei gehen und ſich verbeugen, wobei zwei Engel auf Poſaunen blaſen; und 3) den bekannten Todtentanz, ſchon 1463 vorhanden, ein Gemälde, welches die Wand einer beſondern Kapelle ausfüllt, und den alle Stände und Lebensalter vom Pabſt bis zum Wiegenkinde zur Begleitung auffordernden Tod darſtellt. Die mannigfachen Stellungen, das originelle aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gewählte Koſtüm und der charakteriſtiſche Ausdruck der Geſichter ſind ſehr ſehenswerth. Der Tod ſchreitet als Flötenbläſer voran und erſcheint bei jeder Figur von Neuem, und unter jedem einzelnen Gemälde befindet ſich ein darauf beziehender Reim. Außerdem enthält dieſe Kirche noch andere Sehenswürdigkeiten an Gemälden berühmter Meiſter, Grabmälern, Schnitzwerken in Holz, Meſſing und Stein; und in der Vorhalle oder in der ſogenannten Briefkapelle ſieht man zwei ſchlanke, 30 F. hohe, aus einem einzigen Block gehauene Granitſäulen, welche eins der wenigen Ueberreſte des ehemaligen Glanzes der zerſtörten, im Mittelalter blühenden Handelsſtadt Bardewiek (jetzt geringer Marktflecken im Fürſtenthum Lüneburg) ſind. Das Rathhaus iſt ein großes Gebäude mit vielen kleinen Thürmchen, beſteht aus dem großen Hauptgebäude und 2 Seitengebäuden, und enthält den ehemaligen Hanſaſaal, jetzt zur Kanzlei und zu den Sitzungen des Landgerichts eingerichtet, und mehrere ſehenswürdige Gemälde und Schnitzarbeiten in Holz und Erz.

Die freie Stadt Bremen.

Der erſte Urſprung dieſer Stadt iſt unbekannt. Zur Zeit Karls des Großen war ſie ſchon vorhanden; und dieſer wählte ſie im J. 787 oder 788 zum Sitze eines Erzbisthums, ſeit welcher Zeit ſie in Aufnahme kam, und anſehnlich wurde. Ihre Reichsfreiheit hatte ſie bereits unter Kaiſer Otto I. erhalten, jedoch widerſprach der Erzbiſchof von Bremen und erkannte dieſelbe nicht an, daher ſie denn auch von ihrer Reichsſtandſchaft eine lange Zeit noch keinen Gebrauch machen konnte. Durch Handel reich geworden und zu dem Hanſabund übergetreten, entzog ſie im 13. Jahrhunderte mehr und mehr ſich der Herrſchaft der Erzbiſchöfe und machte ſich von ihnen faſt ganz unabhängig. Durch den Weſtphäliſchen Frieden 1648, welcher das Erzbisthum Bremen in

ein Herzogthum verwandelte und den Schweden überließ, wurden der Stadt Bremen zugleich ihre Freiheiten, Gerechtigkeiten und Privilegien mit der völligen Reichsunmittelbarkeit beſtätigt; doch dauerten die Widerſprüche Schwedens und hernach Hannovers, das zu dem Beſitze des Herzogthums Bremen gelangte, gegen ihre Reichsfreiheit fort, bis endlich 1731 von Hannover allen Einſprüchen dagegen entſagt und ihr die Reichsfreiheit völlig zugeſichert wurde. Sie behielt dieſelbe auch, als zufolge des Lüneviller Friedens und des darauf erfolgten Reichsdeputationsabſchluſſes 1803, die meiſten Reichsſtädte Deutſchlands aufhörten, und außerdem erhielt ſie die Befreiung von allen fremdherrlichen Gerichtsbarkeiten in der Stadt und einige Dörfer. 1810 vereinigte ſie Napoleon mit dem Franzöſiſchen Kaiſerreiche, bis 1813 die Schlacht bei Leipzig und der Wiener Kongreß 1815 ihr ihre Unabhängigkeit wieder verſchafften, und ſie nun als eine freie Stadt in den Deutſchen Bund aufgenommen wurde. 1827 erhielt ſie von Hannover einen kleinen Landſtrich an der Mündung der Geeſte in die Weſer zur Anlegung eines neuen Hafens, 7 M. nördlich von der Stadt, abgetreten, welcher auch 1830 unter dem Namen des Bremerhafens eröffnet worden iſt und 1836 bereits 168 Gebäude mit 1068 E. zählte, und in welchen 410 Schiffe einliefen.

Bremen liegt in einer flachen, ſandigen Gegend an der Weſer, welche es in zwei ungleiche Hälften theilt, wovon die Altſtadt, der bei Weitem größere Theil von Bremen auf dem rechten und die kleinere Neuſtadt auf dem linken Ufer des Fluſſes, 15 M. von deſſen Mündung in die Nordſee, erbaut iſt. Ein Arm der Weſer zerſchneidet die Neuſtadt in den nördlichen kleinen und ſüdlichen größern Theil. Zu dieſen Haupttheilen Bremens kommen noch die Vorſtädte. Die vormaligen Feſtungswerke ſind in liebliche, mit Geſchmack angelegte und mit Sorgfalt unterhaltene Spaziergänge und Anlagen verwandelt, wodurch das alterthümliche Bremen ein viel freundlicheres Anſehen gewonnen hat. In der Altſtadt ſind die Straßen krumm und enge, in der Neuſtadt breiter und gerade; doch hat die Altſtadt weit größere und anſehnlichere Häuſer, größtentheils ſehr hoch, mit ſpitzigen Dächern und mit nach der Straße zu ſtehenden Giebeln, dabei ſehr mit Fenſtern überladen und häufig an dem unterſten Stock mit einem Vorbau oder Erker verſehen. Keineswegs iſt alſo Bremen eine ſchöne Stadt, aber groß und von mehr als 40,000 Menſchen bewohnt, allein bei Weitem nicht ſo lebhaft als Hamburg. Den höchſten Thurm der Stadt hat die Ansgariikirche, der ſich bis zu 324 F. erhebt und zugleich von ſchöner Bauart iſt. Unter den Kirchen iſt die merkwürdigſte die Domkirche, in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts erbaut, 297 F. lang, 124 breit und 105 F. hoch. Zwei ſchöne Portale führen in das Innere, wo ſich uns das mächtige Gewölbe des Hauptſchiffes zeigt, während ein

Querſchiff die Form des Kreuzes bildet. Breite gewölbte Gänge führen zu beiden Seiten des Schiffes, welches von runden Säulen getragen wird. Unter dieſer Kirche iſt der bekannt **Bleikeller**, eine Gruft, die ihren Namen von dem Blei hat, das einſt darin zur Erbauung des Thurmes geſchmelzt und zu Platten gerollt wurde. In dieſem Bleikeller, der ziemlich geräumig und durch drei offene Gitterfenſter, die das Licht von oben hereinfallen laſſen, ſehr luftig iſt ſind in einfachen hölzernen Särgen verſchiedene unverweſete Leichname, die ohne weitere künſtliche Zubereitung ſich in dieſem Zuſtande der Unverweslichkeit befinden. Einige derſelben ſind über 200 Jahre alt, und man kann demohngeachtet die Geſichtszüge noch vollkommen erkennen. Ja in dem Geſichte eines Dachdeckers, der während ſeiner Arbeit herabſtürzte und den Tod fand, zeigt ſich noch der Ausdruck ſeiner Todesangſt. — Unter den weltlichen öffentlichen Gebäuden bemerken wir das **Rathhaus**, ein großes Gothiſches Gebäude mit Arkaden und vielen ſteinernen Bildſäulen und andern Steinbildern bis zum Giebel aufgeputzt. In neuern Zeiten hat man ein neu aufgeführtes Gebäude mit dem Rathhauſe in Verbindung gebracht und fährt noch an der innern Verbeſſerung deſſelben fort. Merkwürdig iſt der unter dem Rathhauſe und dem nahen Börſengebäude befindliche Rathsweinkeller, in deſſen einer Abtheilung, die wegen einer darin befindlichen koloſſalen Holzroſe, den Namen **Roſe** führt, der älteſte und koſtbarſte Rheinwein aufbewahrt wird, der über 200 Jahre alt iſt (das älteſte Stückfaß ſtammt vom J. 1624) und bloß bei feierlichen Gelegenheiten als Ehrengeſchenk oder auch für Kranke und Schwache gebraucht wird. In einer andern Abtheilung befinden ſich 12 große Stückfäſſer mit Hochheimer und Rüdesheimer angefüllt, welche die Apoſtel heißen. Gleich beim Rathhauſe ſteht eine koloſſale **Rolandsſäule** *) von Stein. — An der die Alt- und Neuſtadt verbindenden, großen Weſerbrücke iſt die ſehenswerthe Waſſerkunſt, welche Bremen mit Waſſer verſorgt. Ein großes Waſſerrad von 50 F. im Durchmeſſer wird von der Weſer getrieben, hebt das Waſſer in Kübeln in die Höhe, und gießt es oben in ein Baſſin, aus dem das Waſſer in die Hauptröhre und aus dieſer in die Nebenröhren geht und ſo bis in die entfernteſten Gegenden der Stadt gelangt. Das Rad bringt durch jeden Umlauf um ſeine Achſe 120 Eimer in die Höhe, macht in

*) Dieſe alten koloſſalen Bildſäulen eines geharniſchten Mannes, die ſich in 48 Ortſchaften des nördlichen Deutſchlands noch finden, ſollen wahrſcheinlich nichts Anders anzeigen, als die dem Orte, wo ſie ſtehen, zukommende höchſte Gerichtsbarkeit, oder die Gewalt des Kaiſers, den ſie als gegenwärtig andeuten, bezeichnen.

einer Stunde dieſen Umlauf 51 mal, und gießt alſo 6120 Eimer Waſſer in das Baſſin.

Das Großherzogthum Oldenburg.

Die älteſten, geſchichtlich bekannten Bewohner der Gegenden, die jetzt Oldenburg ausmachen, waren die Chauzen, ein Volk Germaniſchen Stammes, welche den großen Landſtrich zwiſchen der Elbe im O. und der Ems im W., der Nordſee im N. inne hatten und ſüdlich an das Gebiet der Catten ſtießen. Nicht lange aber, nachdem ſie mit den Römern in Verbindung kamen, und ſich endlich von ihrem Joche befreit hatten, verſchwand der Volksſtamm der Chauzen, indem ſie ſich wahrſcheinlich mit mehreren andern Gemaniſchen Völkern vereinigten, und ſich unter den Franken, Sachſen und Frieſen verloren. Nun erſcheinen in dieſen Gegenden als Bewohner, Frieſen und Sachſen; und von dem berühmten Wittekind dem Großen, Heerführer der Sachſen, der nach langen Kriegen von Karl dem Großen überwunden wurde, leitet man gewöhnlich den Urſprung des Oldenburgiſchen Hauſes ab, und nennt einen Grafen Egilmar oder Elimar, der von mütterlicher Seite aus Wittekinds Stamme entſproſſen war, und zwiſchen 1062 und 1110 lebte, und in dem Ammergau oder Ammerlande, das einen Theil des jetzigen Oldenburg begriff, Beſitzungen hatte, als den Stammvater aller nachfolgenden Oldenburgiſchen Grafen. Jedoch erſt Graf Chriſtian I., der zu den Zeiten Heinrich des Löwen in der Mitte des 12. Jahrhunderts lebte, und als ein Bundesnoſſe deſſelben in ſeinen Kämpfen gegen die Obotriten und andere Slaven, ſo wie auch gegen die Frieſen erſcheint, war es, der das ſchon vorhandene Oldenburg zu einem Waffenplatz und Feſtung gegen die Ueberfälle der Frieſen verwandelte, und ſich nach dieſer Burgfeſte einen Graf von Oldenburg naunte. Mit Heinrichs des Löwen Fall hörte auch die bisherige Abhängigkeit der Oldenburgiſchen Grafen von den Herzogen von Sachſen auf, ſo daß ſie im J. 1232 reichsunmittelbar wurden, und bald darauf ihre Beſitzungen durch die Erwerbung eines Theiles der alten Landſchaft Rüſtringen (zwiſchen der Weſer und Oſtfriesland längs der Nordſee), die mit der alten Republik der Frieſen vereinigt war, beträchtlich vergrößerten, und auch die Grafſchaft Delmenhorſt ſtifteten, die aber in der Folge von Oldenburg getrennt wurde, bis endlich einer der Grafen von Oldenburg Dietrich der Glückliche, mit ſeiner erſten Gemahlin, im J. 1436 ſie wieder dazu erhielt. Mit ſeiner zweiten Gemahlin, einer Holſteiniſchen Prinzeſſin erzeugte dieſer Dietrich einen Sohn Chriſtian, der nach ſeines Vaters Tode (dieſer ſtarb 1440), im J. 1448 unter dem Namen Chriſtian I. König von Däne-

mark, und einige Jahre darauf auch von Norwegen und Schweden wurde und nach dem Tode des Bruders ſeiner Mutter Schleswig und Holſtein erhielt. So ward alſo Dietrich der Glückliche durch dieſen Sohn Christian Stammvater der nordiſchen Könige, während ſein anderer Sohn Gerhard der Kriegeriſche ihm in der Regierung der Grafſchaft Oldenburg folgte, deſſen Nachkommen die Oldenburgiſchen Beſitzungen mit dem Stadt- und Butjadingerlande und mit der Herrſchaft Jever erweiterten. Doch mit Anton Günther I. erloſch dieſe Linie der Grafen von Oldenburg im Mannesſtamme, worauf nach vielen Streitigkeiten zwiſchen den beiden Holſteiniſchen Hauptlinien, der königl. Däniſchen und herzogl. Gottorpſchen *) die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt 1676 an die königl. Däniſche Linie, die Herrſchaft Jever aber an Anton Günthers Schweſter kam, die ſie ihrem Gemahl, Fürſten von Anhalt Zerbſt zubrachte. Beide Grafſchaften blieben bis 1773 bei Dänemark. In dem genannten Jahre traf der damalige Großfürſt von Rußland, Paul Petrowitſch und Herzog von Holſtein-Gottorp (ein Sohn der Kaiſerin Katharina II.) mit dem damaligen Könige von Dänemark, Chriſtian VII. einen Tauſch, vermöge deſſen er den Holſtein-Gottorpſchen Antheil an Holſtein abtrat und auf ſeine Anſprüche an Schleswig verzichtete, wofür er zur Entſchädigung die beiden Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt erhielt. Doch überließ der Großfürſt, der einſt das weite Ruſſiſche Reich bekommen mußte, dieſe Grafſchaften ſeinem Vetter Friedrich Auguſt, damaligen Fürſt-Biſchof von Lübeck, aus der jüngern Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp, um dieſer jüngern Linie ein hinlängliches und anſtändiges Auskommen zu verſchaffen. Die beiden Grafſchaften wurden hierauf vom Deutſchen Kaiſer Joſeph II. zu einem Herzogthum erhoben und der Beſitzer in den Reichsfürſtenrath eingeführt. Nach dem Tode dieſes erſten Herzogs von Oldenburg 1785 übernahm ſtatt ſeines, wegen einer anhaltenden Gemüthskrankheit zur Regierung unfähigen Sohnes, ſein Vetter und nächſter Erbe, Biſchof Peter Friedrich Ludwig von Lübeck die Landesadminiſtration mit allen Befugniſſen eines Regenten und Herzogs, unter deſſen Regierung das Herzogthum Oldenburg wichtige politiſche Schickſale trafen. So erhielt 1803 durch den Reichsdeputationsrezeß Oldenburg das Biſthum Lübeck als ein erbliches Fürſten-

*) Unter König Friedrich I. (dem Enkel Chriſtian I.) hatte ſich 1533 das Haus Holſtein in 2 Linien getheilt in die Holſtein-Gottorpſche, welche nachher dem Ruſſiſchen und Schwediſchen Reiche Monarchen gegeben hat, und in die königl. Däniſche, aus welcher letztern wieder eine Nebenlinie die Holſtein-Sonderburgſche oder Plönſche entſtanden war.

thum und für die Aufhebung des Elsflether Weſerzolles das Hannöveriſche Amt Wildeshauſen und die Aemter Vechta und Kloppenburg des ſäkulariſirten Hochſtifts Münſter, trat 1808 dem Rheinbunde bei, verſchwand aber 1811 als unabhängiger Staat, indem es von Napoleon mit dem Franzöſiſchen Kaiſerreich vereinigt wurde. Doch der Sieg bei Leipzig 1813 und der Wiener Kongreß 1815 verſchaffte ihm ſeine Selbſtſtändigkeit wieder, den Beitritt zum Deutſchen Bunde und die Würde eines Großherzogthums. Zugleich wurde beſtimmt, daß es auf dem linken Rheinufer einen Landdiſtrikt von 20,000 Seelen und von Hannover einen Landbezirk von 5000 Seelen erhalten ſollte. Vermöge dieſer Beſtimmungen überließ Preußen an Oldenburg das jetzige Fürſtenthum Birkenfeld auf dem linken Rheinufer und Hannover einige Kirchſpiele, die es bisher mit Oldenburg gemeinſchaftlich beſeſſen hatte. Eine abermalige Vergrößerung erhielt Oldenburg durch die von Rußland cedirte Herrſchaft Jever, welche ſeit 1813 unter Oldenburgiſcher Landesadminiſtration geſtanden hatte und 1823 feierlich in Beſitz genommen wurde, in welchem Jahre auch durch den Tod des gemüthskranken Erbprinzen des erſten Herzogs von Oldenburg Friedrich Auguſts, der bisherige Landesadminiſtrator Peter Friedrich Ludwig als wirklicher Herzog von Oldenburg die Regierung übernahm, bis er 1829 ſein Leben beſchloß, nachdem noch vorher (1826) die langen Streitigkeiten wegen der Landeshoheit über die Herrſchaft Kniephauſen dahin verglichen worden waren, daß zwar der Beſitzer dieſer Herrſchaft, Graf von Bentink, die Landeshoheit wieder erlangte, wie er ſolche vor Auflöſung des Deutſchen Reichs beſeſſen hatte, der Herzog von Oldenburg aber alle Rechte der ehemaligen Reichshoheit über Kniephauſen bekam. Dem Herzog Peter Friedrich Ludwig folgte in der Regierung ſein Sohn Auguſt Paul Friedrich, der noch jetzt regiert und bei ſeinem Regierungsantritte die großherzogl. Würde angenommen hat, von der ſein Vater, ungeachtet ſie ihm ſchon 1815 gegeben worden war, keinen Gebrauch gemacht hatte.

Eine in vieler Rückſicht merkwürdige Gegend Oldenburgs iſt das Saterland, im Amte Frieſoythe des Kreiſes Kloppenburg. Es iſt etwa $3\frac{1}{2}$ bis 4 Q. M. groß und begreift den nordweſtlichen Theil dieſes Amtsbezirks, der ödeſten Gegend Oldenburg, wo die wenigen Dörfer mit ihren Aeckern und Wieſen in den Meilen langen Heide- und Moorſtrecken, wie Oaſen in den Afrikaniſchen Wüſten liegen, und das kultivirte Land kaum $\frac{1}{20}$ der Oberfläche einnimmt. Moräſte, Brüche, Moore, Heiden und die beiden Flüſſe Marka und Ohe, welche vereint die Sater-Ems oder Leda bilden, ſcheiden das aus lauter Mooren und Sümpfen beſtehende Saterland, von allen benachbarten Gegenden, ſo daß man nur auf einigen ſchmalen Streifen in daſſelbe gelangen kann. Die Bewohner dieſes Ländchens, die in 3 Kirchſpiele vertheilt ſind, wer-

den mit vieler Wahrſcheinlichkeit für Abkömmlinge der alten Frieſiſchen Nation gehalten, von der ſie auch noch vieles in ihren Sitten, Gebräuchen, Lebensart und Sprache beibehalten haben. Ihre Sprache, vorzüglich die der gemeinen und alten Leute unter ſich, ſtammt unſtreitig von der altfrieſiſchen Sprache; doch iſt ſie jetzt ſchon ſehr mit dem Plattdeutſchen Weſtphalens und dem Holländiſchen vermiſcht. Die Kleidung der Saterländer hat viel Aehnliches mit der unter den Landleuten Oſtfrieslands und Gröningens gewöhnlichen. Ihre Sitten, Gebräuche und Lebensart haben allerdings viel Eigenthümliches und Orginelles, aber doch nicht das Abenteuerliche, was man hin und wieder in geographiſchen Schriften darüber geſchrieben findet. Ueberhaupt hat die Unbekanntſchaft mit dieſem Ländchen zu mancherlei lächerlichen von demſelben verbreiteten Sagen Veranlaſſung gegeben. Uebrigens ſind die Saterländer eine gute Art Menſchen, höflich, freundlich, nur größtentheils etwas roh, was von ihrer Lebensart herrührt, auch Aberglauben und Prozeßſucht ſind ſehr herrſchend unter ihnen. Auf alte hergebrachte Gebräuche und Gewohnheiten halten ſie ſtreng; und da ſie ſo iſolirt wohnen, ſo bleibt leicht alles bei dem Alten. Sie ſind frei von Perſonaldienſten und haben in ihren Gemarkungen freie Jagd und Fiſcherei. Was ihre inneren Privatangelegenheiten betrifft, ſo werden dieſe von 12 Perſonen, die man Vorſteher oder Bürgermeiſter nennt und jährlich wählt, beſorgt. Ihre Nahrungszweige ſind Ackerbau, Viehzucht, vorzüglich Schafzucht, Schifffahrt und Torfgräberei.

Auch die Bewohner der zur Oldenburgiſchen Herrſchaft Jever gehörigen Nordſee-Inſel Wangerog, welche man für Abkömmlinge der alten Angeln hält, unterſcheiden ſich durch ihren Dialekt, Sitten und Lebensart von den übrigen Oldenburgern. Ihre Zahl beträgt 250, und ihre Hauptbeſchäftigung beſteht in Schifffahrt und Fiſcherei. Dieſe kleine Inſel, welche 1 M. vom feſten Lande entfernt liegt, und ſeit 1819 eine beſuchte Seebade-Anſtalt enthält, war ſonſt weit größer und iſt jetzt von S. nach N. nur etwa ¼ Stunde breit und von O. nach W. ½ M. lang, und beſteht aus größern und kleinern, dürren, meiſtens mit Sandhafer bewachſenen Sandhügeln oder Dünen, zwiſchen welchen hier und da etwas Gras auch wohl Klee hervorkommt, und hat einen ſterilen Sandboden, dagegen findet man bei dieſer Inſel Seehunde, Tümmler oder Braunfiſche (Delphine Phocäna) viele Arten von Seevögeln, worunter wilde Schwäne, Eidergänſe, Pelikane, Taucher, Seeſchwalben, Meven ꝛc., Fiſche, Hummern und andere Krebſe, Seegewürme und Konchylien von mancherlei Arten. Unter den Seegewürmen nennen wir nur die prachtvolle Glanzraupe, welche mit den herrlichſten Farben des Regenbogens pranget, die See-Anemonen, deren das Maul umgebende Fühlfäden ſich ausbreiten und eine Art Blumen bilden, oder ſich ſchlie-

ßen; Quallen- oder Meduſen. Unter den Muſcheln ſind für die Inſulaner am nützlichſten die Miesmuſcheln, welche roh und gekocht gut ſchmecken und eine faſt tägliche Koſt der Wangeroger ſind, und wovon im Frühjahre ganze Schiffsladungen nach Hamburg und andern Orten gebracht werden. Auch ſind bei dieſer Inſel herrſchaftliche Auſterbänke. Seit 1831 iſt hier, ſtatt des frühern Leuchtthurmes mit Steinkohlenfeuer, auf einem neu erbauten Leuchtthurme ein Lampenlicht als Signal für die Seefahrer. Dieſer Thurm trägt eine Laterne, in welcher 67 F. über dem täglichen höchſten Waſſer ein durch ein Uhrwerk in Umlauf geſetztes Lampenlicht oder Blickfeuer brennt, welches abwechſelnd eine Minute lang ſcheint und eine Minute verſchwindet, wodurch es ſich von den benachbarten Leuchtfeuern zu Borkum, Helgoland, Neuwerk und Kuxhafen unterſcheidet. Vom Verdeck eines Schiffes, bei 9 F. Höhe des Auges über der Meeresfläche, wird dieſes Licht auf 3 M. weit geſehen.

Die Lippeſchen Fürſtenthümer.

Fabelhaft iſt die Ableitung des jetzt fürſtl. Hauſes Lippe von Wittekind, jenem bekannten Heerführer der Sachſen, der im 8. Jahrhunderte lebte und gegen Karl den Großen kämpfte. Vielmehr ſind die Vorfahren deſſelben unter den Dynaſten oder edeln Herren zu ſuchen, die in dieſen Gegenden begütert waren und anſehnliche Landſtriche erblich beſaßen, worunter Bernhard I. und Hermann I., zwei Brüder, deren Aufenthaltsort Lipperode oder die Burg Lippe an dem gleichnamigen Fluſſe war, zum erſtenmal in einer Urkunde von 1129 mit dem Beinamen von der Lippe erſcheinen. Von den nachfolgenden Dynaſten von Lippe baute Berhard II., erſter Anführer und Freund des Herzogs Heinrich des Löwen, die Stadt Lippſtadt; erhielt Bernhard III. (1230 bis 1275) durch Heirath die Herrſchaft Rheda; erbte Simon I. (1275 — 1324) einen Theil der Grafſchaft Schwalenberg; brachte Simon III. (1361 — 1410) die Grafſchaft Sternberg an ſein Haus; und Bernhard VIII. (1536—1563) war der erſte, der ſich nicht bloß, wie ſeine Vorgänger einen edlen Herrn von der Lippe nannte, ſondern auch den Titel eines Grafen führte. Sein Sohn, Simon VI. (1563—1614) iſt als der Stammvater der noch jetzt blühenden Linie von Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe anzuſehen. Durch ein Teſtament hatte er ſeinen älteſten Sohn zum regierenden Herrn eingeſetzt und ihm die Landeshoheit vorbehalten; ſeinen damaligen nachgebornen Söhnen aber gewiſſe Aemter und Güter zu ihrem ſtandesmäßigen Unterhalt ausgeſetzt, mit der Beſtimmung, daß wenn der älteſte Sohn ohne männliche Erben ſtürbe, ihm alsdann der nächſtgeborne folgen, und wenn

einer oder der andere von den nachgebornen Söhnen oder ſein Mannsſtamm mit Tode abginge, alsdann der ihm vermachte Landesantheil dem regierenden Herrn zur Hälfte, und den übrigen Brüdern und ihren männlichen Erben die andere Hälfte zu gleichen Theilen zufallen ſollte. Seine drei Söhne ſtifteten folgende Linien: Simon VII., welcher regierender Herr wurde, die Detmoldiſche Linie; Otto, der die Aemter Brake, Blomberg, Schieder und Barnburg hatte, die Brakeſche, welche 1708 erloſch; und Philipp, der die Aemter Lipperode und Alverdiſſen erhalten hatte, die Linie Alverdiſſen, welche nach dem 1640 erlangten Beſitze eines Theiles der Grafſchaft Schaumburg, die Linie Schaumburg-Lippe genannt wurde. Simon VII., der Stifter der Linie Detmold, ſtarb 1627. Durch einen ſeiner jüngeren Söhne, Jobſt Hermann, wurde die Seitenlinie Lippe-Bieſterfeld geſtiftet, welche ſich in der Folge wieder in die Bieſterfeldſche und Weißenfeldſche theilte, die beide ihre erbherrlichen Beſitzungen in neuern Zeiten an das fürſtliche Haus gegen eine jährliche Geldrente abgetreten haben. Von den regierenden Grafen der Linie Detmold erhielt Simon Heinrich Adolph (regierte von 1718 bis 1734) vom Kaiſer Karl VI. 1720 die Reichsfürſtenwürde, von welcher jedoch ſein Sohn Simon Auguſt (1734—1782) keinen Gebrauch machte; ſondern dies geſchah erſt von deſſelben Sohne, Friedrich Wilhelm Auguſt (1782 bis 1802), nachdem er 1789 vom Kaiſer Joſeph II. die förmliche Beſtätigung dieſer Würde erhalten hatte. Sein Sohn Paul Alexander Leopold regierte von 1802 bis 1820 unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, der vortrefflichen Fürſtin Pauline, einer gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg, während welcher Zeit Lippe-Detmold 1807 dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde beitrat und 1819 eine neue landſtändiſche Verfaſſung erhielt. 1820 übernahm Paul Alexander Leopold, noch jetzt regierender Fürſt die Regierung des Landes allein, und von ihm erhielt 1836 das Land eine neue den jetzigen Zeitverhältniſſen durchaus angemeſſene landſtändiſche Verfaſſungsurkunde.

Die Linie Schaumburg-Lippe entſtand, wie oben bemerkt wurde, von dem Grafen Philipp, (dem jüngſten Sohne Simons VI.), welcher 1614 zu ſeinem Landesantheile die Aemter Lipperode und Alverdiſſen (jedoch unter Landeshoheit der regierenden Detmoldſchen Linie) von dem Fürſtenthum Lippe bekommen hatte. Seine Schweſter war an einen Grafen von Holſtein-Schaumburg verheirathet, und da ihr Sohn Otto, der letzte Graf von Schaumburg 1640 ohne Erben geſtorben war, und ſeine Mutter als einzige Erbin hinterlaſſen hatte: ſo ſetzte dieſe, indem ſie ſogleich von dem Nachlaſſe Beſitz nahm, ihren Bruder Philipp zum Erben von Schaumburg ein. Die wegen der verſchiedenen Lehnsverhältniſſe dieſer Grafſchaft entſtandenen Streitigkeiten wur-

den 1647 dahin beigelegt, daß Lüneburg-Braunſchweig einige Landestheile; Heſſen-Kaſſel die Aemter Schaumburg, Rodenberg und Sachſenhagen zum Theil; der Graf Philipp von Lippe-Alverdiſſen die 4 Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg nebſt einem Theile des zum Amte Hagenburg geſchlagenen Amtes Sachſenhagen erhielt, und ſeinen Schaumburgiſchen Landesantheil von Heſſen-Kaſſel zur Lehn nehmen mußte. Nach ſeinem Tode 1681 bekam ſein älteſter Sohn Friedrich Chriſtian die Regierung, indem er die Linie Schaumburg-Lippe-Bückeburg ſtiftete, während ſein Bruder der Stifter der Nebenlinie Schaumburg-Lippe-Alverdiſſen wurde. Die Bückeburgiſche Linie, welche von dem Nachlaſſe der 1707 erloſchenen Linie Lippe-Brake, nach einem erſt 1748 zu Stande gekommenen Vergleich die Aemter Blomberg und Schieder erhielt und zur Ausgleichung das Amt Lipperode an Lippe-Detmold abtrat, (das von dieſem Nachlaſſe die Aemter Brake und Barntrup bekam) erloſch 1777 mit dem Grafen Wilhelm (Friedrich Ernſt), dem berühmten Portugieſiſchen Feldherrn und Erbauer der Feſtung Wilhelmſtein im Steinhuderſee, worauf ſein Land an Graf Philipp Ernſt von Schaumburg-Lippe-Alverdiſſen gelangte. Als dieſer 1787, mit Hinterlaſſung eines dreijährigen Erbgrafs, Georg Wilhelm, geſtorben war; ſo beſetzte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, Wilhelm IX. den Schaumburg-Lippeſchen Antheil der Grafſchaft Schaumburg, indem er dieſen für ein heim gefallenes Lehn anſah, weil Philipp, Ernſts Vater, ſich unſtandesmäßig verheirathet habe, mußte jedoch das ſchon in Beſitz genommene Land ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zurückgeben. Der Graf Georg Wilhelm regierte bis 1807 unter Vormundſchaft, trat dann die Regierung ſelbſt an, zugleich mit Annahme der fürſtlichen Würde, ſchloß ſich dem Rheinbunde und 1815 dem Deutſchen Bunde an, und iſt der jetzige Fürſt von Schaumburg-Lippe.

Eine Viertelſtunde von der kleinen Stadt Horn, im Fürſtenthum Lippe-Detmold, in der Nähe des Lippeſchen Waldes oder Osning, findet man den merkwürdigen Exterſtein, eine Gruppe von einzelnen, frei ſtehenden, nackten Sandſteinfelſen von ungleicher Höhe, Breite und Dicke, die ſich in einer eine Viertelſtunde langen Reihe von N.W. nach S.O. hinziehen, und worunter die größten den koloſſalen Säulen oder Trümmern einer hier und da eingeſtürzten, ungeheuern Mauer gleichen, und in ſenkrechter Stellung, bis auf den Boden geſpalten, dicht neben einander ſtehen. Außer mehrern kleinen, unbedeutenderen und von den zunächſt ſtehenden, wenig vollſtändig abgeſonderten, kann man 13 einzelne Felſen zählen, worunter die öſtlich gelegenen durch beträchtliche Lücken von einander abgeſondert ſind. Die weſtlichen als die ſehenswürdigſten ſind durch minder weite Spaltungen von einander getrennt und erſtrecken ſich ſteil in dem weſtli-

chen Abhange dieſer Gegend. Durch die zwiſchen dem dritten und vierten Felſen hindurch führende große Heerſtraße von Horn nach Paderborn zerfällt dieſe weſtliche Felſengruppe wieder in 2 Partien, worunter die weſtliche als die merkwürdigſte, eine nähere Beſchreibung verdient. Der erſte Felſen derſelben, von W. aus angefangen, ruhet jähe und abſchüſſig auf dem Wieſengrunde eines engen Thales, das er mit dem ihm gegenüber liegenden Bergrücken (dem Bärenſteine) bildet und durch welches ſich ein Bach ſchlängelt, iſt der breiteſte und von ſeinem öſtlichen Fuße an 80 bis 90, an dem weſtlichen Abhange aber 125 F. hoch und beinahe eben ſo breit. An ſeiner nördlichen Felſenwand ſieht man die Abnahme Chriſti vom Kreuze in halbrunden Figuren von koloſſaler Größe eingemeißelt; ſo wie auch in eine beſondere, an einem Vorſprunge des Felſens befindliche Felſenwand das heilige Grab Chriſti eingehauen und in den Felſen eine 36 Fuß lange, 11 F. breite und 9 F. hohe Grotte mit 4 Eingängen, ausgehöhlt iſt. Eine eingehauene Wendeltreppe von 88 Stufen führt auf den 21 F. langen und 8½ F. breiten Gipfel des Felſens, der mit Quadern eingefaßt und mit einem ſteinernen Tiſche verſehen iſt. Der zweite Felſen, öſtlich dicht neben dieſem erſten ſtehend und nur durch einen Spalt davon geſchieden, iſt weit ſchmäler, aber etwas höher als der erſte, und hängt oben weſtwärts herüber, ſo daß man glauben möchte, er werde ſein Gleichgewicht verlieren, und hat auf ſeinem Gipfel eine in den Felſen gehauene, 18 F. lange und 10 Fuß breite Kapelle mit einem Altare und einer Thüre. Auf dieſen Felſen kann man nur von dem ihm oſtwärts zunächſt ſtehenden dritten Felſen gelangen, auf deſſen Gipfel eine in den Sandſtein eingehauene ſchmale Treppe führt, von wo man jetzt vermittelſt eines dauerhaften eiſernen Schwibbogens auf einen, vor dem Eingange der Kapelle liegenden Vorſprung des zweiten Felſens gelangt. Zwiſchen dieſem dritten und dem oſtwärts ihm zunächſt ſtehenden vierten Felſen geht die von Horn nach Paderborn führende große Heerſtraße hindurch. Ein majeſtätiſch-pittoreskes, von der Natur gebildetes Thor, deſſen rieſenhafte Eckpfeiler kein Hindurchreiſender ohne Bewunderung und Erſtaunen betrachten wird. Ganz oben auf dem äußerſten weſtlichen Rande dieſes vierten Felſens liegt in ſchräger Richtung ein 5 F. breites und 2½ F. dickes Felſenſtück und ragt ſo weit über den Rand deſſelben, gerade nach der Heerſtraße zu hervor, daß es ſcheint, durch jede Erſchütterung herabgeſtürzt werden zu können. Der Exterſtein hat einige Aehnlichkeit mit dem Adersbacher Sandſtein-Felſenwalde (S. 593) in Böhmen und der Teufelsmauer am Harze (ſ. oben), und ſcheint die Trümmer eines vormals hier in weit ausgedehnter Mächtigkeit geſtandenen Sandſteinlagers zu ſeyn, das durch die Gewalt der Fluthen ausgewaſchen, zerriſſen und durchbrochen wurde. Durch zweckmäßige Parkanlagen ſind

jetzt die Umgebungen des Externſteins ſehr verſchönert und zur Aufnahme der zahlreichen ſich hier einfindenden Reiſenden eingerichtet.

In dem 1½ M. langen, ⅞ M. breiten und 16 F. tiefen, theils zum Fürſtenthum Schaumburg = Lippe, theils zum Hannöveriſchen Fürſtenthum Kalenberg gehörigen Steinhuderſee, liegt auf einer kleinen, durch Kunſt gemachten Inſel, die Schaumburg-Lippeſche kleine Feſtung Wilhelmſtein, vom Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dem berühmten Portugieſiſchen Feldherrn 1765 angelegt, der auch daſelbſt eine Kriegsſchule errichtete, auf welcher der berühmte, 1813 geſtorbene Preußiſche General Scharnhorſt ſeine erſte Kriegsbildung erhielt. Gegenwärtig werden Verbrecher auf dieſer Feſtung aufbewahrt, die auch im Jahre 1787, bei der Invaſion der Heſſen, durch die muthige Vertheidigung ihres Kommandanten und ihrer kleinen Beſatzung, bekannt wurde.

Das Fürſtenthum Waldeck.

Das jetzige Fürſtenhaus Waldeck, das ſeinen Namen von dem, auf einem hohen Berge an der Eder gelegenen Schloſſe Waldeck hat, ſtammt von den Grafen von Schwalenberg ab. In dem Mittelalter, in welchem Deutſchland in Gaue eingetheilt war, deren Verwaltung von den Fränkiſchen Königen Grafen anvertraut war, begriffen der Heſſen= und Ittergau die Gegend, welche jetzt das Fürſtenthum Waldeck einnimmt. Der alte Stamm der Grafen von Schwalenberg war in einem von dieſen Gauen begütert, und machte unter den ſchwachen Nachfolgern Karls des Großen die Grafenwürde in ſeinem Hauſe erblich. Zuerſt kommen in Urkunden als Grafen von Schwalenberg, Wittekind um das J. 1129 und ſpäter ſein Sohn Volkwin vor. Ein Sohn des letztern, Wittekind von Waldeck genannt, ſtarb auf einem 1189 unternommenen Kreuzzuge nach Paläſtina. Ein jüngerer Bruder deſſelben, Heinrich von Schwalenberg, hinterließ um 1210 zwei Söhne Volkwin und Adolph, worunter der erſtere die zwiſchen 1350 und 1360 erloſchene Schwalenbergiſche Linie fortſetzte; Adolph aber die noch blühende Waldeckiſche Linie ſtiftete. Letztere theilte ſich wieder (1397) in die Landauiſche und Waldeckiſche Linie, wovon die erſtere ſchon 1495 ausſtarb. Von der Landauiſchen Linie iſt Joſias der Stammvater der heutigen Fürſten von Waldeck. Er hinterließ bei ſeinem 1588 erfolgten Tode, zwei Söhne, Chriſtian und Wolrad IV., wovon erſterer der Stifter der Wildungenſchen und letzterer der Stifter der Eiſenbergiſchen Linie wurde. An dieſe beiden Grafen kamen 1625 durch einen Erbvertrag die Grafſchaft Pyrmont, welche damals

die Grafen von Gleichen beſaßen, an welche ſie nach dem 1494 erfolgten Erlöſchen des Mannsſtammes der Grafen von Pyrmont und der nachmaligen Beſitzer, der Grafen von Spiegelberg, die 1557 ausſtarben, gefallen war. Georg Friedrich (Wolrads zweiter Sohn) bekam 1668 die Grafſchaft Pyrmont allein, dagegen die Wildungenſche Linie, die gleichfalls von dem Grafen von Gleichen ererbte Herrſchaft Tonna erhielt. Georg Friedrich wurde 1682 in den Reichsfürſtenſtand erhoben und ſtarb 1692 ohne Söhne zu hinterlaſſen; daher mit ihm die Eiſenbergiſche Linie erloſch, und ihr Landestheil nebſt Pyrmont an die andere (die Wildungenſche) Linie gelangte, welche noch jetzt in den Fürſten von Waldeck blühet. Chriſtian der Stifter der Wildungenſchen Linie ſtarb 1637 und hinterließ ſeinem Sohne Philipp ſein Land. Dieſem folgte Chriſtian Ludwig, von welchem die jetzige fürſtliche und die gräfliche Waldeckſche Linie abſtammen. Er verkaufte 1677 die Herrſchaft Tonna an den Herzog Friedrich I. von Gotha, führte das Erſtgeburtsrecht ein und ſtarb 1706. Sein Sohn Friedrich Anton Ulrich erhielt 1712 vom Kaiſer Karl VI. für ſich und ſeine Nachkommen die Fortdauer der Reichsfürſtenwürde und 1719 bei dem Oberrheiniſchen Kreiſe Sitz und Stimme auf der Fürſtenbank. Sein jüngerer Bruder Joſias war Stifter der noch blühenden gräflich Waldeckiſchen Linie zu Bergheim, welche auch im Königreiche Würtemberg eine kleine Standesherrſchaft, die aus einem Antheile an der vormaligen Grafſchaft Limpurg entſtanden iſt, beſitzt. Friedrich, ein Enkel des Fürſten Friedrich Anton Ulrich, der 1763 zur Regierung gelangte, trat 1807 dem Rheinbunde bei und ſtarb unvermählt 1812. Sein Bruderſsohn, der noch jetzt regierende Fürſt, Georg Friedrich Heinrich, verließ ſogleich nach der Leipziger Völkerſchlacht den Rheinbund, ſchloß 1815 ſich dem Deutſchen Bunde an, und gab 1816 Waldeck eine landſtändiſche Verfaſſung.

Pyrmont, dieſe kleine Stadt, eigentlich Neuſtadt Pyrmont genannt, iſt nur von 1100 Menſchen bewohnt, aber wegen ihrer ſtark beſuchten Mineralquellen bekannter als viele andere weit größere Städte Deutſchlands. Im Jahre 1833 waren hier ohne die Landleute 2600 Brunnengäſte. Von dem Trinkbrunnen, der vorzüglichſten unter den hieſigen Mineralquellen, werden jährlich 300,000 bis 350,000 Krüge oder Flaſchen in alle Gegenden verſendet. Nicht weit von dem Trinkbrunnen entſpringt der Brodelbrunnen, der mit großem Geräuſche hervorſprudelt, wie kochendes Waſſer in einer Braupfanne, und der bloß zum Baden gebraucht wird. Außerdem giebt es hier noch 5 Mineralquellen. Von dem Trinkbrunnen, der überbaut iſt, läuft die aus 4 Reihen von Lindenbäumen beſtehende Hauptallee, die eine Länge von 500 und eine Breite von 40 Schritten hat. Sie iſt der Sammelplatz der Kurgäſte, daher ſehr belebt, und an den Seiten mit vielen

Gebäuden und Kaufläden beſetzt. Außerdem ſind noch verſchiedene andere Alleen, ein Boskett und überhaupt viele Anlagen zur Bequemlichkeit der Kurgäſte vorhanden. Auch bieten die Umgebungen mancherlei Partien dar, wohin z. B. gehören: der *Königsberg*, nordöſtlich von Pyrmont, ein Lieblingsaufenthalt Friedrich des Großen, als er zu Pyrmont ſich befand, mit Waldung und hübſchen Luſtgängen auf ſeinem Gipfel, einem Pavillon und einem marmornen Denkmale des Königs nebſt einer lateiniſchen Inſchrift; *Friedensthal*, ſonſt eine Quäkerkolonie in einem engen Thale, jetzt eine Stahl- und Meſſerfabrik; der 650 F. hohe *Bomberg* oder *Bovenberg* mit einer reizenden Ausſicht, Lauben und ſchattigen Gängen; der *Schellenberg*, 700 F. hoch und auf ſeinem Gipfel die Ueberreſte der alten Burg *Schellpyrmont* tragend. Zu den Naturmerkwürdigkeiten gehört die *Gas-* oder *Dunſthöhle*, auch *Schwefelhöhle* genannt, ¼ Stunde von Pyrmont, von ähnlicher, doch weit geringerer Beſchaffenheit wie die bekannte Hundsgrotte bei Neapel (ſ. S. 480), indem ein kohlenſaures Gas bald nur 2 Fuß über den Boden ſich erhebt, bald auch die ganze Höhle anfüllt, und Thieren ſelbſt Menſchen tödtlich wird, die dieſes Gas einathmen. Beſondes ſtark wirkend iſt der Dunſt dieſer Grotte bei warmer Witterung, hellem Himmel und öſtlichem Winde, vorzüglich aber bei einem herannahenden Gewitter, daher auch Warnungstafeln vor dem Eingange angebracht ſind. Dieſe Grotte befindet ſich in einem Sandſteinlager, und man gelangt zu derſelben durch eine Grube, die mit einer ſteinernen Treppe verſehen und um die Grotte amphitheatraliſch aufgebaut iſt. ¾ Stunde von Pyrmont, oberhalb des Dorfes Holzhauſen, ſind die *Erdfälle* (von den Landleuten *Meere* genannt), unter welchen der *große Erdfall*, eine mit einem 42 F. tiefen Waſſer angefüllte, keſſelförmige Vertiefung bildet, die 280 F. im Durchmeſſer hat, und deren Wände auf der einen Seite 135 F. hoch ſind. — In der Nähe der Stadt Pyrmont ſteht das ehemals feſte Schloß *Pyrmont*, bei welchem ein wohl eingerichteter Garten ſich befindet.

Kurheſſen.

Die Kurheſſiſchen, großherzogl. Heſſiſchen und landgräflich Heſſen-Homburgiſchen Fürſten ſind von einerlei Abſtammung, daher wir die Ueberſicht der Geſchichte dieſer drei Deutſchen Staaten hier zuſammen faſſen.

Die älteſten Bewohner des Heſſenlandes, welche die Geſchichte kennt, waren die *Catten*, ein freies, kriegeriſches, tapferes, Germaniſches Volk, das häufige Kämpfe mit den Römern hatte und ſich in ſeiner Unabhängigkeit gegen ihre Angriffe behauptete,

aber im dritten Jahrhunderte ſeinen Namen verlor, indem es mit andern Deutſchen Volksſtämmen zu dem Völkerbunde der Franken verſchmolz. Ob nun die Heſſen, deren Namen zuerſt in der erſten Hälfte des 8. Jahrhunderts vorkommt, wirkliche Nachkommen der Catten ſind, läßt ſich nicht entſcheiden. Um dieſe Zeit ſchon fand das Chriſtenthum durch Bonifacius Eingang in Heſſen; es entſtanden die Kirchen und Klöſter Amöneburg und Fritzlar und die Abteien Hersfeld und Fulda, und mit dem Chriſtenthume verbreiteten ſich die erſten Keime der Kultur und Civiliſation. Unter der Fränkiſchen Herrſchaft der Karolinger gehörte Heſſen zum Herzogthum Franken und wurde durch Grafen regiert, und man findet in dieſen Gegenden einen Fränkiſchen und Sächſiſchen Heſſengau, einen Ober- und Niederlahngau, einen Gau Wetterau erwähnt. Einer dieſer Grafen wurde, unter dem Namen Konrad I., König der Deutſchen; als im Jahre 911 mit Ludwig dem Kinde in Deutſchland die männliche Nachkommenſchaft Karls des Großen erloſch. Im Anfange des 12. Jahrhunderts kam Heſſen von dem Herzogthume Franken ab und ſtand mit Thüringen unter einem Herrn, den nachmaligen Landgrafen von Thüringen, deren erſter Ludwig I. ein Sohn Ludwigs des Springers und ein Enkel des Grafen Ludwigs des Bärtigen war. Als aber mit Heinrich Raſpe IV. 1247 der Mannsſtamm der Landgrafen von Thüringen erloſch, ſo wurde der über die Hinterlaſſenſchaft entſtandene Erbfolgekrieg dahin geſchlichtet, daß Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen (ein Sohn von Heinrich Raſpens Halbſchweſter Jutta) die Landgrafſchaft Thüringen und Sophia (eine Tochter des Landgrafen Ludwigs IV. von Thüringen und der heiligen Eliſabeth, und Gemahlin des Herzogs Heinrich von Brabant) für ihren damals dreijährigen Sohn, Heinrich das Kind genannt, Heſſen und die Grafſchaft an der Werra (wozu Eſchwege, Allendorf, Witzenhauſen, Wanfried ꝛc. gehörten) erhielt, wogegen Sophie und ihr Sohn allen Anſprüchen auf Thüringen entſagten.

So wurde nun Heſſen von Thüringen getrennt und erhielt von da an ſeine eigenen Regenten. Dieſer Heinrich das Kind iſt alſo der gemeinſchaftliche Stammvater aller Landgrafen von Heſſen. Er nannte ſich zuerſt Landgraf und Herr von Heſſen, führte von 1284 an, nach dem Tode ſeiner Mutter Sophia, die Regierung allein, übertrug dem Kaiſer Adolph von Naſſau einen Theil von Heſſen zu Lehn und erlangte dadurch die Erhebung in den Fürſtenſtand mit Sitz und Stimme, und nahm ſeine Reſidenz zu Caſſel, wo er den Grund zu einem Schloſſe legte, und 1308 ſtarb. Von ſeinen Nachfolgern vergrößerten das Land Heinrich II., der Eiſerne genannt, (der 1376 ſtarb, gleichfalls ſein ganzes Land dem Kaiſer und Reich zu einem lehnbaren Fürſtenthume übertrug, das nun zu einer Landgrafſchaft erhoben

wurde), mit einem Theile der Herrſchaft Itter und der Hälfte des Schmalkaldiſchen; Herrmann der Gelehrte (regierte von 1376 bis 1415) mit der Hälfte der Herrſchaft Lißberg und der Stadt Bach; und Ludwig I. oder der Friedfertige (von 1413 bis 1458) mit den Grafſchaften Ziegenhain und Nidda. Seine Söhne theilten ihr Land; Ludwig II. bekam Niederheſſen nebſt Ziegenhain und nahm ſeine Reſidenz zu Caſſel; und Heinrich III. erhielt Oberheſſen nebſt Nidda, wozu ſpäter noch Ziegenhain gelegt wurde, wählte Marburg zu ſeiner Reſidenz und erwarb durch ſeine Gemahlin, eine Tochter des letzten Grafen von Katzenellenbogen 1479, die Ober- und Niedergrafſchaft Katzenellenbogen (in der erſtern lag Darmſtadt, in der letztern Rheinfels). Allein dieſe Marburger Linie erloſch ſchon 1500 mit Wilhelm III., und ihre Beſitzungen fielen an die Linie zu Caſſel, welche den Stamm fortpflanzte, indem auf Ludwig II. ſeine Söhne Wilhelm I. und Wilhelm II. in der Regierung folgten, wovon dieſer, da jener 1493 die Regierung abtrat, allein regierte und ſein Land nicht allein mit den Beſitzungen der 1500 ausgeſtorbenen Marburger Linie, ſondern auch mit einigen Ortſchaften im Odenwalde und der Stadt Homburg vor der Höhe vergrößerte. Er ſtarb 1509 und hinterließ einen einzigen, noch nicht 5 jährigen Sohn, Philipp I. oder der Großmüthige genannt, der Anfangs unter Vormundſchaft und erſt 1518 allein regierte, und der berühmteſte unter allen Heſſiſchen Regenten iſt. Zu den merkwürdigſten Ereigniſſen ſeiner Regierung gehört die Einführung der Reformation in ſein Land. Die Proteſtanten verehrten in ihm den Schutz- und den Vertheidiger ihrer Religion, ſo wie der Deutſchen Freiheit. 1526 brachte er das erſte proteſtantiſche Bündniß zu Torgau mit dem Kurfürſten von Sachſen zu Stande, dem ſich bald hernach mehrere proteſtantiſche Fürſten anſchloſſen, und im Jahre 1527 ſtiftete er die Univerſität zu Marburg; er war unter den Fürſten, die 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiſer Karl V. ihr Glaubensbekenntniß übergaben; und man kann ihn als die Seele des 1531 geſchloſſenen Schmalkaldiſchen Bundes und mit dem Kurfürſten von Sachſen als den Hauptanführer der Proteſtanten in dem 1546 entſtandenen Religionskriege anſehen; doch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg 1547 brachte den Kurfürſten von Sachſen und in ihren Folgen auch unſern Philipp in kaiſerliche Gefangenſchaft, aus welcher ihn der Paſſauer Vergleich 1552 erlöſte. Im 49. Jahre ſeiner ſo ruhmwürdigen Regierung ſtarb 1567 dieſer tapfere, vortreffliche Fürſt. In ſeinem Teſtamente hatte er das Land unter ſeine 4 Söhne ſo vertheilt, daß ſein älteſter Sohn Wilhelm IV. ohngefähr die Hälfte (Niederheſſen, Ziegenhain und Itter); Ludwig IV. etwa ¼ (Oberheſſen und Nidda); Philipp II. ⅛ (Niedergrafſchaft Katzenellenbogen) und Georg I. ⅛ (die Obergrafſchaft Katzenellenbogen) erhielt. Wilhelm nahm ſeine Reſidenz

zu Caſſel, Ludwig zu Marburg, Philipp zu Rheinfels und Georg zu Darmſtadt. Als 1583 Philipp und 1604 Ludwig ohne Erben ſtarben, ſo blieben nur die Linien von Caſſel und von Darmſtadt, die noch jetzt fortblühen.

Wilhelm IV., der Stifter der Caſſelſchen Linie vermehrte ſeine Beſitzungen, außer dem ihm von dem Nachlaſſe Philipp II. von Rheinfels zugefallenen Landesantheile, mit der Herrſchaft Pleſſe, der andern Hälfte des Schmalkaldiſchen und einigen Aemtern der Grafſchaft Hoya. Ihm folgte 1592 in der Regierung ſein Sohn Moritz der Gelehrte nach, der 1605 zur reformirten Kirche übertrat, und in viele Verdrüßlichkeiten und Streitigkeiten verwickelt, 1627 zu Gunſten ſeines Sohnes Wilhelm V., die Regierung niederlegte, indem er zugleich den Kindern ſeiner zweiten Ehe den vierten Theil des Landes ohne Landeshoheit beſtimmte, woraus die Nebenlinie Heſſen-Rothenburg entſtand, deren Landesantheil, den ſie unter Kurheſſiſcher Oberhoheit beſaß, die Rothenburger Quart hieß. Wilhelm V., der 1637 ſtarb, folgte ſein unmündiger Sohn Wilhelm VI., über den ſeine Mutter, Amalie Eliſabeth, eine geborene Gräfin von Hanau, die Vormundſchaft und während der unruhigen Zeiten des 30jährigen Krieges, wo ſie gegen den Kaiſer es mit Schweden und Frankreich hielt, mit großem Muthe und ſeltener Feſtigkeit die Regierung führte, unter welcher Heſſen-Caſſel die Erbfolge auf die Grafſchaft Hanau-Münzenberg erwarb, und durch einen mit Darmſtadt 1647 abgeſchloſſenen Vergleich von der Marburger Erbſchaft ¼ mit der Stadt Marburg und im Weſtphäliſchen Frieden 1648 vier Aemter von der Grafſchaft Schauenburg und die Abtei Hersfeld als ein weltliches Fürſtenthum erhielt. Auf Wilhelm VI., der von 1650 allein die Regierung übernahm und 1663 ſtarb, folgten Wilhelm VII. (unter welchem der Lippe-Bückeburgiſche Antheil an Rinteln erkauft wurde) und 1670 ſein jüngerer Bruder Karl; ein dritter Bruder Philipp wurde der Stifter, der mit einer Geldapanage abgefundenen Philippsthaler Nebenlinie, von welcher wieder durch Philipps zweiten Sohn die Nebenlinie zu Philippsthal-Barchfeld abſtammt. Dem Landgrafen Karl, der bis 1730 regierte, verdankt das Land und Caſſel viele neue Anlagen. Er nahm 1685 die flüchtigen Hugenotten (aus Frankreich verjagte Reformirte) auf, welche die Neuſtadt Caſſel erbauten, legte den Grund zu dem Weißenſtein (jetzt Wilhelmshöhe) und gründete Karlshafen. Sein älteſter Sohn, Friedrich I. wurde 1720 König von Schweden, und übertrug, bei ſeines Vaters Tode, die Regierung der Heſſiſchen Länder ſeinem Bruder Wilhelm VIII., als Statthalter, unter dem die Grafſchaft Hanau-Münzenberg an Caſſel kam. Nach dem Tode Friedrichs 1751 wurde Wilhelm VIII. erſt wirklicher Regent von Heſſen-Caſſel, und ſah ſein Land im 7jährigen Kriege von

den Franzoſen überſchwemmt, weshalb er nach Rinteln flüchten mußte, wo er 1760 ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. hatte die katholiſche Religion angenommen und war ein die Künſte und Wiſſenſchaften liebender Fürſt, der ſeine Reſidenz zu einer der ſchönſten Städte Deutſchlands erhob; nur liebte er den äußern Glanz zu ſehr und hielt ein zu zahlreiches Militär, wovon er einen Theil an England gegen Subſidiengelder überließ. Ihm folgte 1785 Wilhelm IX., der im Lüneviller Frieden einen Theil der Niedergrafſchaft Katzenellenbogen an Frankreich abtrat und dagegen die Kurwürde und die in ſeinem Lande eingeſchloſſenen Mainziſchen Aemter zur Entſchädigung erhielt. Durch die Franzoſen 1806 aus ſeinem Lande vertrieben und ſeines Landes beraubt, das Napoleon mit dem Königreich Weſtphalen vereinigte, lebte er in Schleswig, Holſtein und Böhmen als Privatmann, bis er zufolge der Leipziger Völkerſchlacht 1813 wieder zum Beſitz ſeines Landes gelangte und 1815 dem Deutſchen Bunde beitrat. Doch mußte er die ganze Niedergrafſchaft Katzenellenbogen, die Herrſchaft Pleſſe, einige Aemter von Diepholz und Hoya und von Niederheſſen abtreten, wogegen er den größten Theil von Fulda als ein Großherzogthum und die Souveränität über einen Theil der Iſenburgiſchen Länder erhielt. 1821 folgte ihm ſein Sohn Wilhelm II., der 1831 den Kurprinz als Mitregent angenommen und ſeinem Lande eine neue landſtändiſche Verfaſſung gegeben hat, und noch jetzt regiert. Durch die 1834 erfolgte Erlöſchung der ſeit 1627 entſtandenen Nebenlinie Heſſen-Rothenburg, die ſich zur Römiſch-katholiſchen Kirche bekannte, iſt der Landesantheil derſelben, die ſogenannte Rothenburger Quart, welche ſie unter Souveränität der Kurlinie beſaß, an die letztere zurückgefallen.

Wir kehren nun zu der Linie Heſſen-Darmſtadt zurück, deren Stifter, wie oben ſchon geſagt wurde, Georg I., der vierte Sohn Landgrafs Philipp I. des Großmüthigen iſt, welcher zu ſeinem Antheil die obere Grafſchaft Katzenellenbogen bekommen und Darmſtadt zur Reſidenz gewählt hatte. Von der Erbſchaft des Landgraf Philipp II. zu Rheinfels erhielt er 1583 die Aemter Schotten und Homburg vor der Höhe zu ſeinem Antheil, und erkaufte ſpäter das Amt Bingenheim. Er ſtarb 1596. Von ſeinen Söhnen, welche das Erſtgeburtrecht einführten, bekam der älteſte, Ludwig V., als Landgraf von Heſſen-Darmſtadt die Regierung, und der dritte Sohn, Friedrich, dem das Amt Homburg mit Landeshoheit überlaſſen worden war, ſtiftete die noch jetzt blühende landgräfliche Heſſen-Homburgiſche Linie. Ludwig V. vermehrte ſeine Beſitzungen mit dem Amte Kelſterbach und der ganzen Marburger Erbſchaft, wozu auch Gießen gehörte, wo er die Univerſität ſtiftete. Doch wurde unter ſeinem Sohne Georg II., der ihm 1626 in der Regierung nachfolgte, die noch

immer ſtrittige Marburger Erbſchaftsſache 1647 dahin entſchieden, daß Darmſtadt an Heſſen-Rothenburg die Niedergrafſchaft Katzenellenbogen, und an Heſſen-Caſſel den vierten Theil dieſer Erbſchaft mit Marburg abtrat und ¾ von derſelben behielt. Von den Nachfolgern Georgs II., der 1651 ſtarb, bemerken wir Ernſt Ludwig, weil unter ſeiner Regierung, durch Vermählung ſeines Erbprinzen Ludwig VIII. mit der Erbgräfin von Hanau, im J. 1736 die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg an das Haus Heſſen-Darmſtadt fiel. Ludwig VIII. folgte 1739 ſeinem Vater in der Regierung nach, die er bis 1768 führte, in welchem Jahre ihm ſein Sohn Ludwig IX. folgte, der ſeine Reſidenz zu Pirmaſenz, einem kleinen Hanau-Lichtenbergiſchen Orte von 14 H. nahm und denſelben ſo vergrößerte, daß er 1789 in 750 Häuſern über 6800 Einwohner zählte. Unter ſeinem Sohne und Nachfolger Ludwig X., welcher 1790 zur Regierung gelangte, ereigneten ſich, als Folge der Franzöſiſchen Revolutionskriege, die größten Gebietsveränderungen für Darmſtadt, wodurch dieſer Staat eine außerordentliche Vergrößerung erhalten hat, und jetzt weit über das Doppelte an Flächenraum und das Dreifache an Einwohnerzahl begreift, als er beim Anfang der Franzöſiſchen Revolution beſaß. Durch den Lüneviller Frieden 1801 nämlich mußte der Landgraf an Frankreich das ganze am linken Rheinufer gelegene Hanau-Lichtenbergiſche abtreten, verlor 1803 durch den Reichsdeputationsabſchluß den Reſt von Hanau-Lichtenberg an Baden, und mehrere Aemter an Naſſau, zuſammen etwa 34 Quadratmeilen mit 90,000 E., und erhielt dagegen das Herzogthum Weſtphalen, mehrere Pfälziſche und Mainziſche Aemter, ein Stück des Bisthums Worms und die Reichsſtädte Friedberg und Wimpfen, zuſammen 103 Quadratmeilen mit 210,000 E., ſo daß der Gewinn den Verluſt um 69 Quadratmeilen und 125,000 E. überſtieg. 1806 trat Darmſtadt dem Rheinbunde bei und bekam nebſt der großherzoglichen Würde und den in ſeinem Umfange eingeſchloſſenen ritterſchaftlichen Ortſchaften, die Souveränität über die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, die Burggrafſchaft Friedberg, über einige Löwenſtein-Wertheimiſche Aemter, die Grafſchaft Erbach, den größten Theil der Solmſiſchen Beſitzungen, die Leiningenſche Herrſchaft Ilbenſtadt, den Stolbergſchen Antheil an der Grafſchaft Königſtein, die Grafſchaften Witgenſtein und Schlitz und über die Riedeſelſchen bisher reichsunmittelbaren Beſitzungen, zuſammen einen Zuwachs von einigen und 40 Quadratmeilen und 122,000 Einwohnern. 1810 erhielt Darmſtadt eine abermalige Vergrößerung von 30,000 E., durch 6 Aemter von der Grafſchaft Hanau-Münzenberg, die Fuldiſche Stadt Herbſtein und durch die Aemter Amorbach, Miltenberg und Heubach von Baden. 1815 trat es dem Deutſchen Bunde bei und erfuhr wieder große Veränderungen ſeines Gebietes, indem es an Preußen das Herzogthum Weſtphalen und die Graf-

ſchaften Witgenſtein; an Kurheſſen das Hanauiſche Amt Dorheim und noch einige Dörfer; an Baiern die Aemter Amorbach, Miltenberg und Heubach und an Homburg die Souveränität über dieſe Landgrafſchaft abtrat, wogegen es die gegenwärtige Provinz Rheinheſſen, und die Oberhoheit über den größten Theil der Iſenburgiſchen Lande und noch einige Ortſchaften erhielt, bei welcher Veränderung es zwar an Flächenraum aber nicht an Menſchenzahl gewann. Ludwig X., der als Großherzog Ludwig I. ſich nannte, ſtarb 1830, nachdem er 1820 ſeinem Lande eine landſtändiſche Verfaſſung gegeben hatte. Ihm folgte ſein Sohn Ludwig II., der noch gegenwärtig regiert.

Die Heſſen-Homburgiſche Linie endlich iſt eine Nebenlinie von Heſſen-Darmſtadt und entſtand 1596, wo des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt Georg I. jüngſter Sohn Friedrich das Amt Homburg erb- und eigenthümlich mit oberherrlichen Rechten erhielt. Ueber die Hoheitsrechte entſtanden verſchiedene Streitigkeiten, welche erſt durch einen Vergleich von 1768 beſeitigt wurden. Allein 1806 wurde Homburg mediatiſirt und kam unter die Oberhoheit des Großherzogthums Heſſen, bis es 1815 durch den Wiener Congreß wieder in den Beſitz ſeiner Hoheitsrechte gelangte, in welche es 1816 eingeſetzt und Mitglied des Deutſchen Bundes wurde. Zugleich erhielt es zu ſeinen Beſitzungen noch eine Gebietserweiterung von fünf Quadratmeilen und 14,000 E. auf dem linken Rheinufer (die jetzige Herrſchaft Meiſenheim). Der gegenwärtige regierende Landgraf von Heſſen-Homburg heißt Ludwig (Wilhelm Friedrich).

Nach dem Inſelsberge (ſ. oben) iſt der 2184 Fuß hohe Meißner, in Niederheſſen an der Gränze der Kreiſe Eſchwege und Witzenhauſen der höchſte und merkwürdigſte Berg von Kurheſſen, der im Sommer von vielen Fremden beſucht wird, weshalb auch auf dem Gipfel ein Haus für das Unterkommen derſelben ſich befindet. Der Meißner beſteht größtentheils aus Baſalt, und ſein Gipfel bildet eine, 1 M. lange und ½ M. breite Hochebene, auf welcher ſchöne Wieſen mit Viehweiden und Buchenwaldung abwechſeln und ein Viehhaus ſteht. Die Ausſicht von da iſt weit und reizend. Gegen Abend ſieht man Caſſels ſchöne Umgebung, den Lauf der Fulda, die Wilhelmshöhe und blickt bis in die Preuß. Provinz Weſtphalen; gegen Mittag das Fuldaiſche, gegen Morgen die Wartburg, den Hörſelberg, den Dollmar und den Inſelsberg; gegen Mitternacht Göttingen, die Ruinen des alten Hanſtein, die Pleſſe, die Gleichen, den Harz mit dem Brocken und endlich das Werrathal, das ſich dem Auge vorzüglich ſchön darſtellt. Der Meißner iſt auch wegen ſeiner Baſaltklippen und trichterförmigen Vertiefungen bemerkenswerth, und man findet hier eine Menge von bituminöſem (von Erdharz durchzogenem) Holz und

einen großen Reichthum von Braunkohlen, die durch Stollen zu Tage gefördert werden. Steigt man nördlich den Berg hinab, ſo gelangt man zu ungeheuren Felſenmaſſen, die ſich mehrere 100 F. in die Höhe thürmen, und wo die Baſaltklippen, hohen Thürmen zerſtörter Burgen gleich, empor ragen, und ein Strom von Baſaltſäulen ſich in die Tiefe hinabziehen. Unterhalb dieſer ſenkrechten Klippenabhänge, an der nördlichen Seite des Berges, trifft man einen ungeheuren Baſaltſtein, den Altar genannt, von welchem ſich eine Klippenwand öſtlich um den Berg herum zieht. Weiterhin iſt der rauheſte Theil des Meißner. Niedriger als dieſe herabgeſtürzte Steinwüſte liegt ein ſchöner, ebener Raſenplatz voll Baumgruppen zwiſchen aufgethürmten Steinmaſſen. Von einem dieſer Felſen rieſelt ein ſchmaler Bach durch eine zackige Schlucht. Verfolgt man dieſen Bach aufwärts, ſo erklimmt man den Felſenkamm nach dem Schwalbenthale zu, und ſteht plötzlich vor der Oeffnung eines wilden Bergkeſſels, in deſſen Tiefe eine Moorwieſe und der Frau Hollen-Teich ſind. An der Mittagsſeite des Berges iſt eine andere Naturmerkwürdigkeit, die ſogenannte Kitz- oder Käutzkammer, eine ungeheure Grotte von Baſalt, deſſen regelmäßige Säulen wagerecht über einander liegen und majeſtätiſche Maſſen bilden. Mitten im Felſen iſt die eigentliche Kitzkammer, ein Zimmerchen von Baſalt, worauf man die Namen vieler Reiſenden findet.

Caſſel, die Haupt- und Reſidenzſtadt Kurheſſens, iſt zwar nur eine Stadt von mittlerer Größe, mit 1650 Häuſern und (einſchließlich des Militairs) mit 30,000 E., gehört aber zu den merkwürdigſten und ſehenswürdigſten Städten Deutſchlands, was ſie vorzüglich den Bemühungen ihrer Regenten der neuern Zeiten verdankt. Von der nordöſtlichen Seite, von der über die Lutternberger Höhe laufenden Chauſſee aus, die von Münden nach Caſſel führt, fällt ſie am vortheilhafteſten in die Augen, und gewährt von da aus einen überraſchend ſchönen Anblick, der durch die reizenden Umgebungen und den durch das ſchöne Thal ſich ſchlängelnden anſehnlichen Fuldafluß ſehr erhöhet wird. Man überſieht hier die an einer kleinen Anhöhe ſich erhebende Stadt mit dem berühmten Luſtſchloſſe Wilhelmshöhe, und verliert ſich mit ſeinen Blicken in den den Horizont ringsum umgebenden Bergen und Höhen. Der tiefſte Theil der Stadt liegt an der Fulda, welche dieſelbe durchſchneidet und an deren linken Ufer der größere, und an dem rechten Ufer der kleinere Theil der Stadt ſich ausbreitet, die durch eine 273 F. lange ſteinerne Brücke mit einander verbunden ſind. Außer dem Druſelgraben, der auf dem Habichtswalde entſpringt, fließen durch die Stadt noch drei Bäche, nämlich die Ahna, die Mohnbach und die Loſſe, wovon die erſtere die Mohnbach aufnimmt, und ſo wie die Loſſe bei Caſſel

ſich in die Fulda ergießt. Caſſel beſteht aus der Altſtadt, der Oberneuſtadt und der Wilhelmshöher Vorſtadt, welche auf dem linken und der Unterneuſtadt und der Leipziger Vorſtadt, welche auf dem rechten Fuldaufer liegen. Die Altſtadt und die Unterneuſtadt ſind im Ganzen von keiner ſchönen Bauart, und enthalten neben manchen großen, ſchönen, im neuern Style erbauten Häuſern, auch viele alte, unanſehnliche und unregelmäßige; die Oberneuſtadt hingegen, auch Franzöſiſche Neuſtadt genannt, weil ſie von Franzöſiſchen vertriebenen Reformirten 1685 angelegt wurde, iſt regelmäßig und geſchmackvoll gebaut, und gehört zu den ſchönſten Städten Deutſchlands. Unter den Straßen derſelben, die alle 40 bis 60 F. breit und ſchnur gerade ſind, zeichnen ſich vorzüglich aus: die Königsſtraße, die bei einer Breite von 60 Fuß eine Länge von 4500 F. hat, und durchgehends mit ſchönen, zum Theil prachtvollen Gebäuden beſetzt iſt; und nächſt derſelben die 90 F. breite Bellevueſtraße, welche nur auf der einen Seite mit Häuſern eingefaßt iſt und mit dem Vorzuge prachtvoller Gebäude auch den einer wunderſchönen Ausſicht auf die unterhalb liegende Orangerie, Karlsaue, Fulda und in das ſchöne Thal dieſes Fluſſes, vereinigt. Unter den 7 Plätzen der Oberneuſtadt ſind der Friedrichs- und der Königsplatz die ſchönſten. Der letztere iſt wegen ſeiner zirkelrunden Form und ſeines ſechsfachen Echos, das man in ſeinem Mittelpunkte vernimmt, merkwürdig. Der Durchmeſſer dieſes von vielen ſchönen Gebäuden umgebenen Platzes beträgt 456 und ſein Umkreis 1368 F. Der Friedrichsplatz, der größte und ſchönſte Platz Caſſels, bildet ein längliches, 450 F. breites und 1000 F. langes Viereck, das an 3 Seiten mit breiten Linden-Alleen verſehen iſt. In der Mitte ſteht von Carrariſchem Marmor, in koloſſaliſcher Größe die 15 F. hohe Bildſäule des Landgrafen Friedrich II., auf einem 22 Fuß hohen Fußgeſtelle. Unter den prachtvollen Gebäuden des Friedrichsplatzes nennen wir vorzüglich den Pallaſt des Kurfürſten mit ſeinem neuen Anbau und das Muſeum. An der Südoſtſeite dieſes Platzes führt das prachtvolle im Style eines Römiſchen Triumphbogens aufgeführte Friedrichsthor in die Karlsaue, die dicht an der ſüdlichen Seite der Oberneuſtadt bis zur Fulda ſich ausbreitet und mit ihren Anlagen einen reizenden Park und gleichſam den Prater von Caſſel bildet; und wozu man auch den Orangeriegarten mit ſeinem großen Orangeriegebäude, vor welchem im Sommer 300 Stück Orangen- und Lorbeerbäume ſtehen, und das berühmte Marmorbad, ein Meiſterwerk der Bildhauerkunſt, rechnet, das inwendig in einer Rundung beſteht, deren Wände, Fußboden und Verzierung von dem ſeltenſten Marmor, Jaſpis und andern koſtbaren Steinen zuſammengeſetzt ſind, und wo 8 Korinthiſche Säulen eine Kuppel tragen, durch welche das Licht hineinfällt. Viele marmorne Statüen zieren das Innere dieſes

Bades. Die mittlere große Allee der Karlsaue führt zu dem gro- ßen Baſſin, das 400,000 Quadratfuß Flächeninhalt hat und eine ſchöne grüne Inſel enthält, worauf ſich ein Tempel erhebt. Außer- dem ſind noch 2 kleinere Baſſins. In der Mitte des einen liegt das Siebengebirge, ein aus 7 Hügeln beſtehender kleiner künſtlicher, mit Nadelholz bewachſener Berg.

Unter den Gebäuden von Caſſel verdienen vorzüglich folgende eine größere Aufmerkſamkeit: 1) der gegenwärtig vom Kurfürſten bewohnte Pallaſt nebſt ſeinem prachtvollen neuen Anbau. Das ganze Gebäude, das am Friedrichsplatze ſteht, bildet ein längliches Viereck, deſſen Vorderſeite nach dem Friedrichsplatze 186 F. lang iſt. Der neue Anbau macht den ſchönſten Theil deſſelben aus und iſt erſt ſeit 1821 von röthlich und weiß geflammten, feinen Sand- quaderſteinen, die fein polirt und hin und wieder mit ſchönen Muſtern der Steinhauerkunſt in ſymmetriſcher Ordnung geziert ſind, aufgeführt. Ueber den Eingängen erhebt ſich ein Säulengang von 6 Doriſchen Säulen, der zu einem prächtigen Altane dient, welcher dem Ganzen ein großes, fürſtliches Anſehen giebt. Das Innere dieſes kurfürſtlichen Reſidenzpallaſtes übertrifft an Reich- thum und Schönheit der Zimmerverzierungen und Möblirung man- chen Königspallaſt, und enthält unter andern das Holzkabinet, das Aegyptiſche Zimmer, welches durch ſeine eigenthümliche Verzierung in Aegyptiſchem Geſchmack überraſcht, den Courſaal von außeror- dentlich reicher Verzierung, den gelben Saal, die Speiſegallerie, den 100 Fuß langen, 45 F. breiten und 32 Fuß hohen Ball- oder Tanzſaal, worin eine große Pracht herrſcht, ꝛc.; 2) das aus mehreren Gebäuden beſtehende und ſeit dem Brande des alten Schloſſes*) zum Range eines Reſidenzſchloſſes erhobene Schloß Bellevue, wiewohl der Kurfürſt darin nicht reſidirt, an der Bel- levue- und zum Theil an der Maximilians- und Frankfurterſtraße, in deſſen älterm Theile der letzte Kurfürſt nach ſeiner Rückkehr 1813 ſeinen Aufenthalt hatte. Eine Menge prachtvoller Säle und Gemächer ſind in dem Bellevueſchloſſe, an welches auch das Gebäude mit der Gemäldegallerie ſtößt. 3) Das Muſeum ein ſchönes, in einfachem, edlen Style aufgeführtes Gebäude an dem Friedrichsplatze, mit einer 290 F. langen Facade, einem Portikus

---

*) Das alte kurfürſtliche Reſidenzſchloß brannte 1811 unter der Weſtphäliſchen Regierung größtentheils ab, und wurde nach der Rückkehr des vorigen Kurfürſten niedergeriſſen, um an deſſen Stelle ein neues, großes Reſidenzſchloß, unter dem Namen „die Kattenburg“ zu erbauen, das 552 F. lang, 402 F. breit und mit 84 Säulen geſchmückt werden ſollte. Er erlebte aber nur die Vollendung des Erdgeſchoſſes und eines Theiles des erſten Stockwerkes. Seit ſeinem Tode aber iſt der Bau eingeſtellt, da derſelbe mehrere Millionen koſten würde.

von 6 Joniſchen 36 F. hohen Säulen, einem 18 F. hohen Frontiſpiz mit 9 Statüen geziert und einem flachen Italieniſchen Dache, das mit einem Steingeländer umgeben und mit Urnen geſchmückt iſt. Das Muſeum iſt bloß der Aufbewahrung der reichen wiſſenſchaftlichen und Kunſtſchätze gewidmet, wovon die Franzoſen einen Theil nach Paris gebracht hatten, 1815 aber wieder zurückgeben mußten. Man findet hier in einer 82 F. langen und 38 F. breiten Gallerie antike Bildhauerwerke und aus Korkholz gemachte Modelle alter Tempel und anderer Gebäude in und bei Rom, ein Zimmer mit Aegyptiſchen, Hetruriſchen, Griechiſchen, Römiſchen und Deutſchen Alterthümern, Kameen und alten Münzen; ein Zimmer mit Kunſtarbeiten von Elfenbein, Bernſtein, Achat, goldnen, ſilbernen und mit Edelſteinen verzierten Trinkgeſchirren der Vorzeit, nebſt andern Koſtbarkeiten, ein Zimmer mit einer Menge ſonderbarer und künſtlicher Uhrwerke und Automaten (Maſchinen, die ſich ohne äußere Hülfe durch im Innern angebrachte Räder, Federn ꝛc. von ſelbſt bewegen), ein Kabinet mit Moſaiken (ſ. S. 487) eine große Gallerie mit Statüen und Gruppen von bronzenen Abgüſſen der in der Tribune zu Florenz (S. 419) befindlichen, mehrere Zimmer mit Naturalien, optiſchen, mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, worunter ein Magnet, der eine 105 Pfund anziehende Kraft hat, ein Zimmer mit mancherlei Waffen aller Erdtheile, ein Zimmer mit Handſchriften und einen großen Bibliotheksaal, welcher die ganze Länge des Gebäudes einnimmt, 280 F. lang, 40 breit und 30 hoch iſt, und worin die 70,000 Bände ſtarke kurfürſtliche Bibliothek aufgeſtellt iſt. Die ſonſt im Muſeum befindliche Münzſammlung aber befindet ſich jetzt im Bellevueſchloſſe.

Eine Stunde weſtlich von Caſſel, liegt auf einer Anhöhe, am Fuße des 1312 F. hohen, zum Habichtswalde gehörigen Karlsberges, das ſehenswürdige Sommerreſidenzſchloß des Kurfürſten, Wilhelmshöhe, wohin eine ſchöne Allee führt, die zum Theil an beiden Seiten mit Häuſern und ſchönen Gärten beſetzt iſt. Es beſteht aus einem prachtvollen Hauptgebäude, welches 220 F. lang, 66 F. tief und 80 F. hoch und von großen röthlichen Sandquadern erbaut iſt und 4 Etagen hat, und aus 2 anſehnlichen Flügeln, die durch eine bogenförmige Gallerie mit dem Hauptgebäude verbunden ſind, deſſen Mitte ein Portikus von ſechs Joniſchen, 46 F. hohen Säulen ziert. Ueber dem flachen Dache mit einem Geländer erhebt ſich eine runde, 41 F. hohe, mit Kupfer gedeckte Kuppel. Die Größe, Form und Bauart der Flügel ſind derjenigen des Hauptgebäudes angemeſſen, und bilden mit demſelben ein harmoniſches Ganzes. Der bei dieſem Schloſſe angelegte Engliſche Park begreift den größten Theil des Karlsberges in ſich; Natur und Kunſt haben ſich vereinigt, denſelben zu einem der ſchönſten in Deutſchland zu machen, der daher auch viele Be=

ſucher hierher zieht, zu deren Aufnahme das neue 234 F. lange Gaſthaus dient, vor welchem noch ein ſchöner großer Tanzſaal erbaut iſt. Zu den vorzüglichſten Anlagen dieſes Parks gehört die Löwenburg, etwa ¼ Stunde von dem Schloſſe im dichten Walde, an einer Anhöhe, hinter der ſich ein ſteiler Berg erhebt, welche eine Ritterburg aus dem 15. Jahrhunderte vorſtellt, und woran die Spuren des Alterthums ſehr täuſchend nachgeahmt ſind. Sie hat mehrere Thürme, worunter der höchſte 130 F. hoch iſt, und über 30 Thurmſpitzen, iſt mit einem Graben und einer Mauer umgeben und zeigt gleich am Eingange einen ſcheinbar eingeſtürzten Thurm, in welchem man die Ruinen einer verfallenen Treppe ſieht, und enthält etwa 40 Zimmer, in dem Geſchmacke des Mittelalters möblirt und verziert, als einen Speiſeſaal, einen Ritterſaal, Ritterbibliothek, eine Rüſtkammer mit allen Rüſtungen und Waffen der Vorzeit, und eine Burgkapelle mit dem Grabmonumente eines alten Ritters und dem marmornen Sarkophage des vorigen Kurfürſten, der ſich dieſen Platz zu ſeiner Begräbnißſtätte wählte. Eine Hauptzierde des Parks machen das Rieſenſchloß oder Oktogon mit dem Herkules und die ausgezeichneten Waſſerwerke. Das Oktogon, dieſer gigantiſche Felſenpallaſt, ſteht auf dem Gipfel des Karlsberges, als Fußgeſtell des berühmten Herkules, einer aus Kupfer verfertigten koloſſalen Statüe, und hat von Außen das Anſehn eines alten Felſenberges, das ihm der rauhe Tuffſtein giebt, woraus es erbaut iſt. Die Form beſteht in einem Achteck (Oktogon), das 284 F. im Durchmeſſer hat und rings herum in Bogengänge getheilt iſt, welche Kreuzgewölbe tragen. In der Mitte des 96 F. breiten Hofes iſt ein großer, tief ausgemauerter Waſſerbehälter, in welchem ſich das Waſſer ſammelt, das zu den Waſſerkunſtwerken benutzt wird. Das ganze Gebäude hat 3 Stockwerk, in deren zweitem ein großer Saal mit Glasthüren ſich befindet, von wo man eine unbeſchränkte Ausſicht nach Caſſel hat. Das dritte Stockwerk beſteht aus 192 gekuppelten Säulen, welche 48 F. hoch ſind, und worauf eine über das ganze Gebäude ſich erſtreckende Plateforme ruhet, auf deren vordern Seiten eine 96 F. hohe Pyramide mit 5 übereinander befindlichen Kreuzgewölben ſich erhebt. Auf der Spitze dieſer Pyramide ſteht die kupferne Statüe des Farneſiſchen Herkules, welche ohne das 11 F. hohe kupferne Fußgeſtell, 31 Fuß hoch und auf eine ungeheure Keule gelehnt iſt, die 9 F. im Durchmeſſer hat, ſo daß 8 bis 9 Perſonen darin ſtehen können. Man ſieht durch eine Fenſteröffnung von dieſer Schwindel erregenden Höhe in den tiefen Abgrund und in eine unbegränzte Ferne, worin ſich das Auge verliert. In der Pyramide führt eine Wendeltreppe hinauf bis in das kupferne Fußgeſtell, wo ſenkrecht an der Seite befeſtigte Leitern angehen, die bis in die Keule des Herkules führen. Am Fuße nun dieſes Felſenpallaſtes nehmen die Kunſtwaſſerwerke ihren Anfang. Zuerſt trifft man

das Artiſcheckenbaſſin, eine ungeheure ſteinerne Artiſchocke, aus deren Blättern 9 Fontänen ſpringen, worunter die mittelſte 40 F. hoch ſteigt; von da kommt man in die Grotte des Polyphem, wo dieſer Rieſe auf einer Hirtenflöte bläſet, deren Töne durch die hinter dem Felſen verſteckte Waſſerorgel entſtehen. Weiter herunter gelangt man zu dem Baſſin des Enceladus, welches 150 F. im Durchmeſſer hat, und in deſſen Mitte der Rieſe Enceladus auf einem Felſen liegt und aus ſeinem Munde eine 55 F. hohe Fontäne ſpeiet. Nun nehmen die Hauptkaskaden, welche 900 F. lang und 40 F. breit ſind, ihren Anfang, neben welchen auf jeder Seite bequeme Steintreppen herunterlaufen, die vom Oktogon bis an die Neptunsgrotte 842 Stufen ausmachen. Die Kaskaden beſtehen aus abſchüſſigen, breiten Waſſerrinnen, die beim Abfall des Waſſers in die folgende ein Eiſenblech haben, über welche ſich das Waſſer ſo dünn vertheilt, daß es wie Spiegel glänzt. Von 150 zu 150 F. ſind Baſſins angebracht, von welchen aus erſt beim Ueberſtrömen die untern Kaskaden ihr Spiel anfangen. Von der letzten Kaskade fällt das Waſſer über 3 Bogen in das darunter befindliche große 220 F. im Durchmeſſer habende Baſſin, wo die Neptunsgrotte angebracht iſt*). Außer dieſer Hauptkaskade, giebt es noch andere ſehenswerthe Waſſerwerke, z. B. der ſchöne Steinhöferſche Waſſerfall; der Waſſerſturz bei der Teufelsbrücke; der unter dem jetzigen Kurfürſten erſt angelegte große Waſſerfall, wo von einem ungeheuren Felſenberge ein Waſſerſtrom über Klippen in mancherlei Krümmungen wüthend und ſchäumend in ein großes Felſenbecken und dann mit furchtbarem Getöſe von Felſen zu Felſen in einen 60 F. tiefen ſchauerlichen Abgrund ſtürzt, von wo es zuerſt unter einer Brücke zwiſchen tiefen Baſaltſteinufern von Kaskade zu Kaskade abfällt, unter noch einigen Brücken durchſtrömt und ſich endlich aus den Parkanlagen in einem ſchönen Wieſengrunde verliert; und der Aquädukt, ein in altrömiſchen Style erbauter, auf 14 immer höher werdende Bogen ſich fortziehender Waſſerkanal, von wo mit wüthendem Toben das Waſſer 18 F. breit und 100 F. tief auf unten liegende Felſen herabſtürzt und ein majeſtätiſches Schauſpiel gewährt. Nun ſammelt ſich dies herabfallende Waſſer unter den Felſen in breiten Behältern und fluthet über Steinmaſſen bis zum großen Baſſin, wo ſich aus einem aus dem Waſſer hervorragenden Felſen die große Fontäne erhebt, ein 12 Zoll dicker Waſſerſtrahl, mit einer gewaltigen Kraft, immer höher und höher bis zu 190 F. Höhe. Dieſe Kunſtwaſſer-

*) In öffentlichen Blättern wurde kürzlich die Nachricht mitgetheilt, daß dieſe Kunſtwerke dem Verfalle nahe wären und daß man den Einſturz des Oktogon befürchten müßte, was aber in ſpätern Nachrichten als ungegründet behauptet wurde.

werke werden gewöhnlich den Sonntag und Donnerſtag angelaſſen. Von den andern Partien des Parks nennen wir nur noch die Blumenſchule, den Apolloberg, das prächtige neue 268 F. lange Gewächshaus, deſſen Mitte eine ſchöne Rotunde mit einer Kuppel bildet, die Elyſäiſchen Felder, das Chineſiſche Dorf Mu = Lang mit dem bunten Glashauſe, der Pagode und Schweizerei ꝛc.

Nach Caſſel iſt Hanau die größte Stadt von Kurheſſen, jedoch nur von 15,000 Menſchen bewohnt, aber eine der gewerbſamſten Städte des Landes. Sie liegt in einer ſandigen, aber doch ſehr wohl angebauten Ebene, in dem Winkel, welchen die Kinzig und der Main bei ihrem Zuſammenfluſſe bilden und theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt, oder Alt- und Neuhanau, wovon die Neuſtadt 1597 von Franzöſiſchen und Walloniſchen Flüchtlingen, welche der Religion wegen ihr Vaterland verlaſſen mußten, zu bauen angefangen wurde, und regelmäßiger und jetzt auch größer als die Altſtadt iſt, und ſchnurgerade, breite Straßen hat, von welchen 6 der Länge nach gerade durchlaufen und von 8 andern in rechten Winkeln durchſchnitten werden und in der Mitte einen länglich viereckigen großen Marktplatz bilden, an deſſen Mittagsſeite das ſchöne Rathhaus ſteht. Eine Stunde von Hanau, ¼ Stunde weit von der nach Frankfurt führenden Kunſtſtraße, liegt das Wilhelmsbad, mit ſchönen anſehnlichen Gebäuden, das aber mehr zu einem Vergnügungs- als Badeorte dient. Der um Wilhelmsbad ſich ziehende Wald iſt in einen Park verwandelt und enthält reizende Luſtpartien, worunter eine auf einer Inſel im Geſchmack des Mittelalters erbaute Burg, wo die nackten, halbabgeriſſenen, den Einſturz drohenden Mauern, das überall anſitzende Moos und beſonders die ehrwürdigen, alten Eichen, welche das Gebäude umſchatten, hier einer Thüre den Eingang, dort einem Fenſter die Ausſicht benehmen und eben darum erſt lange nach dem Verfall dieſes grauen Alterthums gewachſen zu ſeyn ſcheinen, die durch dieſe Burg beabſichtigte Täuſchung in einem ungemein hohen Grade vermehren. Eine ½ Stunde lange Allee zieht ſich bis an den Main hin, führt nach dem Luſtſchloſſe Philippsruhe und gewährt dem Auge eine herrliche Ausſicht.

Fulda. Das merkwürdigſte Gebäude dieſer am rechten Ufer der Fulda, in einem anmuthigen, nach allen Seiten von Bergen und Anhöhen begränzten und von 10,000 Menſchen bewohnten Stadt, iſt die herrliche, von Quaderſteinen erbaute Domkirche. Sie iſt 315 F. lang und die Vorderſeite 200, das Schiff mit den Seitengängen 112 und der Kreuzbau 140 F. breit. Die Vorderſeite zieren zwei 180 F. hohe Thürme. Ueber der Kirche erhebt ſich eine kühn emporſtrebende, große, mit 16 Joniſchen Säulen gezierte Kuppel bis zur Laterne 120 F. und bis zur äußerſten Kreuzſpitze 170 F. hoch. Die innere Weite der Kuppel beträgt 50 Fuß. Das Innere des Tempels verbindet Größe und Pracht

mit edler Einfachheit, und alle Theile ſtehen in vollkommener Ueber- einſtimmung, ſo daß das Ganze Ehrfurcht und Andacht erweckend iſt. Man findet darin, außer dem Hochaltare, einem von ſchwarzen und rothen Marmor erbauten ausgeichneten Prachtwerke, deſſen ſchönſten Schmuck 6 Korinthiſche 16½ F. hohe Säulen von ſchwarzem Marmor ausmachen, noch 15 Nebenaltäre; 2 Orgeln, wovon die größte 40 Regiſter hat und ſich durch ihre Tiefe, Stärke und Dauer auszeichnet, und eine der beſten Orgeln Deutſchlands iſt; und in der ſogenannten Gruft unter dem Bonifaciusaltare das Grab des heiligen Bonifacius, deſſen Feſt jährlich mit großen Feierlichkeiten begangen wird und viele Menſchen herbeizieht. Den ſchönen Domplatz zieren zwei, 40 F. hohe Obelisken.

Der heilige Bonifacius, auch der Apoſtel der Deutſchen genannt, hieß eigentlich Winfried und war um das J. 680 in England geboren. Er kam 718 nach Deutſchland und fing an die damaligen noch heidniſchen Thüringer, Heſſen und andere Deutſche Völker zum Chriſtenthum zu bekehren. Der damalige Pabſt Gregor II. ſalbte ihn zu Rom zum Biſchof und gab ihm den Namen Bonifacius. Ihm verdankten viele Biſthümer und Klöſter in Deutſchland ihren Urſprung und ihre ordentliche Einrichtung. Von Deutſchland begab er ſich nach Friesland, um den heidniſchen Frieſen das Evangelium zu predigen, wurde aber daſelbſt 755 von den Frieſen ermordet. Sein Leichnam ward zuerſt nach Utrecht, von da aber nach Fulda gebracht, deſſen Abtei er geſtiftet hatte.

Die von faſt 5000 Menſchen bewohnte, in einem von Bergen eng eingeſchloſſenen Thale des Thüringerwaldes gelegene Stadt Schmalkalden, iſt ſowohl wegen ihrer wichtigen Induſtrie in Eiſen und Stahlwaaren, als auch wegen des hier am 27. Februar 1531 geſchloſſenen ſogenannten Schmalkaldiſchen Bundes merkwürdig. Die eine ihrer Vorſtädte beſonders ertönt von einem unaufhörlichen Hämmern, indem jedes ihrer Häuſer in ſeinem Erdgeſchoſſe eine Schmiede hat, die ſich durch einen neben oder über der Thüre horizontal ausgehenden Rauchfang kenntlich macht. Das Salzwerk zu Schmalkalden, das bisher jährlich 16,000 Ctr. Salz lieferte, iſt jetzt eingegangen. Man zeigt noch das Haus (jetzt der Gaſthof die Krone), wo der erwähnte Schmalkaldiſche Bund unterzeichnet wurde, und noch heute erinnern die Bildniſſe einiger anweſenden Fürſten auf den Fenſterſcheiben abgemalt, an dieſe Begebenheit. Dieſer Bund wurde von den proteſtantiſchen Fürſten zu ihrem Schutz gegen die zu beſorgenden Angriffe der Katholiken Anfangs auf 6 Jahre geſchloſſen und noch vor Ablauf dieſer Zeit 1535 wieder zu Schmalkalden auf 10 Jahre erneuert, und hatte den 1546 entſtandenen Religionskrieg oder Schmalkaldiſchen Bundeskrieg zur Folge, welchen die für die Proteſtanten unglückliche Schlacht bei Mühlberg den 24. April 1547 und die Ge-

fangennehmung der beiden Anführer des Bundes, des Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Heſſen, Philipp des Großmüthigen, endigte. Die Fürſten, welche 1531 den Schmalkaldiſchen Bund zuerſt unterzeichnet hatten, waren: der Kurfürſt Johann der Beſtändige und ſein Sohn und nachmaliger Kurfürſt Johann Friedrich, die Herzoge Philipp, Ernſt und Franz von Braunſchweig und Lüneburg, der Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Städte Straßburg, Ulm, Conſtanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Yſni, Lübeck, Magdeburg und Bremen. Markgraf Georg von Brandenburg, ſo wie Nürnberg, Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg verweigerten den völligen Beitritt, waren aber ſonſt einverſtanden. Bei der ſpätern Erneuerung traten noch mehrere andere Deutſche Fürſten und Städte dem Bunde bei.

Das Großherzogthum Heſſen.

Die Geſchichte dieſes Staates findet der Leſer oben, wo die wichtigſten hiſtoriſchen Momente der Beſchreibung von Kurheſſen vorausgeſchickt ſind.

Unter den Gebirgen dieſes Landes iſt der Odenwald zwar nicht das höchſte, denn der Vogelsberg übertrifft mit ſeinen höchſten Punkten im Oberwalde ihn um einige hundert Fuß an Höhe, aber das merkwürdigſte, und verdient daher für unſern Zweck eine nähere Beſchreibung. Der Odenwald gehört jedoch nicht ganz zu dem Großherzogthum Heſſen, ſondern bedeckt auch ein Stück des Baieriſchen Untermainkreiſes und des Badiſchen Unterrheinkreiſes. Der größere Theil aber des Odenwaldes iſt großherzoglich Heſſiſch und nimmt daſelbſt die Oſtſeite der Provinz Starkenburg vom Neckar im Süden bis zu der in den Main fließenden Gerſprenz ein. Der Odenwald in ſeinem geſammten Umfange erſtreckt ſich im S. vom Einfluſſe der Elzbach in den Neckar, längs der rechten Seite dieſes Fluſſes bis Heidelberg; von da nördlich längs der ganzen Bergſtraße bis in die Nähe von Darmſtadt, läuft dann öſtlich bis Dieburg, wo man das Thal der Gerſprenz als ſeine nördlichſte Gränze anſehen kann, zieht wieder ſüdlich über Umſtadt zum Main, wo er die Mümling aufnimmt, folgt von da ſüdlich dem linken Mainufer bis Miltenberg zum Einfluſſe der Mudau, ſetzt hierauf längs der Mudau bis zum Urſprunge derſelben fort und endigt, dem Laufe der Elzbach bis zu ihrem Einfluſſe in den Neckar folgend, bei Neckarelz. Nach dieſen angegebenen Gränzpunkten beträgt die größte Ausdehnung des Odenwaldes von S. nach N. 6 bis 7 und von O. nach W. 5 Meilen. Auf der Weſtſeite gegen die Rheinebene, auf der Südſeite gegen den Neckar, ſo wie auch auf der Oſtſeite gegen den Main bis Obernburg hat der

Odenwald ſeine ſteilſten Abfälle, hingegen im N. gegen die Mainebene zu ſenkt er ſich ſanft herab. Die größte Höhe des Odenwaldes erreicht nur in einem Punkte über 2000 F., nämlich in dem Katzenbuckel, der auf Badiſchem Gebiete, unweit der ſüdlichen Gränze der Provinz Starkenburg liegt und 2180 F. hoch iſt. Die höchſte Höhe des Odenwaldes auf großherzoglich-heſſiſchem Gebiete iſt die 1820 F. hohe Neukircher Höhe, deren Spitze mit koloſſalen Sienitblöcken überſäet iſt, und von wo der Blick bis zu den Vogeſen, dem Donnersberg, dem Taunus und in die Wetterau dringt. Vor allem aber verfolgt das Auge mit Wohlgefallen den Rhein in ſeinem ſtolzen Laufe von Speyer bis gegen Mainz. Mehr rechts gewendet, erblickt man in der Nähe die Bergſchlöſſer Frankenſtein, Lichtenſtein und Otzberg, hinter dieſen die weite Ebene gegen Frankfurt hin; ſüdlich zeigen ſich die Berge des Odenwaldes und unter dieſen der über alle hervorragende Katzenbuckel. Der Odenwald hat keinen Hauptrücken, ſondern beſteht aus einer Verbindung von mehreren breiten Hochrücken, flachkuppigen Bergen, und iſt von theils freundlichen, ſtillen, theils romantiſch wilden Thälern durchſchnitten, welche von zahlreichen kryſtallhellen Bächen bewäſſert werden. Unter den Gewäſſern, welche dieſem Gebirge ihren Urſprung verdanken, ſind die Mümling und die Gerſprenz die beträchtlichſten, die zum Flußgebiete des Main gehören. Der rauheſte und ödeſte Theil des Odenwaldes iſt die Gegend um den Katzenbuckel, welche der Winterbauch genannt wird und der Höhenzug zwiſchen der Mudau, dem Mümling und dem Main, längs welches Höhenzugs die ſogenannte hohe Straße ſich hinzieht. Im Allgemeinen aber iſt der Odenwald keineswegs ein unwirthbares Gebirge, ſondern vielmehr ſtark bevölkert; denn allein in dem großherzoglich Heſſiſchen Antheile zählt man 9 Städte, 12 Marktflecken, 236 Dörfer und 23 Weiler, worin über 98,000 Menſchen wohnen. Die meiſten Ortſchaften erheben ſich aus lachenden Fluren und fruchtbaren Getreidefeldern; indem es nicht allein ſehr viele anmuthige, mit einem produktiven Lehmboden verſehene Thäler darin giebt, ſondern auch fruchtbare Aecker an den Seiten und Abhängen der Berge ſich hinziehen, bedeckt mit Futterkräutern, Getreidefeldern und Obſtbäumen. Am weſtlichen Abfalle des Odenwaldes längs der Bergſtraße gedeihet ſelbſt die Rebe im Großen, und ſogar im Innern ſieht man einige Gegenden mit Reben bepflanzt. Die Berge haben theils ein fruchtbares Erdreich und tragen große Waldungen von Laub- und Nadelholz, aus welchen auf der vorderſten Bergreihe, welche die Bergſtraße begleitet, die Ruinen vieler alten Ritterburgen hervorragen, von wo ſich die herrlichſten Ausſichten auf die ſchöne Rheinebene darbieten; theils ſind die Berge mit ungeheuren Sienitblöcken bedeckt, worunter vorzüglich der 1546 Fuß hohe Felsberg, öſtlich vom Melibocus und 2 Stunden von der in der Bergſtraße gelegenen Stadt

Zwingenberg, durch ſeine Sienitfelſen eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in Europa iſt. Südlich und ſüdöſtlich ſieht man unzählige, koloſſale Sienitblöcke von dem Gipfel des Berges bis in die Tiefe der Thäler von Reichenbach und Beedenkirchen, gleich auf einander getriebenen Eisſchollen in wilder Unordnung in einer Richtung, die eine von dem Berge herabſtrömende Waſſerfluth nehmen würde, über einander hingeſtürzt, mit Recht von dem Volke das Felſenmeer genannt. Aus einem dieſer Blöcke iſt die hier liegende Rieſenſäule gehauen, 31 F. 8 Zoll lang und 4 F. 6 Zoll im größten Durchmeſſer. Mehrere halten dieſe Rieſenſäule, deren Gewicht über 61,000 Pfund betragen ſoll, für ein Werk des Mittelalters, Andere ſchreiben ſie den Römern zu. Dabei, etwas weiter oben, liegt der ſogenannte Rieſenaltar, ein Sienitblock von beinahe würfelförmiger Geſtalt, von 40 F. im Umfange und mit einer kleinen polirten Stelle, welcher wie man vermuthet, das Fußgeſtell der Säule werden ſollte. Nahe bei dem Dorfe Beedenkirchen iſt das ſogenannte Schiff, ein Stein von 48 F. Länge, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem Schiffe ſo genannt. Uebrigens iſt der Odenwald nicht reich an mineraliſchen Schätzen; ſie beſchränken ſich faſt bloß auf Eiſen, das in 2 Schmelzwerken und in 10 Hammerwerken verarbeitet wird, auf Kalkſtein und Sandſteine, die gute Quadern geben.

An der Weſtſeite des Odenwaldes zieht ſich die Bergſtraße hin, worunter man nicht allein die längs des Fußes des gegen die Rheinebene abfallenden Odenwaldgebirges hinlaufende, zum Theil mit Wallnußbäumen bepflanzte, ſchöne Kunſtſtraße, ſondern auch die ganze Gegend, welche ſie durchzieht, verſteht. Dieſe Bergſtraße, die ſüdlich von Darmſtadt bei Beſſungen anfängt und bis Heidelberg, ohngefähr in einer Länge von 7 Meilen ſich erſtreckt, gehört theils zum Großherzogthum Heſſen, theils zu Baden, berührt die Städte Zwingenberg, Bensheim, Heppenheim und Weinheim und mehrere ſchöne Dörfer und gehört zu den ſchönſten Gegenden Deutſchlands. Weſtlich wird die Bergſtraße von der ſchönen, mit Dörfern beſäeten Rheinebene und öſtlich von der terraſſenförmig ſich erhebenden erſten Bergkette des Odenwaldes begleitet, an deren Abhange und Fuße Reben mit Obſtbäumen aller Art, ſelbſt Pfirſich-, Mandel- und Kaſtanienbäumen wechſeln und deren Gipfel dichte Laubwaldungen tragen, aus welchen ſich die zum Theil noch wohl erhaltenen Ruinen vieler alten Ritterburgen erheben, und von denen man auf der einen Seite die herrlichſten Ausſichten auf die freundliche Ebene, durch welche der Rhein maleriſch ſich windet, und auf der andern auf das Labyrinth der Berge und Thäler des Odenwaldes hat. Unter den die Bergſtraße begleitenden Bergen des Odenwaldes erhebt ſich am meiſten der 1690 F. hohe Malchen oder Melibocus, öſtlich von Zwingenberg, wo das Gebirge am weiteſten in die Ebene gegen W. hereintritt. Dieſer Berg, der mit dem 80 F.

hohen weißen Thurme auf ſeinem Gipfel ſchon aus weiter Ferne dem Auge ſich zeigt, beherrſcht eine weite Strecke der Rheinebene und gewährt eine der ſchönſten Ausſichten, weshalb er auch von vielen Reiſenden beſtiegen wird. Die herrliche Rheinebene mit ihrer reichen Natur, durch welche ſich der Rhein windet und den Main aufnimmt, eine Menge von Städten, worunter Frankfurt, Mainz, Oppenheim, Worms, Frankenthal, Mannheim, Speyer ꝛc. und zahlloſe Dörfer entfalten ſich dem entzückten Auge. Gegen N., W. und S.W. ſchließen der Taunus, der Donnersberg, die Haardt und die Vogeſen die Ausſicht, gegen O. blickt das Auge auf das bunte Gewühl der waldigen Hügel und Berge des Odenwaldes, wo der hier und da aufſteigende Rauch die in den Windungen der Thäler verſteckten Ortſchaften verräth. In weiterer Ferne zeigen ſich die düſtern Wälder des Speſſart.

Darmſtadt, die Haupt- und Reſidenzſtadt, doch nicht die größte Stadt des Landes, liegt in einer ſandigen Ebene, und hat ſich ſeit der Vergrößerung des Landes außerordentlich vergrößert. Vor dem Lüneviller Frieden hatte ſie etwa 700 Häuſer mit 7000 E., jetzt zählt ſie über 1300 H. und mit dem Militär über 24,000 E. Die Altſtadt iſt finſter, enge und altmodiſch gebaut und hat vor ihren Thoren 3 Vorſtädte, worunter die Beſſunger Vorſtadt die ſchönſte iſt und ſich faſt an das anſehnliche Dorf Beſſungen anſchließt. Die Neuſtadt hingegen beſteht aus lauter wohlgebauten zum Theil ſehr ſchönen, maſſiven Häuſern und aus breiten, geraden, in rechten Winkeln ſich durchſchneidenden Straßen, unter welchen die 1018 Schritte lange Rheinſtraße und die 612 Schritte lange Neckarſtraße die ſchönſten ſind, doch ſtehen die Häuſer in denſelben meiſt einzeln, was dem Ganzen, bei aller Größe und Schönheit der einzelnen Gebäude, mehr ein ländliches Anſehn giebt. Drei ſchöne Thore führen in die Neuſtadt, worunter das Rheinthor das ſchönſte iſt und auf beiden Seiten Thorgebäude mit Joniſchen Säulen hat; die Vorhallen des Mainthores ruhen auf Doriſchen Säulen und die Thorhäuſer des Neckarthores nähern ſich in Bauart Griechiſch-Doriſchen Tempeln. Der ſchönſte Platz iſt der Luiſenplatz, welcher die Form eines Achtecks hat, von der Rhein- und Luiſenſtraße durchſchnitten wird und mit einem ſchönen Springbrunnen verziert iſt, deſſen Becken aus Gußeiſen beſteht.

Das großherzogliche Reſidenzſchloß iſt ein weitläuftiges Gebäude, mit einem trockenen, ausgemauerten Graben umgeben, ſtößt auf der einen Seite an den Parade- und auf der andern an den Marktplatz, und beſteht aus ſehr ungleichartigen Theilen. Der Großherzog bewohnt es nicht, ſondern einen Pallaſt am Luiſenplatze. Die Bauart des neuern Theiles des Schloſſes iſt im alten Franzöſiſchen Style, wovon der gegen den Marktplatz ſtehende Hauptflügel 400 F. und der Seitenflügel 230 F. lang iſt, iit

4 Etagen. Sehenswerth und bedeutend ſind die im Schloſſe befindlichen wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen, wozu die 120,000 Bände ſtarke Hofbibliothek, die in 9 Sälen aufgeſtellte Bildergallerie, beſonders reich an Werken aus der Niederländiſchen Schule, die Antikenſammlung in 2 Abtheilungen, wovon die erſtere eine Sammlung der Ruinen des alten Rom aus Korkholz und die zweite Gypsabdrücke der vorzüglichſten Antiken des Alterthums enthält; die in 10 Zimmern aufgeſtellte Sammlung von Kunſtwerken aus allen Jahrhunderten; das Münzkabinet, das ſehr reichhaltige Naturalienkabinet, die Sammlungen von Handzeichnungen, Kupferſtichen, Glasmalereien, Waffen, Kleidungsarten und von mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten gehören. — Das Theater oder Opernhaus, dem Schloſſe gegenüber iſt eins der ſchönſten Deutſchlands und erſt 1819 erbaut. Auf 6 koloſſalen Korinthiſchen Säulen, durch trefflich ausgeführte Bildhauerarbeit verziert, ruhet der Fonton des Gebäudes und bildet einen majeſtätiſchen Portikus. Dieſes Opernhaus faßt 2000 Perſonen, iſt im Italieniſchen Style erbaut und im Innern geſchmackvoll, doch ohne Ueberladung verziert. Drei Reihen Logen und eine Gallerie ſtehen über einander. Die unterſte Reihe wird von marmornen Säulen getragen. Das Parterre hat in ſeiner größten Breite 89, in der größen Tiefe 60 und in der größten Höhe 52 Fuß. — Ein merkwürdiges Gebäude iſt auch das Exercirhaus, das jetzt theils zur Reitſchule, theils zum militäriſchen Zeughauſe dienet, 319 F. lang, 151 breit und 89 F. hoch. Das Innere bildet einen einzigen Saal, deſſen Decke von keiner Säule getragen wird. Das Hängewerk, wodurch der Dachſtuhl getragen wird, iſt allgemein als ein wahres Meiſterwerk geſchätzt. — Zu den ſchönſten Gebäuden Darmſtadts gehört auch die 1827 eröffnete neue katholiſche Kirche, die durch ihre hohe Lage auf dem Riedeſelsberge emporragt und von allen Seiten geſehen werden kann. Eine ſchöne Rotunde mit 28 Korinthiſchen Säulen von 43 F. Höhe bildend macht dieſer großartige Bau durch ſeine edle Einfachheit und die Uebereinſtimmung ſeiner Verhältniſſe einen überraſchenden Eindruck auf den Beſchauer. Der Durchmeſſer des Gebäudes beträgt 162 und der Durchmeſſer der über den Säulen und über der ringsumher führenden Gallerie ſich wölbenden herrlichen Kuppel beträgt 115 F. und eben ſo viel Höhe vom Fußboden bis an das einzige koloſſale Fenſter in der Mitte der Kuppel, durch welches das Licht hineinfällt. Der einzige Mißſtand bei dieſer ſchönen Kirche ſcheint zu ſeyn, daß ſie für das Bedürfniß der nur 2000 Seelen zählenden katholiſchen Gemeinde zu groß iſt. Unter den Darmſtadt umgebenden Gärten nennen wir nur den Schloßgarten, auch das Bosquet oder der Herrngarten genannt, in Engliſchem Geſchmacke angelegt und reich an anmuthigen Partien. In der Nähe von Darmſtadt iſt die Roſen-

höhe, ein kleines großherzogl. Luſtſchloß mit einem im Engliſchen Geſchmack angelegten Garten, der herrliche Partien, mehrere ſchöne Gartenhäuſer und eine Kapelle enthält.

Die größte Stadt des Großherzogthums iſt Mainz, zugleich eine der ſtärkſten Feſtungen, die es giebt und eine wahre Vormauer Deutſchlands gegen Frankreich, erfordert aber wegen des außerordentlichen Umfanges der Feſtungswerke zur Vertheidigung beinahe eine Armee. Die Werke finden wenige ihres Gleichen und werden, was Kunſt anbelangt, vielleicht von keinen übertroffen. Das Hauptwerk wird von der hoch gelegenen Citadelle gebildet, und das Hauptaußenwerk von Mainz iſt der Hauptſtein auf dem Hardenberge, ein allen übrigen Werken weit vorſpringendes Feſtungswerk. Auch die Mainz gegenüber, am linken Rheinufer gelegene Stadt und Feſtung Kaſtel, dient mit zur Vertheidigung von Mainz und iſt gleichſam der Brückenkopf deſſelben; indem von Kaſtel über den mächtigen Rheinſtrom eine auf 49 Pontons ruhende, 1566 Rheiniſche Fuß lange Schiffbrücke nach dem am linken Rheinufer gelegenen Mainz führt und dieſe beiden Städte und Feſtungen mit einander verbindet. Mainz in einer der ſchönſten Gegenden des Rhein gelegen, breitet ſich an dieſem Strome in Form eines Halbzirkels aus und präſentirt ſich von Weitem mit ſeinen vielen anſehnlichen Gebäuden und Thürmen auf eine vortheilhafte Weiſe; und in der Nähe vereinigt ſich der anſehnliche Main mit dem Rhein. Das Innere der Stadt entſpricht der Erwartung des Reiſenden nicht, welche dieſelbe von Weitem erweckt. Die meiſten Straßen ſind enge, finſter und krumm, beſonders diejenigen, welche dem Rhein zunächſt laufen und unter den Häuſern finden ſich zwar manche ſchöne, aber die meiſten ſind altmodiſch gebaut. Unter den regelmäßigern und breitern Straßen zeichnen ſich die große Bleiche aus, die vom Schloßplatze in gerader Richtung bis zum Thore 800 Schritte lang zieht und mit ſchönen Häuſern beſetzt iſt. Der Schloß- oder Paradeplatz, jetzt der Parade- und Exercirplatz der Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Beſatzung, und von dem Freihafen, der St. Peterskirche, dem großherzoglichen Pallaſte und dem Geſchützgarten umgeben und ein großes Quadrat bildend, iſt der vorzüglichſte unter den 27 öffentlichen Plätzen der Stadt, welche jetzt 2200 Häuſer und ohne das Militär 31,000 E. hat. Auf dem Gutenbergsplatze, in der Mitte der Stadt, ſteht das bei der vierten Sekularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt 1837 enthüllte, nach Thorwaldſens herrlichem Modell gearbeitete Denkmal Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunſt, nämlich eine in Crozatiers zu Paris Werkſtätte gegoſſene Statüe, welche Gutenberg darſtellt, wie er in der rechten Hand einen Bund beweglicher Lettern und in der linken das erſte von ihm gedruckte Werk, die Bibel hält. Das Fußgeſtell iſt aus Marmor

und an demſelben befinden ſich 2 Basreliefs und 2 Inſchriften. Von den Kirchen dieſer Stadt ſind die ſehenswertheſten: 1) Die Domkirche, 356 F. lang und 140 breit, mit 6 Thürmen, von welchen der Hauptthurm 390 F. hoch iſt, 14 Altären und 20 Nebenkapellen, worunter ſich eine unterirdiſche befindet, und vielen Grabmonumenten. Das Gewölbe der Kirche wird von 56 Pfeilern getragen. 2) Die St. Ignatiuskirche, die ſchönſte Kirche in Mainz und erſt 1778 vollendet, deren Decke mit trefflichen Gemälden geziert iſt, welche Begebenheiten aus dem Leben des heil. Ignatius darſtellen. Dieſe Kirche hat keinen Thurm. 3) Die St. Peterskirche, mit zwei ſchönen Thürmen, die ſich an beiden Seiten der Façade erheben und das ſchönſte harmoniſche Geläute in Mainz enthalten. Das Innere dieſer ſonſt ſchönen Kirche iſt mit Malereien und Zierathen überladen. — Bei dem ¼ Stunde von Mainz entfernten Dorfe Zahlbach, ſieht man noch die Ruinen einer von den alten Römern angelegten Waſſerleitung, welche in 59 oder 62 ſteinernen Pfeilern beſtehen, von denen noch mehrere gegen 30 F. hoch ſind.

Die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg.

Die Geſchichte des Heſſen-Homburgiſchen Hauſes ſehe der Leſer unter Kurheſſen.

Die freie Stadt Frankfurt am Main.

Dieſe uralte Reichsſtadt war vor der Auflöſung der Deutſchen Reichsverfaſſung die gewöhnliche Wahl- und Krönungsſtadt der Deutſchen Kaiſer, und iſt jetzt der Sitz der Deutſchen Bundesverſammlung, wodurch die durch ihr Alterthum, ihren Handel und Meſſen wichtige Stadt einen neuen Glanz gewonnen hat. Namen und Urſprung erhielt Frankfurt vermuthlich durch die Franken im 5. Jahrhunderte, die hier eine bequeme Main-Ueberfuhrt fanden. Sachſenhauſen, dieſen kleinern Theil des jetzigen Frankfurt, ließ dann Karl der Große durch dahin verſetzte Sachſen begründen. Karl der Große legte in Frankfurt einen königlichen Pallaſt an und hielt in demſelben 794 eine große Kirchenverſammlung. Ludwig der Fromme, der Sohn deſſelben, wählte ſich Frankfurt zum Wohnſitz und baute, da wo jetzt der Saalhof ſteht, einen größern Pallaſt, und ließ Frankfurt mit Mauern und Graben umgeben. Ihm und ſeinem Vater verdankt alſo Frankfurt die Grundlagen ſeiner nachmaligen Bedeutendheit. Nach dem Verduner Theilungsvertrage 843 wurde es die Hauptſtadt des Oſtfränkiſchen oder Deutſchen Reichs, und Ludwig der Deutſche, der hier

wohnte, erweiterte um das J. 850 die Stadt. Wiewohl nach dem Tode dieſes Fürſten Frankfurt den Deutſchen Königen aus den verſchiedenen Dynaſtien nicht mehr zur beſtändigen Reſidenz diente, ſo erhielt es doch von den ſpätern Königen und Kaiſern immer mehr Vergünſtigungen. Kaiſer Friedrich II. ſtiftete 1240 die Herbſtmeſſe und Ludwig der Baier hob durch Stiftung der Oſtermeſſe 1330 und durch die zweite Erweiterung 1333 die blühende Stadt, die ſchon früher (1254) die Reichsunmittelbarkeit erhalten hatte, indem ihr der Kaiſer Wilhelm die Verſicherung ertheilte, daß ſie nie vom Reiche verpfändet oder veräußert werden ſollte. Unter Karl IV., der durch die goldene Bulle Frankfurt förmlich zur Wahlſtadt des Reichs beſtimmte, erhielt es auch das Recht, die bisher von den Kaiſern eingeſetzten Schultheißen ſelbſt wählen zu können und 1390 bekam ſchon die Stadt ihren jetzigen Umfang, indem der auf dem linken Mainufer gelegene Theil oder Sachſenhauſen in den Umfang ihrer Mauern gezogen wurde. Im Weſtphäliſchen Frieden wurden ihr alle bis dahin vom Kaiſer und Reich ertheilte Rechte und Freiheiten beſtätigt. Von 1763 bis 1791 war Frankfurts goldene ruhige Zeit, deren Früchte der Franzöſiſche Revolutionskrieg zerſtörte. In den langen Kämpfen, welche die Franzöſiſche Revolution veranlaßte, wurde das friedliche Frankfurt oft heimgeſucht, und das Jahr 1796 koſtete dem Gemeinweſen 10 Millionen Fl. Die Bürgerſchaft, wetteifernd in Liebe und Treue gegen ihre Verfaſſung, ſcheute kein Opfer. Als 1803 durch den Reichsdeputationsreceß faſt alle Reichsſtädte ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, blieb Frankfurt Reichsſtadt und erhielt überdies alle in der Ringmauer der Stadt und in ihrem Gebiete belegenen geiſtlichen Beſitzungen, allein 1806 bei der Stiftung des Rheinbundes ging ihre Unmittelbarkeit und Unabhängigkeit verloren, ſie kam an den Fürſt Primas, und wurde 1810 die Hauptſtadt des in demſelben Jahre von Napoleon geſchaffenen Großherzogthums Frankfurt, welches außer Frankfurt, vornehmlich die Fürſtenthümer Aſchaffenburg, Hanau und Fulda begriff, und nach der Leipziger Völkerſchlacht wieder aufgelöſet wurde, worauf Frankfurt ſeine Unabhängigkeit zurück erhielt, und vermöge des Wiener Kongreſſes 1815 unter die Zahl der 4 in Deutſchland fort beſtehenden freien Städte und unter die Mitglieder des Deutſchen Bundes aufgenommen, auch zugleich zum Sitz der Deutſchen Bundesverſammlung beſtimmt wurde.

Frankfurt liegt zu beiden Seiten des Main, mit dem weit größern Theile auf dem rechten und dem kleinern (Sachſenhauſen) auf dem linken Ufer, im herrlichen Mainthale, welches nördlich von einer ſanft aufſteigenden Höhe, die ſich zur Friedberger Warte hinanzieht, und ſüdlich von dem ſteilern Sachſenhäuſer und Mühlberge begränzt wird. Schöne Land- und zum Theil im edelſten Geſchmack angelegte Gartenhäuſer, reiche Getreidefluren, Obſt, Ge-

müſe- und Weingärten umgeben die Stadt, zu der von allen Seiten ſchöne Kunſtſtraßen führen. Am vortheilhafteſten zeigt ſich die Stadt dem ankommenden Fremden von den Höhen der Friedberger und Sachſenhäuſer Wartthürme. Eine 380 Schritte lange und 11 breite, auf 14 Bogen ruhende ſteinerne Brücke, von welcher man eine reizende Ausſicht hat, verbindet die beiden Stadttheile mit einander.

Unter den Thoren ſind am geſchmackvollſten das Bockenheimer und Obermainthor, im Griechiſchen, das Allerheiligenthor im Italieniſchen und das Ave-, oder Affenthor, im Toskaniſchen Style erbaut. An die Stelle der ehemaligen Feſtungswerke ſind in neuern Zeiten geſchmackvolle Anlagen getreten, die in breiten, ſchattigen Luſtgängen, grünen Raſenſtrecken, duftigen Blumenbeeten, blühenden Geſträuchen und ſchattigem Gebüſche beſtehen und einen ſehr anmuthigen Spaziergang um die Stadt gewähren. Die Bauart von Frankfurt iſt zwar im Allgemeinen nicht ſchön und regelmäßig, denn es giebt noch eine Menge alter, krummer, enger und finſterer Gaſſen und Gäßchen und altmodiſcher Häuſer; aber doch fehlt es auch nicht an breiten, anſehnlichen Straßen und Plätzen mit geſchmackvollen, pallaſtähnlichen Häuſern; und beſonders ſind in den neueſten Zeiten viele in einem edlen und guten Style erbaute Häuſer entſtanden, vorzüglich in den unter dem Namen der ſchönen Ausſicht bekannten, neu angelegten Straßen längs des Mains, ſo daß Frankfurt wohl unter den 4 freien Städten Deutſchlands den Rang der ſchönſten behauptet. Die prächtigſte Straße Frankfurts iſt die zwar nicht ganz gerade laufende, aber breite, 750 Schritte lange und mit ſtattlichen zum Theil pallaſtmäßigen Gebäuden beſetzten Straße, die Zeil genannt, worunter ſich das, mit einem Aufwande von ½ Mill. Gulden erbaute, ehemals Schweizeriſche genannte Haus, jetzt in das Hotel de Ruſſie, einen der beſten Gaſthöfe Europas (überhaupt ſtehen die Frankfurter Gaſthöfe durch ihre innere Einrichtung, ihre Eleganz, ihre Wirthstafeln und ſchnelle und prompte Bedienung als Muſter und Norm für alle Gaſthäuſer Deutſchlands im wohlverdienten Rufe) umgeſchaffen, und das ehemalige Hotel des rothen Hauſes, welches vor einigen Jahren von der Gräfin Reichenbach-Leſſowitz erkauft wurde und 1837 wieder von derſelben verkauft worden iſt für die Summe von 350,000 Fl., um zu dem Oberpoſtamtsgebäude eingerichtet zu werden, vorzüglich auszeichnen. Auch verdient noch der Thurn- und Taxiſche Pallaſt in der Eſchenheimer Straße bemerkt zu werden, welcher der Sitz des Bundestages iſt, und 140 mit Pracht und Geſchmack verzierte Gemächer enthält. — Auf dem Liebfrauenberge, einem öffentlichen Platze Frankfurts, ſteht das große Haus Braunfels, das während der Meſſen beſonders zum Verkauf der Luxuswaaren dient und der adeligen Geſellſchaft des Hauſes Frauenſtein

gehört. Kaiſer Maximilian eröffnete in dieſem Gebäude das hernach nach Wetzlar verlegte Reichskammergericht.

Unter den öffentlichen Gebäuden muß beſonders der Römer oder das Rathhaus, auf dem Platze der Römerberg genannt, angeführt werden, ein großes Gebäude, mit hohen altfränkiſchen Giebeln und überhaupt von einer ſehr verſchiedenen unregelmäßigen Bauart, jedoch hiſtoriſch merkwürdig; denn man zeigt hier noch das Wahlzimmer, in welchem vormals die Kurfürſten oder ihre Geſandten zur Wahl des neuen Deutſchen Kaiſers ſich verſammelten, und das jetzt zu Sitzungen des Senates dient; ferner den Kaiſerſaal, wo der neugekrönte Kaiſer, von Reichsgrafen bedient, ſpeiſte, während die Reichs-Erzbeamten ihre Dienſte verrichteten. So ritt z. B. der Reichserzmarſchall (Kurſachſen) zu einem auf dem Römerberge aufgeſchütteten Haufen Hafer, füllte ein kleines ſilbernes Maaß und überreichte es dem Kaiſer, worauf der übrige Hafer dem Volke preisgegeben wurde; der Erzkämmerer (Kurbrandenburg) ſchöpfte einen Becher mit Waſſer zum Waſchen von dem mitten auf dem Platze ſtehenden Spingbrunnen; der Erztruchſeß (Kurpfalz) ging nach der auf dem Markte erbauten Küche, wo ein ganzer Ochſe gebraten wurde, ſchnitt davon ein Stück ab und trug es auf die kaiſerliche Tafel, worauf der gebratene Ochſe mit dem ganzen Gebäude dem Volke preisgegeben ward; der Erzſchatzmeiſter (Kurbraunſchweig-Lüneburg oder Hannover) warf Krönungsmünzen unter das Volk und der Erzſchenk (Böhmen) verrichtete erſt bei der Tafel ſein Amt, indem er dem Kaiſer den erſten Trunk reichte. Dieſer ſpeiſte allein, und während der Mahlzeit floß aus einem neu erbauten Springbrunnen für das Volk rother und weißer Wein. Beide Säle ſind zum Theil mit alten Gemälden der Deutſchen Könige und Kaiſer ausgeziert. In einem Gemache des Römer wird die Stadtregiſtratur aufbewahrt, in welcher die goldene Bulle oder das von Karl VI. 1356 erlaſſene Reichsgrundgeſetz, ein koſtbares, aus 45 Pergamentblättern beſtehendes Manuſkript, das von ſeinem von Goldblech überzogenen Siegel den Namen, die goldene Bulle erhalten hat, das Hauptſtück ausmacht. Ein anderes merkwürdiges Gebäude iſt der Dom oder die St. Bartholomäikirche, wo ſonſt die Deutſchen Kaiſer gewählt und gekrönt wurden, ein einfaches, im Gothiſchen Style aufgeführtes Gebäude, 346 Fuß lang und 216 breit, in welchem ein ſchwarzgrauer, viereckiger Stein, auf dem man einen Ritter in voller Rüſtung erblickt, das 1352 errichtete Grabmal des Deutſchen Königs Günther von Schwarzburg bezeichnet. Der am Dom ſich erhebende Thurm von Gothiſcher Bauart iſt 260 Fuß hoch, und oben mit einer Gallerie verſehen, von welcher man eine herrliche Ausſicht auf die Stadt und auf das Mainthal bis zu den es umſchließenden Höhen hat, und in der Ferne gegen N. O. den Vogelsberg, gegen S. den Odenwald

Speſſart und Donnersberg und gegen N. W. den Taunus erblickt. — Der Bau der lutheriſchen Hauptkirche, welcher ſchon 1796 begann, aber eine lange Reihe von Jahren nicht fortgeſetzt wurde, iſt nun vollendet, und dieſe von Quadern im großartigen Style erbaute Kieche, ſonſt Barfüßer- jetzt Paulskirche genannt, iſt 1833 eingeweihet worden, und enthält eine vortreffliche Orgel mit 74 Stimmen, wovon die beiden größten Pfeifen 32 Fuß hoch ſind. Die Wirkung des vollen Werkes iſt majeſtätiſch.

Eine vorzügliche Merkwürdigkeit Frankfurts iſt auch die Senkenbergiſche Stiftung. Nämlich ein Arzt daſelbſt, Johann Chriſtian Senkenberg, beſtimmte ſein beträchliches Vermögen theils zu einem mediziniſchen Inſtitute, worin die Anatomie und Botanik gelehrt werden, und welches ein anatomiſches Theater mit Sammlungen und einen botaniſchen Garten begreift, theils zu einem Krankenhauſe, das aber noch durch andere Vermächtniſſe ſo vergrößert worden iſt, das es jetzt über 60 Kranke aufnehmen kann. In dem großen Garten des Hoſpitals findet man durch ein einfaches Denkmal das Grab des wohlthätigen Stifters bezeichnet, der bei dem Bau dieſer wohlthätigen Anſtalt durch einen unglücklichen Zufall 1770 den Tod fand und alſo nicht die Vollendung ſeiner Stiftung erlebte. — Eine merkwürdige Stiftung iſt auch die Städelſche, indem 1816 ein Banquier zu Frankfurt ſeine ſehr bedeutende Kupferſtich- und Gemäldeſammlung, ſeine Häuſer und ein Kapital von 1,200,000 Fl. zur Begründung eines Inſtituts vermachte, welches nicht nur die Förderung der Kunſt im Allgemeinen, ſondern auch die Bildung junger Künſtler durch angemeſſene Unterſtützung zur Abſicht hat. — Die 80,000 Bände ſtarke Stadtbibliothek, ſeit 1825 in einem neuen ſehr geſchmackvollen Gebäude, das mit ſeinen Korinthiſchen Säulen am Haupteingange, der Stadt zu einer großen Zierde gereicht, iſt allen Bürgern Frankfurts zum Gebrauche geöffnet. Außer dieſer Bibliothek verdient das naturhiſtoriſche Muſeum der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft eine Auszeichnung. Es iſt in einem eigenen Gebäude in 2 Sälen und 4 Zimmern aufgeſtellt, ſehr reichhaltig und verdankt hauptſächlich ſeine koſtbarſten und ſeltenſten Stücke den berühmten Reiſenden Freireiß und Rüppel, die beide geborene Frankfurter ſind. — Außerhalb der Stadt, vor dem Friedberger Thore bemerkt man das aus eroberten Franzöſiſchen Kanonen gegoſſene und auf einem künſtlichen Felſen von Baſaltſteinen ruhende Monument, welches zum Andenken der bei der Eroberung von Frankfurt im J. 1792 gebliebenen Deutſchen Krieger errichtet worden iſt. — Unter den vielen ſchönen Gärten zeichnen ſich vorzüglich die der Herren von Bethmann, von Rothſchild, von Salzwedel und von Holzhauſen aus. Der Rothſchildſche iſt durch ſeinen Reichthum an Pflanzen ein Gegen-

ſtand der beſondern Aufmerkſamkeit der Botaniker; der von Holzhauſenſche iſt in Engliſchem Style angelegt und gleicht einem weiten Parke. Unter den nahen Vergnügungsörtern Frankfurts iſt das einer Stadt gleichende, ſchöne Dorf Bornheim der beſuchteſte. Die Kirchweihe und das Lerchenfeſt oder der Lerchenherbſt (am dritten Tage der Weinleſe), auch der Mittwoch nach Pfingſten ſind Tage, welche den Frankfurtern und der Umgegend als Volksfeſte gelten und dieſes Dorf mit einer großen Menge von Vergnügung ſuchenden Menſchen füllen.

Das Herzogthum Naſſau.

Das Haus Naſſau leitet, nach der gewöhnlichen Annahme, ſeinen Urſprung von des Deutſchen Königs Konrad I. Bruder, Otto, Herrn zu Laurenburg ab, welcher im Anfange des 10. Jahrhunderts lebte. Jedoch erſcheinen erſt 1124 in Urkunden Ruprecht I. und Arnold I., Nachkommen dieſes Otto, als Grafen von Laurenburg. Allein erſt Walram I. (ein Sohn des erſtern) und Ruprecht II. (ein Sohn des letztern) bekamen das Schloß Naſſau in ihren Beſitz, und nannten ſich um das Jahr 1159, ſtatt Grafen von Laurenburg, nun Grafen von Naſſau, indem ſie gemeinſchaftlich regierten. Ruprecht II. ſtarb ohne Erben und ſo ward Walram I. alleiniger Beſitzer der Naſſauiſchen Güter, und hinterließ einen Sohn Heinrich den Reichen, deſſen beide Söhne Walram II. und Otto die väterlichen Beſitzungen 1255 ſo theilten, daß jener, (der ältere Sohn) die ſüdlichen und dieſer, (der jüngere Sohn) die nördlichen Beſitzungen bekam. Und ſo entſtanden die zwei noch blühenden Linien des Naſſauiſchen Hauſes, die Walramiſche und die Ottoniſche. Von der letztern, welche 1531 durch Heirath und Erbſchaft, auch das Fürſtenthum Orange (Oranien) im jetzigen Franzöſiſchen Departement der Vaucluſe erhielt, ſtammen die Fürſten von Naſſau-Oranien oder die jetzigen Könige der Niederlande (ſ. S. 287), und von der Walramiſchen ſtammen die gegenwärtig regierenden Herzoge von Naſſau.

Walram II. der Stifter der Walramiſchen Linie, die uns hier allein intereſſirt, hatte zu ſeinem Nachfolger Adolph, der 1292 ſogar zur Würde eines Deutſchen Kaiſers ſtieg, aber ſchon 1298 ſie zugleich mit ſeinem Leben in der Schlacht von Gellheim durch ſeinen Gegenkaiſer, Albrecht von Oeſterreich verlor. Seine Enkel Adolph II. und Johann ſtifteten abermals 2 Linien, jener die Linie von Idſtein und Wiesbaden, die 1605 erloſch; dieſer die Linie zu Weilburg. Letzterer, der durch zweimalige Verheirathung ſeine Beſitzungen mit den Herrſchaften Mehrenberg und Gleiberg, dem Hüttenberge und der Grafſchaft Saar-

brück vermehrte, auch das Amt Kirchberg erwarb, erhielt 1366 vom Kaiſer Karl IV. die Würde eines gefürſteten Grafen, ohne daß weder er noch ſeine Nachkommen davon Gebrauch machten. Sein Sohn Philipp I. erwarb Kirchheim, Stauf, Polanden und Reichelsheim, doch blieben alle dieſe Beſitzungen nicht lange unter einem Herrn vereinigt; denn ſeine Söhne Philipp II. und Johann II. theilten ſie unter ſich und ſtifteten zwei neue Linien, der erſtere die Weilburgiſche, der letztere die Saarbrückſche. Dieſe, zu welcher Johann Ludwig, ein Sohn Johanns II. durch Heirath die Grafſchaft Saarwerden und die Herrſchaft Lahr gebracht hatte, erloſch 1574 und ihre Hinterlaſſenſchaft fiel an die Grafen Albrecht und Philipp IV. von der Weilburgiſchen Linie. Von dieſer ſetzte bloß Albrecht den Stamm fort und hinterließ einen Sohn, Ludwig II., welcher, da auch 1605 die Linie von Idſtein und Wiesbaden ausgeſtorben war, ſämmtliche Beſitzungen der Walramiſchen Linie unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, und als der neue Stammvater des Naſſauiſchen Hauſes älterer Linie anzuſehen iſt. Seine drei Söhne gründeten drei neue Linien, nämlich Wilhelm Ludwig die Saarbrückſche, Johann die Idſteinſche und Ernſt Kaſimir die Weilburgiſche. Von dieſen erloſch die Idſteinſche ſchon 1721 und die Saarbrückſche, die ſich 1735 wieder in 2 Nebenlinien (Saarbrück-Uſingen und Saarbrück-Saarbrück) getheilt hatte, in der Saarbrück-Saabrückſchen 1797 und in der Saarbrück-Uſingenſchen 1816. Die von Ernſt Kaſimir aber geſtiftete Weilburgiſche Linie blüht noch fort und iſt ſeit 1816 im alleinigen Beſitze des ganzen jetzigen Herzogthums Naſſau. Kaiſer Karl IV. hatte zwar ſchon 1366 dem Grafen Johann die Würde eines gefürſteten Grafen ertheilt; aber erſt 1688 machten die Grafen von Naſſau-Uſingen und von Naſſau-Idſtein Gebrauch von der durch den Kaiſer Leopold beſtätigten fürſtlichen Würde, und die Grafen von Naſſau-Weilburg nannten ſich erſt 1737 Fürſten. 1738 führte die Walramiſche Linie das Recht der Erſtgeburt ein und 1783 ſchloſſen die beiden Hauptlinien des Geſammthauſes Naſſau, (die Walramiſche und Ottoniſche) einen Haus- und Erbvertrag, dem zu Folge alle Theilungen künftig aufhören ſollten und die Erbfolge ſicher geſtellt wurde. Der Beſitzſtand des Naſſauiſchen Hauſes hat in neuern Zeiten große Veränderungen erlitten; doch beſchränken wir uns hier darauf, nur die Gebietsveränderungen der Walramiſchen Linie des Hauſes Naſſau anzugeben, woraus das gegenwärtige Herzogthum Naſſau hervorgegangen iſt, wobei wir bemerken, daß daſſelbe weit größer geworden iſt, als vor dieſer Periode die geſammten Beſitzungen dieſer Walramiſchen Linie waren, indem dieſe etwa 38 Q. M. mit 130,000 E. begriffen, dagegen das Herzogthum Naſſau gegenwärtig 85 Q. M. mit 374,000 Menſchen enthält. Dieſe Gebietsveränderungen ſind vorzüglich folgen-

be: 1799 fiel die Grafſchaft Sayn-Hachenburg an Naſſau-Weilburg, welches aber durch den Lüneviller Frieden 1801 die Herrſchaft Kirchheim und Stauf, ⅓ von der Grafſchaft Saarwerden und von der Voigtei Herbitzheim und das Amt Alſenz an Frankreich verlor. Noch mehr verlor Naſſau-Uſingen durch dieſen Frieden an Frankreich, nämlich die ganze Erbſchaft der 1797 ausgeſtorbenen Linie Saarbrück-Saarbrück, als die Grafſchaft Saarbrück, Herrſchaft Ottweiler, ⅔ der Grafſch. Saarwerden und der Voigtei Herbitzheim und noch einige andere Landſtriche; außerdem mußte es an Baden die Herrſchaft Lahr abtreten. Für dieſen Gebietsverluſt erhielten beide Fürſten von Naſſau-Weilburg und Uſingen, 1803 vermöge des Reichsdeputationsbeſchluſſes, bedeutende und weit beträchtlichere Entſchädigungen; nämlich Weilburg bekam den auf dem rechten Rheinufer belegenen Reſt des Kurfürſtenthums Trier; und Uſingen: 8 Mainziſche Aemter und die Beſitzungen des Mainzer Domkapitels auf dem rechten Rheinufer, ein Paar Aemter des Kurfürſtenthums Cöln, das Pfälziſche Amt Kaub, mehrere Heſſen-Darmſtädtiſche Aemter, die Grafſchaft Sayn-Altenkirchen und noch einige kleinere Landſtrecken. Durch den Beitritt 1806 zum Rheinbunde erhielt der Fürſt von Naſſau-Uſingen, als Senior des Hauſes, die herzogliche Würde und alle in den Naſſauiſchen Beſitzungen eingeſchloſſenen oder an dieſelbe ſtoßenden ritterſchaftlichen Beſitzungen, und außerdem die Souveränität über die Beſitzungen der Fürſten von Wied-Runkel und Neuwied, über die Grafſchaft Holzappel, Herrſchaft Schaumburg, das Fürſtenthum Dietz und über noch 2 Aemter des Naſſau-Oraniſchen Hauſes und über einen Theil der Grafſchaften Solms. Doch mußte er die von Cöln erhaltenen Aemter und die Ortſchaften Kaſtel und Koſtheim bei Mainz an Frankreich abtreten. Noch in demſelben Jahre 1806 erklärten Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg ihre ſämmtlichen Beſitzungen zu einem vereinten, untheilbaren, ſouveränen Herzogthum, mit Aufhebung des bisherigen Unterſchieds zwiſchen beiden Naſſauiſchen Linien-Uſingen und Weilburg, ſo daß in Zukunft alle Beamten nur Herzoglich-Naſſauiſch ſich ſchreiben ſollten. 1815 traten beide Naſſauiſchen Häuſer zu dem Deutſchen Bunde, und ſchloſſen mit Preußen einen Vertrag, wonach ſie dieſem den nördlichſten Theil ihres Landes von Ehrenbreitſtein an bis ohngefähr zum Fluſſe Sieg überließen und dafür die Fürſtenthümer Dietz (worüber Naſſau ſchon früher die Landeshoheit bekommen hatte), Hadamar und Dillenburg nebſt der Herrſchaft Beilſtein, die Herrſchaften Weſterburg und Schadeck und die niedere Grafſchaft Katzenellenbogen erhielten. Zugleich war durch den Wiener Kongreß feſtgeſetzt worden, daß der zwiſchen der Ottoniſchen und Walramiſchen Linie 1783 errichtete Haus- und Erbvertrag ferner beſtehen und in Hinſicht der Ottoniſchen Linie auf das Großherzogthum Luxemburg übertragen werden ſollte. Im

J. 1816 erloſch mit Herzog Friedrich Auguſt die Naſſau-Uſingenſche Linie und ſeit dieſer Zeit hat das Herzogthum Naſſau nur einen Herrn, der von der noch blühenden Naſſau-Weilburgiſchen Linie ſtammt, und ſich Herzog von Naſſau nennt. Der jetzt regierende Herzog heißt Wilhelm (Georg Auguſt Heinrich Belgicus). Eine landſtändiſche Verfaſſung erhielt das Herzogthum ſchon in den Jahren 1814 und 1815.

Der Taunus (auch die Höhe genannt) iſt das merkwürdigſte Gebirge des Herzogthums Naſſau. Er verbreitet ſich mit ſeinen Nebenzweigen und Vorbergen über den ſüdlichen Theil dieſes Herzogthums, der zwiſchen dem Main, Rhein und der Lahn liegt, und iſt ein anſehnliches, in ſeiner geſammten Ausdehnung wohl 24 Stunden langes, mit Wald bedecktes Gebirge, welches ſchon außerhalb dieſes Herzogthums, in der Gegend von Wetzlar ſich aus dem Lahnthale erhebt, und Anfangs als ein mäßig hoher Bergrücken, die Weſtſeite der Wetterau begränzend, bei Butzbach und Friedberg im Großherzogthum Heſſen ſich hinzieht, dann in ſüdweſtlicher Richtung durch die Landgrafſchaft Homburg, bei der Hauptſtadt derſelben und das Herzogthum Naſſau, über Oberurſel, Kronberg, Königſtein, Eppſtein zum Schlangenbade fortläuft; von da wird es durch ein kleines Nebenthal unterbrochen und ſetzt unter dem Namen des Rheingaugebirges fort, und endigt bei Rüdesheim und Lorch am Rhein, indem ſein ſüdlicher Abfall daſelbſt den Rheingau bildet; doch begleiten von da ſeine Vorberge den Rhein noch weiter und erſtrecken ſich bis an die niedere Lahn. Die Hauptkette des Taunus läuft ziemlich lange parallel mit dem Main und Rhein, doch von dem erſtern meiſtens in einer Entfernung von 4 Stunden; dem Rheine aber nahet ſie ſich immer mehr und mehr, bis zuletzt ihre Vorberge das rechte Ufer deſſelben bilden. Auf der Südſeite iſt das Gebirge ziemlich ſteil und erhebt ſich ſehr bedeutend über die Ebenen der Nidda und des Main und gewährt von dieſer Seite aus einen äußerſt maleriſchen Anblick, denn man erblickt hier nicht nur ſeinen obſt- und rebenreichen mit vielen Ortſchaften und Burgen geſchmückten Abhang, ſondern überſieht auch die Hauptgebirgskette in ihrer ganzen Ausdehnung. Auf der Nordſeite hingegen fällt das Gebirge nicht ſo ſteil und tief ab, ſondern hängt mit einer Menge, zum Theil weit auslaufender Vorberge, die ſich nach dem Lahn- und Rheinthale hinziehen, zuſammen. Die auf dem Taunus entſpringenden Gewäſſer fließen theils ſüdlich in die Nidda, den Main und Rhein, theils nördlich in die Lahn; doch haben die letztern einen längeren Lauf. Das Taunusgebirge iſt nicht ſowohl durch ſeine Höhe merkwürdig, denn dieſe ſteigt mit ſeinen höchſten Punkten nur zu 2400 bis 2600 F., ſondern durch die Menge ſeiner Mineralquellen (deren es, ohne die unzähligen, die noch ungekannt in einſamen Thälern ſprudeln, mehr als 40 giebt, unter welchen *viele* ſind

die zu den berühmteſten Deutſchlands gehören, und wovon die nördlichen mehr ſtahl- und eiſenartig und die ſüdlichen mehr an Salz, Schwefel und Wärmeſtoff reich ſind); durch ſeine Obſthaine, die vorzüglich an dem ſüdlichen Abfalle gegen den Main ſich ausbreiten und worunter auch viele Mandel- und Kaſtanienbäume, namentlich in der Gegend von der Stadt Kronberg, die in einer der reizendſten Gegend des Taunus und in einer der ſchönſten Deutſchlands liegt; durch die zahlreichen Rebenhügel, die an ſeinen ſüdlichen Abhängen gegen den Rhein ſich erheben und die edelſten Rheinweine erzeugen; und durch die zum Theil auf dieſem Gebirge noch ſichtbaren Steinringwälle der alten Deutſchen, den Römiſchen Pfahlgraben, der es nördlich umzog, und die Römiſchen Verſchanzungen, worunter beſonders auf den hohen Gebirgsrücken des Taunus die von Homburg 1 Stunde entfernte Saalburg, ein mit Doppelwällen umzogenes Römerkaſtell, das ein 280 Schritte langes und 180 breites Viereck bildet, und die Kapersburg, 1 Stunde nordöſtlich von der Saalburg, gleichfalls ein Römerkaſtell mit noch ſichtbaren Wallgräben und Steintrümmern ſich auszeichnen. Die höchſten Punkte des Taunus findet man in dem mit dem Main parallel laufenden Theile des Gebirges, und dieſe ſind der große und kleine Feldberg, jener 2605, dieſer 2458 und der Altkönig 1400 F. hoch, durch erhabene Rücken mit einander verbunden. Der große Feldberg, deſſen Gipfel zu Heſſen-Homburg gehört, iſt die höchſte Spitze des ganzen Gebirges, 2350 F. über der Mainfläche erhaben, und nur durch eine Vertiefung von dem Altkönig und durch einen niedrigen Bergrücken von dem kleinen Feldberg getrennt. Von Königſtein führt ein angenehmer, nicht ſehr ſteiler Weg, meiſtens durch ſchöne Waldung zum Gipfel des Berges, welcher aus einer an 100 Morgen großen, von Bäumen und Geſträuchen entblößten nur mit Heidekraut und dem weichen Torfmooſe bedeckten Ebene beſteht. Am nordöſtlichen Theile des Gipfels iſt der ſogenannte Brunehildisſtein, ein Quarzfelſen von 13 F. Höhe, 28 F. Länge und 25 F. Breite. Eine weite, erhabene Ausſicht bietet ſich auf dieſem Gipfel dar. Gegen S. ſieht man den Main und Rhein bis hinter Worms und Speyer hinauf und einen Theil des Rheingau, deutlich erblickt man am Rhein Mainz, Oppenheim und Worms, im Vordergrunde liegen Königſtein und Kronberg. Bei einer geringen Wendung gegen O. verfolgt man den Main, an deſſen Ufern man Frankfurt, Hanau und Aſchaffenburg erblickt, bis weit hinter Aſchaffenburg, in dem Winkel, den das linke Mainufer mit dem Rheine bildet, wird Darmſtadt ſichtbar und gegen Mannheim hinauf die ſchöne Bergſtraße nebſt dem Melibocus; gegen Abend, wie am Fuße des Feldberges, zeigt ſich Reifenberg mit den Ruinen ſeiner Burg, mehr im Hintergrunde ſieht man über den fruchtbaren Kamberger und Limburger Grund

in die herrliche Rheingegend von Coblenz bis nahe bei Andernach hinunter. Andere und fernere Punkte, die man theils nur mit bewaffneten Augen erblickt, ſind: ſüdweſtlich die Vogeſen, an welche ſich rechts der Donnersberg und an dieſen mehr weſtlich die Gebirge des Hundsrück anreihen; ſüdlich ſowohl die weite Rheinebene bis gegen Karlsruhe hin, als den Odenwald mit ſeinem höchſten Berge, dem Katzenbuckel unweit des Neckar; gegen N. O. die waldigen Höhen des Speſſart und des Vogelsberges und noch weiter das Rhöngebirge und der Inſelsberg im Thüringerwalde; im N. die Gebirge an der Lahn, worunter der Dynsberg bei Gießen, hinter welchem der Weſterwald und die Bergketten Weſtphalens hervorragen; dem Weſterwalde zur Linken erhebt ſich das Siebengebirge und noch weſtlicher, am linken Rheinufer die wilde Eifel. — Der Altkönig, faſt ganz mit Wald bedeckt, 2150 F. über dem Main erhaben, liegt ſüdlich von dem großen Feldberg, fällt daher, von den Ufern des Main betrachtet, vorzüglich in die Augen und ſcheint hier die höchſte Spitze des Taunus zu ſeyn. Reizender noch als vom Feldberge iſt der Blick vom Altkönig nach Oſten, S. und Weſten über die nähere, mit blühenden Ortſchaften beſäete, von blauen Fernhöhen ſanft umkränzte Fläche, welche ſich am Fuße ausbreitet und die Beſteiger werden dadurch für das mühſamere Hinanklimmen als auf den Feldberg, reichlich belohnt. Die Spitze des Altkönigs iſt mit einem dreifachen, 18 F. hohen, koloſſalen Steinwalle umgeben, der wahrſcheinlich ein Werk der Celten oder alten Deutſchen iſt, und an die Steinmaſſen von Stonehenge in England (ſ. S. 225) erinnert. Der große und kleine Feldberg und der Altkönig bilden drei über alle ihre Nachbarn erhabene Berggipfel, die rundum in der Ferne, wie Pfeiler des Himmels hinanragen und mit der ganzen maleriſchen Gebirgskette die Zierde dieſer Gegend ſind.

An dem Fuße des weſtlichen Theiles des Taunus, welchen man das Rheingaugebirge nennt, iſt der Rheingau, eine durch ihren vortrefflichen Wein bekannte Landſchaft, welche auf der Nordſeite der Taunus gegen die rauhen Nord- und Oſtwinde ſchützt und auf der Südſeite der Rhein umfluthet. Der Rheingau begreift die beiden Aemter Eltville und Rüdesheim, und erſtreckt ſich von Niederwalluf bis Lorch und enthält an 9000 Morgen Weinberge. Hier iſt der Weinbau eine wahre Kunſt geworden, und auf die Auswahl der Reben, der Traubenart, die Behandlung des Weinſtocks, den Bau des Bodens wird ſorgfältig Bedacht genommen. Es iſt belehrend zu ſehen und zu hören, mit welchem Fleiße, mit welcher Aufmerkſamkeit und Nacheiferung dieſer wichtige Gegenſtand, faſt die einzige Quelle aller Wohlhabenheit, betrieben wird. Hier wachſen der Johannisberger, der köſtlichſte und theuerſte aller Rheinweine, der Steinberger, der dem Johannisberger wenig nachgiebt, ja wohl gleich kommt,

der Markebrunner (beide in der Gemarkung des Dorfes Hattenheim, letzterer auf einem Berge, welcher Stralenberg heißt, und von einem aus dem Markebrunn hervorquellenden Bache bewäſſert wird), der Rüdesheimer und der rothe Asmannshäuſer. Die andern Orte des Rheingaus, welche ſich durch ihre Weine auszeichnen, ſind Geiſenheim und Rauenthal. In einer der ſchönſten Gegenden des Rheingaus liegt die hübſche Stadt Rüdesheim, wo der beſte Rüdesheimer Wein auf dem ſogenannten Berge, einer ſteilen in 180 Terraſſen abgetheilten Weinhöhe wächſt, die 400 Morgen enthält, und auf der alle Stellen, wo der Boden zu felſig und ohne Erde iſt, mit künſtlichen Verpflanzungskörben beſetzt ſind. Vier Burgen, die ſich aus der Vorzeit erhalten haben, geben dieſer Stadt ein ſtattliches Anſehen. Oberhalb Rüdesheim erhebt ſich der vielbeſuchte Niederwald, der in einen reizenden Park verwandelt iſt, und ein niedliches Schloß enthält, von dem man, ſo wie von verſchiedenen andern Punkten des Niederwaldes die herrlichſten und mannigfaltigſten Ausſichten hat, beſonders von einem kleinen, auf 8 Säulen ruhenden und auf einem Vorſprunge des Berges erbauten Tempel, wo man den ganzen paradieſiſchen Rheingau mit allen Krümmungen des majeſtätiſchen Rhein vor ſich hat, und von der ſogenannten Roſſel, einem ruinenartig errichteten Gebäude auf einer hinausragenden, ſcharfen Felſenſpitze des Niederwaldes, von wo die Ausſicht auf den düſtern Bergſchlund, durch welchen der Rhein ſich ſeinen Weg bahnt, ſchauerlich und erhaben iſt. — Auch das ſchöne Schloß Johannisberg, an deſſen Fuße das gleichnamige Dorf liegt, erfreut ſich einer herrlichen Lage im Rheingau. Es war früher eine Benediktiner-Abtei und gehörte ſeit 1716 dem Hochſtifte Fulda, wurde hernach aufgehoben und kam an den Prinz von Naſſau-Oranien, dann an den Franzöſiſchen Marſchall Kellermann und gehört jetzt dem Fürſten von Metternich. Die dazu gehörigen Grundſtücke beſtehen in Ackerland, Wieſen, Weinbergen und Waldung, zuſammen 1035 Morgen. Der Wein, welcher auf dieſem ganz der Sonne zugekehrten Berge wächſt, iſt der vorzüglichſte unter allen Rhein- und überhaupt unter allen Deutſchen Weinen; doch wächſt der köſtlichſte nur auf dem Schloßberge; denn der bei dem Dorfe Johannisberg erzeugte Wein iſt zwar auch vortrefflich, kommt aber jenem an Güte nicht gleich.

Wiesbaden, die Hauptſtadt des Landes, hat ſich in neuern Zeiten ſehr vergrößert und verſchönert, und noch immer werden neue Häuſer gebaut und Straßen angelegt. Vor der Franzöſiſchen Revolution hatte Wiesbaden nur 400 H. und 2000 E., jetzt gegen 700 H. und 9000 E. Es liegt an dem Salzbache in einer Vertiefung, am ſüdlichen Fuße des Taunus, in einer angenehmen, milden Gegend, im W., N. und O. von Höhen umgeben, die eine ſichere Schutzwehr gegen alle kalten Winde gewäh-

ren, 2 Stunden von Mainz, von wo eine treffliche, zum Theil von Obſtbäumen beſchattete Kunſtſtraße hierher durch herrliche Fluren führt. Die Stadt iſt offen, ohne Mauern und Thore. Zu ihren vorzüglichſten Gebäuden gehört der neue Kurſaal, ein Prachtgebäude, deſſen Vorderſeite eine Länge von 320 F. hat, wovon der hervorſpringende aus 6 koloſſalen Joniſchen Säulen gebildete Portikus 60 F. lang iſt und zu beiden Seiten Säulengänge, jeden von 130 F. Länge, hat. Im Innern macht der große, 127 F. lange und 67 F. breite Saal einen impoſanten und doch gefälligen Eindruck. 28 hohe Säulen, fein polirt und von ſchwarzgrauen inländiſchem Marmor, mit vergoldeten Kapitälern (Kapital heißt der oberſte Theil der Säule) tragen die obenherumlaufende Gallerie; glänzende Kronleuchter und Argandiſche Lampen blitzen von der geſchmackvoll gemalten Decke herab und vervielfältigen ſich in den hohen Spiegeln. Die Seiten des Saales enthalten Niſchen mit Statüen und Büſten von Carrariſchem Marmor. Was aber Wiesbaden vorzüglich merkwürdig macht, ſind ſeine warmen, äußerſt wirkſamen Mineralquellen, die zu den berühmteſten Europas gehören und ſtark beſucht werden. 1834 betrug die Zahl der Kurgäſte bis zum 26. Auguſt 10,022 und die der Durchgereiſten Perſonen 9230. Aber man muß auch geſtehen, daß Wiesbaden alles vereinigt, was ſeinen Gäſten den Aufenthalt angenehm machen kann. Natur und Kunſt vereinigen ſich ſchweſterlich dazu. Die Umgegend bietet eine ſolche Mannigfaltigkeit von ſchönen Partien, z. B. das Nerothal, die Ruine Sonnenberg, die herrliche Platte, der Geisberg, das ſtille Adamsthal ꝛc., daß man hier einen Monat ſeyn, und jeden Tag eine neue reizende Stelle finden kann, von der man ſich ungern trennt. — Die daſigen Mineralquellen, deren 15 ſind, entſpringen in dem nordweſtlichen Theile der Stadt, auf einem Flächenraume von etwa 30 Morgen. Eine von dieſen Quellen, der **Kochbrunnen** genannt, entſpringt auf öffentlicher Straße, hinter dem Kranze (einem öffentlichen Platze), in einem 22 F. langen und 15 F. breiten Behälter, der jetzt eine neue verſchönerte Einfaſſung mit einer Kolonnade erhalten hat, und wirft unaufhörlich eine Menge von Blaſen mit Gas gefüllt empor, ſo daß ſie zu kochen oder zu ſieden ſcheint, obgleich ihre Wärme den eigentlichen Siedepunkt nicht erreicht. Die ſämmtlichen Quellen liefern in einer Minute 58 Kubikfuß, folglich in 24 Stunden 84,000 Kubikfuß Waſſer, wovon in jeder Minute nur 44 Kubikfuß in die vorhandenen Badehäuſer fließen. Der Wärmegrad der Quellen iſt verſchieden; der Kochbrunnen hat 52 bis 53°, die Adlerquelle 48° und die Schützenhofquelle 38½°, nach Reaumur. Das Waſſer wird vorzüglich zum Baden gebraucht, und es giebt daher hier viele Badehäuſer, worunter das ſchönſte und am beſten eingerichtete das Badehaus zu den 4 Jahreszeiten iſt, ein 210 F. langes Gebäude mit 144 Zimmern und einem

prächtigen, 130 F. langen, 35 F. breiten und 27 F. hohen Saale. Auch wird das Waſſer zum Trinken gebraucht, zu welchem Behufe man jetzt am Kochbrunnen einen öffentlichen Trinkbrunnen errichtet hat. Außer den warmen Mineralquellen giebt es auch 2 kalte, welche unter dem Namen des Faulbrunnen bekannt ſind.

Nur ¼ M. von Wiesbaden und eben ſo weit von Mainz liegt reizend am Rhein die Reſidenz des Herzogs, der aus den beiden vereinigten Dörfern Bieberich und Mosbach gebildete ſchöne und große Marktflecken Bieberich mit 3000 E. und dem herzoglichen, in einem gefälligen Style erbauten Reſidenzſchloſſe. Die Mitte der dem Rhein zugekehrten Hauptfaçade wird durch ein hervorſpringendes Rondel gebildet, das einen ſchönen runden Saal enthält, deſſen Kuppel von 8 großen Joniſchen Säulen von inländiſchem Marmor getragen wird. Aus dem Saale kommt man auf einen Söller, der eine herrliche Ausſicht auf den Rhein und die Rheingegenden darbietet. An die Hinterſeite des Schloſſes ſtößt ein 150 Morgen großer, in großem Style angelegter Park. Die ſchönſten Partien deſſelben ſind der 7 Morgen haltende Teich und die neu erbaute Burg, welche auf den Grundlagen der alten Mosbacher Burg im Geſchmack der alten Ritterburgen aufgeführt worden, und mit verſchiedenen Deutſchen Alterthümern geſchmückt iſt, die man beſonders aus dem aufgehobenen Kloſter Eberbach genommen hat.

Niederſelters, ein Dorf in einem flachen Thale, an der Emsbach, iſt wegen ſeines Geſundbrunnens bekannt, des berühmteſten in Deutſchland, deſſen Waſſer in alle Gegenden Europas, ſelbſt bis nach Weſt- und Oſtindien verführt wird. Jährlich werden an 1½ Mill. Krüge gefüllt und verſendet. In einem einzigen Tage werden zuweilen 12 — 18,000 Krüge gefüllt, verpicht und zu Verſendungen verpackt. Dieſer Geſundbrunnen iſt eine herrſchaftliche Domäne und der reine Gewinn wirft in einem Jahre 60 bis 80,000 Fl. ab. Die Verſendung des Selterſer Waſſers geſchieht in ſteinernen Krügen oder Flaſchen, die im Lande ſelbſt aus einer eigenen Thonerde, mit beſonderer Vorſicht gebrannt werden; ſo wie auch bei dem Füllen derſelben die größte Sorgfalt und Reinlichkeit beobachtet wird. Der Brunnen iſt kaum einen Büchſenſchuß vom Dorfe, hart an der Frankfurter Straße, neben einer waldigen Höhe, und mit zierlichen Gebäuden und Spaziergängen umgeben. Die Quelle ſprudelt aus der Tiefe mit ſtarkem Brauſen und zahlloſen Blaſen ſehr mächtig empor und liefert im Durchſchnitt in jeder Minute 20 Maaß, täglich 28,800 Maaß, mithin jährlich 117,000 Ohm klares, kryſtallhelles Waſſer, welches ſeit Jahrhunderten noch immer ſich gleich geblieben und von einem höchſt lieblichen Geſchmacke iſt, und ſich beſonders durch ſeinen großen Gehalt an kohlenſaurem Gas auszeichnet. Der Behälter der Quelle iſt ein 18 F

tiefes, unbedecktes Viereck, mit gehauenen Sandſteinen ausgemauert, mit eichenen Bohlen ausgeſetzt und mit einem hölzernen Kranze umgeben. Die ganze Waſſermaſſe des Behälters hält 108 Kubikfuß. An der Quelle ſelbſt wird das Waſſer von dahin ſich begebenden Kurgäſten nur wenig gebraucht; doch finden ſich zur Aufnahme derſelben in dem Dorfe mehrere Wohngebäude und Gaſthäuſer.

Ems, ein aus Bad-Ems und Dorf-Ems beſtehender Marktflecken, gehört wegen ſeiner Mineralquellen, die theils zum Trinken, theils zum Baden gebraucht werden, zu den berühmteſten und beſuchteſten Kurörtern. 1834 waren hier (bis zum 26. Auguſt) 3200 Kurgäſte, 1143 Durchgereiſte ungerechnet. Da die Waſſer von Ems nicht ſtürmiſch und angreifend, ſondern ſanft und doch tief eindringend wirken, ſo ſind ſie ganz vortrefflich für reizbare, nervenſchwache Perſonen und ganz vorzüglich für Frauen. Ems liegt in einem engen, romantiſchen Thale an der Lahn, am Fuße ſteiler Felſen, worunter die wunderlich geſtaltete und Bäderleye genannte Felſengruppe eine merkwürdige Höhle enthält und faſt ſenkrecht aufſteigt, und der bis zu ſeinem Gipfel bepflanzte Bäderberg an ſeinem Fuße hübſche Gärten und Weinberge zeigt. Am jenſeitigen Ufer der Lahn, welches mit dem dieſſeitigen durch eine Schiffbrücke verbunden iſt, erheben ſich gleichfalls, aber minder ſteile Berge. Es giebt zu Ems ſehr viele Mineralquellen von einer ſehr verſchiedenen Temperatur; die kühlern haben eine Temperatur von 18 bis 21°, die wärmern von 38 bis 44° Reaumur. Das Kurhaus, mit 85 Bädern und 200 Wohnzimmern, enthält 16 Quellen, welche in 24 Stunden eine Waſſermaſſe von 12,600 Kubikfuß liefern. Unter dieſen Quellen ſind die 2 Trinkquellen der Keſſelbrunnen und das Kränchen, von welchen beiden auch jährlich 60,000 Krüge verſendet werden. Kein Trank iſt wohlthätiger für die ſchwache Bruſt als das heilſame, zarte Waſſer dieſer beiden Quellen. Zu Bädern werden benutzt der Wilhelmsbrunnen, der Wappenbrunnen, die Bubenquelle, die ſo manchen Wunſch erfüllte, nahe bei welcher man 1812 die Zwillings- oder Mädchenquelle entdeckte, welcher ähnliche Kräfte als jener zugeſchrieben werden, die Rondelquellen ꝛc. In der Lahn ſogar ſprudeln warme Quellen hervor, daher auch darin ein Pferdebad angelegt iſt. Nebſt den herzoglichen Badehäuſern giebt es in Ems auch mehrere Gaſthöfe und Privathäuſer für Kurgäſte, und die Umgegend bietet manche Gelegenheit zu intereſſanten Partien dar, wobei die Kurgäſte nicht nöthig haben, die benachbarten Berge zu erklimmen, ſondern ſich getroſt auf die ſichere Leitung der Eſel verlaſſen können, die man hier für ſolche Bergpartien hält. Als eine Naturmerkwürdigkeit muß noch die betäubende Hunds- oder Schwefelgrotte, auf dem jenſeitigen Lahnufer erwähnt werden,

welche derjenigen bei Neapel (ſ. S. 480) ähnlich iſt. Von Koblenz iſt Ems nur 2½ Stunden entfernt.

Das Großherzogthum Baden.

Das Badiſche Haus iſt eins des älteſten in Deutſchland, und ſtammt von den alten Herzogen von Zähringen, von deren Burg man noch die Ruinen auf einem Berge ½ M. von Freiburg im vormaligen Breisgau ſieht. Die Herzoge von Zähringen aber leiten ihren Urſprung von der mächtigen Familie der Bertilonen oder Bertholde ab, welchen die Verwaltung der Baar, eines Gau in Alemannien, zur Zeit Karls des Großen anvertraut war, und die daher als Gau- oder Landgrafen in der Baar vorkommen. Späterhin um 999 und 1004 kommt in Urkunden ein Graf Berthold im Breisgau vor, der von jenen Bertholden in der Baar abſtammen ſoll, und für den Vater des Herzogs Berthold I. gehalten wird, mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürſten aus dem Hauſe Zähringen beginnt, und deſſen Sohn Hermann I. Stifter der Badiſchen Nebenlinie wurde. Die erblichen Lehngüter des Grafen Berthold im Breisgau waren in ganz Schwaben zerſtreut. Sein Sohn Berthold I., Graf im Breisgau, in der Ortenau und im Alpgau, erhielt mit Genehmigung des Kaiſers Heinrich III., den Titel eines Herzogs, ohne Beiſatz eines Landes, zur Belohnung ſeiner dem Reiche geleiſteten Dienſte. Ihm wurde zugleich die Anwartſchaft auf das Herzogthum Schwaben ertheilt; jedoch bekam er ſtatt deſſelben das Herzogthum Kärnthen, blieb aber nur 13 Jahre im Beſitze, denn 1073 nahm ihm Kaiſer Heinrich IV. es wieder ab. Dieſer Berthold, welcher 1078 ſtarb, hinterließ zwei Söhne, Berthold II. und Herrmann I., von welchen der erſtere die herzogliche Würde beibehielt und beträchtliche Erbgüter im Breisgau und in andern Gegenden Schwabens beſaß und auch für den Erbauer der Burg Zähringen gehalten wird, von welcher, nach der damals üblichen Sitte die Herzoge den Namen zur Bezeichnung ihres Hauſes annahmen und ſich Herzoge von Zähringen nannten, obgleich ihre Beſitzungen kein Herzogthum waren. Seine Nachkommen, worunter Berthold III. 1118 den Grund zur Stadt Freiburg legte, ſtarben 1218 aus.

Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., der Stifter des noch jetzt fortblühenden Badiſchen Hauſes, bekam von ſeinem Vater die Burg Hochberg im Breisgau, außerdem Baden und Backnang, mit dem Markgrafentitel. Auch ſein Sohn Hermann II. ſchrieb ſich noch bloß Markgraf ohne Beiſatz, aber des letztern Sohn Hermann III. war es, der zuerſt ſich Markgraf von Baden nannte. Von den Söhnen Hermanns IV. wurde der

eine, Hermann V., der Stifter der Badiſchen und der andere, Heinrich I., der Stifter der Badiſch-Hochbergiſchen Linie, die 1503 erloſch. Dieſer Hermann erwarb die Stadt Durlach und ſtarb 1243 nach einer faſt 50jährigen Regierung. Von ſeinen Söhnen ſetzte Rudolph I. den Stamm der Markgrafen von Baden fort und vergrößerte ſeine Beſitzungen mit der Herrſchaft Eberſtein. Seine Enkel Friedrich II. und Rudolph IV. theilten das Land unter ſich; aber nur der letztere, welcher bei der Theilung Pforzheim bekommen hatte, pflanzte das Geſchlecht der Markgrafen von Baden fort und ſtarb 1348. Die Nachkommen deſſelben vergrößerten ihre Länder mit manchen neuen Beſitzungen, und auch mit der Hinterlaſſenſchaft der 1503 ausgeſtorbenen Baden-Hochbergiſchen oder Sauſenbergiſchen Linie, ſo daß Markgraf Chriſtoph I. Herr ſämmtlicher, über 300 Jahre getheilt geweſenen Badiſchen Lande wurde; allein ſchon 1515 theilte er ſie unter ſeine drei Söhne, von welchen der eine kinderlos ſtarb und ſeine Beſitzungen wieder an ſeine beiden Brüder fielen, der andere Bernhard III. der Stifter der Linie Baden-Baden und Ernſt I. der Linie Baden-Durlach wurde, aus welcher das noch jetzt regierende großherzogliche Haus Baden ſtammt.

Bernhard III., der Stifter der Linie Baden-Baden, hatte außer ſeinem Antheile an Baden auch die im Luxemburgiſchen von ſeinem Vater erworbenen Lehngüter bekommen und hinterließ 1537 zwei Söhne, Philibert und Chriſtoph II., von welchen jener zu Baden, dieſer zu Rodemachern in Luxemburg reſidirte und eine Nebenlinie ſtiftete, welche nach Erlöſchung der Hauptlinie in Philiberts Sohne, im Jahre 1588 in der Regierung von Baden-Baden nachfolgte, ſo daß Eduard Fortunatus, der Sohn Chriſtophs II., nebſt den Luxemburgiſchen Gütern zugleich die Markgrafſchaft Baden-Baden beſaß, ein Fürſt, der ſich meiſtens außerhalb des Landes aufhielt und die ohnehin großen Schulden des Landes durch ſeine Prachtliebe vermehrte. Sein Sohn, Wilhelm, deſſen Regierung wegen des 30jährigen Krieges, ſehr unruhig war, und der 1677 ſtarb, hatte zum Nachfolger ſeinen Enkel Ludwig Wilhelm, einen Fürſten, der zugleich ein großer Kriegsheld war, und den Ruhm ſeines Hauſes auf die höchſte Stufe erhob. Ganz Europa bewunderte den Geiſt dieſes vortrefflichſten Feldherrn ſeines Jahrhunderts, der über ein Jahrzehend das Schrecken der Ottomaniſchen Pforte war, und auch als Regent fortfuhr, dem Deutſchen Kaiſerhauſe ſeine Kriegsdienſte mit aller Treue zu leiſten. Er half nicht allein Wien 1683 entſetzen und erfocht in Ungarn die glänzendſten Siege über die Türken, ſondern nahm auch zu Gunſten Oeſterreichs den thätigſten Antheil an dem Spaniſchen Erbfolgekriege und trug zu dem glorreichen Ausgange der berühmten Schlacht bei Höchſtädt bei. Ueberhaupt hatte er 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen eröff-

net und 13 Siege im offenen Felde erfochten. Er ſtarb 1707 auf ſeinem neuerbauten, prachtvollen Schloſſe zu Raſtadt, wo auch unter der Regierung ſeines Sohnes Ludwig Georg, 1714 der langwierige Erbfolgekrieg, der für die ganze Markgrafſchaft Baden ſo verderblich war, durch den Raſtädter Friedensſchluß ſein Ende erreichte. Mit dem Bruder Ludwig Georgs, August Georg, der 1761 die Regierung bekam und 1771 kinderlos ſtarb, erloſch die Baden-Badenſche Linie, die 256 Jahre geblühet hatte, und ihre Länder fielen an die noch jetzt fortblühende Linie Baden-Durlach.

Der Stifter dieſer war, wie wir oben ſchon geſagt haben, Ernſt I., deſſen Sohn Karl II., der ſeinem Vater 1553 in der Regierung folgte, die Reformation in ſeinem Landesantheile einführte und ſeine Reſidenz von Pforzheim nach Durchlach verlegte. Von ſeinen drei Söhnen wurde das Land in 3 Antheile getheilt, die aber, da zwei derſelben (nämlich Ernſt Friedrich und Jacob III.) ohne Erbfolger ſtarben, wieder an Georg Friedrich, den dritten Bruder zuſammenfielen. Dieſer ſetzte auch die Linie fort und ſtarb 1622. Sein Nachfolger Friedrich V. verlor während des 30jährigen Krieges, da er Parthei gegen die Kaiſerlichen genommen hatte, ſein Land, und gelangte erſt 1648, durch den Weſtphäliſchen Frieden zu dem Beſitze deſſelben. Von ſeinen Nachfolgern erlebte Friedrich VII. Magnus, der 1677 die Regierung bekam, ſehr traurige Schickſale, denn ſein Land wurde durch die verheerenden Franzöſiſchen Kriege auf das ſchrecklichſte mitgenommen und ſeine beiden Reſidenzſtädte Durlach und Pforzheim von den Franzoſen in Steinhaufen verwandelt. Zweimal ſah er ſich genöthigt, ſein Land zu verlaſſen und mit ſeiner Familie zu Baſel einen Zufluchtsort zu ſuchen. Sein Sohn und Nachfolger Karl III. Wilhelm führte mit der äußerſten Sorgfalt die Regierung des verheerten Landes, ſuchte auf alle Weiſe der allgemeinen Noth abzuhelfen und war überhaupt ein vortrefflicher Regent. Ihm verdankt 1715 Karlsruhe ſeine Gründung, wohin er 1724 die Hofkanzlei und Regierung von Durlach verlegte. Er ſtarb 1738, allgemein von ſeinen Unterthanen betrauert. Ihm folgte ſein Enkel Karl Friedrich, Anfangs unter Vormundſchaft, von 1746 an aber allein regierend, ein Fürſt von ſeltenem Geiſte und von eben ſo ſeltener Herzensgüte, Kenner und Freund der Wiſſenſchaften und Künſte, ein wahrer Vater ſeines Volks, der einzig und ganz für ſeine Unterthanen lebte, und durch ſeine muſterhafte Regierung ein Land dem Ruin entriß und zum Wohlſtand brachte, das durch ſo viele auf einander folgende Kriege verheert, zur Einöde gemacht und mit den drückendſten Schulden beſchwert war. Selten hat ein Fürſt ein ſo vollkommenes Bild eines ſorgenden Vaters ſeiner Unterthanen, eines ſanften, weiſen und menſchlichen Regenten gegeben und ſo ernſtlich ſich beſtrebt,

nur durch ſtille Wirkſamkeit für das Wohl ſeines Volkes groß zu ſeyn, als dieſer. Im J. 1771, da die Linie Baden-Baden erloſch, nahm er vermöge des früher abgeſchloſſenen Erbvertrages, Beſitz von den Ländern derſelben, und vereinigte auf dieſe Weiſe das ganze Badiſche wieder unter eine Herrſchaft; doch betrugen bis zum Lüneviller Frieden die geſammten Lande nicht mehr als 77 Q. M. mit 216,000 E. Durch dieſen Frieden verlor er zwar ſeine am linken Rheinufer gelegenen Beſitzungen an Frankreich, etwa 13 Q. M. mit 38,000 E., erhielt aber durch den Reichsdeputationsrezeß 1803 reichliche Entſchädigung für dieſen Verluſt, nämlich das Hochſtift Konſtanz, die dieſſeits des Rhein gelegenen Reſte der Hochſtifter Speyer, Baſel und Straßburg, einen Theil der Pfalz mit Mannheim und Heidelberg, das Stift Odenheim, die Naſſau-Uſingenſche Herrſchaft Lahr, die Heſſen-Darmſtädtiſchen 2 Aemter der Herrſchaft Hanau-Lichtenberg, mehrere reichsunmittelbare Abteien und Reichsſtädte in Schwaben, kurz die fruchtbarſten Bezirke am Neckar, Rhein und Bodenſee, zuſammen 62 Q. M. mit 245,000 E., ſo daß der Gewinn den Verluſt um 49 Q. M., 207,000 E., und 1,300,000 Fl. Einkünften überſtieg. Zugleich erhielt der Markgraf die kurfürſtliche Würde. In dem Kriege 1805 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war er nebſt Baiern und Würtemberg ein Bundesgenoſſe Frankreichs, und bekam durch den Preßburger Frieden, ſo wie durch den Beitritt zum Rheinbunde 1806, das Breisgau (das Stammland der alten Herzoge von Zähringen), nebſt der Ortenau, die Stadt Konſtanz nebſt der Inſel Meinau im Bodenſee, die Grafſchaft Bondorf, das Fürſtenthum Heitersheim, die Herrſchaft Hagnau und die Souveränität über den größten Theil der fürſtl. Fürſtenbergiſchen und fürſtl. Leiningenſchen, und einen Theil der gräfl. Leiningenſchen, fürſtl. und gräflich Löwenſtein-Wertheimſchen und der fürſtlich Salm-Krautheimſchen Beſitzungen, ſo wie über die fürſtl. Schwarzenbergiſche Landgrafſchaft Klettgau und die fürſtl. Auersbergiſche Grafſchaft Thengen, welche beide Ländchen Baden in der Folge ganz erkaufte. Auch hatte Baden ſchon früher die in ſeinem Lande und an den Gränzen gelegenen unmittelbaren Reichsrittergüter ſeiner Oberhoheit unterworfen und mit dieſen betrugen die neuen Erwerbungen Badens ohngefähr 144 Q. M. und 500,000 E., ſo daß der ganze Staat 268 Q. M. mit 923,000 Menſchen umfaßte. Auch erhielt der bisherige Kurfürſt von Baden nun den Titel eines Großherzogs. Nach dem Wiener Frieden 1809 bekam das Großherzogthum Baden einen abermaligen Zuwachs von 10 Q. M. und 30,000 E., indem Würtemberg an Baden einen Landſtrich von 15 Q. M. mit 45,000 E. abtrat und dieſes wieder 5 Q. M. mit 15,000 E. an das Großherzogthum Heſſen abgab. 1811 ſtarb der Großherzog Karl Friedrich, welcher eine Reihe von 73 Jahren regiert und nicht allein ſeinen Staat von

40 Q. M. bis faſt 280 Q. M. erweitert, ſondern auch den Ruhm des trefflichſten Fürſten Deutſchlands ſich erworben hatte, und deſſen Andenken in den Herzen der Bewohner Badens nie verlöſchen wird. Ihm folgte in der Regierung ſein Enkel Karl Ludwig Friedrich, der durch den Pariſer Frieden 1815 die Feſtung Kehl von Frankreich wieder erhielt, 1816 dem Deutſchen Bunde beitrat, 1818 ſeinem Lande eine landesſtändiſche Verfaſſung gab, und auch in demſelben Jahre ſtarb. Da er nur Prinzeſſinnen hinterlaſſen hatte, ſo kam die Regierung an ſeinen Onkel, Ludwig Wilhelm Auguſt, den jüngſten Sohn aus der erſten Ehe des 1811 verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich, welcher 1819 den erſten Landtag eröffnete, und 1821 das Amt Steinfeld mit 5400 E. an Baiern abtrat, und dagegen die Souveränität über die fürſtl. Leyenſche Grafſchaft Hohengeroldseck erhielt. Er ſtarb 1830 unvermählt, worauf ihm ſein Halbbruder, der noch jetzt regierende Großherzog, Leopold (Karl Friedrich) nachfolgte.

Der Schwarzwald iſt das vornehmſte Gebirge Badens, das einen großen Theil der Oſtſeite deſſelben bedeckt, aber auch noch ſich in das Königreich Würtemberg hineinzieht, von deſſen 4 Kreiſen einer nach dieſem Gebirge benannt iſt. Jedoch beſitzt Baden den höhern und größern Theil des Schwarzwaldes, ohngefähr ⅝, während die übrigen ⅜ auf Würtemberg fallen. Der Schwarzwald iſt nächſt den Alpen das höchſte Gebirge des ſüdlichen Deutſchlands, doch beträgt ſeine mittlere Höhe nicht mehr als 3000 bis 3900 Fuß, und ſelbſt ſeine höchſten Punkte, der Feldberg und der Belchen ſteigen nur jener bis zu 4650, und dieſer bis zu 4350 F. auf. In dem Würtembergiſchen Antheile des Schwarzwaldes iſt der 3690 F. hohe Katzenkopf, unweit der Quelle der Murg, am höchſten. Der Schwarzwald hat wahrſcheinlich ſeinen Namen von den ihn bedeckenden düſtern ſchwarzen Tannenwaldungen, und beginnt in der Krümmung, welche der Rhein bei Baſel macht, bei den ſogenannten 4 Waldſtädten (Seckingen, Rheinfelden, Laufenburg und Waldshut) im ehemahligen obern Breisgau, an der nördlichen Gränze der Schweiz und der ſüdlichen Badens, und zieht ſich daſelbſt vom rechten Ufer des Rhein, in einer, mit dem von Baſel an ſich nördlich wendenden Rhein und den Vogeſen, parallelen Richtung, von N. gegen S. bis nach Pforzheim hin, in einer Länge von 18 M. und mit einer Breite, die im ſüdlichen Theile (Oberer Schwarzwald) 6 bis 8 und im nördlichen (Unterer Schwarzwald) nur 4 M. beträgt. Von Pforzheim an bildet das Ende des Schwarzwaldes eine Hügelkette, die ſich bis gegen den Neckar bei Heidelberg, in derſelben mit dem Rhein parallelen Richtung erſtreckt und auf ſolche Weiſe den Schwarzwald mit dem Odenwalde verbindet, aber nur eine mittlere Erhebung von 900 bis 1000

F. hat. Die Weſt- oder Rheinſeite des Schwarzwaldes erhebt ſich ſchroff und ſteil, daher er den Rheinbewohnern als ein hohes Gebirge erſcheint; hingegen gegen O. nach der Donau und dem Neckar zu, fällt er ſanft ab. Reißend und tobend ſtürzen ſich die Gewäſſer auf der Weſtſeite, durch enge Schluchten, größtentheils in einer nordweſtlichen Richtung nach dem Rheine zu, und bilden mit ihm, bei ihrem Einfluſſe, einen mehr oder weniger ſpitzigen Winkel. Sanft rieſelnd ſchlängeln ſie ſich hingegen auf der Oſtſeite in mancherlei Krümmungen durch ſanft abfallende Wieſengründe der Donau oder dem Neckar zu, ohne ſich an eine beſtimmte Richtung bei ihrer Vereinigung mit dieſen Flüſſen zu halten. Außer der Donau und dem Neckar, welche dem Schwarzwalde ihren Urſprung verdanken, entſpringen in demſelben noch viele andere Flüſſe, worunter die Kinzig, Murg (gehen in den Rhein) und die in den Neckar laufende Enz nebſt ihrem Nebenfluß Nagold, die beträchtlichſten ſind. Auch giebt es mehrere kleine Gebirgsſeen im Schwarzwalde, worunter der Mummelſee im Amte Achern des Badiſchen Oberrheinkreiſes, 3130 F. über der Meeresfläche, am berühmteſten iſt, wiewohl er nicht mehr als ½ Stunde im Umfange hat. Nur in ſeiner Mitte hat er eine bedeutende Tiefe des Waſſers, ſo daß man keinen Grund finden kann. Aus dieſem See entſpringt die wilde und reißende Acher. Er ernährt in ſeinem Waſſer keine Fiſche, bloß Waſſerſalamander giebt es darin. Seine Ausdünſtungen ſollen gewöhnlich ſtarke Nebel und Ungewitter und im Winter Schnee verurſachen. Ueberhaupt erzählt die Volksſage von dieſem See viel Wunderbares und läßt Seefräulein in ihm hauſen, die oft den Bewohnern der benachbarten Thäler hülfreich an die Hand gegangen ſeyen. Seinen Namen leitet man von dem unterirdiſchen dumpfen Gemurmel und Aufſtrudeln ab, welches die in der Nähe Wohnenden öfters, beſonders bei ſtürmiſcher Witterung, wahrnehmen. Auch auf dem Feldberge, dieſem höchſten Berge des Schwarzwaldes befindet ſich ein kleiner Gebirgsſee. Der Zugang auf den höchſten Gipfel dieſes Berges iſt beſchwerlich, jedoch wird man dafür durch eine der ſchönſten Ausſichten belohnt. Man überſieht nicht nur den ganzen Schwarzwald, ſondern das Auge dringt auch bis zu den Vogeſen, dem Jura, den Schweizeriſchen Alpen und zu den dazwiſchen liegenden Ebenen, worin ſich üppige Wieſengründe, Weinberge, Getreidefelder, ſich ſchlängelnde Flüſſe, Wälder, unzählige Ortſchaften, Bergſchlöſſer in bunter Menge dem Auge maleriſch darſtellen. Auch auf dem Kniebis, einer 2560 F. hohen Berghöhe des Schwarzwaldes, die ſich weit ausdehnt und theils zum Würtembergiſchen, theils zum Badiſchen Schwarzwalde gehört, und worüber eine der beſuchteſten aus Würtemberg nach dem Elſaß führende Straße läuft, hat man eine herrliche Ausſicht. Auf dem Kniebis entſpringen die Murg, Acher, Rench und Wolfach und der Mummelſee,

und wilde See gehören zu dem Bereich des Kniebis, und in den Klüften und Thälern desſelben liegen verſteckt die bekannten Geſundbrunnen von Rippoldsau, Griesbach, Petersthal und Antogaſt. Unter den verſchiedenen durch den Schwarzwald führenden Päſſen iſt außer dem Kniebispaſſe, vorzüglich bemerkenswerth die Hölle oder das Höllenthal, ein enges tiefes Felſenthal zwiſchen zwei hohen Bergen und 600 bis 800 F. hohen Bergwänden, welches zuweilen ſich ſo verengt, daß zwei Wagen einander nicht ausweichen können. Die Straße von Schaffhauſen in der Schweiz nach Freiberg in Baden führt durch dieſen Paß, welcher in dem Franzöſiſchen Revolutionskriege durch den Rückzug der Franzöſiſchen Armee unter Moreau im Oktober 1796 ſehr bekannt geworden iſt. Die Thäler des Schwarzwaldes, deren es eine beträchtliche Anzahl giebt, zeichnen ſich faſt ſämmtlich durch einen großen Reichthum von Naturſchönheiten aus, und nehmen bald einen rauhern, bald ſanften Charakter an, bis ſie ſich in die Rheinebene öffnen. Wir nennen nur das Wieſen-, das Gutacherthal, worin die Gutach einen 200 F. hohen Waſſerfall bildet, das Kinzig-, Rench- und vorzüglich das Murgthal, das ſchönſte von allen. Zuerſt rauh und wild, dann lieblich und fruchtbar, giebt es ein kleines Bild der friedlichen Hirtenthäler der Schweiz. Fleiß und Betriebſamkeit, genügſamer Sinn und einfache Sitten wohnen darin. Daher wird auch dieſes Thal, das zu den ſchönſten Gegenden Deutſchlands gehört, häufig von Fremden beſucht. Der Schwarzwald iſt mit großen Waldungen meiſt von Weißtannen, auch von Fichten bedeckt, deren Fläche auf 800,000 Morgen geſchätzt wird, enthält aber auch viele fruchtbare Felder und treffliche Wieſen; und man würde ſich ſehr irren, wenn man ſich unter dieſem Gebirge bloß einen zuſammenhängenden Wald denken wollte. Viele Städte und Dörfer und beſonders eine große Menge einzelner Höfe und Wohnungen liegen darin, ſo daß man die Bevölkerung des Schwarzwaldes auf 320,000 Menſchen rechnet, wovon 108,000 auf den Würtembergiſchen und 212,000 auf den Badiſchen Antheil kommen, die ſich von Viehzucht, Feldbau, Holzhandel, Bergbau und mancherlei Gewerbszweigen ernähren. Von Mineralien enthält der Schwarzwald vorzüglich Eiſen, Blei, Kobalt, Kupfer und Silber, iſt aber bei Weitem nicht ſo reich an Metallen als der Harz oder das Erzgebirge. Bemerkenswerth iſt auch die große Menge von Mineralquellen. Der Schwarzwälder lebt im Allgemeinen haushälteriſch und ſparſam, und iſt bei aller Armuth des Bodens doch nicht arm. Zufrieden mit dem, was er aus ſeiner Landwirthſchaft erzeugt, verwendet er wenig auf Bedürfniſſe, die nur ein beſſerer Boden befriedigt. In ſo weit die Naturerzeugniſſe zu ſeinem Unterhalte nicht hinreichen, ſchafft er ſich Rath durch ſeinen Handelsgeiſt oder Kunſtfleiß, und ſetzt ſich dadurch häufig in den Stand, dem Bewohner des flachen Landes mit Geldanleihen aushelfen zu

können. Ueberhaupt verräth der Schwarzwälder bei der Iſolirung, in welcher er lebt, bei allen örtlichen Schwierigkeiten, die ſeiner Bildung durch Schule und öffentlichen Unterricht entgegenſtehen, doch meiſtens viel natürlichen Verſtand und Scharfſinn. Vorzügliche Induſtriezweige des Schwarzwälders ſind die Verfertigung mannigfaltiger Holzwaaren und hölzerner Uhren, (die jedoch auch hier von Eiſen und Meſſing verfertigt werden und im Preiſe, Einrichtung und Gehalt ſo verſchieden ſind, daß ſie an Ort und Stelle mit 1 bis 30 Fl. bezahlt werden, und einen durch ganz Europa und ſelbſt bis nach Amerika ausgebreiteten Handel veranlaſſen); die Strohflechterei, welche ſelbſt die feinſten und ſchönſten Sorten des Strohgeflechts, alle Arten von Frauenzimmerhüten liefert, durch die Appretur einen ſeltenen Grad von Glanz und Geſchmeidigkeit erhalten (doch ſind die Uhren- und Strohgeflechtefabrikation nur in dem Badiſchen Schwarzwalde im Flor); die Verfertigung von vorzüglich gutem Kirſchwaſſer; die Hüttenarbeiten in den zahlreichen Eiſenwerken, welche Eiſengußwaaren und geſchmiedetes Eiſen liefern ꝛc. Die Senſenfabriken zu Friedrichsthal und zu Neuenburg erzeugen vortreffliche Senſen, Sicheln ꝛc. und die königl. Gewehrfabrik zu Oberndorf im Würtembergiſchen fertigt Fabrikate von einem hohen Grade der Vollkommenheit und in der Gegend der Würtembergiſchen Stadt Freudenſtadt macht man verſchiedene chemiſche Fabrikate, beſonders Potaſche.

Karlsruhe, die Haupt- und Reſidenzſtadt Badens, iſt eine Stadt neuern Urſprungs, indem erſt 1715 der Grund zu derſelben gelegt wurde. Seitdem hat ſie ſich außerordentlich vergrößert; denn 1719 zählte man hier nur 1994 E.; 1836 betrug ihre Anzahl 21,250, und die Zahl der öffentlichen und Privatgebäude iſt gegenwärtig auf 1200 geſtiegen. Noch immer iſt die Stadt im Wachsthum begriffen und verſchönert ſich mit jedem Jahre, ſo daß ſie den ſchönſten Städten Deutſchlands beigerechnet zu werden verdient. Sie liegt ¾ Meile vom Rhein, in einer großen Ebene; an der nördlichen und weſtlichen Seite umgiebt ſie der anſehnliche Hartwald; auf den andern Seiten iſt ſie von Gärten, Aeckern und Wieſen umgeben. Unter den Thoren iſt das Durlacher in Joniſcher Ordnung aufgeführt und mit zierlichem Eiſenwerke verſehen, und das Ettlinger Thor ruhet auf 4 hohen Doriſchen Säulen und zu beiden Seiten ſind die Wachgebäude mit 8 kleinern Säulen geſchmückt. Die Anlage der Stadt iſt urſprünglich fächerförmig; das Schloß, beſonders deſſen mittlerer Thurm bildet den Mittelpunkt und von ihm aus laufen wie Strahlen, 11 Straßen und im nahen Hartwalde 21 Alleen. Dieſe Straßen fangen in einer gleich weiten Entfernung vom Schloſſe an, indem ſie alle den Schloßthurm zum Geſichtspunkte haben, und bilden mit dem zirkelförmig gebauten Schloſſe einen großen Zirkel, welcher auf der einen Seite aus einer halbmondförmigen Reihe

von Häuſern beſteht, die mit ihrer Fronte gegen das Schloß ge- wendet und ganz gleichförmig gebaut ſind, und alle drei Stockwerke und Arkaden mit Steinplatten belegt haben, wodurch ein langer, bedeckter, nur von den Straßen unterbrochener Gang gebildet wird. Alle dieſe 11 Straßen führen zur Hauptſtraße, die ſich von einem Ende der Stadt zum andern, von O. nach W. zieht und urſprüng- lich die Gränzlinie der Stadt war. Jetzt aber ſind dieſe vom Schloſſe auslaufenden Straßen noch jenſeits dieſer Hauptſtraße weiter verlängert und der anfänglich bei Erbauung der Stadt ent- worfene Plan hat dadurch eine beträchtliche Erweiterung erhalten. Die Häuſer in Karlsruhe ſind meiſtens von gleicher Höhe und die Straßen ſehr breit und zum Beſten der Fußgänger an beiden Seiten mit ſteinernen Platten belegt und durch Laternen erleuchtet. Der große viereckige Marktplatz iſt mit hohen, ganz neuen, vierſtöckigen Häuſern umgeben, deren unterſtes Geſchoß auf Arkaden ruhet, und deren zweites mit einem Altan geziert iſt. Von dem Mittelpunk- te dieſes ſymmetriſch angelegten Platzes blickt man auf den Schloß- platz und den Schloßthurm, während die Ausſicht auf der entgegen- geſetzten Seite durch das Ettlingerthor und die den Hintergrund bildenden maleriſchen Umgebungen mit dem in der Entfernung ſich zeigenden Schwarzwalde begränzt wird. Auf dem Platze iſt eine ſteinerne Pyramide, unter welcher die Ueberreſte des Markgrafen Karls, des Erbauers der Stadt ruhen. Unter den Gebäuden Karlsruhes, von welchen viele im Griechiſch-Römiſchen Geſchmack von dem berühmten Baumeiſter Weinbrenner aufgeführt ſind, ver- dienen vorzügliche Beachtung: 1) Das Reſidenzſchloß in altfran- zöſiſchem Style erbaut und im Innern prachtvoll eingerichtet, wel- ches aus einem Hauptgebäude und 2 Flügeln beſteht, mit welchen noch einige Nebengebäude in Verbindung ſtehen, worin die 80,000 Bände ſtarke Hofbibliothek, das großherzogl. Antiquitäten- und Münzkabinet, und ein Naturalienkabinet ſich befinden. Hinter dem Schloſſe iſt der an mannigfaltigen und anziehenden Partien reiche, 70 Morgen große Schloßgarten, an welchen der 360 Morgen gro- ße Faſanengarten ſtößt, worin auch viele Gold- und Silberfaſanen gehalten und jährlich einige hundert ſolcher durch wälſche Hühner ausgebrütet werden. 2) Die neue evangeliſche Kirche, auf dem Marktplatze in ächt Römiſchem Style erbaut, deren Fronton 6 prächtige einige und funfzig F. hohe Korinthiſche Säulen tragen und deren weitläuftige unterirdiſche Gewölbe zur neuen Fürſten- gruft dienen. 3) Die neue katholiſche Kirche, mit einer 100 F. weiten und eben ſo hohen Kuppel und einem 212 F. ho- hen Thurme, welche gleich dem Pantheon zu Rom nur durch das ſtarke, von oben einfallende Licht erleuchtet wird und an ihrem Haupteingange einen von 8 Joniſchen Säulen gebildeten Portikus hat. Gleichlaufend mit der Wand des Einganges zieht ſich rechts und links eine auf Doriſchen Säulen ruhende Halle. Die vielen

andern herrlichen Gebäude z. B. die neue im Morgenländiſchen Style erbaute Synagoge, das Hoftheater, ganz im Geſchmack der alten Römiſchen Theater aufgeführt, das prachtvolle Rathhaus, das Ständehaus, das Palais des Markgrafen Wilhelm ꝛc. übergehen wir. Unter den vielen ſchönen Gärten verdienen vorzüglich genannt zu werden: der botaniſche Garten, einer der vorzüglichſten Deutſchlands, der 1600 Genera von Pflanzen und über 10,000 Species derſelben enthält, und der Garten der Markgräfin Amalia, in Engliſchem Geſchmacke angelegt, mit dem Gothiſchen Thurme, worin ſich das ſchöne Denkmal befindet, das die Fürſtin ihrem in Schweden verſtorbenen Gemahle hat errichten laſſen.

In Raſtadt, einer regelmäßig gebauten, von 5600 Menſchen bewohnten und an der Murg, in einer flachen Gegend gelegenen Stadt, welche die Reſidenz der 1771 ausgeſtorbenen Markgrafen von Baden-Baden war, verdient vorzüglich bemerkt zu werden das ehemalige Reſidenzſchloß, welches auf einer kleinen Anhöhe ſteht, von der man die Stadt und einen großen Theil des Murgthales bis zum Rhein überſieht. Es iſt in einem edlen Style erbaut, hat ein Hauptgebäude von 4 Stockwerken mit einem ſchönen Portale, und 2 Flügel von 3 Stockwerken, die gleichfalls in der Mitte ein großes Portal haben. Das Dach hat eine Gallerie und in der Mitte eine hohe Kuppel, auf der die kupferne vergoldete Statüe des Jupiter ſich erhebt. In dieſem Schloſſe wird eine Menge Türkiſcher Trophäen, die der berühmte Türkenbeſieger, Markgraf Ludwig Wilhelm erbeutete, aufbewahrt. Geſchichtlich merkwürdig iſt Raſtadt durch zwei hier gehaltene Friedenskongreſſe, wovon der im Jahre 1714 den langwierigen Spaniſchen Erbfolgekrieg beendete und der 1797 bis 1799 zwiſchen den Deutſchen und Franzöſiſchen Geſandten gehaltene ſich mit einem blutigen Ausgange endigte, indem bei dem Wiederbeginnen des Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich im J. 1799 derſelbe für aufgelöſt erklärt wurde, und am 28. April eine Abtheilung Oeſterreichiſcher Huſaren in Raſtadt einrückte und verlangte, daß die Franzöſiſchen Geſandten binnen 24 Stunden abreiſen ſollten. Dieſe reiſten noch denſelben Tag um 9 Uhr Abends ab. Kaum aber waren ſie 200 Schritte von der Stadt entfernt, ſo wurden ſie von einer Huſaren-Patrouille angehalten, und zwei derſelben Roberjot und Bonnier getödtet und ihre Leichname geplündert, der dritte Jean de Bry entkam verwundet. Man hat nie die Thäter und Urheber dieſes Meuchelmordes entdeckt; doch iſt unbezweifelt, daß der Mord nicht von der Oeſterreichiſchen Regierung oder von dem Armeekommando veranlaßt wurde. Noch bezeichnet ein Denkmal die Stelle des vollbrachten Mordes.

Baden, eine kleine, unregelmäßig gebaute Stadt, die mit den dahin eingepfarrten Dörfern und Höfen nicht mehr als 4600 E. hat, iſt jedoch merkwürdiger und bekannter als manche größere

Stadt, wegen ihrer berühmten warmen Geſundbäder, die in einem ſolchen Rufe ſtehen, daß die Zahl der jährlich aus der Nähe und Ferne hierher ſtrömenden Badegäſte 12 bis 15,000 beträgt. Die Stadt liegt in einem der reizendſten Thäler, die von den Abhängen des Schwarzwaldes gebildet werden, an einem kleinen Flüßchen, an der Oos, hier Oelbach genannt, und zieht ſich zum Theil am Fuße eines terraſſenförmig ſich erhebenden Hügels hin, und nimmt mit dem größern Theile den Hügel ſelbſt ein, auf deſſen Spitze das Schloß ſteht, von dem man eine herrliche Ausſicht hat. Sehenswerth ſind in dieſem Schloſſe beſonders die zahlreichen unterirdiſchen Gewölbe, über deren Beſtimmung man ungewiß iſt. Einige ſehen in ihnen ein Werk der Römer, Andere halten ſie für Zufluchtsorte der fürſtlichen Familie zur Zeit der Noth und der Gefahr, und wieder andere für den Sitz eines Fehmgerichts im Mittelalter*). Baden iſt 2 Stunden vom Rhein und eine kleine Stunde von der Kunſtſtraße entfernt, die von Frankfurt nach der Schweiz zieht. Von dieſer Straße läuft bei dem Dorfe Oos eine wohl unterhaltene Chauſſee nach Baden ab, welche durch das liebliche Thal der Oos zieht. Links ſieht der Reiſende anmuthige Weinhügel, hinter denen dunkle mit Tannen bewachſene Berge mit

---

*) Die Fehmgerichte waren heimliche Gerichte, vor welchen nur dann zu klagen erlaubt war, wenn vor einem ordentlichen Gerichte kein Recht zu erlangen ſtand. Im größten Flore befanden ſich dieſe Gerichte im 14. und 15. Jahrhunderte, mögen aber wahrſcheinlich zu Ende des 12ten oder Anfang des 13ten Jahrhunderts ſchon entſtanden ſeyn, zu welchen Zeiten, bei der allgemeinen Anarchie Deutſchlands, die größte Unordnung in der Verwaltung der Juſtiz Statt fand. Beſonders in Weſtphalen wurden dieſe Fehmgerichte gehalten; ſie beſtanden aus den Wiſſenden oder Fehmgenoſſen, deren Zahl ſich mit der Zeit ſo vermehrte, daß ſie ſich über ganz Deutſchland verbreiteten und auf 100,000 vermehrten, die ſich an gewiſſen Zeichen erkannten und für die Vollſtreckung des Spruches des Gerichts verantwortlich waren. Aus ihnen wurden die Fehmſchöppen oder Freiſchöppen gewählt, welche das Gericht bildeten, und deren Vorſitzer Freigraf hieß. Mehrere Freigrafen ſtanden unter dem Stuhlherrn, und der oberſte Stuhlherr war der Kaiſer. Die Fehmgerichte waren entweder öffentliche oder heimliche. Vor jenen, die bei Tage, unter freiem Himmel gehalten wurden, verhandelte man bürgerliche Streitigkeiten; die heimlichen Gerichte wurden zur Nachtzeit in Wäldern, Höhlen, Ruinen und andern abgelegenen Orten gehalten und richteten bloß über ſchwere den Tod verdienende Verbrecher. Die Richter waren dabei in ſchwarze Mäntel gekleidet und unkenntlich vermummt. Der Verbrecher ward durch Anheftung einer Schrift an ſeine Thür geladen; und der Verurtheilte allen Fehmgenoſſen Preis gegeben, und es war die Pflicht derſelben, an ihm, wo ſie ihn fanden, die Todesſtrafe zu vollſtrecken.

gewaltigen Felsmaſſen und den wohlerhaltenen Ruinen des ¾ St. von Baden entfernten alten Badiſchen Stammſchloſſes ſich erheben; rechts üppig grünende Felder und Wieſen, Berge im wechſelnden Grün der Eichen und Buchen, friedliche Landſitze und Meiereien, zerſtreut am Fuße des mächtigen Fremersberges, im Mittelgrunde die Stadt Baden mit ihrem Schloſſe und Thürmen und in der dunkeln Ferne des Hintergrundes die blauen Gipfel des Schwarzwaldiſchen Hochgebirges. Ueberhaupt mögen wohl wenige Gegenden Deutſchlands ſeyn, die ſo viele reizende Partien in der Umgegend darbieten als dieſer Bade- und Kurort; und für die Bequemlichkeit und das Vergnügen iſt reichlich geſorgt; auch werden die Anſtalten dazu täglich noch erweitert und verſchönert. Der Badehäuſer ſind gegenwärtig 9, und wer darin kein Unterkommen finden kann, miethet ſich in einem Privathauſe ein, was viele Fremde vorziehen. Der nächſte Luſtort für die Kurgäſte iſt das neue Converſations- oder Geſellſchaftshaus auf der Promenade, deſſen Mitte der große, prächtige Geſellſchaftsſaal bildet, der 150 F. lang, 51 breit und prachtvoll ausgeſchmückt iſt. Der warmen Quellen ſind 13, verſchieden an Wärme und Gehalt; der Urſprung iſt die Hauptquelle, welche aus einem geborſtenen Felſen hervorſprudelt, und in 24 Stunden 7,345,000 Kubikzoll Waſſer giebt, deſſen Wärme 54° Reaumur beträgt. Das Gewölbe dieſer Quelle zeigt noch in den Wänden und Fußboden die Reſte von herrlichem weißen Marmor, womit die Römer daſſelbe belegt hatten, denen ſchon dieſe Bäder bekannt waren. Neben dem Urſprung ſteht die Antiquitätenhalle, 1803 in Form eines antiken Tempels erbaut, um die in und um Baden gefundenen Römiſchen Alterthümer darin aufzubewahren.

Freiburg, ſonſt die Hauptſtadt des Breisgau, jetzt des Oberrheinkreiſes, hat eine entzückende Lage und gewährt von jeder Seite eine überraſchende, einnehmende Anſicht, vorzüglich von dem mit Reben bepflanzten und ¼ Stunde entfernten Lorettohügel und von dem Schloßberge (jetzt Ludwigshöhe genannt), der ſich unmittelbar an der Stadt 400 F. über dieſelbe erhebt, und an welchem gegenwärtig ſchöne Anlagen ſich befinden. Dieſe von 14,500 Menſchen bewohnte, durch ihre Univerſität berühmte, im Ganzen freundlich und hübſch gebaute Stadt liegt in der mit allen Reizen der höchſten Fruchtbarkeit geſchmückten und aufs ſorgfältigſte angebauten Rheinebene, am Fuße des Schwarzwaldes, 5 Stunden vom Rheinſtrom entfernt. Nahe bei der Stadt ſind die Hügel und Berge bis zu ihrem Gipfel mit Reben bepflanzt, über welche ſich in weiterer Ferne die mit Wald bekränzten Berge der maleriſchen Gebirgskette des Schwarzwaldes erheben, deſſen höchſter Berg, der 4610 F. hohe Feldberg nur 3 Stunden von Freiberg entfernt iſt. Südlich zeigt ſich der Belchen, hinſichtlich der Höhe der zweite Berg des Schwarzwaldes, und der 3600 F. hohe Blauen. Im

W. in der Nähe des Rheins zieht ſich der 1800 F. hohe Kaiſerſtuhl, eine ſehr fruchtbare, vielen Wein und vortreffliches Obſt im Ueberfluſſe liefernde Bergkette, die mit ihren Vorbergen an den Rhein ſtößt. Südöſtlich von der Stadt öffnet ſich der Schwarzwald zu einem engen Thale, das eine paradieſiſche Anmuth hat und von einem rauſchenden Bergſtrome (Dreiſam) in unzähligen Krümmungen durchſtrömt wird, der ſowohl die Schönheit als die Fruchtbarkeit des Thales erhöhet, und die Stadt beſpült. Das merkwürdigſte Gebäude Freiburgs iſt die Domkirche oder der Münſter, mit ſeinem hohen, zierlichen Thurme ſchon von Weitem ſichtbar, und eins der ſchönſten Denkmäler altdeutſcher oder ſogenannter Gothiſcher Baukunſt und vielleicht nach der Stephanskirche in Wien, das Vollendetſte, was Deutſchland hierin aufzuweiſen hat. Der 356 F. hohe Thurm ſtreitet an Zierlichkeit der Form mit dem berühmten Münſterthurme in Straßburg oder übertrifft ihn vielleicht noch. Kirche und Thurm ſind von rothen Sandquaderſteinen erbaut, der Bau begann ſchon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts und es verfloſſen 160 Jahre, bis das Gebäude in ſeiner jetzigen Vollendung daſtand. Der Thurm, von durchbrochener Arbeit, erhebt ſich an der Abendſeite der Kirche, in gleicher Breite mit dem Mittelſchiffe, an welches er ſich anſchließt; ſeine drei übrigen Seiten ſind frei. Oberhalb der Thurmuhr zieht ſich der erſte Gang um den Thurm, weiter oben iſt die Wohnung des Wächters und hier iſt der zweite Gang, von wo aus mehrere Treppen auf die ſogenannte Platte führen. Von hier aus erhebt ſich nun die kunſtreich durchbrochene Pyramide, die ganz den für den nicht vollendeten Cölner Dom projektirten Thürmen ähnlich iſt, ſo das man alſo hier in Wirklichkeit ſieht, was dort leider unvollendet blieb. Durch den Thurm geht der Haupteingang der Kirche, deren Inneres ſchön und mit anſtändiger Pracht verziert iſt. 26 Altäre befinden ſich darin, worunter die Gemälde des Hochaltars ein wahres Meiſterſtück der altdeutſchen Schule ſind. An den Fenſtern ſind mehrere ſchöne Glasmalereien, und groß iſt die Menge der in der Kirche befindlichen Grabmäler altadeliger Familien. Unter allen aber zeichnet ſich das Grabmal Bertholds V., Herzogs von Zähringen aus, der unweit des Taufſteines in Mannsgröße mit gefalteten Händen abgebildet iſt.

Das eine Stunde von der Stadt Schopfheim entfernte, in einem romantiſchen, äußerſt fruchtbaren Thale, an dem forellenreichen, aus dem Schwarzwalde kommenden Flüßchen, die Haſel genannt, gelegene Dorf Haſel bietet eine große Naturmerkwürdigkeit dar, nämlich eine berühmte und von vielen Fremden beſuchte Tropfſteinhöhle, insgemein das Erdmännleins-Loch genannt, welche der bekannten Baumanns- und Vielshöhle auf dem Harze nichts nachgiebt. Sie iſt etwa 500 Schritte vom

Dorfe entfernt, mit einer Thüre verſchloſſen, und enthält mehrere Nebenhöhlen und viele Stalaktiten oder Tropfſteingebilde von verſchiedener Stärke, von der Dünne eines Pfeifenrohrs bis zur Dicke einer Eiche. Einige ſind nur mehrere Zoll, andere 12 bis 15 F. lang. Oft haben ſich Tropfſteine in Figuren von allen Arten verwandelt; man ſieht unförmliche Koloſſe ohne alle regelmäßige Geſtalt und wieder die ſchönſten Säulen, welche in regelmäßiger Ordnung das Gewölbe zu ſtützen ſcheinen. Die Gruppirung mehrerer zu einem Ganzen giebt Gelegenheit, daß die Phantaſie ſich die verſchiedenſten Figuren daraus ſchafft z. B. die Orgel, Kanzel, den Mantel, Sarg, die Fürſtengruft ꝛc. Zuerſt gelangt man, ſobald man den erſten Gang zurückgelegt hat, in ein äußerſt hohes und geräumiges Gewölbe, deſſen Decke nur auf den Seitenwänden ruht; hierauf kommt man an eine Treppe, die auf 19 Stufen zu einer Brücke hinabführt, unter welcher in einer Tiefe von 9½ F. ein Bach fließt, deſſen murmelndes Getöſe ſchon beim Eintritte in das große Gewölbe gehört wird. Das Waſſer iſt bei anhaltender naſſer Witterung oft 4 — 6 F. tief, gewöhnlich aber nur einen Fuß, ganz klar, ſchmeckt ſtark nach Kalk und läuft außerordentlich geſchwind. Man ſieht es unter den Kalkfelſen hervorſprudeln, weiß aber nicht, wo es zu Tage kommt. Wenn man, anſtatt in dem großen Höhlengewölbe zum Bache abwärts zu gehen, gleich rechter Hand eine 23 Stufen hohe Treppe hinaufſteigt, ſo kommt man in die intereſſanteſte Höhle von allen. Sie läuft Anfangs ſüdlich und dann öſtlich ohngefähr 300 Schritte abwärts, bis ſie endlich ſo enge wird, daß man nicht weiter kommen kann. Der Eingang in dieſelbe iſt äußerſt beſchwerlich und man muß eine Strecke auf Händen und Füßen kriechen. In dieſer Höhle zeigt ſich die größte Mannigfaltigkeit der Tropfſteingebilde; auch iſt in derſelben überall ſtehendes Waſſer, das ſtellenweiſe 3 bis 4 F. Tiefe hat, über welches zum Hinüberkommen überall Bretter gelegt ſind. In einer Ecke der erſten großen Höhle führen 21 Stufen aufwärts wieder in eine andere Seitenhöhle, die ſich etwa 30 Schritte nordöſtlich zieht, wo alsdann ein tiefes, ſtehendes Waſſer, insgemein der See genannt, den weitern Fortgang hindert; auch hier belohnen die ſchönſten Stalaktitenformen die Mühe des Beſuchers.

Eine Viertelſtunde von der Vereinigung der beiden ſchiffbaren Flüſſe Rhein und Neckar, in einer zwar ſehr fruchtbaren, aber flachen Gegend, liegt die größte und ſchönſte Stadt Badens, Mannheim, einſt die Hauptſtadt der Kurpfalz oder Pfalz am Rhein und Reſidenz der Kurfürſten. Ueber beide Flüſſe führen Schiffbrücken. Der hier 1200 F. breite, ſanft fließende Rhein läuft dicht an der Südweſtſeite und der 400 F. breite Neckar an der Nordoſtſeite der Stadt vorbei, die faſt 1600 Häuſer mit jetzt 20,600 Menſchen in ſich faßt. Dieſe ganz regelmäßig und ſchön

gebaute Stadt bildet einen länglichen Zirkel, der von 11 längs und 10 querlaufenden, ſchnur geraden, gut gepflaſterten, ſehr reinlichen, des Nachts erleuchteten und mit ſchönen Häuſern beſetzten Straßen in 112 Quadrate zerſchnitten wird. Die nach der Stadt führenden Landſtraßen ſind mit Obſtbäumen bepflanzt, und in einen üppigen Gartenkranz gehüllt, zeigt ſich die Stadt mit ihrem koloſſalen Schloſſe, der ſchönen Kuppel der Jeſuitenkirche und den übrigen Kirchthürmen. Den Hintergrund der verſchiedenen Anſichten bildet auf der rechten Rheinſeite die Bergſtraße mit ihren romantiſchen Burgen und auf der linken das liebliche Hardtgebirge und der Donnersberg. Tritt der Fremde durch das ſchöne Neckarthor in die Stadt, ſo überraſcht ihn ſogleich die an 60 Fuß breite Hauptſtraße, die ſich von dieſem Thore aus durch die Mitte der Stadt nach dem Schloſſe, bis zu deſſen Hauptpavillon, der hier den Hintergrund ausfüllt, in einer geraden über 1200 Schritte betragenden Länge hinauszieht. Nicht minder überraſchend iſt der Anblick, wenn man bei dem Heidelberger oder dem Rheinthore eintritt, wo ſich eine, die ganze Stadt in ihrer Breite durchſchneidende, Straße darbietet mit den ſogenannten Planken, einem 500 Schritte langen und 12 Schritte breiten, mit Akazienbäumen beſetzten und mit Ketten umſchloſſenen prachtvollen Spaziergange, an deſſen zwei Endpunkten ſich zwei ſchöne öffentliche Plätze befinden. Da wo ſich dieſe beiden Hauptſtraßen Mannheims durchkreuzen, iſt auch der ſchönſte Platz der Stadt, der große Paradeplatz, 300 Schritte im Umfange groß, an drei Seiten mit vier ſchönen Akazienalleen umpflanzt und an der vierten freien Seite von dem prächtigen Gebäude des Kaufhauſes begränzt und in der Mitte mit einer ſchön gearbeiteten, aus Bronze gegoſſenen, pyramidenförmigen Gruppe von Figuren geziert, welche auf einem Geſtelle von Marmor ruhet, das ein Gewölbe bildet, in welches man durch offene Thüren von vier Seiten eintreten kann. Außerhalb dieſes Geſtelles ſind 8 große marmorne Waſſerbecken, die aber kein Waſſer enthalten, indem die Ausführung des Plans, wonach das Ganze zu einer waſſerreichen Fontäne beſtimmt war, durch den Franzöſiſchen Revolutionskrieg nicht zu Stande gekommen iſt. Auch der Marktplatz (Speiſemarkt gewöhnlich genannt), nächſt dem Paradeplatz, der ſchönſte und 350 Schritte im Umfange groß, iſt mit einer trefflichen, koloſſalen Gruppe von Bildhauerarbeit aus Stein geziert, die mit dem Poſtamente etwa 40 F. Höhe hat und die glückliche Lage Mannheims darſtellt. Die ganze ſüdweſtliche Seite des Marktplatzes begränzt eins der ſchönſten öffentlichen Gebäude der Stadt, in deſſen Mitte ſich der hohe Pfarrthurm erhebt. Ihm zur Seite bildet den einen Flügel dieſes Gebäudes die Stadtpfarrkirche (untere Pfarrkirche), den andern das Rathhaus. Das Ganze iſt von gleicher Bauart, ſo daß der Thurm mit den durch ihn geſchiedenen Gebäuden als ein Ge-

bäude erſcheint. Die ſchönſte Kirche aber iſt die Haupt- oder obere Pfarrkirche (vormalige Jeſuitenkirche), von 1733—1756 vollendet und nach Art der Peterskirche zu Rom erbaut. An der Hauptfaçade befinden ſich zwei gleiche, ſchöne Thürme, hinter welchen ſich der mittlere und Hauptthurm mit ſeiner majeſtätiſchen Kuppel erhebt. Das Innere dieſer 250 F. langen, 100 F. breiten und mit der Kuppel 250 F. hohen Kirche iſt prachtvoll, und enthält eine große prächtige Orgel und 7 Altäre, worunter der Hauptaltar ſich vorzüglich durch ſeine Pracht auszeichnet. Er iſt durch ein marmornes Geländer von der übrigen Kirche getrennt und mit 6 röthlichen marmornen, ſchön polirten Korinthiſchen Säulen mit vergoldeten Köpfen geziert. Die Decke der Kirche zeigt eins der ſchönſten Freskogemälde.

Von den andern vielen ſchönen Gebäuden Mannheims wollen wir nur folgende bemerken; vor allen das Schloß, vormals das Reſidenzſchloß der Kurfürſten von der Pfalz, jetzt von der verwittweten Großherzogin Stephanie bewohnt, welches an der Rheinſeite der Stadt liegt, die ganze obere Breite derſelben einſchließt und in Hinſicht ſeines Umfanges eins der größten Schlöſſer Deutſchlands iſt, indem es gegen die Stadt in gerader Linie 1700 F. in der Länge, 5 Haupteingänge, 4 Höfe, 12 Pavillons, die oben flach und mit einem durchbrochenen Geländer verſehen ſind, und 1500 Fenſter hat, und vor dem Bombardement im J. 1795, wodurch ein großer Theil des linken Flügels abbrannte, der bisher in Ruinen lag, jetzt aber wieder hergeſtellt werden ſoll, über 500 Zimmer enthielt. Dieſes durchaus aus rothem Sandſtein erbaute, durch ſeine Größe imponirende Schloß, iſt wie ganz Mannheim überall rechtwinkelig aufgeführt, und beſteht aus dem Hauptgebäude und 2 Flügeln, wovon der koloſſale Hauptpavillon 5, die übrigen Pavillons 4 und das ganze übrige Gebäude 3 Stockwerk hoch ſind. Im Innern des Schloſſes bemerkt man vorzüglich den mit aller Pracht ausgeſchmückten und reich mit Marmor belegten Ritterſaal, die ſchöne Schloßkirche und den prachtvollen 100 F. langen und 48 F. breiten Bibliotheksſaal mit einem herrlichen Deckengemälde und den Reſten der ehemals 100,000 Bände reichen Bibliothek. Von andern Sammlungen enthält das Schloß eine Gemälde-, Kupferſtich- und eine Antikenſammlung und ein Naturalienkabinet. Hinter dem Schloſſe erſtreckt ſich bis zum Rheine der 189 Morgen große, in einem Engliſchen Style angelegte Schloßgarten, mit welchem die neuen Anlagen in Verbindung ſtehen, welche mit dem Schloßgarten beinahe die ganze Stadt umſchließen. — Das ſchöne Theatergebäude imponirt durch die Länge ſeiner Hauptfronte. Der Haupteingang wird durch 8 Toskaniſche Säulen gebildet, auf welchen ein großer Balkon ruhet, auf dem zwei Statüen in Lebensgröße ſtehen. Der ganze Umfang dieſes Gebäudes beträgt 900 F. In demſelben iſt auch der prächtige Concert- und Redou-

tenſaal 100 F. lang und 56 F. breit; ſeine Höhe geht durch den 2. und 3. Stock des Theatergebäudes. Rund herum wird eine ſchöne Gallerie von 24 Joniſchen Säulen getragen. 38 Kronleuchter dienen zur Erleuchtung dieſes Prachtſaales. — Das geſchmackvoll erbaute Zeughaus, deſſen erſtes Stockwerk auf 28 Säulen ruhet, hat einen Umfang von 650 und eine Höhe von 92 F. und ein großes Portal, und iſt überhaupt eins der ſchönſten Gebäude Mannheims. — Das Kaufhaus, am Paradeplatz ſtehend, iſt 160 Schritte lang und mit einem majeſtätiſchen Thurme geziert, zweiſtöckig und mit einem hohen Manſardendache verſehen. Das zweite Stockwerk ruhet auf 72 Pfeilern, welche einen um daſſelbe ziehenden Bogengang bilden, worin die Meſſen gehalten werden; und im Erdgeſchoſſe befinden ſich meiſtens Kaufläden. — Endlich bemerken wir noch die in Form eines Achtecks gebaute, 112 F. hohe Sternwarte, eine Zierde der Stadt und reich an aſtronomiſchen Inſtrumenten. Von der Plateform derſelben hat man eine entzückende Ausſicht auf die ganze Stadt und die Umgebungen derſelben, worin ſich der koloſſale Dom von Worms, der Dom von Speyer, das liebliche Frankenthal, das freundliche Oggersheim und das alte, ehrwürdige Ladenburg beſonders hervorheben. Aus blauer Ferne blickt der am Anfang des Schwarzwaldes gelegene Yberg und der Merkariusberg bei Baden, der Thurmberg bei Durlach hervor; bei Heidelberg erheben ſich der Kaiſerſtuhl und Heiligenberg, bei Zwingenberg der Melibocus mit ſeinem weißen Thurme und die ganze die Bergſtraße begleitende Bergkette des Odenwaldes, und hinter Frankfurt aus der Taunuskette der Feldberg und Altkönig. Gegen W. von Straßburg nach Mainz hinab erſcheinen in blauer Ferne die Vogeſen, näher das Hardtgebirge und der Donnersberg. Und mitten durch dieſes herrliche, bergumkränzte, fruchtbare weite Thal wogt der ſchöne Rheinſtrom, ſchlängelt ſich wie ein Silberband durch die Fluren und Wieſen, und nimmt den aus dem lieblichen Thale bei Heidelberg hervorſtrömenden Neckar auf. — Mannheim iſt die wichtigſte Handelsſtadt Badens, und ein Stapelplatz für die Rhein- und Neckarſchifffahrt. Zur Belebung des Handels trägt die tägliche Ankunft der Rheiniſchen Dampfſchiffe und die Errichtung eines Freihafens ſehr viel bei.

Die durch ihre Univerſität berühmte, von 13,500 Menſchen bewohnte Stadt Heidelberg, die über 500 Jahre lang (bis 1720) die Reſidenz der Kurfüſten von der Pfalz war, zeichnet ſich auch durch ihre reizende Lage in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands aus. Sie liegt am linken Ufer des Neckar, der aus einem, mit hohen waldigen Bergen eingeſchloſſenen Thale, in einer anſehnlichen Breite hervorſtrömt und hier in die ſchöne Ebene des Rheinthales eintritt. Eine ſchöne, ſteinerne, 700 F. lange und 30 F. breite Brücke führt vom rechten Neckarufer in die Stadt.

Dieſe lehnt ſich an die Nordſeite des Geisberges, (auf deſſen Mitte ſich die Ruinen des Schloſſes erheben) und des darüber hervorragenden hohen Berges, Königs- oder auch Kaiſerſtuhl genannt, zieht ſich von dem Neckar und den Bergen eingeengt, in einer zur Breite unverhältnißmäßigen Länge von 2760 Schritten und endigt ſich da, wo der Geisberg links läuft und die ſchöne Rheinebene anfängt. Der Stadt gegenüber auf dem rechten Neckarufer erhebt ſich der hohe Heiligenberg mit ſeinen Kloſter- und Burgruinen, am Fuße mit Reben und auf ſeinem Gipfel mit Waldung bedeckt. Zu den vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten Heidelbergs gehören die maleriſchen Ruinen des ehemaligen kurfürſtlichen Reſidenzſchloſſes, die auf der Mitte des Geisberges hoch über der Stadt ſich erheben. Dieſes Schloß, einſt ein Prachtpallaſt, litt ſchon außerordentlich durch mehrmalige Beſtürmung im 30jährigen Kriege; was damals übrig blieb und wieder aufgebaut wurde, zerſtörten die Franzoſen 1689; und 1764 vollendete eine durch den Blitz enſtandene Feuersbruſt die Zerſtörung. Das Gemiſch der verſchiedenen Bauart, die Menge der Statüen und der großartigen Trümmern, die bemoosten und von Epheu umrankten Mauern, Wände, Thüren, Thore, die überall ſich darbietenden Spuren der vormaligen Pracht, die geſchmackvollen Verzierungen, Basreliefs, Arabesken, der große Umfang der Ruinen, die herrlichen Ausſichten von dieſen Höhen auf die umliegende ſchöne Gegend machen dieſe Ruinen zu den ſchönſten Deutſchlands. Vorzüglich ſehenswerth ſind das halb in Grün verſteckte Eliſabethenthor, die vier ſchönen Granitſäulen, die aus Karls des Großen Pallaſte zu Ingelheim hierher gebracht worden ſeyn ſollen, der Luft- oder hängende Garten auf dem überhängenden Gemäuer des ſogenannten dicken Thurmes, der Stückgarten auf einer großen Terraſſe, von wo man eine entzückende Ausſicht hat, der geſprengte Thurm, der ſchöne achteckige Thurm, der Ritterſaal mit ſeinem trefflichen Portale, der vormalige Schloßgarten, jetzt in einen ökonomiſch-forſtwiſſenſchaftlichen verwandelt, die noch erhaltene Schloßkirche in dem Theile des Schloſſes, welcher der Friedrichsbau heißt, wo man auch in einem beſondern Gebäude das bekannte große Faß zeigt, welches 24 F. im Durchmeſſer und 36 in der Länge hat, und 250 Fuder faßt. — Nicht leicht bietet ein Ort intereſſantere Spaziergänge in ſeinen Umgebungen dar, als Heidelberg. Eine der ſchönſten Ausſichten bietet der 1831 auf dem Königs- oder jetzt Kaiſerſtuhl genannten Berge erbaute 90 F. hohe Thurm dar, zu dem man auf 140 Stufen hinaufſteigt. Nach N. überſchaut man den ganzen Odenwald bis zum Melibocus; bei hellem Wetter ſieht man auch die blauen Höhen des Taunus den äußerſten Horizont begränzen; weſtlich iſt das überrheiniſche Hardtgebirge, dem ſich die Vogeſen anſchließen, das hier die Ausſicht begränzt; nach S. verfolgt man das Rheinthal und alle Krümmun-

gen des Stroms bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, und erblickt an ganz klaren Tagen ſogar den Straßburger Münſter; gegen O. ſieht man über die Waldungen der Unterberge hinaus die fruchtbaren Hügel, in die ſich das Land bis an die Würtembergiſche Gränze hin verläuft.

Nur 2 Stunden von Heidelberg liegt in einer ſandigen Ebene, ¾ Stunden vom Rhein entfernt, das ſchöne Städtchen Schwetzingen, merkwürdig wegen ſeines großherzogl. Luſtſchloſſes und vorzüglich wegen des dazu gehörigen 186 Morgen großen Gartens, den ſeine herrlichen Anlagen theils in altfranzöſiſchem, theils in Engliſchem Geſchmacke zu einem der berühmteſten Luſtgärten Deutſchlands machen. Der Obſtgarten nimmt 8½, der Gemüſegarten 6¾, die große Baumſchule mit 170,000 Stämmen 13, das Arboretum oder die botaniſche, aus 24,000 meiſt ausländiſchen Bäumen und Geſträuchen beſtehende Anlage 6 und der Orangerieplatz mit vielen 100 Citronen-, Pomeranzen-, Myrthen-, Granaten- und Lorbeerbäumen 5 Morgen ein. Alles übrige iſt Luſtgarten, in dem ſich die reizendſten Alleen, viele geſchmackvolle Anlagen und Partien und eine Menge Statüen befinden. Von dieſer großen Zahl ſind vorzüglich beachtenswerth: die perſpektiviſche Durchſicht in der Mitte des Gartens vom Schloſſe durch die Waldöffnung bei Ketſch nach den fernen Hardtgebirgen jenſeits des Rhein; die große, das Waſſer 60 F. hoch werfende Fontäne; die dem Bade entſteigende und in der Mitte eines Baſſins auf einem Felſen ſtehende Galathea nebſt einem Triton, eine aus ſchneeweißem Carrariſchen Marmor meiſterhaft gearbeitete Gruppe und unſtreitig das Beſte, was der Garten an Bildhauerarbeit aufzuweiſen hat; der Felſen und die Statüe des Pan in einem tiefen Dunkel von Tannen, Silberpappeln und Birken; der prachtvolle Tempel des Apollo, auf einem hohen Felſen, deſſen Kuppeldach von 8 Joniſchen Säulen getragen wird und deſſen Mitte die Bildſäule des Apollo einnimmt; das Badehaus mit koſtbar und geſchmackvoll verzierten Kabinettchen; die perſpektiviſche Landſchaft, wo man am Ende eines dunkeln Ganges eine reizende Landſchaft erblickt, die aber bloß auf einer oben eingewölbten, ganz im Mittagslichte ſtehenden Wand gemalt iſt; der Tempel der Botanik in einer Wildniß von ausländiſchen Gewächſen; die künſtlich nachgemachte Römiſche Ruine mit der Waſſerleitung; der Tempel der Minerva unter herrlichen Gruppen von Platanen mit der aus Carrariſchem Marmor verfertigten koloſſalen Bildſäule der Göttin; die Moſchee in der ſogenannten Türkiſchen Anlage, deren großen prächtigen Vorhof ein ſchöner Arabiſcher Säulengang mit Spitzbogen umſchließt, und deſſen Haupteingange gegenüber ſich die eben ſo geſchmackvoll als treu im Morgenländiſchen Style aufgeführte Moſchee erhebt. Eine prächtige Hauptkuppel mit einem Fenſterkreis und drei kleinern Kuppeln zieren das majeſtätiſche

Gebäude in der Mitte, und zu beiden Seiten erhebt ſich ein ſchlankes, hohes Thümchen (Minaret) mit einem Orientaliſchen Dache und einem Altan. An den Eingängen ſind überall weiſe Sprüche aus dem Koran und auf den Gebäuden Halbmonde angebracht. Das eine Rotonda bildende Innere iſt reich und mit ächt Morgenländiſcher Pracht ausgeſchmückt. Der Fußboden iſt mit Marmortafeln eingelegt, die Wände ſind mit reichen Stukaturarbeiten und Vergoldungen geziert und hoch oben in der blauen, mit goldenen Sternen beſäeten, ſchönen Kuppel, durch deren Fenſterkreis das Licht herabfällt, lieſet man Sprüche aus dem Koran. Entzückend iſt die Ausſicht auf den beiden Minarets, wohin man auf einer Wendeltreppe von 126 Stufen ſteigt. Die ganze Gegend bis Heidelberg, Speyer, Worms und Mannheim, von der Bergſtraße, den Vogeſen und den Hardtgebirgen umſchloſſen, liegt wie ein Panorama vor das Auge gezaubert. Die Hauptfaçade der Moſchee mit ihrem ſchönen Säulenportal gewährt einen maleriſchen Anblick, der noch durch einen davor angebrachten, ziemlich großen, unregelmäßigen von herrlichen Baumgruppen dunkel beſchatteten See ungemein erhöhet wird. Hinter dieſem See liegen in ſchönen Baumgruppen die gleichfalls mit Kunſt gemachten Ruinen des Merkuriustempels, von deſſen Kuppel die Hälfte eingeſtürzt iſt, was die Täuſchung vermehrt. Dem Schloſſe gegenüber iſt das große Baſſin, ein großer länglich viereckiger See, an deſſen Ufern herrliche Baumgruppen und zwei koloſſale liegende Sandſteinfiguren ſich befinden, welche Sinnbilder des Rhein und der Donau vorſtellen. Rechts vom Schloſſe ſind auf dem ſogenannten großen Zirkel das ſchöne 600 F. lange Orangeriegebäude, dahinter das ſehenswürdige große Theatergebäude und links vom Schloſſe das Geſellſchafts- und Speiſeſaalgebäude. In der Mitte des Cirkels iſt die ſchon oben erwähnte große Fontäne. Am ſtärkſten wird der Schwetzinger Garten am Pfingſtmontage beſucht, wo man hier das bunteſte Menſchengewühl, vorzüglich bei dem Schloſſe antrifft.

Die Fürſtenthümer Hohenzollern.

Der Urſprung des jetzt fürſtl. Hauſes Hohenzollern iſt ſehr alt. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts ſchon tritt das Geſchlecht der Zollern zuerſt in der Geſchichte hervor. Thaſſilo (ein Urenkel Adalberts, deſſen Vater Ethiko zu Anfang des 8. Jahrhunderts Herzog im Elſaß und Alemannien war), iſt der erſte Graf von Zollern, den die Geſchichte mit Gewißheit mit dieſem Namen bezeichnet, und dieſer lebte ums Jahr 800. Aber noch eine geraume Zeit bleibt die Geſchichte dieſer Grafen dunkel und ohne Zuſammenhang. Als einer von des Thaſſilo Nachkommen wird Friedrich I. genannt, welcher um 980 das Stammſchloß Ho-

henzollern erneuert und erweitert haben ſoll. Von den vier Söhnen Friedrichs III., der ums J. 1411 lebte iſt der älteſte, Rudolph II. merkwürdig, weil er durch zwei ſeiner Söhne Stammvater ſowohl des noch jetzt blühenden Hauſes Hohenzollern, als des Brandenburgiſchen, jetzt königl. Preußiſchen Hauſes wurde. Nämlich Friedrich IV., der älteſte ſeiner beiden Söhne, welcher die väterlichen Erbgüter in Schwaben erhielt, ſetzte den noch blühenden Stamm des Hohenzollernſchen Hauſes fort; der jüngſte Sohn, Konrad I. bekam durch ſeine Gemahlin, eine Tochter des Grafen Dieboldt von Vohburg, deſſen Vorfahren das 1060 zuerſt errichtete Burggrafthum Nürnberg übergeben worden war, dieſes Burggrafthum, mit welchem aber erſt Friedrich III., einer ſeiner Nachkommen, 1273 vom Kaiſer Rudolph von Habsburg wirklich belehnt und in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Später erhielt Friedrich VI. (der 10. Burggraf aus dem Hauſe Hohenzollern, vom Kaiſer Sigismund, nach dem 1411 erfolgten Tode des Jodokus Nikolaus von Mähren die Belehnung über die Mark Brandenburg und die Kurwürde. Doch die weitere Ausführung hiervon ſehe man in der Geſchichte von Preußen.

Wir kehren zu Friedrich IV., dem Ahnherrn des noch in 2 fürſtl. Linien blühenden Hauſes Hohenzollern in Schwaben zurück. Einer ſeiner Nachfolger war Friedrich VII., mit dem Beinamen der Oettinger, der durch den unglücklichen Ausgang einer Fehde mit Würtemberg 1423 ſeine Burg Hohenzollern erobert und zerſtört und ſeine ganze Grafſchaft von Würtemberg in Beſitz genommen ſehen mußte. Einige Jahre nach ſeinem Tode gab zwar Würtemberg die Grafſchaft Hohenzollern, mit Zurückbehaltung einiger Ortſchaften wieder heraus, doch unter der Bedingung, daß im Falle des Ausſterbens der männlichen Nachkommenſchaft die Grafſchaft an Würtemberg fallen ſollte. Bald erholte ſich das Hohenzollernſche Haus von der ihm durch des Oettingers unglückliche Fehde geſchlagenen Wunde. Zuerſt baute Jodokus oder Jobſt Nicolaus (Friedrich VII. des Oettingers älteſter Sohn) ſein Stammſchloß wieder auf. Von ſeinen vielen Kindern pflanzte Graf Eitel Friedrich IV. den Stamm fort, erhielt das Reichserbkämmerer-Amt und erwarb durch Tauſch von Oeſterreich die benachbarte Herrſchaft Haigerloch. Auch ſein Enkel, Graf Karl I. vergrößerte die Grafſchaft Hohenzollern, indem er 1535 vom Kaiſer Karl V. die Belehnung mit Vöhringen und Sigmaringen erhielt. Von ſeinen Söhnen ſind Eitel Friedrich VI. und Karl II. merkwürdig, weil der erſtere Stammvater der Linie Hohenzollern Hechingen und der letztere Stifter der Linie Hohenzollern Sigmaringen geworden iſt. Eitel Friedrichs VII. Sohn und Nachfolger Johann Georg I., war der erſte, der 1623 für ſich und ſeine Nachkommen in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Ihm folgte 1624 Eitel

Friedrich VI., welcher 1653 in das Reichsfürſtenkollegium eingeführt wurde. Von ſeinen Nachfolgern verlor Hermann (Friedrich Otto), welcher 1798 zur Regierung gelangte, durch die Folgen der Franzöſiſchen Revolution ſeine Beſitzungen in dem an Frankreich abgetretenen Hochſtifte Lüttich und wurde dafür 1803 durch den Reichsdeputationsſchluß mit der Herrſchaft Hirſchlatt und dem Kloſter Gnadenthal entſchädigt, und trat 1806 dem Rheinbunde bei. Ihm folgte 1810 der noch jetzt regierende Fürſt Friedrich (Hermann), welcher 1813 die Herrſchaft Hirſchlatt an Würtemberg verkaufte, 1815 ſich dem Deutſchen Bunde anſchloß und zwar ſeinem Lande bis jetzt keine auf neuern Grundſätzen beruhende landſtändiſche Verfaſſung gegeben hat, jedoch beſteht aus ältern Zeiten unter dem Namen der Landſchaft eine Art Landesvertretung.

Wir wenden uns nun zu der andern Linie, der Hohenzollern-Sigmaringenſchen, deren Stifter, wie ſchon geſagt, Karl II. iſt, der bei der von ſeinem Vater Karl I. veranſtalteten Theilung ſeiner Länder, Sigmaringen und Vöhringen bekam. Er beſaß nur die gräfliche Würde, aber ſein Sohn Johann, der ihm 1606 nachfolgte, erhielt 1638 die fürſtliche Würde. Von ſeinen Nachfolgern verlor Fürſt Anton Aloys Meinrad Franz, der 1787 die Regierung bekam, durch den Lüneviller Frieden die in den Niederlanden gelegene Grafſchaft Berg mit 6 Q.M. und 15,500 E., erhielt aber 1803 durch den Reichsdeputationsſchluß zur Entſchädigung die Herrſchaft Glatt und einige Klöſter in Schwaben nebſt den dazu gehörigen Beſitzungen. Nach dem Beitritte zum Rheinbunde 1806, bekam er noch die Herrſchaften Hohenfels und Achberg und 2 Klöſter mit den dazu gehörigen Dörfern und die Souveränität über alle innerhalb der Gränzen des Sigmaringenſchen Gebietes gelegenen ritterſchaftlichen fürſtlich Fürſtenbergiſchen und Thurn- und Taxiſchen Beſitzungen. 1815 trat er dem Deutſchen Bunde bei und ihm folgte 1831 ſein Sohn, der gegenwärtig regirende Fürſt Karl Anton Friedrich, der ſeinem Fürſtenthume 1832 eine landſtändiſche Verfaſſung gegeben und 1836 die Thurn- und Taxiſche Herrſchaft Straßberg, die ſchon ſeit 1806 unter Hohenzollernſcher Souveranität ſtand, durch Kauf an ſein Haus gebracht hat.

Das Fürſtenthum Liechtenſtein.

Das alte im Oeſterreichiſchen Staate reich begüterte Haus Liechtenſtein iſt ſchon ſeit 1206 bekannt, wo ein Dittmar von Liechtenſtein, der aus dem Hauſe Eſte ſtammen ſoll, vorkommt. Bis zum Grafen Hartmann IV., der 1585 ſtarb, war das Haus ungetheilt, aber Karl und Gundackar, die Söhne deſſelben, ſtifteten

2 Linien, die beide 1614 und 1623 in den Fürſtenſtand erhoben wurden. Karl erwarb ſich vom Kaiſer Matthias 1614 das Schleſiſche Fürſtenthum Troppau und vom Kaiſer Ferdinand II. 1623 das gleichfalls Schleſiſche Fürſtenthum Jägerndorf. Sein Enkel Fürſt Johann Adam Andreas erkaufte 1699 und 1708 von den Grafen von Hohenembs die reichsunmittelbaren Herrſchaften Vaduz und Schellenberg in Schwaben und ſtarb 1712. Mit ihm erloſch die ältere oder Karlſche Linie der Hauſes Liechtenſtein. Daher fielen dieſe beiden Herrſchaften ſo wie auch die andern Beſitzungen dieſer erloſchenen Linie an die Gundakarſche oder jüngere Linie, an Fürſt Anton Florian (Enkel von Gundakar), welcher wegen der Herrſchaften Vaduz und Schellenberg, die 1819 zu einem Fürſtenthum, unter dem Namen Liechtenſtein erhoben wurden, nur für ſeine Perſon Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt. Erſt ſein Sohn Joſeph Johann Adam wurde 1723 für ſich und ſeine männlichen Nachkommen in den Reichsfürſtenrath eingeführt. Dieſe männliche Nachkommenſchaft ſtarb aber 1748 mit Fürſt Johann Nepomuk aus, und die Regierung kam an die Nachkommen des 1704 geſtorbenen Fürſten Philipp Erasmus (jüngeren Bruders des erwähnten Fürſten Anton Florian). Der älteſte Sohn dieſes Philipp Erasmus war Joſeph Wenzel, welcher alſo 1748 das Fürſtenthum Liechtenſtein und die Beſitzungen des Hauſes erbte und ſich als Schöpfer der Oeſterreichiſchen Artillerie um dieſen Staat verdient gemacht hat. Da dieſer 1772 kinderlos ſtarb; ſo vermachte er ſeine Beſitzungen den Söhnen ſeines Bruders Emanuel. Der älteſte von dieſen, Franz Joſeph, ſtiftete die Franz-Liechtenſteinſche und der jüngſte Karl Borromäus die Karl-Liechtenſteinſche Linie, welche beide noch blühen, wovon jene das Fürſtenthum Liechtenſtein nebſt dem größern Theil der Güter des Hauſes beſitzt. Franz Joſeph ſtarb 1781; ihm folgte ſein Sohn Alois Joſeph und dieſem 1805 Johann Joſeph, welcher als Mitglied des Rheinbundes aufgenommen wurde und zu Gunſten ſeines unmündigen Sohnes auf das Fürſtenthum Liechtenſtein reſignirte, aber nach Napoleons Sturz 1814 die Regierung wieder ſelbſt übernahm, 1815 dem Deutſchen Bunde ſich anſchloß und dem Fürſtenthum Liechtenſtein 1819 eine landſtändiſche Verfaſſung gab. Nach ſeinem 1836 erfolgten Tode iſt gegenwärtig Aloys (Maria Joſeph Johann Joachim Franz) regierender Fürſt von Liechtenſtein. Dieſe ältere Franz-Liechtenſteinſche Linie beſitzt außer dem genannten Fürſtenthum, die beiden Fürſtenthümer Troppau und Jägerndorf, viele Herrſchaften in Oeſterreich, Steyermark, Mähren, Böhmen und Ungarn, die ohne Liechtenſtein, das nur auf 2½ Q. M. 5500 E. enthält, 350,000 E. begreifen und jährlich 1,500,000 Fl. einbringen. Die Karlſche Linie hat geringere Beſitzungen mit etwa 60,000 E. und 300,000 Fl. jährliche Einkünfte.

Das Königreich Würtemberg.

Der Urſprung des Hauſes Würtemberg, das ſeinen Namen von dem alten Schloſſe Würtemberg unweit Canſtadt hat, verliert ſich in dem Dunkel der Vorzeit. Der erſte und älteſte Ahnherr deſſelben, von welchem man ſichere Kunde hat, iſt Konrad von Wirtineberg, deſſen Namen zum erſtenmal in einer Urkunde vom J. 1090 vorkommt. Nach dieſem kommen Grafen von Wirtinberg oder Würtemberg vor. Doch erſt mit dem Grafen Ulrich I. (1246—1265), wegen eines fehlehaften Daumens auch Ulrich mit dem Daumen genannt, beginnt eine fortlaufende Geſchichte Würtembergs, deſſen Umfang damals ſehr klein war, denn das Stammſchloß Würtemberg und die Städte Canſtadt, Stuttgart, Waiblingen und Leonberg mit einzelnen dazu gehörigen Ortſchaften, Schloß und Herrſchaft Beutelsbach waren ohngefähr die Beſitzungen dieſes Grafen Ulrich, der ſie jedoch durch die Grafſchaft Urach vergrößerte. Von ſeinen beiden Söhnen, die gemeinſchaftlich regierten, ſtarb Ulrich II. ſchon 1279, hingegen Eberhard I., der jüngere Sohn, regierte bis 1325 und führte ein ſehr thatenreiches unruhiges Leben, wodurch er ſich den Beinamen des Erlauchten erwarb. Gottes Freund und aller Welt Feind war ſein Wahlſpruch, und dieſem treu verwickelte er ſich in viele Kriege, ja ſelbſt als Gegner der Kaiſer trat er auf, zuerſt Rudolphs von Habsburg, als dieſer ſein kaiſerliches Anſehen gegen die Reichsfürſten überhaupt und insbeſondere gegen Eberhard geltend machen wollte, der während des langen Interegnums und des damaligen herrenloſen Zuſtandes Deutſchlands mehrere Güter widerrechtlich an ſich gezogen hatte. Eben ſo trat er Rudolphs Nachfolgern, den Kaiſern Adolph von Naſſau und Albrecht von Oeſterreich entgegen und bewarb nach dem Tode des letztern ſich um die Kaiſerkrone; allein die Wahl fiel auf Heinrich VII., wodurch zwiſchen beiden eine Feindſchaft entſtand, in deren Folge 1311 der Kaiſer ihn bekriegte und aus ſeinem Lande verjagte. Glücklicher Weiſe ſtarb Heinrich bald (1313); Eberhard eroberte nun ſchnell ſein ganzes Land wieder, und verlegte hierauf ſeine Reſidenz nach Stuttgart. Er hinterließ, ungeachtet aller Kriege und Stürme, ſein Land um mehr als die Hälfte vergrößert, namentlich durch einen Theil der Teckſchen Güter, der Grafſchaft Calw ꝛc. Auch ſein Sohn und Nachfolger Ulrich II. (1323 bis 1344), ein Freund der Ruhe und des Friedens, vermehrte die Beſitzungen unter andern mit den Städten Tübingen, Winnenden, einem Theile der Grafſchaft Vaihingen. Von ſeinen beiden gemeinſchaftlich regierenden Söhnen ſtarb Ulrich der IV. 1366, der andere aber, Eberhard II., mit dem Beinamen der Grainer (Zänker) lebte bis 1592 und legte in ſeiner Regierung ganz den Geiſt des Großvaters (Eberhard I.) an den Tag. Die meiſten

Streitigkeiten und Kriege hatte er mit den Reichsſtädten, worin der Sieg bald auf Würtembergiſcher, bald auf feindlicher Seite war. Auch mit dem Schwäbiſchen Adel lebte er in Fehde, beſonders machten ihm die Schlegler, (ein Bund Schwäbiſcher Ritter) viel zu ſchaffen; doch bei allen dieſen Unruhen hinterließ er das Land abermals anſehnlich vergrößert, hauptſächlich durch die andere Hälfte der Grafſchaften Calw und Vaihingen und durch viele Städte nebſt Zugehör. Sein Nachfolger Eberhard III. (1392—1417), mit dem Beinamen der Milde, that nichts für die Vergrößerung des Landes, ſondern gefiel ſich in einer bis dahin dem Würtembergiſchen fremden Pracht und Verſchwendung. Die kurze Regierung ſeines Sohnes Eberhard IV. wurde bloß dadurch wichtig, daß durch ſeine Heirath der Gräfin von Mömpelgard dieſe Grafſchaft an Würtemberg kam. Ihm folgten ſeine noch unmündigen Söhne Ludwig I. und Ulrich V. (1419 bis 1441), die 20 Jahre theils unter Vormundſchaft, theils ſelbſt regierten, bis ſie 1441 das Land theilten. Ludwig erhielt ſeinen Sitz zu Urach; Ulrich zu Stuttgart; der Antheil des erſtern hieß der Uracher, und des letzteren (von der Feſtung Hohen-Neuffen), der Neuffener, ſchicklicher der Stuttgarter Theil. Jetzt entſtanden zuerſt Familienzwiſte im Würtembergiſchen Hauſe, das bisher durch ungetheilten Beſitz, Sparſamkeit und Güterkauf ſich zu anſehnlicher Macht erhoben hatte.

Dieſe Theilung Würtembergs dauerte jedoch nicht länger, als bis 1482, indem Ulrichs V. oder des Vielgeliebten, eines Regenten voll Herzensgüte, der ſich um ſeine Reſidenz Stuttgart ſehr verdient machte, älteſter Sohn Eberhard VI., der ſeinem Vater ſehr unähnlich und zu einem Regenten nicht geeignet war, ſeinen Stuttgarter Landesantheil, an ſeinen Vetter von der Uracher Linie, Eberhard V. oder den älteren, einen Sohn Ludwigs I. in dem Münſinger Vertrage abtrat, durch welchen Vertrag auch die Untheilbarkeit des Landes für alle Zeiten und das Erſtgeburtsrecht feſtgeſetzt wurde, nachdem ſchon 1473 Eberhards VI. Bruder, Heinrich mit der Grafſchaft Mömpelgard zufrieden geſtellt worden war. Dieſer Eberhard V., in ſeiner Jugend ein wilder ausſchweifender Menſch, bildete ſich als Mann ſehr glücklich aus, und wurde ein vortrefflicher Regent. Er ſtiftete 1477 die Univerſität zu Tübingen, und regierte die nun wieder vereinigte Grafſchaft Würtemberg von 1482—1496 mit ſo vieler Kraft und Weisheit und erwarb ſich ſo große Achtung, daß ihn der Kaiſer Maximilian I., im J. 1495 aus freien Stücken zum Herzog und mit ihm das Land, welches auch durch dieſen Fürſten Vergrößerungen erhalten hatte, zum Herzogthum erhob. Doch dieſer erſte Herzog von Würtemberg, als ſolcher Eberhard I., überlebte ſeine Erhebung nicht lange; und ſtarb 1496. Hierauf folgte der oben genannte Eberhard der Jüngere (Eberhard VI.), der

ſchon als Graf 1482 die ihm beſchwerliche Regentenlaſt abgelegt hatte, als Herzog in der Regierung; aber ſchon nach 2 Jahren brachte er es durch ſeine ſchlechte Regierung dahin, daß ihm von den Landſtänden der Gehorſam aufgeſagt und er der Regierung ſich zu begeben genöthigt wurde, die nun an den noch minderjährigen Ulrich III., einen Sohn Heinrichs (des zweiten Sohns Ulrichs des Vielgeliebten), kam, der eine lange Zeit bis 1550 regierte, und deſſen Regierung reich an ſeltſamen Wendungen des Schickſals iſt. Anfangs begann er ſeine Regierung auf eine glänzende Weiſe, indem er durch Eroberung viele Landbezirke ſeinem Herzogthume zubrachte, aber von da an häufte er durch zu großen Aufwand Schulden auf Schulden auf das Land und machte ſich durch ſein leidenſchaftliches Betragen allgemein verhaßt; daher ein förmlicher Aufruhr ausbrach, deſſen Folge der Tübinger Vertrag 1514 war, der die Grundlage aller Freiheiten des Landes geworden iſt. Die Ermordung des Ritters Hans von Hutten, den er eines unerlaubten Umganges mit ſeiner Gemahlin beſchuldigte und die gewaltſame Einnahme der Reichsſtadt Reutlingen, die zu dem Schwäbiſchen Bund gehörte, verurſachten, daß letzterer ihn mit Krieg überzog, aus dem Lande verjagte und Würtemberg 1520 dem damaligen Kaiſer Karl V. übergab. So kam es denn, daß Würtemberg 16 Jahre lang unter Oeſterreichiſcher Herrſchaft ſtand, bis es dem vertriebenen Herzog 1534 gelang, mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Heſſen, ſein Land wieder zu erobern; doch die Einführung der Reformation und ſein Beitritt zum Schmalkaldiſchen Bunde führten eine abermalige Vertreibung Ulrichs aus ſeinem Lande im J. 1546 herbei, welches er nur unter ſchweren Bedingungen im folgenden Jahre von dem Kaiſer durch den Heilbronner Vertrag wieder erhielt. Einer der beſten Regenten Würtembergs war ſein Sohn Chriſtoph IV., der von 1550—1568 regierte. Das Gegentheil von ihm war ſein Sohn und Nachfolger Ludwig V., welcher 1593 kinderlos ſtarb. Daher gelangte nun Friedrich I., ein Enkel des oben erwähnten Heinrichs von Mömpelgard, des zweiten Sohnes von Ulrich dem Vielgeliebten zur Regierung von 1593—1608, ein Fürſt von vielen Anlagen, aber herrſchſüchtig und daher vornehmlich nach unumſchränkter Gewalt trachtend. Doch verdankt ihm das Land manche Wohlthat und Vergrößerung des Umfanges. Unter ſeinen Nachfolgern Johann Friedrich (1608 — 1628) und Eberhard III. (1628 bis 1674) wüthete der 30jährige Krieg, der auch Würtemberg mit ſeiner ganzen Furchtbarkeit traf, ſo daß es der Schauplatz der traurigſten Verwüſtung wurde, einer völligen Einöde glich und von 450,000 E. kaum noch 48,000 übrig blieben, bis 1648 der Weſtphäliſche Frieden dem Herzog, der ſich unterdeß zu Straßburg aufgehalten hatte, ſein Herzogthum in ſeinem ganzen Umfange wieder verſchaffte, das er jedoch nachher noch durch neue Erwerbun-

gen vergrößerte. Auch unter den Nachfolgern Eberhards III., Wilhelm Ludwig, der nur 3 Jahre regierte und Eberhard Ludwig (1677 — 1733) litt Würtemberg viel durch die Kriege Deutſchlands mit Frankreich. Der 1714 geſchloſſene Frieden machte den Kriegsdrangſalen ein Ende; aber die Zwiſtigkeiten des Herzogs mit ſeiner Gemahlin, der unerſchwingliche Aufwand bei Hof, die Einführung eines ſtehenden Militärs, die Erbauung von Ludwigsburg und die überall herrſchende Willkühr ſchlugen dem Lande tiefere Wunden als der Krieg ſelbſt. Eberhard Ludwig ſtarb ohne Leibeserben, und ihm folgte ſeines Vaters Brudersſohn Karl Alexander, der nur bis 1737 regierte, und der 3 noch minderjährige Prinzen hinterließ, die alle drei zur Regierung kamen; zuerſt Karl (1737 — 1793), ein Fürſt, deſſen Hof der üppigſte und glänzendſte in ganz Deutſchland war, und der nicht allein ſeine Reſidenz verſchönerte, ſondern auch viele Luſtſchlöſſer (z. B. die Solitüde, Hohenheim ꝛc.) erbaute, und dadurch ſo wie durch ſeine Theilnahme an dem 7jährigen Kriege dem Lande große Zerrüttung ſeiner Finanzen verurſachte und eine allgemeine Unzufriedenheit der Unterthanen herbeiführte, ſo daß die Landſtände bei dem Kaiſer Hülfe ſuchten. Die erzeugten Unruhen wurden 1770 durch einen Vergleich beigelegt und der Herzog in die Schranken zurückgewieſen. Von dieſer Zeit an wurde die Regierung Karls wohlthätiger für das Land, und um ſo mehr, da Deutſchland einen langen Frieden hatte. Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe hoben ſich, der Landbau machte die glücklichſten Fortſchritte und ein allgemeiner Wohlſtand verbreitete ſich. Auch wurde unter ſeiner Regierung das Land anſehnlich vergrößert, namentlich durch die Herrſchaften Juſtingen, einen Theil der Grafſchaft Limpurg ꝛc. Unter Ludwig Eugen (1793 — 1795) mußte Würtemberg an dem Kriege Deutſchlands gegen Frankreich Theil nehmen, ohne daß jedoch damals die Franzoſen Würtemberg heimſuchten, was aber unter ſeinem Nachfolger Friedrich Eugen (von 1795—1797) der Fall war, wo Moreau in Würtemberg eindrang und es zur Abtretung von Mömpelgard und zur Bezahlung einer Summe von 8 Mill. Franken nöthigte, wogegen es Frieden erhielt. Auf Friedrich Eugen folgte deſſen Sohn Friedrich II. (1797—1816) unter deſſen Regierung das Land abermals durch die Einfälle der Franzoſen litt. Der Herzog mußte flüchten, bis der Lüneviller Frieden 1801 ſeine Rückkehr erlaubte. Durch den Reichsdeputationsſchluß 1803 wurde er für den Verluſt Mömpelgards und einiger innerhalb Frankreichs gelegenen Herrſchaften, zuſammen mit 50,000 E. und 300,000 Fl. Einkünften, durch Deutſche Länder in Schwaben zuſammen mit 30—40 Q. M. und 125,000 E. entſchädigt, worunter die Probſtei Ellwangen, mehrere Reichsabteien, Klöſter, Stifter und 9 Reichsſtädte (Hall, Rottweil, Gmünd, Eßlingen, Reutlingen, Heil-

bronn, Aalen, Weil und Giengen) mit ihren Gebieten. Zugleich wurde der Herzog zum Kurfürſten erhoben. Während des Kriegs Oeſterreichs 1805 gegen Frankreich nahm der Kurfürſt Franzöſiſche Parthei und erhielt daher durch den Preßburger Frieden mit der Königswürde eine bedeutende Erweiterung des Landes, die in den von Oeſterreich abgetretenen Schwäbiſchen Beſitzungen (worunter die Grafſchaft Hohenberg, die Landvoigtei Altorf, Landgrafſchaft Nellenburg, Herrſchaft Ehingen ꝛc.) und in der Grafſchaft Bondorf des Johanniter-Ordens beſtand und 110 bis 120,000 E. enthielt. Außerdem nahm ſpäter der König die im Umkreiſe des Königreichs liegenden reichsritterſchaftlichen Beſitzungen in Beſitz, die auch auf 16 Q. M. mit 57,000 E. geſchätzt wurden. Durch ſeinen Beitritt zum Rheinbunde 1806 erhielt Würtemberg abermals einen bedeutenden Zuwachs, der außer einigen kleinen Erwerbungen von Baiern und Baden (wogegen es auch an letzteres mehrere Landdiſtrikte abgeben mußte) in der Souveränität über faſt ſämmtliche Hohenlohiſche Fürſtenthümer, die Beſitzungen der Fürſten und Grafen von Truchſeß-Waldburg, einen Theil der fürſtlich Thurn- und Taxiſchen Beſitzungen, den bis jetzt noch nicht Würtembergiſchen Antheil von der Grafſchaft Limpurg und über noch viele andere kleinere Ländchen beſtand, und zuſammen eine Bevölkerung von 180,000 Menſchen hatte. Durch den Wiener Frieden 1809 und den mit Baiern abgeſchloſſenen Vertrag bekam Würtemberg von Baiern 10 Landgerichte ganz und 6 Landgerichte zum Theil und die Souveränität über einige Fuggeriſche, Thurn- und Taxiſche und Hohenlohiſche Länder ꝛc., zuſammen mit einer Bevölkerung von 160,000 Menſchen; zugleich hatte es ſchon vorher auch das Deutſchmeiſteriſche Fürſtenthum Mergentheim mit 10,000 E. in Beſitz genommen. Da aber Würtemberg auch einen kleinen Landſtrich mit 5000 E. an Baiern und einen größern mit 45,000 E. an Baden abtreten mußte; ſo blieb der Gewinn nur etwa 120,000 Menſchen. Dies war die letzte Vergrößerung Würtembergs, außer daß 1813 der König die Herrſchaft Hirſchlatt von Hohenzollern-Hechingen erkaufte. 1815 trat er dem Deutſchen Bunde bei und gab ſeinem Lande, das von 650,000 E. bei ſeiner Thronbeſteigung ſich auf 1,400,000 Menſchen vergrößert hatte, eine landſtändiſche Verfaſſung; doch ehe noch dieſe zu Stande gebracht war, ſtarb er 1816, worauf ihm in der Regierung ſein Sohn, der noch jetzt regierende König **Wilhelm** folgte, welcher die über die Verfaſſung entſtandenen Streitigkeiten glücklich beilegte, und die Verfaſſung den Forderungen der Zeit gemäß einrichtete, ſo daß 1819 die Verfaſſungsurkunde, zur Freude aller Vaterlandsfreunde, von dem Könige und den Ständen unterzeichnet wurde.

Die **Alp**, ein Kalkgebirge wie der Jura in der Schweiz, und daher auch das Schwäbiſche Juragebirge genannt, bedeckt einen

großen Theil Würtembergs, und nur ein kleiner Theil durchzieht das Hohenzollernſche Gebiet. Im weitern Sinne beginnt die Alp mit dem Heuberge, nicht einem einzelnen Berge, ſondern einer Hochfläche, die ſich 4 Stunden in die Länge und 6 Stunden in die Breite erſtreckt, und durch die Baar (eine 2000 F. erhabene Hochfläche, die größtentheils Badiſch iſt) ſich bei den Quellen des Neckar in der Gegend von Schwenningen und Rottweil an den Schwarzwald anſchließt. Dieſer Heuberg, der höchſte Theil des ganzen Gebirgs, aber auch der waldloſeſte, ſteinigſte und kahlſte, beginnt iu der Gegend, wo die Elta, ein kleiner Nebenfluß der Donau, und die Prim, ein kleiner Nebenfluß des Neckar, ihren Urſprung haben, und läuft in nordöſtlicher Richtung bis zu den Quellen der Schlichem und der Beera, wovon jene in den Neckar und dieſe in die Donau geht *), wo alsdann mit den Bergen Lochen, Schafberg und Plättenberg die eigentliche Alp anfängt, welche in gleicher nordöſtlicher Richtung, als eine Waſſerſcheidung zwiſchen dem Neckar und der Donau (der letztern, in der Gegend von Ulm, bis auf eine Stunde ſich nähernd) ſich fortzieht, und mit einem tiefen, ihre ganze Breite durchdringenden Thaleinſchnitte, in welchem in geringer Entfernung von einander der Kocher (ein Nebenfluß des Neckar) und die Brenz (ein Nebenfluß der Donau) entſpringen, ſich endigt. Das von da weiter nordöſtlich fortſetzende Gebirge führt den Namen das Härtfeld oder Herdtfeld, woran ſich weiter nordöſtlich die Fränkiſche Alp (jetzt von den Geographen auch Fränkiſcher Jura genannt) anreihet, ein Landrücken mit wenig aus demſelben hervorragenden Erhebungen, welcher das Gebiet des Main vom Gebiete der Donau ſcheidet. Mit dem Heuberge und dem Härtfelde hat die Alp eine Länge von 16 bis 18 M., während die Breite von 2 bis 4 M. wechſelt. Die eigentliche Alp läuft von den Würtembergiſchen Städten Bahlingen und Ebingen, durch das Hohenzollernſche und hierauf über die Würtembergiſchen Städte Hayingen, Münſingen, Blaubeuren, Geißlingen und Heidenheim, von wo das Härtfeld bis Bopfingen und Ellwangen geht. Der gemeine Sprachgebrauch theilt die eigentliche Alp in die rauhe Alp, Hochſträß und Albuch, aber dieſe Eintheilung bezeichnet mehr einzelne Gegenden, als eine vollſtändige Eintheilung des Ganzen. Man verſteht nämlich unter rauher Alp hauptſächlich die Gegend von der Lauchart an bis Zainingen im Oberamte Urach (die Alp im engſten Sinne); unter Hochſträß die Gegend von Blaubeuren und unter Albuch die hohe Ge-

*) Auch die rauhe Berggegend, das Hardt genannt, öſtlich vom Heuberg, kann als ein Theil der Alp angeſehen werden, gehört aber größtentheils zu Baden.

birgsebene zwiſchen Aalen, Heidenheim und Weißenſtein, am rechten Ufer der Brenz. Die Alp unterſcheidet ſich weſentlich von dem ihr ſo nahen Schwarzwalde, ſowohl dadurch, daß ſie aus Jurakalk beſteht, während der Kern des Schwarzwaldes aus Granit und Gneus gebildet wird, als auch durch ihre Geſtalt, indem ſie eine Gebirgsebene oder ein Plateau mit nur wenigen hervorragenden Gipfeln bildet, da hingegen der Schwarzwald ein eigentliches Gebirge ohne eine große zuſammenhängende Fläche darſtellt. Die Alp hat ihre ſteile Seite nördlich gegen das Neckargebiet, wo das tiefere ebene Land an ihrem Fuße gewöhnlich 800 bis 1000 F. niedriger als die obere Fläche der Alp ſelbſt liegt; der Abfall nach S. iſt ſanfter, und beträgt wegen der bedeutend höhern Lage des Donauthales, 300 — 400 F. weniger, als auf der Nordſeite. Von der letztern betrachtet, erſcheint die Alp als eine lange, zuſammenhängende, ſchroff aufſteigende Bergwand, aus welcher nur wenige die Bergfläche unterbrechende Gipfel ſich hervorheben, und aus der Ferne von hier geſehen, hat die Alp etwas Trauriges und Einförmiges, vielleicht ſchon darum, weil ſie hier die Schattenſeite zukehrt. Charakteriſtiſch ſind an der Nordſeite der Alp die vorliegenden, von der Hauptgebirgsmaſſe getrennten Kegelberge, die faſt alle auf ihren Gipfeln Burgruinen tragen und zwar in der größten Mannigfaltigkeit, von der vollkommenſten Zerſtörung, die kaum ein Mauerſtück übrig gelaſſen hat, an bis zur wohleingerichteten und im bewohnbaren Zuſtande erhaltenen Beſchaffenheit. Von dieſen Burgen, welche alle Stufen von Ueberbleibſeln der Ritterzeit zeigen, zum Theil einen höchſt maleriſchen Anblick gewähren und eine Menge großer, vaterländiſcher Erinnerungen erwecken, nennen wir nur folgende: Achalm bei Reutlingen, Hohenneuffen bei Neuffen, Hohenurach bei Urach, Hohenwittlingen bei Wittlingen, Teck bei Owen, Hohenſtaufen bei dem gleichnamigen Marktflecken, die Staufeneck bei Salach, Roſenſtein bei Heubach, Degenfeld bei dem gleichnamigen Dorfe, Hohenrechberg bei Rechberg ꝛc. alle im Würtembergiſchen und das berühmte Hohenzollern im Hohenzollernſchen Antheile der Alp. Ihre höchſte Höhe hat die Alp im Heuberge, wo ſie mit den erhabenſten Punkten über 3100 F. beträgt, von da vermindert ſie ſich, bis ſie zuletzt auf dem Albuche nur noch 2000 bis 2100 F. beträgt, noch niedriger iſt der Fränkiſche Jura, deſſen höchſter Punkt nicht einmal 2000 F. erreicht. Die höchſten Berge der Alp ſind: der 3160 F. hohe Oberhohenberg mit den Ruinen des alten Stammſchloſſes der Grafen von Hohenberg, der Deilinger Berg 3117 F. hoch (beide zum Heuberge gehörend), der Schafberg 3121 und der Plättenberg 3100 F. hoch. Den Gipfel des letzten Berges, der in einer Weidfläche von einer Stunde im Umfange, mit einer daſelbſt angelegten Schweizerei beſteht, erſteigt man von dem nahen Dorfe Dotternhauſen in ¾ Stunden und ge-

nießt daſelbſt eine herrliche Ausſicht nicht allein auf das tiefere Land, ſondern auch auf die Vorarlberger und Appenzeller Alpen. — Der Jurakalkſtein, dieſe herrſchende Steinart der Alp, bildet häufig freiſtehende, ſchroffe Felſen und ſteil abgeſchnittene Felſenwände, mit häufigen und bedeutenden Höhlen. Ueberhaupt iſt das Innere der Alp ungemein zerklüftet und nach allen Richtungen von Gängen und Höhlen durchſetzt, in welchen das Waſſer hinabzieht, daher findet man auch, daß die am Abhange der Alp entſpringenden Gewäſſer ſogleich in ihrer ganzen Fülle zu Tage kommen, ſo daß ſie ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen im Stande ſind, beträchtliche Mühlen und andere Werke zu treiben. Eine merkwürdige Erſcheinung ſind die periodiſchen Quellen oder Hungerbrunnen, die nur zu gewiſſen Zeiten fließen, und von dem Volke als Verkündiger fruchtbarer oder unfruchtbarer Jahre angeſehen werden. Eine der berühmteſten Quellen dieſer Art iſt der Bröller bei Hauſen an der Lauchart. Er kommt aus einer 83 F. langen Felſenhöhle hervor, in welcher ſich ein 3½ F. breites, 5 F. langes und 6½ Fuß tief mit Waſſer angefülltes Baſſin befindet, führt ſeinen Namen von dem mit ſeinem Ergießen verbundenen Getöſe und Gebrülle und überſchwemmt nicht ſelten mit ſeinen Fluthen das ganze Thal. So reichlich auch die von den Abhängen der Alp kommenden Thäler von Flüſſen und Bächen bewäſſert werden, ſo iſt dagegen die Höhe des Gebirgs ſtets waſſerleer, und man gewahrt die auf dieſem Gebirge eigenthümliche Erſcheinung, daß oft in meilenlangen Thälern kein Waſſer fließt und auf dem einförmigen Grasboden kein Fußbette ſichtbar iſt. Den meiſten, auf der Höhe des Gebirges gelegenen Ortſchaften fehlt es daher an Quellwaſſer, und ſie müſſen ſich mit Ciſternenwaſſer behelfen. Die Ciſternen ſind cylinderförmig, 15 bis 20 F. tief und oben mit einer viereckigen Einfaſſung von Quadern verſehen. Außerdem hat man flache Waſſerbehälter für das Vieh, welche Hülen, Hülben oder Röſen genannt werden. Regnet es lange Zeit nicht, ſo trocknen ſie aus, und viele Ortſchaften müſſen oft Monate lang alles Waſſer meilenweit in Fäſſern holen. Ueberhaupt macht mit dieſen romantiſchen, maleriſchen, einen Reichthum von Obſtbäumen zeigenden Thälern die öde, traurige, durchaus zuſammenhängende Hochfläche der Alp, vorzüglich der rauhen Alp und des Heuberges einen grellen Kontraſt; die auf der Höhe befindlichen Aecker mit ihren zahlloſen, blendend weißen Steintrümmern ſind nicht fruchtbar, und das Getreide kommt ſehr dünne zwiſchen den Steinen hervor. Auch die Weiden haben ein ziemlich armes Anſehen, und die Wälder, gewöhnlich aus Buchen beſtehend, ſind meiſt nicht groß und von Weideplätzen unterbrochen. Nadelholz trifft man nur auf dem ſüdlichſten Theile; es verſchwindet ſchon auf der Mitte der Alp und fehlt am nördlichen Abhange gänzlich. Von Hausthieren werden beſonders Schafe gehalten, auch iſt die Pferdezucht

bedeutend. Einen eigenen Erwerbsartikel bilden hier die Schnekken, welche in den Wäldern, vornehmlich auf dem Hardt von Kindern geſammelt und dann in Schneckengärten auf den Winter zur Verſendung aufbewahrt werden. Von den Dörfern Anhauſen und Indelhauſen allein gehet jährlich ½ Million dieſer Thiere die Donau hinab. Von Ulm werden ſie fäſſerweiſe zum Verſpeiſen nach Wien und Italien verſchickt. An Metallen iſt die Alp arm und hat nur Eiſenerz, dagegen iſt ſie außerordentlich reich an Verſteinerungen.

Von den vielen Höhlen der Alp, die oft ſonderbar geſtaltete Tropfſteinmaſſen enthalten, iſt die Nebelhöhle, gewöhnlich das Nebelloch genannt, die berühmteſte. Sie liegt 2 St. oberhalb Pfullingen, in der Nähe des ſehenswürdigen Felſenſchlößchens Lichtenſtein *). Der Eingang öffnet ſich an einer hohen ſteilen Felſenwand, 2547 F. über der Meeresfläche. Sie wird häufig von Fremden beſucht, und beſteht aus zwei Hauptabtheilungen, der untern und obern Höhle, wovon ſich die erſtere wieder in die 315 F. lange vordere und 225 F. lange hintere Höhle theilt. Eine Treppe von 68 Stufen führt in die vordere Höhle, in deren finſtern Tiefen man die ſchönſten Tropfſteinfiguren und an verſchiedenen Stellen ſtehendes Waſſer antrifft. Vorzüglich merkwürdig ſind eine große freiſtehende Felſengruppe von den ſchönſten Tropfſteinen, in deren Mitte ein ſchauerliches Baſſin mit Waſſer ſich befindet — und derjenige Theil der Höhle, welcher vorzugsweiſe die Grotte genannt wird und voll der ſchönſten, glänzend weißen Tropfſteingebilde iſt, wo unter andern die Phantaſie eine Kapelle, Kanzel, einen Altar, eine Orgel, in Niſchen aufgeſtellte Heiligenbilder ſieht. Die obere Höhle iſt ſchwer zugänglich und hat eine Länge von 140 F. Auch dieſe beſteht aus mehreren Gängen und Gewölben, gleichfalls mit ſchönen Tropfſteinfiguren. Wahrſcheinlich ſetzt die Nebelhöhle noch weiter in unbekannten und unzugänglichen Klüften fort. — 1½ M. von der Nebelhöhle hat man 1834 bei Erpfingen eine neue, ſchöne, große Höhle entdeckt, welche 515 F. lang iſt und ſich in 6 hinter einander liegende Grotten theilt von 24 bis 32 F. Höhe und 24 bis 48 F. Breite mit vielen kleinen Nebenhöhlen, die alle ſehr ſchöne Tropfſteingebilde haben. — Eine der merkwürdigern und größern Höhlen der Alp iſt auch die Friedrichshöhle, ſonſt Wimsheimer genannt, im Thale der Aach bei dem Dorfe Wimsheim im Oberamte Münſingen. Der Eingang iſt in einem großen vorſpringenden Felſen und ſo wie die Höhle ſelbſt mit

*) Dieſes Schlößchen liegt auf einem von dem Alpgebirge vorſpringenden Felſen, 800 F. über dem Echatzthale, gleich einem Adlerneſte, und iſt mit dem Gebirge nur durch eine Brücke verbunden. Man hat hier eine herrliche und weite Ausſicht und blickt ſchaudernd in die ungeheure Tiefe hinab.

Waſſer angefüllt. Die Aach hat darin ihren Urſprung und ſtrömt in ſolcher Stärke hervor, daß ſie ſogleich eine Mühle treibt. Wer die Höhle beſuchen will, muß ſich eines Nachens mit Lichtern bedienen, und kann ſie alsdann 600 F. weit befahren. Sie erweitert ſich hinter dem Eingange und bildet mehrere Hallen, und das Waſſer ſteigt von 4 bis 36 F. Gleich in der erſten Halle ſieht man in der Mitte einen Felſen, der wie eine Inſel aus den Fluthen hervorragt; hinter demſelben zieht die Höhle theils in engern Gängen, theils in weitern Grotten fort. — Auch die Falkenſteiner Höhle, 1 Stunde von Urach, unweit des Dorfes Grabenſtätten, in einem wilden Felſengrunde des von Urach ziehenden Grabenſtätter Thales, iſt eine der größten Höhlen in der Alp, aus deren Innern die Elſach hervorfließt, die aber noch vor dem Ausfluſſe ſich über hohe Felſenblöcke und mit einem furchtbaren Getöſe in die verborgene Tiefe der Höhle hinabſtürzt und ſo einen unterirdiſchen Waſſerfall bildet. Im Hintergrunde der Höhle iſt eine tiefere und über 20 F. im Durchmeſſer haltende Waſſerſammlung, von der man vermuthet, daß ſie in einem Zuſammenhange mit dem 1 Stunde entfernten Urſprunge der Lauter ſtehe. Hinter dieſem unterirdiſchen See ſetzt die Höhle, deren Gewäſſer oft ſo ſehr und ſo ſchnell anſchwillt, daß es alle Gänge derſelben anfüllt, in unbekannten Klüften fort.

Stuttgart, die Haupt- und Reſidenzſtadt, die ſich ſeit 30 Jahren, mit der Vergrößerung des Landes, zugleich ſehr vergrößert und verſchönert hat, indem ſie ſtatt der ſonſtigen 18 bis 20,000 E. jetzt mit dem Militär und den Fremden 35,000 zählt, liegt eine Stunde vom Neckar, in der Tiefe eines ſehr fruchtbaren Thalkeſſels, der ſich nur nordöſtlich öffnet, auf den andern Seiten aber von Bergen eingeſchloſſen iſt, die mit Reben bepflanzt und zum Theil auf der Spitze mit Waldung bedeckt ſind und herrliche Ausſichten gewähren. Die alte oder innere Stadt erſcheint in keinem günſtigen Lichte, hingegen die ſonſt ſogenannte reiche Vorſtadt oder obere Stadt mit ihren regelmäßigen, geraden Straßen, und beſonders die neu entſtandenen Straßen, als die Königs-, Friedrichs-, Kronen-, Neckarſtraße und die neu angelegte Tübinger Vorſtadt bieten einen freundlichen Anblick dar und zeigen viele geſchmackvoll gebaute Häuſer, worunter jedoch wenige maſſive ſich befinden. Zu den ſchönſten Plätzen gehören der Paradeplatz vor dem königl. Schloſſe, ringsum mit einer Allee eingefaßt, und die Planie zwiſchen dem alten und neuen Schloſſe mit Kaſtanienbäumen beſetzt, welche in ihrem üppigen Wuchſe zur Sommerszeit die hindurch führenden Gänge zu überwölben ſcheinen; weshalb die Planie auch ein ſehr beſuchter Spaziergang und der Sammelplatz der ſchönen Welt iſt. Unter den 7 Kirchen Stuttgarts zeichnet ſich die ſchöne Stiftskirche mit ihren beiden, im Gothiſchen Style erbauten Thürmen aus, wovon der größere eine Höhe von 200 F. und 3 Gallerien hat.

Die größte Glocke wiegt 125 Ctr. Die Decke der Kirche iſt ein maſſives Kreuzgewölbe, welches durch zwei Reihen Säulen getragen wird. Die Kirche faßt etwa 6000 Menſchen. In dem Chore befinden ſich die Grabſteine vieler Würtembergiſchen Regenten und die ſteinernen Bildſäulen von 11 Grafen von Würtemberg; oberhalb derſelben iſt die große, 1808 aus der ehemaligen Abtei Zwiefalten hieher verſetzte Orgel von 4 Manualklavieren, 1 Pedalklavier und 64 Regiſtern, deren Verſetzen mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Unter der Kirche iſt die Gruft der Würtembergiſchen Regenten. Unter allen Gebäuden Stuttgarts ſteht das neue königl. Reſidenzſchloß oben an, das in einem edlen, einfachen Style, aus den ſchönſten Quadern erbaut und eins der ſchönſten Reſidenzſchlöſſer Deutſchlands iſt. Die beſte Anſicht deſſelben hat man von dem Paradeplatze, wo man die ganze Vorderſeite mit den 5 Portalen und mehr als 250 Fenſtern vor ſich hat. Am Eingange des ſehr geräumigen Schloßhofes befinden ſich auf hohen Poſtamenten, die 2 Schildhalter des Würtembergiſchen Wappens, ein Hirſch und ein Löwe, koloſſal in Eiſen gegoſſen, wovon der letztere allein 7000 Pf. wiegt. Das Schloß bildet ein Hauptgebäude mit 2 Flügeln und hat 3 Stockwerke, in denen prachtvoll und gefällig verzierte Zimmer ſind, mit ſchönen Deckengemälden und bedeutenden Kunſtwerken der Maler- und Bildhauerkunſt. Ausgezeichnet ſchön ſind: das Treppenhaus bei dem Hauptportal, der große weiße Saal, der neue Marmorſaal und der blaue Marmorſaal. Die Schloßkapelle iſt überaus freundlich; und von dem einen Seitenflügel aus führt ein bedeckter Gang hinüber in das königliche Hoftheater, das ſehr geſchmackvoll eingerichtet iſt und außer dem Parterre und den Parterrelogen, 3 Gallerien in amphitheatraliſcher Form hat, und etwa 1600 Zuſchauer faſſen mag. In der Nähe des Schloſſes ſtehen die Gebäude der vormaligen Militärakademie oder Karlsſchule, die man jetzt die Schloß-Nebengebäude nennt, wiewohl ſie bei dem Volke noch immer den Namen „Akademie“ führen. Sie bilden ein 600 F. langes Hauptgebäude und 4 Flügel ſchließen 5 Höfe ein, und dienen jetzt einem Theile des Hofes zur Wohnung; auch befinden ſich darin die königl. Privatbibliothek, ausgezeichnet durch eine bedeutende Anzahl von Prachtwerken in verſchiedenen Fächern; die Schloßkirche, worin die Orgel und der Muſikchor hinter einem trefflichen Gemälde, das die Himmelfahrt Chriſti vorſtellt und die ganze Breite der Wand einnimmt, verborgen ſind; und der königl. Leibſtall mit ausgezeichneten Pferderacen. Der königl. Marſtall aber ſteht an der Königsſtraße und hat Raum für mehr als 300 Pferde. Ein ſchönes Gebäude iſt auch das Kathatinenhoſpital, das mit einem Koſtenaufwand von 250,000 Fl. in neuern Zeiten aufgebaut wurde. Dieſe Heilanſtalt mit welcher eine Gebär- und Hebammen-Unterrichtsanſtalt in Verbindung ſteht, iſt ein herrliches Inſtitut, reich ausgeſtattet mit al-

lem, was den Anforderungen der Zeit und der Humanität nur immer zu entſprechen vermag. Als eine vorzügliche Merkwürdigkeit Stuttgarts darf auch die königl. öffentliche Bibliothek nicht übergangen werden, die in einem beſondern Gebäude aufgeſtellt und 200,000 Bände ſtark iſt und eine merkwürdige Bibelſammlung von mehr als 8000 Stück in 68 Sprach- und Mundarten enthält. Von den andern wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen nennen wir das königl. Münz- und Medaillenkabinet von 22,000 Stück, die damit verbundene Kunſt- und Alterthümerſammlung, in neuern Zeiten mit vielen Aegyptiſchen Alterthümern bereichert; das königl. reiche Naturalienkabinet, die Kupferſtichſammlung, die Antiken- und Abgußſammlung unter der Aufſicht des berühmten Dannecker ꝛc. *)

Vom königl. Reſidenzſchloſſe ziehen ſich die königlichen Anlagen oder der Schloßgarten bis zu dem königl. Luſtſchloſſe Roſenſtein (früher hieß der Berg Kahlenſtein), und zu der Höhe von Canſtadt, ¾ Stunden lang, welche 246 Morgen einnehmen und einen anmuthigen Engliſchen Park bilden. Sie theilen ſich, getrennt durch die Landſtraße, in die obern und untern. Gleich beim Eintritt in die obern Anlagen befindet ſich am Rande eine künſtlichen, ſchönen Sees oder Baſſins eine Gruppe von zwei kolossalen Nymphen. Eine gerade Allee führt hierauf zu der königl. Meierei, bei welcher die unteren Anlagen beginnen, die ſich etwa ½ Stunde lang bis zum Roſenſtein erſtrecken. In der Mitte dieſer Anlagen befindet ſich eine gefaßte Mineralquelle, die ſeit einigen Jahren von den Stuttgartern häufig mit Erfolg gebraucht wird. Auf der rechten Seite der obern Anlagen iſt der botaniſche Garten und auf dem gegenüber befindlichen Ende das Orangeriehaus. Der Roſenſtein, vormals Kahlenſtein genannt, iſt ein Hügel, deſſen Abhang nur durch die Landſtraße vom Neckar getrennt wird, und trägt ſeit 1829 ein königl. Luſtſchloß, in einem edeln aber einfachen Style erbaut, und mit Ausnahme des mittleren Flügels nur einſtöckig. Es enthält 50 Zimmer, und der daſſelbe umgebende Park hat etwa 1 Stunde im Umfang. Der Haupteingang iſt auf der Seite gegen Stuttgart am Ende der Platanen-Allee, welche den obern Schloßgarten mit dem Roſenſtein verbindet. Herrlich iſt die Ausſicht von dem Roſenſtein in das reizende Neckarthal und auf den Lauf dieſes Fluſſes. Unter den Gegenſtänden, welche dem Beobachter maleriſch ins Auge fallen, der auf dem Roſenſtein die ſchöne Gegend überſieht, zeichnet ſich

---

*) Dannecker geboren 1758 zu Stuttgart, hat ſich durch ſeine Bildhauerarbeiten berühmt gemacht, worunter eine Ariadne, eine koloſſale Büſte Schillers, ein koloſſales Chriſtusbild ꝛc. Seine Werkſtätte zu Stuttgart verdient den Beſuch jedes Fremden.

nächſt Canſtadt, die neue geſchmackvoll erbaute Griechiſche Kapelle auf dem Rothenberge aus, worin die irdiſchen Reſte der Königin Katharina, einer geborenen Großfürſtin von Rußland, ruhen. Sie bildet eine Rotunde, die 4 Niſchen enthält, in welchen die Büſten der 4 Evangeliſten aus Carrariſchem Marmor ſtehen. Von den dabei angeſtellten Griechiſchen Geiſtlichen wird wöchentlich 2 mal darin öffentlicher Gottesdienſt gehalten.

Die einſt ſo prachtvollen Luſtſchlöſſer Groß-Hohenheim und die Solitude haben jetzt ihren Glanz verloren. Das erſtere, 2 Stunden von Stuttgart gelegen, früher der Lieblingsaufenthalt des Herzogs Karl, der es erbaute, dient jetzt zu einem landwirthſchaftlichen Lehr-Inſtitute, womit auch eine Forſtlehranſtalt verbunden iſt. Die Anlagen des Parks erregen noch in ihren Trümmern Staunen und Bewunderung. — Die Solitude, gleichfalls ein von demſelben Herzog Karl erbautes Luſtſchloß, liegt 1½ Stunden von Stuttgart, auf einer waldigen Höhe und bildet ein Oval, an das ſich zu beiden Seiten zwei Pavillons anſchließen. Um das Ganze läuft ein Arkadenbau herum, über welchem ſich eine breite Gallerie befindet, auf die zwei ſchöne Freitreppen führen. Der Mittelbau des Schloſſes iſt mit einer Kuppel verſehen, auf der man eine ſchöne und weite Ausſicht genießt. Das Innere des Schloſſes entſpricht auch dem Geſchmack des Aeußern, beſonders aber zeichnet ſich der in der Mitte befindliche Saal mit ſeinem herrlichen Deckengemälde aus. Hinter dem Schloſſe ſteht eine halbmondförmige Linie von Gebäuden und hinter dieſen befand ſich der ehemals mit ächt fürſtl. Geſchmack angelegte Garten, den verſchiedene Luſthäuſer, Statüen ꝛc. ſchmückten. Hier ſtiftete Herzog Karl die hernach nach Stuttgart verlegte Militärakademie oder Karlsſchule, die eine der vorzüglichſten Erziehungsanſtalten wurde, und aus deren Schooße viele ausgezeichnete und berühmte Männer hervorgegangen ſind. Mehrere der Gebäude, die ſonſt hier ſich befanden, ſind an andere Orte verſetzt worden; und überhaupt verſchwindet mit jedem Jahre immer mehr von dieſer einſt ſo bewunderten Prachtanlage.

Ludwigsburg iſt die ſchönſte und regelmäßigſte Stadt Würtembergs, ja eine der ſchönſten Städte Deutſchlands und erſt im Anfange des 18. Jahrhunderts, auf einer Anhöhe ¼ M. von dem Neckar, von dem Herzoge Eberhard Ludwig angelegt, zu welcher der Herzog Karl ſpäter die Karlsſtadt hinzufügte, die aber dem Plane nach nicht ausgebaut iſt. Die Stadt beſteht aus der eigentlichen Ludwigsburg, welche den größern nördlichen Theil, und der Karlsſtadt, welche den kleinern ſüdlichen Theil ausmacht. Die Straßen ſind breit, lang und ſchnurgerade, die Häuſer meiſtens 2 Stockwerk hoch, niedlich und freundlich und mit Holländiſchen Dächern verſehen. Die beiden Hauptſtraßen, wovon die eine von N. nach S. und die andere von O. nach W. läuft, durchſchneiden ſich in

rechten Winkeln und haben jede eine Länge von ¼ Stunde. Doch hat dieſe in ihrer Anlage ſo großartige Stadt, mit Einſchluß des Militairs nicht mehr als 10,000 E. Der große Marktplatz in dem eigentlichen Ludwigsburg von Häuſern mit Arkaden umgeben, iſt in der Mitte mit der Statüe des Herzogs Eberhard Ludwig, des Erbauers derſelben, und der Marktplatz in der Karlsſtadt in der Mitte mit einer Pyramide nebſt dem bronzenen Bruſtbilde des Königs Friedrich geziert. In der Karlsſtadt iſt auch ein See, ein großes langes Viereck, das etwa 12 Morgen einnimmt, der von ſeinem Waſſer in den Schloßgarten und die Anlagen abgiebt. Das merkwürdigſte Gebäude iſt das königl. Schloß, am nordöſtlichen Ende der Stadt, eins der größten und ſchönſten in Deutſchland. Die beiden Hauptgebäude deſſelben ſind das alte und neue Corps de Logis, welche neben einander hinlaufen und eigentlich 2 Schlöſſer, doch im überraſchenden Einklang mit einander, bilden, durch mehrere Gebäude mit einander verbunden ſind, und daher nur ein freundliches Ganzes ausmachen. In dem mittleren der 3 Höfe befinden ſich die Hauptportale und ein ſehr ſchöner Brunnen. Die innere Einrichtung rührt theils von dem Herzoge Karl, theils vom Könige Friedrich her. Die Familiengallerie, ſo wie der Ritterſaal und die Ordenskapelle verdanken vorzugsweiſe letzterm ihre glänzende Ausſtattung. Die Familiengallerie enthält eine Bilderſammlung aller Würtembergiſchen Regenten nebſt einem großen Theile der Fürſtinnen; den Ritter- auch Ordensſaal genannt, zieren die verſchiedenen Würtembergiſchen Ordensinſignien; die Ordenskapelle enthält die Namen und Wappen aller mit königl. Würtembergiſchen Orden Geſchmückten. Beſonders ſehenswerth iſt auch die Gemäldegallerie, welche aus 3 Gemächern beſteht und ſchätzbare Gemälde von den erſten Meiſtern enthält. Unter der Hofkapelle befindet ſich die fürſtliche Gruft, in welcher mehrere Glieder des Königshauſes ruhen. Ein ſchöner See bildet die Hauptpartie des Schloßgartens. Außerdem breiten ſich zu beiden Seiten des Schloſſes die größern, reizenden Parkanlagen, ein Werk des verewigten Königs Friedrich aus. In den obern Anlagen, in die man hinter dem Schloſſe eintritt, kommt man bald zu einem See, welcher von dem Spielplatze umgeben iſt, der mit Einrichtungen zu allerlei Spielen im Freien verſehen iſt. Hier ſtand ſonſt das Opernhaus, eins der größten in Deutſchland, das aber 1802 abgebrochen wurde. Etwas weiter unten ſteht die Emichsburg, eine künſtlich trefflich angelegte Ruine, die auf einer ſchroffen Felſenwand gebaut iſt und eine zerfallene Burg aus dem Mittelalter vorſtellt. Sie beſteht aus einem runden Thurme, einem an denſelben anſtoßenden Rondel und einigen kleinern Ruinen und iſt dem Andenken des Grafen Emich von Würtemberg geweiht, der in der Tiefe dieſes Thurms, in einem unterirdiſchen, in Felſen eingehauenen Gemache ſitzt, täuſchend in Wachs nachgebildet, wie

er mit ſeinem Beichtvater, an einem mit Humpen und Pokalen beſetzten Tiſche Berathung hält. Im Innern und Aeußern dieſer Ruine ſind Ritterrüſtungen und Waffen aller Art aufgehängt; Aeolsharfen, in den Oeffnungen des Thurmes angebracht, erhöhen durch ihre ſchmelzenden Akkorde das Romantiſche dieſer Szenen. Auf der Plattform des Rondels hat man die herrlichſte Ausſicht. Die Lage der Burg ſelbſt iſt höchſt romantiſch; über die ſchroffe Felſenwand hinab ſieht man in der Tiefe einen grünen See, bepflänzt mit hochaufragenden Bäumen, deren wogende Gipfel den nackten Felſen zu berühren ſcheinen, während man in der Nähe das Rauſchen eines über Felſen ſich herabſtürzenden Waſſerfalles hört. Die tiefſte Partie dieſer Anlagen bildet der untere See, der mit Roſengärtchen und Luſtgehölzen, Felſen, Waſſerfällen und Brükken umgeben iſt. In der Mitte deſſelben iſt eine reizende Inſel; die ihn einſchließenden Anhöhen und das Dickicht der Thränenweiden und anderer Gewächſe verbergen dieſen See dem Vorübergehenden faſt gänzlich, was dieſem ſchönen Orte einen ganz eigenthümlichen Zauber verleihet. In kleiner Entfernung von dem Friedhofe der Stadt iſt das geſchmackvolle Grabmonument des Grafen von Zeppelin, welches in einem mit einer Kuppel und einem Portikus von 4 Säulen verſehenen runden Tempel beſteht, der durch eine in der Kuppel angebrachte Oeffnung Licht erhält. An dem ſchwarzen marmornen Sarge ſteht eine weibliche Figur von Carrariſchem Marmor, die Freundſchaft vorſtellend, von Danneckers Meiſterhand verfertigt, hinter demſelben das Bild des Verſtorbenen in halb erhabener Arbeit. — In der Umgegend von Ludwigsburg iſt noch zu bemerken Monrepos, eine Meierei mit einem Luſtſchloſſe, an einem durch Kunſt gemachten See, welcher 2 Inſeln enthält, wovon die eine auf einem künſtlichen Felſenberge eine Kapelle trägt, eine meiſterhafte Nachahmung der altdeutſchen Baukunſt mit einem zierlichen, ſchlanken Thürmchen und Glasmalereien, die aus dem Kloſter Hirſchau hierher gebracht worden ſind. Auf dem Wege zur Kapelle gelangt man zu einer Höhle mit Römiſchen Altären, dann aber in ein zweites Gewölbe, deſſen Eingang von 2 Knappen bewacht wird, und tritt hierauf in ein unterirdiſches Gemach, in welchem mehrere Tempelritter zu einer wichtigen Berathung um einen Tiſch ſitzend, ihr geheimes nächtliches Gericht halten. Die Attribute der Fehme, Schwert, Todtenkopf und Kruzifix zieren den ſchwarz behangenen Tiſch, Rüſtungen und Waffen hängen an den Wänden. Die feierlich ernſten Blicke der Ritter ruhen auf den fremden Beſuchern, und ſcheinen zu fragen: was ſucht ihr, Neugierige, bei den Geſtalten der Vorwelt?

Weinsberg, eine kleine Stadt, 1 Stunde von Heilbronn und 5½ M. von Stuttgart, im fruchtbaren Weinsberger Thale, liegt am Fuße des Berges, auf welchem die Ruinen des alten

Schloſſes, Weibertreue genannt, ſtehen und iſt wegen der Erzählung von den Weinsberger Weibern bekannt. Kaiſer Konrad III. belagerte nämlich 1140 dieſe Stadt, und als dieſe ſich endlich ergeben mußte, beſchloß er die ganze männliche Beſatzung nieder zu machen und geſtattete bloß den Weibern einen freien Abzug mit ihren Koſtbarkeiten, die ſie auf den Schultern tragen könnten. Zur beſtimmten Stunde öffneten ſich die Thore der Stadt und der feierliche Zug der Weiber nahete ſich dem Lager der Feinde. Belaſtet mit dem Gemahl, Vater oder Bruder, verließen die Frauen die Stadt und ſtellten ſo ein ſeltenes Beiſpiel der Treue und Liebe auf. Ueberraſcht von ſo ſeltener Anhänglichkeit, blieb der Kaiſer nicht nur ſeinem Worte treu, ſondern gewährte auch den Männern ſo edler Gattinnen und Mütter Verzeihung. Auf dem Rathhauſe zu Weinsberg und im Chor der Kirche iſt dieſer ruhmvolle Zug weiblicher Tugend auf einer großen Tafel abgebildet.

Ulm, nach Stuttgart die anſehnlichſte Stadt Würtembergs, liegt in einer ſchönen fruchtbaren Ebene, welche auf der Nordſeite in der Entfernung einer Stunde von den ſanften Anhöhen der Alp begränzt wird, von welchen man eine ſchöne Ausſicht in das Donau- und Illerthal, ſo wie auf die Tyroler und Voralberger Alpen hat. Durch die Stadt fließt die von der Alp kommende Blau und ergießt ſich in die an den Mauern der Stadt vorbeiſtrömende, hier 100 Schritte breite Donau, über welche die neue ſchöne, ſteinerne Ludwig-Wilhelmsbrücke zu dem auf dem rechten Ufer gelegenen Baieriſchen Dorfe Neu-Ulm führt. ½ Stunde oberhalb Ulm ergießt ſich die anſehnliche Iller in die hier ſchiffbar werdende Donau. Die Stadt iſt von altmodiſcher Bauart und von 14,000 Menſchen bewohnt. Das merkwürdigſte Gebäude derſelben iſt der Münſter, die Hauptkirche Ulms, ein ehrwürdiges Gothiſches Gebäude, die größte und höchſte Kirche in Deutſchland, länger und breiter als der Straßburger Münſter und die Stephanskirche zu Wien, und beide an Höhe um das Doppelte übertreffend, 416 F. lang, 166 breit und 141 F. hoch, mit 6 Eingängen, prächtigen Fenſtermalereien, einer Orgel von 45 Regiſtern und 2952 zinnernen Pfeifen und einem Thurme, der ein ſchönes Portal von prächtiger Gothiſcher Bauart hat und bis zum Kranze oder Umgange 237 F., mit dem obern Aufſatze und Dache aber 337 F. hoch iſt. Kaiſer Maximilian I. beſtieg 1492 dieſen Thurm, ſtellte ſich mit halbem Fuße auf die äußerſte Spitze des Kranzes und ſchlug mit dem andern Fuße ein Rad in der Luft. Der Grund zur Kirche wurde 1377 gelegt und der Bau 1494 beendigt. Im Innern der Kirche bewundert man ein ſehr ſchönes Sakramenthäuslein, die kunſtreiche Kanzel und auf dem Altare, am Eingange des Chors, eine trefflich gemalte Tafel, die heilige Familie vorſtellend.

Das Königreich Baiern.

Ob die Bojer, ein Celtiſcher Volksſtamm, der mehrere hundert Jahre vor Chriſti Geburt aus Gallien über den Rhein ging, ſich in dem heutigen Böhmen niederließ, und zur Zeit des Römiſchen Kaiſers Auguſtus, wenige Jahre vor Chr. Geburt von Marbod, König der Markomanen aus Böhmen vertrieben, ſeinen Wohnſitz in dem heutigen Baiern nahm, die älteſten Stammväter der Baiern ſind, iſt nicht zu entſcheiden. Gewiß aber iſt, daß die Römer unter Auguſtus das Land, welches damals Vindelicien und Rhätien hieß, mit ihrem Reiche vereinigten. Nach dem Verfalle des Römiſchen Reichs bekamen die Oſtgothen die Herrſchaft über dieſes Land; doch ging das Reich derſelben, das ſich auch über einen großen Theil Italiens erſtreckte, ſchon in der Mitte des 6. Jahrhunderts zu Grunde. Zu Anfange deſſelben Jahrhunderts kommen bei den Geſchichtſchreibern zuerſt die Bojoarier als Bewohner dieſer Gegend vor, von welchen wahrſcheinlich ſie den Namen Bojoaria erhielt, woraus ſpäter verſtümmelt Bavaria und Baiern ward. Dieſe Bojoarier oder Baiern hatten ihre eigenen Fürſten oder Herzoge, die allemal aus dem Geſchlechte der Agilolfinger, den Nachkommen eines tapfern Kriegers (Agilolf) gewählt wurden. Der erſte hiſtoriſch gewiſſe Herzog dieſes Geſchlechts iſt Geribald, der ums J. 592 oder 595 ſtarb. Ihm folgten noch 15 Herzoge aus dem Geſchlechte der Agilolfinger in der Herrſchaft über Baiern, zu welchem Herzogthum damals auch Oeſterreich, Salzburg, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol gehörten. Dieſe Herzoge waren bald unabhängig von den Franken; bald mußten ſie ſich ihrer Hoheit unterwerfen, bis endlich Karl der Große, nachdem er den Herzog von Baiern, Thaſſilo II. überwunden und 788 in ein Kloſter verbannt hatte, das Herzogthum ſeinem großen Reiche zufügte, es in Gauen theilte und durch Grafen regieren ließ. So beſchloß alſo Thaſſilo II. die Reihe der Agilolfinger in der Herrſchaft über Baiern, das unter dieſen Agilolfingern das Chriſtenthum angenommen hatte.

Karl der Große und ſeine Nachkommen, die Karolinger, herrſchten 122 Jahre über Baiern, bis mit Ludwig dem Kinde 911 das Geſchlecht der Karolinger ausſtarb. Während der Regierung dieſes Ludwigs und ſeines Vaters Arnulph findet man einen gewiſſen Luitpold, Herzog von Baiern, den der Fränkiſche König Arnulph als ſeinen nahen Verwandten zu dieſer Würde erhoben hatte. Nach dem Erlöſchen der Karolinger riefen die Baiern, die wieder zu ihrer frühern Unabhängigkeit zu gelangen ſuchten, den Sohn Luitpolds, Arnulph I., der auch nach ſeines Vaters Tode Herzog von Baiern war, zu ihrem Könige aus. Doch vermochten weder er, noch ſeine Söhne ſich in der Unabhängigkeit von dem Deutſchen Reiche zu behaupten, ſondern der Deutſche König und

Kaiſer Otto der Große, der in dem Kriege gegen dieſelben geſiegt hatte, belehnte Arnulphs I. Bruder, Berthold, der bisher Pfalzgraf in Baiern geweſen war, mit dem Herzogthum Baiern. Von den Söhnen Arnulphs I. aber wurde Hermann Pfalzgraf am Rhein und Arnolph Pfalzgraf von Baiern.*) Nach Bertholds Tode erhielt Baiern, mit Uebergehung ſeiner rechtmäßigen angebornen Regenten, nach der Willkühr der Kaiſer, Herzoge aus dem Sächſiſchen und aus andern Deutſchen Häuſern, von welchen wir nur Heinrich den Stolzen, aus dem Geſchlechte der Welfen, anführen, der 1126 Herzog von Baiern wurde, ein ſehr mächtiger Fürſt, indem er nicht allein mit ſeiner Gemahlin die Nordheimiſchen und Billungiſchen Güter (woraus nachher das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg wurde), ſondern auch die Markgrafſchaft Tuscien (Toscana) in Italien und das Herzogthum Sachſen beſaß. Allein weil er dem neuen Kaiſer Konrad III., nicht huldigen wollte, ward er in die Acht und ſeiner Herzogthümer verluſtig erklärt; doch behauptete er ſich in dem Beſitze des Herzogth. Sachſen, das an Albrecht den Bär, Markgrafen von Brandenburg kommen ſollte, und ſein Sohn, der berühmte Herzog Heinrich der Löwe, erhielt auch das Herzogthum Baiern, das an die Markgrafen von Oeſterreich verliehen worden war, 1156 von dieſen wieder abgetreten, doch ward das Land ob der Enns davon getrennt und mit Oeſterreich verbunden, welches der damalige Kaiſer Friedrich I. (der Rothbart) zu einem Herzogthum erhob. Indeſſen dauerte die Einigkeit zwiſchen dem Kaiſer und Heinrich dem Löwen nicht lange; und da 1175 der letzte dem Kaiſer die Reichshülfe in Italien verſagt hatte, wurde er deswegen in die Acht erklärt, verlor alle ſeine Lehen, alſo die beiden Herzogthümer Sachſen und Baiern und behielt nichts als ſeine Erbgüter, woraus nachher das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg entſtand. Das Herzogthum Baiern gab der Kaiſer 1180 an Otto von Wittelsbach, deſſen Vorfahren, des oben erwähnten Arnulphs**) Söhne, faſt 243 Jahre vorher vom Herzogthum verdrängt worden waren. Anſehnliche Länder aber die zum Herzogthum Baiern gehörten, wurden jetzt davon abgeriſſen. Außer Oeſterreich ob der Enns, gingen auch Steyermark, Tyrol, Iſtrien und Görz verloren, und die Hauptſtadt Regensburg erhielt die Reichsfreiheit. So beſchloß Heinrich der Löwe die

---

*) Dieſer Arnolph iſt der Stammvater der Herren von Scheyern, welche im J. 1142 von ihrer neuen Reſidenz Wittelsbach den Namen annahmen und deren Nachkommen noch gegenwärtig als Könige von Baiern regieren. Von keiner Deutſchen Regentenfamilie läßt ſich demnach ihre nahe Verwandtſchaft mit den Karolingern mit größerer Wahrſcheinlichkeit nachweiſen, als von dieſem uralten Hauſe.

**) Man ſehe die vorhergehende Anmerkung nach.

Reihe der Baieriſchen Regenten und Herzoge aus verſchiedenen Deutſchen Häuſern, die vom J. 911, nach dem Tode Ludwigs des Kindes, bis 1180, mithin 269 Jahre regiert hatten.

Otto von Wittelsbach, mit dem Beinamen der Große, der Stifter der noch jetzt in Baiern blühenden Dynaſtie, erhielt alſo 1180 vom Kaiſer Friedrich I. das noch übrige Baiern und ſtarb 3 Jahre nachher. Ihm folgte ſein Sohn Ludwig I., welcher 1215 vom Kaiſer Friedrich II. die Pfalz am Rhein erhielt, Sulzbach erbte und noch viele Güter erwarb. Auch ſein Sohn und Nachfolger, Otto der Erlauchte (1231 — 1253) vermehrte ſeine Beſitzungen mit den Gütern mehrerer ausgeſtorbener Familien, z. B. der Graf- und Herrſchaften Neuburg, Schärding, Waſſerburg ꝛc. Seine beiden Söhne Ludwig der Strenge und Heinrich der Jüngere regierten Anfangs gemeinſchaftlich, theilten aber 1255 ihre Länder. Jener erhielt die Pfalz am Rhein und Oberbaiern, dieſer Niederbaiern. Des letztern Linie ſtarb ſchon 1340 aus. Durch das Ausſterben des Hohenſtaufiſchen Hauſes in Schwaben, wovon der letzte Sprößling, der unglückliche Konradin 1269 zu Neapel enthauptet wurde (ſ. S. 449), erhielten die Beſitzungen beider Brüder einen anſehnlichen Zuwachs. Ludwigs des Strengen (ſtarb 1294) Söhne, Rudolph und Ludwig theilten wieder. Jener nahm die Pfalz am Rhein mit der Kurwürde, und wurde der Stifter der Pfälziſchen Linie, die unter dem Kurfürſten Karl Theodor 1777 die Pfalz und Baiern wieder vereinigte, dieſer nahm Baiern und iſt der Stifter der Baieriſchen Linie, die 1777 mit Maximilian Joſeph III. ausſtarb. Dieſer Ludwig, der nachher Kaiſer wurde und als ſolcher Ludwig der Baier heißt, mußte mit dem Gegenkaiſer Friedrich von Oeſterreich lange Krieg führen; ſein eigener Bruder Rudolph, Kurfürſt von der Pfalz, trat auf Friedrichs Seite; daher ihm Ludwig die Pfalz nahm und erſt 1329 im Vertrage von Pavia Rudolphs Söhnen nebſt der Oberpfalz wieder gab, dieſer Vertrag iſt als das Grundgeſetz der Häuſer Pfalz und Baiern anzuſehen, wodurch zugleich beſtimmt wurde, daß, wenn eine Linie ausſterben würde, die Beſitzungen derſelben, ſo wie die Kurwürde der andern Linie zufallen und daß kein Theil von ſeinen Ländern etwas verkaufen oder vertauſchen ſolle. Ludwig der Baier vergrößerte ſeine Reſidenz München und erwarb als Kaiſer ſeinem Hauſe die erledigte Markgrafſchaft Brandenburg, die Anwartſchaft auf Tyrol und durch ſeine Gemahlin die Niederländiſchen Grafſchaften Hennegau, Holland, Zeeland und Friesland; auch erbte er 1340 Niederbaiern, da die dortige Linie ausſtarb. Allein dieſe Erwerbungen blieben nicht lange bei Baiern, denn unter ſeinen Nachfolgern fiel 1369 Tyrol an Oeſterreich, die Markgrafſchaft Brandenburg wurde 1377 an Kaiſer Karl IV. verkauft und die Niederländiſchen Provinzen wurden im erſten Viertel des 14. Jahr-

hunderts von Burgund in Beſitz genommen. Von den vielen Söhnen des 1347 verſtorbenen Ludwigs pflanzte allein Stephan die Baieriſche Linie fort, deſſen 3 Söhne, nach einer Anfangs gemeinſchaftlich geführten Regierung im J. 1392 die Länder theilten, wodurch 3 Linien entſtanden, die Ingolſtädter, welche 1447 erloſch, die Landshuter, welche 1504 ausſtarb, und die Münchener, welche allein ſich erhielt. Dieſe Theilungen waren nicht ohne Nachtheil für den Beſtand des Landes und verurſachten Streitigkeiten und Kriege, worunter der über die Nachlaſſenſchaft der ausgeſtorbenen Landshuter Linie (deren letzter Herzog ſeinem Schwiegerſohn Ruprecht von der Rheinpfalz, ſeinen Nachlaß vermacht hatte) entſtandene Krieg durch Vermittlung des Kaiſers Maximilian I. beigelegt wurde, doch ward dem Pfalzgrafen ein Landſtrich von Baiern abgetreten, woraus die Nebenlinie Pfalz-Neuburg und Sulzbach entſtand, der Kaiſer nahm für ſeine Bemühung Kuffſtein; und Heidenheim wurde an Würtemberg abgetreten. Auch in der Folge hörten dieſe Theilungen nicht auf, bis endlich das ſchon unter Albert IV. beſtimmte Recht der Erſtgeburt (welcher 1467 — 1508 regierte und dem das Herzogthum Baiern wieder ganz zufiel) unter Albert V. (1550 — 1579) ſeine volle Kraft erhielt. Sein Nachfolger Wilhelm V., dem die von ihm ſehr begünſtigten Jeſuiten den Beinamen des Frommen gaben, trat 1598 die Regierung ſeinem Sohne Maximilian I. ab und brachte die übrige Lebenszeit in einem Kloſter zu. Maximilian I. (1598 — 1651) einer der größten Regenten Baierns, war im 30jährigen Kriege das Haupt der Ligue, die Stütze der katholiſchen Parthei und der Retter von Oeſterreich, und verſchaffte ſeinem Hauſe nicht allein die Kurwürde, welche das Pfälziſche Haus verlor, weil Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz die ihm angebotene Böhmiſche Krone behaupten wollte und nach der unglücklichen Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (ſ. S. 592) geächtet wurde, ſondern auch die Oberpfalz und die Grafſchaft Cham. Ihm folgten Ferdinand Maria (1651 — 1679) und Maximilian II. (1679 — 1726). Letzterer leiſtete in dem Türkenkriege Oeſterreich die erſprießlichſten Dienſte, trat aber im Spaniſchen Erbfolgekriege auf Franzöſiſche Seite, ward deshalb für einen Feind des Deutſchen Reichs erklärt und nach den unglücklichen Schlachten 1704 bei Donauwörth und Hochſtädt ſeiner Lande beraubt, zu deren Beſitz er erſt 1714 durch den Badiſchen Frieden gelangte. Auch ſein Sohn Karl Albrecht hatte ein ähnliches Schickſal, denn als 1740 mit dem Kaiſer Karl VI. die männliche Linie des Hauſes Oeſterreich-Habsburg ausſtarb, proteſtirte er gegen die von dieſem Kaiſer gemachte pragmatiſche Sanktion (ſ. S. 517), ſuchte, von Frankreich und andern Fürſten unterſtützt, ſeine Anſprüche auf die Oeſterreichiſche Erbfolge geltend zu machen, und wurde auch 1742 unter dem Namen Karl VII.

zum Kaiſer erwählt und gekrönt, ſah ſich aber bald durch die Oeſterr. Waffen ſeiner ſämmtlichen Länder beraubt, und ſtarb in dieſen unglücklichen Umſtänden 1745. Sein Sohn Maximilian Joſeph trat hierauf die Regierung an und gelangte durch den zu Füßen geſchloſſenen Frieden wieder zum Beſitze Baierns. Mit ihm ſtarb 1777 der Baieriſche Mannsſtamm der Wittelsbacher aus. Nun erbte, vermöge des oben erwähnten Familienvertrages von Pavia der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz*) die Baieriſchen Länder. Zwar machte Oeſterreich Anſprüche auf Niederbaiern und es kam ſogar zum Kriege, doch wurde durch den Frieden von Teſchen 1779 (ſ. S. 597) Oeſterreich mit dem Innviertel abgefunden und alle übrigen Beſitzungen der Baieriſchen Hauptlinie verblieben der Pfälzer Linie. Karl Theodor war genöthigt, an dem Kriege des Deutſchen Reichs gegen Frankreich Theil zu nehmen, in Folge deſſen die Franzoſen 1796 in Baiern eindrangen. Mit ſeinem Tode 1799 erloſch die Sulzbacher Linie des Pfälzer Hauſes und ſämmtliche Pfalz- und Baieriſche Länder kamen nun an die einzige, noch blühende Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeldſche Linie, an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Maximilian Joſeph, unter deſſen Regierung die wichtigſten Veränderungen des Länderbeſtandes der Pfalz-Baieriſchen Länder ſich ereignet haben, und der Staat an Größe und Volksmenge äußerſt gewachſen iſt. Er enthielt 1786, jedoch ohne das Herzogthum Zweibrücken 1074 Q. M. und 1,878,000 E., verlor aber durch den Lüneviller Frieden 1801 und durch den Reichsdeputationsſchluß 1802 alle auf dem linken Rheinufer gelegenen Beſitzungen nebſt dem Herzogthum Zweibrücken und den auf dem rechten Rheinufer gelegenen Reſt der Rheinpfalz, zuſammen 230 Q. M. mit 720,000 E. und über 5 Mill. Fl. Einkünften, und erhielt für dieſen Verluſt die Hochſtifter Augsburg, Bamberg, Würzburg und Freiſingen, einen Theil der Hochſtifter Eichſtädt und Paſſau, 11 unmit-

*) Der älteſte Sohn Ludwig des Strengen, Rudolph hatte die Kurwürde und die Rheinpfalz und ſeine Söhne hatten 1329 noch die Oberpfalz bekommen, und iſt der Stammvater der Pfälziſchen Hauptlinie, mithin aller Pfalzgrafen und Kurfürſten von der Pfalz. Dieſe Pfälziſche Hauptlinie hatte ſich in mehrere Aeſte verbreitet, welche zum Theil nach und nach wieder ausgeſtorben ſind. Die ältere, eigentliche Kurlinie erloſch 1559, worauf die Kurwürde der Pfalz an die Simmernſche Linie fiel. Da dieſe 1685 erloſch, kam die Kurwürde der Pfalz an die Neuburgiſche vom Pfalzgraf Wolfgang zu Zweibrücken geſtiftete Linie. Auch dieſe Linie erloſch mit dem Kurfürſten Karl Philipp 1742 und nun fielen die Kurlande der Pfalz an Karl Theodor von der Neuburg-Sulzbachſchen Linie, welcher nun auch, nach dem 1777 erfolgten Ausſterben der Baieriſchen Hauptlinie, ganz Baiern, mit Ausnahme des durch den Teſchner Frieden 1779 an Oeſterreich abgetretenen Innviertels, erbte.

telbare Reichsabteien, 15 Reichsſtädte (Bopfingen, Buchhorn, Dinkelsbühl, Kaufbeuern, Kempten, Leutkirch, Memmingen, Nördlingen, Ravensburg, Rothenburg, Schweinfurt, Ulm, Wangen, Weißenburg und Windsheim), die freien Leute auf der Leutkircher Heide und die Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld, zuſammen 332 Q. M. mit 840,000 E. und 5,700,000 Fl. Einkünften. Bei dem 1805 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich entſtandenen Kriege trat Baiern auf franzöſiſche Seite, wodurch es in dem Preßburger Frieden 1805 nicht allein die Königswürde und Souveränität, ſondern auch die Markgrafſchaft Burgau, den Reſt von Eichſtädt und Paſſau, Tyrol nebſt Vorarlberg, die Grafſchaften Hohenems und Königsegg = Rothenfels, die Herrſchaften Tettnang und Argen und die Reichsſtädte Lindau und Augsburg, zuſammen mit 873,000 E. erwarb. Doch mußte es an den Großherzog von Salzburg das Hochſtift Würzburg und 1806 an Frankreich das Herzogthum Berg abtreten, wofür es das Fürſtenthum Ansbach bekam, ſo daß ſein Gewinn, mit Einſchluß der in ſeinem Umfange gelegenen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen, 650,000 Menſchen betrug. Nach ſeinem Beitritte zum Rheinbunde 1806 erhielt es die Reichsſtadt Nürnberg und die Souveränität über die Schwarzenbergiſchen Länder in Franken, einen Theil der Thurn und Taxisſchen Länder, über die Fürſtenthümer Oettingen, Hohenlohe = Kirchberg und Hohenlohe = Schillingsfürſt, über die fürſtl. und gräfl. Fuggeriſchen Länder in Schwaben und über mehrere kleinere Länder, zuſammen 60 Q. M. mit 206,000 E., wogegen es an Würtemberg nur die Herrſchaft Wieſenſteig, die Abtei Wiblingen und die Grafſchaft Schelklingen, zuſammen 10,000 Menſchen abtrat. Baiern nahm in den Kriegen gegen Preußen 1806 und 1807 und gegen Oeſterreich 1809 als Bundesgenoſſe Frankreichs Antheil, und bekam durch den Wiener Frieden 1809 die Fürſtenthümer Baireuth, Regensburg und Salzburg nebſt Berchtesgaden, ferner das Innviertel und einen Theil des Hausviertels von Oeſterreich ob der Enns und die eingeſchloſſenen ritterſchaftlichen Beſitzungen, zuſammen 700,000 E., dagegen überließ es an das Königreich Italien den ſüdlichen Theil von Tyrol, an Illyrien 2 Landgerichte von Tyrol, an Würtemberg einen Landſtrich vom Bodenſee bis Ansbach herauf mit 160,000 E. und an Würzburg 35,000 Menſchen, zuſammen 497,000 E., wogegen die neuen Erwerbungen 707,000 E. enthielten. Nach dem unglücklichen Feldzuge Frankreichs in Rußland 1812, wodurch Baiern faſt ſein ganzes Heer einbüßte, ſchloß es, noch vor der Völkerſchlacht bei Leipzig ſich dem großen Bunde gegen Frankreich an, und trat Tyrol nebſt Vorarlberg an Oeſterreich ab, wogegen es das Großherzogthum Würzburg und das Fürſtenthum Aſchaffenburg erhielt. Nach dem zweiten Pariſer Frieden verlor Baiern 1816 an Oeſterreich das Inn= und Hausruckviertel und den größten Theil von Salzburg, für welchen Ver=

luſt es durch einen beträchtlichen Landſtrich auf dem linken Rheinufer (den jetzigen Rheinkreis) und einige Aemter von Fulda entſchädigt wurde. Auch erhielt es ein Amt von Böhmen und von dem Großherzogthum Heſſen die Aemter Alzenau, Amorbach, Miltenberg und Heubach und von Baden im J. 1821 das Amt Steinfeld. 1818 gab der König, der als ſolcher Maximilian I. heißt, ſeinem Königreiche eine landſtändiſche Verfaſſung. Nach einer vortrefflichen Regierung ſtarb er 1825. Ihm folgte ſein Sohn, der gegenwärtig regierende König, Ludwig I. (Karl Auguſt), deſſen zweiter Sohn, Otto im J. 1832 zum König von Griechenland erwählt wurde (Bd. II. S. 168), und ſeit 1833 in dieſem neuentſtandenen Königreiche herrſcht.

Das Fichtelgebirge im nordöſtlichen Theile des Obermainkreiſes, hat ſeinen Namen von den vielen Fichtenwaldungen, welche es bedecken, erſtreckt ſich von S. W. nach N. O. (von Berneck bis in die Gegend von Selb) $5\frac{3}{8}$ und von S. gegen N. (von Waldeck bis Nordhalben) $8\frac{1}{10}$ M., und nimmt einen Flächenraum von 42 Q. M. ein. An ſeiner Oſt-, Südoſt- und Südweſtſeite iſt es am deutlichſten abgegränzt und fällt daſelbſt ſteil ab; auf den übrigen Seiten, wo es mit den benachbarten Gebirgen zuſammenſtößt, fallen ſeine Gränzen weniger in die Augen; denn das Fichtelgebirge iſt kein iſolirtes Gebirge, ſondern hängt mehr oder weniger mit andern Gebirgen zuſammen, als im Nordweſten mit dem Frankenwalde und dadurch mit dem Thüringerwalde, im Nordoſten mit dem ſüdweſtlichen Fuße des Erzgebirges (dem Elſtergebirge), im S. O. mit dem Böhmiſch-Baieriſchen Waldgebirge und im S. W. mit dem Fränkiſchen Landrücken oder dem Fränkiſchen Jura, wie ihn einige Geographen nennen, und da dieſer eine Verlängerung der Schwäbiſchen Alp iſt, ſo findet alſo auch eine mittelbare Verbindung des Fichtelgebirges mit der Alp Statt. Das ganze Fichtelgebirge erſcheint als eine hochliegende, von Thälern durchſchnittene Maſſe, wovon der ſüdweſtliche, weſtliche und ſüdöſtliche Theil aus mehreren Bergreihen beſteht, welche meiſtens zuſammenhängende oder ſchmale Kämme bilden; die nördliche und nordweſtliche Hälfte iſt ein gegen N. abfallendes, von Hügelketten durchzogenes und mit tiefen Thälern durchſchnittenes Hochland. Der ſüdweſtliche Theil des Gebirges iſt am höchſten, und von da fließen bedeutende daſelbſt entſpringende Flüſſe nach den 4 Hauptweltgegenden, nämlich der weiße Main gegen W., die Saale gegen N., die Eger gegen O. und die Waldnab gegen S. Die Quellen des Mains und der Waldnab ſind einander ſehr nahe und liegen am höchſten, nämlich des Mains 2727 und der Nab 2659; dagegen die Quelle der Saale nur 2152 und der Eger 2203 F. hoch. Das Gebirge ſelbſt aber ſteigt noch höher auf, und erreicht mit ſeinen drei höchſten Punkten dem Köſſein 2839, mit dem Ochſenkopf 3123 und mit dem Schneeberge, als dem

höchſten Punkte unter allen, 3221 F. Es iſt bis auf die Gipfel der höchſten Berge ſtark bewaldet, aber zwiſchen den Wäldern iſt es faſt bis auf die höchſten Punkte angebaut und ſtark bewohnt, ſo daß die geſammte Bevölkerung auf 140,000 Seelen gerechnet wird und auf die Q. M. im Durchſchnitt 3330 Menſchen kommen. Sie beſchäftigen ſich vorzüglich mit Ackerbau, Viehzucht, Holzhauen, Kohlenbrennen, Fabriken, Bergbau auf Eiſen und Hüttenweſen. Der in ältern Geographien erwähnte Fichtelſee, aus dem man die Flüſſe Saale, Eger, Nab und Main hervorſtrömen ließ, iſt jetzt gar nicht vorhanden: ſondern man findet ſtatt deſſen nur eine unbedeutende, ſumpfige Stelle von etwa 40 Schritten in der Länge und Breite auf dem höchſten Punkte der Seelohe, einer über ¼ M. langen Sumpffläche, die zu beiden Seiten von den ſteil anſteigenden Wänden des Ochſenkopfs und der Farmleiten begränzt wird, da wo die Thäler des Main und der Waldnab zuſammenſtoßen. Der Schneeberg, der höchſte Berg des Fichtelgebirges, iſt durch das Thal des jugendlichen Main von dem Ochſenkopfe getrennt und verdient beſucht zu werden; und es führen 3 Wege dahin. Vom Fuße bis auf ſeine Kuppe braucht man eine ſtarke Stunde. Auf dem untern Theile deſſelben befinden ſich noch Wieſen und Waldung, der oberſte Theil aber iſt kahl, mit einem Labyrinthe von Granitblöcken bedeckt und etwa ½ Stunde im Umfange groß. Auf der höchſten Höhe ſtehen 4 einzelne Felſenkuppen aus großen Granittafeln aufgeſchichtet, wovon die vorderſte 30 F. hoch und 40 Schritte lang iſt. Eine ſchöne Ausſicht bietet ſich hier dar, doch verdeckt der Ochſenkopf gegen S. W. die Gegend, aber deſto weiter iſt die Ausſicht nach den andern Seiten, wo man einen großen Theil des Fichtelgebirges und des Obermainkreiſes überſieht, und in der Entfernung über Kulmbach und Koburg erblickt man die Häupter des Thüringerwaldes, den Schneekopf und Inſelsberg. Gegen O. ſchließt ſich an den Schneeberg ein vorſpringender Bergrücken an, auf deſſen Felſenmauern einſt das Schloß Rudolphſtein erbaut war. Faſt dieſelbe Ausſicht hat man auch auf dem Ochſenkopf, dem in Hinſicht der Höhe zweiten Berge des Fichtelgebirges. Dieſer erſcheint in der Entfernung als ein Kegelberg, iſt aber vielmehr ein von W. nach O. gegen 2 Stunden hinlaufender Bergrücken und durchaus mit Fichtenwaldung bedeckt. Sein Gipfel zeigt ſich als eine ſteile Felſenhöhe von über einander geſtürzten Granitmaſſen, und hier iſt eine Felſenplatte mit einem eingehauenen Ochſenkopfe, dem Sinnbilde des Berges. 60 F. tiefer iſt das bekannte 15 F. tiefe Schneeloch, welches durch den Einſturz einer Höhle entſtanden und worin man häufig noch im Junius und Julius Schnee antrifft. Der ſchönſte Standpunkt, um die große Ausſicht, die der Ochſenkopf darbietet, zu genießen, iſt der zum Behuf trigonometriſcher Vermeſſungen erbaute Obſervationsthurm. Am öſtlichen Abhange des Oſenkopfes,

an der ſogenannten Weißmannsleiten, in einer von Felſentrümmern wilden Gegend kommt am Fuße einer Buche, aus einer Granitſpalte, in einiger Entfernung vom Hofe Karges, der weiße Main hervor, der nach ſeiner Vereinigung mit dem rothen Main den Namen Main annimmt; $\frac{1}{4}$ Stunde von dieſer Mainquelle, gleichfalls am öſtlichen Abhange des Ochſenkopfs entſpringt aus einem Brunnen, mit welchem ſich das Sumpfwaſſer des ſogenannten Fichtelſees verbindet, die Waldnab, eigentlich Fichtelberger Waldnab genannt; nach ihrer Vereinigung mit der Böhmiſchen Waldnab und mit der Heidnab heißt ſie bloß Nab, und geht nach einem 18 M. langen Laufe in die Donau.

Die Rhön oder das Rhöngebirge bedeckt den nordweſtlichſten Theil des Untermainkreiſes und den ſüdlichen Theil des S. Weimariſchen Fürſtenthums Eiſenach, zieht ſich von der Gegend von Brückenau und dem heiligen Kreuzberge nordöſtlich bis Kaltennordheim im Fürſtenthum Eiſenach, von wo ſie mit ihren Vorbergen nordweſtlich bis Bach an die Werra läuft, welcher Fluß ſie hier von dem Thüringerwalde ſcheidet. Die eigentliche Rhön, welche größtentheils zu Baiern gehört, iſt etwa 6 M. lang und 1 M. breit, und läßt ſich, indem man vom heil. Kreuzberge ausgeht, in 3 Hauptzüge theilen, nämlich der eine und zwar der beträchtlichſte nimmt, von dieſem Punkte anfangend eine nordöſtliche Richtung, ſtreicht bis in das Eiſenachiſche Amt Lichtenberg und heißt die hohe oder lange Rhön; ein zweiter und zwar mittlerer Zug nimmt mehr eine nördliche Richtung und endet bei dem Dorfe Kleinſaſſen mit der Milzeburg, und wird zum Theil durch den Ulſtergrund von dem erſten Zuge getrennt; der dritte Zug nimmt eine mehr nordweſtliche Richtung und endet mit dem Dammersfeld. Der Gebirgsrücken iſt faſt überall mit Gras, aromatiſchen Pflanzen und Moos bewachſen, und wird daher theils als Hochwieſen, theils als Viehweiden benutzt. An manchen Stellen findet man viele Baſaltſteine in Menge angehäuft; die meiſten Abhänge ſind mit bedeutenden Laubholzwaldungen bedeckt. Von Flüſſen nehmen die Felda und die Ulſter, welche in die Werra gehen, die Fulda, die Streu, Brend und Sinn, welche drei letztern in die Fränkiſche Saale fallen, ihren Urſprung. Auch giebt es auf dem Rücken des Gebirges mehrere Moore, mit Sumpfmoos und Heidekraut überwachſen, welche ſtellenweiſe nicht ohne Gefahr des Verſinkens zu paſſiren ſind. Eine dieſer Sumpfſtrecken heißt von dem darauf wachſenden röthlichen Moos das rothe Moor, 2 Stunden nördlich von Biſchofsheim, andere heißen das braune und das ſchwarze Moor. Die Bewohner der Rhön treiben zwar auch Getreidebau, doch nähren ſie ſich mehr von dem ſtarkem Kartoffel- und Flachsbau und von der Viehzucht. Die Heuerndte auf der hohen Rhöne, auf den Hochwieſen des Gebirgsrückens, iſt ein wahres Volksfeſt der Bewohner, indem zu

dieſer Zeit der größere Theil der Einwohner aus den nähern und entferntern Ortſchaften dahin zieht, und Tag und Nacht dort bleibt bis dieſes Geſchäft beendet iſt. Zum Uebernachten haben ſie Zelte aufgeſchlagen. Die merkwürdigſten und höchſten einzelnen Berge der Rhön ſind: 1) der heilige Kreuzberg, der höchſte unter allen, aber doch nur 2856 F. hoch. Er liegt vor der Rhön, erhebt ſich abgeſondert von den andern Bergen, hat an ſeinem Fuße einen bedeutenden Umfang und iſt an ſeinen Abhängen mit Laubwaldung bewachſen. An ſeinem öſtlichen Abhange erhebt ſich mit einer beſondern Bergkuppe der Kilianskopf und an ſeinem weſtlichen Abhange, doch ſchon in der oberſten Region, liegt ein Franziskaner-Kloſter mit einer weit beſuchten Wallfahrtskirche nebſt den Stationen und einem Wirthshauſe. Auf dem Gipfel des Berges, der eine Hochwieſe bildet, ſtehen ein zum Behuf trigonometriſcher Vermeſſungen errichtetes Obſervatorium und ein 82 F. hohes hölzernes Kreuz, deſſen oberſte Enden mit vergoldetem Bleche beſchlagen ſind. Dieſer Berg wird ſowohl wegen ſeiner Wallfahrtskirche, als auch wegen der herrlichen Ausſicht, die er darbietet, ſtark beſucht. Von allen Seiten führen Wege auf ſeine Kuppe, und man hat von Biſchoffsheim nur eine Stunde, von Neuſtadt an der Saale 4 Stunden und von Kiſſingen 5 Stunden hinauf. Man erblickt von dieſem Berge in blauer Ferne den Thüringerwald, den Steigerwald und die Berge des Odenwaldes und der Bergſtraße. Zu den Füßen liegt das Fuldaiſche und Würzburgiſche bis Mergentheim ausgebreitet. 2) der Dammersfeld, 2840 F. hoch und dem heil. Kreuzberg gegenüber, an der weſtlichen Abdachung der Rhön, 2 Stunden von Gersfeld gelegen, iſt oben ſehr breit und bildet eine grasreiche Alpen, auf der früher die Biſchöfe von Fulda eine Schweizerei errichtet hatten, die aber nachher eingegangen iſt, doch ſtehen die Gebäude noch. Von ſeiner Höhe genießt man gleichfalls eine herrliche Ausſicht, beſonders nach dem Fuldaiſchen, Heſſiſchen und der Wetterau. 3) Die Milzeburg, 2527 oder nach richtigern Angaben nur 2390 F. hoch, mit ſteilen Abhängen und von einer ſonderbaren Geſtalt, die einer umgeſtürzten Pyramide gleicht. Wegen ſeines breitern Vorder- und ſchmälern Hintertheiles nennt das Volk dieſen Berg auch die Todtenlade und das Heufuder. Auf ſeinem langen kahlen Rücken ſteht ein ſchön gehauenes ſteinernes Kr[illegible]ifix mit den lebensgroßen Figuren von der heil. Maria und Joha[illegible]nes, die mit ſtarken Eiſenſtäben feſt gemacht ſind. Etwas weiter unten iſt die St. Gangolfskapelle und außerhalb derſelben eine ſteinerne Kanzel, die an den 3 Wallfahrtstagen, an welchem der Beſuch ſehr zahlreich iſt, benutzt wird. Nicht weit von der Kapelle findet man den berühmten Gangolfsbrunnen, an welchem ſich die Wallfahrer laben. Die Ausſicht übertrifft faſt alle im Rhöngebirge, ſelbſt jene auf dem Kreuzberg; denn ſie iſt von allen Seiten frei. Man

ſieht im N. den Stoppelberg mit der ganzen Umgegend und noch weit über Hersfeld, den Sillingswald, den Dechſenberg, Dietrichsberg und Baier in der Gegend von Vach, nach N. O. den Michelsberg bei Buttlar, den Rockenſtuhl, Geiſer Wald und das Städtchen Tann mit ſeinen Schlöſſern, nach O. den Inſelsberg und einen Theil des Thüringerwaldes, die Gegend von Salzungen, die hohe Rhön, nach S. O. mehrere andere Berge der Rhön, nach S. einen kleinen Theil des Kreuzberges und den Dammersfeld, nach W. den Vogelsberg mit dem Oberwalde und in weiter Ferne den großen und kleinen Feldberg und Altkönig, näher den Herzberg in Heſſen und einen Theil dieſes Landes, die Herrſchaft Schlitz und die Gegenden von Burghaun und Hünfeld.

Der Donnersberg im Rheinkreiſe des Königreichs Baiern, bildet das nördliche Ende des Vogeſengebirges, und iſt zwar nur 2035 F. hoch, wird aber weit und breit in den Rheingegenden geſehen. Er iſt 3 Stunden lang und 2 Stunden breit, hat auf ſeinem Gipfel eine anſehnliche, gegen 2000 F. im Durchmeſſer große Ebene, wo ein zugeſpitzter, 30 F. hoher Felſen, der Königsſtuhl genannt, ſich erhebt, von wo man die Städte Bingen, Mainz, Worms, Mannheim, Speyer ꝛc. und den Lauf des Rhein erblickt. Dem Königsſtuhl iſt faſt an Höhe gleich eine andere Kuppe des Donnersberges, welche der Hirtenfels heißt. Ueberhaupt findet man ſenkrechte Felſenwände von 50 — 60 F. Höhe am Donnersberge und große Felſenblöcke liegen überall zerſtreut. Auf der Höhe ſind einige von Mennoniten bewohnte Häuſer, welche der Donnersberger Hof heißen, und wozu einiges Ackerfeld und Viehweiden gehören. Der Donnersberg iſt gut bewaldet und hat ſchöne Buchen- und Eichenwälder, und an ſeinen Fuß lehnen ſich die fetteſten Wieſen und Getreidefelder, und bei dem an ſeinem Fuße gelegenen Dorfe Dannenfels ſieht man viele Kaſtanienbäume. Von Kirchheim-Boland, der nächſten Stadt, iſt er 1¾ Stunden und von Worms 7 Stunden entfernt. Von dem Dorfe Marienthal, hinter welchem derſelbe ſich ſehr ſteil erhebt und ſich hier als eine große Gebirgsmaſſe darſtellt, muß man bis auf den höchſten Gipfel 1½ Stunden lang beſtändig ſteigen.

München, die Haupt- und Reſidenzſtadt, hat keine ſchöne Lage und breitet ſich in einer weiten, nicht ſehr fruchtbaren Ebene am linken Ufer des reißenden und häufige Ueberſchwemmungen verurſachenden Iſarfluſſes aus, zwiſchen zwei Hügelreihen, welche nicht ganz in paralleler Richtung ½ Stunde von einander hinlaufen und der Gaſteig und Galgenberg heißen, wovon jener etwa 80 F. und dieſer kaum halb ſo hoch iſt. Auf dem rechten Ufer der Iſar liegt bloß eine Vorſtadt, die Au genannt. Zur Ueberſicht der Stadt bietet der Gaſteig den beſten Standpunkt dar. Wegen der hohen und den rauhen Winden ausgeſetzten Lage Münchens (1568 F. über der Fläche des Adriatiſchen Meeres) iſt das Klima

etwas unfreundlich und an Weinbau iſt hier nicht zu denken. Seit der Regierung des verſtorbenen Königs Maximilian und des jetzigen hat dieſe Stadt nicht bloß an Erweiterung, ſondern vorzüglich an Verſchönerung gewonnen, daß ſie gegenwärtig in der Reihe der ſchönſten Städte Deutſchlands einen der erſten Plätze einnimmt. Sie beſteht aus der eigentlichen Stadt und den ſie umgebenden 6 Vorſtädten, wovon die Au die größte iſt und allein auf dem rechten Ufer der Iſar, der Stadt öſtlich liegt. Die andern Vorſtädte heißen: St. Annavorſtadt (ſonſt das Lehel), nordöſtlich; Schönfeld, nördlich und längs des Engliſchen Gartens; die Maximiliansvorſtadt, nordweſtlich; die Ludwigsvorſtadt, weſtlich; und die Iſarvorſtadt, ſüdöſtlich. Die Vorſtädte enthalten noch mehr Häuſer als die Stadt, aber weniger Einwohner. Ueberhaupt beträgt jetzt die Bevölkerung mit dem Militär und dem Dorfe Haidhauſen, das gleichfalls als eine Vorſtadt angeſehen werden kann, an 95,000 Seelen, wovon 10,000 in der Au allein wohnen. Die Zahl der Wohnhäuſer iſt jetzt auf 4000 geſtiegen. Stadt und Vorſtädte ſind ganz offen; doch hat die Stadt 7 Thore. An öffentlichen Plätzen fehlt es München nicht; der Schrannenplatz in der Mitte der Stadt iſt mit einer bronzenen und ſtark vergoldeten Statüe der heil. Jungfrau auf einer marmornen 20 F. hohen Säule geziert und auf dem Odeonsplatze vor dem Schwabinger Thore erhebt ſich ſeit Kurzem ein aus eroberten Franzöſiſchen Kanonen gegoſſener, 100 Baieriſche F. hoher Obelisk mit folgender Inſchrift; „den 30,000 Baiern, die im Ruſſiſchen Kriege den Tod fanden; auch ſie ſtarben für des Vaterlandes Befreiung. Errichtet von Ludwig I., König von Baiern. Vollendet den 18. Oktober 1833.“ Auch der Max-Joſephsplatz in der Stadt iſt ſeit 1835 mit einem herrlichen Monument des Königs Maximilian I. geziert, welches aus einer bronzenen, 12 F. hohen Statüe dieſes Königs in ſitzender Geſtalt beſteht, die auf einem mit alterthümlichen Waffen geſchmückten Würfel ruhet. Zu dem Guß der Statüe hat man 400 Ctr. Erz verwendet, und das ganze Denkmal iſt mit ſeinen 5 hohen Granitſtufen 36 F. hoch. Schon 1825 wurde der Grundſtein zu dieſem Denkmal gelegt, ſo daß man alſo 10 Jahre daran gearbeitet hat. Die Zahl der öffentlichen ſchönen Gebäude und der Privatpalläſte wird täglich vermehrt; denn es giebt nicht leicht eine Stadt in Deutſchland, wo eine regere Bauluſt herrſcht, als in München. Von der großen Zahl ausgezeichneter Gebäude erlaubt uns der Raum nur folgende zu nennen: 1) das Königliche Reſidenzſchloß, ein ſehr großes, aber unregelmäßiges Gebäude, das 4 Höfe einſchließt und deſſen Hauptfaçade auf der Weſtſeite, 540 F. lang und 280 F. tief, mit dem neuerbauten Flügel aber 684 F. lang und 280 F. tief iſt und 3 Stockwerke hat. Zwei große Portale, in Doriſcher Ordnung, mit Frontons, auf deren Abhängen 4 ſchöne bronzene

Statüen ſtehen, öffnen von dieſer Seite den Eingang in das Schloß, deſſen Inneres viele ſchöne, prachtvoll verzierte Zimmer enthält, worunter beſonders die ſogenannten kaiſerlichen Zimmer ſich durch ihre Pracht auszeichnen. Unter andern iſt im Schlafzimmer das merkwürdige Prachtbette von karmoiſinrothem Sammet mit reicher Goldſtickerei, wozu 219 Pfund Gold verwendet worden ſind, und deſſen Werth die Summe von 800,000 Fl. überſteigt. In neuerer Zeit ruhten die zwei Kaiſerinnen von Frankreich und Gemahlinnen Napoleons, Joſephine und ſpäter Maria Luiſe in dieſem Goldbette. Auch die ſchöne oder reiche Kapelle gehört wegen ihres großen Reichthums an Koſtbarkeiten zu den Hauptmerkwürdigkeiten des Schloſſes. Sie wölbt ſich zu einer blauen Kuppel mit Zierathen und Figuren aus vergoldeter Bronze; der Fußboden iſt Moſaikarbeit, aus koſtbaren Steinen; die Wände ſind von köſtlichem Florentiner Moſaik und Marmor. Unzählige Edelſteine und Perlen ſind überall über maſſives Gold ausgeſtreut und die Koſtbarkeit und Pracht des Geräthes in dieſem kleinen Raume überſteigt alle Vorſtellung. Kunſtſtücke von Juwelen, Gold, Silber und Elfenbein wechſeln mit den niedlichſten getriebenen Arbeiten und mit ſchweren, maſſiv goldenen Geräthen ab. Ein 24 Pf. ſchweres Käſtchen von Gold, von Meiſterhänden verfertigt, ſtellt das Paradies und die Auferſtehung in der künſtlichſten Schmelzarbeit vor, und iſt mit großen orientaliſchen Perlen und ſchönen Kammeen geſchmückt. Eine Orgel mit ſilbernen Pfeifen iſt aus Gold, Silber, Perlmutter und Ebenholz zuſammengeſetzt und geziert mit 14 Kameen von ausgeſuchter Schönheit, die mit Edelſteinen, Perlen und rothen Korallen eingelegt ſind. Der ganze Altar, die Leuchter, die 12 Statüen der Apoſtel, 12 Vaſen, 12 Blumenbüſche in Gefäßen von Achat, eine mit Diamanten, Rubinen und Perlen überſäete Monſtranz, ein aus der Mitte der blauen Kuppel herabhängender, vergoldeter, mit Rubinen und Smaragden beſetzter, achtarmiger Leuchter — alles dies iſt aus maſſivem Silber. Gegenwärtig iſt auf der Südſeite des Schloſſes der neue prächtige Königsbau vollendet, deſſen Façade 660 F. beträgt, bei einer Höhe von 150 F.; und auf der Oſtſeite deſſelben iſt eine neue ſchöne Hofkirche, die Allerheiligenkirche erbaut, die bei einer Breite von 100 F., eine Länge von 165 F. hat. Kaum iſt dieſer neue Königsbau vollendet, ſo hat ſchon wieder eine neue Erweiterung des königl. Reſidenzſchloſſes auf der Nord- oder Hofgartenſeite durch Erbauung zweier Flügel begonnen, welcher neue Theil beſonders zu Feſtlichkeiten beſtimmt iſt, und faſt nur große Säle enthält, deren bedeutendſter, der Thronſaal genannt, mit 14 koloſſalen, vergoldeten Bronzeſtatüen geſchmückt wird. Ueberhaupt wird auf ſeine Ausſchmückung alle erdenkliche Pracht verwendet; die andern 3 großen Säle werden mit großen hiſtoriſchen Fresken, deren Gegenſtände aus der Geſchichte Karls

des Großen, Friedrichs des Rothbarts und Rudolphs von Habs- burg genommen ſind, ausgemalt. 2) Die im J. 1830 vollendete Glyptothek, oder Muſeum der antiken Kunſtwerke, auf dem Königsplatze der Maximiliansvorſtadt, ein prächtiges aus 4 Flü- geln beſtehendes Gebäude von einem geſchmackvollen Aeußern und Innern, mit einer Vorhalle von 12 Joniſchen Säulen. Der jetzt regierende König hat dieſes Gebäude zur Aufſtellung der von ihm ſelbſt überall geſammelten Denkmäler der alten Bildhauerkunſt be- ſtimmt, wie die daran befindliche Inſchrift beſagt. In den 9 Sä- len der Glyptothek ſind die Werke der alten Bildhauerkunſt nach den hiſtoriſchen Entwickelungsperioden der Kunſt geordnet; den Anfang macht der Aegyptiſche Saal, wo ſich die Kindheit der Kunſt zeigt; der zweite Saal zeigt alle jene Werke, wo die Grie- chiſche Bildhauerkunſt noch die Werke der Ausländer nachahmte; hierauf folgt der Aeginetenſaal, welcher die in ihrer Art einzige, in den Ruinen eines Tempels der Griechiſchen Inſel Aegina auf- gefundenen Kunſtwerke enthält; der 4., 5. und 6. Saal, oder der Saal des Apollo, des Bacchus und der Niobiden umfaſſen die Werke aus der Griechiſchen Kunſtblütbe. Außer den antiken Bild- hauerwerken findet man auch vorzügliche neuere z. B. von Canova, Schadow, Thorwaldſen ꝛc. in der Glyptothek aufgeſtellt, beſonders in den Vorhallen und im Saale der neuen Bildhauerwerke. 3) Die Pinakothek, ein prachtvolles Gebäude, mit 2 Flügeln und zur Aufbewahrung der königl. Gemäldegallerie beſtimmt, jetzt vollendet und eröffnet, hat 520 F. Länge, 92 F. Breite und eben ſo viel Fuß Höhe. Dieſe Gemäldegallerie, welche unter die erſten und bedeutendſten Deutſchlands gehört, beſteht aus einer Auswahl von 1300 Gemälden, die aus den großen unter der vorigen Re- gierung in Schleißheim, München, Augsburg, Nürnberg vereinigten Gallerien von 5 — 6000 Nummern genommen und hier in 9 großen Sälen und 23 Kabinetten aufgeſtellt ſind. Bei Weitem der größere Theil der Gemälde gehört der Deutſchen und Nieder- ländiſchen Schule an, doch zählt ſie auch mehrere der ausgezeich- netſten Italiäniſchen Meiſter. Die erſten beiden Säle enthalten Meiſterwerke der ober- und niederdeutſchen Schule, namentlich Al bert Dürers, und in den nebenſtehenden Kabinetten finden ſich die köſtlichen Gemälde der ehedem Boiſſeréeſchen Sammlung; der dritte Saal enthält die Werke von van Dyk; der 4te die Gemälde von Peter Paul Rubens. Mit dem 7ten Saale beginnt die Italieni- ſche Schule; insbeſondere bewahrt der 9te Saal die größten Schätze der Sammlung, meiſtentheils Privateigenthum des Königs und des Kronprinzen. Von Raphael zählt die Sammlung 10 Gemälde. 4) Das prächtige Bibliothekgebäude, an welchem auch noch gear- beitet wird, und wohin die große königl. Hof- und Central-Biblio- thek (bisher in dem gleichfalls prächtigen, vormaligen Jeſuitenkolle- gium oder jetzigem Gebäude der Akademie der Wiſſenſchaften)

kommen ſoll, die eine der größten und bedeutendſten in Deutſchland iſt und einen großen Saal und 53 Zimmer einnimmt. Gewöhnlich wird ihre Stärke zu 400,000 Bänden und 8500 Handſchriften angegeben. Aus einem Berichte des Staatsminiſters des Innern aber ergiebt ſich, daß ſie gegenwärtig 600,000 Bände ſtark iſt, und ſich jährlich um 5 bis 6000 Bände vermehrt, wonach ihr keine Bibliothek Deutſchlands an Größe gleich kommen würde. Dieſes neue Bibliothekgebäude beſteht aus einem Hauptgebäude in einer Länge von 520 F. und Höhe von 84 F. und 2 Seitenflügeln, die 1837 auch ſchon ausgebaut waren. Die Fronte des Hauptgebäudes hat 2 Stockwerke über dem Erdgeſchoß, das zur Aufnahme des Hof- oder Staatsarchivs beſtimmt iſt, und 3 hohe Portale. Von den vielen andern ausgezeichneten Bauwerken der neueſten Zeiten nennen wir nur noch das Blinden-Inſtitut, das Prachtgebäude des Damenſtifts und das Univerſitätsgebäude, das wie das Berliner, in Hufeiſenform gebaut iſt, und eine Fronte von 600 F., ohne die Vertiefung des Hofraumes, 3 Stockwerke und 2 Hintergebäude hat. Der Univerſität gegenüber iſt ein halb ſo großes, gleichfalls 3ſtöckiges Gebäude, das **Georgianum** oder Prieſterſeminar aufgeführt.

Unter den mehr als 30 Kirchen und Kapellen der Stadt zeichnen ſich aus: 1) die **Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu unſerer lieben Frau**, ein majeſtätiſcher Tempel im Gothiſchen Style, von 1468 — 1488 erbaut, 336 F. lang, 128 breit und bis an die Deckenwölbung 115 F. hoch, mit zwei 333 F. hohen Thürmen, in denen man auf 450 Stufen bis auf die höchſte Spitze ſteigen kann, ſchönen gemalten Glasfenſtern, 24 Kapellen, 30 Altären, worunter der 90 F. hohe Hochaltar bis beinahe an das Gewölbe der Kirche reicht, und dem herrlichen Mauſoleum aus Marmor und Erz des Kaiſers Ludwig des Baiern. Der Fußboden der Kirche iſt von Marmor, und in der Gruft ſind die Leichname der Baieriſchen Fürſten von 1295 bis 1626 beigeſetzt. 2) Die **Theatinerkirche oder Hofkirche zum heiligen Kajetan**, 226 F. lang und 126 F. breit und reich an ſchönen Gemälden, iſt prachtvoll und mit großem Kunſtaufwande, in erhabenem Style aufgeführt und hat Aehnlichkeit mit der St. Peterskirche in Rom. Ueber der Mitte ihrer Wölbung erhebt ſich eine ſehr ſchöne Kuppel mit herrlichem Dom, wodurch das Licht herabfällt. Zu beiden Seiten der mit einem ſchönen Portal geſchmückten Façade erheben ſich Thürme, die bis zu ihren eiförmigen Kuppeln mit Säulen- und andern Verzierungen verſehen ſind. Im untern Raume befindet ſich die dritte und jüngſte Fürſtengruft, worin alle ſeit Ferdinand Maria entſchlafenen Regenten Baierns ruhen. Eine wahre Zierde iſt das von Carrariſchem Marmor meiſterhaft ausgeführte Denkmal der 1821 verſtorbenen Prinzeſſin Joſepha Maximiliana Carolina. 3) Die ehemalige Je-

ſuitenkirche oder jetzige Hofkirche zu St. Michael, eine prächtige Kirche, welche Kühnheit mit majeſtätiſcher Einfachheit verbindet, 284 F. lang und 114 breit und mit 12 Altären. Das ſchöne Frontiſpitz hat 2 hohe, roth marmorirte Portale. Das kühn über einen halben Zirkel die ganze Länge lang hingebreitete Dekkengewölbe ruhet rechts auf 4 Hauptmauerpfeilern; der Fußboden beſteht aus rothen und weißen Marmorplatten und die Kanzel iſt prächtig verziert. Unter dem Chore befindet ſich die 2. Fürſtengruft vom J. 1602 bis 1706. Eine neue vorzügliche Zierde dieſer Kirche iſt das dem 1824 verſtorbenen Herzog Eugen von Leuchtenberg errichtete Denkmal. Das Ganze, 30 F. hoch, iſt aus weißem Marmor und reich geziert. Vorzüglich ſchön ſind die von Thorwaldſen verfertigten Figuren des Herzogs, der vor der Thüre eines Grabmals ſteht, der Geſchichte und der Genien des Lebens und des Todes. Auch die neue proteſtantiſche Kirche und die gleichfalls neue Ludwigskirche, ſo wie die Bonifaciuskirche, zu welcher 1835 der Grund gelegt wurde, und welche 307 F. lang und 133 F. breit werden, im Innern 64 Säulen erhalten, und deren Wände mit Freskogemälden aus dem Leben des Heiligen auf Goldgrund geſchmückt werden ſollen, und die St. Annakirche in der Vorſtadt Au, deren gemalte Fenſter äußerſt koſtbar ſind, müſſen noch genannt werden; doch iſt bis jetzt der Bau dieſer letztern 3 Kirchen noch nicht ganz beendigt.

Hinter dem Schloſſe iſt der Hofgarten, ein ſehr beſuchter Spaziergang, den 4 große Waſſerbecken mit Springbrunnen zieren. Bei Regenwetter und im Winter gewähren die denſelben auf 2 Seiten umgebenden Arkaden von einer Länge von 2300 F., die man jetzt mit Freskogemälden aus der Baieriſchen Geſchichte ſchmückt, einen bedeckten Spaziergang. Durch einen Bogen dieſer Arkaden tritt man aus dem Hofgarten in den Engliſchen Garten, der für München das iſt, was der Prater für Wien iſt. Er hat eine Länge von 1½ Stunden und umfaßt 695 Baieriſche Tagwerke oder Morgen, und wird an der einen Seite von der Iſar beſpült. Der Hauptruhepunkt in der Mitte dieſes an reizenden Partien reichen Parks iſt der Chineſiſche Thurm, 4 Etagen hoch, von dem die Ausſicht über die ganze Anlage, nach der Stadt auf die beſchneiten Kuppen der Tyroler, Südbaieriſchen und Salzburger Alpengebirge, und an der Iſar hinab in die weiten Flächen Baierns bis nach Freiſingen hinab ſich öffnet. Im Sommer iſt wöchentlich zweimal vor dieſem Thurme Muſik, abwechſelnd von 2 Militärmuſikchören, wo ſich dann die ſchöne Welt zahlreich einzufinden pflegt. Am Ende des Engliſchen Gartens liegt das freundliche Biederſtein, ein Luſtſchloß der verwittweten Königin, mit einer Meierei und einer hübſchen Gartenanlage, die ein Bach durchſchneidet, der ſich in einem Becken ſammelt.

Auf einer weiten Wieſe bei München, die Thereſienwieſe genannt, wird jährlich ſeit 1811, vom erſten Oktober an das Central-Landwirthſchaftsfeſt oder Oktoberfeſt, als ein wahres Volksfeſt in Gegenwart des Königs und des königl. Hauſes gefeiert, wobei öfters die demſelben beiwohnende Volksmenge ſchon die Zahl von 60,000 überſchritten haben ſoll. Dieſes Feſt dauert 8 Tage. Am Haupttage iſt die ganze Ebene und das große natürliche, dieſelbe begränzende Amphitheater mit Menſchen bedeckt. Sobald der König in ſeinem Pavillon auf der Thereſienwieſe angekommen iſt, wird der Reihe nach vorgeführt, was die Landwirthſchaft für Viehzucht Vorzügliches geleiſtet und was die verſchiedenen Gerichte den Tag zuvor preiswürdig anerkannt haben. Die Beſitzer des beſten Viehes erhalten dann hierauf gewiſſe in Geld beſtehende Preiſe, warauf ein großes Pferderennen Statt findet. Auch ſind neuerlich Preiſe für diejenigen Landwirthe beſtimmt, welche in irgend einem bezeichneten Jahre das Ausgezeichnetſte in der Landwirthſchaft geleiſtet oder die beſten Schriften oder Abhandlungen im ökonomiſchen Fache herausgegeben haben. Die ganze dieſem Haupttage folgende Woche iſt dieſem Volksfeſte gewidmet; reger Lebensgenuß herrſcht dabei allerwärts; an allen Enden ertönt muntere Muſik; große Vogel- und Scheibenſchießen mit Büchſen und Piſtolen, Bolz- und Armbruſtſchießen, Stoß- und eigentliche Kugelbahnen, Tanz und Geſang, Zelte und Buden mit Speiſen und Getränken vereinigen ſich, zum Genuſſe der verſchiedenſten Art einladend. Ein zweites Pferderennen und am Abend ein prächtiges Feuerwerk macht am letzten Tage dem Feſte ein Ende.

In den Umgebungen von München liegen die zwei berühmten königlichen Luſtſchlöſſer und Dörfer Nymphenburg und Schleißheim. Das erſtere iſt am nächſten, und man gelangt durch eine wohl unterhaltene Allee von München in einer Stunde dahin. Das Schloß, vor welchem ſich ein großer freier Platz mit einem Teiche und einer 80 F. hoch ſpringenden Fontäne ausbreitet, hat in der Fronte eine große Ausdehnung und beſteht aus 5 durch Gallerien mit einander zu einem Ganzen verbundenen Pavillons, wovon der mittlere 4 und die andern nur 2 Stockwerk hoch ſind, und enthält viele ſchöne Säle und Zimmer mit einem köſtlichen Reichthume an Gemälden und Gefäßen. Auch befinden ſich zu Nymphenburg eine weibliche Bildungsanſtalt und eine königl. Porzellanfabrik, die mit den vorzüglichſten Deutſchlands und Europas wetteifert. Der hinter dem Schloſſe im Engliſchen Geſchmack angelegte herrliche Garten hat eine Meile im Umfange und wird von einem breiten Kanale quer und einem andern der Länge nach durchſchnitten. Gleich beim Eingange in denſelben iſt ein großes Waſſerbaſſin, in deſſen Mitte eine Fontäne 60 F. hoch emporſpringt, und von welchem aus man die Ausſicht nach einem

ſchönen Waſſerfalle hat. Vorzüglich ſehenswerth ſind in dieſem Park die großen Treibhäuſer, die Orangerie, die 3 Schlößchen: die Badenburg an einem niedlichen See mit Inſeln, die Amalienburg mit vielen Gemälden geziert und die Pagodenburg, mit Porzellan ausgetäfelt; und die Eremitage mit der Magdalenakapelle.

Schleißheim, das andere berühmte königl. Luſtſchloß, 3 Stunden von München, in einer angenehmen, waldigen Gegend, iſt im Italieniſchen Style erbaut, und zeugt ſowohl in ſeinem Aeußern als Innern von Pracht. Es iſt 3 Stockwerk hoch, oben und unten mit Baluſtraden von übergoldetem Eiſen geziert und gegen 500 F. lang. An dem ſchönen Hauptgebäude laufen zu beiden Seiten Gallerien hin, welche in großen Pavillons enden. Die ſchöne Anlage der Treppe, der Speiſeſaal, der prächtige Vorſaal im erſten Stocke, der anſtoßende Viktorienſaal, eine Gallerie von 90 Schritten Länge und 14 Schritte Breite ꝛc. erregen die Bewunderung jedes Beſuchers. Vorzüglich ſehenswerth war ſonſt die hier in 42 Zimmern und Sälen aufgeſtellte, aus den Schätzen der Düſſerdorfer Gallerie und der Kunſtliebenden Klöſter Baierns entſtandene und gegen 1500 Gemälde zählende große Gemäldegallerie; jetzt aber befinden ſich die beſten Stücke derſelben in der neuen Pinakothek zu München. Für Oekonomen ſehenswerth iſt die daſelbſt beſtehende Muſterwirthſchaft und blühende landwirthſchaftliche Lehranſtalt. Hinter dem Schloſſe iſt eine 1300 Schritte lange Gartenanlage, an deren Ende ſich ein kleines Luſtſchloß, Luſtheim genannt, befindet.

Traunſtein, eine kleine Stadt von 1600 E., im Iſarkreiſe an der Traun, iſt durch ihr in der Vorſtadt Au befindliches Salzwerk merkwürdig, das jährlich 140,000 Ctr. liefert. Die Soole wird von Reichenhall über mehrere hohe Berge hieher geführt, indem das im Reichenhallſchen Hauptbrunnenhauſe zur Weiterleitung beſtimmte Salzwaſſer von einer beträchtlichen Höhe herabſtürzt, und von da in das Nächſte von Reichenhall ½ St. entfernte Brunnenhaus läuft. Hier wird daſſelbe in einem großen hölzernen Behältniſſe aufgefangen und ihm durch ein Druckwerk die Kraft mitgetheilt, über den nahen Berg weiter aufzuſteigen. Und ſo wird weiter die Soole ſtufenweiſe in 6 andern Brunnenhäuſern, vermittelſt angebrachter Druckwerke, die von Bergſtrömen bewegt werden, in die Höhe gehoben und in das Reſervoir Hammer geführt. Von hier läuft ſie durch ihr natürliches Gefälle bis Traunſtein, bis wohin der Weg von Reichenhall 7 St. beträgt. So gelangt alſo die Soole hieher, indem ſie auf ihrem Wege eine Höhe von 1200 F. über Berge und Schluchten überſteigt.

Reichenhall, eine andere kleine Stadt von 2700 E., an der Saale, in einer wild romantiſchen Gegend, zwiſchen hohen

Bergen gelegen, hat eine noch bedeutendere Saline als Traunſtein, die jährlich an 200,000 Ctr. Salz producirt. Es giebt hier eine Menge von Salzquellen (an 30), die alle 30 bis 50 F. tief unter der Erde in einem Kalkgebirge entſpringen. Die vorzüglichſte dieſer Quellen iſt die ſogenannte Edel- oder Gnadenquelle. Um den übrigen, minder reichhaltigen Quellen den zum Sieden nöthigen Grad zu verſchaffen, werden dieſelben theils durch Salzſteine und Soole aus Berchtesgaden verſtärkt, theils gradirt. Eine kühne, gegen 1400 F. in einer Steigerung hinangehende Soolenleitung führt von Berchtesgaden hieher, und von Reichenhall wird ſowohl Berchtesgadener als Reichenhaller Soole durch künſtliche Soolenleitungen theils nach Traunſtein (ſ. oben) theils nach Roſenheim geführt und an beiden Orten verſotten. Die ſchwächſten Reichenhaller Salzquellen laufen mit den eingedrungenen Quellen ſüßen Waſſers in den ſogenannten Grabenbach ab. Dies iſt ein zu dieſem Endzwecke ſchon im J. 1524 angelegter Kanal, der 40 F. unter der Erde, eine halbe Stunde weit, theils unter der Stadt, theils unter Gärten und Wieſen, unterhalb Reichenhall in die Saale oder Saalach fortgeführt iſt, durchgehends von Sandſteinen gemauert und gewölbt, 8 F. 1 Zoll hoch und 6 F. 2 Zoll breit, mit 5 aufgemauerten zur Verbindung mit der äußern Luft angebrachten Schachten oder Tagesöffnungen. Durch dieſen unterirdiſchen Kanal ergießt ſich nun eine ſolche Menge Waſſers, daß er mit einem Kahne befahren werden kann, da das Waſſer 3 bis 4 F. tief iſt. Zu dieſer unterirdiſchen Schifffahrt ſteigt man durch einen Thurm auf einer Treppe tief hinunter bis zu den Quellen der Soole; und dieſe Schifffahrt gewährt bei dem Schimmer von Fackeln ein beſonderes Vergnügen. Nähert man ſich dem Ende des Gewölbes, ſo zeigt ſich ſchon in der Ferne die lichte Oeffnung, aus welcher ſich der Grabenbach ins Freie und endlich in die Saalach ergießt.

Paſſau, die von 9000 Menſchen bewohnte Hauptſtadt des Unterdonaukreiſes, iſt wegen ihrer romantiſchen Lage, an drei Flüſſen, Donau, Inn und Ilz merkwürdig und gleichſam das Donau-Koblenz. Die eigentliche Stadt liegt auf einer Halbinſel, an deren Spitze ſich die breite Donau und der noch breitere Inn mit einander vereinigen und ſie faſt ganz umſchließen. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet ſich die Domkirche, ein von Quaderſteinen aufgeführtes majeſtätiſches Gebäude mit ſchönen Gemälden, vielen Denkmälern und einem in reinem, Gothiſchen Style vollendeten Portale aus. Aus der Stadt gelangt man vermittelſt einer langen Brücke auf das rechte Ufer des Inn, wo die Innſtadt, eine Vorſtadt von Paſſau erbaut iſt. Ueber derſelben auf dem Mariahilfberge ſteht eine Wallfahrtskirche, wo ein wunderthätiges Marienbild verehrt wird. An der einen Bruſt trinkt das Kindlein Jeſus, an der andern iſt ein ſilbernes Röhrchen, aus wel-

chem Waſſer quillt, das kein Pilger ungenoſſen läßt. Die Mühe des Hinaufſteigens auf dieſen ſteilen Berg wird durch eine herrliche Ausſicht belohnt. Man ſieht die zwei großen Flüſſe zu ſeinen Füßen ſich mit einander vereinigen mitten in einem Gewühle von Felſenbergen und Wäldern, zwiſchen welchen die Stadt auf einer ſchmalen Landſpitze hingebaut iſt. Aus Südweſten ſtrömt der majeſtätiſche Inn hervor aus ſeinem Felſenbette, aus dem Weſten her die Donau, im Norden, auf dem linken Ufer der Donau ſtarrt die langgezogene Granitwand empor, auf deren höchſtem Gipfel die Feſtungswerke des berühmten Oberhaus kühn hingebaut ſind. Aus einer dunkeln Bergkluft wälzt ſich die ſchwarze Ilz hervor in die Donau, am Fuße der grauen Felſen der Feſtung, und beſpült die Ilzſtadt, gleichfalls eine Vorſtadt von Paſſau. Der von da auf die Feſtung Oberhaus ſich durch eine Schlucht windende Weg bietet bei jedem Schritte die überraſchendſten Felſenpartien dar. Herrlich iſt dann die Ausſicht von der Höhe des Berges, worauf Oberhaus ſteht, deſſen Feſtungswerke am Fuße des Felſens, den Namen Unter= oder Niederhaus führen, und einen Theil der Ilzſtadt bilden.

Straubing, eine von 7000 Menſchen bewohnte Stadt, gleichfalls im Unterdonaukreiſe, liegt an der Donau, über die hier eine Brücke, von welcher die unglückliche Agnes Bernauer in die Donau geſtürzt wurde, führt. Sie war die Tochter eines Baders von Ausburg und wegen ihrer Schönheit und Tugend berühmt. Herzog Albert III., ein Sohn Herzogs Ernſt von Baiern, von der Münchener Linie, hatte wider Willen ſeines Vaters dieſe Agnes geheirathet. Als ſein Vater dies erfuhr, beſtand er auf Trennung, worein aber Albert nicht willigte und vielmehr Agnes als ſeine Gemahlin öffentlich erklärte und ſie Herzogin nennen ließ. So lange Alberts Onkel, Herzog Wilhelm III., ein Bruder Herzogs Ernſt lebte, der Albert gegen ſeinen Vater ſchützte, ſcheiterten alle gegen Agnes unternommenen Ränke und Kabalen. Zum Unglück ſtarb dieſer Onkel 1436, und nun war Agnes verloren. Unter den albernſten Verläumdungen ward Agnes während ihres Gemahls Abweſenheit ergriffen, gefangen geſetzt und da die freimüthige Sprache, die ſie führte, als Hochverrath erklärt wurde, zum Tode verdammt. Die Henker ergriffen ſie; das Volk, das auf der Brücke verſammelt war, hörte unbewegt ihr Jammern; ſie ward über die Brükke geworfen. Vergebens hatte ſie Gegenwart des Geiſtes genug, mit Hülfe eines Fußes, der nicht gebunden war, gegen die Ufer zu ſchwimmen und helft! helft! zu rufen. Einer der Henker ergriff einen Haken, faßte ſie bei ihrem langen blonden Haare und drückte ſie unter die Wellen nieder. Dies geſchah den 12. Oktober 1435. Albert war außer ſich, als er nach Hauſe kam und das ihn betroffene Unglück hörte, und ſchwur ſeinem Vater Rache, indem er mit Ludwig dem Bärtigen zu Ingolſtadt, dem Feinde ſei=

nes Vaters, ſich verband, und ſeinen Vater mit Krieg überzog. Der beſiegte Vater bot Verſöhnung; vergebens. Endlich wurde Kaiſer Sigismund Vermittler zwiſchen beiden; und Ernſt erkannte das Unrecht, das er verübt hatte. Schon im J. 1436 heirathete Albert eine andere Gemahlin, Anna von Braunſchweig und erzeugte mit dieſer 10 Kinder. Man zeigt noch jetzt auf dem Kirchhofe der St. Peters Pfarrkirche eine Kapelle, in welcher die unglückliche Agnes begraben ſein ſoll. Man kann von dieſer Kapelle auf die Donau hinaus ſehen, die heutige Brücke iſt aber nicht diejenige, über die ſie geſtürzt wurde, denn die Donau ward ſpäter erſt an die Stadt hingeleitet.

Regensburg, die Hauptſtadt des Regenkreiſes, in einem weiten fruchtbaren Thale, am rechten Ufer der Donau gelegen, welche hier am linken Ufer den Regen aufnimmt, und zwei kleine Inſeln, den obern und den untern Wörth bildet, welche durch einen Damm mit einander verbunden, mit Mühlen verſchiedener Art, Waffen- und Kupferhämmern, Schiffer-, Fiſcher- und Gartenhäuſern beſetzt ſind und zu Spaziergängen dienen. Auch um die Stadt herum laufen angenehme Anlagen und Alleen, worin man die Denkmäler des Fürſten Karl Anſelm von Thurn und Taxis, der viel zur Verſchönerung der Umgebungen beitrug, des Erzbiſchofs und Fürſten Primas, Karl von Dalberg, der die Anlagen ſehr erweiterte, des Grafen von Görz und anderer Männer und unweit der Baumſchule das Denkmal des berühmten Mathematiker und Aſtronomen Johann Keppler, findet, welcher 1571 zu Weil (im Königreich Würtemberg) geboren war und 1630 zu Regensburg ſtarb. Ueberhaupt hat keine Stadt an der Donau, Wien ausgenommen, ſo herrliche Umgebungen und ſo ſchöne Spaziergänge, wie Regensburg. Vorzügliche Aufmerkſamkeit des Fremden erregt die mächtige Donaubrücke, die einzige, ganz aus Stein gemauerte Brücke, die von Ulm an bis an das ſchwarze Meer über dieſen Strom führt. Dieſes Meiſterwerk der Baukunſt des Mittelalters, 1135 — 1146 vom Baieriſchen Herzog, Heinrich dem Stolzen und von der Bürgerſchaft erbaut, iſt von einer ſolchen Feſtigkeit, daß ſie beinahe 7 Jahrhunderte hindurch allen Stürmen der Zeit und allem Toben der Wellen des größten Europäiſchen Stroms glücklich widerſtanden und noch gar keinen beſondern Schaden erlitten hat. 15 große Bogen, jeder 30 F. weit, tragen die Steinmaſſe, die hier kühn über den Fluß geſprengt iſt, in einer Breite von 23 F. Wie viele Millionen Ctr. Laſt ſind über dieſe Brücke in 7 Jahrhunderten gegangen! Und noch ſteht ſie feſt und unerſchütterlich, wenn gleich daran angebrachte Mühlen an ihren Jochen ohne Unterlaß rütteln, und Stürme und hohe Fluthen und Eisgänge und Bomben und Kanonenkugeln (z. B. bei dem mörderiſchen Kampfe, den die zwei großen Heere der Oeſterreicher und Franzoſen auf dieſer Brücke im

J. 1809 ſtritten) ihr den Untergang droheten. Auf dieſer herrlichen Brücke, die durch ihr Quaderpflaſter immer rein und trocken iſt, genießt man eine der ſchönſten Ausſichten. Gegen W. erblickt man die bewaldeten Hügel, die von Abach an die Nab ſich hinziehen, gegen O. die ſchöne Reihe von Bergen, welche die Ruinen des Schloſſes von Donauſtauf und die neu angelegte Walhalla*) auf ihrem Rücken tragen und an deren Fuße ſich der Mfl. Wörth ausbreitet, und gegen S. am rechten Donauufer dehnt ſich eine gränzenloſe Ebene aus. Vor ſich erblickt man die Inſel der Donau und die Gebäude der Stadt. Von der Mitte dieſer Brücke führt eine hölzerne hinab auf die beiden Donauinſeln, den obern und untern Wörth, und am Ende der Brücke gelangt man in die am linken Donauufer gelegene Stadt am Hof, die gleichſam eine Vorſtadt von Regensburg bildet. Unter den Gebäuden Regensburg, das gegen 19,000 E, hat, ſind das Rathhaus, ein altes, dunkles aber darum merkwürdiges Gebäude, weil der Deutſche Reichstag von 1662 bis 1806 darin ſeine Sitzungen hielt, die anſehnliche Gothiſche Domkirche mit ſchöner Glasmalerei und vielen Grabmonumenten, beſonders dem 1824 errichteten ſchönen Monumente des Fürſt Primas, Karl von Dalberg, und das vormalige Reichsſtift St. Emmeram anzuführen, das mit ſeinen 2 Kirchen und den vielen dazu gehörigen Gebäuden 3900 F. im Umfange hat und einer kleinen Stadt ähnlich ſieht.

In dem Kriege 1809, welchen die Oeſterreicher gegen die Franzoſen und den Rheinbund begannen, wurde die Gegend von Regensburg der Schauplatz bedeutender Kämpfe, welche man die Schlacht von Regensburg nennt, und worin das 130,000 Mann ſtarke Heer der Oeſterreicher unter dem Erzherzog Karl, die in einer ſehr ausgedehnten Linie von Pfaffenhofen an der Ilm bis Regensburg ſtanden, von 140,000 Franzoſen und Rheinbündnern unter Napoleon geſchlagen und zum Rückzug nach Böhmen genöthigt wurde, mit einem Verluſt von 32,000 Mann an Todten,

---

*) Die Walhalla (mit welchem Namen die alten Deutſchen den Aufenthalt der Seligen bezeichneten) iſt ein prächtiger Marmortempel auf dem in der Nähe von dem Marktflecken Donauſtauf ſich erhebenden St. Servatorberge, in welchem die Bruſtbilder aller großen Deutſchen aufgeſtellt werden ſollen. Der jetzige König Ludwig von Baiern iſt der Gründer dieſes Gebäudes, durch welches er dem Deutſchen Ruhme ein Denkmal ſtiften wollte. Den 18. Oktober 1830 wurde der Grundſtein zur Walhalla gelegt und 1835 war bereits der äußere Bau vollendet, auch waren damals ſchon 32 koloſſale Säulen, deren die Walhalla an der Außenſeite ringsum wohl 100 bekommen wird, fertig. Für das Innere arbeiten viele berühmte Künſtler Deutſchlands und des Auslandes. Von dem Fuße des Berges werden 900 Stufen bis zur Walhalla führen.

Verwundeten und Gefangenen, während der Verluſt der Feinde nur 21,000 betrug. Dieſe Gefechte fielen vom 19. bis 23. April vor; an keinem dieſer 5 Tage kam es zu einer Hauptſchlacht zwiſchen beiden Heeren, ſondern nur zu großen Gefechten zwiſchen den einzelnen Heereshaufen; den 19. bei Thann und bei Abensberg und Pfaffenhofen; den 20. bei Kirchdorf, Rohr und Rottenburg an der großen Laber, den 21. an der großen Laber, oberhalb Eckmühl und bei Landshut; den 22. bei Eckmühl und den 23. bei Regensburg, von welcher Stadt 134 Häuſer in Brand aufgingen. Die Franzoſen durchbrachen zuerſt die Mitte der Oeſterreichiſchen Stellung, worauf ſie den linken und zuletzt den rechten Flügel ſchlugen.

Augsburg, Hauptſtadt des Unterdonaukreiſes, ſoll zu Anfange des 30jährigen Kriegs 80,000 E. gehabt haben, iſt aber jetzt nur von 30,000 Menſchen bewohnt, und liegt in einer ſchönen fruchtbaren Ebene, auf einem Hügel. Die Flüſſe Lech und Wertach, die in einer geringen Entfernung, jener öſtlich und dieſe weſtlich von der Stadt fließen, vereinigen ſich unterhalb derſelben. Von dem Lech ſind 4 Kanäle durch Augsburg geleitet, fallen in einen Hauptkanal und durch dieſen wieder in den Hauptſtrom. Das Trinkwaſſer wird ebenfalls in die Stadt geleitet und durch ſehenswürdige Kunſtwerke und Maſchinen in alle Theile der Stadt und in alle öffentliche Springbrunnen vertheilt. Die letztern, größtentheils mit ſchönen, künſtlichen metallenen Figuren geſchmückt, machen eine wirkliche Zierde der Stadt aus, die zwar nicht regelmäßig, im allgemeinen aber ſchön und wohlgebaut iſt, und größtentheils breite Straßen, anſehnliche öffentliche Gebäude und meiſtens 3 Geſchoß hohe Privathäuſer hat, worunter viele ſehr anſehnliche, vorzüglich an der ſchönen Maximiliansſtraße. Unter den Thoren Augsburgs war ſonſt der ſogenannte Einlaß (eine Pforte mit einem ſehr einfachen Mechanismus, welcher aber nicht mehr gebraucht wird) bekannt. Er hatte folgende Einrichtung: Sobald man ſeinen Namen genannt hatte, fiel eine Zugbrücke herunter, über die man gehen konnte. Unterdeſſen öffnete ſich das äußere Thor. Zwiſchen dieſem und dem innern Thore, das noch verſchloſſen blieb, wurde durch eine Winde ein tiefer Teller mit einem Lichte herunter gelaſſen, worauf man das Geld für den Einlaß legte. Wenn dieſer Teller wieder oben war, ſo ſchloß ſich das äußere Thor und das innere öffnete ſich; und ſo kam man alsdann in die Stadt, ohne einen Menſchen zu ſehen, der den Teller herunterließ und die beiden Thore auf- und zuſchloß.

Unter den Gebäuden Augsburgs verdient das Rathhaus eine vorzügliche Auszeichnung. Es iſt das ſchönſte in Deutſchland, in den Jahren 1615 — 1620 in einem edlen Style aufgeführt, und hat in der Fronte eine Höhe von 152 F. und eine Breite von 147 F. Auf der Spitze ſteht das Stadtwappen, eine grüne

Zirbelnuß. Zu beiden Seiten ſind kleine Thürmchen oder Pavillons. Der Eingang iſt von rothem Marmor, mit 2 großen, weißen, marmornen Säulen, die einen Balkon von rothem Marmor tragen. Die innere Einrichtung des Rathhauſes iſt ebenfalls prächtig; vorzüglich zeichnet ſich der ſogenannte goldene Saal aus, 110 F. lang, 58 breit und 52 F. hoch, durch 52 Fenſter erleuchtet und von keiner Säule getragen. Es enthält viele Gemälde großer Meiſter, und die künſtliche, mit vielen Gemälden und vortrefflicher ſtarkvergoldeter Schnitzarbeit verſehene Decke fällt ungemein in die Augen. Die Fenſtermalerei, Bildhauerei und Vergoldung, die darin bis zur Verſchwendung angebracht iſt, überraſcht den Eintretenden. Der Fußboden dieſes Saales, der jetzt nebſt einigen anſtoßenden Zimmern in eine Gemäldegallerie verwandelt iſt, beſteht aus verſchiedenfarbigem Marmor. In der Nähe des Rathhauſes erhebt ſich der hohe, ſchöne Perlachthurm. — Der vormalige Biſchofshof oder die ſogenannte Reſidenz, iſt jetzt größtentheils für die Kreisregierung eingerichtet. In dieſem Gebäude, in der ehemaligen Kapellſtube, wurde 1530 am 25. Junius die Augsburgiſche Confeſſion oder das lutheriſche Glaubensbekenntniß dem Kaiſer Karl V. übergeben. Von den Kirchen Augsburgs nennen wir bloß: die Domkirche, ein ehrwürdiges Gothiſches Gebäude, mit 2 ſpitzigen Thürmen, die mit der anſtoßenden Kirche St. Johann, ihren 24 Kapellen und dem Kreuzgange ein weitläuftiges Ganzes ausmacht. Die metallenen, mit erhabenen Figuren gezierten Thürflügel vom J. 1048 ſind eins der älteſten Denkmäler der Kunſt und verdienen Beachtung. Dieſe Kirche hat einen reichen Vorrath von Silbergeräthen und von koſtbarem Kirchenornat, auch herrliche Gemälde und in dem Kreuzgange viele zum Theil gut gearbeitete Monumente — und die Kirche zu St. Ulrich und St. Afra, 310 F. lang und 94 F. breit, mit einem 310 F. hohen Thurme und dem koloſſalen Fuggerſchen Bronzekreuze. Es iſt ein herrliches Gothiſches Gebäude, deſſen Wölbungen durch ihre Kühnheit und Höhe Bewunderung erregen. — Merkwürdig iſt auch die Fuggerei, in der Jocobervorſtadt, womit man 51 Häuſer mit 106 Wohnungen bezeichnet, worin arme Bürger Augsburgs für einen geringen Miethzins von jährlich 2 Fl. Wohnung finden. Dieſe Anſtalt hat 3 Haupt- und 3 Nebengaſſen, 3 Thore und eine eigene Kirche und iſt 1519 von zwei Grafen von Fugger geſtiftet worden. Dieſe Fugger, jetzt theils Fürſten, theils Grafen (deren meiſtens unter Baieriſcher Hoheit ſtehende Länder zuſammen 14 Q. M. mit 30,000 Menſchen enthalten und jährlich 350,000 Fl. einbringen) ſtammen von Johannes Fugger, einem Leinweber in dem Dorfe Graben, ſüdlich von Augsburg ab, welcher 1370 nach Augsburg zog und Leinwandhandel zu treiben anfing. Seine Nachkommen erweiterten durch ſeltenen Fleiß, große Geſchicklichkeit und Redlichkeit ihre Han-

delsgeſchäfte ſo ſehr, daß ſie ſich große Reichthümer und ausgebreiteten Ruhm erwarben. Im J. 1530 wurden die 3 Brüder Raimund, Anton und Hieronymus Fugger in Adel-, Ritter-, Freiherrn- und Grafenſtand zugleich erhoben. Anton und Raimund pflanzten das Geſchlecht fort: in ihrem Hauſe wohnte Kaiſer Karl V. bei dem Reichstage zu Augsburg. Als ſpäter dieſer Kaiſer einſtens bei Anton zum Beſuche war, ließ dieſer das Kaminfeuer durch Zimmetholz unterhalten und warf des Kaiſers bedeutende Schuldverſchreibung in das Feuer. Anton hinterließ bei ſeinem Tode an baarem Gelde über 6 Millionen Goldkronen, eine Menge Juwelen und Koſtbarkeiten und große Landbeſitzungen.

Augsburg gehört zu den induſtriereichſten Städten Baierns, wo viele und mannigfaltige Fabriken blühen. Vorzüglich berühmt ſind die daſigen Gold- und Silberfabriken, vornehmlich die Seethalerſche, welche im 15. und 16. Jahrhunderte ihre Hauptepoche hatten, aber auch noch jetzt Arbeiten liefern, die in den entfernteſten Gegenden geſucht werden. Alle Gold- und Silberwaaren werden mit vielem Geſchmacke, großem Fleiß und von der ſchönſten Façon geliefert, ſo daß ſie den Franzöſiſchen in nichts nachgeben, ja ſie an Reinheit des Silbers übertreffen. Es ſind hier Silberhandlungen, die Silberſervices von 100 Couverts, nach aufgegebenen Modellen, in kurzer Zeit liefern.

Bei einer kleinen, am Einfluſſe der Wernitz in die Donau gelegenen Stadt Donauwörth, erhebt ſich der Schellenberg, von dem man eine herrliche Ausſicht hat. Auf dieſem Berge hatten im Spaniſchen Erbfolgekriege die vereinigten Franzoſen und Baiern 1704 ſich verſchanzt, wurden aber am 2. Julius von den vereinigten Britten unter Marlborough und Oeſterreichern, nach einer ſehr tapfern Gegenwehr, geſchlagen und erlitten einen großen Verluſt.

An der Straße von Donauwörth nach Ulm liegt an der Donau die Donauwörth an Bevölkerung gleichkommende Stadt Höchſtädt, berühmt in der Kriegsgeſchichte durch die große Schlacht und Niederlage der vereinten Franzoſen und Baiern im J. 1704. am 13. Auguſt, alſo nicht lange nach der bei Donauwörth auf dem Schellenberge gelieferten Schlacht. Eigentlich fiel ſie bei dem Dorfe Blindheim vor, wonach ſie auch zuweilen benannt wird. Die vereinigten Franzoſen und Baiern unter dem Franzöſiſchen Marſchall Talard und dem Kurfürſten Maximilian von Baiern waren 58,000, die Britten und Oeſterreicher unter Marlborough und Prinz Eugen 52,000 Mann ſtark. Die Niederlage der Franzöſiſch-Baieriſchen Armee war vollſtändig und ihr Verluſt ungeheuer; gegen 40,000 Mann waren todt, verwundet oder gefangen, unter letztern befand ſich der Franzöſiſche Marſchall ſelbſt; alles Geſchütz, 300 Fahnen und Standarten, die Bagage

und die Kriegskaſſe fielen den Siegern in die Hände, die dieſen Sieg mit 11,000 Todten und Verwundeten erkauften. Unter den Gefangenen, welche die Sieger machten, waren 12,000 Franzoſen, der Kern ihrer Infanterie, die ſich in dem Dorfe Blindheim eingeſchloſſen befanden und nichts als Tod oder Gefangenſchaft vor ſich ſahen. Talard werden große Fehler vorgeworfen, die er bei dieſer Schlacht beging.

Nürnberg, nach München die größte Stadt des Königreichs Baiern, liegt im Rezatkreiſe, und iſt auf 12 niedrigen Hügeln erbaut, in einer anmuthigen Ebene, auf welcher ſich nordöſtlich einige Hügel erheben, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht wird ſie von dem Reichswalde begränzt, der an den meiſten Punkten nicht viel weiter als ¾ Stunden von der Stadt beginnt. Nordweſtlich und gegen W. iſt die Ausſicht offener. Der Boden dieſer Ebene iſt durchaus ſandig, aber durch den Fleiß ſeiner Bewohner größtentheils in das fruchtbarſte Gartenland umgeſchaffen; denn der daſige Gemüſe- und Gartenbau zeichnet ſich ſeit den älteſten Zeiten vortheilhaft aus. Die Pegnitz, ein nicht bedeutender Fluß mit einem langſamen Laufe, theilt ſich vor der Stadt in 2 Arme, eine Inſel bildend, von welcher der in die Stadt eingeſchloſſene Theil die Schütt heißt und ein zu beiden Seiten mit Bäumen beſetzter angenehmer Platz iſt. Indem ſie hernach die Stadt durchfließt, trennt ſie dieſelbe in 2 Hälften, wovon die kleinere nördliche die Sebalder und die größere ſüdliche die Lorenzer Seite heißt. Unter den Brücken, welche über die Pegnitz führen, zeichnet ſich die Fleiſchbrücke aus, nach dem Muſter des Ponte rialto in Venedig 1596 — 1598, ſchön und feſt erbaut, mit einem einzigen kühn gewölbten Bogen, der 97½ Fuß in der Länge und 50 in der Breite mißt, und im Geſprenge 13 F. Höhe hat. Bemerkenswerth iſt auch die 1824 erbaute Kettenbrücke, 241 F. lang und 5 F. 4 Zoll breit, woran das Eiſenwerk 73 Ctr. wiegt. — Nürnberg zeigt noch in ſeiner ganzen Bauart das Bild einer alten Deutſchen Stadt. Die Straßen, welche wegen der hügeligen Lage der Stadt, zum Theil abſchüſſig laufen, ſind ſelten ganz gerade und breit, oft krumm, winkelig und enge; und auch die breitern und geradern werden durch die Vorſprünge und Erker der einzelnen Häuſer in ihrer fortlaufenden Richtung unterbrochen; die Häuſer ſind größtentheils ſehr ſolid von rothen Quaderſteinen erbaut, ſehr hoch, meiſtens mehr tief, als breit. Wunderlich ſehen die hohen rothen Dächer aus, vielfältig mit Thürmchen und altmodiſchen Wetterfahnen verſehen. Die meiſten der anſehnlichen, großen Häuſer haben mächtige Giebelwände mit Stufen und Spitzen daran. Schön ausgezierte Fenſter und Thüren, geſchnitzte Tragbalken, Basreliefs von Säulen und Figuren, alte Erker mit ſchönen Gothiſchen und neuern Verzierungen von zum Theil koſtbarer Arbeit, Wappen über den Thoren,

in Niſchen zwiſchen den Fenſtern und auf Poſtamenten an den Ecken zwiſchen den Stockwerken ſtehende alte Heiligenbilder und eingemauerte Basreliefs von ausgezeichneten Meiſtern beurkunden den Reichthum und alterthümlichen Geſchmack ihrer Erbauer und Beſitzer. Im Innern findet man große, dunkle Zimmer, ſchwere Decken und Vertäfelungen von antiker, mitunter ſehr ſchöner Bildhauerarbeit, und gefirnißt, große Hausfluren vor den Zimmern, oft geräumiger als dieſe ſelbſt, Treppen mit Gothiſch durchbrochenen Steingeländern und um den Hof herum lange Korridors oder offene Gänge. Die öffentlichen Plätze ſind unregelmäßig, nur zwei, der Hauptmarkt und der Maximiliansplatz, machen davon eine Ausnahme, und ſind zugleich mit ſchönen Springbrunnen geziert, worunter der auf dem Hauptmarkte mit Recht der ſchöne Brunnen heißt und der zierlichſte der vielen Brunnen Nürnbergs iſt. Seine ſchlanke Gothiſche Pyramidalform bei einer Höhe von 60 F. zieht ſchon von Weitem das Auge an. Die kunſtreich durchbrochene Arbeit der Baukunſt und die angebrachten zahlreichen Steinbilder, die zum Theil von hoher Vollendung ſind, machten das Werk von jeher zum Gegenſtand der Bewunderung, das jedoch durch die Länge der Zeit (es wurde 1355 — 1361 errichtet) ſehr beſchädigt worden war; in den Jahren 1822 — 1824 aber wieder ganz hergeſtellt worden, und mit einem zierlichen Eiſengitter umgeben iſt.

Am nördlichen Ende der Stadt, auf einem iſolirt ſich erhebenden Sandſteinfelſen, thront die ſogenannte Veſte mit mehreren mächtigen Thürmen, trägt viel zu der eigenthümlichen ſchönen Anſicht Nürnbergs bei, und gewährt auch eine herrliche Ausſicht über Stadt und Umgegend. Dieſe alterthümliche Burg, oftmaliger Aufenthalt Deutſcher Kaiſer, wenn ſie nach Nürnberg kamen, und Sitz der Burggrafen von Nürnberg, ſtammt wahrſcheinlich mit ihrem älteſten Theile (dem ſogenannten Heidenthurme und den 2 Kapellen, der Margaretha- und der Kaiſerskapelle, letztere in reinſtem Mauriſchen Style) aus dem 10. Jahrhunderte. Im untern Stockwerke dieſes alten Schloſſes iſt jetzt die Kunſtſchule und im 2. Stockwerke in 10 Zimmern die aus 550 Stück beſtehende Gemäldegallerie. Merkwürdig ſind auch der 336 F. tiefe Brunnen und im innern Schloßhofe die uralte Linde, welche nach der Legende von der Kaiſerin Kunigunde (Gemahlin Heinrichs II.) im 11. Jahrhunderte gepflanzt worden ſeyn ſoll. — Das Rathhaus iſt ein anſehnliches Gebäude, im neuern Italieniſchen Style aufgeführt, mit einer Façade von 275 F. Länge und hat am Dache eine Gallerie, drei Erker oder Thürmchen und 3 Portale mit Figuren darüber. Der große Rathhausſaal iſt das Sehenswertheſte darin, reicht durch 2 Etagen und hat 80 F. in der Länge, 30 F. in der Breite und eine rundgewölbte Decke mit künſtlicher Schreinerarbeit von dem berühmten Behaim.

Zu den ſchönſten und merkwürdigſten Kirchen dieſer Stadt gehören: 1) Die St. Sebalduskirche, eins der vorzüglichſten Gebäude im Gothiſchen oder altdeutſchen Style, welche Nürnberg aufzuweiſen hat, deren älteſter Theil (die Peterskapelle), wahrſcheinlich aus dem 10. Jahrhunderte herrührt. Dieſe Kirche iſt 290 Baieriſche F. lang und 97½ F. breit, und jede ihrer 22 Säulen iſt 78½ F. hoch. Ihre beiden ſchlanken Thürme haben eine Höhe von 264 F. Das Aeußere der Kirche iſt mit ſchönen Steinbildern geziert, und das Innere reich an mannigfaltigen Kunſtwerken. Schönes, altes Schnitzwerk, Gemälde von ältern und neuern Meiſtern, der aus 32 Ctr. weißen Kupfers gegoſſene Taufſtein (ein Kunſtwerk von den ſchönſten Verhältniſſen), die ſchön gemalten Fenſter, der neue 1823 errichtete Altar, das von Veit Stoß verfertigte Kruzifix, woran man die Bildſchnitzerei bewundert und vor allen das St. Sebaldusgrab, 1519 von Peter Viſcher und ſeinen Söhnen in Erz gegoſſen, eins der herrlichſten Kunſtwerke Nürnbergs und den bewundertſten Bronzen altitalieniſcher Meiſter gleich kommend, zeichnen das Innere dieſer Kirche aus. Zu dem St. Sebaldusgrabe, dieſem 15 F. hohen, 8 F. 7 Zoll langen und 4 F. 8 Zoll breiten Meiſterwerke wurden 120 Ctr. Metall verbraucht. Der mit Gold- und Silberblech überzogene Sarg des heiligen Sebaldus ruht auf einem Fußgeſtell mit Basreliefs aus dem Leben des Heiligen und ſteht in einer Gothiſchen, man möchte ſagen Laube, welche drei Aufſätze mit gewundenen Treppenhäuschen hat, getragen von Säulen, in deren Mitte auf Poſtamenten die Apoſtel ſtehen, welche bis zum Leben charakteriſtiſch dargeſtellt ſind und für das vollendetſte Werk Deutſcher Gußarbeit gehalten werden; denn ſie ſind von einer Reinheit der Zeichnung, von einem Adel der Haltung, welche Bewunderung erzeugen. Noch höher ſieht man die 12 Kirchenväter und außerdem an dieſem Werke noch wenigſtens 72 treffliche, größere und kleinere Figuren angebracht. 2) Die Frauenkirche, ein überaus zierliches Gothiſches Gebäude, worin ſeit 1816 die Katholiken ihren Gottesdienſt halten. Vor dieſem Zeitpunkte hatte man alle im Innern dieſer Kirche befindlichen Kunſtwerke weggenommen und nur die nackten Wände gelaſſen, ſeit dem aber iſt das Innere neu in altem Style wieder hergeſtellt, und was ſich von Kunſtwerken und Alterthümern jetzt wieder darin befindet, hat man aus andern Kirchen zuſammengebracht. Ein vorzügliches Meiſterwerk an dieſer Kirche, die eine ſtufenförmig auslaufende Façade und ein kurzes Thürmchen oben darauf hat, iſt die ſchöne Vorhalle mit ihren kleinen lieblichen Figuren an den Portalen und dem trefflich durchbrochenen Gang oder Altan, von welchem herab ſonſt die Kaiſerwahlen unter Trompetenſchall verkündet wurden. Auf die mit Kupfer gedeckte Plattform dieſer Halle iſt eine Kapelle mit einem Thürmchen aufgeſetzt, deren höchſter Schmuck ſonſt ein künſtliches

Uhrwerk war, wo die 7 Kurfürſten, ſo wie die Stunde ſchlug, nach einander herauskamen und an dem Kaiſer vorübergingen. Auch dieſe Kirche hat ſchöne Glasmalereien. 3) Die St. Lorenzkirche iſt die größte Kirche von Nürnberg, 322 Baieriſche F. lang 104 F. breit, und auf 26 Säulen ruhend. Zwiſchen den beiden Thürmen, die mit jenen der Sebalduskirche von gleicher Höhe, aber weniger ſchlank ſind, führt das vorzüglich ſchöne Portal mit dem darüber angebrachten 32 F. hohen und breiten, zirkelrunden Fenſter, der Stern genannt, in das Innere dieſer 1274 im Gothiſchen Style zu bauen angefangenen und erſt 200 Jahre darnach vollendeten Kirche, deren Glasmalereien, vorzüglich an dem ſogenannten Volkameriſchen Fenſter, die ſchönſten und herrlichſten in Nürnberg ſind. Ein Kunſtwerk von hohem Werthe in dieſer Kirche iſt noch das Sakramenthäuschen, von dem berühmten Steinmetzen Adam Kraft. Es iſt dies eine 64 F. hohe Gothiſche Pyramide, neben dem großen Altar, mit vielen Figuren und Szenen aus dem Leben des Heilandes und mit architektoniſchen Zierathen, Laubwerk und Blumenranken, wobei die Spitze, krumm in eine ſchöne Blume gewunden, endet. Das Ganze iſt ſo überaus kunſtreich durchbrochen und die Arbeit ſo zierlich, daß die zarten Blätter und feinen Ranken ſich in der Luft zu bewegen und aus Stein gewachſen zu ſeyn ſcheinen, und daß man es für unmöglich halten möchte, daß dieſe Arbeit ein Werk von Stein iſt. Adam Kraft hat ſich unten auf ſeinem Kunſtwerke verewigt; denn das ganze Sakramenthäuschen oder Tabernakel wird von dem Meiſter und zwei Geſellen in knieender Stellung getragen.

Nürnberg, obgleich von der Höhe des Handels, der Kunſt und der Gewerbſamkeit im 15. Jahrhunderte, wo die Kunſt mit dem Handwerke Hand in Hand ging und jene Gebilde hervorbrachte, die noch jetzt die Bewunderung erregen, durch mancherlei Verhältniſſe herabgekommen, hat doch immer noch einen bedeutenden Waarenhandel und eine wichtige, ſehr mannigfaltige Induſtrie, und iſt die erſte Handels= und Fabrikſtadt Baierns *). Die ſogenannten Nürnberger kurzen Waaren, die jedoch nicht alle in Nürnberg, aber doch faſt alle von da verſchickt werden, ſind weit und breit bekannt und gehen in die entfernteſten Theile der Erde. Nürnbergs Induſtrie hat zwar nicht den großartigen Charakter der Gewerbe von den erſten Fabrikſtädten Europas; es beſitzt keine Fabriken, welche Tauſende von Menſchen in einen kleinen Raum zuſammendrängen, wo ſie von einem reichen Fabrikherrn abhängig wirken; aber es regen ſich noch in ſeinen zahlreichen Werkſtät-

*) 1824 betrug nach den Zollregiſtern die Waarenausfuhr Nürnbergs am Werthe 6,729,723 Fl., worunter die Nürnberger und Fürther Fabrikwaaren den vorzüglichſten Theil (am Gewicht 38,000 Ctr.) ausmachten.

ten Tauſende von fleißigen Händen, welche das In- und Ausland mit tauſenderlei Arten ihrer Erzeugniſſe verſehen. Das Weſen der Nürnberger Induſtrie beſteht alſo darin, daß ſie nicht in großen Fabriken, ſondern von vielen ſelbſtſtändigen Meiſtern (deren Zahl über 4000, ohne 3500 Geſellen, beträgt) betrieben wird und daß dieſe Meiſter Handwerker ſind und bleiben. Gleichſam eine Tochter der Nürnberger Induſtrie iſt jene der Stadt Fürth. Sie hat ſich durch die Aufnahme der Gewerbsleute gehoben, welchen man in Nürnberg mit allzugroßer Strenge die Anſiedlung verweigerte; doch wird der größte Theil der an Zahl und Werth ſehr bedeutenden Fürther Waaren auf Beſtellung der Nürnberger Kaufleute verfertigt und unter dem Namen Nürnberger Waaren in den Handel gebracht. Die Waaren, welche in Nürnberg, Fürth und in einigen andern Städten des Rezatkreiſes und in ihren Umgebungen verfertigt werden und unter dem Namen Nürnberger Waaren im Welthandel bekannt ſind, beſtehen beſonders in metallnen Knöpfen, Kammmacherwaaren von Elfenbein, Schildkrot und Horn, farbigen Papieren, Schnupftabaksdoſen, feinen lakirten Blechwaaren, Spiegeln, gegoſſenen Meſſingwaaren, leoniſchen Drathen, Borten, Meſſing- und Eiſendrahten von den gröbſten bis zu den allerfeinſten Gattungen für muſikaliſche Inſtrumente, die nirgends ſo vortrefflich gemacht, und auf hölzerne Röllchen gewunden, äußerſt wohlfeil geliefert werden, Meſſingblechen, Tomback und Lahngold, Zirkelſchmiedarbeiten, allen Gattungen von Klempnerwaaren, Nähnadeln, mechaniſchen, chirurgiſchen und muſikaliſchen Inſtrumenten, Schuſterahlen, Geſchmeidewaaren, Feilen, feingeſchlagenem Golde, Silber und andern Metallen, Bronzefarben von den Metallabfällen, Prägwerken für Medaillen, Wagſchaalen, Blechdoſen mit Spiegeln (wovon jährlich viele in die Türkei gehen) Nägeln von verſchiedenem Metall, Zinnfolien, Zinngießer-, Bürſtenbinder- und Säklerwaaren, wollenen Teppichen und Wollengarnen, Leb- oder Pfefferkuchen, Briefoblaten, Siegellak, Brillen, Uhrgehäuſen, Drechslerwaaren, Bleiſtiften, Eichorien, künſtlichen Blumen, hölzernen und andern Spielwaaren ꝛc. Zum Beweiſe für die Mannigfaltigkeit und die lebhafte Betreibung der Nürnberger Gewerbe fügen wir dem Geſagten noch etliche Zahlen bei. 1822 fanden ſich in Nürnberg: 4 Alabaſterer, 51 Ahlenſchmiede, 49 Bortenmacher, 50 Bleiſtiftmacher, 13 Brillenmacher, 22 Bürſtenbinder, 77 Eichorienfabrikanten, 2 Compaßmacher, 125 Drechsler, 38 Drahtzieher, 16 Doſenmacher, 9 Drahtplätter, 40 Feilenhauer, 12 Farbenfabrikanten, 47 Gold- und Silberarbeiter, 12 Goldſchläger, 32 Gürtler, 13 Glasfabrikanten, 19 Goldſpinner, 50 Heftleinmacher, 11 Hornpreſſer, 96 Kammmacher, 79 Kiſtler (Kiſtenmacher), 12 Lebkuchenbäcker, 62 Kupferſtecher, 59 Maler, 21 Vergolder, 11 Nadler, 3 Nudelmacher, 12 Oblatenbäcker, 3 Orgelmacher, 3 Pergamentmacher, 47 Paternoſtermacher, 151 Roth-

ſchmiede, 29 Schellenmacher, 18 Spielwaarenmacher, 12 Siegellackmacher, 53 Klempner, 3 Windenmacher, 3 Wachspouſſirer, 2 Wildrufdreher, (von welchen die vielfach verſchiedenen Pfeifchen für Jäger und Jagdliebhaber verfertigt werden), 5 Wißmuthmaler, 70 Zeugſchmiede, 27 Zinngießer. Die übrigen fürs gewöhnliche Leben gehörigen Gewerbe, ſo wie auch verſchiedene andere ſind bei dieſer Aufzählung übergangen. — Das ausgebreitetſte Gewerbe iſt die Zunft der Rothſchmiede oder Meſſingarbeiter nach allen den verſchiedenen Zweigen, in welche ſie zerfällt, und die unter ſich in ſolcher Verbindung lebt, daß die Anzahl derſelben gleichſam nur eine große Fabrik ausmacht, deren Theilnehmer doch wieder für ſich allein beſtehen, wenn auch gleichwohl kein Einziger ohne die Hülfe des Andern ein Stück fertig machen kann. Sie haben eine eigene Mühle, wo alles rund und rein abgedrechſelt wird, was rauh vom Guſſe kommt, eine Anzahl von ihnen macht ausſchließlich die Formen für die übrigen; andere arbeiten auf benannter Mühle; ein Theil fertigt nichts als Ringe, Andere Gewichte, Andere Wagen, Andere Hähne, Rollen, Leuchter ꝛc. wieder Andere Feuerſpritzen, Glocken ꝛc. — Noch muß die in neuern Zeiten zwiſchen Nürnberg und Fürth angelegte und von Dampfwagen befahrene Eiſenbahn bemerkt werden, welche die erſte dieſer Art in Deutſchland iſt.

Baireuth, ſonſt die Hauptſtadt des gleichnamigen Fürſtenthums, das nebſt dem Fürſtenthum Ansbach, von dem letzten Markgrafen 1791 an Preußen abgetreten wurde, iſt jetzt die Hauptſtadt des Obermeinkreiſes Baierns, indem beide Fürſtenthümer ſeit 1810 an Baiern gekommen ſind. Dieſe ſchön gebaute Stadt liegt in einer anmuthigen Gegend, am rothen Main, von dem ſie in 2 Armen durchſchnitten wird, und hat 13,600 E. und mehrere anſehnliche öffentliche Gebäude, worunter das neue Schloß, das große Opernhaus, reich verziert und vergoldet und mit 4 Logenreihen, das ſehr lange Reithaus, das Kanzleigebäude und verſchiedene Kirchen ſich auszeichnen. In der ¼ Stunde entfernten und durch eine Allee mit der Stadt verbundenen Vorſtadt St. Georgen iſt das Straf- und Arbeitshaus wegen ſeiner Marmorfabrik merkwürdig, worin aus 55 inländiſchen Marmorarten mannigfaltige Gegenſtände, als Schnupf- und Rauchtabaksdoſen, Leuchter, Tiſchplatten, Grabmonumente, Badewannen ꝛc. verfertigt werden. In der Glyptothek zu München befinden ſich einige prächtige Fußböden aus dieſer Fabrik. — Die Umgegend von Baireuth bietet drei ſehenswerthe Luſtſchlöſſer dar. Das nächſte, nur ¾ Stunden von der Stadt entfernt, heißt die Eremitage, durch Natur und Kunſt zu einer herrlichen Luſtanlage gemacht; doch hat man vieles von den frühern Anlagen verändert und manches iſt verſchwunden, was ſonſt hier Bewunderung erregte. Die eigentliche Eremitage iſt ein Schloß mit 2 Flügeln und 24 Zellen.

Wenn der Markgraf ſie beſuchte, waren alle Perſonen ſeines Hofes als Einſiedler gekleidet und ahmten in manchen Stücken die Lebensart von Einſiedlern nach, und es wurden gewiſſe Ordensregeln beobachtet. Jetzt wird die Eremitage als ein Vergnügungsort des Publikums erhalten. In den vortrefflichen, 84 Morgen umfaſſenden Gartenanlagen, wechſeln die ſchönſten Ausſichten mit merkwürdigen Gebäuden, Waſſerkünſten, Statüen und andern Partien ab. Die durch Druckwerke in einen 180 F. hohen Thurm geleiteten Waſſer ſetzen 3000 veränderte Waſſerwerke in Bewegung. Vorzüglich ſind zu beſehen die Treibhäuſer, das alte Schloß, die Engliſche Kolonnade, die Faſanerie, der Waſſerthurm, das Schloß, die eigentliche Eremitage, der Grottenthurm, die Felſenpforten, der Muſenberg, der Lorbeerplatz, Monplaiſir, das Japaniſche Haus ꝛc. Der Sonnentempel iſt unter allen das Ausgezeichnetſte, und ſoll 94,000 Thlr. gekoſtet haben. Er iſt rund und hat 125 F. im Umfang; 8 ſehr große Glasthüren öffnen den Eingang. Das Dach iſt mit Kupfer gedeckt und das Licht fällt in den Tempel durch oben angebrachte Fenſter. Die Säulen des Tempels ſind mit vielen farbigen, blinkenden Steinchen verziert, welche im Sonnenſchein eine große Wirkung machen. Das Innere iſt mit Marmor, Kryſtall und Gold geſchmückt. Die 8 Korinthiſchen Säulen von Marmor ſollen jede über 1000 Louisd'or gekoſtet haben. Aus der vergoldeten Kuppel herab hängt ein großer Kronleuchter. — Das zweite Luſtſchloß, Phantaſie genannt, liegt 1 Stunde von Baireuth und hat einen anmuthigen Park mit Waſſerwerken, Grotten, Luſthäuſern. — Das dritte Luſtſchloß Sanspareil, am weiteſten von Baireuth, in einer romantiſch ſchönen Gegend, wo die Natur mit Felſen und Grotten der Kunſt ſehr zur Hülfe gekommen iſt, beſitzt gleichfalls viele ſchöne Parkanlagen, iſt aber heut zu Tage ſehr verfallen.

Bamberg, die größte Stadt des Obermainkreiſes und einſt die Hauptſtadt des anſehnlichen Hochſtifts Bamberg, hat 2350 H. und 19,000 E., und liegt in einer reizenden Gegend, an beiden Seiten der anſehnlichen, ſchiffbaren Regnitz, welche ſich hier in 2 Arme theilt und dadurch die Stadt in 3 Haupttheile zerſchneidet. Unter den über dieſen Fluß führenden Brücken zeichnen ſich die Kettenbrücke (Ludwigsbrücke) und die aus einem einzigen Bogen von 215 F. beſtehende neue Brücke aus. Bamberg iſt im Ganzen ſchön gebaut und offen, daher man faſt allenthalben aus den Straßen in das Freie gelangen kann. Im Scherz pflegte man daher ſonſt Bamberg das größte Dorf Deutſchlands zu nennen. Unter ſeinen Gebäuden ſind vorzüglich zu bemerken: 1) das vormalige fürſtbiſchöfliche Reſidenzſchloß, ein weitläuftiges ſchönes Gebäude von 3 Etagen, mit dem ſogenannten Kaiſerſaal, den ſchöne Fresko- und Oelgemälde zieren. Aus den Fenſtern der 3. Etage dieſes Schloſſes ſtürzte am 1. Junius 1815 Berthier, Fürſt von

Neufchatel und Schwiegerſohn des Herzogs Wilhelm von Baiern, vormaliger Franzöſiſcher Marſchall und ausgezeichneter Feldherr, auf die Straße herab, gerade als eine Kolonne Ruſſen nach Frankreich marſchirend, in Bamberg einzog — und war augenblicklich todt. Ob dieſer Sturz abſichtlich geſchah, oder ob er nach den einrückenden Truppen mit dem Perſpektiv ſehend, das Uebergewicht verlor, wird wohl ſtets unentſchieden bleiben. Die Stelle bezeichnet ein kleines Kreuz. — Dem Schloſſe gegenüber ſteht die Domkirche, ein großes, einfaches, in edlem Geſchmacke erbautes Gothiſches Gebäude mit 4 Thürmen verſehen, hat wenig einzelne Theile, welche die Aufmerkſamkeit feſſeln, aber das große und ehrwürdige Ganze erregt Bewunderung. Kaiſer Heinrich II. und ſeine Gemahlin Kunigunde ſind ihre erſten Erbauer; doch brannte ſie 1081 ab, worauf ſie zu Anfange des 12. Jahrhunderts wieder hergeſtellt wurde. Dieſe Kirche enthält einige ſchöne Gemälde und merkwürdige Grabmäler, worunter auch die des Kaiſers Heinrich II. und ſeiner Gemahlin, die beide in Lebensgröße in Marmor ausgehauen im Chore liegen. Der in der Sakraſtei aufbewahrte Kirchenſchatz, wozu auch der vorgebliche heilige Nagel aus dem Kreuze Chriſti gehört, der mit Edelſteinen reich verziert iſt und in einer rothdamaſtenen Hülle aufbewahrt wird, befindet ſich jetzt in München. Die Kirche der ehemaligen Benediktiner-Abtei Michelsberg hat eine hohe, ſehr ſchöne Lage, iſt im Gothiſchen Style erbaut, und verwahrt in einem ſteinernen Sarkophage die irdiſchen Ueberreſte des heiligen Otto, Biſchofs von Bamberg und Bekehrers der heidniſchen Pommern. — Die ſchönſte Kirche Bambergs iſt die vormalige Jeſuitenkirche, jetzt Pfarrkirche zum heilig. Martin, im neurömiſchen Style aufgeführt, ein großes, einfaches Gebäude ohne Säulen, mit einer künſtlichen, ſchön in Alfresko gemalten Kuppel. — Auch verdient Erwähnung das von dem Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Erthal, einem vortrefflichen Regenten, 1787 angelegte Krankenſpital mit einer vorzüglichen Einrichtung und der Inſchrift über dem Eingange: „Der Nächſten-Liebe gewidmet, d. i. Krankenſpital für leidende Menſchen.“ Es iſt ein anſehnliches, maſſives Gebäude und hat eine hohe, ungemein reizende Lage, wo ringsumher ſich ſchöne Ausſichten darbieten. Die Stadt mit ihren vielen Gärten dehnt ſich gegen S. aus; im N. W. erblickt man den Zuſammenfluß der Regnitz mit dem Main, gegen N. erhebt ſich der Michelsberg mit ſeinen weitläuftigen Gebäuden, amphitheatraliſchen Gärten und Terraſſen; und gegen O. breitet ſich ein großer Garten aus, der den Geneſenden zum Spazierengehen dient. Mit dieſem Krankenhauſe iſt jetzt auch eine Hebammen-, chirurgiſche-, anatomiſche- und kliniſche Schule verbunden. — Bamberg dehnt ſich auf der einen Seite bis zu dem Berge aus, auf welchem die Altenburg, eine alte zum Theil noch erhaltene Burg liegt, jetzt zu einem Vergnügungsort dienend,

mit ſchönen Engliſchen Anlagen und einer vortrefflichen Ausſicht, vorzüglich von dem mittlern runden Wartthurm. Auch der nahe Thereſien- und Luiſenhain, eine Anlage in Engliſchem Geſchmacke, und das liebliche, an der Regnitz belegene Dorf Buch, wohin der Weg durch die obgedachten Haine führt, ſind ſtark beſuchte Vergnügungsorte der Bamberger.

Keine Gegend Baierns, vielleicht ganz Deutſchlands, bietet in einem ſo kleinen Umkreiſe ſo viele Naturmerkwürdigkeiten dar, als die des kleinen, an der Wieſent gelegenen Marktfleckens Muggendorf, wo man beinahe 30 Höhlen zählt, in welchen die ſchönſten Stalaktiten und merkwürdigſten foſſilen Knochen vorkommen. Dieſe Muggendorfer Gebirgsgegend, worin dieſe Höhlen ſich befinden, macht einen Theil des Kalkgebirgszugs aus, den wir oben als eine nordöſtliche Fortſetzung der Alp bezeichnet haben, und der von neuern Geographen Fränkiſcher Jura genannt wird. Der breite Rücken dieſes Muggendörfer Gebirgslandes bildet eine Ebene, aus welcher einzelne Hügel und mehr oder minder bedeutende Felſenmaſſen ſich erheben; tiefe und enge Thäler, deren Wände mit hohen, ſteilen, in die mannigfaltigſten Geſtalten zerklüfteten Felſen gekrönt ſind, durchſchneiden dieſe Gebirgsebene nach verſchiedenen Richtungen; ſie ſind im N. und N.O. nur untiefe und enge Felſenſchluchten, nehmen aber nach S. und S.W. an Breite und Tiefe zu und vereinigen ſich in das ½ Stunde breite Ebermanſtädter Thal. Die Wieſent und die in dieſelbe ſich ergießenden Flüßchen Leinleiter, Auffees und Puttlach durchfließen dieſe Thäler. Zu dieſen Muggendorfer Höhlen gehören unter andern: die Brunnenſteiner Höhle, ½ Stunde von Muggendorf, aus welcher ein ſchönes, friſches Waſſer hervorquillt, das an manchen Stellen 3 F. tief iſt; die Esperhöhle (von Goldfuß entdeckt), an deren Ende man durch ein 12 F. hohes Thor in das Freie hinausblickt, wo ſich eine Oeffnung befindet, die in eine Tiefe von etwa 160 F. führt; die Förſtershöhle, ¼ Stunde von Weiſchenfeld und 2 Stunden von Muggendorf, welche jetzt ohne alle Gefahr und mit Bequemlichkeit beſucht werden kann und eine der merkwürdigſten Höhlen iſt, mit herrlichen Stalaktiten, vielen Seitengängen, foſſilen Knochen und Gruppen von ſchneeweißen Tropfſteinbildungen, welche die Form großer Kokosnüſſe haben; die Gailenreuther Zoolithenhöhle, 1 Stunde von Muggendorf, für den Naturforſcher die merkwürdigſte Höhle, ſowohl wegen der Tropfſteingebilde von den ſonderbarſten Formen, worunter man die ſogenannte Gothiſche Kapelle beſonders bewundert, als vorzüglich wegen der Menge von Knochen zahlloſer ungeheurer Thiere, wovon viele an die Naturalienſammlungen Europas verſendet worden ſind; die Kapphöhle, etwa 1 Stunde von Muggendorf, mit den herrlichſten Tropfſteingebilden, doch muß man, um in dieſe Höhle zu gelangen, ſich mittelſt eines Seiles 3 tiefe Schluchten hinunterlaſſen;

57 *

die Kochshöhle, auch wegen ihrer außerordentlichen Merkwürdigkeit von ihrem Entdecker Koch Höhlenkönigin genannt, erſt 1833 entdeckt und aus 4 Hauptabtheilungen beſtehend: in der erſten, die gleichſam den Vorhof zum ſchönen Heiligthum bildet, ſieht man unter andern ein ganz von Tropfſteinen gebildetes Orcheſter, worauf 50 Muſiker bequem Raum haben würden; die 2. Hauptabtheilung iſt die merkwürdigſte, und über dieſelbe ſcheint die Natur ein ganzes Füllhorn von Schönheit ausgegoſſen zu haben; denn ihre Wände ſind blendend weiß, wie vom reinſten Alabaſter überzogen; in der Mitte von der Decke herab haben ſich Vorhänge von Tropfſtein gebildet, von welchen die Ränder geſäumt zu ſeyn ſcheinen. Waſſerfälle von 30—36 F. ſtürzen auf der rechten Seite herab; auf dem Boden liegen unzählbare, kegelförmige, ſchwarzgraue Tropfſteine und ganz verſteinerte Thiere z. B. Eisbären und Elenthiere, auch Knochen von andern Thieren der Urwelt, von Raubthieren und Grasfreſſern, in der dritten Hauptabtheilung ſchießt das Waſſer gleich Bächen von den glänzenden Wänden und auf dem Boden bilden ſich mehrere Baſſins von Tropfſteinen von der verſchiedenſten Form; die Roſenmüllershöhle ½ Stunde von Muggendorf, welche am meiſten beſucht wird und am leichteſten zu beſuchen iſt und ſehr ſchöne Tropfſteingebilde enthält. Vermittelſt einer Leiter von 38 Sproſſen gelangt man in die Tiefe derſelben; von da führt eine Anhöhe von 100 Schritten, der Parnaß genannt, zum Ende der Höhle. Iſt man oben angelangt, ſo wird man eben ſo überraſcht, als beim erſten Anblick von unten hinauf. Sie iſt durchaus mit ſtalaktitiſchem Waſſer und Tropfſtein überdeckt, welcher die verſchiedenartigſten Formen bildet. Am Ende des Parnaſſes führen noch mehrere Oeffnungen in dieſen Berg, die alle mit Tropfſteinen angefüllt ſind. Unter ihnen zeichnen ſich die Wachskammer und das Allerheiligſte aus. Jene wird wegen ihrer wachsgelben Stalaktiten ſo genannt; der Schöne Stein gleichfalls eine der merkwürdigſten Höhlen des Muggendorfer Gebirges, beſonders für den Naturforſcher, ½ Stunde von Streitberg entfernt, worin ſich außer vielen andern Tropfſteinbildungen, verſchiedene Tropfſteinſäulen von ungeheurer Dicke finden; das große Teufelsloch bei Pottenſtein, eine der größten Höhlen in der ganzen Gegend, deren Eingang höchſt überraſchend iſt, indem ein 45 F. hohes und 69 F. breites Felſenthor ihn öffnet ꝛc.

Würzburg, die vormalige Hauptſtadt des anſehnlichen, gleichnamigen Hochſtifts und jetzt die Hauptſtadt des Untermainkreiſes, zählt in ihren 1930 H. (ohne Univerſität und Militair) faſt 23,000 E. und liegt in einem angenehmen, fruchtbaren Thale, auf allen Seiten mit vorzüglichen Weinbergen ſo eingeſchloſſen, daß man ſie von den meiſten Seiten her, nur in einer geringen Entfernung erblickt, aber dann wird man deſto mehr durch den

plötzlichen Anblick der vielen majeſtätiſchen Thürme und der mannigfaltigen großen Gebäude überraſcht. Die Stadt breitet ſich an dem ſie durchſtrömenden Main aus, indem der weit größere Theil am rechten, der kleinere am linken Ufer dieſes Stromes liegt. Beide Theile ſind durch eine 540 F. lange, auf acht ſteinernen, 52 F. breiten und 27 F. hohen Bogen ruhende Brücke verbunden. Das Waſſer unter dem zweiten Bogen treibt die große, vortrefflich eingerichtete, ſehenswerthe Mainmühle, welche 12 Gänge hat. In den 12 Niſchen der Brücke ſtehen 12 koloſſale, aus Sandſtein gearbeitete Statüen von Heiligen. Wegen des mannigfaltigen Menſchengewühls und der herrlichen Ausſicht, die man hier genießt, gehört dieſe Brücke zu den intereſſanteſten Plätzen der Stadt. Etwas links von der Brücke, auf dem linken Mainufer erblickt man die auf einem 400 F. hohen Berge thronende Feſtung oder Citadelle, Marienberg genannt, bis 1720 die Reſidenz der Biſchöfe, die mit ihren vielen und anſehnlichen Gebäuden, ſtarken Feſtungswerken und ihren alten feſten Thürmen der Stadt ſowohl als der ganzen Gegend ein imponirendes Anſehn giebt; allen Raum, den die Feſtungswerke übrig laſſen, hat man auf 2 Seiten des Berges mit Weinſtöcken bepflanzt, die den köſtlichen und berühmten Leiſtenwein erzeugen, einer der edelſten Weine Deutſchlands, den viele dem Steinwein noch weit vorziehen.

Wiewohl Würzburg nicht regelmäßig gebaut iſt und viele krumme, enge Straßen hat, ſo fehlt es doch auch nicht an anſehnlichen Straßen, welche mit vielen großen und ſich auszeichnenden Gebäuden geziert ſind. Von der großen Zahl derſelben mögen nur folgende eine Erwähnung finden: 1) Die Reſidenz, das vormalige fürſtbiſchöfliche Reſidenzſchloß und in den neueſten Zeiten von dem Kronprinzen von Baiern bewohnt, 1720—1740 mit vielem Geſchmack erbaut, ein Schloß, das in Hinſicht ſeiner Regelmäßigkeit, Pracht, Schönheit und Größe vielleicht keinem andern in Deutſchland nachſteht, 270 F. lang und 60 F. hoch, aus 4 Stockwerken beſtehend, mit 284 Sälen und Zimmern, worunter ſich der ſogenannte Marmor- oder Kaiſerſaal durch Größe, Pracht und Symmetrie, beſonders aber durch ein herrliches und meiſterhaftes Deckengemälde auszeichnet. Durch den an der Fronte angebrachten Hof kommt man an die berühmte Haupttreppe des Schloſſes, deren Vorplatz ſo groß iſt, daß man mit 6—8 Pferden gemächlich darauf wenden kann und an deſſen Decke ein Echo hervorgebracht wird, welches alle Schritte und Laute in einem ſchmetternden Wirbel vielfach wiedertönen läßt. Die Treppe ſelbſt iſt eine der ſchönſten und größten. Unter Säulen und mit marmornen Statüen und Vaſen beſetzten Steingeländern läuft ſie auf 2 Seiten zugleich majeſtätiſch in die Höhe; in der Mitte ſchwebt ein ſehr großer Kronleuchter und an der Decke iſt ein ſehr ſchönes Gemälde. An der S. und Oſtſeite wird das Schloß von dem ſchönen Hofgarten

umgeben; an der Weſtſeite iſt der große Hof- oder Reſidenzplatz, der mit der angränzenden Promenade der größte und angenehmſte öffentliche Platz Würzburgs iſt, und an den rechts und links ſich zwei anſehnliche Gebäude anſchließen, an welche ſich eine Kolonnade anreihet, die ſich auf beiden Seiten in einer hohen runden Säule mit einem vergoldeten Globus endigt, unter welchem ſich ein, vermittelſt einer Wendeltreppe von Innen zugänglicher Altan herumzieht. 2) Das mit fürſtlicher Pracht aufgeführte Julius hoſpital, welches der Fremde eher für eine fürſtliche Reſidenz, als für eine Wohnung der leidenden Menſchheit anſehen würde, wenn ihn nicht die Aufſchrift über dem Haupteingange des Gebäudes „das Juliusſpital für Arme, Preßhafte und Kranke" die eigentliche Beſtimmung deſſelben verkündete. In einer breiten Straße pranget dieſes Gebäude, das aus zwei 300 Schritte langen Hauptflügeln beſteht, die durch Nebengebäude zu einem Viereck verbunden werden. In dieſem Inſtitute, das durch ſeine innere vortreffliche Einrichtung zu den erſten Krankenanſtalten Deutſchlands gehört, befinden ſich an 500 Menſchen, indem daſſelbe nicht allein zu einem allgemeinen Krankenhauſe dient, ſondern auch eine Anſtalt für die Wahnſinnigen, ein Inſtitut für kranke Handwerksgeſellen und Dienſtboten, eine Entbindungsanſtalt, ein Inſtitut für Epileptiſche, eine chirurgiſche und mediciniſche Klinik, eine Anatomie und ein botaniſcher Garten damit verbunden ſind; auch enthält das Gebäude eine geſchmackvolle Kirche. 3) Die Domkirche, ein großes Gebäude mit 4 Thürmen, vielen ſchönen Gemälden und Monumenten und der Schönbornſchen Todtenkapelle. 4) Die nahe dabei ſtehende Neumünſterkirche, die ſich vorzüglich durch eine ſehr ſchöne, mit verſchiedenen Statüen von Heiligen gezierte Façade und eine große Kuppel auszeichnet, und in deren unterirdiſchen Gruft die Gebeine des frommen Biſchofs, Märtyrers und erſten Bekehrers der Franken, des heiligen Kilian*), aufbewahrt werden. 5) Die ſchöne St. Michaels- oder ehemalige Jeſuiten- und jetzige Seminarskirche, im neurömiſchen Style aufgeführt und ſowohl im Innern als Aeußern durch geſchmackvolle Einfachheit ausgezeichnet. 6) Die prächtige Pfarrkirche zum heiligen Johannes im Haug, in Hinſicht der Bauart der Peterskirche zu Rom ähnlich, mit einer majeſtätiſchen Kuppel, einem großen Portale und 2 hohen Thürmen. 7) Die Univerſitätskirche, jetzt geſchloſſen, deren Inneres ſich durch ihren einfachen Styl, Größe und ſchönen Pfeiler empfiehlt und deren majeſtätiſch ſich erhebender ſchöner Thurm zur Sternwarte dienet.

*) Er war ein Schotte, welcher in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts ſein Vaterland mit einigen Gefährten verließ, um in Franken das Evangelium zu predigen und zu Würzburg 689 ermordet wurde.

8) Die Liebfrauenkirche, gewöhnlich Marienkapelle genannt, nach Gothiſchem Style, mit einer in Erſtaunen ſetzenden Leichtigkeit erbaut und mit einem zierlichen Thurme, der auf ſeiner Spitze ein kupfernes, ſehr reich vergoldetes, 11 F. hohes Marienbild trägt, das mit der Kugel, worauf es ſteht, 18½ F. mißt.

Von den ſchönen Umgebungen Würzburgs führen wir nur an: den Nikolaiberg, von deſſen Fuße bis zur Höhe kleine Kapellen mit den Stationen des Leidens Chriſti angebracht ſind, vor deren jeder die Wallfahrer betend niederknien und ihr Andacht verrichten. Oben ſteht eine ſchöne Kirche, gewöhnlich das Käppele genannt, die das ganze Jahr hindurch, beſonders im Frühjahre und Sommer, ſowohl von den Einwohnern Würzburgs als von den wallfahrenden Landleuten aus der Nähe und Ferne ſehr häufig beſucht wird. Man genießt hier eine herrliche Ausſicht — und Veitshöchheim, ein großes Dorf, ¾ Stunden von Würzburg, am rechten Mainufer, mit einem prächtigen königl. Garten nebſt Luſtſchloſſe, worin man reizende Partien, Statüen, Waſſerkünſte, einen See ꝛc. antrifft. Auf dem Wege von Würzburg nach Veitshöchheim erſtreckt ſich der Steinberg, bekannt durch den daſelbſt wachſenden vortrefflichen Steinwein. Veitshöchheim wird im Sommer von den Würzburgern ſtark als Vergnügungsort beſucht. Auch die Himmelspforte, ein ehemaliges Frauenkloſter und die Moſchee gehören zu den beſuchteſten Vergnügungsorten der Würzburger.

Der Preußiſche Staat.

Das eigentliche Stammland, gleichſam die Wiege des Preußiſchen Staates, iſt die Mark Brandenburg, welche die verſchiedenen Ländertheile des Staates um ſich vereinigte. Das Herzogthum Preußen gab dann dem Ganzen mit dem Namen politiſche Unabhängigkeit und Würde. Seit Heinrich I., König der Deutſchen die an der Elbe wohnenden Slaven beſiegt hatte, ſetzte er 931 in der ſogenannten Nordmark oder Nordſachſen (damals ein Theil des Herzogthums Sachſen) Markgrafen ein, um dieſen Strom gegen die angränzenden Slaven zu bewachen. Ihr Amt und damit auch der Beſitz des Landes wurde erblich, als Albrecht der Bär, Graf von Askanien oder Aſchersleben, und Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes Anhalt (ſ. S. 726) zum Lohn ſeiner Kriegesdienſte gegen die Wenden vom Kaiſer Lothar im J. 1133 mit der Nordmark (nachher Altmark genannt) belehnt ward. Nachdem Albrecht die auf der rechten Elbſeite gelegene Wendiſche Feſtung Brennebor, Brannibor (Brandenburg) erobert und der Herrſchaft der Wenden oder eigentlich Wilzen in dieſen Gegenden ein Ende gemacht hatte: ſo nannte er ſich ſeit 1144, oder nach Andern erſt 1157, Markgraf von Brandenburg. Er und ſeine Nachfolger unterwarfen dem Deutſchen Reiche die Wenden an der Havel, Ucker und Oder, wodurch ſie mit der Altmark rings um das feſte Brandenburg die Priegnitz, Ucker-, Mittel- und Neumark verknüpften. Von dieſem Albrecht ſtammen alſo die Markgrafen von Brandenburg aus dem Askaniſchen oder Anhaltiſchen Hauſe, die bis 1320 regiert haben und mit Johann dem Jüngern ausſtarben. Hierauf belehnte 1322 Kaiſer Ludwig der Baier mit der Mark Brandenburg ſeinen Sohn. Unter vielen Kämpfen mit den Nachbarn und innern Unruhen regierte das Baieriſche Haus in Brandenburg bis zum J. 1373. Da kaufte Kaiſer Karl IV. aus dem Luxemburgiſchen Hauſe das Land, von welchem ſchon früher die dazu gehörigen Nieder- und Oberlauſitz zu Böhmen, das damals Regenten aus dem Luxemburgiſchen Hauſe hatte, gekommen waren, von Otto dem Faulen, Kurfürſten und Markgrafen von Brandenburg ab. Unter der Regierung des Luxemburgiſchen Hauſes in Brandenburg wurde von Siegmund, nachherigem Kaiſer, die Neumark im J. 1402 an die Deutſchen Ritter wiederkäuflich veräußert. Auch hatte derſelbe ſeit 1412 nach und nach von dem damaligen Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern ſo bedeutende Geldſummen erhalten, daß er, um dieſe Schuld zu tilgen, 1415 dem Burggraf die Mark Brandenburg zugleich mit der Kur- und Erzkämmerwürde als erbliches Eigenthum übergab, und zwei Jahre ſpäter ihn förmlich damit belehnte.

So ward nun Friedrich VI. aus dem Hauſe Hohenzollern (der Reihenfolge nach der 10te Burggraf von Nürnberg und zugleich Beſitzer der Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth), der ſich jetzt als Kurfürſt von Brandenburg Friedrich I. nannte, der Stammvater der jetzigen Könige von Preußen, die mithin aus dem Hauſe Hohenzollern (ſ. oben die Geſchichte von Hohenzollern) entſproſſen ſind, und legte auf dieſe Weiſe den Grund zur künftigen Größe ſeines Hauſes. Durch dieſen erſten Fürſten aus dem Hohenzollernſchen Hauſe erhielt das zerrüttete Brandenburg Ruhe, Ordnung, Feſtigkeit und edlere Sitten aus dem kunſtreichen Nürnberg und dem gebildeten Frankenlande, und mit ihm beginnt die eigentliche Geſchichte des Brandenburgiſchen Staates. Er fügte Brandenburg die durch die Herzoge von Mecklenburg und Pommern entriſſenen Landestheile wieder hinzu, und hatte ſeinen Sohn Friedrich II., mit dem Beinamen der Eiſerne (1440—1471) zum Nachfolger. Dieſer trat zwar ſein Stammland in Franken (Ansbach und Baireuth) an ſeine Brüder ab, vermehrte aber ſeine Beſitzungen durch die Herrſchaften Kottbus, Peitz, Storkow und Beeskow, durch die Neumark, welche er von dem Deutſchen Orden wieder einlöſete, und durch die Lehns- und Landesherrlichkeit über die Grafſchaft Wernigerode. Sein Bruder und Nachfolger Albert Achilles (1471 — 1486) brachte durch die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzog von Glogau das urſprünglich Schleſiſche Fürſtenthum Kroſſen mit Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an ſein Haus. Unter ſeinem Sohne Johann I., wegen ſeiner Beredtſamkeit Cicero genannt und ein Freund der Wiſſenſchaften (1486 — 1499), und unter deſſen Sohne Joachim Neſtor (1499 — 1535) verbreitete in Brandenburg ſich eine größere wiſſenſchaftliche Bildung; letzterer ſtiftete auch 1506 die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, erwarb die Grafſchaft Ruppin als ein heimgefallenes Lehn und ſchloß mit Pommern einen Erbvertrag, der ihm die Erbfolge ſicherte. In der Reformationsgeſchichte ſteht aber ſein Name unter den Verfolgern der proteſtantiſchen Lehre oben an, und auf dem Reichstage zu Worms 1520 ſuchte er vergebens Luther zum Widerruf zu bewegen. Dennoch breitete ſich die Reformation gegen das Ende ſeines Lebens immer weiter in Brandenburg aus, und ſelbſt ſeine Gemahlin bekannte ſich öffentlich zu der neuen Lehre. Hingegen ſein Sohn und Nachfolger Joachim II. (1535 — 1571) nahm 1539 die proteſtantiſche Lehre an und führte die Reformation in ſeinem Lande völlig ein. Wichtig für die zukünftige Vergrößerung des Staates war es, daß er 1569 die Mitbelehnung auf das Herzogthum Preußen (Oſtpreußen) im Falle des Ausſterbens der Herzoge dieſes Landes, erlangte. Dieſe Herzoge waren in Preußen an die Stelle der Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, deſſen Herrſchaft das Land faſt 300 Jahre lang unterworfen geweſen war, als weltliche Fürſten

getreten, und beſaßen es als ein Polniſches Lehn. Joachims Nachfolger, Johann Georg (1571 — 1598) erhielt 1589 dieſe Mitbelehnung auf das Herzogthum Preußen erneuert, und ſein Sohn Joachim Friedrich (1598 — 1608) führte in dem Brandenburgiſchen Hauſe das Recht der Erſtgeburt und die Untheilbarkeit der Länder deſſelben und aller künftigen Erwerbungen ein. Unter des letztern Sohne und Nachfolger Johann Siegmund (1608 — 1619) erhielt der Länderbeſtand eine ſehr bedeutende Vergrößerung, indem er nicht nur 1609 aus der bekannten Jülich-Kleveſchen Erbſchaft, auf die er durch ſeine Gemahlin, Tochter der älteſten Schweſter des letzten Herzogs von Jülich, Kleve und Berg Anſprüche hatte, das Herzogthum Berg nebſt den Grafſchaften Mark und Ravensberg, ſondern auch 1618 unter Polniſcher Belehnung das Herzogthum Preußen bekam, da ſein Schwiegervater, der blödſinnige Herzog Friedrich von Preußen, deſſen Tochter Anna Gemahlin Siegmunds war, in dem erwähnten Jahre ohne männliche Erben ſtarb. Dieſem Johann Siegmund, der in ſeinen ſpätern Jahren die reformirte Religion annahm, folgte deſſen Sohn Georg Wilhelm (1619 — 1640), welcher in der verhängnißvollen Epoche des 30jährigen Krieges regierte, und deſſen Regierung ſehr unglücklich war. Immer ſchwankend, zu welcher Parthei er ſich ſchlagen ſollte, bald an den Kaiſer und die katholiſchen Fürſten, bald an Schweden ſich anſchließend, ſah dieſer Fürſt ſeine Länder von Feinden und Freunden gebrandſchatzt, ausgeſogen und verheert, und als der letzte Herzog von Pommern, Bogislaus XIV. 1637 ſtarb, und Brandenburg in die ihm früher verliehenen Rechte der Erbfolge treten ſollte, ſo hatten die Schweden Pommern beſetzt, und Georg Wilhelm war außer Stande, ſeine Rechte mit den Waffen geltend zu machen. Seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt genannt (1640—1688), war es vorbehalten, durch eine lange, und weiſe Regierung ſowohl Ordnung, Ruhe und Wohlſtand in den äußerſt verheerten und entvölkerten Brandenburg-Preußiſchen Staaten wieder herzuſtellen, als auch die Macht und Größe des Brandenburgiſchen Hauſes zu gründen. Im Weſtphäliſchen Frieden 1648 erhielt er Hinterpommern, und zur Entſchädigung für Vorpommern, das die Schweden immer noch behaupteten, die Hochſtifter Halberſtadt, Minden und Kammin als weltliche Fürſtenthümer und die Verſicherung, zum Beſitz des Erzſtifts Magdeburg, nach Abſterben des Adminiſtrators, Auguſt von Sachſen (mit Ausnahme der 4 an Sachſen gekommenen Aemter Querfurt, Jüterbock, Dahme und Burg), zu gelangen, welcher Fall 1680 eintrat. Auch bekam er einen Theil der Grafſchaft Hohenſtein (die Herrſchaften Lohra und Klettenberg) und 1687 das Magdeburgiſche Amt Burg, welches er von Sachſen erkaufte. Durch den Welauer Vertrag mit Polen 1657 erwarb er ſich die Souveränität über das Herzogthum

Preußen, indem Polen auf die bisherige Lehnsherrlichkeit über Preußen Verzicht leiſtete; ſpäterhin fielen ihm noch die Herrſchaften Lauenburg und Bütow als Polniſche Lehen anheim. Dieſer Fürſt, im Krieg und Frieden, ohne allen Vergleich der größte Regent ſeiner Zeit, ſchlug an der Spitze des von ihm zuerſt errichteten ſtehenden Heeres 1672 — 1674 die Franzoſen am Rhein und 1675 bei Fehrbellin die Schweden, und machte ſich um die Wohlfahrt ſeines Landes höchſt verdient, indem er Ackerbau, Fabriken und Handel beförderte, die Künſte und Wiſſenſchaften beſchützte, Berlin verſchönerte, 1655 die Univerſität zu Duisburg gründete, den durch den Krieg zerrütteten Städten wieder aufhalf, neue Dörfer anlegte und das Land durch die Aufnahme von 20,000 betriebſamen Franzöſiſchen Reformirten (Hugenotten), welche der Religionsbedrückung wegen ihr Vaterland verlaſſen hatten, und mit andern Ankömmlingen aus Deutſchland und den Niederlanden bevölkerte. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. (1688 — 1713), ſetzte ſich am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß ſeitdem Friedrich I., König von Preußen. Er beſaß nicht den Geiſt ſeines Vaters, hielt ſehr auf äußern Glanz und hing an Kleinigkeiten, vergrößerte aber doch den Staat durch die Schutzvoigtei über Stadt und Stift Quedlinburg, welche er erkaufte, durch die Grafſchaften Lingen und Mörs (letztere ſpäter zum Fürſtenthum erhoben) und durch das Fürſtenthum Neufchatel, welche Erwerbungen aus der Naſſau-Oraniſchen Erbſchaft herrührten, und durch die Grafſchaft Tecklenburg, welche er käuflich erhielt. Wichtig in Hinſicht auf das Aufblühen der norddeutſchen Kultur unter Preußens Schutz wurde die von ihm 1694 geſtiftete Univerſität Halle. Dieſem erſten Könige von Preußen folgte ſein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1713 — 1740), welcher ſogleich den von ſeinem Vater eingeführten Luxus beſchränkte und die größte Sparſamkeit und Ordnung in den Staatshaushalt brachte. Während ſeiner Regierung gewann der Staat auch an Umfang, denn er erwarb im Utrechter Friedensſchluſſe den größten Theil des Herzogthums Geldern (Obergeldern) und 1720 durch den Stockholmer Frieden von Schweden den zwiſchen der Peene und Oder gelegenen Theil Vorpommerns nebſt den Inſeln Uſedom und Wollin; auch bereicherte er ſeinen Staat, durch die Aufnahme der vertriebenen evangeliſchen Salzburger, mit 18,000 fleißigen und geſchickten Anbauern, und hinterließ einen wohl verſehenen Staatsſchatz und ein vortrefflich geübtes Heer von 70,000 Mann als die Grundpfeiler, worauf ſein Sohn und Nachfolger, Friedrich II., mit Recht der Große genannt (1740 — 1786), das Gebäude der Preußiſchen Größe fortſetzte und vollendete.

Friedrich II., der größte Monarch ſeiner Zeit, machte 1740 die Preußiſchen Anſprüche auf die 4 Schleſiſchen Fürſten-

thümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau mit den Waffen in der Hand gegen Maria Thereſia geltend, eroberte ganz Schleſien und behielt im Breslauer Frieden 1742 den größten Theil deſſelben (bis zur Oppa) nebſt der Grafſchaft Glatz, und vergrößerte durch dieſe wichtige Provinz ſeinen Staat außerordentlich. Im Jahre 1744 fiel auch das Fürſtenthum Oſtfriesland bei dem Erlöſchen des Regentenſtammes, an Preußen; und der Dresdener Frieden 1745, welcher den zweiten Schleſiſchen Krieg endigte, beſtätigte die Abtretung Schleſiens bis zur Oppa. Auch in dem Kriege 1756 — 1763, in welchem er mit einem ſtreitgeübten Heere von 150,000 Mann ſieben blutige Jahre hindurch gegen die 3 größten Landmächte Europas (Oeſterreich, Rußland und Frankreich), gegen faſt ganz Deutſchland und Schweden, nur von England, Hannover, Kurheſſen und Braunſchweig unterſtützt, tapfer und muthig kämpfte, wußte er durch eine Reihe von Siegen ſeinen Staat, deſſen Vertheilung von ſeinen Feinden beſchloſſen war, glücklich zu retten, ſo daß er in dem Hubertsburger Frieden, welcher 1763 dieſem ſogenannten 7jährigen Kriege ein Ende machte, nicht das Geringſte von ſeinen Beſitzungen verlor. Die Wunden, die dieſer lange Krieg ſeinem Lande geſchlagen hatte, wußte er ſchnell zu heilen; zerſtörte Städte und Dörfer wurden wieder aufgebaut, die Unterthanen auf alle Art unterſtützt, verarmte Gegenden durch ſeine Freigebigkeit wieder zum Wohlſtand empor gehoben und verödete mit fremden Einwanderern beſetzt; denn die von ihm in der Staatshaushaltung eingeführte Sparſamkeit und ſtrenge Ordnung ließ es ihm an Geldmitteln hierzu nicht fehlen. Doch nicht bloß nach innen ſondern auch nach außen war ſeine ganze Aufmerkſamkeit gerichtet, um ſeinem Staate eine feſte Haltung zu geben. Er nahm einen entſcheidenden Antheil an den wichtigern allgemeinen Angelegenheiten und bemühte ſich das politiſche Gleichgewicht in Europa zu erhalten. Bei der erſten Theilung Polens 1772 bekam er Weſtpreußen (mit Ausnahme von Danzig und Thorn) nebſt dem Netzdiſtrikte, wodurch er den Zuſammenhang der Oſtſeeküſten ſeines Staates erhielt. 1778 trat er, mit den Waffen in der Hand als Schiedsrichter für die Erhaltung des Beſitzſtandes in Deutſchland gegen Oeſterreich auf, welchen kurzen, thatenloſen Krieg der Teſchener Frieden 1779 endigte. Die letzte Landerwerbung Friedrichs im J. 1780 beſtand in $\frac{2}{3}$ der Grafſchaft Mannsfeld. Dieſer bewunderte Monarch ſtarb 1786 und hinterließ ſeinem Neffen und Nachfolger Friedrich Wilhelm ein Reich von 3400 Q. M. mit nahe an $5\frac{1}{2}$ Millionen Menſchen, einen gefüllten Staatsſchatz und ein über 200,000 Mann ſtarkes Heer, das zu den erſten und geübteſten Europas gehörte.

Friedrich Wilhelm II. (1786 — 1797) befolgte Anfangs das Syſtem ſeines großen Vorgängers in Erhaltung des po-

litiſchen Gleichgewichts unter den Staaten Europas, und trat öfters in auswärtigen Angelegenheiten als Schiedsrichter und Vermittler auf. So ſtellte er z. B. 1787 durch eine bis Amſterdam vordringende Armee die alte Ordnung der Dinge in Holland wieder her, indem er den vertriebenen Erbſtatthalter wieder einſetzte; zwang 1789 das mit Rußland verbündete Dänemark von ſeinem Angriffe gegen Schweden abzuſtehen und verbürgte 1790 durch die Reichenbacher Konvention der Türkei alle ihre von Rußland und Oeſterreich bedrohten Beſitzungen. Eine nicht unbedeutende Vergrößerung des Preußiſchen Staates waren 1791 die von dem letzten kinderloſen Markgraf Chriſtian Friedrich Alexander freiwillig abgetretenen Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth. Die in Frankreich ausgebrochene Revolution veranlaßte den König 1792 zu einem Bündniſſe mit Oeſterreich gegen Frankreich. Während ſeines Krieges gegen Frankreich, erhielt er bei der zweiten Theilung Polens 1793 die Städte Danzig und Thorn und einen etwa 1100 Q. M. großen Landſtrich dieſes Königreichs, und bei der letzten Theilung 1795 abermals an 1000 Q. M., aus welchen Polniſchen Ländern die Provinzen Südpreußen, Neuoſtpreußen und Neuſchleſien gebildet wurden. In demſelben Jahre ſchloß auch der König zu Baſel mit Frankreich Frieden, und ſtarb 1797. Bei ſeinem Tode war zwar der Preußiſche Staat zu einer Größe von 5500 Q. M. und mit 9 Millionen Menſchen angewachſen, allein in ſeinem Innern war ſeit dem Regierungsantritte dieſes Königs eine große Veränderung vorgegangen. Die moraliſche Kraft, welche im Preußiſchen Volke Friedrich II. durch die Anhänglichkeit an ſeine Perſon und durch die Bewunderung ſeiner Feldherrn und Regententalente erregt und erweckt hatte, war verſchwunden, der Staatsſchatz geleert und den freien Fortſchritten des Geiſtes läſtige Feſſeln angelegt worden. **Friedrich Wilhelm III.**, der noch gegenwärtig regierende König beſtieg nun den Thron, und zwar in einem ſehr kritiſchen Zeitpunkte und unter den größten Erwartungen. Mit ihm erſchien wieder die alte Sparſamkeit im Staatshaushalte, die Friedrich Wilhelms I. und Friedrich II. Regierung ausgezeichnet hatte; die väterlichen Schulden wurden bezahlt, in die ganze Staatsverwaltung ein feſter ruhiger Gang gebracht und der Anfang zur Sammlung eines neuen Schatzes gemacht. Getreu einem friedlichen Syſteme, was er für das Beſte des Staates hielt, blieb er in dem Kriege gegen Frankreich völlig neutral und erwarb dafür, gegen Abtretung des auf dem linken Rheinufers gelegenen Theils von Kleve und der Fürſtenthümer Geldern und Mörs, durch den Reichsdeputationsſchluß 1802 und 1803 das Eichsfeld nebſt dem Mainziſchen Antheile an Treffurt und Dorla, das Gebiet von Erfurt nebſt Blankenhain und Untergleichen, Hildesheim nebſt Goslar, Paderborn, die Abteien Herforden, Quedlinburg, worüber Preußen ſchon die Schutz- und Landeshoheit hat-

te, Elten, Eſſen und Werden, die Reichsſtädte Mühlhauſen und Nordhauſen und einen großen Theil von dem Hochſtifte Münſter. Auch im dritten Kriege Oeſterreichs und Rußlands gegen Frankreich 1805 blieb der König ſeinem angenommenen Neutralitätsſyſteme getreu, und überließ im Presburger Frieden an Frankreich das dieſſeits des Rheins gelegene Clevische, ferner Ansbach und Neufchatel (in der Schweiz), wogegen ihm Hannover von Frankreich gegeben wurde; doch dieſe Erwerbung wurde Preußen höchſt verderblich, denn es ſah ſich dadurch in einen Krieg verwickelt, der nicht allein ſeinem Handel einen großen Verluſt verurſachte, ſondern auch es in ſolche Verhältniſſe brachte, die es an den Rand des Verderbens führten und von ſeiner Größe herabſtürzten; denn da die Anmaßungen Napoleons immer größer wurden, der von dieſem geſchaffene Herzog von Berg auf einige Landſtriche Preußens in Weſtphalen Anſprüche machte, Hannover von Napoleon Großbritannien zum Opfer der Ausſöhnung angeboten, und ohne Preußens Einwilligung der Rheinbund geſtiftet wurde: ſo begann 1806 der König allein, bloß von Sachſen unterſtützt, den Krieg gegen die ungeheure Macht Frankreichs. Der 14. Oktober, an dem die bekannten Schlachten von Jena und Auerſtädt geliefert wurden, war der verhängnißvolle Tag, an den ſich Preußens Unglück reihete, ſo daß im Tilſiter Frieden 1807 der König die Hälfte ſeiner Monarchie verlor und nur die Kurmark, Uckermark, Neumark, Priegnitz, den Theil von Magdeburg an der Oſtſeite der Elbe, Pommern, Schleſien ohne Neuſchleſien, Oſtpreußen und den größten Theil von Weſtpreußen nebſt einem Striche des Netzdiſtriktes behielt. In die Beute theilten ſich Freund und Feind: einen Theil von Neuoſtpreußen nahm Rußland; Kottbus, Sachſen; aus den übrigen vormals Polniſchen Ländern wurde das Herzogthum Warſchau geſchaffen und an Sachſen gegeben; Danzig zu einem Freiſtaat erklärt; Oſtfriesland an Holland; Münſter, Mark, Lingen und Tecklenburg an Berg gegeben; mit den übrigen Weſtphäliſchen, Nieder- und Oberſächſiſchen Provinzen das neue Königreich Weſtphalen ausgeſtattet; und Baireuth und Erfurt unter Franzöſiſche Adminiſtration geſetzt. So ging faſt alles verloren, was Preußen ſeit 150 Jahren erworben hatte, und ſeine Größe ward auf etwa 2800 Q. M. mit nicht völlig 5 Millionen Menſchen reduzirt. Außerdem mußte Preußen ungeheure Kriegsopfer bringen, und Jahrelang in ſeinen Provinzen und Feſtungen Franzöſiſche Heere verpflegen, endlich ſogar 1812 mit Frankreich gegen Rußland ſich verbinden. Allein das erlittene Unglück geſtaltete Preußen ganz neu, indem in dieſer Zeit der Staatskanzler von Hardenberg den Staat in ſeinem Innern trefflich ordnete; das Volk wurde in den Waffen geübt; die Nation waffnete ſich mit entſchloſſenem Muthe, und der Ruf für König und Vaterland begeiſterte das umgeſchaffene Heer. Als nun Napoleon mit

den Trümmern ſeiner Macht aus Rußland von Moskau bis hinter die Elbe im J. 1813 entfloh, da ſchloſſen Friedrich Wilhelm III. und Alexander I., Kaiſer von Rußland einen Waffenbund; und Europa ſah einen Volkskampf gegen das Franzoſenthum in Deutſchland beginnen, der an die Großthaten der alten Griechen, der Schweizer und Niederländer für Vaterland und Freiheit erinnerte. In den beiden Frieden zu Paris 1814 und 1815 und durch den Kongreß zu Wien erhielt Preußen faſt alles zurück, was es verlor, und für die Länder, welche es abtrat, bekam es eine vollgültige Entſchädigung, und es ſteht in dieſem Augenblicke in der Reihe der erſten Staaten Europas eben ſo mächtig wieder da, als es nur vor dem Tilſiter Frieden geſtanden hatte. Zwar hat es nicht völlig den Flächeninhalt wieder, den es damals beſaß, als die weitläufigen Polniſchen Erwerbungen ihm zugehörten; aber ſeine Volksmenge iſt viel beträchtlicher, da ſehr bevölkerte und wohl angebaute neue Beſitzungen in Deutſchland ihm zugefallen ſind. Und ſo iſt Preußen nach Oeſterreich die Hauptmacht des Deutſchen Bundes und überdies die Schutzmacht des Proteſtantismus; ſo wie es auch mit ſeinen Rheiniſchen Ländern den Gränzwächter von Deutſchland gegen Frankreich und Belgien macht. In ſeinem Friedrich Wilhelm III. hat es einen Regenten, deſſen Tugenden ihm die allgemeine Liebe ſeines Volkes und die hohe Achtung des Auslandes ſichern.

Von ſeinen frühern Beſitzungen hat Preußen nur folgende nicht wieder erhalten: Ansbach und Baireuth, die Baiern beſitzt; Oſtfriesland, Hildesheim nebſt Goslar und ein Theil von Lingen und vom Eichsfelde, welche an Hannover gefallen ſind; und ein Theil von dem Erfurter Gebiete nebſt Blankenhain, welcher Weimariſch geworden iſt, und der größte Theil der frühern Polniſchen Länder, welchen Rußland erhalten und zu dem neu geſchaffenen Königreich Polen geſchlagen hat. Von den neuern Erwerbungen nennen wir nur die Bedeutendern als: das ehemals Schwediſche Vorpommern, einen großen Theil des Königreichs Sachſen, das Herzogthum Weſtphalen, die Grafſchaften Witgenſtein, Rietberg, Horſtmar, Recklinghauſen und Steinfurt ganz, und Sayn zum Theil, das Großherzogthum Berg, das Fürſtenthum Corvei, einen Theil des Fürſtenthums Wied, einen Theil der Solmſiſchen und Naſſau-Oraniſchen Länder, die Fürſtenthümer Rheina-Wolbeck (bis auf einen kleinen Theil), Salm-Aahaus und Salm-Bocholt, die Herrſchaften Anholt, Dülmen, Gehmen, Gronau, Homburg, Gimborn ꝛc., die Reichsſtadt Wetzlar, ſehr bedeutende Länderſtriche auf dem linken Rheinufer von der Nahe, Saar und Moſel an bis in die Nähe der Maas ꝛc. Die jüngſte Erwerbung Preußens iſt das 1834 von Sachſen-Koburg-Gotha abgetretene Fürſtenthum Lichtenberg, welches auf 11 Q. M. 56,000 E. enthält.

Die Oder iſt der Hauptfluß des Preußiſchen Staates und für deſſen Handel und Schifffahrt von der größten Wichtigkeit. Ihn befahren 860 Schleſiſche Fahrzeuge mit 18,700 Laſt, über 600 Brandenburgiſche und 450 Pommernſche Schiffe; auch ſteht er durch die Warthe, Netze, den Bromberger Kanal und die Brahe mit der Weichſel, durch den Friedrich-Wilhelmskanal mit der Spree und durch den Finowkanal mit der Havel in ſchiffbarer Verbindung, und an dieſem Strome liegen drei der wichtigſten Handelsſtädte des Staates, Breslau, Frankfurt und Stettin. Die Oder entſpringt auf Oeſterreichiſchem Gebiete, im Mähriſchen Kreiſe Prerau, bei dem Dorfe Koſel oder Kozlan, 3 Meilen öſtlich von Olmütz, am ſüdlichen Ende des Geſenke oder Mähriſch-Schleſiſchen Gebirges. Der eigentliche Quellbach heißt das Libawa Waſſer, das bald durch andere Bäche verſtärkt wird, und aus Mähren in das Oeſterreichiſche Schleſien, und zwar in das Fürſtenthum Troppau tritt. Nachdem die Oder links die Oppa empfangen hat, welche noch bedeutender als die Oder ſelbſt und der Gränzfluß des Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Schleſiens iſt, macht ſie die Gränze zwiſchen dem Preußiſchen Schleſien und Mähren, und nach der Aufnahme der Oſtrawiza die Gränze zwiſchen dem Preußiſchen und Oeſterreichiſchen Schleſien, und nachdem ſie die Olſa oder Elſa mit ſich vereinigt hat, geht ſie ganz in den Preußiſchen Staat über, den ſie in ſeiner größten Breite, nämlich die Provinzen Schleſien, Brandenburg und Pommern, über 100 Meilen lang durchfließt. Mit ihrem ganzen ſchiffbaren Laufe gehört ſie allein dieſem Staate an; denn kaum 100 F. breit und unſchiffbar verläßt ſie das Oeſterreichiſche Gebiet und wird erſt auf Preußiſchem Boden, bei der Stadt Ratibor für kleine und bei Oppeln, wo ſie faſt 300 F. breit iſt, für größere Kähne fahrbar, und bei Breslau, von wo ſie eine Breite von 500 bis 800 F. erhält, trägt ſie Fahrzeuge, die bis 1000 Ctr. laden. Aus Schleſien, das ſie in einer nordweſtlichen Richtung durchläuft, tritt ſie in die Provinz Brandenburg ein, wo ſie ſehr inſelreich wird und unterhalb Küſtrin bei dem Dorfe Güſtebieſe ſich in zwei Arme theilt, wovon der rechte unter dem Namen des neuen Oderkanals 1753 zur Abkürzung der Oderſchifffahrt und zur Urbarmachung eines Oderbruchs, aus dem Strome geführt worden iſt, der ſich durch ſtarken Waſſerzufluß allmählig ſo erweitert hat, daß er dem alten Oderbette faſt alles Waſſer genommen hat und jetzt den allein zur Schifffahrt gebrauchten Hauptſtrom bildet, welcher bei Hohenſaaten ſich wieder mit der Oder vereinigt. Unterhalb Schwedt, wo ſie gleichfalls in 2 Arme getheilt vorbei fließt, gelangt ſie in die Provinz Pommern, welche ſie in Vor- und Hinterpommern theilt. Bei der Stadt Garz theilt ſich dieſelbe in 2 Hauptarme, wovon der öſtliche, die große Regelitz oder der Zollſtrom genannt, ſich nach Greifenhagen wendet und zwiſchen Stettin und Damm in den Dammſchen See

fließt, der weſtliche aber den Namen Oder beibehält, nach Stettin läuft und auf dieſem Laufe durch mehrere kleine Arme wieder mit dem andern Hauptarme, der großen Regelitz in Verbindung ſteht. Ein Arm, der oberhalb Stettin aus der eigentlichen Oder abgeht, heißt die kleine Regelitz, welche ſo wie zwei andere Arme oder Ausflüſſe der Oder, nämlich die um die Laſtadie von Stettin fließende Parnitz und der auf der andern Seite Stettins ſich von der Oder trennende Dunſch, in den Dammſchen See ſich ergießen. Die eigentliche Oder kommt mit dem Dammſchen See in keine weitere Berührung, außer daß ſie mit demſelben nur durch den Dunſch, den Schwanteſtrom (gleichfalls einen Arm der Oder) und durch die aus dem Dammſchen See in die Oder fließende Wopape verbunden iſt. Am nördlichen Ende des Dammſchen Sees ergießt ſich die Ihna in denſelben. Die Oder aber, welche nun ihren Namen verliert, bildet hierauf einen andern See, welcher der Dammanſche heißt. Dieſer See hängt durch drei beſondere Ausflüſſe, die Jasenitziſche Fahrt links, die große Strewe in der Mitte und die kleine Strewe rechts, mit dem Papenwaſſer zuſammen, welches 1 M. lang und eben ſo breit iſt und zwiſchen Groß-Ziegenort und Schwantewitz ſich in das Stettiner oder Friſche Haff ergießt. Dieſes 7 bis 8 M. lange und 2 M. breite Haff iſt ein großer Strandſee, theilt ſich in das große (den öſtlichen Theil) und das kleine Haff (den weſtlichen Theil) und wird durch die Inſeln Wollin und Uſedom von der Oſtſee getrennt, mit welcher es wieder durch die drei Ausflüſſe, Divenow (den öſtlichen zwiſchen der Pommerſchen Küſte und der Inſel Wollin), Swine, (den mittlern, zwiſchen den Inſeln Wollin und Uſedom) und die Peene (den weſtlichen, zwiſchen der Inſel Uſedom und der Pommernſchen Küſte) in Verbindung ſteht. Die vornehmſten Nebenflüſſe, welche die Oder, (außer den ſchon oben genannten auf Oeſterreichiſchem Gebiete) aufnimmt, ſind: 1) in Schleſien: bei Koſel die Klodnitz; unterhalb Schurgaſt die Neiße, auch Glatzer oder Schleſiſche Neiße genannt; bei Breslau die Ohla oder Ohlau, unterhalb Leubus die Katzbach, oberhalb Großglogau die Bartſch; 2) in Brandenburg: bei Kroſſen der Bober, unterhalb Guben die Lauſitzer Neiße, bei Küſtrin die durch die Netze verſtärkte Warthe und unterhalb Vierraden die Welſe, und 3) in Pommern: unterhalb Damm die Plöne, welche in den Dammſchen See geht, weiter unterhalb die Ihna, unterhalb Uckermünde die Ucker, welche in das kleine Haff, und unterhalb Anklam die Peene, welche in das kleine Haff und bei Peenemünde in die Oſtſee fließt. Von allen dieſen Nebenflüſſen ſind die bedeutendſten in Anſehung der Länge des Laufes die Warthe, die einen 100 M. langen Lauf hat, ferner der Bober, die Lauſitzer Neiße und die Glatzer Neiße, wovon der Lauf des erſten 34, der zweiten 30 und der dritten 26 M. lang

iſt. Von den Nebenflüſſen der Oder in Schleſien muß noch bemerkt werden, daß die von der rechten Seite in ſie fallenden größtentheils aus den waldigen und ebenen Gegenden Oberſchleſiens und Polens kommen und meiſt einen trägen Lauf und ein trübes, faſt ſchlammiges Waſſer haben. Anders verhält es ſich hingegen mit den Nebenflüſſen von der linken Seite; die Quellen von den meiſten derſelben befinden ſich zum Theil auf dem höchſten Rücken des Sudetengebirges und der von demſelben ausgehenden Bergketten. Sie bilden daher in ihrem obern Laufe zahlreiche Waſſerfälle, ſtrömen mit reißender Schnelle und haben ein klares, reines Waſſer, wachſen durch das Schmelzen des Schnees im Frühjahre mächtig an und verurſachen daher ein außerordentliches Anſchwellen der Oder; namentlich im April, wo der Schnee in den Vorbergen ſchmilzt, und zum zweitenmale um und nach Johanni, wo auch auf dem Hochgebirge das Schmelzen des Schnees erfolgt. Dieſe letztere Zuſtrömung wird das Johannis-Waſſer genannt. Bei dieſen Anſchwellungen wird dann die Oder ein gefährlicher Strom und richtet vielen Schaden an. Von den vielen Städten, welche an der Oder liegen, ſind folgende die bemerkenswertheſten: im Oeſterreichiſchen: Oderau; im Preußiſchen Schleſien: Ratibor, Koſel, Oppeln, Brieg, Ohlau, B r e s l a u, Steinau, Großglogau, Beuthen und Neuſalz; in Brandenburg: Kroſſen, F r a n k f u r t, Küſtrin, Wrietzen und Schwedt; in Pommern: Garz, Greiffenhagen und S t e t t i n. Die Länge des Laufes der Oder wird von Einigen auf 120 und von Andern auf 134 M., und die Größe ihres Stromgebietes auf 2100 Q. M. angegeben. Folgende Höhenangaben zeigen das Gefälle der Oder. Ihre Quelle liegt 1705 F. über dem Meere; hingegen bei der Einmündung der Oppa liegt die Oder 656, bei Ratibor 552, bei Oppeln 480, bei Breslau 370, bei Steinau 250, bei Großglogau 212, bei Kroſſen 159 und bei Frankfurt 116 F. über dem Meere. Am ſtärkſten iſt ihr Gefälle in Schleſien, wo es auf die Meile im Durchſchnitte über 7 F. beträgt, geringer iſt es in Brandenburg und am geringſten in Pommern. Die Oder wird auf ihrem Laufe, der im Ganzen eine nordweſtliche Richtung nimmt, von da wo ſie in das Preußiſche tritt, bis Ratibor von ſanften Höhen begleitet, die in einer kleinen Entfernung von den Ufern in das Flußthal abfallen, und meiſtens ſehr waldig ſind. Von Ratibor bis Breslau treten dieſe Uferhöhen bald zurück, bald nähern ſie ſich dem Strome wieder. Unterhalb Köben ſind die Odergegenden meiſtens flach, nur hier und da treten ſteile Anhöhen an die Ufer, z. B. bei Kroſſen, Frankfurt, Oderberg ꝛc. Von Frankfurt ſind immer Wieſen und Brüche längs der Ufer, die man wegen ihrer Niedrigkeit von da an größtentheils eingedeicht hat. Eine Fahrt auf der Oder bietet daher nur wenige Reize dar. Wie wichtig übrigens die Schifffahrt auf der Oder iſt, ſieht man ſchon daraus, daß allein von Oberſchleſien bis Breslau im J. 1833

1067 Fahrzeuge mit Bergwerksprodukten und 1956 mit Brennholz dieſen Strom befuhren. Auch Dampfſchifffahrt findet jetzt auf der Oder Statt.

Die Sudeten ſind das berühmteſte, längſte und höchſte Gebirge des ganzen Preußiſchen Staates, und nach den Alpen das anſehnlichſte und höchſte Gebirge Deutſchlands. Sie beginnen unweit der Quellen der Oder, in der Nähe der Karpathen, mit welchen ſie jedoch nicht zuſammenhängen, wie man oft behauptet findet, ſondern durch eine weite wellenförmige Fläche, die das Quellengebiet der Oder enthält, ſind ſie davon getrennt. Zuerſt ziehen ſie an der Gränze des Oeſterreichiſchen Schleſiens und Mährens, dann an der Nordoſtſeite Böhmens und der Südweſtſeite Schleſiens, und endlich, das Preußiſche Gebiet verlaſſend, an der Südſeite des Königreichs Sachſen und der Nordſeite Böhmens, wo ſie die ſogenannte Sächſiſche und Böhmiſche Schweiz bilden, von dem Elbthal durchbrochen werden, und zuletzt ſich dem Erzgebirge anſchließen. Auf dieſem langen Zuge, der wenigſtens 50 M. beträgt und eine nordweſtliche Richtung nimmt, erhält das Gebirge verſchiedene Namen, nämlich der ſüdliche Theil heißt das Schleſiſch-Mähriſche Gebirge oder Geſenke, der nördlich gelegene, die Grafſchaft Glatz umſchließende Theil wird unter dem Namen des Glatzer Gebirges begriffen, dann folgen das Rieſengebirge, das Iſer- und das Lauſitzer Gebirge. Einige theilen nach den Waſſerſcheidungen das ganze Gebirge in 3 Haupttheile, den nordweſtlichen, mittlern und ſüdöſtlichen, und nennen den letzten, welcher das Flußgebiet der Oder von dem der Donau (March) ſcheidet, die Sudeten und begreifen darunter den ſüdöſtlichen Theil von der Quelle der Oder bis zum öſtlichen oder rechten Ufer der Glatzer Neiße, alſo das Schleſiſch-Mähriſche Gebirge und den ſüdlichen Theil der Glatzer Gebirge; den mittleren Theil, welcher die Waſſerſcheidung zwiſchen der Oder und Elbe bildet, nennen ſie das Rieſengebirge im weitern Sinne, von dem weſtlichen (linken) Ufer der Glatzer Neiße bis zum öſtlichen (rechten) Ufer der Lauſitzer Neiße, ſo daß ſie die nördlichen Glatzer Gebirge, das Rieſengebirge im engern Sinne und das Iſergebirge dahin rechnen. Der nordweſtliche Theil von dem weſtlichen (linken) Ufer der Lauſitzer Neiße bis zum Durchbruche der Elbe iſt dann das Lauſitzer Gebirge.

Nicht das ganze Gebirge der Sudeten im weitern Sinne gehört dem Preußiſchen Staate an, ſondern ein großer Theil befindet ſich auf Oeſterreichiſchem und ein kleiner Theil auf königlich Sächſiſchem Gebiete. Wenn man die Alpen ausnimmt, ſo hat kein Gebirge Deutſchlands eine ſolche Länge, und auch an Höhe überſteigt es mit ſeinem höchſten Punkte alle übrigen Gebirge Deutſchlands, ſteht aber hierin bei Weitem allen Alpenzügen des ſüdlichen Deutſchlands nach, da es ſich ſelbſt mit ſeinem höchſten

Punkte nur bis zu 5000 F. erhebt, und alſo noch weit von der Schneelinie (ſ. S. 65) entfernt bleibt.

Der höchſte Theil der Sudeten iſt das Rieſengebirge, welches das Hochgebirge derſelben bildet. Im engern und gewöhnlichen Sinne verſteht man unter dem Rieſengebirge den von den Quellen des Queis bis zu dem Urſprunge des Bober ſich erſtreckenden Theil des Gebirgszugs, welcher ſich mit ſeinem Hauptcörper unmittelbar öſtlich vom Iſergebirge erhebt, und eine Länge von 5, eine Breite von 4 M. hat und 20 Q. M. groß iſt. Von der ſüdlichen (Böhmiſchen) Seite ſteigt das Rieſengebirge nur allmählig und ſtufenweiſe aufwärts bis zu dem eigentlichen, kaum ¾ M. breiten Hochgebirge, deſſen höchſte, neben einander liegende Bergkuppen und Bergrücken den ſogenannten Kamm des Gebirges bilden, auf welchem die Gränzen Schleſiens und Böhmens fortlaufen. Von der Schleſiſchen oder nördlichen Seite dagegen ſteigt daſſelbe ſteil und ſchroff, mehr als 4000 F. hoch bis zu ſeinen Gipfeln empor, und bietet hier dem Auge einen mannigfaltig ausgeſchweiften Rücken, ſteile Felsabhänge, wechſelnd mit tiefen, finſtern Schluchten dar. Hierdurch unterſcheidet das Rieſengebirge ſich merklich von dem Harz, Thüringerwalde und andern Deutſchen Gebirgen, die in der Ferne nur als ſanfte, wellenförmige, mit Waldung bedeckte Bergrücken erſcheinen, auf welchen ſich etwa bloß ein einzelner Punk durch ſeine beſondere Höhe auszeichnet. Der Hauptkörper des Hochgebirges zerfällt durch einen breiten Einſchnitt oder eine Vertiefung, die ſich in ſeiner Mitte befindet, in den nordweſtlichen und ſüdöſtlichen Flügel. Jener Einſchnitt, welcher den Hauptkamm unterbricht, geht von der Schleſiſchen zur Böhmiſchen Seite und bildet auf der letztern die ſogenannten Siebengründe. Auf jedem der beiden Flügel hat die Natur zwei miteinander gleichlaufende Kämme gebildet, die in der Hauptrichtung von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt ſich fortziehen. Den Raum zwiſchen dieſen Kämmen füllen große Flächen aus, die man hier Wieſen nennt, und deren Boden ein ſchwammiges Torfmoor iſt, das alle Feuchtigkeiten aus der Luft begierig einſaugt und unter ſich ganze Waſſerbehälter bildet, daher auch die Wanderung über dieſen unter den Füßen elaſtiſch ſchwankenden Boden an vielen Stellen höchſt gefährlich iſt, weil der Wanderer gar leicht durch die dünne lockere Moordecke in ſumpfige Untiefen verſinkt. Aus felſigen und meiſt kahlen Granitblöcken beſtehen dagegen die Bergſpitzen und Bergränder, welche die beiden Kämme eines jeden Flügels bilden, und es ſtreicht der eine Kamm an der Schleſiſchen, der andere an der Böhmiſchen Seite des Hochgebirges hin. Am Fuße des Gebirges beſtehen die Waldungen meiſt aus Laubholz, auf dem Abhange aus Nadelholz. Wo in einer Höhe von 3300 F. die Waldungen aufhören, findet man bloß Knieholz oder Zwergkiefern, auch Krummholz genannt, von deren Harze durch Deſtillation das Krummholz-

öl gemacht wird. In dieſen hohen Regionen wächſt auch Isländiſches Moos. Wo ſogar das Knieholz nicht mehr wächſt, da erſtrecken ſich auf dem Rücken hin zwiſchen den beiden Hauptkämmen die ſogenannten Wieſen, die verſchiedene Namen z. B. Weiße Wieſe, Elbwieſe ꝛc. führen und voll bruchiger Stellen, Sümpfe und ſelbſt ganzer Waſſeranſammlungen ſind, welche einem Hauptſtrome Deutſchlands, der Elbe, den Urſprung geben. Hin und wieder ſieht man im Gebirge zerſtreut liegende, niedrige, hölzerne Häuſer, mit hoher Bedachung verſehen, die man Bauden nennt, und deren Bewohner vornehmlich von der Viehzucht ſich ernähren; und da es nicht an Futter mangelt, ſo wird eine bedeutende Zahl von Kühen und Ziegen gehalten. Man rechnet, daß in den 2600 Bauden des Schleſiſchen und Böhmiſchen Gebirges wohl an 20,000 Kühe und 8 bis 10,000 Ziegen vorhanden ſind. Manche der Baudenbewohner müſſen auf weit und hochgelegene Weiden das Vieh treiben, wo es den Sommer über verbleibt und in ſogenannte Sommerbauden eingetrieben wird. Dies dauert 14—16 Wochen, und erſt bei Eintritt des Winters verläßt man dieſe Sommerbauden und kehrt mit dem Vieh nach den Winterbauden zurück, was gewöhnlich mit Ende Septembers geſchieht. Die Lebensweiſe der Baudenbewohner iſt einförmig und mäßig. Fleiſch wird ſehr wenig und nur an Feſttagen genoſſen. Milch, Käſe und ſchwarzes Brod machen die Hauptnahrungsmittel aus; Kartoffeln holt man aus den Thalgegenden. Dieſe Wohnungen werden äußerſt reinlich gehalten; die Milchgefäße fleißig geſcheuert, und man tritt daher mit wahrem Vergnügen in die Stuben, wo Nettigkeit und Ordnung vorherrſchen, und ungeachtet in mancher Baude 3 bis 4 Familien beiſammen wohnen, ſo wird man doch keine Unſauberkeit gewahr. Betten haben nur die Wohlhabendern, die Aermern ruhen auf Heu- oder Mooslagern. Sehr bekannt und von Reiſenden beſucht iſt die Hampelbaude, 3860 F. auf der Nordſeite des Rieſengebirges gelegen, wo gewöhnlich die Reiſenden übernachten, welche von der Schleſiſchen Seite die Rieſenkoppe beſteigen, die von dieſer Baude noch eine Stunde entfernt iſt. 1837 ſind auf Koſten des Grafen von Schaffgotſch 2 neue zierliche Bauden eröffnet worden, auf dem Hochſteine und bei den Schneegruben. Nahe bei der Hampelsbaude liegt der kleine Teich und etwas weiter der große Teich, zwei Waſſerbecken, von ſchroffen, zum Theil überhängenden Felsufern umgeben, die im Kleinen für das Rieſengebirge das ſind, was die Alpenſeen in der Schweiz. Einer der ſchönſten Standpunkte, von dem man von Schleſiſcher Seite aus das Rieſengebirge überſieht, iſt der Scholzenberg bei Warmbrunn, wo man die Gebirgs-Kette in ihrer Ausdehnung vom Schmiedeberger Kamme bis zum Reifträger überblickt. Groß iſt die Zahl der Reiſenden, die jährlich das Rieſengebirge beſuchen, und deren Ziel allemal die Rieſen- oder Schneekoppe

iſt, wohin von Schleſiſcher Seite entweder der Weg von Schmiedeberg oder Hirſchberg oder Warmbrunn angetreten wird.

Die merkwürdigſten Partien des Rieſengebirges auf Preußiſchem Gebiete ſind: auf dem weſtlichen Flügel; 1) der Reifträger, am nordweſtlichen Ende des Rieſengebirges, ein aus mächtigen über einander gelagerten Granitwänden beſtehender Berg, der oben ½ Stunde lang iſt und eigentlich aus 2 Felsmaſſen gebildet wird, der höhern weſtlichen, deren kahler Scheitel 4380 F. über der Oſtſee und der etwas niedrigern öſtlichen Kuppe. Die Ausſicht von der erſtern iſt eine der weiteſten, da man hier das Iſergebirge und einen Theil von Böhmen, faſt die ganze Lauſitz und einen Theil von Schleſien überſchaut. Südlich hinter dem Reifträger breitet ſich auf der Höhe die Kranz- oder Gränzwieſe aus, von Einigen irrig die Kranichswieſe genannt, wo die Quellen des Zacken ſind, der oſtwärts vom Reifträger durch eine Vertiefung des Kammes nach Schleſien hinabrauſcht und bei Hirſchberg in den Bober geht. Zwei Nebenbäche des Zacken, nämlich der Zackerle und der Kochel machen zwei ſehenswürdige Waſſerfälle, wovon der erſtere 100—120 F. in 3 Abſätzen und der letztere zuerſt über eine breite, glatte Felswand etwa 15 F. und dann über eine zweite ſenkrechte gegen 50 F. hohe Felswand herabſtürzt. — 2) Die zwei Schneegruben, öſtlich vom Spitzberge oder Korallenſteine, einer zackigen und nur mäßig über den Kamm ſich erhebenden Felspyramide. Die Schneegruben, die kleine oder weſtliche, dem Spitzberge zunächſt und die große oder öſtliche an der Abendſeite des großen Rades, ſind zwei 800 bis 1000 F. tiefe Klüfte, durch eine von der Höhe des Gebirges ſich herabziehende und vorſpringende Felſenwand getrennt. Die Höhe des obern Randes der kleinen Schneegrube iſt 4490 F. über der Meeresfläche. Mit Erſtaunen und Furcht erblickt man die ungeheuren Felſenwände, Nadeln und Säulen von Granit, die aus der gähnenden Tiefe heraufragen. Die große Grube iſt tiefer, weiter, nackter und ſchauerlicher, ihre Felsmaſſen ſind zerriſſener, kühner und ſonderbarer geformt, als der kleinen, in welcher man zwiſchen den ſtockwerkartig über einander aufgeſetzten Granitwänden hier und da kräuterreiche Plätze erblickt. Am nordweſtlichen Rande zeigt ſich tief in den Granit eingeſenkt ein nach unten immer mächtiger werdendes Lager von Baſalt. In dem untern und vordern Theile beider Gruben drängt ſich faſt überall zwiſchen den Felstrümmern dichtes Knieholz hervor. Den Winter über häuft ſich in dieſen Gruben eine fürchterliche Schneemaſſe, die auch den Sommer über nicht ganz wegſchmilzt, weil kein Strahl der Sonne in dieſe grauſigen Schlünde dringt. Doch unter eben dieſer eiſigen Decke, und durch ſie genährt, rieſeln die zahlreichen Quellen des Kochel hervor. — 3) Das große Rad, der höchſte Berg des weſtlichen Flügels des Rieſengebirges, 4700 F. über dem Meere, hat die Geſtalt

einer flachen Kuppel, die der Abſchnitt einer ungeheuren Kugel zu ſein ſcheint. Sein nackter, von allem Knieholz entblößter, mit einer Menge einzelner Granitblöcke überſchütteter Scheitel gewährt eine Ausſicht, welche mit der der Schneekoppe ſelbſt um den Vorrang ſtreitet. Vorzüglich überraſchend iſt die Anſicht der beiden Schneegruben und ſchauerlich die Anſicht der Sieben Gründe in Böhmen. Eine angelegte Steintreppe führt ſüdweſtlich zur Elbwieſe hinab. Oſtwärts wird der Kamm durch die große Sturmhaube fortgeſetzt, die nach Einigen über 4300 und nach Andern über 4500 F. hoch iſt und oft mit dem großen Rade verwechſelt wird, von dem ſie jedoch durch eine Niederung getrennt iſt. Sie bildet einen kegelförmigen, oben ganz ſpitzigen und mit einer großen Menge auf einander gethürmter Granitblöcke beladenen Berg. Von der großen Sturmhaube öſtlich erhebt ſich der Mädelberg oder Mädelſtein, ein mauerartiger Granitfels von 4060 F. Erhebung über der Meeresfläche.

Wir kommen nun zu dem ſüdöſtlichen Flügel des Rieſengebirges. Hier treffen wir zuerſt, nachdem wir die oben erwähnte große Vertiefung paſſirt haben, welche den nordweſtlichen Flügel des Rieſengebirges von dem öſtlichen ſcheidet: die kleine Sturmhaube, als weſtlichen Eckpfeiler des öſtlichen Flügels. Ihre Koppe, nur 200 F. niedriger als das große Rad, iſt mit loſem Geſtein überſäet, zwiſchen welchem nur Knieholz Geſtrüppe und gelbes Moos ſich erzeugt. Eine reizende Ausſicht belohnt den Beſteiger, am ſchönſten über die Sieben Gründe in die Böhmiſchen Gegenden hinaus. Von der kleinen Sturmhaube weiter oſtwärts gelangt man auf dem Kammwege zu dem Sturmhauben-Köppel oder dem kleinen Rad, welches wahrſcheinlich der Reſt einer vormals höherern Bergſpitze iſt, dann zur Teufelswieſe und zu dem 4480 F. hohen Seifenberg. Neben dem Seifenberge breitet ſich der Koppenplan aus, und hier ſteigt alsdann der König aller Sudetenberge, die ſtolze Rieſen- oder Schneekoppe auf. Sie iſt gegen 5000 (nach Einigen 4955, nach Andern 4983, ja 5056 F.) hoch, und erhebt ſich über dem Rücken des Seifenberges als ein gegen 500 F. hoher, ſteiler, meiſtens in Nebel und Wolken eingehüllter Felſen, auf den ein ſchmaler und ſteiler Fußpfad führt, und auf deſſen oberſtem und abgeſtumpftem Gipfel, der von O. nach W. 85 und von N. nach S. 66 Schritte groß iſt, nicht ganz in der Mitte, mehr nach Süden zu, eine kleine runde, dem heiligen Laurentius gewidmete und 1681 eingeweihete Kapelle ſteht, deren Bau ſchon 1668 begann, und die ſeit länger als anderthalb Jahrhunderten auf der mächtigen Höhe allen Stürmen und jeder Witterung widerſteht. Sie hat eine 2½ Ellen dicke Mauer, eine kleine Vorhalle, dreifache Thüren und 3 halbrunde Fenſter. Der innere Durchmeſſer beträgt 13 und ihre Höhe 20 Ellen. Bis 1810 waren jährlich 5 Tage anberaumt, an welchen einige Mönche hier öffentlichen Gottesdienſt abzuhalten hatten.

Dieſe Tage hießen die Koppentage und waren von dem Volke aus Schleſien und Böhmen ſehr zahlreich beſucht. Allein ſeitdem haben dieſe Feſte gänzlich aufgehört und ſeit 1824 iſt in dieſer Kapelle ein Hoſpiz oder eine Gaſtherberge für die Reiſenden, welche die Koppe beſteigen, eingerichtet worden, ſo daß 12 bis 15 Perſonen darin übernachten und durch den von Pfingſten bis in die Mitte des Oktobers darin wohnenden Wirth mit Speiſen und Getränken verſorgt werden können. Doch wird im nächſten Jahre 1838 dieſe Kapelle dem Gottesdienſte zurückgegeben und dagegen am Fuße der Schneekoppe ein zierliches Wirthshaus angelegt werden. Die Schneekoppe gehört theils nach Schleſien (zur Herrſchaft Kynaſt) theils nach Böhmen (zur Herrſchaft Marſchendorf), indem die Gränze beider Länder über die Koppe geht; doch ſteht die Kapelle ganz auf Schleſiſchem Gebiete. Eine Merkwürdigkeit ſind hier die ſogenannten Veilchenſteine, deren Oberfläche das Moos des Byssus Jolithus überziehet, und ihnen ſeinen lieblichen Veilchengeruch mittheilt, wovon man auch den Steinen den Namen Veilchenſtein gegeben hat. Dieſes Moos hält ſich ſehr lange, und verliert erſt nach Jahren ſeinen Geruch. Gegen Süden nach Böhmen, blickt man von der Rieſenkoppe mit Schaudern in einen ſchroff hinablaufenden, 2000 F. tiefen Thalgrund, den Rieſen- und in ſeiner Fortſetzung Aupengrund genannt, von ſteilen Granitwänden umgeben und von der Aupe durchſtrömt, welche von der weißen Wieſe ihre Quellwaſſer ſammelt, von ihr über einen ſteilen Rand eine Strecke jäh hinabſtürzt, dann von Felſen zu Felſen fortſpringt, bis ſie am Fuße der Rieſenkoppe einen ordentlichen Fall bildet und hierauf eine Strecke weit gänzlich unter der Erde verſchwindet. Grauenvoll erſcheint die Schwindel erregende Tiefe dieſes Grundes, wenn man auf dem Gipfel der Schneekoppe ſteht, indem das von tauſend Klippen und Schluchten zerklüftete Südgehänge der Rieſenkoppe ſelbſt und eines oſtwärts von ihr auslaufenden Kammes, die eine Wand des Rieſengrundes bildet. Ueberhaupt iſt die Ausſicht von dem Gipfel der Rieſenkoppe groß und mannigfaltig. Ueber 40 M. beträgt der ungeheuere Geſichtskreis im Durchmeſſer, der ſich hier dem Beſchauer öffnet. Ganz Niederſchleſien, der weſtliche Theil der Oberlauſitz, bedeutende Theile von Böhmen und ein Theil von Oberſchleſien liegen vor ſeinen Augen. Unter ſich erblickt er, wie auf einer großen Landkarte, faſt alle Bergzüge und Thäler, die Waldungen, die größten Flüſſe und hunderte von Städten und Dörfern der genannten Landſtriche, und ſo gewinnt die Ausſicht an Reichthum und Mannigfaltigkeit, was ſie allerdings an Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Umriſſe auf dieſer außerordentlichen Höhe verliert. Die vorzüglichſten Punkte der Ausſicht ſind: Trautenau, die Adersbacher Felſen, Liebau, das Eulengebirge, die Heuſcheuer (ein Gebirge), Landshut, Gottesberg, der Zobtenberg, Schweidnitz, Striegau, Kupferberg, Schmiedeberg, Hirſchberg, Gold

berg, Liegnitz, Bunzlau, Greiffenberg, Friedeberg am Queis, die Landeskrone bei Görlitz, der Jeſchkenberg bei Reichenberg in Böhmen, der Keſſelberg, das große Rad, der Iſerkamm ꝛc. — Von der Rieſenkoppe nördlich folgt dann der Forſtkamm, ½ M. lang, oben ganz mit Knieholz, weiter unten mit dichter Fichtenwaldung bewachſen, an deſſen öſtlichem Ende ſich die 4260 F. hohe Schwarze Koppe erhebt. Ueber ſie läuft, wie über alle Koppen des Schleſiſchen Kammes und über die Rieſenkoppe ſelbſt die Schleſiſch-Böhmiſche Gränze, ſo daß an ¾ des Rieſengebirges dem Oeſterreichiſchen Staate und nur ¼ dem Preußiſchen angehören. An der Oſtſeite der ſchwarzen Koppe iſt ein tiefer Waldgrund; jenſeits deſſelben der Forſtberg. Mit ihm beginnt der Rücken des Schmiedeberger Kammes, der ſich nach Südoſt zieht, von welchem dann ſüdwärts das Rabengebirge, als Gränzmarke zwiſchen Schleſien und Böhmen, bis zum Rehhorn-Berge fortläuft, der hier als Gränzpfeiler des Rieſengebirges zu betrachten iſt. Der Schmiedeberger Kamm ſelbſt aber theilt ſich zuletzt in 2 Aeſte, die beide nach Südoſten ſtreichen, wovon der eine am Bober endet.

Das Siebengebirge iſt ein Gebirge, das ſich im Kreiſe Sieg des Regierungsbezirks Cöln, am rechten Ufer des Rhein, in der Nähe der Stadt Königswinter erhebt und ſeinen Namen von den ſieben hohen Kuppen hat, die aus dem ganzen Gebirge (das jedoch aus mehr als 7 Bergen beſteht) weit hervorragen und das Maleriſche dieſer Rheingegend ſehr erhöhen. Uebrigens iſt das Siebengebirge von keiner ausgezeichneten Größe und Höhe. Seine Hauptmaſſe liegt zwiſchen dem Heiſterbache, der bei Niederdollendorf in den Rhein fällt und einem andern bei Hennef ſich in den Rhein ergießenden Bache; auf der Oſtſeite erſtreckt es ſich nicht ganz bis an den Pleisbach, und nimmt etwa einen Raum von 1 Q. M. ein. Zwei Thäler, welche ſich von O. nach W. ziehen, durchſchneiden ziemlich das ganze Gebirge. Mit ſeinem höchſten Berge, dem Löwenberge erhebt es ſich kaum 1500 F. über die Meeresfläche und 1300 F. über den Rheinſpiegel bei Königswinter *). Die ſieben ausgezeichneten Berge des Siebengebirges ſind folgende: der Drachenfels, der ſteilſte von allen, welcher ſich dicht am Rheine, gleich einer koloſſalen Wand erhebt und von ſeinem Gipfel, auf welchem ein Bewirthungshaus der Fremden, die Ruinen einer alten Burg und ein Obelisk zum Andenken der 1814 beim Rheinübergange der Verbündeten gebliebenen Landwehrmänner ſtehen, eine der reichſten und intereſſanteſten Ausſichten gewährt;

---

*) Nach barometriſchen Meſſungen Neuerer, wobei der Rheinſpiegel zu Königswinter auf 170 F. angenommen worden iſt, beträgt die abſolute Höhe des Löwenberg 1444 und der Ruinen daſelbſt 1514 F.

der Stromberg oder Petersberg, welcher neben dem Drachenfels aufſteigt, und auf ſeiner 100 Morgen großen Oberfläche eine dem heiligen Petrus geweihete und von Wallfahrern häufig beſuchte Kapelle trägt; der Wolkenberg, ein abgeſtumpfter Bergkegel, der mit dem Drachenfels durch einen Bergrücken zuſammenhängt und einen bedeutenden Steinbruch hat, deſſen Steine in dem nahen Städtchen Königswinter bearbeitet und auf dem Rheine verführt werden. Dieſe drei Berge bilden die vorderſte Reihe; weiter vom Rhein entfernt ſieht man: den Löwenberg, den höchſten Berg des Siebengebirges, auf welchen einige Ruinen von der alten Löwenburg ſichtbar waren, die aber 1829 ganz zuſammengeſtürzt ſind; den Oelberg, mit vielen Baſaltfelſen und auf ſeiner ſteil abfallenden Nordoſtſeite mit dichtem Gebüſche bedeckt; den Hemmerich und den Nieder- oder Nonnenſtromberg.

Die Eifel, das merkwürdigſte Gebirge in den Preußiſchen Rheinprovinzen, befindet ſich auf dem linken Rheinufer, wo ſie in den Kreiſen Montjoie, Malmedy und Schleiden (ſonſt Gemünd) des Regierungsbezirks Aachen; Bittburg, Prüm, Wittlich und Daun des Regierungsbezirks Trier; Kochem, Mayen, Adenau und Ahrweiler des Regierungsbezirks Coblenz und in dem Kreiſe Rheinbach des Regierungsbezirks Cöln ſich vom 49° 48′ bis 50° 35′ N. Br. und 23° 40′ bis 24° 55′ O. L. ausbreitet, in einer Länge von 8 bis 10 und in einer Breite von 7 M., ſo daß man ihren Flächenraum auf wenigſtens 50 Q. M. annehmen kann. Von den in das Rheinthal, längs der Ahr ſich hinaberſtreckenden Bergen, etwa drei Stunden von dem Einfluſſe der Ahr in den Rhein, fängt die Eifel an, zieht ſich dann nach N. W., etwa 1 Meile nördlich über Münſtereifel und von da nach W. zwiſchen Gemünd und Schleiden in die Gegend von Montjoie. Von hier geht ſie ſüdlich bis Malmedy, und alsdann längs des hohen Bergrückens, welcher ſchon bald oberhalb Montjoie bis über Malmedy und bis an die Ardennen hin die hohe Veen heißt, in ſüdlicher Richtung über St. Vith, Prüm und Schönecken, noch jenſeits des Prüm- und Nimsfluſſes, und indem ſie noch mehr ſüdlich ſich nach dem rechten Ufer des Kyllfluſſes wendet, läuft ſie bis an die ſchon viel flacher und milder werdende Gegend von Bittburg, von welchem ſüdlichſten Punkte ſie ſich hierauf nach O. wendet, das ſchon in der Ebene liegende Wittlich berührt, die Höhen um Bertrich und Kaiſereſch umfaßt, und über Virneburg und Adenau bis wieder zur Ahr läuft; ſo daß ſie auf ihrer Oſtſeite an das fruchtbare Mayenfeld ſtößt, welches über Münſtermayenfeld gegen Coblenz und über Mayen bis gegen Andernach am Rhein ſich erſtreckt. Auf ſolche Weiſe nähert ſich zwar die Eifel ſowohl der Moſel als dem Rhein, erreicht jedoch dieſe beiden Flüſſe nicht. Die Eifel wird nur von kleinen Flüſſen durchſchnitten, welche zum Theil ro-

mantiſch ſchöne, fruchtbare und wohl angebaute Thäler bilden, zum Theil aber auch in ſehr engen, wilden und von kahlen Felſen und Schiefer oder auch Baſaltblöcken ſtarrenden Ufern ihre klaren Gewäſſer fortwälzen. Die bedeutenderen dieſer Flüſſe ſind gegen N. die Urft, welche in die Roer geht; gegen S. die Our und Prüm, welche ſich mit der Sure oder Sauer (einem Nebenfluſſe der Moſel) vereinigen, die Kyll und Lieſer, welche der Moſel zufallen; und gegen O. die Nette und die Ahr, welche in den Rhein laufen. Man theilt die Eifel in die vordere, mittlere, hohe und Schneeeifel. Die hohe oder Hocheifel durchzieht vorzüglich den weſtlichen Theil des Kreiſes Adenau; die Schneeeifel, auch Schneifel genannt, erſtreckt ſich nördlich an den Städten Kyll und Prüm, und bildet den rauheſten, wildeſten und unfruchtbarſten Theil der Eifel, und iſt mit Torfſümpfen, Heiden und Geſträuch bedeckt und gegen 2070 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Ueberhaupt iſt die Eifel ein im Ganzen wildes, ödes, unfruchtbares Gebirge, doch gilt dies vornehmlich von der Hoch- und Schneeeifel, deren höhere und rauhe Gebirgsebenen einen kalten, ſteinigen, höchſt armen Landſtrich bilden, von einem traurigen, düſtern Anſehen, mit ſehr wenigen und meiſt geringen, unfreundlichen Dorfſchaften, die von ſehr armen, größtentheils noch auf einer ſehr niedern Kulturſtufe ſtehenden, aber genügſamen, ehrlichen und treuherzigen Menſchen bewohnt ſind. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dieſer Landſtrich nur von ſehr wenigen Reiſenden beſucht, und war ihnen kaum den Namen nach bekannt. Eben ſo ſtanden auch die Bewohner mit denen der angränzenden Ebenen des Cölner und Jülicher Landes und des Rheinthales nur in geringem Verkehr, und lebten als ein faſt iſolirtes, armes Bergvolk von ſpärlichem Ackerbau und geringer Viehzucht größtentheils kümmerlich. Auf den unfruchtbaren und ſteinigen Höhen, wo nichts als Hafer gedeihet, war und iſt noch ihre Lebensweiſe eine ſehr dürftige, bei Haferbrei, ſehr grobem Brod und Kartoffeln. Jetzt ſeit dem die Eifel unter Preußiſchem Szepter ſteht, iſt durch die Sorgfalt der Regierung und der Kreisbehörden viel für die Verbeſſerung des Zuſtandes dieſer Bewohner und ihrer geiſtigen Kultur geſchehen, und es wird fortwährend mit ſo gutem Erfolge, durch Verbeſſerung des Unterrichts, Beförderung der Induſtrie und Gewerbe, Anlegung neuer und bequemer Landſtraßen daran gearbeitet, daß der Unterſchied zwiſchen jetzt und ehemals ſchon ſehr groß und erfreulich iſt.

Die Eifel iſt beſonders für den Naturforſcher ein ſehr merkwürdiges Gebirgsland, durch ihre vulkaniſche Beſchaffenheit, die ſich am meiſten in der Vorder- und Mitteleifel zeigt. Man nennt daher auch dieſen Theil der Eifel, der wenigſtens die Hälfte derſel-

den ausmacht, und von Bertrich über Hillesheim bis zur Schnee-eifel 6 M. und von Nordoſt nach S. W. von Uelmen bis zum Moſenberge bei Bettenfeld eben ſo viele Meilen ſich erſtreckt, die vulkaniſche Eifel; denn hier, auf dieſer 11 bis 1200 F. über dem Rhein erhabenen wellen- und muldenförmigen Hochfläche erblickt man theils bewaldete, theils mit großen Felsſtücken, Lavablöcken und zerklüftetem Stein beſetzte Kuppen von mäßiger Höhe und meiſt abgerundeter Kegelform. Je weiter man nach der Kyll zu kommt, deſto zahlreicher ſteigen dieſe kegelförmigen Kuppen auf. Einige tragen auf ihren Gipfeln alte Burgruinen, zum Theil noch bewohnte Burgen, andere haben wegen der auf ihnen emporragenden, meiſt mehr breiten, als hohen Felsmaſſen von Weitem das Anſehen von Burgruinen. An den Ufern der Kyll und in ihrer Nähe ſind die bedeutendſten vulkaniſchen Erhebungen, Reſte von Kratern und Lavaſtröme. Ein zerriſſener und mit baſaltiſchen Lavablöcken und Schlackentrümmern bedeckter Berg reihet ſich hier an den andern; und die deutlich unterſcheidbaren Krater mit mehr oder minder erkennbaren Lavaſtrömen und die Maare oder Landſeen mit ſüßem klarem Waſſer, zum Theil von beträchtlicher Tiefe, an der Stelle von ehemals eingeſunkenen und zu runden Thälern gewordenen Kratern entſtanden, und mit vulkaniſchen Auswürfen umgeben, drängen ſich hier in einem engen Raume von wenigen (höchſtens 4) Quadratmeilen an einander. Alles deutet an, daß in dieſem Revier, das hauptſächlich die Gegend von Daun nebſt Schalkenmehren, Neroth, Dockweiler nebſt dem Dreiſerweiher, Rokeskyn, Hohenfels, Gerolſtein nebſt der Kaſſelburg begreift, der eigentliche Centralheerd des vulkaniſchen Feuers ſich befunden habe. Vorzüglich erſcheint als ein Hauptpunkt der vormaligen Feuerwirkungen mit nachfolgenden Einſtürzungen großer Krater die weite, einem flachen Keſſel ähnliche Vertiefung, welche in einem Umfange von wenigſtens einer Stunde unweit der Dörfer Dreis und Dockweiler liegt, und welche noch immer unter dem Namen des Dreiſerweihers bekannt iſt, obgleich der ehemalige große Weiher, welcher ein vulkaniſches Maar und wohl das größte der Eifel (etwa halb ſo groß als der Laacher See) war, ſeit mehr als 30 Jahren abgegraben, ausgetrocknet und in einen großen Wieſenplatz, auf dem noch jetzt mehre Mineralquellen ſprudeln, verwandelt worden iſt. Dieſer Dreiſerweiher iſt auch, wie die andern Maare der Eifel, von einem Gebirgs- oder Lavawalle, den ſogenannten Maarbergen faſt rund um eingeſchloſſen; nur an zwei Seiten hat der Wall durch enge Thaleinſchnitte eine Oeffnung. Unter den vielen andern Maaren oder Kraterſeen nennen wir vorzüglich das Gillenfelder Maar, in einem Keſſelthale, durch Einſtürzung nach einem ehemaligen vulkaniſchen Ausbruche, wie alle Maare der Eifel gebildet, und von einem ringsum ſanft abhängigen Kranz von ſchön begrünten Anhöhen umgeben, der

größte *) und zugleich einer der ſchönſten Eifelſeen. Kein anderer iſt mit ſo ſchöner Buchenwaldung umgeben; ſein Umfang beträgt 6500 F. und ſeine Tiefe an 300 F.; an mehreren Stellen aber in der Mitte iſt kein Grund gefunden worden. Ringsum iſt der dieſen See umgebende Thonſchiefer mit Schichten vulkaniſcher Aſche und dergleichen Sandes bedeckt. Auf dem Mäuſeberg bei Daun ſind drei merkwürdige Maare, welche nur durch einen hohen, weit hinauf mit vulkaniſchem Sand bedeckten Schieferrücken von einander getrennt werden, und durch ihr nahes Beiſammenſeyn, umgeben von einem Kranz baſaltiſcher Kuppen, ſo wie durch ihre übrigen örtlichen Verhältniſſe dieſer Gegend ein beſonderes Intereſſe gewähren. Dieſe 3 Maare heißen: das Weinfelder Maar, von der auf dem Bergrücken ſtehenden Weinfelder Kapelle ſo genannt, mit einem äußerſt klaren Waſſer, ſo daß man die nackten Schieferfelſen auf dem Grunde ſehen kann, vollkommen kreisrund und von einem ziemlich ſteil abfallenden Ufer umgeben, welches den Spiegel des Sees wie ein Wall umſchließt, 314 F. tief und 63 Magdeburger Morgen groß; das Schalkenmehrer Maar, auf der andern Seite des ſchmalen Bergrandes, zunächſt dem Dorfe Schalkenmehren von gleicher Rundform, 86 Morgen groß, aber nur 98 F. tief und das Gemünder Maar, 190 F. tief und nur 24 Morgen enthaltend. Dieſe 3 Maare ſind unverkennbar eingeſunkene Krater, wie dieſes auch die ihre Ufer und einen großen Theil der Oberfläche bedeckenden Lagen vulkaniſcher Aſche, Sandes und dergleichen ausgeworfene Materialien beweiſen. Die Eifel gehört zu den Gebirgen mittlerer Höhe, denn der höchſte Berg derſelben, die öſtlich von Adenau liegende Hohe Acht, auf welcher der Baſalt in ſchönen Säulen ſich zeigt, iſt nur 2265 F. hoch. Andere, doch weniger hohe Berge der Eifel ſind noch: der 2080 F. hohe, ſchön bewaldete Ernſtberg bei Dockweiler, der über alle umliegende Berge hervorragt, und nicht allein durch ſeine Höhe, ſondern auch durch die Größe und ungeheure Menge der Lavamaſſen, die ſich in zwei großen Lagen von ſeinem Gipfel durch den Wald hinab bis nach Dockweiler erſtrecken, die Aufmerkſamkeit des Beobachters erregt; der 2070 (2150) F. hohe Kellberg, ein Baſaltkegel, an deſſen Fuße der Ort Kellberg liegt; die nicht viel niedrigere Nürburg mit der ſchönen Burgruine auf der Spitze und einer der herrlichſten Ausſichten in der Eifel; der etwa 2000 F. hohe Aremberg mit ſchönen Baſaltſäulen und einem alten Schloſſe; der 1650 F. hohe Moſenberg unweit Bettenfeld, einer der ausgezeichnetſten und ſchönſten vulkaniſchen Berge

---

*) Der Laacherſee iſt wohl viel größer, gehört aber nicht zur eigentlichen Eifel. Einige Nachrichten von demſelben findet der Leſer weiter unten.

der Eifel, welcher ganz aus verſchlackter und verglaſeter Lava beſteht, und deſſen 3 Köpfe drei Krater ſind, aus deren einem, der beſonders groß und ſchön, mit hohen Schlackenwänden umgeben, und an der Seite offen iſt, ein etwa 100 Schritte breiter Lavaſtrom gefloſſen iſt, welcher ſich nach O. etwa ½ Stunde weit ergoſſen, unten im Thale der Leiſer ſich geſtemmt und daſelbſt eine Mächtigkeit von 30 F. hat. Die vulkaniſche Eifel zeichnet ſich auch aus durch die Menge ihrer Mineralquellen (ſämmtlich ihrem Hauptcharakter nach eiſenhaltige Säuerlinge) und durch den großen Reichthum an freier Kohlenſäure, welchen die meiſten dieſer Mineralquellen beſitzen. Ja die Maſſe und Ausdehnung des kohlenſauren Gaſes, welches in einigen dieſer Gegenden ſich bis in die oberſten Schichten des Erdbodens herauf drängt, und aus dem trocknen Boden ausſtrömt, wird um ſo ſtärker und lebensgefährlicher, je trockner der Boden iſt. Sie gleichen ganz den bekannten ſchädlichen Ausdünſtungen der Hundsgrotte bei Neapel, der Dunſthöhle bei Pyrmont ꝛc. Am ſtärkſten iſt die kohlenſaure Gasquelle, welche ¼ Stunde von der Biresborner Mineralquelle auf dem rechten Ufer der Kyll auf einem etwa 150 F. über den Fluß erhabenen, feuchten doch bei heißer Witterung trocken werdenden Wieſengrundes vorkommt und der Brudeldreis heißt. So lange dieſer Dreis (Provinzialausdruck, der ſoviel als Mineralquelle bedeutet) etwas Waſſer hält, hört man ein ſtarkes Brauſen, mit welchem er das kohlenſaure Gas ausſtößt; wenn das Waſſer verſiegt, hört auch das Brauſen auf, welches jedoch wiederkehrt, ſo bald man auf die Stelle der Gasquelle etwas Waſſer ſchüttet. Bei der vollen Wirkſamkeit dieſer Gasquelle findet man ſchon in der Höhe von einigen Fuß über ihm kleinere Thiere durch das Gas getödtet und Menſchen werden leicht ſchwindlich und betäubt. In dem ſchon oben angeführten Dreiſerweiher ſind allein 4 durch ihren reichen Kohlenſäure- und Natrongehalt ausgezeichnete Mineralquellen, welche der Stockdreis, der Judendreis, die Dreisader und der Kuchendreis heißen; desgleichen ſind bei Daun 7, bei Gerolſtein 2 eiſenhaltige Sauerbrunnen ꝛc. Die ¼ Stunde von dem Dorfe Biresborn entfernte Biresborner Mineralquelle iſt eine der vorzüglichſten und kräftigſten und auch wohl die berühmteſte unter den Stahlquellen der Eifel, und es werden von dieſer jährlich 30,000 Krüge verſchickt. Bemerkenswerth ſind auch die großen Mühlſteinbrüche der vulkaniſchen Eifel, deren Mühlſteine zwar nicht völlig ſo gut wie die Nieder- und Obermendiger in dem öſtlich an die Eifel ſtoßenden und gleichfalls vulkaniſchen Mayenfelde ſind, doch aber zu den wichtigſten Produkten dieſer Gegend gehören und in großer Menge weit verfahren werden.

Unter den Produkten des Preußiſchen Staates iſt auch Manna oder Schwaden genannt, welches Produkt man nicht mit

dem bekannten und S. 465 beſchriebenen Manna verwechſeln muß, ſondern es heißt eigentlich Mannaſchwingel, auch Schwaden, und iſt ein in ſchlammigen Gräben, flachen Teichen, niedrigen, ſehr feuchten Wieſen wild wachſendes Futtergras, mit einem 2 bis 6 F. hohen Halme und gegen 2 F. langen Riſpen, worin ſich längliche etwas zuſammengedrückte, weißgelbe Samenkörner befinden, die in einer braunen Schale eingeſchloſſen ſind. Aus demſelben wird durch Abſonderung der Schale die Mannagrütze bereitet, die von einem angenehmen Geſchmacke und eine geſunde nahrhafte Speiſe iſt. Man ſammelt den Samen vom Johannistag bis in den Herbſt mit Haarſieben, in welche man die Halme herüber beugt und abklopft. Die beſte Zeit hierzu iſt der frühe Morgen, denn wenn die Sonne den Thau abgetrocknet hat, ſo fällt der Samen bei der geringſten Erſchütterung des Halmes aus, und geht meiſtens verloren. Dieſer Umſtand, daß man den Samen im Thau einſammelt hat zu der Benennung Himmelsthau Anlaß gegeben, welche derſelbe in verſchiedenen Gegenden führt.

Der Anis iſt eine Gewürzpflanze und im Orient einheimiſch, wird aber auch im ſüdlichen Europa und in Deutſchland häufig angebaut. Er gehört zu den Doldengewächſen, treibt einen über 3 F. hohen Stengel mit kleinen weißen Blumen und länglichen, grünbraunen Samenkörnern, welche den nutzbaren Theil der Pflanze ausmachen, indem ſie einen überaus gewürzhaften, angenehmen Geruch und einen ſüßlichen Geſchmack haben und daher als Gewürz an Speiſen und Getränken, ſo wie auch in der Arzneikunſt gebraucht werden. Die nach dem Worfeln zurückgebliebene Spreu enthält ein ätheriſches oder flüchtiges Oel, welches deſtilirt und in blechernen Flaſchen verſchickt wird. Anisbau wird im Prreußiſchen Staate vorzüglich von den Ortſchaften Schwanebeck und Weſterhauſen im Magdeburger Regierungsbezirke, von der Umgegend Erfurts und anderen Ortſchaften Thüringens, desgleichen in Franken, namentlich um Bamberg ꝛc. getrieben.

Koriander iſt gleichfalls eine Gewürzpflanze, im ſüdlichen Europa wild wachſend, aber auch ordentlich in Gärten und auf Feldern angebaut, vorzüglich bei Erfurt, und gehört zu den Doldengewächſen. Die ganze Pflanze, auch friſch der Samen, riecht wanzenartig, letzterer aber bekommt getrocknet einen gewürzhaften, ſüßlichen Geſchmack, und enthält ein ätheriſches Oel, welches man, ſo wie die getrockneten Samenkörner, in der Arzneikunſt gebraucht. Die Samenkörner werden auch als Zuſatz bei Backwerk benutzt.

Glätte, Blei- oder auch Silberglätte, iſt ein mineraliſches Produkt, das auf Hüttenwerken bei Scheidung des Silbers vom Blei gewonnen wird, und beſteht aus kleinen zuſammenhängenden, ſtark glänzenden, weiß gelblichen Schuppen, indem nämlich in einem ſtarken Feuer die Bleiaſche in einen Anfang der

Verglaſung übergeht und zu einer gelblichen, glasartigen Maſſe ſchmilzt. Die Bleiglätte iſt ein wichtiger Handelsartikel, da ſie vielfach zu Töpferglaſur, zu Mineralfarben, zu Oelfirniſſen ꝛc. auch in Apotheken zur Bereitung äußerer Bleipräparate gebraucht wird. Im Preußiſchen Staate gewinnt man jährlich an 9 bis 10,000, im Oeſterreichiſchen Staate 16,000, in Hannover 28,000, in Frankreich 10,000, in Sachſen 3000, in Naſſau 5000 Ctr. Bleiglätte.

Backofenſteine ſind Steine vulkaniſchen Urſprungs, die bei dem Dorfe Bell im Kreiſe Mayen des Regierungsbezirks Coblenz bergmänniſch in vielen Gruben gebrochen werden. Da ſie beſonders der Gewalt des Feuers widerſtehen, ſo werden ſie vorzüglich zu Feuerheerden, Backöfen und dergleichen Feuerbehältern benutzt und weit und breit verführt. Sie ſind gelb und leicht. Auch am Siebengebirge bei Heiſterbach finden ſie ſich.

Der Tuffſtein gleichfalls vulkaniſchen Urſprungs wie der Backofenſtein, wird ſehr häufig als Bauſtein benutzt, weil er ſehr leicht und doch dabei feſt iſt, und findet ſich im Kreiſe Mayen (Rgbzk. Coblenz) und beſonders im romantiſchen Thale des Brohlbaches in ungeheuren Maſſen. Wenn der Tuffſtein auf den dazu beſtimmten Mühlen zu Pulver oder Sand zerſtoßen iſt, ſo erhält er den Namen Traß, der mit Kalk vermiſcht, einen vortrefflichen Mörtel bildet, welcher zugleich der Luft und dem Eindringen des Waſſers widerſteht, und ſich vorzüglich zu Waſſerbauten eignet. Die Holländer waren es daher zuerſt, die den Gebrauch deſſelben bei ihren vielen Waſſerbauten einführten, weshalb auch dieſes Produkt von jeher entweder roh (und erſt in Holland gemahlen) oder ſchon im Brohler Thale, wo mehrere Traßmühlen ſind, zu Traß bereitet, zum größten Theile nach Holland ging, welcher Handel jedoch in neuern Zeiten abgenommen hat. Mit dieſem vulkaniſchen Tuffſtein darf man jedoch nicht den Kalktuff verwechſeln, der ſich meiſtens in tiefen Sumpfgegenden bildet, wo das Waſſer die von den benachbarten Kalkbergen losgeriſſenen Kalktheilchen abſetzt und damit die hier befindlichen Körper überzieht. So enthält die Gegend von Langenſalza bis Tennſtädt (im Regierungsbezirke Erfurt) und bei Greußen im Schwarzburgiſchen faſt lauter Kalktuff, eine Art löcherigen Kalkſteins mit beträchtlichen Höhlungen, der zum Bauen benutzt wird.

Baſalt iſt eine harte, feſte und ſchwere Steinart von bläulich ſchwarzer Farbe, ins Hellere oder Dunklere übergehend und wird von den Meiſten für ein vulkaniſches Produkt gehalten. Er erſcheint meiſt in abgeſonderten Stücken, als Säulen von verſchiedener Länge und Dicke und mit 3, 6, 9 Seiten (Säulenbaſalt) oder als vollkommen runde oder gedrückte Kugeln (Baſaltkugeln), ſeltener als Platten oder Pyramiden. Bisweilen ſind jene Säulen gegliedert, ſo daß ſie an dem einen Ende ausgehöhlt ſind, in

welche Höhlung das abgerundete Ende der folgenden Säule paßt (Gelenkbaſalt). Der Baſalt iſt ſehr häufig auf der Erde und bildet als Gebirge mehr einzelne, rundliche Kuppen. In Deutſchland, beſonders von der Thüringer Gränze durch Heſſen bis zum Rhein, wo die Rhön, der Vogelsberg, der Habichtswald, der Weſterwald, das Siebengebirge und die Eifel eine faſt ununterbrochene Kette von Baſaltbergen bilden, im ſüdlichen Frankreich (wo vorzüglich das Dep. der Ardeche einen außerordentlichen Reichthum von den ſchönſten Baſaltſäulen beſitzt), in Island, Schottland (wo die berühmte Inſel Staffa, S. 227), Ireland (wo der berühmte Rieſendamm, S. 196) ꝛc. iſt der Baſalt ſehr verbreitet. Gewöhnlich werden die Baſaltſäulen neben einander ſtehend, ſeltener liegend angetroffen, haben oben und unten gleiche Dicke, laufen aber auch zuweilen ſpitz oder kegelförmig zu. Die Baſaltberge ſtehen theils auf Ebenen und ſelbſt in Thälern, theils auf dem Rücken anderer Berge von verſchiedenen Steingattungen. Die Stellung der Baſaltſäulen iſt mehrentheils lothrecht, und ſie paſſen, ihrer ungleichen Seiten ungeachtet, größtentheils ſehr genau an einander. An manchen Orten ſind alle Säulen gleich lang, an andern Orten von ungleicher Länge, den Orgelpfeifen ähnlich. Man gebraucht den Baſalt zum Bauen, Straßenpflaſtern, Chauſſeen, zu Thür- und Fenſterpfoſten, zu Amboßen für Buchbinder und Goldſchläger, zu Probirſteinen.

Mergel, eine Miſchung von Kalk und Thon, heißt, wenn ſie aus gleichen Theilen von Kalk und Thon beſteht, eigentlicher Mergel, oder wenn ſie mehr Kalk als Thon enthält, Kalkmergel, oder wenn dies Verhältniß umgekehrt iſt, Thonmergel. Auch giebt es Sand- und Gypsmergel, wenn Sand und Gyps mit eingemiſcht iſt. Der Mergel findet ſich theils erdig, theils als Tuff, theils als Stein. Am gemeinſten iſt der Gebrauch der Mergelerde zur Verbeſſerung der Aecker; doch hat ſie keine düngende Kraft, ſondern verbeſſert nur den Acker, theils wie jede zweckmäßige Miſchung verſchiedener Erdarten, theils dadurch, daß ſie die befeuchtenden Theile aus der Luft ſtark an ſich zieht, theils indem ſie die Auflöſung des thieriſchen Düngers befördert und alſo die Wirkſamkeit deſſelben beſchleunigt und vermehrt.

Der Bernſtein iſt eins der merkwürdigſten Produkte der Erde und wahrſcheinlich ein durch den langen Aufenthalt in der Erde und unter dem Waſſer verändertes Baumharz von Bäumen der Vorwelt, deren Geſchlecht, ſo wie manche Thierart, bei großen Naturumwälzungen, ausgegangen iſt. In ihm finden ſich nicht ſelten Inſekten meiſt unbekannter Art, wie auch einige Pflanzentheile, wodurch die in der älteſten Zeit ſchon gehegte Meinung, daß der Bernſtein ein Baumharz ſey, beſtätigt wird. Die Farbe des Bernſteins iſt gewöhnlich die gelbe, vom dunkeln Braungelb bis zum matten Gelb. Je bläſſer das Gelb, deſto größer iſt der Werth;

der dunkelgelbe Bernſtein iſt der gemeinſte. Auch iſt der Bernſtein mehr oder weniger durchſichtig und ſo hart, daß er ſich drechſeln und poliren läßt. Gerieben oder angezündet giebt er einen ſehr angenehmen Geruch. Die Bernſteinſtücke erſcheinen in mancherlei Form, rund, länglich, birnförmig und von verſchiedener Größe. Eins der größten Stücke, das je gefunden wurde, befindet ſich in dem Mineralienkabinette des königl. Bergwerks- und Hüttendepartements zu Berlin. Es wurde auf dem zwiſchen Gumbinnen und Inſterburg (in Oſtpreußen) gelegenen Gute **Schlappacken** in dem Graben, der nach dem Angerapfluß führt, 1803 den 12. Juli gefunden, und war $13\frac{3}{4}$ Z. lang, $8\frac{1}{2}$ Zoll breit, auf der einen Seite $5\frac{5}{8}$ Zoll, auf der andern $3\frac{1}{2}$ Zoll dick. Der Kubikinhalt betrug $318\frac{3}{4}$ Zoll, das Gewicht 13 Pfd. $15\frac{3}{4}$ Loth. Solche große Stücke ſind ſehr ſelten, die gewöhnlichen größten Stücke haben die Dicke eines Daumens und einer Fauſt. Man benutzt den Bernſtein zu allerhand Kunſtarbeiten (Korallen, Hals- und Armbänder, Roſenkränzen, Kruzifixen, Berlocken an Uhrketten, Pfeifenſpitzen, Doſen), zum Räucherwerk, zu Firniſſen und in der Arzneikunſt, als Bernſteinöl, Bernſteinſalz, Bernſteinſpiritus ꝛc. Der Bernſtein findet ſich am meiſten in den Oſtſeeprovinzen, wo er theils aus der See, nach ſtarken Stürmen *) mit weiten Netzen oder Käſchern, die an 20 bis 24 F. langen Stangen befeſtigt ſind, und mit welchen die Schöpfer bis über die Bruſt in die See hineingehen, aufgefiſcht, theils auch und ſelbſt in Gegenden, die vom Meere ziemlich weit entfernt ſind, gegraben wird. **) Ehedem mußte aller am Oſt- und Weſtpreußiſchen Strande der Oſtſee geſammelte Bernſtein (deſſen Gewinnung ein Regale iſt) in die königl. Bernſteinkammer zu Königsberg geliefert werden, wo er nach ſeiner verſchiedenen Größe ſortirt und theils den Bernſteindrechslern zu Königsberg und Stolpe für einen beſtimmten Preis zur Bearbeitung überlaſſen, theils aber roh nach der Levante und in andere Gegenden verkauft wurde. Zu dieſem Behuf war der Strand in mehrere Abſchnitte getheilt, die **Strandreviere** oder **Strandberitte** genannt wur-

---

*) Im Allgemeinen hat man bemerkt, daß vorzüglich ein ſehr ſtarker Nordwind, der 3 bis 5 Tage anhält, ihn vom Boden der See aufreißt und mit dem Bernſteinkraut oder Tang und Sprock in die Höhe führt, die ergiebigſte Erndte giebt.

**) So gruben im J. 1811 in einer Gegend, wo man wegen der weiten Entfernung von der Oſtſee keinen reichen Bernſteingewinn vermuthet hätte, nämlich in dem Oſtpreußiſchen Kreiſe Ortelsburg, die Einwohner von Friedrichshof und Willamoven auf ihren Aeckern und im Walde eine bedeutende Menge von Bernſtein, und bei der deshalb 1814 angeſtellten königl. Unterſuchung fand ſich der Bernſtein gleich dem am Seeſtrande gegrabenen neſterweiſe in einer ähnlichen ſchwarzen Erde und ſelbſt noch mit Spuren des Seetang, womit er an der Oſtſee vorkommt.

den, deren 35 waren, und die 2 Diſtrikte bildeten, nämlich den Pillauiſchen (von Polsky bis Tenkitten) und den Palmnickſchen (von Tenkitten bis zur Ruſſiſchen Gränze). Seit 1811 aber iſt die Bernſteinſammlung in Oſtpreußen verpachtet. Von 1782 bis 1802 betrug die Bruttoeinnahme von dem Bernſtein 196,151 Rthlr., im Durchſchnitte jährlich 9807 Rthlr., die reine Einnahme aber jährlich nur 4828 Rthlr. In allen Beritten wurden in einem Zeitraume von 18 Jahren (1786—1804) zuſammen 144 Tonnen, 2 Achtel, 5½ Stof (die Tonne à 168 Pfund) Seebernſtein und 146 Pfd. Sortiment, zuſammen 24,382 Pfd. gewonnen. Man theilt den Bernſtein in 5 Sorten, nämlich: Sortiment oder Sortimentsſtein, worunter man durchſichtige, gelbe Stücke verſteht, die 6 Loth und darüber wiegen, und größtentheils nach der Türkei gehen; Tonnenſtein, Stücke deren 30 bis 40 ein Pfund betragen; Fernitz oder Firniß, kleine jedoch reine, flache, hellfarbige Stücke, die 1 bis 2 Zoll betragen; Sandſtein, noch kleinere, weniger klare Stücke, und Schluck von der Größe des Sandſteins und Fernitz, aber wegen der enthaltenen Unreinigkeiten an Sand und Erde undurchſichtig. Am häufigſten iſt der Sandſtein und der Schluck, dann folgen der Tonnenſtein und der Fernitz, am ſeltenſten das Sortiment. Die reichſte Bernſteingegend iſt in dem etwa 3 M. langen Striche von Pillau bis Dirſchkeimen (im Kreiſe Fiſchhauſen des Oſtpreußiſchen Regierungsbezirks Königsberg), beſonders in den benachbarten Buchten von Palmnicken. Geringer iſt der Gewinn von Bernſtein in Pommern, wo man ihn zwar auch an der ganzen Oſtſeeküſte, von Leba bis zum Ausfluſſe der Peene findet, aber nur bei Stolpe und Rügenwalde iſt der Bernſteinfang noch von einiger Bedeutung. Was in Brandenburg, Schleſien und Sachſen (wo zuweilen von dem Arendſee Bernſtein ausgeworfen wird) in Sümpfen und Thonlagern an Bernſtein gefunden oder aus einigen Flüſſen und Bächen ausgewaſchen wird, iſt vollends ſehr unbedeutend.

Zu den Einwohnern Slaviſcher Abſtammung im Preußiſchen Staate gehören auch Wenden und Kaſſuben, die erſtern zahlreicher als die letztern, und zwar vorzüglich in dem mit dem Schleſiſchen Regierungsbezirke Liegnitz vereinigten Preußiſch gewordenen Theile der Oberlauſitz und in der vormaligen Niederlauſitz, jetzt zum Regierungsbezirke Frankfurt gerechnet. Die Wenden haben eine eigene (die Wendiſche) Sprache mit vielen Mundarten; doch verliert ſie immer mehr an ihrer Originalität, beſonders in den Gegenden, welche mit Deutſchen Städten und Dörfern zuſammengränzen, wo die Wenden durch den Umgang mit Deutſchen viele Deutſche Wörter und Endungen in ihre Sprache aufgenommen haben. Uebrigens lieben ſie ihre Sprache leidenſchaftlich, und wenn ſie auch Deutſch verſtehen, ſtellen ſie ſich oft, als haben ſie nicht die geringſte Kenntniß davon. Dagegen kann man ihr Zutrauen durch nichts ſchnel-

ler gewinnen, als wenn man Wendiſch mit ihnen redet. Jetzt ſucht man faſt in allen Wendiſchen Dörfern die Wendiſche Sprache zu verdrängen, indem man zum Unterricht theils Deutſcher, theils halb Deutſcher und halb Wendiſcher Bücher ſich bedient. Auch wird in manchen Kirchen Wendiſch und Deutſch gepredigt, und zwar oft von demſelben Pfarrer. Der Wende, welcher ſo oft von dem Deutſchen unterdrückt wurde, hat einen gewiſſen Nationalhaß gegen denſelben, indem er mit dem Namen Njemez (Deutſcher) einen entehrenden Begriff verbindet; doch wo ihm gleiche Rechte mit dem Deutſchen eingeräumt ſind, merkt man faſt keine Spur eines Nationalhaſſes mehr. Uebrigens iſt der Wende treu und gehorſam der Herrſchaft, ergeben dem Landesherrn, und zeichnet ſich als Krieger durch Tapferkeit und Erduldung von Strapatzen aus. Auch iſt Gaſtfreiheit ein liebenswürdiger Charakterzug deſſelben. Eine beſondere Tracht und eigene Gebräuche herrſchen bei den Wenden; doch iſt die Wendiſche Tracht des männlichen Geſchlechts weniger von der Deutſchen, als die des weiblichen Geſchlechts verſchieden. Muſik und Tanz ſind die Lieblingsfreuden des Wenden. Bei Gelagen und im Kretzſcham (Wirthshauſe) trällert und ſingt er gern Volksliedchen, die freilich nicht immer die feinſten ſind. Die gewöhnlichen muſikaliſchen Inſtrumente beſtehen in der dreiſaitigen Geige und in der Schalmei, ſonſt auch im Dudelſack. Hirten blaſen den Roſchk, ein Hörnchen von Ziegen- oder Bockshorn. Der Wendiſche Tanz gleicht ziemlich dem Polniſchen.

Auch die Kaſſuben ſind ein Ueberreſt der alten Wenden, und bewohnen den nordöſtlichen Winkel Hinterpommerns, von Stolpe bis an die Weſtpreußiſche Gränze und von dieſer nördlich bis an die Oſtſee. Bis zum Jahre 1810 waren ſie leibeigen. Ihre Sprache iſt ein Wendiſcher Dialekt, durch die Nothwendigkeit mit Deutſchen und Polniſchen Wörtern vermiſcht; doch ſucht die Regierung, die Kaſſubiſche Sprache nach und nach zu verdrängen. Gepredigt wird in Deutſcher und Kaſſubiſcher Sprache. Die meiſten Kaſſuben verſtehen und ſprechen auch ſchon Deutſch, welches platt und mit einem Zuſatz Wendiſcher Wörter vermiſcht iſt. Ein Beiſpiel hiervon iſt: Schlört en betken int Doritz un laht us en Muhlken vull kulzen, d. h. geht ein bischen in die Stube und laßt uns ein Maul voll koſen. Ihre Kleidung iſt Ueberreſt Wendiſcher Tracht, und ihre Lebensart ähnelt der Polniſchen. Die rühmlichen Eigenſchaften des Wenden, Gaſtfreiheit, Treue, Ordnungsliebe, Fleiß und Reinlichkeit findet man bei den Kaſſuben nicht.

Die Provinz Brandenburg.

Ueber das Geſchichtliche derſelben ſehe man die allgemeine Geſchichte des Preußiſchen Staates nach.

In dieſer Provinz und zwar in dem Regierungsbezirke Potsdam liegt Berlin, die Hauptſtadt der Monarchie und die Reſidenz des Königs, nach Wien die bevölkertſte und größte Stadt Deutſchlands. Sie entbehrt den Vortheil einer ſchönen Natur und einer durch Abwechslung reizenden Umgebung, wodurch ſich die meiſten Hauptſtädte Europas auszeichnen, und liegt in einer flachen Gegend, mit einem größtentheils aus trocknem Sand beſtehenden Boden; doch erheben ſich auf der Nord- und Südſeite einige Anhöhen, die eine gefällige Ausſicht über die Stadt und ihre Umgebungen gewähren, und Fleiß und Betriebſamkeit haben den dürren Sandboden vortrefflich angebaut und ihm ein freundliches Lächeln abgewonnen. Die Spree, ein ſchiffbarer Fluß von mittelmäßiger Größe, durchſchneidet die Stadt in mehreren Armen und nimmt innerhalb derſelben das Flüßchen Pankow oder Panke auf. Hat auch die Natur für Berlin wenig gethan, ſo verdankt es deſto mehr der Kunſt, ſo daß es unſtreitig die ſchönſte Stadt Deutſchlands und eine der ſchönſten in Europa iſt; beſonders gilt dies von der Friedrichs- und der Dorotheenſtadt, welche lauter breite, gerade, einander in rechten Winkeln durchſchneidende Straßen, mit den anſehnlichſten und geſchmackvollſten Gebäuden beſetzt, und die vorzüglichſten Plätze darbieten; in den übrigen Theilen ſind die Straßen im Allgemeinen minder breit und lang, auch hin und wieder winkelig, wodurch ſie ein mehr düſteres Anſehen bekommen. Außer den ſchon genannten 2 Städten, der Friedrichsſtadt und der Dorotheenſtadt oder Neuſtadt, beſteht Berlin noch aus 3 andern Städten, nämlich dem eigentlichen Berlin, Köln, das ſich in Alt- und Neuköln theilt und dem Friedrichswerder. Zu dieſen 5 Städten iſt ſeit 1828 noch ein neuer prachtvoller Stadttheil gekommen, welcher den Namen Friedrich-Wilhelmsſtadt erhalten hat, zwiſchen der Friedrichsſtraße, dem Schiffbauer-Damme an der Spree und der Stadtmauer, vom Unterbaume bis zum Oranienburger Thor ſich erſtreckt, und in einer Gegend der Stadt entſtanden iſt, die bloß aus Wieſen, Gärten und Holzplätzen beſtand. Außerdem gehören 4 Vorſtädte, innerhalb der Ringmauer zu Berlin, nämlich die Königsſtadt oder Königsvorſtadt, die Spandauer-, die Stralauer und die Kölniſche oder Köpnicker Vorſtadt, jetzt Luiſenſtadt genannt. Außer den einzelnen Etabliſſements, welche beinahe vor allen Thoren Berlins liegen und zu dem angränzenden Stadttheile gerechnet werden, giebt es noch auf der Nordſeite zwei beſondere Vorſtädte außerhalb der Ringmauer, die Roſenthalervorſtadt oder Neuvoigtland und die Oranienburger Vorſtadt. Das Ganze begreift 2¼ M. im Umfange, ¾ M. in der größten Länge, ½ M. in der größten Breite, 7600 Privatwohnhäuſer und mit dem Militär jetzt 266,000 E. Die Zahl der Civileinwohner belief ſich 1831 auf 229,843.

Unter den Thoren zeichnet ſich wegen ſeiner Pracht das Brandenburger Thor aus, durch welches man von der ſchönen Straße unter den Linden und dem Pariſer Platze auf die den Thiergarten durchſchneidende, des Abends mit Laternen erleuchtete und nach Charlottenburg führende, breite, ſchöne Chauſſee gelangt. Dieſes Thor in den Jahren 1789—1793, mit einem Koſtenaufwande von ½ Million Rthlr., in dem Geſchmacke des Burgthores (des Propyläon auf der Akropolis) von Athen erbaut, ſtellt eine Kolonnade von 12 großen und 20 kleinern Doriſchen Säulen von Sandſtein dar. Die erſtern, wovon jede 44 F. hoch iſt, bilden 5 Ein- und Ausfahrten oder Durchgänge, worunter der mittlere 18 und jeder der 4 Nebendurchgänge 12 F. 4 Z. breit iſt. Die mittlere Durchfahrt darf nur von königlichen Wagen paſſirt werden, alle übrigen Wagen und Reiter müſſen ſtets die Durchfahrten halten, welche ihnen zur linken Hand ſind; Fußgängern ſteht beliebige Wahl frei. Die übrigen 20 kleinern Säulen (24 F. hoch) dienen theils, die Schönheit des Ganzen zu vermehren, theils verzieren ſie die 2 anſtoßenden Seitenflügel, zwei Gebäude in Form antiker Griechiſcher Tempel angelegt, wovon das eine zur Thorwache, das andere zur Wohnung des Thorbeamten dienet. Ueber dem Haupttheile des Thores, wo die 5 Hauptdurchgänge ſind, prangt die ſogenannte Quadriga oder ein Siegeswagen nach antiker Form, worin die Siegesgöttin mit dem Siegeszeichen in der Hand ſteht. Die 4 vor dem Wagen ſtehenden Pferde ſind 12 F. hoch und ſo wie die ganze Gruppe von Kupfer. Dieſes Kunſtwerk wurde 1806 auf Befehl Napoleons nach Paris gebracht, aber von den ſiegreichen Preußen, bei ihrer Einnahme von Paris, 1814 wieder hierher an ſeine vorige Stelle verſetzt, und hierauf das Siegeszeichen der Göttin noch mit einem eiſernen Kreuze und dem Preußiſchen Adler darüber verſehen. Die ganze Höhe des Thores mit der Gruppe beträgt 80 und die Breite 195 F. 9 Zoll. Viele Bildhauerarbeit iſt auch daran angebracht.

Unter den 40 Brücken Berlins bemerken wir bloß: 1) die ſogenannte lange Brücke, welche dieſen Namen aus den alten Zeiten her hat, wo hier eine lange hölzerne Brücke über das damals ungleich breitere Bette der Spree führte; jetzt iſt ſie bloß etwa 65 Schritte lang und hat 5 Schwibbogen aus Pirnaiſchen Sandſteinen, und iſt ſtatt des ſonſtigen ſteinernen Bruſtgeländers, mit einem eiſernen Geländer geſchmückt. Die Hauptzierde aber derſelben iſt die aus Erz gegoſſene, koloſſale Bildſäule des Kurfürſten Friedrich Wilhelms des Großen zu Pferde, in Römiſcher Tracht und in der Rechten den Kommandoſtab haltend. An dem aus weißem Marmor gearbeiteten Fußgeſtelle ſieht man 4 bronzene, in Feſſeln liegende Sklaven. Die Figuren ſind vortrefflich gearbeitet. 2) Die ſchöne neue Friedrichsbrücke, 236 F. lang und 32 F. breit, von 8 eiſernen Bogen getragen, die mit dem eiſernen Geländer

6236 Ctr. wiegen. 3) Die neue Schloßbrücke, 1822—1824 erbaut, 100 F. breit und 156 F. lang, mit 2 maſſiven Bogen von Quaderſtücken aufgeführt und in der Mitte mit Aufzugsklappen für die durchfahrenden Schiffe. Das Geländer von gegoſſenem Eiſen ſtellt in durchbrochenen Feldern allerlei Figuren in abwechſelnder Form dar und wird von 8 viereckigen einfachen Fußgeſtellen von polirtem Granit in gewiſſen Zwiſchenräumen unterbrochen. Marmorne Gruppen von Helden, die auf dieſe Fußgeſtelle kommen, werden dieſe Brücke zu der prachtvollſten in Berlin machen. 4) Die 1826 vollendete Weidendammer Brücke, woran faſt alles von Eiſen iſt und deren Bogen auf eiſernen Pfeilern und Säulen ruhen, ſo daß 8000 Ctr. zu dieſer Brücke verbraucht worden ſind.

Jetzt iſt in Berlin die Erleuchtung der Straßen mit Gas eingeführt, und im J. 1833 brannten täglich 6289 Gasflammen, und zwar 1789 öffentliche, 4500 aber in Privathäuſern. Die Leitung des Gaſes erfolgt in Röhren aus Gußeiſen, welche zuſammen im Sommer 1833 bereits eine Länge von 12½ Meilen hatten. Der größte Gebrauch von Gas in den längſten Winternächten betrug 280,000 Kubikfuß und der jährliche Bedarf an Steinkohlen 50,000 Preußiſche Tonnen. Die längſte Straße in Berlin iſt die Friedrichsſtraße, welche eine Länge von 4250 Schritten hat und vom Halliſchen Thore bis an das Oranienburger Thor, in einer ſchnurgeraden Linie geht, indem ſie die Friedrichsſtadt, die Dorotheenſtadt und die Spandauer Vorſtadt durchſchneidet, und mit größtentheils ſehr ſchönen Häuſern beſetzt iſt. Auch die Leipziger Straße, 2000 Schritte in einer ſchnurgeraden Linie laufend, iſt eine der ſchönſten, mit durchgängig ſchönen, geſchmackvollen Gebäuden, und an heitern Tagen ſieht man hier, ſowohl im Sommer als Winter Tauſende von Herren und Frauen, im höchſten Schmuck, nach den vor dem Potsdamer Thore gelegenen Landhäuſern, Blumengärten, Kaffeehäuſern, Tabagien und Tanzböden wallfahrten. Auch die Wilhelmsſtraße mit ihrer neuen Verlängerung; die Behrenſtraße und noch mehrere andere zeichnen ſich mit ihren ſchönen Häuſern aus. Vorzügliche Erwähnung verdienet ferner die Straße unter den Linden in der Dorotheenſtadt, gleichfalls eine der ſchönſten Straßen. Sie geht von dem Opernplatz zum Pariſer Platz und dem Brandenburger Thore, iſt 2688 F. lang, 170 F. breit, und nicht allein mit den ſchönſten Gebäuden beſetzt, ſondern auch mit einer 4fachen Allee von Linden bepflanzt, zwiſchen welchen auf jeder Seite zwei gepflaſterte zum Reiten und Fahren und in der Mitte ein 50 F. breiter, feſtgeſtampfter, mit Kiesſand beſtreuter Spaziergang iſt, mit einem eiſernen Geländer eingefaßt und mit 40 Ruhebänken an jeder Seite verſehen. Hier ſieht man immer ſehr viele Spaziergänger. Das größte Menſchengewühl aber herrſcht auf der Königsſtraße in dem eigentlichen Berlin, und dauert bis ſpät in die Nacht fort. In den untern Geſchoſſen der

an derſelben ſtehenden Häuſer erblickt man faſt nichts als Kaufmannsgewölbe.

Wir kommen nun zu den öffentlichen Plätzen, deren Berlin viele und ſchöne beſitzt. Vor allen nennen wir den bekannten Wilhelmsplatz, welcher ein großes, regelmäßiges 280 Schritte langes und 90 Schritte breites Viereck bildet, das von prächtigen Häuſern und Pallästen umgeben, mit einer Lindenallee eingefaßt und mit den 6 marmornen Statüen der berühmten Preußiſchen Generale Schwerin, Winterfeld, Keith, Seidlitz, Ziethen und des Fürſten Leopold von Deſſau *) geziert iſt, worunter die beiden letz-

*) Chriſtoph, Graf von Schwerin war 1684 im Schwediſchen Pommern geboren, trat 1720 in Preußiſche Dienſte, ward 1740 daſelbſt Generalfeldmarſchall und blieb 1757 in der Schlacht bei Prag, indem er, um die Soldaten zum Angriff zu ermuntern, eine Fahne ergriff und damit voran ging. — Hans Karl von Winterfeld war 1707 zu Vanſelow in Pommern geboren, trat ſchon im 16. Jahre in Preußiſche Kriegsdienſte, ward in der Folge Generallieutenant und blieb in einem Gefechte 1758 bei Moys in der Lauſitz. — Jakob von Keith, 1696 zu Freterreſſa in Schottland geboren, trat 1728 als Brigadegeneral in Ruſſiſche Dienſte, erhielt wegen ſeiner Auszeichnung in den Kriegen gegen die Türken und Schweden die Feldmarſchallwürde, verließ aber demohngeachtet Rußland und ging zu Friedrich II., der ihn 1749 als Feldmarſchall und Gouverneur von Berlin in ſeine Dienſte nahm. Allein ſchon beim Anfang des 7jährigen Krieges fiel er von einer Kanonenkugel getroffen 1758 in der Schlacht bei Hochkirchen. — Friedrich Wilhelm von Seidlitz geboren 1722 zu Kleve, trat ſchon im 16. Jahre in Kriegesdienſte, ward aber 1740 im erſten Schleſiſchen Kriege gefangen. Im zweiten Schleſiſchen Kriege zeichnete er ſich bei mehreren Gelegenheiten, namentlich in der Schlacht bei Hohenfriedberg als Huſaren-Rittmeiſter aus. 1755 ernannte ihn Friedrich zum Oberſt eines Küraſſierregiments. Im 7jährigen Kriege bewährte er bei vielen Gelegenheiten ſeinen früher gezeigten Muth, erhielt das Kommando über die geſammte Kavallerie, und trug das Meiſte zu dem Siege bei Roßbach durch ſeine geſchickten und raſchen Manoeuvres bei, daher er zum Generallieutenant erhoben wurde. Nach Beendigung des 7jährigen Krieges ward er Inſpektor der Schleſiſchen Kavallerie und ſein Regiment ward der Mittelpunkt des Unterrichts für die Kavallerie von ganz Europa. Nachdem er endlich 1767 zum General der Kavallerie ernannt worden war, ſtarb er 1773, ſtets von Friedrich geſchätzt. — Hans Joachim von Ziethen, 1699 zu Wuſtrau im Brandenburgiſchen geboren, begann ſeine militäriſche Laufbahn mit dem 14. Jahre bei der Infanterie, nahm hierauf wegen Zurückſetzung ſeinen Abſchied, trat aber 1726 wieder bei der Kavallerie in Dienſte. In Händel verwickelt ward er bald darauf kaſſirt, jedoch 1730 wieder bei den Huſaren angeſtellt und zeichnete ſich an der Spitze des berühmten nach ihm benannten Huſarenregiments bei vielen Gelegenheiten in dem 1ſten und 2ten Schleſiſchen Kriege aus, und drang unter andern 1742 bis in die Nähe von Wien

tern von Schadow's (berühmter Bildhauer zu Berlin) Meiſterhand verfertigt worden ſind. — Ein anderer ausgezeichneter Platz iſt der Gensdarmenplatz oder Friedrichsſtädter Markt, 440 Schritte lang und 200 breit, in deſſen Mitte das neu erbaute Schauſpielhaus und an deſſen beiden Enden zwei Kirchen, die neue Kirche und die Franzöſiſche ſtehen, welche mit einander ganz gleichen prachtvollen, 225 F. hohen Thürmen verſehen ſind. — Kein Platz aber iſt ſo mit den ſchönſten Werken der Bau- und Bildhauerkunſt geſchmückt als der Opernplatz, eigentlich eine Reihe von Plätzen vom Anfange der Straße unter den Linden bis zum königlichen Schloſſe. Den eigentlichen Opernplatz umgeben die katholiſche St. Hedwigskirche, das Opernhaus, die königliche Bibliothek und das Univerſitätsgebäude; den darauf folgenden Zeughausplatz zieren die neue Königswache, vor welcher die zwei marmornen, von Rauch (einem berühmten Bildhauer zu Berlin, 1777 zu Arolſen im Waldeckſchen geboren) meiſterhaft gearbeiteten marmornen Bildſäulen der Preußiſchen Generale Scharnhorſt und Bülow (8 F. hoch und mit Piedeſtalen von 10 F. Höhe) ſtehen; ihnen gegenüber zwiſchen dem Opernhauſe und dem Pallaſte des Königs ſteht die 1826 errichtete, 11 F. hohe Bildſäule des Feldmarſchalls Blücher Fürſten von Wahlſtatt, und iſt nebſt dem 13 F. hohen Fußgeſtelle aus gegoſſener Bronze und mit vielen ſchönen Bilderwerken geziert, ein Meiſterwerk des obengenannten Rauch; ferner zieren der Pallaſt des Königs und das Zeughaus dieſen Platz, welcher durch die neue Schloßbrücke mit dem Luſtgarten zuſammenhängt, der vor der Nordſeite des Schloſſes liegt, und durch geſchmackvolle Drahtgitter und Alleen in Raſenbeete getheilt, in der Mitte mit einem durch eine Dampfmaſchine getriebenen Springbrunnen und an ſeiner Nordſeite mit dem neuen prachtvollen Kunſtmuſeum geziert iſt.

Alle ausgezeichneten öffentlichen Gebäude und Palläſte, woran Berlin ſo reich iſt, hier zu beſchreiben, würde dem Plane unſers Hülfsbuchs widerſprechen; daher wir hier nur einige derſelben anführen, und zwar nach den verſchiedenen Stadttheilen, worin ſie

---

vor. Im 7jährigen Kriege erwarb er ſich durch ſeine glänzenden Thaten großen Ruhm. In hohem Greiſenalter ſtarb er, von Allen verehrt, im Jahre 1786. — Leopold I. Fürſt von Anhalt-Deſſau (ſ. 728) unter dem Namen des alten Deſſauers bekannt, 1676 geboren, trat im 16. Jahre in Preußiſche Dienſte, wo er das Regiment ſeines Vaters bekam, zeichnete ſich im Spaniſchen Erbfolgekriege rühmlich aus und ward 1712 Preußiſcher Generalfeldmarſchall und zugleich Frirdrichs Wilhelms I. großer Liebling. Unter Friedrich II. gewann er im 2ten Schleſiſchen Kriege 1745 die Schlacht bei Keſſelsdorf und ſtarb 1747 zu Deſſau, als Preußiſcher und zugleich Reichsfeldmarſchall, auch Gouverneur von Magdeburg.

ſich befinden. Wir fangen zuerſt mit dem eigentlichen Berlin, dem älteſten Theile des jetzigen Berlin an. Hier bemerken wir nur die Garniſonkirche, 1817 in ihrem Innern erneuert, mit einer ſchönen Orgel, welche 50 Stimmen und 3220 Pfeifen hat, bildet ein 177 F. langes und 90 F. breites Viereck, und enthielt vor der Beraubung durch die Franzoſen 1806 viele Trophäen aus dem 7jährigen Kriege — und die Marienkirche, in ihrem Innern 1818 erneuert, mit der ſchönen Kanzel aus Alabaſter und der Röbelſchen Gruft, in welcher der berühmte Dichter Kanitz (1654 zu Berlin geboren und 1699 daſelbſt geſtorben) ruhet, und welche die Eigenſchaft hat, die Leichname unverweslich zu erhalten. Eine vorzügliche Zierde dieſer 188 F. langen, 67 F. breiten und 55 F. hohen Kirche iſt ihr 286 F. hoher Thurm, der höchſte in Berlin und die ſchönſte Ueberſicht der Stadt gewährend.

In Köln und zwar in Altköln bieten ſich uns vorzüglich dar: 1) das königliche Schloß, welches aber der jetzige König nicht bewohnt, doch dient es dem Kronprinzen und andern Gliedern der Königl. Familie zur Wohnung; auch haben der Staatsrath, das Staatsminiſterium, verſchiedene Hofämter und Behörden darin ihren Sitz. Es iſt ein weitläuftiges und zum Theil prachtvolles Gebäude von 4 Geſchoſſen, mit 4 Höfen und einem platten Dache und bildet ein längliches Viereck, deſſen längſte Seite nach dem Luſtgarten 460, nach dem Schloßplatz aber nur 430 Rheinl. F. beträgt; in der Breite hat es 276 und in der Höhe mit dem 6 F. hohen Bruſtgeländer 101½ F. Der Umfang beläuft ſich auf 1437 F. Die Verſchiedenheit der Zeiten, in welchen mehrere Baumeiſter daran bauten, hat einige Ungleichförmigkeit in dem großen Ganzen hervorgebracht; doch gewährt das ganze Aeußere deſſelben einen herrlichen Anblick. Wenn es von der Süd-, Weſt- und Nordſeite durch ſeine Größe und Majeſtät imponirt, ſo zieht die Oſtſeite an der Spree durch das ehrwürdige Alter an, und man glaubt ſich beim Anblick der Erker, Vorſprünge, Thürme und mannigfaltigen Spitzen des alten Gothiſchen Gebäudes in die Ritterzeit verſetzt. Das in der Mitte hervorſpringende große Portal, eine Nachahmung des Triumphbogens des Kaiſers Septimius Severus zu Rom bildet den Haupteingang des Schloſſes. Ueber dieſem Portal ſind 5 große Waſſerbehälter, in welche durch ein von einem Waſſerrad in Bewegung geſetztes Druckwerk Waſſer in die Höhe getrieben und von da in 21 unter dem Dache befindliche Kübel vertheilt wird, ſo daß immer 7000 Tonnen Waſſer auf dem Schloſſe vorräthig ſind, das man durch allenthalben angelegte Röhren mittelſt lederner Schläuche in alle Zimmer leiten kann, wenn Feuer entſtehen ſollte. Es liegt außer dem Plan unſers Buchs, die zahlreichen Gemächer mit ihren Sehenswürdigkeiten zu beſchreiben, nur bemerken wir den Bibliotheksaal des Kronprinzen, den Ritterſaal, den ſogenannten weißen Saal mit

16 Bildſäulen der Kurfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern und 4 Kaiſern von Carrariſchem Marmor, die Kunſt- und Naturalien-kammer ꝛc. Auf dem Schloßplatze iſt der ſchöne gußeiſerne Kandelaber (Geſtell zum Tragen der Laternen), deſſen Verzierungen ungemein geſchmackvoll ſind, und das Ganze nimmt ſich bei ſeiner Höhe von 21 F. ſehr gut aus. 2) Die Schloß-, Oberpfarr- und Domkirche, 1817 — 1821 im Innern und Aeußern erneuert, iſt 330 F. lang und 134 F. breit und ſteht am Luſtgarten. Das Innere iſt ein längliches Viereck, welches durch 2 Reihen Korinthiſcher Säulen der Länge nach in 3 Gänge getheilt wird. Die ſchöne Orgel hat 38 vollſtändige Stimmen. Im Hintergrunde ſieht man die metallenen Monumente zweier Kurfürſten und zu beiden Seiten derſelben die zinnernen, ſtark vergoldeten Särge des großen Kurfürſten und des Königs Friedrich I. Die geräumigen Gewölbe unter der Kirche dienen zum königlichen Erbbegräbniſſe. 3) Das neue Kunſtmuſeum, ein prachtvolles Gebäude in den Jahren 1825 — 1830 zur Aufbewahrung der aus allen königlichen Schlöſſern hier vereinigten und durch bedeutende Ankäufe vermehrten Kunſtſchätze erbauet, ruhet wegen des ſumpfigen Bodens auf einem Roſte von 3053 eingerammten Pfählen von 24 bis 52 F. Länge, hat die Form eines länglichen Vierecks von 276 F. Länge und 170 F. Tiefe und 61 F. Höhe, eine Grundfläche von 41,083 Q. Fuß, ein Untergeſchoß und 2 Stockwerke. In der Mitte deſſelben erhebt ſich eine durch beide Stockwerke gehende, 67 F. im Durchmeſſer haltende Rotunde, deren Gallerie von 20 Korinthiſchen Säulen getragen wird. Die Kuppel der Rotunde iſt in der Mitte mit einer 22 F. im Durchmeſſer weiten Oeffnung verſehen und wird durch einen ſchützenden Aufbau von 4ſeitiger Grundfläche umgeben, in deſſen Dachfläche das runde Fenſter angebracht iſt, welches die Rotunde vermittelſt jener Oeffnung im Gewölbe erhellet. Dieſer Schutzbau, welcher über der Hauptmaſſe des Gebäudes ſich um 22 F. erhebt und demſelben eine ausgezeichnete Mitte giebt, iſt an der vordern Seite mit den Bildſäulen des Kaſtor und Pollux, goldene Sterne über ihren Häuptern, und ihren Pferden geſchmückt. Vom Fußboden bis zu dieſen Sternen beträgt die Höhe über 100 F. Die ganze vordere, dem königlichen Schloſſe zugekehrte Fronte des Gebäudes wird von einer 21 F. tiefen Halle gebildet, welche 18 Joniſche Säulen der reichſten und eleganteſten Form, deren Höhe faſt 40 F. beträgt, tragen. Zu derſelben führt eine 91 F. breite Treppe von 21 Stufen. Bei der Vertheilung der Kunſtgegenſtände in dem Gebäude ſind im Untergeſchoſſe die kleineren Kunſtgegenſtände, z. B. Gefäße aus gebranntem Thon, Bronzen, Gläſer, geſchnittene Steine, Münzen ꝛc.; in dem erſten Stockwerk, wo außer den Sälen und den zwei kleinern Gallerien, eine 204 F. lange Gallerie ſich befindet, die größeren Bildwerke, z. B. antike Statüen,

Büſten, Basreliefs ꝛc. und in dem zweiten Stockwerke die Gemälde, deren Sammlung ſchon 1197 beträgt, von welchen 346 aus den königl. Schlöſſern herſtammen, aufgeſtellt. Auch die Rotunde enthält in ihrem untern Raume ſowohl als in ihrer Gallerie größere Bildhauerwerke. Vor dieſem Muſeum ſteht auf einem geſchmackvollen Piedeſtal eine koloſſale Granitſchaale, die 22 F. im Durchmeſſer hat, und aus einem Granitblocke verfertigt worden iſt, der ¾ M. vom linken Ufer der Spree, dem Brandenburgiſchen Städtchen Fürſtenwalde gegenüber, 7 M. von Berlin lag. 1827 wurde die 14 bis 15,000 Ctr. ſchwere Steinmaſſe, unter dem Namen des großen Marggrafenſteins bekannt, zu bearbeiten angefangen und zu einer 5 F. dicken Granitplatte von einer Schwere von 4500 Ctr. umgeformt, worauf man die Höhlung derſelben begann, bis der Boden eine Dicke von 20 Zoll erhielt. Dieſe nun noch 1500 Ctr. ſchwere Schaale wurde alsdann bis an die Spree geſchafft, wozu man 6 Wochen gebrauchte, indem ſie täglich nur eine Strecke von 200 oder höchſtens 600 F. fortbewegt wurde. Auf einem eigends dazu gemachten Schiffe wurde endlich dieſe Schaale vermittelſt der Spree nach Berlin geſchafft. Die Aegyptiſchen Sammlungen hat man, weil der Raum im Muſeum für ſie nicht ausreichte, nicht weit von demſelben in dem Garten von Monbijou aufgeſtellt, wo ſie den untern Saal eines geräumigen Pavillons einnehmen und vorzüglich aus den zwei reichen Sammlungen, der Paſſalacquaſchen und Minutoliſchen beſtehen und ſo reich an Gegenſtänden ſind, daß ſie uns mit dem Treiben und der Lebensart des uralten ſo merkwürdigen Aegyptiſchen Volks auf das Vollſtändigſte bekannt machen.

In dem Friedrichswerder iſt das Zeughaus das merkwürdigſte Gebäude, eins der ſchönſten Gebäude Deutſchlands, welches ein großes Viereck bildet, deſſen jede Seite 280 F. in der Länge hat. Es hat 2 Geſchoſſe und ein plattes Dach. Das oberſte Geſchoß iſt nach Doriſcher Ordnung gebaut und das darüber geſetzte Bruſtgeländer mit vielen Trophäen geſchmückt. Insbeſondere bewundert man hier die vortrefflichen über den Fenſtern prangenden Helme. Das Hauptportal hat 4 Doriſche Säulen und über der großen Thüre das in Erz gegoſſene Bruſtbild König Friedrichs I., und an den Seiten des Einganges ſtehen 4 Bildſäulen, welche die Rechenkunſt, die Geometrie, die Mechanik und die Feuerwerkskunſt vorſtellen. Im Innern des Hofes ſieht man die berühmten, geiſtreich gedachten und meiſterhaft ausgeführten Geſichter ſterbender Krieger von Schlüter *), in welchen man den Ausdruck des Schmerzens des Todes in allen Formen erſchütternd

*) Er war 1662 zu Hamburg geboren, kam 1694 als Hofbildhauer nach Berlin, und ward ſpäter daſelbſt Schloßbaudirektor und Direktor der Akademie, und ſtarb 1714.

dargeſtellt erblickt. Es ſind derſelben 21. Das Innere des Zeughauſes beſteht aus 2 Sälen, die durch das ganze Gebäude gehen; im untern befindet ſich das ſchwere Geſchütz und im obern ſieht man Gewehre, Säbel, Trommeln und andere kleine Armaturſtücke nebſt alten Waffen jeder Art. Außerhalb des Zeughauſes ſtehen auf einer Erhöhung eine zu Lübeck gegoſſene Kanone von ſchwerem Kaliber, die 48 Pfund ſchießt und 2 gewaltige Mörſer, welche die Preußen in den Kriegen 1813 — 1815 erbeutet haben. Die Kanone hatten die Franzoſen 1806 von Lübeck mitgenommen und zu Paris vor dem Invalidenhauſe aufgeſtellt. — Dem Zeughauſe gegenüber ſteht der vom Könige bewohnte Pallaſt, von einfacher Bauart, mit dem ehemaligen Palais des Prinzen Ludwig, Bruder des Königs, durch ein Quergebäude und einen Schwibbogen verbunden. Das Innere des Pallaſtes iſt geſchmackvoll mit neuen Gemälden und andern Kunſtwerken verziert. Merkwürdig iſt das in dem fünften Fenſter der rechten Seite eingemauerte Hufeiſen, welches von einem Pferde, auf welchem der Herzog Karl von Mecklenburg, Befehlshaber der Garden, etwas raſch vorbeiritt, mit ſolcher Gewalt von dem Hufe abgeſchleudert wurde, daß es durch dieſes Fenſter des 2ten Geſchoſſes hindurch, und gerade auf den Tiſch des Königs flog. In dem Schlafzimmer der Königin iſt alles ſo ſtehen geblieben, wie ſie es vor ihrem Tode verlaſſen hat. In dem Schreibkabinette der Königin ſieht man auf dem Schreibtiſche, einem Geſchenke der Brüder der Königin an ihrem letzten Geburtstage, die einfache und ziemlich gebrauchte Bibel der Königin. — Noch iſt in dieſem Stadttheile die neu erbaute Friedrich=Werderſche Kirche zu bemerken, im Style des Mittelalters aufgeführt, 199 F. lang, 63 breit und 77 F. hoch, und ſowohl von der Franzöſiſchen als Deutſchen evangeliſchen Gemeinde zum Gottesdienſte gebraucht. Im Aeußern hat das Gebäude ſeinen Hauptſchmuck an der Giebelfronte, an welcher ſich 2 Thürme nur von 137 F. Höhe erheben, zwiſchen welchen das 40 F. hohe Fenſter faſt die ganze Breite einnimmt.

In der Dorotheenſtadt ſind: 1) das Opernhaus, ein ſchönes, ein längliches Viereck bildendes, auf allen Seiten frei ſtehendes Gebäude, 261 F. lang und 103 breit, mit vielen Statüen und ſchönen Säulenſtellungen von gereifelten Korinthiſchen Säulen an den Eingängen und 3 Ranglogen, iſt ſeit 1821 in dem Innern erneuert und faßt 2000 Zuſchauer. Bei den Redouten und ſonſtigen Feſtlichkeiten aber, wo das in die Höhe geſchrobene Parterre mit dem Theater einen einzigen Saal bildet, kann das Ganze bis 4500 Menſchen faſſen. 2) Das Gebäude der königlichen Bibliothek auf der weſtlichen Seite des Opernhauſes, mit der 400,000 Bände ſtarken Bibliothek, vielen Handſchriften und einem 258 F. langen, 58 F. breiten Saale. 3) Das Univerſitätsgebäude, ehemaliger Pallaſt des Prinzen Heinrich

von Preußen, auf der Nordſeite des Opernplatzes, dem Opernhauſe und der Bibliothek gegenüber, ein großes Gebäude im edelſten Geſchmack und von 3 Geſchoſſen, hat einen großen Vorhof mit 2 Seitenflügeln und eine mit Korinthiſchen Säulen gezierte Hauptfaçade. Im zweiten Geſchoſſe des Mittelgebäudes befindet ſich der Saal zu akademiſchen Feierlichkeiten, deſſen Höhe bis ins dritte Geſchoß geht, und der einer der größten Säle in Berlin iſt. 4) Das königliche Akademiegebäude an der Straße unter den Linden, wo dieſelbe ihren Anfang nimmt, neben dem Univerſitätsgebäude, iſt ein großes, ſehr weitläuftiges, ein längliches Viereck bildendes, zwei geräumige Höfe umſchließendes Gebäude, deſſen vorderer Theil nach den Linden zu der Akademie der Wiſſenſchaften und der Akademie der Künſte beſtimmt iſt. In dem großen Mittelfenſter über dem Portal ſieht man eine des Nachts erleuchtete Uhr, welche ſtets die richtige Uhrzeit angiebt und nach welcher alle Uhren zu Berlin geſtellt werden. Im Hintertheile des Gebäudes ſind das anatomiſche Theater und die Sternwarte nebſt dem neu errichteten Telegraphen. 5) Das neue Gebäude der Singakademie, welches eigentlich im Friedrichswerder ſteht, ein längliches Viereck, deſſen beide längere Seiten 140 F., die andern beiden aber 60 F. haben, und worin ein für die Geſangübungen und öffentlichen Aufführungen beſtimmter großer Saal, mit welchem die mit Joniſchen Säulen verzierte Vorhalle durch 3 große Thüren in Verbindung ſteht, ſich befindet. Mit ſeinen Nebenräumen kann dieſer große Saal zwiſchen 1500 und 1600 Perſonen faſſen.

Unter den vielen ſchönen und ausgezeichneten Gebäuden und Palläſten, welche die Friedrichsſtadt, der größte und ſchönſte Stadttheil Berlins, aufzuweiſen hat, nennen wir bloß: 1) die St. Hedwigs- oder katholiſche Kirche, am Opernplatz, nach dem Modelle der Rotunda oder des Pantheons zu Rom erbaut, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht von oben durch die Kuppel, ſondern von der Seite durch Fenſter erleuchtet wird. Das ſchöne Portal mit einer Säulenſtellung von 6 Joniſchen Säulen hat 3 Eingänge. Im Innern wird die Kirche von 24 Korinthiſchen Säulen getragen; an den 6 Fenſtern ſtehen die ſteinernen Bildſäulen der 12 Apoſtel; und 10 kryſtallene Kronleuchter hängen von der Decke herab. 2) Das Schauſpielhaus, nach dem Brande 1817, auf Koſten des jetzigen Königes 1819—1820 erbauet, mit einem Koſtenaufwand von $\frac{1}{2}$ Million Rthlr., iſt 245 F. lang; die Seitenflügel ſind 115 F. tief. Der hervortretende Haupttheil in der Mitte iſt 160 F. und mit dem um 52 F. hervorgehenden Periſtyl (Säulengang) 212 F. tief. Die Höhe dieſes Haupttheiles in der Mitte beträgt 102 und mit der Gruppe des Apollo 120 Fuß. Dieſes Gebäude gehört zu den prachtvollſten Berlins und übertrifft an Erhabenheit, Schönheit und Pracht ſeiner Vereinigung von Baukunſt, Bildhauer-

kunſt und Malerei alles, was Deutſchland in dieſer Art aufzuweiſen hat. An der Hauptfacade deſſelben iſt ein 85 F. breiter Periſtyl von 6 Joniſchen Säulen, zu welchem man auf einer eben ſo breiten Treppe von 27 Stufen hinauf ſteigt. Dieſe Säulen tragen ein mit Bildhauerarbeit geziertes Frontiſpiz, und hinter denſelben erhebt ſich der mittlere Haupttheil gleichfalls mit Bildhauerarbeit und einem Frontiſpiz, deſſen Spitze den Apollo in einem Wagen von geflügelten Greifen gezogen trägt, eine koloſſale Figur von 18 F. Höhe aus Kupfer. Dieſer mittlere Haupttheil, ſo wie die beiden Flügel, ſind ringsum mit einer Säulenſtellung umgeben. In dieſem Schauſpielhauſe befindet ſich auch ein großer, ſchön verzierter Konzertſaal.

Noch bemerken wir vor dem Oranienburger Thore das königliche Invalidenhaus mit der Aufſchrift: laeso et invicto militi (dem verſtümmelten und unbeſiegten Krieger), ein weitläuftiges, 3 Geſchoß hohes Gebäude, mit 2 Flügeln und einem Vorhofe, worin an 1100 Perſonen wohnen. An jeder Ecke des Hauptgebäudes iſt eine Kirche, die eine für die Proteſtanten, die andere für die Katholiken beſtimmt. — Für Kranke aller Art iſt die Charité beſtimmt, eine der umfaſſendſten und menſchenfreundlichſten Anſtalten. Das weitläuftige Gebäude ſteht in der Spandauer Vorſtadt und gleicht von Weitem einem Pallaſte. Das Ganze beſteht aus einem 3 Geſchoſſe hohen und 450 F. langen Hauptgebäude und zwei daran ſtoßenden, eben ſo hohen Flügeln, jeder 280 F. lang, welche einen großen Hof einſchließen. Die Charité faßt 1000 Kranke und hat eine muſterhafte Einrichtung; die höchſte Reinlichkeit und Ordnung herrſchen überall darin.

Berlin iſt der Hauptſitz der Fabriken des ganzen Preußiſchen Staates. Drei derſelben werden auf königliche Koſten betrieben, nämlich: 1) die königliche Münze, zum Prägen aller Gold-, Silber- und Kupfermünzen, mit ſehenswerthen Maſchinen und Triebwerken; 2) die königliche Eiſengießerei vor dem Oranienburger Thore, eine der wichtigſten, nützlichſten und ſehenswürdigſten Fabrik-Anſtalten von Berlin, welche nicht allein Brücken, Bogen, Geländer und alle diejenigen Maſchinen und Maſchinentheile, welche aus Gußeiſen beſtehen können, ſondern auch die kunſtreichen Gebilde zur Erhaltung des Andenkens berühmter Männer, (Statüen und Büſten) und ſelbſt die lieblichſten Gegenſtände zur Zierde und zum Schmuck des ſchönen Geſchlechts liefert und alſo das Mächtige, Koloſſale, Unzerſtörbare in gewaltiger Maſſe und in der feſteſten Zuſammenfügung, zugleich mit dem Feinſten, Niedlichſten, Gefälligſten der zarteſten Form und Geſtaltung aufſtellt. Im Durchſchnitt liefert dieſe Fabrik jährlich 10 bis 12,000 Ctr. ſolcher Gußwaaren von $\frac{1}{16}$ Loth bis zu 40 Ctr. Schwere das Stück und giebt einen Beweis, was der Kunſtfleiß Großes und Schönes zu leiſten vermag. 3) Die königliche Porzellanfa-

brik, die mit Recht unter die erſten Deutſchlands gezählt wird, indem ihre Erzeugniſſe ſich durch einen hohen Grad von Vollkommenheit auszeichnen. Ganz vorzüglich iſt die Malerei und Vergoldung ihrer Fabrikate. 1816 lieferte dieſe Fabrik gegen 420,000 weiße Porzellangeſchirre aller Art, verbrauchte 60 Mark Feingold zur Vergoldung und beſchäftigte 400 Perſonen.

Was den Wienern der Prater iſt, das iſt der Thiergarten den Berlinern, welcher zu den ſchönſten Deutſchen Volksgärten gehört, und zu einem öffentlichen Spazier- und Luſtorte dient. Sein Flächeninhalt beträgt 819 Morgen, ſeine Länge 716 und ſeine Breite 280 Ruthen und ſein Umfang gegen 1 Meile. Das Ganze iſt voller Schatten und bildet eine kunſtloſe, angenehme Miſchung von den herrlichſten Spaziergängen und den ſchönſten, theils geraden, theils ſich krümmenden Alleen, die durch dichte Haine von den mannigfaltigſten Bäumen führen. Offne Plätze mit Statüen und Raſenbänken wechſeln mit einſamen Fußſteigen und breiten Fahrwegen auf das angenehmſte. Man tritt aus 2 Thoren, dem Brandenburger und dem Potsdamer, ſogleich nach wenig Schritten in den Thiergarten. Beim Eintritt aus dem Brandenburger Thore in denſelben erblickte man ſonſt 2 koloſſale Statüen, den Apollo und Herkules, welche aber jetzt ſich nicht mehr hier befinden, ſondern Apollo hat ſeine Stelle neben der Baumſchule und Orpheus auf dem Großfürſtenplatze erhalten. Eine 60 F. breite, des Abends erleuchtete Chauſſée durchſchneidet die ganze Länge des Thiergartens und man gelangt auf derſelben nach Charlottenburg, indem jenſeits des Thiergartens eine 6fache Allee bis Charlottenburg fortſetzt. Rechts von dieſer Chauſſée nach der Spree zu iſt der große Exercirplatz, im Hintergrunde durch einige Landhäuſer, Wirthshäuſer und Meiereien begränzt. Nahe am Brandenburger Thore iſt ein maſſiver Cirkus für Kunſtreiter, Menagerien, Wachsfigurenkabinette und ähnliche Gegenſtände. Die Kurfürſtenallee führt bis an den auf der einen Seite mit einer vierfachen Reihe von Bäumen und mit Ruhebänken, und auf der andern Seite mit den ſogenannten Zelten (Kaffeehäuſern) verſehenen Zirkel. Von hier kommt man an der Spree auf den Großfürſtenplatz und von da nach Bellevue, dem Luſtſchloſſe des Prinzen Auguſt Ferdinand, wozu ein ſchöner Garten gehört, deſſen Eintritt dem Publikum geöffnet iſt. Auch gehen von dem Zirkel 9 Alleen in den Thiergarten. Links vom Brandenburger Thore hat der Thiergarten ſeine meiſten und ſchönſten Parthien, vorzüglich reizende Alleen, geſchlängelte Gänge, Salons, Baſſins, Brücken und Inſeln (die Rouſſeausinſel, die Luiſeninſel.) Längs dieſer linken Seite des Thiergartens liegen Wohnungen aller Art, Gärtnerhäuſer, ein Tanzſaal für die geringere Klaſſe, kleine Villen und Sommerwohnungen der Berliner, Kaffeegärten, eine Badeanſtalt, der Teichmannſche Blumen- oder Wintergarten mit einem ſchönen Gewächshauſe, und ganz am Ende dieſes

reizenden Weges der ſogenannte Hofjäger, einer der beſuchteſten öffentlichen Kaffeegärten. In dem ſchönſten Theile des Thiergartens, der Louiseninſel gegenüber, entſtand vor wenigen Jahren das Elyſium, eine der herrlichſten und mit dem reichſten Blumenflor geſchmückten öffentlichen Gartenanlagen, mit Vergnügungen aller Art und elegant und reich dekorirten Gebäuden, wo man auch Bäder, eine Kreisfahrbahn, deren Schnelligkeit und langer Lauf die gewöhnlichen Rutſchbahnen bei Weitem übertrifft, viele ausländiſche in mehreren Abtheilungen zur Schau geſtellte Thiere, Waſſerkünſte ꝛc. antraf, auch Land- und Waſſerfeuerwerke gegeben wurden, allein ſeit 1835 hat der Eigenthümer des Elyſiums, Schulden wegen, daſſelbe veräußern und aufgeben müſſen.

Vor dem Halleſchen Thore nach dem Dorfe Tempelhof zu, gelangen wir zum Kreuzberge (ſonſt Tempelhofſcher Berg genannt), und betrachten auf dieſer Anhöhe, welche der höchſte Punkt der ganzen Gegend iſt, das im J. 1821 fertig gewordene Monument zum Andenken an den ruhmvollen Sieg 1813—1815, zu welchem Monumente der Grundſtein feierlich am 19. September 1818 von dem Könige und dem Kaiſer Alexander von Rußland, der ſich gerade anweſend befand, gelegt wurde. Daſſelbe iſt ganz aus Eiſen in der königl. Eiſengießerei zu Berlin gegoſſen worden und gleicht einer Gothiſchen Thurmſpitze mit 12 Niſchen, die den 12 Hauptſchlachten jenes denkwürdigen Kampfes gewidmet ſind. Das Ganze ruht auf einer Grundlage in Geſtalt eines eiſernen Kreuzes; auch ziert ein ſolches Kreuz die Spitze des Denkmals, welches mit Einſchluß der 5 eiſernen Stufen 61 F. hoch iſt, und mit Ausſchluß der Bildſäulen 2298 Ctr. wiegt. Es ſteht auf einem achteckigen ſteinernen Unterbau, zu welchem ringsum 11 Stufen führen, und auf dem man eine ſchöne weite Ausſicht hat, indem man von hier nicht bloß die ganze Länge des Thiergartens bis nach Charlottenburg hin überblickt, ſondern auch die geſammte Hauptſtadt mit allen ihren Thürmen und vorzüglichſten Gebäuden in einer Ausdehnung überſieht, daß nur ein ſehr geringer Theil dem Auge verborgen bleibt. Auch zeigt ſich die Landſchaft über das Fiſcherdorf Stralau hinaus, wegen des vielen Laubholzes und der Menge von Wieſen, für ein flaches Sandland, wie die daſige Gegend iſt, reizend und romantiſch, und im Hintergrunde rechts erblickt man auch die bekannten Müggelsberge. Dicht unten am Kreuzberge iſt ein geſchmackvolles Haus erbaut, welches zur Wohnung des jedesmaligen Invaliden dient, der zum Wächter dieſes Denkmals beſtimmt worden iſt. Im J. 1829 iſt auch auf und am Abhange des Kreuzberges eine neue Vergnügungsanlage, unter dem Namen Tivoli eröffnet worden, wo eine Kreisfahrbahn mit Wagen von größter Eleganz und Einrichtungen zu allen erdenklichen Vergnügungen getroffen ſind. Man ſieht z. B. einen Tanzſaal im Freien, Schaukeln verſchiedener Art, Irrgärten, Re-

ſtaurationslokale, wovon eins in Form einer alten Ruine ꝛc. und Alles iſt mit Boskets und Blumen anmuthig umgeben, ſo wie auch die Ausſicht, die ſich hier, beſonders von dem mit einem Geländer umgebenen Dache darbietet, die ſchönſte und weiteſte um Berlin iſt. Doch in den neueſten Zeiten hat der Beſitzer dieſen Vergnügungsort, da er ſein Vermögen dabei zugeſetzt hatte, zum Verkauf ausgeboten.

Potsdam, die zweite königliche Reſidenzſtadt, iſt in Beziehung auf Berlin, was Verſailles in Beziehung auf Paris iſt, nämlich gleichſam der zweite aber ſchöner gelegene Theil der Hauptſtadt des Staates. Für die Berliner, welche in ihrer Nähe nur wenig Naturreize, größtentheils weite Sandebenen ohne Abwechſelungen, Berg und Thal finden, iſt Potsdam mit ſeinen Bergen und Gewäſſern der angenehmſte Beluſtigungsort. Auch jeder Fremde, der Berlin beſucht, verſäumt ſchwerlich, dieſe Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten, Gärten und königlichen Palläſten zu beſehen. Potsdam, wohin jetzt von Berlin aus eine Eiſenbahn mit Dampfwagen angelegt wird, liegt in der angenehmſten Gegend der ganzen Provinz Brandenburg, am rechten Ufer der anſehnlichen Havel, mit welcher ſich auf dem linken Ufer die Nuthe vereinigt, auf einer Inſel, der Potsdamer Werder genannt, welche durch die Havel, einen Kanal und verſchiedene Seen gebildet wird, und mit ihrem, ganz vorzügliche Obſtarten, Wein und Gartengewächſe in Menge hervorbringendem trefflich angebauten Boden, einer Oaſe in den ſie ringsumgebenden Sandflächen gleicht. Von Berlin iſt dieſe Stadt 4 M. entfernt, hat zwar nur 1600 H. und ohne das beträchtliche Militär 24,000 (mit demſelben aber 33,000) E., kann alſo bloß zu den Städten mittlerer Größe gerechnet werden, gehört aber zu den ſchönſten und merkwürdigſten Städten in Europa, und iſt ſehr regelmäßig und ſymmetriſch gebaut, mit breiten Straßen, herrlichen Plätzen und ſchönen, maſſiven Häuſern von 2 bis 4 Geſchoſſen, und vielen Palläſten. Das meiſte haben für Potsdam gethan die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Als erſterer die Regierung antrat, hatte es nur 3000 und als er 1740 ſtarb, 12,000 E. Friedrich II. erweiterte zwar die Stadt nicht viel, verſchönerte ſie aber durchgängig während der ganzen Dauer ſeiner 40jährigen Regierung, nur während des 7jährigen Krieges wurden die Bauten unterbrochen. Man berechnet die Geldſummen, welche zu den Bauten in und um Potsdam während der Regierung deſſelben verwendet wurden, auf 10 bis 11 Millionen Rthlr., die Kunſtwerke und Verzierungen in den königlichen Palläſten ungerechnet.

Potsdam beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, die durch einen Kanal mit 7 Brücken getrennt werden und 5 Vorſtädten. Die auf dem linken Havelufer gelegene Teltower Vorſtadt iſt mit der übrigen Stadt durch die Teltower Brücke verbunden, welche eine Länge von 600 F., eine Breite von 30 F., und 8 eiſerne, zuſammen 23,000 Ctr. ſchwere Bogen hat, ein Meiſterwerk der neuern

Baukunſt und eine Zierde für Potsdam iſt, und mit dem einen Ende an einen langen, mit Pappeln beſetzten und in die Teltower Vorſtadt führenden Damm, mit dem andern an das königliche Luſtſchloß und den Luſtgarten ſtößt. Eine vorzüglich ſchöne Anſicht gewährt der Eintritt in die Stadt durch das Brandenburger Thor, welches nach dem Modelle des Trajaniſchen Triumpfbogens zu Rom erbaut iſt, mit 8 frei ſtehenden Korinthiſchen Säulen und vieler Bildhauerarbeit. Von hier ſieht man ſogleich das am Ende der Straße in dem großen Baſſin ſtehende Luſthaus, in welchem König Friedrich Wilhelm I., bei ſeinem Sommeraufenthalte in Potsdam ſeine Abendgeſellſchaften und Tabakskollegien hielt. Dieſes Baſſin iſt in der Mitte eines großen mit Bäumen und Buſchwerk bepflanzten Platzes, welcher daher der Platz am Baſſin heißt. Von dieſem führt eine Straße auf den Wilhelmsplatz, ein längliches Viereck, auf 3 Seiten von den ſchönſten Häuſern umgeben und auf der 4ten von dem Kanale begränzt.

Unter den Gebäuden Potsdams ſind vorzüglich zu bemerken: 1) das königliche Schloß, ein längliches Viereck von 3 Geſchoſſen, deſſen Hauptfacade nach dem Garten und der Havel zu und deſſen Hauptportal auf der Stadtſeite nach dem alten Markte iſt, mit einer auf Joniſchen Säulen ruhenden Kuppel. Die Gemächer ſind ſehenswürdig, und zeigen Pracht mit Geſchmack, namentlich das Konzertzimmer, der königliche Speiſeſaal, der große Marmorſaal ꝛc.; nach der Havelſeite läuft eine Kolonnade von 24 und auf der Abendſeite eine von 32 Korinthiſchen Säulen mit dazwiſchen ſtehenden Gruppen und Statüen. Der dabei befindliche Luſtgarten iſt auf zwei Seiten von der Havel umfloſſen und gewährt die reizendſten Ausſichten auf den breiten Spiegel dieſes Fluſſes und enthält viele Bildhauerarbeit, ein 340 F. langes und 240 F. breites Baſſin, ſchattige Gänge, und Engliſche Partien. 2) Das Rathhaus, welches am alten Markte, auf dem ſich ein 74 F. hoher Obelisk von rothem und weißem Marmor erhebt, nach dem Modelle des Amſterdamer Rathhauſes erbaut iſt und eine Kuppel hat, welche einen kupfernen und vergoldeten Atlas in Rieſengröße mit der Weltkugel trägt. 3) Das 660 F. lange und 72 F. breite Exercirhaus, mit einem ſchönen Portale verſehen. 4) Das Militärwaiſenhaus, das ein großes Viereck bildet, deſſen längſte Seite 400 F. lang iſt, und 4 Geſchoſſe und in der Mitte einen Vorſprung Doriſcher Ordnung mit einem Fronton hat. Die nach der Lindenſtraße zugehende Seite hat einen 148 F. hohen Thurm mit einer Kuppel, welche auf 8 freiſtehenden Säulen ruhet und ein Poſtament trägt, auf dem eine kupferne vergoldete 12 F. hohe Figur ſteht, die Liebe vorſtellend. In dieſem Waiſenhauſe werden bloß arme Soldatenkinder aufgenommen, die über 6 Jahr alt und nicht gebrechlich ſind. Sie erhalten hier freie Koſt, Kleidung und Erziehung, und die Verwaltung dieſer

Anſtalt beſorgt ein beſonderes Direktorium. Außer dem Direktor ſind 12 Lehrer und von den Kindern ſind ⅘ Knaben und ⅕ Mädchen. Die letztern wohnen in einem andern, durch die Lindenſtraße von dem Waiſenhauſe getrennten Hauſe. 1824 waren in beiden Häuſern 642 Kinder. Außerdem werden noch Verpflegungsgelder für arme Offizier- und Soldatenkinder außer dem Hauſe gegeben. 5) Das neue Kaſinogebäude, ein im Griechiſchen Style prachtvoll aufgeführtes großes Gebäude mit hervortretenden Flügeln. Die innere Einrichtung entſpricht dem imposanten Aeußern ganz. Unter den Kirchen zeichnet ſich vorzüglich die Garniſonkirche aus, mit einem ſehr ſchönen Thurme, deſſen erſter und zweiter Aufſatz aus Korinthiſchen Säulen beſtehen, und der dritte mit einer Gallerie verſehen iſt. Das hier angebrachte Glokkenſpiel gehört zu den vorzüglichſten in Europa. Unter der von Marmor gemachten Kanzel iſt die Gruft, wo in einem ſchwarzen marmornen Sarge Friedrich Wilhelm I. und in einem zinnernen Sarge Friedrich II. ruhet. Der Körper des letztern liegt in einem Einſetzſarge mit Wachsleinwand überzogen und inwendig mit weißem Atlas ausgeſchlagen, und dieſer Einſetzſarg ſteht in einem zweiten Sarge von Eichenholz; und beide Särge ſtehen wieder in einem zinnernen Sarge, ohne alle Verzierung. Am Eingange dieſer Gruft ſieht man die 1813—1815 erbeuteten Franzöſiſchen Adler und Fahnen und die Tafeln, worauf die im letzten Kriege gebliebenen Ritter des eiſernen Kreuzes verzeichnet ſind. In der Nähe von Potsdam, auf dem Bebelsberge, iſt das neue Luſtſchloß des Prinzen Wilhelm, Sohn des Königs, welches eine Gothiſche Burg des Mittelalters darſtellt, mit Thürmen und Mauerkronen, im Innern aber, obgleich in demſelben Style, doch höchſt elegant und bequem eingerichtet.

Eine Stunde von Potsdam liegt in der Havel, die ſich daſelbſt zu einem Landſee erweitert, die gegen 2000 Schritte lange und 500 Schritte breite Pfaueninſel, auf welcher ſich der König im Sommer oft aufhält. Sie hat eine ſchöne, romantiſche Lage, ein Wäldchen von Eichen und andern Bäumen, vortreffliche Garten- und Blumenanlagen, worunter beſonders der Roſenpark die verſchiedenſten und ſeltenſten Arten enthält, und ein königliches Landhaus, welches eine verfallene Römiſche Villa vorſtellt von 2 Etagen mit einem Unterbau und 2 Thürmen, wovon nur der eine eine Kuppel hat, und die beide durch eine 35 F. lange Brücke von Gußeiſen verbunden ſind. Die meiſten Zimmer ſind zwar nur klein, aber ſehr geſchmackvoll verziert. Am Ende der Inſel ſteht die Meierei, welche das Anſehen eines alten Gothiſchen Gebäudes hat. Unweit der Meierei iſt ein Maſtbaum mit Preußiſcher Flagge und dem Tauwerk eines Seeſchiffes errichtet. Auch wird hier die Fregatte aufbewahrt, die der König 1814 aus England zum Geſchenk erhalten hat. Noch ſind auf der Pfaueninſel zu bemerken: das ſogenannte Danziger Haus, das dieſen Namen hat,

weil es mit einer neuen Facade, nämlich einer aus Danzig herbeigeſchafften merkwürdigen Ruine aus dem 16. Jahrhunderte geſchmückt iſt; ein Büffelſtall mit Teich und Gehege, worin ſich die Büffel mit den Kanadiſchen- und Schwanengänſen und andern fremden Waſſervögeln gut vertragen; der Pfauenſtall: ein großer Käfig mit allerlei Raubvögeln, ein Drahtgitterhäuschen mit verſchiedenen Affen, Waſchbären ꝛc.; eine Ruſſiſche Rutſchbahn ꝛc.

Näher bei Potsdam, als die Pfaueninſel, liegt das königliche Luſtſchloß Sansſouci, von Friedrich dem Großen erbaut und ein Lieblingsaufenthalt deſſelben. Aus dem Brandenburger Thore Potsdams führt eine Allee zu dem Obelisk vor dem Eingange des Gartens, worin ſich das Schloß befindet. Durch ein aus 8 Korinthiſchen Säulen beſtehendes Portal tritt man in den Garten und gelangt dann auf dem Hauptgange deſſelben zu einem großen Baſſin, um welches 8 marmorne Statüen und Gruppen ſtehen. Auf dieſes Baſſin zu führt noch ein zweiter anderer Eingang des Gartens. Bei dieſem Baſſin angelangt, hat man dann den Hügel vor ſich, auf welchem das Schloß liegt. Dieſer Hügel iſt 60 F. hoch und hat 6 Terraſſen, jede 10 F. hoch und 500 F. lang, mit ſteinernen Treppen. Dieſe Terraſſen haben unter 816 Glasfenſtern Weinſtöcke und Fruchtbäume und an ihrem Rande Bruſthecken von Obſtbäumen. Im Sommer ſind ſie mit Orangerie beſetzt. Oben, wo auf beiden Seiten Bäume ſtehen, ſind marmorne Gruppen und Bruſtbilder der erſten 12 Römiſchen Kaiſer. Das Schloß ſelbſt, 292 F. lang und 49 tief, hat nur ein Geſchoß und in der Mitte eine runde Ausbeugung mit offener Kuppel, die das Licht von oben erhält. Die Hinterſeite des Schloſſes hat eine aus 96 Korinthiſchen Säulen beſtehende Kolonnade. Von den Gemächern bemerken wir den runden Marmorſaal mit 16 Korinthiſchen marmornen Säulen und das Schlafzimmer des Königs Friedrich II.; aber die Zimmer, welche derſelbe einſt bewohnte, ſind unter dem vorigen Könige ganz verändert worden. Auf der einen Seite des Schloſſes iſt die königliche Bildergallerie mit dem Galleriesaal, welcher 258 F. lang, 36 breit und 15 F. hoch und eine der prächtigſten in Europa iſt. Auf der andern Seite des Schloſſes iſt das Kavalierhaus mit ſchönen Zimmern, und äußerlich der Bildergallerie ähnlich. Der Garten von Sansſouci iſt ſehr weitläuftig und größtentheils mit einem in die Havel fließenden Kanale umſchloſſen, und enthält viele Statüen, Vaſen und mancherlei Partien z. B. die Neptunsgrotte, den Antikentempel, den Freundſchaftstempel, das Japaniſche Haus ꝛc. — Der Hauptgang des Gartens von Sansſouci führt an ſeinem Ende zu dem neuen Schloſſe oder neuen Palais, 1763—1769, nach den von Friedrich dem Großen ſelbſt angegebenen Ideen aufgeführt und ein wirklich prachtvolles Gebäude. Man ſteigt von der Gartenſeite auf 12 Stufen zu demſelben. Das Hauptgebäude iſt 2 Geſchoſſe hoch

und hat einen mit einem Fronton gezierten Vorſprung, worüber ſich eine Kuppel nach antiker Tempelart erhebt, worauf 3 koloſſale Grazien auf ihren Köpfen ein Kiſſen mit der königlichen Krone tragen, welche ganze Gruppe von ſtark vergoldetem Kupfer iſt. Das Gebäude, deſſen ganze Länge mit ſeinen Flügeln, 680 F. beträgt, während die größte Tiefe auf 108 F. ſteigt, iſt mit 322 Fenſtern verſehen und mit vielen Korinthiſchen Pilaſtern, Statüen und Gruppen geziert und enthält 72 ſehr reich möblirte und koſtbar verzierte Gemächer, worunter der große Marmorſaal 100 F. lang, 60 F. breit und 50 F. hoch iſt. Der Hauptfacade dieſes Pallaſtes, welche auf der Abendſeite ſich befindet, gegenüber ſtehen die ſogenannten Communs, zwei große abgeſonderte Gebäude von 3 Etagen, die durch eine prächtige, halbrunde, aus 96 Korinthiſchen Säulen beſtehende Kolonnade mit einander verbunden ſind.

Aus dem Nauener Thore Potsdams gelangt man zu einem andern Schloſſe, dem Marmorſchloſſe oder Marmorpalais im neuen Garten, am heiligen See. Es iſt ein zwar nicht großes, aber prachtvolles Gebäude, wurde 1787 unter dem vorigen König zu bauen angefangen, und bildet ein Viereck, wovon jede Seite 70 F. lang iſt. Außer dem Erdgeſchoſſe hat es 2 Geſchoſſe. Auf dem platten, mit einem Geländer umgebenen Dache ſteht ein Belvedere. Die Säulen und andere Zierathen an dieſem Pallaſte ſind von blauem und weißem Schleſiſchen Marmor, die übrige Mauer aber iſt nach Holländiſcher Art angeſtrichen. Das Dach iſt mit Kupfer gedeckt und auf dem Belvedere iſt eine kupferne und vergoldete Gruppe von Kindern, die einen Fruchtkorb tragen. Gegen den See iſt ein von 6 Säulen getragener Balkon; die äußern Seitentreppen ſind von Marmor mit einem vergoldeten, die innere mit einem bronzenen Geländer. Im erſten Geſchoſſe ſind 8, im zweiten 7 höchſt geſchmackvoll eingerichtete Gemächer. Die zwei im Jahre 1796 dem Pallaſte angefügten Flügel, wovon jeder eine Kolonnade von 10 Säulen hat, ſind nicht ausgebaut. Vor dem Schloſſe iſt ein marmorner Obelisk. Durch einen unterirdiſchen Gang gelangt man in die etwa 100 Schritte vom Schloſſe entfernte Küche, die von Außen einen in den See halb verſunkenen Tempel vorſtellt. In dem großen und ſchönen Garten, durch welchen ſich die angenehmſten Gänge ſchlängeln, die oft ganz unerwartet zu den ſchönſten Partien führen, ſind das Orangeriehaus, der ſchön gebaute Gothiſche Thurm, die Aegyptiſche Pyramide mit einer Eisgrube, der Mauriſche Tempel mit frei ſtehenden Säulen, die Eremitage, die Grotte am Jungfernſee ꝛc.

Charlottenburg, eine von 7000 Menſchen bewohnte Stadt, an der Spree, wohin durch den Thiergarten von Berlin eine des Nachts erleuchtete Kunſtſtraße führt, nähert ſich durch jährlich fortgeſetzten Anbau der Reſidenzſtadt immer mehr und enthält auch ein

königliches Luſtſchloß, mit einem ſchönen und weitläuftigen Luſtgarten, der an der einen Seite von der Spree beſpült und von mehreren Kanälen durchſchnitten wird. Abwechſelnde anmuthige Gänge laden hier zum Genuſſe der verſchiedenen ſchönen Anlagen und Partien ein. Doch der merkwürdigſte Gegenſtand dieſes Gartens iſt das Monument und die Gruft der unvergeßlichen Königin Louiſe von Preußen, verewigten Gemahlin des jetzigen Königs. Zu dieſem Grabmonumente führt eine Tannenallee, die in einen kleinen, mit düſtern Tannen, Cypreſſen und Babyloniſchen Weiden eingeſchloſſenen Platz übergeht, der mit weißen Roſen und Lilien eingefaßt iſt. Mit der Vorderſeite ſteht der Begräbnißtempel frei und hat die Form eines länglichen Vierecks, deſſen Vorderſeite aus einer Halle von 4 Korinthiſchen Säulen beſteht, worüber ſich ein Fronton erhebt. Zu dieſer Halle ſteigt man auf 7 Granitſtufen. In dem Innern dieſes Gebäudes iſt der marmorne Sarkophag der Königin, von Rauch gearbeitet, ein Prachtbette vorſtellend, auf welchem die bis zur Täuſchung ähnliche, in ein Gewand gehüllte, aus dem reinſten Carariſchen Marmor gearbeitete Königin liegend dargeſtellt iſt. Eine Marmortreppe von 9 Stufen abwärts führt zu einer verſchloſſenen Thüre von Mahagoniholz, die den Eingang zu der Gruft bildet, welche die Hülle der Königin in einem zinnernen Sarge aufbewahrt, mit der Inſchrift:

Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie
Königin von Preußen
Prinzeſſin von Mecklenburg=Strelitz
geboren den 10. März 1774
geſtorben zu Hohenzieritz den 19. Juli 1810.

Brandenburg, eine Stadt von 14,700 E. (mit Einſchluß des Militärs), von welcher die ganze Provinz den Namen führt, iſt ſehr alt und ſchon von den Wenden, den ehemaligen Bewohnern der Mark Brandenburg angelegt und von ihnen Brennebor, Brannibor, d. h. Waldburg genannt. Auf ihrer Nordſeite iſt der mit Weinreben bepflanzte, 138 F. hohe Marien= oder Harlungerberg, der die ganze Gegend beherrſcht, und der Beezſee, aus welchem ein Abfluß zur Havel geht. Sie beſteht aus der Alt= und Neuſtadt, welche durch die Havel von einander getrennt werden, wozu noch die Burg Brandenburg auf einer Inſel in der Havel kommt, auf welcher die Domkirche ſteht, ein altes merkwürdiges Gebäude, von beſonderer Bauart und mit verſchiedenen Alterthümern. In dem hohen Chor iſt der Altar wegen ſeines kunſtreichen Schnitzwerks und wegen ſeiner bemalten Thüren ſehenswerth, auf welchen im Goldgrund mehrere Heilige gemalt ſind, das Werk eines großen, unbekannten Meiſters.

Großbeeren und Dennewitz ſind zwei Dörfer, welche wegen der im J. 1813 dabei vorgefallenen Schlachten erwähnt zu werden verdienen. Das erſtere Dorf liegt 2 M. ſüdlich von Ber=

lin, in einer ſandigen und zum Theil bruchigen Ebene. Die Franzöſiſche Armee unter dem Marſchall Oudinot, mit den Rheinbündnern gegen 80,000 Mann ſtark, war am 23. Auguſt 1813 bis dahin vorgedrungen, mit der Abſicht, Berlin wegzunehmen. Allein die vereinigten Preußen, Schweden und Ruſſen unter dem Kommando des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Schweden, deren Armee etwa 60 bis 70,000 Mann ſtark war, ſchlugen mit einem eigenen Verluſte von 3000 Mann die feindliche Armee, deren Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 9000 Mann angeſchlagen wurde, und retteten ſo die Hauptſtadt. Zum Andenken iſt daſelbſt, unfern einer ſchönen mit 7 Thürmchen verzierten Kirche, ein 18 F. hoher Obliſk aus Gußeiſen errichtet, deſſen Spitze ein eiſernes Kreuz ſchmückt. An dem Obelisk befindet ſich folgende Inſchrift: „Die gefallenen Krieger ehrt dankbar König und Vaterland; ſie ruhen in Frieden." Die Erinnerungsfeier an dieſen Sieg wird jährlich durch einen Gottesdienſt auf freiem Felde begangen.

Noch wichtiger als dieſer Sieg war der, welchen die Verbündeten am 6. September 1813 bei Dennewitz, einem 1½ Stunden ſüdlich von Jüterbock, an der von Wittenberg nach Berlin führenden Straße, gelegenen Dorfe davon trugen. Die Franzoſen unter dem Marſchall Ney, machten abermals einen Verſuch, Berlin zu erobern, und drangen am 4. September mit den Rheinbündnern und Polen 70 bis 80,000 Mann ſtark von Wittenberg aus auf der Straße nach Berlin vor. Nach hartnäckiger Gegenwehr mußten ſich die von ihnen angegriffenen Preußen unter Tauenzien nach Jüterbock zurückziehen, wohin das feindliche Heer nun ſeine Richtung nahm; und in der Gegend dieſer Stadt kam es hierauf am 6. September zur Schlacht, worin die Preußen, unter Tauenzien und Bülow im ungleichen Kampfe, (denn ſie waren etwa 40,000 Mann ſtark) gegen die Feinde tapfer ſtritten und die heftigſten Angriffe der Feinde glücklich aufhielten, bis des Nachmittags um 3 Uhr auch das Schwediſch-Ruſſiſche Heer unter dem Kronprinzen von Schweden aus der Gegend von Belzig in Eilmärſchen heranrückte und die Schlacht entſchied, die von dem Dorfe Dennewitz den Namen erhalten hat, weil die Entſcheidung bei demſelben Statt fand. Der Rückzug der Franzoſen nach Torgau ward bald verworrene Flucht, ſo daß alle Wege mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt waren. In der Schlacht und auf dieſer Flucht verloren ſie über 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangene waren, 80 Kanonen und 400 Munitionswagen. Die Preußen zählten über 5000 Todte und Verwundete. So war Berlin zum zweitenmal gerettet, und der Feind mußte nun alle ſeine Pläne auf Berlin aufgeben und auf ſeine eigene Vertheidigung denken. Auch dieſen Sieg bezeichnet ein bei Dennewitz errichtetes Denkmal.

Frankfurt an der Oder iſt in Hinſicht der Bevölkerung die dritte Stadt Brandenburgs und jetzt von mehr als 21,000 Menſchen bewohnt. Sie liegt in einer angenehmen Gegend, worin Anhöhen, Wieſen, Getreidefelder, Weinberge und Obſtgärten abwechſeln und die Stadt umgeben. Auf der Oſtſeite ſtrömt die anſehnliche Oder vorbei, über welche hier eine 800 F. lange hölzerne Brücke führt und die auf der rechten Oderſeite gelegene Dammvorſtadt mit der übrigen Stadt verbindet. Merkwürdig iſt das am rechten Oderufer dem Herzoge Leopold von Braunſchweig errichtete Denkmal, an der Stelle, wo er am 27. April 1785 in den Fluthen umkam, indem er bei einer großen Ueberſchwemmung der Oder einigen vom Waſſer eingeſchloſſenen Vorſtädtern Hülfe bringen wollte. Dieſer Herzog 1752 zu Wolfenbüttel geboren, war 1776 in Preußiſche Kriegsdienſte getreten und hatte als Chef des zu Frankfurt liegenden Regiments ſeine Wohnung in dieſer Stadt. Bei der damaligen Ueberſchwemmung der Oder, eilte er an das Ufer, bot Anfangs den daſtehenden Leuten anſehnliche Belohnungen, wenn ſie die Unglücklichen retten wollten. Umſonſt, die Gefahr war zu groß; niemand wollte ſein Leben wagen. Nun, ſo will ich hingehen, ſagte er, und ſprang in einen Kahn, ohne ſich durch das Bitten der Leute abhalten zu laſſen. Unglücklicher Weiſe aber ſchlug der Kahn in den Fluthen um und der menſchenfreundliche Prinz ertrank. Die Stadt Frankfurt errichtete ihm daher dies angeführte Denkmal; ein ſchöneres Denkmal aber iſt die, zu ſeinem Gedächtniß geſtiftete Freiſchule für mehr als 300 Kinder, die am Jahrestage ſeines Todes geſpeiſt und zum Theil mit Büchern und Kleidungsſtücken beſchenkt werden.

Von Frankfurt ½ M. öſtlich liegt das kleine Dorf Cunnersdorf, bekannt durch die Schlacht am 12. Auguſt 1759, eine der blutigſten und merkwürdigſten des 7jährigen Krieges. 40,000 Preußen unter dem Könige Friedrich dem Großen kämpften hier gegen 80,000 vereinigte Ruſſen und Oeſterreicher, von Soltikow und Laudon angeführt, und wurden geſchlagen. Die verbündeten Ruſſen und Oeſterreicher ſtanden in einer ſehr vortheilhaften Stellung verſchanzt und mit einer furchtbaren Artillerie, auf den Höhen vor dieſem Dorfe, den rechten Flügel an die Oder, den linken an ſumpfige Niederungen und Buſchholz gelehnt. Nach vielen Schwierigkeiten, die das ungünſtige Terrain den Preußen entgegenſtellte, drang der König zum linken Ruſſiſchen Flügel vor, eroberte die Höhen, jagte die Ruſſen aus allen ihren Verſchanzungen und trieb ſie, nachdem er ihrer ſämmtlichen Artillerie ſich bemächtigt hatte, bis in das Dorf, auf deſſen Gottesacker ſie ſich wieder feſtſetzten. Während dieſer Ereigniſſe war es Abends 6 Uhr geworden. Friedrich war im vollen Siege und um ihn zu verfolgen, rückte er auf den rechten Flügel der Ruſſen vor. Doch das ſehr durchſchnittene Terrain hinderte das Eingreifen und Zuſammentreffen der bei-

den Preußiſchen Flügel. Laudon ſchob ſich in die Schlachtlinie von Neuem ein und eine große Ruſſiſche Batterie zerſchmetterte Seidlitzens Kavallerie; die Oeſterreichiſche Kavallerie brach auf allen Punkten los und brachte große Unordnung unter den beſtürzten Preußen hervor. Der Uebermacht widerſtand weder Friedrichs Geiſt, noch ſeiner Preußen Muth und Kraft. Neue Angriffe der letztern wurden abgeſchlagen. Da fiel zur Vollendung des Ganzen Laudon mit friſcher Kavallerie vom rechten Flügel noch einmal in die ermatteten Preußen ein; Alles ergriff im paniſchen Schrecken die Flucht, und Friedrich ſelbſt wurde nur durch die Entſchloſſenheit und Tapferkeit des Rittmeiſters von Prittwitz aus den Händen der Koſaken errettet. In der Finſterniß der Nacht entkam der Reſt ſeiner Armee, welche 8000 Todte, 15,000 Verwundete, 3000 Gefangene und faſt alle Artillerie verloren hatte. Kaum 5000 Mann ſah der König nach dieſer Schlacht von ſeiner Armee beiſammen. Doch theuer war dieſer Sieg von den Verbündeten erkauft worden; 18,000 oder gar 24,000 Mann Todte und Verwundete zählten auch ſie.

Eine der merkwürdigſten Gegenden der Provinz und überhaupt eine in ihrer Art einzige Gegend Deutſchlands iſt der Spreewald, welcher ſich in dem ſüdweſtlichen Theile des Regierungsbezirks von Frankfurt, in den Kreiſen Kottbus, Kalau und Lübben befindet. Spreewald nennt man die etwa 6 Q. M. große Niederung, welche von der hier in unzählbare kleine Arme ſich theilenden Spree durchfloſſen und theilweiſe bei hohem Waſſerſtande von derſelben ganz überſchwemmt wird, in deren Mitte ohngefähr die Stadt Lübben liegt. Auch die Stadt Lübbenau liegt in der Nähe des Spreewaldes. Er theilt ſich in den obern und untern Spreewald, wovon jener etwa 3½ M. lang und ¾ bis 1¼ M. breit iſt, dieſer bei einer gleichen Länge kaum die halbe Breite des obern Spreewaldes hat, war in den ältern Zeiten ein undurchdringlicher Bruchwald, welchen die Sorben und Wenden, bei dem Vordringen der Deutſchen, als letzten Zufluchtsort wählten, und auch noch jetzt hat ſich daſelbſt der reine Wendiſche Stamm ſehr auffallend von dem Deutſchen verſchieden erhalten. Ein Theil des Spreewaldes iſt durch die Regulirung der Flußbetten und durch eine Menge gezogener Kanäle urbar gemacht und in fruchtbare Felder und Wieſen verwandelt. Ein großer Theil beſteht aber noch aus einer beträchtlichen Waldmaſſe, die im Sommer nur auf Kähnen und im Winter auf dem Eiſe zugänglich und unter mehrere Beſitzer getheilt iſt, wovon der Staat, die Stadt Lübben und der Freiherr von Houwald (Beſitzer der Standesherrſchaft Straupitz) und die Grafen von Lynar (Beſitzer der Standesherrſchaft Lübbenau) die bedeutendſten ſind. Dieſer noch mit Holz beſtandene Theil des Spreewaldes (denn auch die urbar gemachten Theile der großen Niederung haben den Namen Spreewald behalten) iſt eine beinahe ebene

Fläche, in welcher nur unbeträchtliche, ſandige Erhöhungen (Hörſte genannt) bemerkbar werden. Die Spree durchſchneidet und umgiebt ihn überall, indem ſie ſich in eine große Menge Arme theilt. Daher gewährt der Spreewald ein ganz eignes, für den Bewohner einer Höhengegend gewiß überraſchendes Schauſpiel. Alles, was nämlich in andern Gegenden zu Fuße, Pferde oder Wagen abgemacht wird, verrichtet man hier in Kähnen, gewöhnlich aus einem Baumſtamme ausgehöhlt und dann Seelenverkäufer genannt. Dem Spreewälder iſt der Kahn beinahe das, was den Bewohnern der Pampas in Südamerika das Pferd iſt. Alle Exkurſionen, Beſuche, Kirchfahrten und landwirthſchaftlichen Arbeiten werden abgemacht, indem man ſich zu Kahn an Ort und Stelle begiebt. Der Förſter beſucht zu Kahn ſein Revier, verfolgt in demſelben Holz- und Grasdiebe, fährt zu Kahn bürſchen, holzt zu Kahne, er wird beinahe zur Amphibie, indem er größere Zeit im Waſſer und auf demſelben zubringt, als auf dem Trocknen. Im Winter ändert ſich die Szene, indem alle die vielen Beſucher des Waldes Schrittſchuhe anſchnallen. Vom alten Weibe, welches Reff- und Leſeholz ſammelt, bis zum Holzhauer und Förſter gleitet alles auf den ſpiegelblanken Kanälen, hier Fließe genannt, fort und wehe dem Walde, wenn der Forſtbeamte nicht ein raſcher Schrittſchuhläufer iſt, um die entfliehenden Holzdiebe einzuholen. Auch ſchon bei einem mittelmäßigen Waſſerſtande iſt die ganze Waldfläche bis auf die Hörſte überſchwemmt, jedoch kann man nur bei einem hohen Waſſer überall mit dem Kahne fortkommen, da man ſich ſonſt auf den Fließen halten muß. Im Sommer und bei niedrigem Waſſer iſt der Boden außerhalb dieſer, wenn auch nicht trocken, doch ſo, daß man überall mit guten Waſſerſtiefeln fortkommen kann, wo nicht ein Fließ den Weg verſperrt. Die Ueberſchwemmung iſt weder dem Gras- noch Holzwuchſe nachtheilig. Der Boden dieſes Waldes iſt keinesweges Moor oder Bruch zu nennen, da er bis auf einige ſehr niedrige Stellen, einen feſten, mit mancherlei Schilfgräſern durchwachſenen Grund hat. Es iſt ein naſſer an Humus (Dammerde) reicher Sandboden, welcher 4 bis 5 F. tief liegt, wo dann reiner Sand ſich zeigt. Der Spreewald zeigt eine ſehr üppige Vegetation, und das daſelbſt wachſende Gras wird mehrere Male im Jahre rein abgeſchnitten, außer in den Schonungen. Die gemeine Erle iſt die herrſchende Holzgattung, und der Abſatz des Erlenholzes findet zum größten Theile zu Waſſer nach Berlin Statt; die Stadt Lübben und die benachbarten Orte verbrauchen das ſchwächere Holz. Eine Holzgattung, welche dieſem Walde eigenthümlich iſt, und früher in noch größerer Menge vorhanden war, iſt die Eſche. Zwei Holzgattungen. die gemeine Ebereſche (Vogelbeerbaum) und der Faulbaum wuchern hier noch als Unterholz auf den Hörſten ſehr. Auch giebt es in großen Strecken Weiden; ferner Buchen, Eichen, Hainbuchen, Birken, Linden und Kiefern. Wohl beträchtlicher als

die Holznutzung im Spreewalde iſt die Grasnutzung, von welcher allein die Exiſtenz mehrerer Tauſend Menſchen abhängt. Die Höhen, welche das Spreethal umgeben, haben beinahe ohne Ausnahme ganz ſchlechten Sandboden und würden kaum bebaut werden können, noch viel weniger aber den ſtarken Viehſtand zu erhalten im Stande ſeyn, wenn ihnen nicht dieſe ausgedehnte Niederung Sommer- und Winterfutter gewährte. Ein Theil des Waldes wird zwar gar nicht behütet, ſondern das Gras vielmehr alles mit der Sichel gewonnen, was bei günſtigen Jahren wohl dreimal wiederholt wird, die Menge, die er aber dabei liefert, iſt in der That unglaublich. Noch eine beſondere Wichtigkeit gewährt der Spreewald, daß er zum großen Waſſerbehälter dient, um das Frühjahrswaſſer darin aufzuſtauen und ſo die Spree bei ſpäter eintretender Dürre daraus zu ſpeiſen. Dadurch trägt der Spreewald ſehr dazu bei, den gleichen Waſſerſtand der Spree zu ſichern und ſie für die Schifffahrt ſo vortheilhaft zu machen. Berühmt iſt der Spreewald wegen ſeiner ſtarken Hirſche, welche ſowohl vom Leibe als vom Gehörn zu den ſtärkſten in Norddeutſchland gehören; doch iſt der Rothwildſtand nicht ſtark, der Rehſtand beträchtlicher. Im Oberſpreewalde giebt es viele Birkhühner. Auch iſt in manchen Jahren die Becaſſinenjagd außerordentlich ergiebig.

Die Provinz Pommern.

In den älteſten Zeiten und bis ins 2te Jahrhundert nach Chriſti Geburt wohnten hier Germaniſche Völker, nach deren Auswanderung in die ſüdlichen Länder Europas, gegen Ende des 5. Jahrhunderts Slaviſche Völker rückten und ſich hier niederließen. Von dieſen Völkern hat das Land ſeinen Namen erhalten, der Slaviſchen Urſprungs iſt, von Pomore d. h. am Meere. Unter dieſen Slaviſchen Völkern waren die Wilzen die mächtigſten, die zu Karls des Großen Zeit das allein herrſchende Volk in Pommern bildet und einen lebhaften Handel durch ihre Handelsſtadt Julin trieben. Wineta ſoll eine zweite berühmte Handelsſtadt geheißen haben, war aber wahrſcheinlich nur auch eine Benennung von Julin. Die Verſuche der Deutſchen, ſie zu überwältigen und zum Chriſtenthum zu bekehren, waren vergebens. Durch Theilungen und innerliche Kriege wurde das mächtige Wilzenreich geſchwächt, erhielt ſich aber demohngeachtet unter ſeinen eigenen Fürſten, von welchen Svantibor als der Stammvater der nachmaligen Herzoge von Pommern angeſehen wird. Seine Söhne theilten zu Anfang des 12ten Jahrhunderts das Land ſo unter ſich, daß die einen das weſtliche Pommern oder Vorpommern (Slavien), das damals bis zur Perſante ſich erſtreckte, und wozu auch ein Theil der Uckermark gehörte, und die andern Hinterpommern oder Pommerellen,

das öſtlich bis zur Weichſel und ſüdlich bis zur Netze und Warthe ging, beſaßen. Der Zweig der letztern, unter welchen Swantopolk als ein großer Kriegsheld ſich auszeichnete, ſtarb ſchon 1295 aus. Der andere Zweig aber blühte fort, und von ſeinen Fürſten ſtammen die Herzoge von Pommern; indem Kaſimir I. und Bogislaw I. zuerſt den Herzogstitel annahmen und 1182 vom Kaiſer Friedrich zu unmittelbaren Reichsfürſten erhoben wurden. Ihr Vater Wratislaw war bereits ein Chriſt und lud 1128 den Biſchof Otto von Bamberg ein, ſeine noch heidniſchen Unterthanen zu bekehren. Nach mannigfaltigen Theilungen dieſer Herzoge in verſchiedene Linien, erloſch endlich 1637 mit Bogislaw XIV. das Geſchlecht der Herzoge von Pommern. Dem Hauſe Brandenburg ſtand die Erbfolge in Pommern zu (ſ. S. 905 und 906); doch erhielt daſſelbe durch den Weſtphäliſchen Frieden 1648 nur einen Theil dieſes Landes, indem Vorpommern nebſt der Inſel Rügen Schweden zufiel. Allein der Stockholmer Frieden 1720 verſchaffte dem Brandenburgiſchen oder jetzt Preußiſchen Hauſe auch den Theil Vorpommerns bis zur Peene, bis endlich 1815 auch das bis dahin noch Schwediſch geweſene Stück von Vorpommern nebſt der Inſel Rügen an Preußen kam, das alſo ſeitdem im Beſitze des ganzen Herzogthums Pommern iſt.

Stettin, die Hauptſtadt Pommerns, liegt zum Theil auf und am Abhange zweier Hügel, daher ſie auch in die Ober- und Unterſtadt getheilt wird und abhängig laufende Straßen hat. An der Oſtſeite der Stadt ſtrömt die Oder vorbei, die ſich hier in 4 Arme theilt, die eigentliche Oder, die Parnitz, die kleine und große Regelitz. Ueber die erſtere führen in die Vorſtadt Laſtadie zwei zuſammen 805 F. lange Brücken, und über die 3 letzteren Arme gehen drei zuſammen 1119 F. lange Brücken. Im Ganzen iſt Stettin nicht ſchön gebaut; zwar ſind einzelne Häuſer im guten Geſchmack angelegt, die meiſten aber ſtehen mit den Giebeln nach den Straßen, wovon viele breit und gerade, mehrere aber auch ſchmal und krumm ſind. Indeß hat ſich in den neueſten Zeiten Stettin in dieſer Hinſicht ſehr verbeſſert, indem eine Menge neuer Privat- und mehrere öffentliche Gebäude entſtanden ſind. Die ſchönſte Gegend der Stadt iſt der große und freie, ſogenannte weiße Paradeplatz oder Königsplatz, den die 1793 von der Provinz errichtete Statüe des Königs Friedrich II. ziert. Sie iſt $7\frac{1}{2}$ F. hoch, von Carrariſchem Marmor, ſteht auf einem eben ſo hohen Fußgeſtell von ſchwarzem Schleſiſchen Marmor und ſtellt den König in ſeiner gewöhnlichen militäriſchen Kleidung mit dem königl. Mantel umgeben vor, den Hut auf dem Kopfe und einen Kommandoſtab in der Hand, und iſt ein Werk Schadows. Unter den öffentlichen Gebäuden nennen wir das königliche Schloß, ein zwar großes, aber keineswegs ſchönes Gebäude, die Reſidenz der vormaligen Herzoge von Pommern, mit 2 Höfen und nach altem Geſchmack ange-

legt. Mit demſelben iſt die St. Otten- oder Schloßkirche verbunden, in deren Gruft ſich die Gebeine mehrerer Herzoge und ihrer Gemahlinnen befinden. Einen angenehmen Spaziergang gewährt der die ganze Landſeite der Stadt umſchließende Wall, wo man den ſchönſten Standpunkt auf der ſogenannten hohen Batterie hat, von wo man über die Oder hin die Städte Greiffenhagen, Damm ꝛc. und viele Dörfer ſieht, nördlich vergnügt ſich das Auge an der Anſicht der verſchiedenen Arme der Oder und des Dammſchen Sees; überdies erhält die ganze Landſchaft durch die ſchönen Wieſen, Aecker und Hügel, die Inſeln im Strome und durch die Alleen viel Reichthum und durch die vor Anker liegenden, abſegelnden und kommenden Schiffe viel Leben. Eine noch weitere und anziehendere Ausſicht hat man von der Gallerie des Schloſſes, wo man die Stadt und Umgegend, den Dammſchen See und die Städte Gollnow, Stargard und Greiffenberg überſieht. Angenehme Spaziergänge gewähren ferner die neuen geſchmackvollen Parkanlagen vor dem Anklamer und dem Frauenthore, die dem Oberpräſidenten von Sack viel verdanken, dem auch 1833 ein Denkmal errichtet worden iſt, welches ſich auf einem kleinen Hügel, unweit der Oder, am öſtlichen Ende dieſer Parkanlagen befindet und in einer zu Berlin in der daſigen Eiſengießerei höchſt zierlich gegoſſenen, eiſernen, kleinen, Gothiſchen Kapelle beſteht, auf einem Poſtamente von Granit ſich erhebt, und auf beiden Seiten vergoldete Inſchriften hat. Auch das neue 1832 eingeweihete Gymnaſialgebäude von 158 F. Länge mit dem 74 F. langen, 33 F. breiten und 28 F. hohen, ſchön verzierten Hörſaale, und die Börſe gereichen der Stadt zur großen Zierde. Stettin zählte im Jahre 1833 ohne Militär 29,257 E., welche 1642 Häuſer bewohnten. 1835 aber 33,583 E.

Nach Stettin iſt die größte Stadt Pommerns Stralſund, welche ſich durch ihre beſondere Lage und alterthümliche Bauart auszeichnet, und mit ihren Kirchen, hohen Thürmen, dem hohen Rathhauſe und anderen großen Gebäuden recht ſtattlich ſich präſentirt, wiewohl ſie nur von mittelmäßiger Größe iſt, indem ſie 1400 Häuſer und ohne das Militär 15,000 E. hat. Sie liegt an der ½ Meile breiten Meerenge, welche die Inſel Rügen von dem feſten Lande ſcheidet und den Namen Gellen oder auch Binnenwaſſer führt, und iſt ganz vom Waſſer umſchloſſen; denn auf der einen Seite wird ſie von dem Meere, auf der andern von großen Teichen umgeben, die ihr Waſſer durch Graben und Kanäle von entferntern Seen erhalten. An gutem Trinkwaſſer fehlt es, weil ſowohl das Brunnen- als das durch die Waſſerkunſt aus den Teichen geſchöpfte und durch Röhren vertheilte Waſſer von einem ſchlechten Geſchmacke iſt; daher laſſen die wohlhabenden Familien ſich ihr Trinkwaſſer von der benachbarten Inſel Rügen bringen. Die Bauart der Stadt empfiehlt ſich nicht, indem die Straßen größtentheils enge und krumm ſind, und nach alter Sitte den Rinnſtein

zur Abführung des Waſſers in der Mitte haben. Die meiſten Häuſer ſtehen mit den Giebeln nach den Straßen, und haben ein alterthümliches Anſehen; am ſonderbarſten ſehen diejenigen aus, auf deren oberſtem Stockwerke nach der ganzen Hausbreite eine durchbrochene, Gothiſch verzierte, den Giebel verſteckende, Mauer fortgeführt iſt. Der größte und ſchönſte Platz iſt der alte Markt, auf dem die in neuem Styl erbaute Wache und das hohe, weitläuftige Rathhaus ſtehen, deſſen Hauptſeite mit einer Gothiſchen, durchbrochenen Wand verziert iſt, die ſich in 7 Thürmen und 2 Giebelſpitzen endigt. Man findet darin eine Bibliothek von 12,000 Bänden, eine Sammlung Römiſcher Münzen und ein Kunſtkabinet von mittelmäßigem Werthe. Unter den 6 Kirchen zeichnen ſich am meiſten aus die Nikolaikirche, ein hohes Gothiſches Gebäude, und die 370 F. lange und 180 F. breite St. Marienkirche mit einem hohen Gewölbe. Bei der Fährbrücke, einem vom Ufer einige hundert Fuß in die Meerenge vorſpringenden Bollwerke, liegen die abgehenden und ankommenden Schiffe, um ent- oder beladen zu werden. Von hier hat man eine reizende Ausſicht auf die Inſel Rügen und auf die kleine durch hübſche Anlagen verſchönerte Inſel Dänholm.

Von Stralſund aus macht man am ſicherſten und bequemſten die Ueberfahrt nach der ſo nahe gelegenen Inſel Rügen, die in einem offenen Boote geſchieht und wenig über ½ Stunde dauert. Man landet auf einer ziemlich weit ins Meer hineinragenden Brücke, bei dem Stralſund gegenüber gelegenen, hübſchen Dorfe Altefähr, und befindet ſich dann auf der durch ihre romantiſchen Partien und Ausſichten, durch die vielen Denkmäler und Sagen der Vorzeit und durch die in neuern Zeiten bekannte und wohleingerichtete Seebadeanſtalt zu Putbus im Auslande ſo berühmt gewordenen und vielbeſuchten Inſel Rügen, welche im höchſten Norden Deutſchlands liegt, von großer Fruchtbarkeit iſt und daher auch auf ihrer, 18 □Meilen betragenden Oberfläche 35,000 Menſchen ernährt, die in 2 Städten, 2 Flecken und einer ſehr großen Menge kleiner Ortſchaften wohnen. Der weſtliche Theil iſt eben; nach der Mitte erhöht ſich der Boden und der öſtliche Theil erhebt ſich zu Bergen, wovon die Stubbenitzer Berge die höchſten Punkte bilden. Die Oſtſee dringt allenthalben in Rügen hinein und bildet viele Halbinſeln, (die zum Theil nur durch ſchmale Landengen zuſammenhängen) und verſchiedene kleine Inſeln, welche die Hauptinſel umgeben.

Gewöhnlich reiſen die Beſucher dieſer Inſel zuerſt nach Putbus, und nachdem ſie die nahen Umgebungen deſſelben beſehen und eine Exkurſion nach der Halbinſel Mönchgut gemacht haben, wenden ſie ſich nach der Hauptſtadt Bergen, beſteigen den Rugard, einen der höchſten Berge der Inſel, auf deſſen Gipfel noch die Wälle einer Burg der alten Rügiſchen Fürſten ſtehen, und genießen die herrliche Ausſicht, die ſich von dieſem 340

Fuß hohen Berge darbietet. „Hier, beinahe im Mittelpunkte der Inſel, ſind die Worte eines Reiſenden *), hat die Natur das ſchönſte Panorama (Rundgemälde) gebildet, von welchem aus man zunächſt umher dieſes fruchtbare, durch ſeine vielen Dörfer und Güter, und einzelne, minder hohe, reich bewaldete Berge verſchönerte Land überſiehet und ſich immer mehr und mehr ergötzt, wenn das Auge bald die nahe liebliche Inſel Pulitz und bald die ſchönen Halbinſeln Wittow und Jasmund mit den ſie bildenden großen Binnenwaſſern überſchaut und dann auf der unendlichen Bläue des Meeres ruht, oder bei heiterm Himmel bis in die Gegenden von Stralſund und Greifswald und zu ihren dann ſichtbaren Thürmen ſtreift." „Es giebt vielleicht, ſagt ein anderer Reiſender**) in ganz Europa keinen Standpunkt, der ſo viel ſanftes Schöne, ſo viel Liebliches vereinte. Dazu iſt es noch Gewinn, daß man hier zwar hoch genug ſteht, um einen weiten Geſichtskreis zu haben, aber doch auch nicht ſo hoch, daß die Gegenſtände zu unverhältnißmäßig ſich verkleinern und ſo der Erkennung entſchwinden."

Von Bergen nehmen dann die Reiſenden ihre Tour nach der Halbinſel Jasmund und nachdem ſie in dieſer romantiſchen, durch Naturſchönheiten und Sagen der Vorzeit intereſſanteſten Gegend Rügens ſich umgeſehen haben, wenden ſie ſich nach der Halbinſel Wittow, und kehren dann über die Wittow-Fähre und das hier befindliche Binnenwaſſer nach Bergen zurück. Ehe wir aber den Leſer mit den Schönheiten der beiden Halbinſeln Jasmund und Wittow bekannt machen, wollen wir erſt Einiges von Putbus und von Mönchgut, dieſer ſüdöſtlichen Halbinſel Rügens ſagen. Putbus iſt ein weitläuftiges Schloß in der gleichnamigen Herrſchaft, welche dem Fürſten von Putbus, deſſen Vorfahren von Stoislaw, dem Bruder des im J. 1212 geſtorbenen Rügenſchen Fürſten Jaromar I. abſtammen, gehört und mit der 1816 erkauften Herrſchaft Spyker 45 Dörfer, 55 Güter, 4 Meiereien und viele andere Etabliſſements begreift. Das im Innern ſchön möblirte Schloß enthält vaterländiſche Alterthümer, Hetruriſche in Herkulanum und Pompeji (ſ. S. 481) aufgefundene Vaſen, Gemälde von Italieniſchen, Deutſchen und Niederländiſchen Meiſtern, 3 treffliche aus Carrariſchem Marmor von Thorwaldſen gearbeitete Bildſäulen; der dazu gehörige Park, worin große und ſchön gehaltene Raſenflächen, einzelne Gruppen von Schmuckbäumen, große Maſſen von Blumen, herrliche alte Eichen geſchmackvoll abwechſeln, hat noch vor vielen andern Parks den Vorzug des großartigen Anblicks des Meeres, welches hier durch die aus zwei waldigen, mit-

*) Cranz, Beiträge zur Kenntniß der Provinz Neu-Vorpommern und der Inſel Rügen. Berlin 1834.

**) Wadzeck, Reiſe von Berlin nach der Inſel Rügen. Berlin 1824.

telſt einer ſchmalen Landzunge verbundenen, Bergen beſtehende Inſel Vilm geſchmückt iſt. Bei dieſem Schloſſe Putbus iſt unter dem jetzigen Fürſten ein freundlicher Flecken mit hübſchen Häuſern entſtanden, worunter ſich vorzüglich der Salon (Speiſe- und Tanzſaal), daneben der Pavillon, das Schauſpielhaus, das Haus der verwittweten Präſidentin, Gräfin von Putbus, der Fürſtenhof, (Logierhaus) und das neue Pädagogium (ſeit 1836 eröffnet) am Circus auszeichnen. Von Putbus führt eine gerade Straße, mit Bäumen wechſelnder Arten zu der ½ Stunde davon entfernten, am Fuße der waldigen Goore und dicht am Strande der Oſtſee gelegenen Seebade- Anſtalt, Friedrich-Wilhelms-Bad, mit einem geſchmackvollen Badehauſe, deſſen Façade auf Säulen ruhet und ſo einen 170 F. langen bedeckten Gang bildet. Dieſes erſte 1816 entſtandene Seebad wird ſchon ſehr ſtark beſucht, und verdient es, denn Natur und Kunſt haben ſich hier vereinigt um Putbus und ſeine Umgebungen zu einem reizenden Aufenthalt zu ſchaffen, und durch Genüſſe aller Art des Seebades wohlthätige Kräfte zu erhöhen. Auch iſt Putbus ein trefflicher Mittelpunkt, von welchem man die Inſel Rügen durchſtreifen und ihre Naturſchönheiten genießen kann.

Von Putbus beſuchen wir zuerſt die kleine Halbinſel Mönkgut oder Mönchgut, die ſüdöſtliche Spitze Rügens, welche nicht wegen ihrer Naturſchönheiten, ſondern allein wegen ihrer Bewohner die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdient, die in Sprache, Kleidung und Gebräuchen ſich von allen Einwohnern Rügens auffallend unterſcheiden und die meiſten Eigenthümlichkeiten von alten Zeiten her beibehalten haben. Kein Mönchguter kann ſeinen Namen ſchreiben, und wenn es auch ja einer und der andere ſo weit in der Schreibkunſt gebracht hat, ſo thun ſie es doch nicht. Statt deſſen aber hat jeder Hausvater ein ſelbſt gewähltes Zeichen, das ſie Hauszeichen nennen. Jeder kennt das Hauszeichen des anderen; dies Hauszeichen unterzeichnen ſie ſtatt ihres Namens, und Verträge mit ſolchen Hauszeichen bezeichnet, werden aufs gewiſſenhafteſte gehalten. Nie hat noch ein Mönchguter ſein Hauszeichen verläugnet, auch würde er deſſen bald von allen Uebrigen überführt werden, und allgemeine Verachtung würde ſein Lohn ſeyn, denn das Hauszeichen ſteht bei ihnen in beſonderer Achtung, und darf nicht entweiht oder gemißbraucht werden. Das ſogenannte Jagen der Mönchgutſchen Mädchen und Wittwen iſt ein zweiter eigenthümlicher Gebrauch, allein nur in ſolchen Fällen üblich, wenn einem Mädchen oder einer Wittwe eine Wirthſchaft oder ein Ackerhof durch Erbſchaft zugefallen iſt. In ſolchem Falle darf die Wittwe oder das Mädchen ſich ſelbſt einen Bräutigam wählen und ihm den erſten Antrag machen. Dies nennt man Jagen, wiewohl die Mönchguter ſelbſt ſich dieſes Ausdrucks nicht bedienen und ihn auch nicht gern von Andern hören. „Se ſtellt na em uth" (ſie ſtellt nach

ihm aus) iſt die eigentliche dort gebräuchliche Redensart. Gewöhnlich aber iſt alles zuvor ſchon ſo eingeleitet, daß ſie nicht leicht vergeblich ausſtellt. Geſchieht dieß aber unerwartet doch, ſo hat dies weiter nichts zu bedeuten, als daß ſie aufs neue ausſtellt. Was die Kleidung betrifft, ſo iſt bei beiden Geſchlechtern Schwarz die herrſchende Farbe. Eine hohe, nach oben ſich zuſpitzende, dick mit Wolle ausgefütterte Mütze von ſchwarzem Zeuge iſt das ſicherſte Kennzeichen einer Mönchguterin, und zugleich durch eine kleine Verzierung ein Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Verheiratheten und Unverheiratheten. Erſtere nämlich tragen ein breites, ſchwarzes, ſeidenes, an der Mütze befeſtigtes und über die Spitze derſelben hinlaufendes Band, das keine Unverheirathete tragen darf, und darunter noch ein kleines, weiß leinenes Mützchen, das etwas unter der obern Kopfbedeckung hervorragt. Zu dieſer Tracht des weiblichen Geſchlechts gehört auch eine Menge faltenreicher Röcke, und damit dieſe mehr vom Leibe abſtehen, und wohl auch, um das Tragen ſo vieler ſchwerer Röcke ſich zu erleichtern, wird über dem Mieder noch ein dicker, mit Werg ausgeſtopfter Wulſt von Leinwand rund um den Leib getragen, auf welchem die Röcke hängen.

Wir wenden uns nun zu der Halbinſel Jasmund, dem in naturhiſtoriſcher Hinſicht merkwürdigſten und intereſſanteſten Theile der Inſel Rügen, mit welcher ſie durch eine Landenge zuſammenhängt, auf welcher ſich die Prora, eine waldige Bergkette, befindet, von dem der daran ſtoßende Meerbuſen den Namen Prorer Wieck erhalten hat. Will man von Putbus aus nach Jasmund, ſo muß man dieſe Prora auf einem langen Hohlwege paſſiren, und gelangt dann über die Schmale Heide in die Halbinſel Jasmund, wo die Stubnitz und die berühmte Stubbenkammer die ſehenswürdigſten Partien ſind, die ſich in dem nordöſtlichen Theile dieſer Halbinſel befinden. Die Stubnitz iſt ein 2 Meilen langer und ½ Meile breiter herrlicher Buchenwald, der ſich längs des Meeresufers zieht, und durch welchen man zur Stubbenkammer gelangt. In dieſem Walde iſt ein See, der Borg= (Burg) oder Schwarze See, auch Herthaſee genannt, deſſen hohe Ufer ein regelmäßiges Oval bilden und mit dichten Buchen umkränzt ſind. Der Grund des Sees iſt voll Baumſtämme und Aeſte und von den vielen hineinfallenden und da verweſenden Buchenblättern ganz mit ſchwarzem Moor angefüllt. Sein längſter Durchmeſſer beträgt 200 Schritte und ſeine Tiefe in der Mitte 48 F. Weſtwärts ſtößt an denſelben ein Wall, der Burgwall genannt, der einen ovalen Platz einſchließt und bei einem Umfange von 500 Schritten in ſeinem größten Durchmeſſer 100 Schritte hat. Der ſteile Abhang deſſelben beträgt nach Außen hin meiſtens über 100, nach Innen 30—40 und an manchen Orten noch weniger Fuß. Nördlich läßt er einen ſchmalen Zugang nach dem innern Raume und auch nach dem See zu einen Ausweg offen. Weſtlich wird er faſt in einem Vier-

telkreiſe von einem zweiten Walle eingefaßt, der ihm von dort her zum Schutze dient, aber nicht ſo regelmäßig angelegt iſt. Alles iſt jetzt mit hohen Buchen bewachſen und eine feierliche Stille und Dunkelheit herrſcht daſelbſt. Man hält dieſen Wall für die Reſte der Herthaburg und verlegt dahin den Schauplatz der Verehrung der Hertha *), den jedoch Andere auf eine Däniſche Inſel verlegen. Von dieſem Orte iſt etwa 1000 Schritte weit bis zur berühmten Stubbenkammer. Die nördliche und nordöſtliche Seite der Halbinſel Jasmund nämlich beſteht aus einem hohen, horizontal mit zwei Fuß mächtigen Feuerſteinlagern durchzogenen Kreidegebirge, das in einer Länge von 1 Meile ſich ſteil aus den Fluthen des Meeres erhebt, und viele romantiſche Anſichten darbietet. Dieſes Gebirge hat an mehreren Stellen weite runde Einſchnitte, deren Seitenwände in einem unregelmäßigen Halbkreiſe vorſpringen, und die bald ganz ſteil, bald etwas abhängig ſind. Die hervorſpringenden Spitzen dieſer Einſchnitte bilden kleine Vorgebirge, die alle mit dem Namen Stubbenkammer bezeichnet werden (von dem Wendiſchen Worte Kammen, was Stein, Felſen bedeutet). Die große Stubbenkammer, deren höchſte Spitze Friedrich-Wilhelmsſtuhl (ſonſt Königsſtuhl) heißt und nach den neueſten Angaben 409 F. über die Meeresfläche ſich erhebt, bildet eine unförmliche Pyramide, die gegen das Meer hin faſt ſenkrecht abgeſchnitten iſt. Die koloſſalen Maſſen der abgeriſſenen Pfeiler gewähren bis zum Meeresſtrand den Anblick der wunderbarſten Geſtalten. Auf der höchſten Spitze der Stubbenkammer, die mit einer Barriere verſehen iſt, hat man eine in Deutſchland einzige Ausſicht auf die ſchauerliche Tiefe und auf die in unermeßliche Weite ſich ausdehnende Oſtſee. Ein zweiter Einſchnitt dieſes Kreidegebirges, die kleine Stubbenkammer, liegt oſtwärts vom Königsſtuhl, iſt nicht ſo hoch, aber faſt noch ſteiler und läßt von ihrem, mit Bäumen und Gebüſch bewachſenen Rande faſt ſenkrecht zur Tiefe des Randes blicken. In der zwiſchen dieſen beiden Stubbenkammern liegenden, von oben bis unten mit Buchen und Geſträuch bewachſenen Schlucht führt ein Fußſteig, den 600 eingegrabene Stufen bequemer machen, zum Strande, und rechts davon rieſelt eine

---

*) Die Hertha war eine Göttin der Germanen und ſtellte die Erde vor. Ein Römiſcher Geſchichtsſchreiber (Tacitus) erzählt nämlich, daß ihr Wagen mit einem Teppiche verdeckt auf einer Inſel des Oceans, in einem heiligen Haine, in dem ſich ein düſterer See befand, geſtanden habe. Nur die oberſten Prieſter durften ſich demſelben nähern und wußten, wann die Göttin, von dem Throne ihres Gemahls (Odin) herabſteigend, in ihm wohnte. Dann wurde der Wagen mit 2 Kühen beſpannt und fuhr nun, von den Oberprieſtern begleitet, durch das Land. Kehrte die Göttin zurück, ſo ward der Wagen in den See gefahren und von Sclaven gewaſchen, die dann der See verſchlang.

kleine Quelle, deren kryſtallhelles Waſſer ſich in einen Keſſel ſammelt und dann ins Meer fällt. Auf dem Strande angelangt, hat man eine ſchöne Anſicht der grotesken Kreidewände, beſonders der von den Wellen an ihrem Fuße faſt beſpülten großen Stubbenkammer, aber doch iſt der Anblick von unten minder großartig. Angenehm iſt auch die Seefahrt nach dem $1\frac{1}{4}$ Stunde öſtlich von Stubbenkammer entfernten, ſchön gelegenen Fiſcherdorfe Saſſnitz, wo das Gebirge ſich kaum 50—60 F. über das Meer erhebt.

Doch wir können die Inſel Rügen nicht verlaſſen, ohne noch einige Worte von der Halbinſel Wittow, dem nördlichſten und fruchtbarſten Theile Rügens zu ſagen. Sie hängt durch die ſchmale Heide, eine ſandige, im Bogen um den Meerbuſen, das Tromper Wieck, ſich hinziehende Landenge, mit der Halbinſel Jasmund zuſammen, und ihre nördlichſte Spitze bildet das Vorgebirge Arcona, wo einſt die Rügenſche Feſtung gleichen Namens ſtand, die auf 3 Seiten vom Meere umſchloſſen, nur gegen Abend einen durch Kunſt gemachten, 100 F. hohen Erdwall hatte, der zum Theil noch vorhanden iſt. Hier auf dieſer 173 F. über das Meer erhabenen äußerſten Spitze Deutſchlands, befand ſich der hochverehrte Tempel des Svantevit und das koloſſale Bildniß dieſes Götzen mit 4 Köpfen und 4 Hälſen, bis König Waldemar I. von Dänemark und der Biſchof Abſalon, in dem härteſten Kampfe für die Einführung des Chriſtenthums 1168 die Feſtung und den Tempel zerſtörten. Von dieſem Vorgebirge, das jetzt mit einem 75 F. hohen, aus 3 Etagen beſtehenden Leuchtthurm, deſſen Licht 8 Meilen weit geſehen werden kann, verſehen iſt, hat man eine der herrlichſten Ausſichten, die weit mannigfaltiger und reicher als die von der Stubbenkammer auf Jasmund iſt; dort ſieht man nur Waſſer; hier aber blickt man nicht allein von der ſteilen Höhe hinunter auf das Meer, das in einer großen Kreislinie an $\frac{2}{3}$ des Horizonts einnimmt und in dem man bei hellem Wetter die 7 Meilen entfernte Däniſche Inſel Mön ſieht, ſondern man hat auch rückwärts die Anſicht der ganzen fruchtbaren Landſchaft von Wittow mit ihren Dörfern und Gütern, hinter welche die Inſel Hiddenſee als maleriſcher Hintergrund ſich erhebt, und rechts zieht ſich hinter einem Halbzirkel die ſchmale Heide nach Jasmund, deſſen Endpunkt als hohes waldbedecktes Vorgebirge im Meere thront. Der majeſtätiſche Meerbuſen, das Tromper Wieck, umſchließt die Landenge zwiſchen Wittow und Jasmund, und in der Nähe liegt das Fiſcherdorf Vitte, auf deſſen Höhe die für alle Stranddörfer erbaute achteckige Kapelle weit umher ſichtbar iſt. Seit alten Zeiten wird hier im Julius, Auguſt und September 8 Sonntage nach einander Nachmittags unter freiem Himmel während der Häringsfangzeit Gottesdienſt gehalten; bei ſchlechtem Wetter nur wird dazu die Kapelle benutzt.

Die Provinz Sachſen.

Magdeburg, die Hauptſtadt derſelben iſt zugleich eine der anſehnlichſten Städte und der ſtärkſten Feſtungen des Preußiſchen Staates. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene (Magdeburger Börde genannt), mit ihrem weit größeren Theile am linken und mit dem kleineren am rechten Ufer der Elbe, welche ſich oberhalb der Stadt in 2 Hauptarme theilt, wovon der rechte die alte und der linke die neue Elbe heißt, zwiſchen welchen noch ein dritter kleinerer Arm, die Zollelbe fließt, um die Citadelle geht und dieſe zu einer Inſel macht. Unterhalb der Stadt, vereinigen ſich die Arme der Elbe wieder zu einem Strom. Die Verbindung der durch die Elbe getrennten Stadttheile unterhalten 3 Brücken, nämlich die 274 F. lange Strombrücke über die neue Elbe, die 224 F. lange Elbzollbrücke über den mittlern Arm und die 814 F. lange und größte und daher auch lange Brücke genannt über die alte Elbe. Die Elbzollbrücke kann in ihrer Mitte für die Paſſage der Schiffe geöffnet werden. Magdeburg beſteht aus der Altſtadt (mit dem Neuenmarkt) am linken Elbufer, der Friedrichsſtadt am rechten Elbufer, welche zuſammen 2450 H. und 40,000 E. ohne das Militär haben. Rechnet man aber auch die auf der Nordſeite der Altſtadt gelegene Neuſtadt, welche ſich in die alte und neue Neuſtadt theilt, und die Sudenburg an der Südſeite der Altſtadt hinzu, die jedoch faſt ½ Stunde von Magdeburg entfernt liegen, ſo kommen gegen 3200 Häuſer und ohne Militär 47,000 und mit demſelben 53,000 Einwohner heraus. Die ſchönſte Straße iſt der breite Weg, an beiden Seiten mit ſchönen Häuſern beſetzt und von einer anſehnlichen Breite und Länge. Er führt zu dem Neuenmarkte oder Domplatz, dem ſchönſten Platze der Stadt, welcher ein längliches, mit einer ſchönen Lindenallee umgebenes, gegen 2000 Q. Ruthen haltendes Viereck bildet, das zum Exercir- und Paradeplatz und auch zu einer beliebten Promenade dient. Die Südſeite deſſelben nimmt die majeſtätiſche Domkirche ein, und auch auf den 3 anderen Seiten wird er von ſehr anſehnlichen Gebäuden umgeben. Der alte Markt iſt bloß deswegen merkwürdig, weil auf demſelben das älteſte Denkmal der Vorzeit Magdeburgs ſteht, nämlich die Reiterſtatüe des Kaiſers Otto I., der hier mit Mantel und Krone geziert auf einem 4ſeitigen Poſtament ruhend vorgeſtellt iſt; und neben dieſer befinden ſich zwiſchen 8 Säulen zur rechten und linken Seite ſeine beiden Gemahlinnen Editha und Adelheid, nebſt 4 geharniſchten, das Wappen Otto's haltenden Rittern, ſämmtlich aus hartem Sandſtein, in Lebensgröße gebildet. Einen angenehmen Spaziergang innerhalb der Stadt gewährt auch der Fürſtenwall, 600 Schritte lang längs der Elbe laufend und mit einer ſchönen Ausſicht auf dieſen von Schiffen belebten Strom,

welcher auch dadurch merkwürdig iſt, daß er größtentheils Kaſematten und mehrere recht hübſche geräumige Wohnungen in ſeinem Innern enthält.

Das merkwürdigſte und ſehenswürdigſte Gebäude Magdeburgs iſt unſtreitig die Domkirche, ein Meiſterwerk der Gothiſchen Baukunſt und werth dem Dom zu Cöln, der Stephanskirche zu Wien an die Seite geſetzt zu werden. 1208 wurde der Grundſtein zu dieſem, ganz aus Quaderſteinen aufgeführten Gebäude gelegt und 1363 geſchah die Einweihung, ſo daß man alſo 155 Jahre daran gebaut hat. Dieſer prachtvolle Tempel altdeutſcher Baukunſt hat 1200 Fuß im Umfange und einen Grundflächeninhalt von 46,000 Q. F., und pranget jetzt wieder, nachdem durch die Unterſtützung des jetzigen Königs, der über 200,000 Rthlr. dazu beſtimmte, die frühern Verletzungen wieder hergeſtellt ſind, in ſeiner völligen Schönheit und Erhabenheit. An ſeiner Weſtſeite iſt er mit zwei gleich hohen ſchönen Thürmen geziert, die 3 Gallerien haben und deren Höhe auf 332 oder 340 F. angegeben wird. Auf 427 ſteinernen Stufen kann man bis zur oberſten Gallerie des einen dieſer Thürme ſteigen, in dem andern, der in ſeinem Innern ſehr gelitten hat, iſt es nur mit Gefahr möglich. Auf dieſer Höhe genießt man eine reizende Ausſicht über die ganze Stadt, ihre fruchtbare Umgegend und die Elbe, und erblickt am äußerſten Horizonte den Petersberg bei Halle, den Harz mit dem Brocken, die Schlöſſer von Ballenſtädt, Blankenburg und Wernigerode ꝛc. Die größte Glocke des Doms heißt Suſanne, wiegt 266 Ctr. und hat 16 F. im Umfange. Einen herrlichen Anblick gewährt der hohe Fronton der Domkirche über dem Portale, an der Giebelſeite, zwiſchen den Thürmen, wo vormals auch der Haupteingang war. Dies Portal vereinigt ſich mit dem Fronton, mittelſt der auf beiden Seiten befindlichen pyramidaliſchen Vorſprünge, über welchen ſich dann die ſehr kunſtreichen Gothiſchen Verzierungen bis zur Spitze des Frontons hinaufziehen, deſſen Höhe 208 F. beträgt und welches auch mit 12 Statüen verſchiedener Heiligen, ſo wie mit mancherlei ſeltſamen Thiergeſtalten verziert iſt. Tritt man in das Innere der Kirche, ſo erfüllt die Höhe und Größe derſelben das Gemüth der Eintretenden mit Staunen und Bewunderung. 12 Pfeiler tragen das 110 F. hohe Mittelgewölbe der Kirche, die außer dem marmornen, mit einer großen, ſchön polirten, röthlichen Jaspisplatte belegten Hochaltare, noch 45 kleinere Altäre, einen Taufſtein von ſchön polirtem Porphyr, aus **einem** Stück in Form eines Achtecks, eine ſehr ſchöne aus Alabaſter gemeißelte Kanzel mit vieler, geſchmackvoller Bildhauerarbeit, eine ſehr große, ſchön verzierte Orgel, viele Gemälde, Statüen, Denk- und Grabmäler (worunter das bronzene, höchſt kunſtreich verfertigte des erſten Erzbiſchofs in der ſogenannten Marienkapelle, des Kaiſers Otto I., ſeiner Gemahlin Editha) und noch manche andere Sehens- und Merkwürdigkeiten enthält. An einer vorſpringenden

Halle, das **Paradies** genannt, ſind die Statüen der 5 klugen und 5 thörichten Jungfrauen zu bemerken.

Ein ſchreckliches Schickſal widerfuhr Magdeburg im 30jährigen Kriege. Im Jahre 1631 nämlich hatte der kaiſerliche Feldherr Tilly ſchon eine Zeitlang dieſe Stadt belagert, ohne ſie einnehmen zu können. Plötzlich ſchwieg am 9. Mai die Kanonade der Belagerer; die Bürger in dem ſüßen Wahne des Abzugs der Feinde und der Annäherung des Königs von Schweden, Guſtav Adolph, verließen gegen den Morgen des 10. Mai (alten Styls und alſo nach dem neuern Kalender am 20. Mai) größtentheils ihre Poſten auf den Wällen, um endlich nach langer, mühevoller Arbeit einmal die Erquickung eines kurzen Schlafs zu genießen. Aber wie ſchrecklich war das Erwachen! Tilly hatte nur deswegen das Beſchießen der Stadt auf kurze Zeit eingeſtellt, um Anordnungen zu einem letzten verzweifelten Sturm zu machen. Gegen 7 Uhr des Morgens begann ein heftiger Angriff von vier Seiten der Stadt, und da die Wälle und Feſtungswerke faſt ganz von Vertheidigern entblößt waren, ſo geriethen noch vor Mittag alle Feſtungswerke in die Gewalt der Feinde, und nun erfolgte ein Blutbad, dergleichen Deutſchland noch in keiner andern ſeiner Städte geſehen. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerſtand der Bürger zu hindern, hatte man an mehreren Orten zugleich Feuer angelegt, das von einem Sturmwinde mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitet wurde, ſo daß in weniger als 12 Stunden eine der anſehnlichſten Städte Deutſchlands in Schutt lag. Nur der Dom, ein Kloſter, 2 Häuſer am breiten Wege (wovon das eine noch die Inſchrift trägt „gedenke des 10. Mai 1631!") und 139 kleinere Häuſer blieben von den Flammen verſchont. Zwei bis drei Tage lang dauerte das Plündern, Morden und Verheeren. Weiber und Jungfrauen, ja ſelbſt junge Mädchen wurden geſchändet und zahlloſe Greuel- und Schandthaten verübt. Drei höchſt ſchreckliche Tage feierten die Barbaren auf ſolche Art, und mit Freſſen, Saufen, Schwelgen ꝛc. die **Magdeburgſche Hochzeit**, wie ſie und ihr unmenſchlicher General Tilly dieſe Greuel nannten. Die Straßen waren mit Trümmern und Leichen bedeckt. Weinende Kinder ſuchten ihre Eltern, — troſtloſe Eltern ihre Kinder; wimmernde Säuglinge lagen ſchmachtend an den Brüſten ihrer gemordeten Mütter, theils verſtümmelte, theils gemißhandelte Körper und rauchende Schutthaufen boten überall dem Auge nur den Anblick der grauſenvollſten Zerſtörung dar. Die Anzahl der unglücklichen Schlachtopfer dieſer ſo blutigen Eroberung läßt ſich nicht genau angeben. Auf Tillys Befehl wurden allein über 6000 Leichname in die Elbe geworfen, in deren Fluthen auch unter andern einige 20 der ſchönſten Jungfrauen, um ſich der viehiſchen Wolluſt der rohen Soldaten zu entziehen, ihren freiwilligen Tod fanden. Höchſt wahrſcheinlich haben, bei der damaligen ſtarken Bevölkerung der Stadt,

in welche ſich auch eine große Zahl Landbewohner geflüchtet hatte, 25 bis 30 tauſend Menſchen ihren ſchmählichen Tod gefunden, und nur gegen 5000 ſollen am Leben geblieben ſeyn. In den Dom hatten ſich an 4000 Einwohner jeden Standes, Alters und Geſchlechts geflüchtet und eingeſchloſſen. Als nun Tilly am 12. (22.) Mai über die Leichen und dampfenden Schutthaufen Magdeburgs ſeinen Einzug gehalten, und jene Unglücklichen, welche ſchon 3 ſchreckliche Tage in gränzenloſer Angſt zugebracht, mit Hunger und Durſt, überhaupt mit Schreckniſſen jeder Art gekämpft hatten, auffordern ließ, die Domkirche zu öffnen und ſich zu ergeben, da öffnete an ihrer Spitze, der höchſt ehrwürdige und muthige Domprediger Bake die Domthür und redete den furchtbaren Sieger, indem er ihm zu Füßen fiel, mit folgenden Worten (in lateiniſcher Sprache) an: „Gekommen iſt Magdeburgs letzter Tag und ſein unweichbares Schickſal — Wir waren Magdeburger — Dahin iſt Magdeburg und all ſeine Herrlichkeit.“ Dieſe Worte beſänftigten den ſtolzen Sieger. Er ſchenkte nun allen im Dom Befindlichen das Leben, nahm den Dom in ſeinen Schutz und verbot ſogleich jedes fernere Plündern, Morden und Verwüſten. So rettete dieſer hochherzige Bake durch Geiſtesgegenwart vielen ſeiner Mitbürger das Leben und der Stadt ihre ſchönſte Zierde. — Noch ſieht man in dieſer Kirche den Helm, das Schwert, die Stiefeln und Handſchuhe Tillys aufbewahrt.

Die 3 Stunden von Magdeburg, an der Elbe gelegene und von 6500 Menſchen bewohnte Stadt Schönebeck iſt wegen des Salzwerks merkwürdig, des größten in dem Preußiſchen Staate und vielleicht von ganz Europa, welches jährlich gegen 600,000 Ctr. Salz ſiedet und 1000 Menſchen beſchäftigt. Das Siedewerk iſt in Schönebeck ſelbſt; die Soolbrunnen aber nebſt dem Gradirwerke, den Maſchinen und Kunſtgebäuden ſind ſüdwärts von der ½ Stunde liegenden und durch die Friedrichsſtraße, (eine Koloniſtenſtraße) mit Schönebeck in Verbindung ſtehenden Stadt Groß-Salza, unweit des Dorfes Alten-Salze (ehemals Elmen genannt). Von den 2 Soolbrunnen wird jetzt nur der eine benutzt, der eine Tiefe von 271 F. hat, und aus welchem eine Dampfmaſchine die Soole auf das Gradirwerk hebt. Ueber dem Brunnen ſteht ein runder, 94 F. hoher Kunſtthurm, worin die zur Dampfmaſchine gehörigen Pumpen ſind. Dies Gradirwerk, eins der größten, die es giebt, iſt wohl ½ Stunde (eigentlich 5852 F.) lang, beſteht aus 3 Hauptabtheilungen und endigt ſich vor dem Thore von Groß-Salza. Nachdem hier die Soole gradirt worden iſt (d. h. durch Verdunſtung der wäſſerigen Theile an Salzgehalt ſtärker gemacht worden, als ſie von Natur iſt), ſo wird ſie in unterirdiſchen Röhren nach Schönebeck geleitet und in dem daſelbſt befindlichen Siedewerke zu Salz verſotten.

Halberſtadt, eine Stadt von 17,000 E., in einer fruchtbaren, angenehmen Ebene an der Holzemme gelegen, bietet als vor-

züglichſte Merkwürdigkeit die Domkirche dar, welche, obgleich nicht ganz ſo kunſtreich und prachtvoll als der Magdeburger Dom, doch ein noch älteres und nicht minder merkwürdiges Denkmal der altdeutſchen Baukunſt iſt. Nachdem in dem Kriege des Biſchofs Ulrich mit Heinrich dem Löwen im J. 1179 die ganze Stadt und auch der Dom zu Halberſtadt in einen Aſchenhaufen verwandelt worden, wurde im Anfange des 13. Jahrhunderts der Wiederaufbau des Doms, ſo wie derſelbe noch jetzt ſteht, vollendet. Er hat die Form eines lateiniſchen Kreuzes, iſt ganz aus Quaderſteinen aufgebauet, 412 F. lang, 72 F. breit und inwendig 94 F. hoch, und ruhet auswärts auf 24 Strebepfeilern. Die über denſelben und den 72 Fenſtern, wovon jedes 60 F. hoch und 30 F. breit iſt, ſo wie auch über den 7 Thüren angebrachten Verzierungen der Bildhauerkunſt ſind auf das zarteſte und kunſtreichſte ausgearbeitet. Die Glasmalereien in den Fenſterſcheiben ſind beſonders wegen ihrer friſchen und glühenden Farben noch jetzt ein Gegenſtand der Bewunderung. Zwiſchen den beiden auf der Abendſeite der Kirche befindlichen Thürmen führt das Hauptportal in die Vorhalle (das Paradies genannt) und von da in die Kirche ſelbſt. Rings um die Kirche längs des Daches zieht ſich ein mit Blei ausgelegter und mit einer ſteinernen durchbrochenen Bruſtwehr verſehener Gang, von welchem man eine ſchöne und weite Ausſicht hat. In der Kirche werden mehrere bemerkenswerthe Denkmäler der Kunſt älterer Zeit aufbewahrt, und 32 Altäre befinden ſich darin. Auch die Kreuzgänge und Seitenkapellen entſprechen der am Hauptgebäude verwendeten Pracht und Kunſt. — Eine halbe Stunde ſüdlich von Halberſtadt ſind die Spiegelſchen Berge, vormals öde, aber durch den ehemaligen Domdechant von Spiegel in eine reizende Parkanlage und einen Luſtort der Einwohner umgeſchaffen. Die Fortdauer der Anlagen iſt durch ein Legat geſichert. An jedem 22. Mai wird hier die Gedächtnißfeier des Stifters begangen. In dem Keller eines Gebäudes dieſer Anlagen wird ein großes altes Weinfaß aufbewahrt, das im Innern 18 F. 2 Zoll hoch iſt und wovon jeder Boden einen Durchmeſſer von 16 F. 2 Zoll hat. Das Gewicht des Faßungeheuers beträgt 636 Ctr., und es faßt 28,672 Stübchen. Dieſes Faß iſt 1594 gemacht worden.

Das 1 Meile nordweſtlich von Halberſtadt gelegene Dorf Ströbeck iſt wegen der Geſchicklichkeit ſeiner Bewohner im Schachſpiel bekannt; und man trifft faſt in jedem Hauſe ein Schachbret. Einer Volksſage nach, die ſich bis dieſen Tag erhalten hat, ließ ein Biſchof von Halberſtadt einen Domherrn in einen damals zu Ströbeck befindlichen Thurm in Verhaft bringen, woſelbſt die Einwohner ihn bewachen mußten. Aus Dankbarkeit für manche von ihnen genoſſene Gefälligkeit lehrte er ſie das Schachſpiel. Auch mußten die Einwohner jedem neuen Biſchof bei der Huldigung ein Geſchenk mit einem ſilbernen Schachbret machen, und daher ſchreibt ſich

wahrſcheinlich die noch jetzt fortdauernde Sitte, durchreiſenden angeſehenen Perſonen eine Partie auf dem Schachbrett anzubieten. Dies geſchah z. B. der Gemahlin des vorigen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm II., bei ihrer Reiſe von Darmſtadt nach Berlin; dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig; dem Miniſter von der Reck 1786, auf ſeiner Reiſe zur Huldigung nach Weſtphalen. Kurfürſt Friedrich Wilhelm der Große ſchenkte 1651 der Gemeinde ein neues Schachſpiel, das noch jetzt auf dem Rathhauſe daſelbſt aufbewahrt wird und folgende Inſchrift hat: „Daß Sereniſſ. rc. dieſes Schach- und Curierſpiel den 13. Mai 1651 dem Flecken Ströpech aus ſondern Gnaden verehret, und bei ihrer alten Freiheit zu ſchützen, gnädigſt zugeſagt, ſolches iſt zum ewigen Gedächtniß hier verzeichnet".

Quedlinburg, eine alte Stadt an der Bode, mit mehr als 12,000 Einwohnern, liegt 2 kleine Meilen von Halberſtadt. Auf einem hohen Felſen erhebt ſich das jetzt verödete Schloß, worin die vormalige Aebtiſſin von Quedlinburg ihre Reſidenz hatte; daneben ſteht die Stiftskirche, im alten aber guten Geſchmacke gebauet, worin man das Grab Heinrich I. und ſeiner Gemahlin und mehrere andere Merkwürdigkeiten findet. Auch hat das neuere Begräbnißgewölbe dieſer Kirche die Eigenſchaft, die darin beigeſetzten Leichname vor der Verweſung zu ſichern. Als man zufällig vor einer Reihe von Jahren den Sarg der Gräfin Aurora von Königsmark (Geliebte des Kurfürſten Auguſt des Starken von Sachſen, welche 1728 als Aebtiſſin ſtarb) eröffnete, fand man ihren Leichnam, wie er auch noch jetzt gezeigt wird, im unverſehrten Stiftsornate gekleidet, ſo wohl erhalten, daß man in den nur wenig entſtellten Geſichtszügen noch Spuren der Schönheit entdekken kann, wodurch ſie ſich in ihrer Jugend ausgezeichnet hatte. In einer andern Abtheilung des Gewölbes ſieht man ein vor etwa 70 Jahren geſtorbenes Kind, welches man erſt vor kurzer Zeit geſtorben glauben würde, wenn nicht die Inſchrift am Sarge den Todestag anzeigte. Dicht bei der Stadt iſt der Brühl, ein mit Spaziergängen und Alleen durchſchnittenes Luſtwäldchen, worin auch die auf einer Marmorſäule befindliche bronzene Büſte des zu Quedlinburg 1724 gebornen, berühmten Dichters Klopſtocks ſteht.

Merſeburg, eine Stadt von 9000 E., an der Saale in einer angenehmen Gegend, verſpricht durch ihr äußeres Anſehen mehr, als das Innere derſelben gewährt, und nur ſehr wenige ihrer Häuſer zeichnen ſich durch ihre Bauart vortheilhaft aus; auch ſind die Straßen krumm und enge. Am ſehenswertheſten ſind das Schloß, ein altes Gothiſches Gebäude von 3 Flügeln und die Domkirche, welche den 4ten Flügel macht; ſo daß Schloß und Domkirche zuſammen ein Viereck mit 7 Thürmen bilden, wovon 4 Thürme die Domkirche zieren. Die Orgel derſelben iſt eine der größten Deutſchlands, und hat 4 Klaviere, 60 Regiſter, und 4000

Pfeifen. Man zeigt auch, außer andern Alterthümern, die Hand des Gegenkaiſers Rudolph von Schwaben, der 1080 an der Elſter unweit Gera in der Schlacht gegen Kaiſer Heinrich den IV. ſchwer verwundet wurde. Er ſoll, da ihm ſeine im Treffen abgehauene Hand gezeigt wurde, reumüthig geſagt haben: „Dies iſt die Hand mit welcher ich dem König Heinrich Treue geſchworen habe.“ Sein Grab befindet ſich auch in der Kirche. In einem Bosquet des Schloßgartens ſteht das Denkmal des Grafen Kleiſt von Nollendorf, nach Rauchs Modell von Bronze gegoſſen und mit einem Eiſengitter umgeben.

Das 3¾ Stunden von Merſeburg entfernte und von 1700 Menſchen bewohnte Städtchen Lützen iſt durch die am 6. November 1632 vorgefallene Schlacht merkwürdig, in welcher der vortreffliche König von Schweden, Guſtav Adolph umkam. Das Heer der Kaiſerlichen unter dem berühmten Wallenſtein und das Schwediſche Heer, jenes gegen 40,000, dieſes gegen 27,000 Mann ſtark, von ihrem Könige angeführt, waren beim Anfange der Schlacht durch die von Weißenfels über Lützen nach Leipzig führende Landſtraße getrennt, doch hatte Wallenſtein ſich derſelben Abends vorher bemächtigt, die zu beiden Seiten laufenden Graben vertiefen und durch Musketiere beſetzen laſſen, daß der Uebergang mit Mühe und Schwierigkeiten verbunden war. Die kaiſerliche Infanterie, in 5 große Vierecke getheilt, ſtand 300 Schritte hinter der Landſtraße in Schlachtordnung, und die Reiterei deckte die Flanken. Zwei der größten Feldherren damaliger Zeit ſtanden hier einander gegenüber, die im ganzen Laufe des Krieges noch in keiner offenen Schlacht mit einander ihre Kräfte gemeſſen hatten. Ein undurchdringlicher Nebel bedeckte am Morgen des verhängnißvollen Tages die Gegend und verzögerte den Angriff der Heere bis 11 Uhr. Vor der Fronte knieend, hält der König ſeine Andacht, die ganze Armee auf die Knie hingeworfen, ſtimmt zu gleicher Zeit das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ an, und die Feldmuſik begleitet den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde und durchreitet die Reihen. Gott mit uns, war die Loſung der Schweden; die der Kaiſerlichen: Jeſus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an ſich zu zertheilen und der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt begann der Angriff von Seiten der Schweden. Ungeachtet des heftigen feindlichen Feuers, überſpringen ſie die Graben der Landſtraße, dringen unaufhaltſam vor und werfen das erſte, gleich darauf das zweite Quarre der Kaiſerlichen zurück, und ſchon wendet ſich das dritte zur Flucht, da gelingt es dem Herzog die Fliehenden zum Stehen zu bringen, und von der Kavallerie unterſtützt machen ſie aufs Neue Front gegen die Schweden, und es erhebt ſich ein mörderiſcher Kampf. Die Schweden von der Menge überwäligt, weichen endlich über die Graben zurück. Indeß hat der rech-

te Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen und geſchlagen. In dieſem Augenblicke hinterbringt man dem Könige, daß ſeine Infanterie über die Graben zurückweiche und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Schnell ſprengt er an der Spitze eines Regiments dahin, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert Herzog von Sachſen-Lauenburg genannt wird, ſind im Stande ihm zur Seite zu bleiben. Sein kurzes Geſicht führt ihn dem feindlichen Heere zu nahe, und ein kaiſerlicher Musketier zerſchmettert ihm durch einen Schuß den linken Arm. In dieſem Augenblicke kommen ſeine Schwadronen daher geſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: „Der König blutet — Der König iſt erſchoſſen" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt nichts — folgt mir!" ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umwege nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug Bruder!" ruft er mit ſterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich ſinkt er vom Pferde, und von noch mehreren Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhaucht er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der Schwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbei, dem gierigen Feinde dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben. Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das Schwediſche Heer; wüthend über dieſen Verluſt verdoppelt es ſeine Anſtrengungen, ſchlägt den linken Flügel der Kaiſerlichen gänzlich, nimmt das feindliche Geſchütz, bringt den rechten Flügel zum Weichen, die Schlacht neigt ſich zur Entſcheidung, und das Schickſal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblicke — Da erſcheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde, mit ſeiner Kavallerie von Halle her eilend; eine ganz neue Schlacht fängt an; die errungenen Vortheile werden den Schweden wieder entriſſen. Allein als auch Pappenheim in der Hitze des Kampfes von 2 Musketenkugeln durchbohrt fiel, verſchwand das Glück der Kaiſerlichen, Beſtürzung ergreift ihre Reiterei, während ihre Infanterie verzweiflungsvoll fortkämpft. Zum drittenmal ſetzen die Schweden über die Graben und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Kanonen erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf

einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr äußerſtes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft auseinander, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus der Gegend. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Schlachtfelde verlaſſen ſtehen. Wallenſtein kam mit kaum 80 Reitern fliehend in Leipzig an, wohin ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heeres und ſeines Geſchützes beraubt, folgte. Von beiden Armeen lagen über 9000 todt auf dem Schlachtfelde; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders befanden ſich nur wenige, die aus dem Treffen unverletzt zurückgekehrt waren. Guſtav Adolphs Leichnam fand man erſt nach langem Suchen, von Wunden entſtellt, von Roſſen zertreten, alles Schmucks, ſelbſt der Kleider beraubt, unfern der Lützner Windmühlen, bei einem Steine, der vorher der große Stein hieß, ſeitdem aber der Schwedenſtein genannt wird, und wo kürzlich ein Denkmal errichret worden iſt.

Großgörſchen iſt ein Dorf, ¾ M. von Lützen entfernt, und nach demſelben wird eine Schlacht benannt, die in dieſer Gegend, nur eine Stunde ſüdlich von dem Schlachtfelde der Lützener Schlacht, am 2. Mai 1813 zwiſchen den Franzoſen und den alliirten Preußen und Ruſſen vorfiel. Auf Seiten der Franzoſen, die 115,000 Mann ſtark waren, hatte Napoleon, und auf Seiten der 70,000 Mann ſtarken Alliirten Wittgenſtein das Oberkommando. Die Alliirten griffen die von Lützen nach Leipzig marſchirenden Franzoſen im Rücken und in der Flanke an; der Kampf, der Mittags begonnen hatte, dauerte mit abwechſelndem Glücke fort, bis Abends um 6 Uhr auf dem linken Flügel der Franzoſen der Vizekönig von Italien mit einem neuen Korps Franzoſen ankam, worauf Napoleon einen neuen Angriff auf das Centrum der Alliirten unternahm, und ſie zum Rückzuge nöthigte, der in größter Ordnung erfolgte. Zwar hatten die Alliirten einen geringern Verluſt (gegen 10,000 an Todten und Verwundeten) als die Franzoſen, bei welchen er 15,000 Mann betrug, allein die Alliirten waren doch durch dieſe Schlacht genöthigt, Sachſen bis jenſeits der Elbe zu räumen und ſich bis in die Stellung von Bautzen zurück zu ziehen, wohin ihnen Napoleon folgte. In dieſer Schlacht blieb auch der Preußiſche General, Prinz von Heſſen-Homburg, dem auf einem Hügel als Denkmal, eine 11 F. hohe eiſerne Pyramide, mit einem eiſernen Kreuze errichtet worden iſt.

Naumburg hat eine anmuthige Lage zwiſchen Weinbergen und Wieſengründen, in geringer Entfernung von der Saale und

iſt von 12,000 Menſchen bewohnt. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die alte ehrwürdige, im Gothiſchen Style erbaute Domkirche. Von den 3 Thürmen, welche dieſelbe zieren, iſt der eine von beſonderer durchſichtiger Bauart. Ihre Länge beträgt 159 und ihre Breite im Mittelſchiffe mit Einſchluß der beiden Seitengänge 78 Ellen. Zwanzig ſchlanke, in Gruppen verbundene Säulen tragen im Innern das eigentliche Kirchengewölbe und gewähren einen ſowohl gefälligen als erhabenen Anblick. Dieſe Kirche enthält mehrere ſchöne Altäre und viele koſtbare Denkmäler altdeutſcher Kunſt an Statüen, Schnitz- und Gußarbeiten, Gemälden, Glasmalereien. Beſonders zeichnet ſich die Taufkapelle durch 12 ſchöne Bildſäulen aus. Unter dem hohen Chore befindet ſich die Unterkirche, eine unterirdiſche auf Säulen ruhende Kirche. — Jährlich wird zu Naumburg das Huſſiten- oder Kirſchfeſt zur Erinnerung an den Kinderauszug am 28. Julius 1432 gefeiert. Man erzählt nämlich, ohne daß jedoch die Begebenheit für gewiß behauptet werden kann, daß im Jahre 1432, Prokopius, der Anführer der Huſſiten (ſ. S. 649) mit einem Heere Naumburg belagert und die Verwüſtung der Stadt beſchloſſen gehabt habe, weil er glaubte, daß der kürzlich verſtorbene Biſchof von Naumburg mit für die Verbrennung von Huß geſtimmt hätte. Vergebens ſtellten die Bürger vor, daß ſie dafür nichts könnten; der Feldherr blieb unerbittlich. Endlich ſey ein kluger Bürger auf den Einfall gekommen, ſämmtliche Kinder der Stadt, in weiße Sterbegewänder gekleidet, mit Citronen in der rechten und grünen Zweigen in der linken Hand, hinaus in das feindliche Lager zu ſchicken, um knieend den furchtbaren Feldherrn um Gnade für die Eltern und für die Stadt anzuflehen. Dieſer ſey auch dadurch ſo gerührt worden, daß er die Bitte der Kinder nicht nur erfüllt, ſondern ſie ſogar mit Kirſchen und Wein bewirthet, unter der Muſik ſeiner Huſſiten im Lager tanzen laſſen und ſie erſt gegen Abend den angſtvollen Eltern mit der Nachricht zurückgeſchickt habe: er werde von Naumburg abziehen, ohne ein Huhn mitzunehmen; und er hielt auch Wort. Zum Andenken an dieſe Rettung wird nun das Huſſiten- oder Kirſchfeſt gefeiert, welches ſonſt ein bloßes Kinderfeſt war, gegenwärtig aber zum allgemeinen Volksfeſt geworden iſt, und viele Fremde nach Naumburg führt. Die Kinder ziehen mit Fahnen und Muſik, unter Geſang vor die Stadt auf die Vogelwieſe, wo ſie mit Kirſchen beſchenkt werden und ſich dann auf verſchiedene Weiſe beluſtigen.

Das Dorf Roßbach, 3 Stunden ſüdweſtlich von Merſeburg, iſt weltbekannt durch die Schlacht, welche am 5. November 1757 im 7jährigen Kriege hier geliefert wurde. Das Preußiſche Heer unter Friedrich dem Großen war nur 22,000 Mann, das feindliche aus Franzoſen und Reichstruppen unter dem Oberbefehl des Prinzen Soubiſe ſtehende Heer hingegen 64,000 Mann ſtark

und doch ſiegten die Preußen mit einem ganz unbedeutenden Verluſte. Die Feinde, in dem Glauben, der König wolle ſich zurückziehen, um ihrer Uebermacht zu entgehen, verließen ihre vortheilhafte Stellung, und dehnten ſich links und rechts über ſeine Flanken aus. Mit Erſtaunen bemerkten ſie, daß bei dieſen drohenden Vorbereitungen die Preußen mit Kochen beſchäftigt waren, hielten dieſe Ruhe für Verzweiflung, und hofften, daß die Armee ſich ohne Widerſtand zu Gefangenen ergeben würde. Allein mit Blitzesſchnelle brachen die Preußen ihr Lager ab, und gingen zum Angriff über, indem ihre Kavallerie unter dem berühmten Seidlitz, hinter verbergenden Anhöhen den rechten Flügel der Franzoſen umging und ihn mit ſolcher Gewalt angriff, daß in wenig Minuten die ganze weit ſtärkere feindliche Reiterei über den Haufen geworfen wurde. Zugleich rückte die Infanterie mit der Artillerie vor und eröffnete ein ſo wohl unterhaltenes Feuer, daß die Reichstruppen ſogleich ihr Heil in der Flucht ſuchten. Die Franzoſen, die noch Stand hielten, wurden jetzt ebenfalls in der rechten Flanke angegriffen, und der rechte Flügel derſelben, der ſchon von aller Reiterei entblößt war, warf ſich bald in völliger Flucht auf den linken und verurſachte eine ſchreckliche Unordnung, die durch die Angriffe der Preußiſchen Kavallerie auf das furchtbarſte vermehrt wurde. Bald löſte ſich alles in wilder Flucht auf, nur einige Regimenter thaten noch einen kurzen Widerſtand; die bald einbrechende Nacht allein rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange. Nur 1½ Stunde dauerte dieſe Schlacht und bloß 7 Bataillons Preußen kamen in derſelben zum Feuern. Der Preußiſche Verluſt beſtand in 91 Todten und 274 Verwundeten, der feindliche hingegen in 10,000 Mann, worunter 7000 an Gefangenen. 63 Kanonen und alles, was im feindlichen Lager ſich befand, fielen in die Hände der Sieger. Nach allen Richtungen flohen die Feinde in zerſprengten Haufen; denn kein General hatte an Beſtimmung eines Sammelplatzes gedacht, ſo daß Friedrich für eine ganze Zeit von dieſer Seite nichts mehr zu fürchten hatte. Die Roßbacher Schlacht blieb von da an der Schimpf des Franzöſiſchen Heeres. Zum Andenken dieſes Sieges iſt auf dem Schlachtfelde jetzt eine eiſerne Denkſäule errichtet.

Die Stadt Eisleben, von 7300 Menſchen bewohnt, 3 Meilen von Halle gelegen, iſt beſonders als der Geburtsort des großen Reformators Luther merkwürdig. Er wurde hier am 10. November 1483 geboren und ſtarb auch daſelbſt den 18. Februar 1546. Luthers Geburtshaus ſteht in der langen Gaſſe und heißt ſeitdem Luthers-Haus. Die Verehrung, welche man gegen dieſes Haus hat, war von jeher ſo groß, daß bei den häufigen Feuersbrünſten, welche Eisleben heimſuchten, in welchen zu verſchiedenen Malen faſt die ganze Stadt abbrannte, die Bürger die am Luthers-Hauſe ſtehenden Häuſer und Gebäude niederriſſen,

um nur dieſes heilig gehaltene Haus aus den Flammen zu retten. Doch konnte 1689 den 9. Auguſt, als der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, Luthers-Haus nur in ſo weit gerettet werden, daß bloß der obere Theil deſſelben abbrannte, der untere Theil dagegen, in welchem Luther geboren worden iſt, gerettet wurde. Der Magiſtrat ließ das oberſte Geſchoß bald wieder aufbauen, und richtete in der Stube des unterſten Stockwerkes, wo Luther geboren worden, zum Andenken an ihn, eine Freiſchule für arme, beſonders verwaiſte Kinder, und weihete ſie 1693 ein. Im Jahre 1817, als das dritte Reformations-Jubelfeſt gefeiert wurde, hatte der jetzige König von Preußen die Gnade, Luthers Haus für immer in ſeinen Schutz zu nehmen und zwar mit der Beſtimmung, daß daſſelbe mit gänzlicher Beibehaltung ſeiner Form und inneren Einrichtung, auf Koſten der Merſeburger Regierung in baulichem Stande erhalten werden ſoll; auch wurde die Freiſchule in dieſem Hauſe mit einem feſten Einkommen ausgeſtattet und erweitert, indem hinter Luthers-Haus noch ein beſonderes neues Schulhaus gebaut wurde. Am 31. Oktober 1819 geſchah die feierliche Einweihung dieſer nun erweiterten Armenſchule, worin an 170 Kinder unterrichtet werden. Luthers-Haus, wurde von jeher von den hier durchreiſenden Fremden beſucht, welchen auch ein Buch zur Einzeichnung ihres Namens vorgelegt zu werden pflegt. Das Haus beſteht aus 2 Stockwerken. Auswendig über der Thüre iſt Luthers übelgetroffenes Bildniß in Stein mit der Ueberſchrift: „Gottes Wort iſt Luthers Lehr, drum vergeht ſie nimmermehr.“ Im untern Geſchoß iſt linker Hand, wenn man zum Hauſe hineintritt, die erſte Schulſtube, über deren Thüre die Worte ſtehen: „Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat, bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar.“ Rechter Hand in der Hausflur ſind in dem Fenſter, das auf die Straße geht, zwei Glasgemälde, Luther und Melanchthon vorſtellend, merkwürdig bloß ihres hohen Alters wegen, denn ſie ſind, nebſt einem kleinen Gemälde auf Holz, der unverbrannte Luther genannt, welches jetzt im ſogenannten ſchönen Saale oben eine Treppe hoch, bei den übrigen Gemälden hängt, in dem großen Brande 1689 gerettet worden. In dem erwähnten Saale des obern Stockwerkes hängen Luthers und Melanchthons Bildniſſe in Lebensgröße auf Leinwand; außerdem hängen hier noch verſchiedene Gemälde und der vorhin genannte unverbrannte Luther, mit dem Heiland zur Rechten und Luthers Petſchafte zur Linken, ein rothes Herz mit einem ſchwarzen Kreuze in einer weißen Roſe. Auf einem ovalen Tiſche, mit blauem Tuche überzogen, ſteht Luthers Schwan, ſein Schreibepult. Seit 1816 ſind in dieſem Saale und in der daneben befindlichen Stube diejenigen ſchönen Gemälde aufgeſtellt, die bisher in den Gottesackerhallen ſtanden und als Denkmäler des altdeutſchen Kunſtfleißes merkwürdig ſind, und zugleich einen beſondern Werth für Eisleber und Eislebens

Geſchichte haben. Auf dem erwähnten Schwane Luthers, ſeinem Schreibepulte, lag ſonſt ein Brief an den Fürſten zu Anhalt, Wolfgang, den Luther mit eigener Hand geſchrieben hatte. Durch das öftere Beſehen und Anfaſſen deſſelben iſt er zuletzt zerfallen, und die Stücke ſind abhanden gekommen. Statt deſſen ſind in neuern Zeiten von Fremden einige Briefe Luthers, zum Theil von ihm eigenhändig geſchrieben, dem Luthers-Hauſe verehrt worden, die nun auch gezeigt werden. Noch einige andere auf Luther ſich beziehende Merkwürdigkeiten in dem Luthers-Hauſe ſind: ein kleines Aktenſtück von 25 Blättern, mit der Aufſchrift: Literae virorum illustrium (Briefe berühmter Männer); ein anderes Aktenſtück von 41 Blättern, mit der Aufſchrift: Herrn Doctor Martini Lutheri b. m. Verehelichung und deſſelben Beilager betreffend, 1630; der Verlobungsring Luthers (doch bloß die Kopie deſſelben), 4 Original-Ablaßbriefe aus Rom von den J. 1497 und 1516; einige alte Bibelüberſetzungen, Bücher, Gemälde, Kupferſtiche, Münzen, Büſten, womit ſeit 1817 das Luthers-Haus von verſchiedenen Orten her beſchenkt worden iſt.

In der Markt- oder St. Andreaskirche, der vornehmſten Kirche Eislebens und mit vorzüglichen Grabgewölben verſehen, zeigt man auch Luthers Kanzel, auf welcher er bei ſeiner letzten Anweſenheit in Eisleben 1546 innerhalb 3 Wochen viermal gepredigt hat; und ſeit 1820 ſind in dieſer Kirche vor dem großen Altare zwei ſehr wohl gelungene, gegoſſene Büſten von Schadow, Luther und Melanchthon vorſtellend, 2 Fuß 2 Zoll hoch auf 5 Fuß 3 Zoll hohen Piedeſtalen aufgeſtellt worden. Die 4 Seiten des Fußgeſtelles Luthers haben folgende Inſchriften: Gottes Wort iſt nicht gebunden, 2. Tim. 2, 9. — Worms den 5. April 1521. — Hier geboren den 10. Nov. 1483. — Hier geſtorben den 18. Februar 1546. An Melanchthon ſind folgende, ebenfalls vergoldete Inſchriften zu leſen: Alles in der Liebe. Epheſ. 4, 16. — Augsburg, den 25. Jun. 1530. — Geboren zu Bretten den 16. Febr. 1497. — Geſtorben zu Wittenberg den 19. April 1560.

Die anſehnliche Stadt Halle, in einer flachen Gegend, an der Saale gelegen, hat mit den dazu gehörenden Stadttheilen Glaucha und Neumarkt 2200 Häuſer und mit Einſchluß des Militärs 26,000 Einwohner, und iſt im Ganzen von einer altmodiſchen, unregelmäßigen Bauart. Ihre größten Merkwürdigkeiten ſind die berühmte Univerſität, das große Salzwerk und das bekannte große Waiſenhaus oder die Frankeſchen Stiftungen. Das Salzwerk iſt nach dem zu Schönebeck, eins der größten des Staates, indem es jährlich an 7000 Laſt (á 4000 Pf.) liefert. Es befindet ſich theils in dem niedrigſten Theile der Stadt, dem ſogenannten Thal, theils außerhalb derſelben, und iſt theils königlich, theils gewerkſchaftlich, der Pfännerſchaft gehörig. In demſelben arbeiten die Halloren, Nachkommen eines

alten Wendiſchen Volksſtammes, die ſich bis jetzt unvermiſcht erhalten haben und ſich durch Kleidung, Sprache und Gewohnheiten unterſcheiden. Sie ſtehen nicht unter der Stadtobrigkeit, ſondern haben ihr eignes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entſcheidet. Auch hat der König 1818 ihnen ihre früheren Rechte wieder beſtätigt, als alleiniges Recht zur Salzſiederarbeit, Empfang eines Pferdes und einer Fahne bei jeder Erbhuldigung, freien Vogel- und Fiſchfang ꝛc. Sie ſind die geübteſten Schwimmer und Taucher und haben mit manchen alten Freiheiten, auch die Verbindlichkeit bei Feuersbrünſten hülfreiche Hand zu leiſten.

Die berühmten Frankeſchen Stiftungen oder ſonſt gewöhnlich das Halliſche Waiſenhaus genannt, befinden ſich in dem Stadttheile Glaucha und bilden mit ihren 4 bis 6 ſtöckigen Gebäuden, eine eigene geſchloſſene Straße. Das Gebäude, wo der Haupteingang iſt, hat in der Hauptfaçade 125 F. in der Länge und von demſelben laufen die Seitengebäude als Flügel 820 F. lang, bis an das entgegenſtehende Pädagogiumgebäude, welches das längliche Viereck ſchließt, das die Waiſenhausgebäude zuſammen ausmachen. Die Stiftungen und Anſtalten, welche dieſe großen Gebäude in ſich faſſen, ſind: 1) das eigentliche Waiſenhaus; 2) die Volksſchule für Knaben und Mädchen, beſtehend aus 8 Klaſſen, von denen 4 die Knaben-Freiſchule und eben ſo viele die Mädchenfreiſchule bilden; 3) eine Töchterſchule; 4) eine Knaben-Bürgerſchule mit 3 Klaſſen; 5) 2 Gymnaſien: nämlich die lateiniſche Schule oder das Waiſenhausgymnaſium, und das königliche Pädagogium, wovon jene 6 Klaſſen und dieſes ebenfalls 6 Klaſſen und eine Progymnaſialklaſſe hat; 6) die Realſchule. Mit den höhern Lehranſtalten ſind zugleich Penſionate verbunden. 1834 wurden in dieſen verſchiedenen Anſtalten unterrichtet 2120 Knaben und Mädchen, und von dieſen 308 Knaben und 16 Mädchen auch darin erzogen. Zum Unterricht und zur Erziehung waren in demſelben Jahre 112 Lehrer und 12 Lehrerinnen angeſtellt. Außer dieſen Lehr- und Erziehungsanſtalten beſtehen noch die große Canſteinſche Bibelanſtalt, eine Buchhandlung mit einer eigenen Druckerei, eine Apotheke, eine Naturalien- und Kunſtſammlung und eine Bibliothek von mehr als 20,000 Bänden. Die Canſteinſche Bibelanſtalt, 1712 vom Baron von Canſtein, einem vertrauten Freunde des Franke, geſtiftet, um die Bibel durch einen möglichſt wohlfeilen Preis zu verbreiten, hat ſeit ihrer Begründung bis 1834 in 6 verſchiedenen Ausgaben 2,754,350 Exemplare der Deutſchen Bibel gedruckt; ferner 1,120,714 Exemplare des neuen Teſtaments mit den Pſalmen; 22,000 von den Pſalmen beſonders, 90,105 von dem Buch Jeſus Sirach, 10,350 von der Bibel in Böhmiſcher Sprache und endlich 15,250 Exemplare von dem neuen Teſtamente in Böhmiſcher Sprache. Gegenwärtig arbeiten darin

unausgeſetzt, neben 10 gewöhnlichen Buchdruckerpreſſen, noch 2 Schnellpreſſen. 24 Buchbinder ſind faſt allein durch das Einbinden der Bibeln und 30—40 Arbeiter durch die Druckereien beſchäftigt. Die Einkünfte aller dieſer großartigen Anſtalten fließen theils aus liegenden Gründen, theils aus Gewerbsbetriebſamkeit der Buchhandlung, der Apotheke und dem Verkauf der darin bereiteten Heilmittel *), theils aus Schul-, Koſt- und Erziehungsgeldern und einem großen Theile nach aus königlichen Hülfsgeldern, welche der jetzige König der in Noth gerathenen Anſtalt bewilligt hat. — Und alle dieſe großen Anſtalten, dieſe weitläuftigen Gebäude, die man nur für das Werk eines Fürſten oder eines reichen Mannes halten ſollte, hat ein Lehrer und Profeſſor der Univerſität zu Halle, Namens Auguſt Hermann Franke geſtiftet, der ohne alle eigene Mittel, ohne irgend einen Fonds, bloß im Vertrauen auf Gott, den Grund dazu legte. Sehr wahr ſagt daher die den Stifter charakteriſirende, über dem Haupteingange befindliche Inſchrift:

„Fremdling, was du erblickſt, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend wie Er!"

Dieſer Mann, 1663 zu Lübeck geboren, war Anfangs Privatlehrer zu Leipzig, ging hernach (1690) nach Erfurt, wo er zum Diakonus an der Auguſtinergemeine ernannt ward, begab ſich im folgenden Jahre nach Halle, wo er eine Profeſſur und 1715 das Paſtorat zu Glaucha erhielt, und ſtarb 1727 zu Halle. Er begann dieſe Stiftungen zuerſt im J. 1695. Da er nämlich die gröbſte Unwiſſenheit im Chriſtenthum unter den bei ihm Almoſen ſuchenden Armen bemerkt hatte, ſo ſuchte er dieſem Uebel wenigſtens bei den Kindern durch Schulgeld, das er ihnen gab, abzuhelfen, und damit er noch mehr dafür thun könne, als ihm aus eigenen Mitteln möglich war, ſo ließ er 1695 in ſeiner Stube eine Armenbüchſe anbringen. Nach einem Vierteljahre ſteckte jemand auf einmal 4 Rthlr. 16 gr. ein. Als Franke dies Geld fand, ſagte er: „das iſt ein ehrliches Stammgeld, davon muß man etwas Rechtes ſtiften; ich will eine Armenſchule damit anfangen." Er kaufte neue Schulbücher und beſtellte einen armen Studenten zum Unterrichte. Es fanden ſich nach und nach mehrere Kinder ein, und da die Bürger ſahen, wie wohl dieſe Kinder unterrichtet waren, ſo wünſchte mancher von ihnen, daß auch ſeine Kinder an dieſem Unterrichte Theil nähmen, und bezahlte dafür ein wöchentliches Schulgeld. So wuchs die Zahl der Kinder im Sommer bis auf 60. Da der

*) Die Recepte zu dieſen Arzneimitteln hatte ein tiefer Naturforſcher auf ſeinem Todtenbette Franke mitgetheilt, und es gab Anfangs Jahre, in welchen das Waiſenhaus 30 bis 40,000 Rthlr. daran gewann, was freilich ſich jetzt bei weitern Fortſchritten der Arzneikunſt ſehr verringert hat.

Winter ſich nahete und die Gaben zunahmen, ſo miethete Franke 2 Stuben in ſeines Nachbars Hauſe für die Schule, trennte die armen Kinder von den Bürgerkindern, weil die Bedürfniſſe ſehr verſchieden waren, und ſetzte für jede Schule einen Lehrer ein. Nachdem dieſe 2 Schulen eine Zeitlang beſtanden hatten, merkte Franke wohl, daß manchen Kindern auch mit der Schule nicht geholfen ſey, und daß eine Armenerziehungsanſtalt ein Vaterhaus für manche werden könnte. Der Gedanke ward bald zur That. Franke wollte ſich aus 4 Geſchwiſtern ein Kind ausſuchen, um damit anzufangen; allein wie er alle 4 in gleichem Elend und gleich bedürftig der Hülfe ſah, unterließ er das Wählen und nahm alle vier. Er brachte ſie bei guten Bürgern unter und bezahlte für jedes wöchentlich ½ Thaler. Bald vermehrte ſich die Zahl ſeiner Waiſen bis auf 12. Zum Auffeher ſetzte er über dieſe Kinder einen Studenten, und dieſelbe wohlwollende Hand, welche einige Zeit vorher 500 Rthlr. ihm eingehändigt hatte, überlieferte ihm im Winter 1695 die Summe von 1000 Rthlr., womit nun ſchon viel ausgerichtet werden konnte; unter andern ward auch des Nachbars Haus erkauft. Im Sommer 1696 bauete er 2 Stuben daran und brachte die 12 Waiſenkinder darin unter. Dies war der erſte Anfang des Halliſchen Waiſenhauſes. Als ſich die Waiſen vermehrten, ſo ſetzte man einen beſondern Hauswirth an und kochte nicht bloß für die Waiſenkinder, ſondern auch für arme Studenten, aus denen man die Lehrer nahm. Bald ward es nöthig, das nächſt angränzende Haus für 300 Rthlr. dazu zu kaufen und mit dem erſten zu verbinden. Die Armenſchule ward allmählig in 4 Klaſſen getheilt, 2 für die Mädchen und 2 für die Knaben. Im J. 1699 kam eine beſondere Schule für ſolche hinzu, welche ſtudiren wollten, und erhielt gleich zu Anfang 3 Klaſſen. Im Frühjahre 1698 waren 100 Kinder im Waiſenhauſe, ohne die Schüler, und 73 arme Studenten wurden darin geſpeiſt, ſo daß mit den angeſtellten Beamten täglich 200 Menſchen in dem Hauſe geſpeiſt wurden. Franke kaufte jetzt ein großes Haus mit Gärten und einem ausgedehnten davor liegenden Platze für faſt 2000 Rthlr. und beſchloß ein für ſeine Anſtalten zweckmäßiges Haus zu bauen, obgleich er dazu kein Geld hatte. Den 13. Julius 1698 legte er den Grundſtein zu dem jetzigen Waiſenhauſe und ſetzte den Bau ſo ernſtlich fort, daß den 13. Julius 1699 das Gebäude unter Dach gebracht und Oſtern 1700 bezogen ward. Es iſt wahrhaft wunderbar, wie die unſichtbare Hand Gottes Franke bei dieſem Bau unterſtützte; denn oft hatte er keinen Pfennig, wenn er hunderte von Thalern auszahlen ſollte; aber doch fügte es ſich ſtets ſo, daß, wenn Geld unumgänglich nöthig war, auch etwas ankam. — Im innern oder Mittelhofe des Waiſenhauſes, dicht vor dem Pädagogium auf einem erhöheten Platze, zu welchem eine Treppe führt, hat man 1829 dieſem Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes

ein Denkmal errichtet, nach dem Modell des Profeſſors Rauch in Berlin von Bronze gegoſſen. Die Gruppe iſt über Lebensgröße, 6 F. hoch ausgeführt, und ruht auf einem marmornen Fußgeſtelle. Franke, ſtehend im Predigergewande, iſt von 2 Kindern ungleichen Alters umgeben. Den Dank beider Kinder ſucht Franke von ſich abzulehnen, indem ſeine Hand nach oben zeigt, woher die Hülfe gekommen iſt. Seine Linke ruht ſegnend auf dem Haupte des betenden Kindes, das er liebevoll betrachtet. Die Inſchrift auf dem Marmor, mit goldenen Buchſtaben, lautet auf der Vorderſeite: **August Hermann Franke: Er vertrauete Gott.** Die Hinterſeite enthält die Worte: **Dem Gründer dieser Anstalten die dankbare Nachwelt 1829.**

Wittenberg, eine Stadt von 8000 Menſchen, in einer flachen, ſandigen Gegend an der Elbe gelegen, iſt in der Reformationsgeſchichte bekannt geworden; denn hier war Luther Profeſſor und ſchlug an der daſigen Schloß- oder nachherigen Univerſitätskirche am 31. Oktob. 1517 ſeine berühmten 95 Sätze an, worin er beſonders den Unfug und Mißbrauch des päbſtlichen Ablaſſes beſtritt. Dieſe Kirche, welche bei der Belagerung 1814 ihre ſchönſte äußerliche Zierde in ihrem Thurme verlor, bewahrt die Gräber der berühmten Reformatoren Luther und Melanchthon und ihrer hochherzigen Beſchützer, der Kurfürſten Friedrich des Weiſen und Johann des Beſtändigen (ſ. S. 673). Der Marktplatz dieſer Stadt, an welchem die St. Marien- oder Stadtkirche mit ihren 2 durch eine Brücke verbundenen Thürmen ſteht, iſt ſeit 1821 mit einem Denkmale Luthers geziert, welches in der aus Bronze, nach den Zeichnungen und dem Modelle des berühmten Schadow gegoſſenen, koloſſalen Bildſäule Luthers im prieſterlichen Ornate beſteht, mit der Bibel in der Hand, auf einem 7 F. 6 Z. hohen Fußgeſtelle von fein polirtem Granit, und unter einer Bedachung oder Baldachin von Gußeiſen im Gothiſchen Style. Die Bildſäule wiegt 75 und der Baldachin 90 Ctr., und der Granitblock, woraus das Fußgeſtelle verfertigt iſt, hat ein Gewicht von 1200 Ctr. Auf der Vorderſeite des von 4 Gothiſchen Säulen zuſammen gehaltenen Fußgeſtelles ſtehen die vom Könige ſelbſt gewählten Worte: „Glaubet an das Evangelium," in altdeutſchen Buchſtaben von Bronze. Auf der rechten Seite lieſet man: Iſt's Gottes Werk, ſo wirds beſtehen, iſt's Menſchenwerk, wirds untergehen. Auf der linken Seite: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott." Auf der Rückſeite lieſet man: „Von dem Mannsfeldiſchen Verein für Luthers Denkmal durch geſammelte Beiträge begründet, und durch König Friedrich Wilhelm III. errichtet."

Gleichfalls an der Elbe, aber weiter aufwärts liegt die von 6300 Menſchen bewohnte Stadt Torgau, bei welcher im ſiebenjährigen Kriege am 3. November 1760 eine wichtige Schlacht zwiſchen den Preußen unter Friedrich dem Großen und den Oeſter-

reichern unter Daun geliefert wurde. Jene waren 45,000, dieſe 68,000 Mann ſtark. Die Oeſterreicher ſtanden ſtark verſchanzt weſtlich von Torgau, ihr linker Flügel war durch die Elbe, der rechte durch Anhöhen und Verſchanzungen, die Fronte durch Waldungen, Moräſte, Teiche und Verhaue gedeckt. Des Königs Plan war, die beiden Flügel zugleich anzugreifen und gegen den Mittelpunkt zu werfen, wodurch den Oeſterreichern der Rückzug über die Elbe abgeſchnitten worden wäre. Ziethen ſollte auf der einen Seite angreifen, während der König auf der andern den Angriff machen wollte. Doch geſchah der Angriff nicht zu gleicher Zeit, ſondern der König griff zu früh die feindlichen Batterien an, um 2 Uhr Nachmittags. Daun empfing ihn mit einem mörderiſchen Feuer aus 400 Kanonen, das in kurzer Zeit 5500 Grenadiere, die ſchon einen Verhau überſtiegen hatten, faſt ganz vernichtete. Indeſſen drang die Preußiſche Infanterie dennoch vorwärts, erſtieg Anhöhen und eroberte Batterien, ohne daß jedoch die Vortheile behauptet werden konnten. Ein neuer Angriff, den Friedrich ſelbſt leitete, ſchlug wieder fehl, die Nacht brach ein, alle Kräfte waren erſchöpft, der König ſelbſt leicht verwundet, und Daun ſendete einen Courier mit der Siegesbotſchaft nach Wien ab. Aber dieſer Siegesjubel war voreilig, denn Ziethen, der erſt ſpäter zum Angriff hatte kommen können, hatte unterdeſſen die Siptitzer Höhen erſtiegen, das Dorf Siptitz genommen und eine große feindliche Batterie erobert. Von dieſen Anhöhen herab begann jetzt ein furchtbares Feuer auf die Oeſterreicher, das in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter ihnen noch vermehrte. Vergebens waren die Bemühungen der Oeſterreicher, die Siptitzer Höhen wieder zu nehmen. Daun dachte jetzt bloß auf den Rückzug über die Elbe, den er während der Nacht bewerkſtelligte; und die Preußen, welche die lange, kalte Nacht auf dem Schlachtfelde zubrachten, und auf die Erneuerung der Schlacht am folgenden Tage dachten, waren nicht wenig erſtaunt, als ſie am Morgen keinen Feind mehr fanden. Der Verluſt der Oeſterreicher beſtand in 9000 Todten und Verwundeten, 8000 Gefangenen und in 50 Kanonen; aber auch die Preußen hatten gegen 12,000 an Todten und Verwundeten verloren. Die Folgen dieſes Sieges, den Friedrich bloß dem braven Ziethen verdankte, waren für den König überaus wichtig; denn dadurch fiel ganz Sachſen, mit Ausnahme von Dresden, in Friedrichs Hände zurück; die Winterquartiere waren geſichert, und der König konnte nach Schleſien, in die Mark Brandenburg und Pommern Truppen ſchicken, um von dort alle Feinde zu vertreiben.

Noch weiter die Elbe aufwärts liegt die kleine Stadt Mühlberg, denkwürdig durch die in ihrer Gegend vorgefallene Niederlage des Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrichs des Großmüthigen im Schmalkaldiſchen Bundeskriege am 24. April 1547, welche für die Erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen (ſ. S. 673) den

Verluſt der Kurwürde und des größten Theiles ihres Landes nach ſich zog. Der Kurfürſt hatte ſich über Meißen, wo er die Brücke in Brand ſteckte, mit ſeinem ſchwachen Heere hierher gezogen, um ſeiner Reſidenz und Hauptfeſtung Wittenberg ſich zu nähern. Hinlänglich durch die Elbe, wie er meinte, gedeckt, hörte er erſt in ſeinem Zelte die Predigt und ſetzte ſich dann ruhig zur Tafel, als auf einmal die Nachricht kam, Kaiſer Karl V. ſetze mit ſeinem Heere, das 30,000 Mann Fußvolk und 5000 Mann Reiterei ſtark war, über die Elbe. Bauern nämlich hatten den Kaiſerlichen eine Furth in dem Fluſſe gezeigt. Als das kurfürſtliche Heer, das nur in einzelnen Haufen kämpfte, geſchlagen war, floh der Kurfürſt zu Wagen mit wenigen Getreuen in den Schweinart, eine moraſtige Waldgegend, die an die Annaburger Heide ſtößt, wo er die Nacht über ſicher zu ſeyn glaubte, um dann mit dem Früheſten nach Wittenberg zu flüchten. Aber feindliche Reiter ereilen ihn bei dem Vorwerke Kiebitz (unweit des Städtchens Uebigau im Kreiſe Liebenwerda des Merſeburger Regierungsbezirks), erkennen ihn ſchon an ſeiner ungewöhnlichen Leibesſtärke, und jeder geizt nach der Ehre, ihn zum Gefangenen zu machen. Es entſteht ein lebhaftes Gefecht, denn der Kurfürſt vertheidigt ſich aufs hartnäckigſte, wird aber verwundet und übermannt, und als Gefangener vor den Kaiſer Karl V. geführt, der bekanntlich den Kurfürſten, der ſich bittend nahte, ſehr hart empfing, und ihn dem Spaniſchen Herzog von Alba zur Verwahrung übergab.

Erfurt, dieſe alte Hauptſtadt Thüringens, fällt ſchon von der Ferne mit ihren vielen Thürmen, der hochgelegenen Domkirche, den ſchlanken Thurmſpitzen der daneben ſtehenden St. Severikirche und den noch höher thronenden, die ganze Stadt beherrſchenden beiden Citadellen ſehr vortheilhaft in die Augen und erregt die Erwartung des Fremden; allein das Innere entſpricht nicht ganz dieſer Erwartung; denn während man in vielen andern großen Städten gleich an den Thoren, ſchöne und große Häuſer erblickt, ſieht man hier anfangs meiſtens nur kleine unanſehnliche Häuſer, und erſt in den mittleren Theilen der Stadt zeigen ſich größere und ſchönere, vorzüglich auf dem Anger, der vornehmſten Straße Erfurts, die bei einer anſehnlichen Breite, faſt $\frac{1}{4}$ Stunde lang und mit ſtattlichen Gebäuden beſetzt iſt. Mit allen alten Städten hat Erfurt eine große Unregelmäßigkeit der Bauart gemein und meiſtens vielfach ſich windende, winkliche Straßen; doch fehlt es nicht an freien Plätzen, und die Gera, die in mehreren Armen durch die Stadt fließt, bringt in das Innere derſelben viele Mannigfaltigkeit. Erfurt hat einen großen Umfang, denn derſelbe beträgt innerhalb der Feſtungswerke 1725 Ruthen und der Flächenraum nimmt ohne die Feſtungswerke, 161,225 Q. Ruthen oder 895 Preußiſche Morgen ein; aber mit dieſer Größe der Stadt ſteht ihr innerer Anbau und ihre Bevölkerung in keinem Verhältniſſe. Viele Gärten

ſind innerhalb ihres Umfangs eingeſchloſſen und die 2800 Häuſer, womit die 200 Straßen und Plätze beſetzt ſind, ſchließen nur eine Volkszahl von 23,000 Menſchen in ſich, das Militär ungerechnet, mit welchem etwa 26,000 herauskommen.

Das merkwürdigſte Gebäude dieſer großen Stadt iſt die Dom= oder St. Marienkirche, deren Anſicht am ſchönſten auf dem Friedrich = Wilhelmsplatze iſt, an deſſen Weſtſeite ſie ſich auf dem Domberge, unweit des Petersberges, mit der gegenüber, eben ſo hoch ſtehenden St. Severikirche majeſtätiſch erhebt, indem man hier auf 48 breiten, ſteinernen Stufen zu beiden Kirchen hinaufſteigt. Von dieſen Stufen hatte dieſer Platz ſonſt den Namen vor den Graden (von dem lateiniſchen Worte gradus, eine Stufe), und war weniger groß und ſchön als jetzt, wo er durch die Abbrennung und Zerſtörung vieler an denſelben ſtoßenden Häuſer während der Belagerung 1813, ſehr erweitert, mit Bäumen bepflanzt, mit Blumenanlagen, Waſſerleitungen, Springbrunnen verſchönert und der größte, anſehnlichſte Platz der Stadt geworden iſt, und den Namen Friedrich = Wilhelmsplatz erhalten hat.

Die Domkirche, dieſes ehrwürdige Denkmal Gothiſcher oder beſſer altdeutſcher Baukunſt und die erſte Zierde Erfurts, iſt nicht auf einmal ſo geworden, wie ſie jetzt daſteht, ſondern hat eine Reihe von Veränderungen erfahren, daher ſie auch nicht nach einem Plane gebaut, vielmehr aus einzelnen, in verſchiedenem Style gearbeiteten Theilen zuſammengeſetzt iſt. Der älteſte Theil derſelben iſt das ſogenannte Dreieck oder die von dem frühern Dom, aus dem 12ten oder 13ten Jahrhunderte noch übrige Vorhalle, ganz im Gothiſchen Geſchmacke aufgeführt und mit 2 Portalen, von denen aber nur das nach den Stufen zu gerichtete noch gangbar iſt, und die beide mit Bildſäulen von hohem Alter umgeben ſind. Auf dieſem Dreiecke ſteht ein Thurm mit einer Gallerie umgeben, auf deren vorderer Spitze ſich ein 4eckiger, durchbrochener Spitzpfeiler oder eine ſogenannte Laterne erhebt. Der Eingang durch das Dreieck führt in den Haupttheil des Doms oder die eigentliche Kirche (das ſogenannte Schiff der Kirche), die außerdem noch 2 große Portale hat, der neueſte Theil des ganzen Domgebäudes, und nach einer daran befindlichen Inſchrift 1456 zu bauen angefangen worden iſt; ſo daß ſie erſt ein Jahrhundert ſpäter als der Chor zu Stande kam, aber in einem ganz andern Style und viel ſchlechterm Geſchmacke als der Chor, und mit der Schönheit des Chors in keiner Weiſe zu vergleichen. Ihre Größe, obgleich an ſich betrachtet, bedeutend genug, ſteht doch zu der Größe des Chors nicht in richtigem Verhältniſſe, eben ſo wenig ihre Länge zu ihrer Breite. Der Chor, deſſen Bau nach einer Inſchrift 1349 begonnen hat, iſt bei Weitem der ſchönſte Theil der ganzen Domkirche und ein wahres Wunder der Baukunſt. Er iſt ganz von Quaderſteinen erbaut kein Pfeiler im Innern trägt das große, hohe

Gewölbe und dennoch ruht es ſo feſt, als wenn es noch einem Jahrtauſend trotzen wollte. An den Schlußſteinen der Bogen, welche das kühne Gewölbe bilden, befinden ſich äußerſt kunſtreiche und mannigfaltige Verzierungen. Auswendig ſind die zwiſchen den Fenſtern emporragenden Strebepfeiler zum Theil noch mit koſtbar gearbeiteten Statüen geziert. Unter dem Chore befindet ſich die ſogenannte Gruft, eine unterirdiſche Kapelle von beträchtlicher Ausdehnung, die man ehemals am Charfreitage und bei andern Trauerfeierlichkeiten gebrauchte. Der Chor ruht zum größten Theile auf der ſogenannten Cavate, welche in 10 mächtigen ſteinernen Bogen beſteht, die an den Domberg angebaut ſind und ein Werk bilden, das ſeines Gleichen in Deutſchland nicht weiter findet. Der Cavate zur Rechten, die mit breiten ſteinernen Platten belegt iſt und eine ſchöne Ausſicht auf den Friedrich = Wilhelmsplatz gewährt, führen die oben erwähnten breiten ſteinernen Stufen zur Dom= und zur Severikirche. Durch das Gewölbe, welches den Thurm trägt, wird der Chor von der eigentlichen Kirche vollſtändig getrennt, ſo daß beide ſogar unter ganz verſchiedenen Dächern ſtehen, und der Thurm ſich als ein Mittelbau zwiſchen beiden erhebt. Im Innern aber iſt dieſe Trennung durch keinen Zwiſchenbau bezeichnet, ſondern der Chor bloß durch hohe eiſerne Gitterthüren von der Kirche getrennt, und impoſant iſt die Perſpective vom Mittelpunkte des Hochaltars in dem Chore hinab nach der Orgel in das Schiff der Kirche, deren Gewölbe von 8 in zwei Reihen laufenden Säulen getragen werden, und in deren Inneres 5 Eingänge führen. Außer dem prächtigen Hochaltare im Chore, der ganz aus Marmor und Alabaſter errichtet iſt, hat der Dom noch viele kleinere Altäre (18, wovon jedoch nur 11 im Gebrauch ſind,) und iſt mit Gemälden reichlich ausgeſtattet, unter denen ſich aber wenige von wahrem Kunſtwerthe befinden. Eine rühmliche Erwähnung verdient der 18 Fuß hohe Kronleuchter, ein Kunſtwerk der neueſten Zeit, welchen ein Buchbinder zu Erfurt ſelbſt verfertigt und 1828 der Domkirche zum Geſchenk gemacht hat. Der untere Kranz, auf welchem die Kerzen brennen, hat 12 F. im Umfange und iſt mit den 16 Zoll hohen Statüen der Apoſtel geziert; das Ganze bildet einen durchbrochenen, Gothiſchen Thurm, der aus 32 zierlichen Pfeilern und Thürmchen beſteht; oben endet er in einer kunſtvoll gearbeiteten, durchbrochenen Krone mit einer Blume. Dieſer ganze Leuchter iſt aus Holz und Pappe gearbeitet, aber mit einer dauerhaften Oelfarbe und Bronze ſo überzogen, daß er einer alterthümlichen Metallarbeit täuſchend ähnlich ſieht. Er beſteht aus 139 einzelnen Theilen, die durch verborgene Schrauben mit einander verbunden ſind; das Gewicht beträgt, mit Inbegriff des durchlaufenden, 1 Zoll ſtarken, eiſernen Stabes, 2 Ctr. Der Künſtler hat ganz nach eigner Idee gearbeitet und 21 Monate darüber zugebracht. Auf dem ſehr ſtarken Thurme des Doms, welcher drei=

fach iſt (indem er aus 3 Thürmen, nämlich 2 zu beiden Seiten und einem mitten auf der Kirche, über einem großen, kühnen Gothiſchen Bogen ruhenden beſteht), und zu Ende des 12ten oder Anfang des 13. Jahrhunderts aufgeführt wurde, befinden ſich 10 Glocken, worunter ſich die berühmte große Glocke auszeichnet, 1497 von Erhard Kempen gegoſſen und den Namen Maria gloriosa führend. Sie hat 15 Ellen im Umfang, iſt 5 Ellen hoch und ¼ Elle dick und wiegt 275 Ctr. Mit dem Klöppel, der 3¼ Ellen lang und 11 Ctr. ſchwer iſt, und übrigem Eiſenwerke beträgt die ganze Schwere zuſammen 300 Ctr. Sie wird nur bei den größten Feierlichkeiten geläutet oder vielmehr angeſchlagen, da man es nicht mehr wagt, ſie in einen ſolchen Schwung zu bringen, daß der Klöppel von ſelbſt anſchlüge, um den Thurm, deſſen Mauern durch die große Feuersbrunſt im 15. Jahrhunderte etwas mürbe geworden ſind, nicht zu ſehr zu erſchüttern. Die 4 ſogenannten Silberglöckchen haben ihren Namen von ihrem hellen und melodiſchen Klange erhalten. Seitdem 1717 ein Blitzſtrahl dieſen Thurm ſeiner drei prächtigen, mit Kupfer gedeckten Spitzen beraubt hat, ſchützt ihn nothdürftig gegen den Regen ein Schindeldach, welches freilich zu der Herrlichkeit des Ganzen übel paßt. Die Gallerie des Thurms verdient der ſchönen Ausſicht wegen erſtiegen zu werden. Man erblickt die Stadt in einem großen Halbkreiſe um den Dom gelagert, mit ihren vielen hervorragenden Thürmen, die vielen in und um die Stadt gelegenen Gärten, die an die Stadt ſich anſchließende trefflich angebaute und mit zahlreichen Dörfern geſchmückte Ebene, durch welche die Gera ſich windet, in der Ferne die Berge der Hainleite, hinter denen in grauer Nebelferne der Brocken ſein ehrwürdiges Haupt emporhebt; und nach Süden gewendet ſieht man den Steiger, das reizende Gerathal, das gleich einem einzigen großen Garten ſich ausbreitende und wegen ſeines Brunnenkreſſebaues berühmte Dreibrunnenthal, in welchem Erfurts Vergnügungsörter aus dem Gebüſche freundlich hervorblicken, und in der Ferne den Thüringerwald. — Von den übrigen Gebäuden Erfurts erwähnen wir nur noch mit wenigen Worten die Predigerkirche, welche an Schönheit, unter allen Kirchen Erfurts, nächſt dem Dome den erſten Rang behauptet, und ſelbſt dieſem weicht ſie nur an Größe und erhabener Pracht; übertrifft ihn aber an einfacher Planmäßigkeit des Ganzen und an harmoniſch-kunſtvollem Zuſammenſtimmen aller Theile. Sie iſt im reinſten und edelſten altdeutſchen Style, mit der ſtrengſten Regelmäßigkeit und doch mit einer gefälligen Leichtigkeit erbaut; nur vermißt man einen ihrer Größe angemeſſenen Thurm. Der Haupteingang iſt ſehr einfach, und überhaupt die Kirche ohne alle äußere Verzierungen. Im Innern wird das Gewölbe von 14 ſchlanken Pfeilern getragen. Der hohe Altar im Chore, der große Kronleuchter mit den 12 Apoſteln und vorzüglich, das ſowohl wegen ſeines hohen Alterthums,

als wegen ſeiner bewundernswürdigen Schönheit ſchäzbare Denkmal des Ritters Theoderich von Lichtenhayn im Chore verdienen bemerkt zu werden.

Nordhauſen, eine altmodiſch gebaute und an der Zorge, am ſüdlichen Fuße des Harzgebirges gelegene und von 11,000 Menſchen bewohnte Stadt, iſt wegen ihres ſtarken Getraidehandels und vorzüglich wegen ihrer wichtigen Branntweinbrennerei weit und breit berühmt, ſo daß in Deutſchland keine Stadt iſt, wo dieſer Erwerbszweig ſo ins Große und auf einem ſolchen fabrikmäßigen Fuß betrieben wird. So wurde im Jahre 1819 die ungeheure Quantität von 5,730,017 Quart oder den Eimer zu 64 Quart gerechnet, an 90,000 Eimer Branntwein fabricirt. Zu Nordhauſen wird als ein wahres Volksfeſt, jährlich der Geburtstag Luthers, unter dem Namen Martinsabend, gefeiert. Mit Einbruch der Abenddämmerung ertönt vom erſten Stadtthurme das bekannte Lied Luthers „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," und während die Glocken in jenes Lied ertönen, werden in den Häuſern die Lichter angezündet, diesmal zur Freude der Kinder mit bunten Figuren bemalt, darunter Luther in ſchwarzer Amtstracht den Ehrenplatz behauptet. Kein Haus iſt ſo arm, in dem nicht an dieſem Abend eine Martinsgans, Luthers angebliches Leibgericht, aufgetragen würde.

Mühlhauſen, eine ziemlich große Stadt von 11,500 E., fällt mit ihren vielen Thürmen vortheilhaft in die Augen und liegt auf einer Anhöhe, an der Unſtrut und unterhält viel Gewerbſamkeit, vorzüglich in Gerbereien. Unter ihren Kirchen zeichnet ſich die Hauptkirche der Oberſtadt Beatae Mariae Virginis, die mit Kupfer gedeckt und 2 Cavaten verſehen iſt, und die Domkirche St. Blaſii mit ihren 2 prächtigen Thürmen aus. Auch das Rathhaus iſt ein anſehnliches Gebäude. Die Schwemmotte und die Breitſilze oder der Breitſilzer Brunnen bewäſſern die Stadt, deren Bauart zum Theil freundlich, zum Theil noch altmodiſch iſt. Die Breitſilze entſpringt in einem Brunnen, der 84 F. im Umfange hat und iſt in die Stadt geleitet. Etwa ½ Stunde von der Stadt iſt der Popperöder Brunnen, eine merkwürdige und ſchöne, immer ſtrömende Brunnenquelle, von einem runden Baſſin eingefaßt, wo ſich ein Luſthaus von ſchönen Linden umſchattet befindet. Dieſer Brunnen, der einen Umfang von 69 F. hat, iſt zwar nur 8 F. tief, ſtrömt aber ſehr ſtark fortwährend in einem 5 F. breiten Gerinne ſein Waſſer aus und verſorgt die Stadt nicht allein mit einem trefflichen Trinkwaſſer, ſondern treibt auch 12 Mühlen. Jährlich wird zu dieſem Brunnen im Junius eine feierliche Proceſſion der Schuljugend angeſtellt und ein Brunnenfeſt gefeiert, welches ein wahres Volkfeſt iſt, und viele Menſchen herbeizieht.

Eine Stunde von der kleinen Stadt Ellrich, in den Vorbergen des Harzes, in einem kleinen Gehölze, befindet ſich die

Kelle, eine merkwürdige und ſchöne Höhle, deren Eingang eine Höhe von 80 F. hat. Inwendig iſt ſie 300 F. lang, 250 breit und 150 hoch. Sie liegt in einem weißen, ſehr mürben Gypsfelſen, davon ſich häufig große Klumpen ablöſen, ſo daß die Form der Höhle nach dem Verlauf von einigen Jahren ſich immer merklich verändert. Ihre Decke iſt zum Theil ſchon eingebrochen, und ſollte dies ferner geſchehen, ſo wird es vielleicht in 50 Jahren gar keine Kelle mehr geben. Die rings um ſie her befindlichen tiefen Erdfälle, ſcheinen zuſammengeſtürzte ähnliche Höhlen geweſen zu ſeyn. Es iſt daher nicht rathſam, bei ſtarkem nahen Gewitter und nach heftigen Regengüſſen, in dieſelbe hinein zu gehen, noch weniger ein Gewehr darin abzuſchießen. Sie enthält ein tiefes, kryſtallhelles und überaus kaltes Waſſer, in welchem kein lebendes Weſen zu finden iſt; und ein hineingeſetzter Froſch erſtarrt darin bald, was nicht allein von der Kälte, ſondern auch von der ſcharfen und beizenden Eigenſchaft dieſes Waſſers herrühren mag, welches durch den kalkartigen Gypsfelſen durchgeſeigert wird und von der Decke herabtröpfelt. Groß und ſchön iſt der Anblick im Innern, wo die tiefe Stille nur von fallenden Tropfen unterbrochen wird.

Die Provinz Weſtphalen.

Minden, die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, eine altmodiſch gebaute Stadt mit 8000 Einwohnern, das Militär ungerechnet, liegt auf dem linken Ufer der Weſer, über welche eine ſteinerne, 600 F. lange, 24 F. breite und auf 7 Bogen ruhende Brücke führt. Die Domkirche zu Minden, in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, ganz von Quaderſteinen erbaut, ruhet auf 10 großen Säulen, iſt 100 Schritte lang und 40 breit und hat einen Hochaltar von Marmor mit Römiſchen Säulen und 2 mit Kupfer gedeckte Thurmſpitzen, wovon die eine mit einer Gallerie umgeben iſt. Von der Weſerbrücke zu Minden hat man eine ſchöne Anſicht der ſogenannten Weſtphäliſchen Pforte (Porta Westphalica), die eine Stunde ſüdlich von Minden bei dem Flecken Hausberge iſt. Man verſteht darunter die Hauptöffnung des Weſergebirges, welche ſich hier die Weſer zwiſchen den beiden einander gegenüber ſtehenden Bergen, dem Jacobsberge auf dem rechten und dem Wittekindsberge auf dem linken Ufer, gebildet hat, von da in die Ebene Weſtphalens eintritt und nach Minden weiter fortſtrömt. Auf dem linken Ufer iſt dieſe Weſtphäliſche Pforte an ihrer ſchmalſten Seite 200 Schritte breit, und durch dieſelbe führt die Kunſtſtraße von Minden nach Herford und Bielefeld. Auf dem Wittekindsberge ſteht jetzt ein 50 F. hoher Thurm und am Fuße des Berges, auf dem Platze der ehemaligen Wittekindsburg, wo noch eine im Viereck erhöhte

Stelle die Grundmauer und die Umwallung zeigt, eine dem Andenken Wittekinds (ſ. S. 646) errichtete Spitzſäule aus Sandſtein.

Paderborn, eine altmodiſch gebaute Stadt von 7500 Einwohnern, bietet als ſeine größte Merkwürdigkeit den Dom dar, welcher faſt in der Mitte der Stadt in der Nähe des Marktplatzes auf einer Anhöhe ſteht, aus deren Fuße an der Nordſeite der Paderfluß in reichlichen Quellen hervorſtrömt. Das Aeußere deſſelben iſt ſehr beſchädigt und ſtimmt die Erwartung des Reiſenden tief herab; das Schönſte, was die Außenſeite zeigt, ſind die zwei großen Bogenthüren an der Nord- und Südſeite. Letztere befindet ſich in einer gegen 60 F. langen und 30 F. breiten Vorhalle, gewöhnlich das Paradies genannt. So wenig der Dom mit ſeinem Aeußern den Fremden anſpricht, ſo ſehr erregt er mit ſeiner innern Pracht die Bewunderung deſſelben. Die ungeheuren Säulen, die hohen, darauf ruhenden Spitzbogen, die dazwiſchen noch höher hinaufſteigenden Gewölbe, die ungewöhnliche Länge des ganzen Gebäudes erwecken in Jedem Erſtaunen und Ehrfurcht. Die Höhe des höchſten Punktes in den Gewölben des Schiffs beträgt 66 F., die Breite des innern Doms 93 und die gänze Länge mit Einſchluß des Doms und Thurmes gegen 345 F. Der Chor iſt durch ein Gitter und Thüren von Eiſen vom Schiffe getrennt. Am Eingange ſtehen die aus Holz trefflich gearbeiteten, koloſſalen Statüen Kaiſer Karls des Großen und Heinrichs II. Auf dem Hochaltar befinden ſich in einem beſonderen Schranke des Tabernakels die irdiſchen Ueberreſte des heiligen Biſchofs Liborius; ſie ruhen in einem 4 Fuß 8 Zoll langen und 1 Fuß 9 Zoll breiten, ſehr ſchön gearbeiteten, ſilbernen, ſtark vergoldeten Sarge von vortrefflicher Arbeit. Unter dem Chore iſt die Krypta, eine eigene 107 F. lange, 42 F. breite unterirdiſche Kirche.

Unweit des Dorfes Altenbecken, das am Osning (Teutoburgerwald) liegt, trifft man den bekannten Bullerborn, welcher am Fuße eines Berges ſein Waſſer mit einem Geräuſche (Sprudeln oder Bullern, woher er auch den Namen hat) hervorbringt. Er quillt nicht beſtändig; auch nicht immer gleich ſtark; bei trockener Witterung im Sommer nur ſelten, ja zuweilen gar nicht; bei naſſem Wetter aber im Frühjahre, Herbſt und Winter faſt alle 4 Stunden bald ſtärker, bald gelinder. Der Ausfluß des Waſſers dauert jedesmal nicht länger, als eine halbe Virtelſtunde, in welcher kurzen Zeit ſo viel Waſſer hervorkommt, daß einige Mühlen davon getrieben werden können. Ohngefähr eine M. vom Urſprunge verliert ſich das Waſſer auf einmal wieder in verborgenen Höhlen und Schlünden, ſo daß das Bette, wodurch es ſeinen Lauf genommen, ſo trocken wird, daß man trocknen Fußes darin herumgehen kann.

Münſter, die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, liegt in einer Ebene, zu beiden Seiten der Aa, hat ziemlich breite, gut gepflaſterte und gerade Straßen, 2 bis 3ſtockige, von gebrannten Ziegelſteinen erbaute Häuſer, zum Theil von moderner Bauart, zum Theil mit den Giebeln nach den Straßen gekehrt. Die ſchönſten und größten Häuſer ſtehen auf dem Markte, und haben unten Arkaden, worunter man im Regenwetter trocken gehen kann. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne Beſatzung 18,500 und mit derſelben gegen 22,000. Auf dem Markte ſteht das Rathhaus mit dem großen Saale, worin 1648 der bekannte Weſtphäliſche Frieden (ſ. S. 651) unterzeichnet wurde. An den Wänden ſieht man die Bildniſſe der Hauptperſonen jener Friedensverſammlung. Alles hat man darin ſo gelaſſen, wie es damals war. Dieſelben Polſter, auf welchen die Friedensgeſandten rings um den Tiſch geſeſſen hatten, liegen noch auf denſelben Sitzen. Unter den Kirchen zeichnet ſich am meiſten die Domkirche aus, ein großes aus polirten Quaderſteinen aufgeführtes Gebäude, deſſen Gewölbe auf drei Säulenreihen ruhet. Hinter dem hohen Chore iſt eine aus 2 Abtheilungen beſtehende Kapelle mit dem Monumente des kriegeriſchen Biſchofs Bernhard von Galen; auch befindet ſich in derſelben der Sarg des heiligen Ludgerus von maſſivem Silber. Seit 1834 hat die Domkirche eine neue Zierde erhalten durch die Einſetzung von Fenſterglasmalereien, die ſich ſonſt in dem Kreuzgange des Abteigebäudes zu Marienfeld befanden. Die Orgel dieſer Kirche iſt eine der ſchönſten und vollkommenſten Deutſchlands, und unter den Grabmonumenten iſt das Plettenberg-Lehnhauſenſche von weißem Marmor, Chriſtum in Gethſemane darſtellend, ein Meiſterſtück. — An dem Thurme der anſehnlichen Lambertikirche, dem höchſten unter den Thürmen Münſters, ſieht man in einer ſchwindelnden Höhe 3 eiſerne Käfige, worin die mit glühenden Zangen zerriſſenen Leichname der 3 berüchtigten Anführer der Wiedertäufer zu Münſter Johann Bockold, Krechting, und Knipperdolling geworfen wurden, nachdem 1534 der Biſchof von Münſter ſeine aufrühreriſche Stadt wieder unter ſeine Gewalt gebracht hatte. Jener Bockold, ein Schneider aus Leyden, und daher ſpäterhin Johann von Leyden genannt, der zur Sekte der Wiedertäufer gehörte, kam 1533 nach Münſter, welches damals ein Sammelplatz der Wiedertäufer war, warf ſich zum Propheten auf und verkündigte ein neues Reich Chriſti auf der Erde, die Ausrottung aller Tyrannen nebſt völliger Freiheit und Gleichheit. Münſter ward nunmehr ein Schauplatz fanatiſcher und aufrühreriſcher Auftritte. Johann erklärte ſich zum Könige des neuen Zions, predigte die Nothwendigkeit der Vielweiberei, legte ſich einen Hofſtaat, eine Leibwache, einen Harem von 16 Weibern zu, ließ Münzen mit ſeinem Namen prägen. Wer ihm zuwider war, ward hingerichtet; ja

ſeine oberrichterliche Strenge ging ſo weit, daß er einer von ſeinen Gemahlinnen mit eignen Händen den Kopf abhieb. Knipperdolling gab ſeinen Reichsſtatthalter ab. Dieſes Unweſen währte ſo lange, bis die Stadt Münſter 1534, nach einer hartnäckigen Belagerung, eingenommen ward.

Die Rheinprovinz.

a) Jülich=Cleve=Berg.

Düſſeldorf, Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, in einer ſchönen, fruchtbaren Ebene, am Rhein, da wo die Düſſel ſich in denſelben ergießt, iſt eine der ſchönſten Rheinſtädte und von 25,000 (mit der ganzen Bürgermeiſterei jetzt von 31,600) Menſchen bewohnt. Sie beſteht aus 3 Theilen, aus der Altſtadt, welche das eigentliche urſprüngliche Düſſeldorf iſt, aus der Karlsſtadt, welche vom Kurfürſten Karl Theodor im J. 1787 an der Südſeite der Altſtadt erbaut wurde, und aus der Neuſtadt, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut. Die beiden erſtern Theile bilden ein zuſammenhängendes Ganzes; die Neuſtadt aber liegt in einer Entfernung von 2000 Schritten, am Rhein hin und iſt ganz offen. Der ſchönſte Theil von Düſſeldorf iſt die Karlsſtadt, welche aus mehreren Quadraten beſteht, die einen großen viereckigen Platz einſchließen. Die ſchönſte Straße in derſelben iſt die Alleeſtraße oder neue Promenade, welche jetzt den Namen Friedrich=Wilhelmsſtraße führt. Auch die Neuſtadt, vornehmlich die Hauptſtraße, iſt ſchön gebaut, und hat viele prächtige Häuſer. Dagegen iſt die Altſtadt meiſt eng, finſter und unfreundlich, beſonders der auf der Nordſeite der Düſſel liegende Theil derſelben. Auf dem alten Markte ſteht die bronzene Statüe des Kurfürſten Johann Wilhelm in koloſſaler Größe, zu Pferde ſitzend und den Kommandoſtab in der Hand. Unter den Kirchen zeichnen ſich aus: 1) die Lambertikirche mit dem Mauſoleum des Herzogs Wilhelm IV., das ſich hinter dem Hochaltare befindet und mit einem eiſernen Gitterwerk eingeſchloſſen, und ein Meiſterwerk, in weißem und ſchwarzem Marmor ausgeführt iſt. Auf dem Piedeſtal, von 8 Löwen als Wappenträger umgeben, liegt die Statüe des Herzogs in Lebensgröße, in voller Rüſtung, Helm und Schwert ihm zur Seite, aus weißem Marmor gearbeitet; 2) die ehemalige Jeſuiten= oder Hofkirche, ſchön gebaut, doch mit Zierathen überladen. Sehenswerth darin ſind die äußerſt reich und kunſtvoll mit Gold und Silber geſtickten Meßkleider. Hinter dem Hochaltare, in einer beſondern Rotunde iſt die Fürſtengruft. — An ſchönen Spaziergängen und Vergnügungsorten fehlt es Düſſeldorf nicht. Der ſchönſte und beſuchteſte Spaziergang iſt der Hofgarten, welcher aus 5 verſchiedenen, mit

einander verbundenen Anlagen, aus dem eigentlichen Hofgarten, dem botaniſchen Garten und den ſehr geſchmackvollen neuen Anlagen beſteht. Am Ende des Hofgartens, in dem ganz nahe gelegenen Dorfe Pempelfort, das man gleichſam als eine Vorſtadt Düſſeldorfs anſehen kann und welches mit mehreren anſehnlichen Landhäuſern und Fabrikgebäuden verſehen iſt, ſteht der Jägerhof, ein königliches, neuerdings erweitertes und mit einer ſchönen Gartenanlage verſehenes Schloß, worin der Prinz Friedrich von Preußen wohnt. In der Nähe iſt Düſſelthal, ein ehemaliges Trappiſtenkloſter, jetzt eine von dem Grafen von der Recke angelegte große Erziehungsanſtalt für arme, ſittlich verwahrloſete Kinder.

Crefeld, eine der wichtigſten Preußiſchen Fabrikſtädte, 4 Stunden von Düſſeldorf, und etwas über eine Stunde von dem linken Ufer des Rheins, in einer ganz flachen Gegend, gehört zu den ſchönſten Städten der Rheingegenden, und hat einen ſchönen mit Linden beſetzten Markt und viele prächtige Häuſer. Unter den mancherlei Induſtriezweigen ſind die Seiden- und Sammetfabriken, welche einen bedeutenden Abſatz haben, 1500 Webe- und an 1000 Bandſtühle und über 6000 Menſchen beſchäftigen, und jährlich für mehr als 4 Millionen Rthlr. Waaren liefern, am wichtigſten. Berühmt ſind beſonders die daſigen Sammetbänder. Den Grund zu den hieſigen Seidenfabriken, welche jetzt mit allen Fabriken der Art in Deutſchland, und mit Ausnahme der façonirten Zeuge, ſelbſt mit den Lyonern wetteifern können, legte Adolph von der Leyen und jetzt iſt die Friedr. und Heinr. Leyenſche Seidenmanufaktur und Handlung eine der erſten in Deutſchland, die zwiſchen 4 und 5000 Menſchen in und außer Crefeld Arbeit und Nahrung giebt, und ihre Geſchäfte über einen großen Theil von Europa und ſelbſt in andere Welttheile verbreitet. Seinen gegenwärtigen blühenden Fabrikzuſtand hat Crefeld großentheils den Religionsverfolgungen in den benachbarten Ländern, beſonders in den Herzogthümern Jülich und Berg zu verdanken, indem ſich in der letzten Hälfte des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts eine Menge der verfolgten Reformirten, Mennoniten und Separatiſten hierher zog und Manufakturen und Fabriken gründete; doch hatte Crefeld 1784 erſt 5800 E., deren Zahl aber jetzt 19,000 beträgt. — Um die Stadt herum liegen gegen 2000 Gartenhäuſer, Fabriketabliſſements, Wirthſchaftshöfe, verſchiedene andere Häuſer und Werkſtätten.

Der bevölkertſte und induſtriereichſte Regierungsbezirk des geſammten Preußiſchen Staates iſt der Regierungsbezirk Düſſeldorf, wo auf 100 □Meilen am Schluſſe von 1836 746,996 Menſchen, alſo auf der □M. im Durchſchnitte 7469 Menſchen wohnen und die Gewerbſteuer in dem Jahre 1831 144,689 Rthlr. betrug, während ſie von dem ganzen Staate 2,046,415 Rthlr. ausmachte. Der Düſſeldorfer Regierungsbezirk mithin, welcher

ohngefähr $\frac{1}{50}$ des Geſammtflächenraums und $\frac{1}{19}$ der Geſammtbevölkerung des ganzen Staates enthält, trägt $\frac{1}{14}$ zur Gewerbſteuer bei, während die übrigen $\frac{49}{50}$ des Flächenraums und $\frac{18}{19}$ der Bevölkerung des ganzen Staates die übrigen $\frac{13}{14}$ der Gewerbeſteuer bezahlen. In dieſem Regierungsbezirke nun iſt wieder der Kreis Elberfeld, worin die beiden Städte Elberfeld und Barmen liegen, der volkreichſte und gewerbfleißigſte Strich nicht allein des Preußiſchen Staates, ſondern vielleicht ganz Deutſchlands, indem hier nach der Zählung von 1831 im Durchſchnitte auf einer Q.M. 15,189 Menſchen lebten, und die darin befindlichen Fabriken, welche vorzüglich in den längs der Wupper gelegenen Städten Elberfeld und Barmen blühen, 40,000 Menſchen beſchäftigen. Nach einer offiziellen Angabe, die aber ſchon vor 14 Jahren mitgetheilt wurde, befanden ſich in dem Elberfelder Kreiſe allein 83 Baumwollenfabriken mit 3650 Stühlen im Kreiſe und 2500 außerhalb des Kreiſes, 10 Baumwollſpinnereien, 56 Leinen-, Garn-, Band- und Spitzenfabriken, 3 Sammet- und 36 Seidenfabriken, mit 390 Stühlen für Leinenzeuge, 120 Mühlen für Zwirn, 196 Stühlen für Seiden-, Sammet- und Floretband, 1315 Stühlen für Leinen-, Wollen- und Baumwollenband, Schnürriemen ꝛc., 1679 Stühlen für Stückſeide und Stückſammet, ferner 71 Garnbleichen, 93 Färbereien, 34 Fabriken von Eiſen- und Stahlwaaren ꝛc. Als erſter Urſprung der Induſtrie dieſer Gegend des Wupperthales iſt das Bleichen des Leinengarnes anzuſehen, indem die Wupper als ein klares und zur Bleiche beſonders geeignetes Berg- und Felſenwaſſer ſo wie die bequemen Ufer deſſelben die Bewohner zuerſt einluden, ſich dieſem in der Folge ſo wichtig für ſie gewordenen Geſchäft zu widmen. Allmählig erreichten ſie darin einen hohen Grad der Vollkommenheit, und daraus entſtand nun ein zweiter Induſtriezweig, nämlich das Weben des Leinen- und Bauwollengarns, wozu ſpäterhin die Schnürriemen und Schnüren kamen, welche Artikel in der Folge zur höchſten Wichtigkeit ſtiegen, und einen großen Theil des Wohlſtandes gründeten. Hierzu kam auch bald die Weberei von allerlei Leinenzeugen, beſonders von Bonten oder Bunten, wovon große Sendungen ins Ausland vornehmlich nach Weſtindien gingen. Früh im verfloſſenen Jahrhunderte fing man auch an, außer gefärbten und geſtreiften Leinen, auch dergleichen halbbaumwollne Zeuge zu machen. Nach und nach vermehrte ſich die Zahl der Artikel von baumwollnen Zeugen zuſehends. Es entſtanden nun auch Maſchinenſpinnereien, die Türkiſchrothfärberei verbreitete ſich, und den Baumwollenfabriken folgten in den neuern Zeiten auch Seidenfabriken und erlangten eine große Ausdehnung. Außerdem geſellten noch andere Induſtriezweige und Fabrikanſtalten ſich hinzu und es entſtand ein wichtiger Handel, auch ein ſehr bedeutendes Wechſelgeſchäft, ſo daß man den jährlichen Abſatz der Fabrikate von Elberfeld und Barmen auf 10 und den Betrag der

Wechſelgeſchäfte auf 12 Millionen Rthlr. anſchlägt. Beide Städte Elberfeld und Barmen, die alſo zu den erſten Fabrik- und Handelsſtädten Deutſchlands gehören, haben gegen 59,000 E., wovon auf Elberfeld (mit der ganzen Bürgermeiſterei) 33,000 und auf Barmen 26,000 kommen. Elberfeld liegt zwiſchen mäßig hohen Bergen in dem von der Wupper bewäſſerten Thale, zu beiden Seiten dieſes Fluſſes, und iſt zwar ganz offen und von keiner regelmäßigen Anlage, hat aber viele große und ſchöne Häuſer, wovon manche Palläſten gleichen. Unmittelbar an Elberfeld ſchließt ſich das ausgedehnte, bis zur Gränze vom Gerichtsbezirke von Schwelm erſtreckende **Barmen** an, welches eigentlich aus den Ortſchaften Ober- und Unterbarmen, Gemarke, Wupperfeld, Rittershauſen, Heckinghauſen, Wichlinghauſen, nebſt vielen kleinen Ortſchaften, Höfen und einzelnen Häuſern beſteht, die längs der Wupper liegen und jetzt zu einer Stadt, unter dem Namen **Barmen** erhoben worden ſind. Von dem bei Elberfeld gelegenen **Hardterberge**, jetzt zu einer Promenade umgeſchaffen, genießt man die ſchönſte Ausſicht auf die im Wupperthale prangenden Städte Elberfeld und Barmen und auf die im Thale ſtehenden zahlloſen anſehnlichen Fabrikgebäude, Färbereien und Garnbleichen. Das Ganze erſcheint als **eine** große Stadt, die ſich eine Meile in die Länge ausdehnt.

Solingen, eine offne Stadt, unweit der Wupper, theils auf einem Berge, theils am Abhange deſſelben liegend, hat zwar nur 4500 E., iſt aber wegen ihrer berühmten und wichtigen Stahl- und Eiſenwaarenfabriken merkwürdiger und bekannter als manche viel größere Stadt. Dieſe Solinger Eiſen- und Stahlfabrikation beſchäftigt in und außerhalb Solingen jetzt 6000 Arbeiter und 50 Fabrikverleger, und theilt ſich in 3 Hauptzweige, nämlich in die Schwert-, Meſſer- und Scheerenfabrikation. Jährlich werden 300,000 oder wohl 500,000 Schwert- und Degenklingen, über 500,000 Dutzend Meſſer nebſt Gabeln und 300,000 Scheeren, außerdem als Nebenartikel: Ladeſtöcke, Bajonette, Lanzen, Korkzieher ꝛc. geliefert. Dieſe Gegenſtände werden aber nicht allein in Solingen ſelbſt, in beſondern Fabriken, ſondern auch von den um Solingen und in der Gegend, mehrere Meilen weit umher wohnenden Arbeitern verfertigt, welche die einzelnen Theile von Meſſern, Gabeln, Degen- und Schwertklingen, Scheeren und einer erſtaunlichen Menge anderer kleiner Eiſen- und Stahlwaaren, theils roh, theils fertig bereiten, in ihren eigenen Werkſtätten bearbeiten und an die Fabrikverleger, welche ſie ſchleifen und zuſammenſetzen laſſen, verkaufen. Der einzige, jedoch gewiſſermaßen auch hauptſächlichſte Theil bei der hieſigen Fabrikation, welcher eigentlich fabrikmäßig betrieben wird, iſt das Schleifen und Poliren, und man hat es darin ſo weit gebracht, daß man die Solinger Arbeiten und ihre Politur von den Engliſchen nicht mehr zu unterſcheiden im

Stande iſt. Die Solinger Klingen beſitzen eine unnachahmliche Güte in ihrer Dauerhaftigkeit und Härtung und man verſteht dieſelben dermaßen zu härten, daß ſie Eiſen durchhauen können, ohne eine Scharte zu bekommen. Dergleichen Klingen nennt man Eiſenhauer, welche aber nur auf beſondere Beſtellung gemacht werden. Insbeſondere verfertigt dergleichen der Fabrikant Peter Knecht, der auch Klingen, beſonders Damaſcener im Werthe bis zu 100 Friedrichsd'or liefert, welche an Güte und Schönheit die orientaliſchen weit übertreffen.

Das einige Stunden von Solingen entfernte Remſcheid, ſeit Kurzem zu einer Stadt erhoben, ſchön gebaut und in einer an romantiſchen Gebirgspartien reichen Gegend, iſt ein wegen ſeiner ausgebreiteten Handelsverbindungen und ſeiner lebhaften Induſtrie ſehr merkwürdiger Ort, wiewohl er an ſich nur 1500 E. hat, hingegen mit der ganzen dazu gerechneten Bürgermeiſterei, welche viele größere und kleinere Ortſchaften und einzelne Etabliſſements begreift, kommen gegen 9500 Menſchen heraus, die meiſtens von der Induſtrie in Stahl- und Eiſenwaaren, der Senſenfabrikation und Kleinſchmiederei, deren Hauptſitz Rmſcheid iſt, ihren Unterhalt ſich verſchaffen. Außerdem wurden auch viele Meſſingwaaren gemacht. Es ſind in der ganzen Bürgermeiſterei 53 Handlungshäuſer und Fabrikverleger, die große Geſchäfte machen, 570 Schmieden, 23 Senſenhämmer, 2 Amboshämmer, und die in und um Remſcheid fließenden 18 Bäche ſind mit Hämmern und Werken aller Art ganz beſetzt, ſo daß es an Platz zu neuen Anlagen fehlt. Es werden an 2000 verſchiedene Artikel von kleinen oder ſogenannten kurzen Eiſen- und Stahlwaaren verfertigt, und der Handel damit iſt ſehr ausgebreitet. An Senſen allein ſollen jährlich 400,000 Stück ausgeführt werden; und wie mannigfaltig ſind die andern Artikel, welche die Remſcheider Induſtrie hervorbringt, z. B. raffinirter Stahl von verſchiedenen Sorten, Sicheln, Strohmeſſer, Sägen von den größten Mühlſägen bis zu den feinſten Tiſchler- und Gärtnerſägen, alle Sorten von Landwirthſchafts- und Haushaltungsgeräthen, alle Arten von Tiſchler-, Böttcher-, Drechsler-, Bildhauer-, Wagner- und Schloſſergeräthſchaften, Werkzeuge für Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Maurer ꝛc., Grabſtichel, Säbelſcheiden und Griffe, Sporen, Gebiſſe, Steigbügel, Lampen, Werkzeuge zum Schiffbau, Winden, Amboſe, Aexte, Plantage-Geräthe, Zuckerrohr-Meſſer, Hacken, Schaufeln, Beile, Schlittſchuhe ꝛc.

Cöln, die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, dehnt ſich am linken Ufer des Rheins in Form eines Halbzirkels aus. Von Deutz aus, einer gegenüber, am rechten Rheinufer gelegenen Stadt, die durch eine 1250 Schritte lange, auf 39 Schiffen ruhende Brücke mit Cöln verbunden iſt, gewährt letzteres mit ſeinen zahlreichen Thürmen und Kirchen, über welche die Domkirche

wie ein Rieſe ſich erhebt und ſich ſchon aus weiter Ferne zeigt, einen impoſanten Anblick. Das großartige Bild aber, welches Cöln von Außen gewährt, verſchwindet gar bald, ſo wie man in das Innere der Stadt gelangt; denn die Straßen ſind enge, krumm und finſter, ſelbſt die Hauptſtraßen ſind öfters nur 5 bis 6 Schritte breit, die Häuſer meiſtens von einer alterthümlichen Bauart, mit gothiſchen, düſtern Giebeln, und man erblickt nur wenige Häuſer, die ſich durch eine moderne und geſchmackvolle Bauart oder eine ſchöne Façade auszeichnen; doch geſchieht, ſeitdem Cöln unter Preußiſcher Herrſchaft ſich befindet, viel für die Verſchönerung der Stadt, namentlich hat die Regierung manche Straßen durch Niederreißung mehrerer Häuſer erweitern, alte, verfallne Kirchen wegräumen und freie Plätze an ihrer Stelle anlegen laſſen; daher man jetzt 33 Plätze antrifft, worunter der Neu- und Heumarkt, beide mit Alleen bepflanzt, die ſchönſten ſind. Cöln iſt eine der größten Städte des Preußiſchen Staates und hat in ſeiner größten Ausdehnung von dem Bayenthurm oberhalb der Stadt bis an das Thürmchen unterhalb derſelben, beinahe eine Stunde in der Länge und einen Umfang von 2½ Stunden. Aber innerhalb dieſes Umfanges befinden ſich auch viele Gärten, die bei 700 Morgen enthalten, worunter 190 Morgen mit Weinreben bepflanzt ſind, die jährlich im Durchſchnitt 700 bis 800 Ohm meiſt rothen Wein erzeugen. Ohne die vielen Kirchen und Kapellen, die andern öffentlichen und Fabrik-, Magazin- und Mühlengebäude, hat Cöln 7100 Wohnhäuſer, faſt ſoviel als Berlin, aber nur 60,000 E., das Militär ungerechnet, mit welchem die Bevölkerung gegen 66,000 beträgt, ſo daß alſo nicht einmal 10 Menſchen auf ein Haus kommen. Keine Stadt Deutſchlands hatte vor der Franzöſiſchen Revolution ſo viele geiſtliche Stifter, Klöſter, Kirchen und Kapellen als Cöln; denn es hatte damals außer dem Domkapitel, noch 10 andere Stiftskapitel, 3 Ordens-Commenden, 2 Abteien, 56 Klöſter, 11 Stifts- und 19 Pfarrkirchen, 49 Kapellen, überhaupt mehr als 200 Kirchen, Klöſter, Bethäuſer und Kapellen, und die Zahl der geiſtlichen Perſonen beiderlei Geſchlechts wurde, bei einer damals nur 40,000 Menſchen ſtarken Bevölkerung, auf 2500 Perſonen geſchätzt. Mithin war damals der 16te Menſch in Cöln eine zum geiſtlichen Stande gehörende Perſon. Cöln wurde damals ſowohl deswegen, als auch in Rückſicht der vielen Heiligthümer und Reliquien, das Deutſche Rom, oder die heilige Stadt genannt. Jetzt beſteht noch ein Domkapitel, 4 Klöſter, 25 Kirchen, 8 Kapellen und eine Synagoge.

Unter allen Kirchen und überhaupt unter allen Gebäuden dieſer Stadt iſt das merkwürdigſte und vorzüglichſte, der herrliche Dom, beſonders ergreifend von der Seite des Hauptportals, ein ausgezeichnetes Denkmal der Kraft und der Leiſtungen des Mittelalters und der ſogenannten Gothiſchen oder altdeutſchen Baukunſt,

zu deſſen Erhaltung und Wiedererſetzung der beſchädigten Theile der König beträchtliche Summen angewieſen hat. Wäre dieſer Dom nach dem urſprünglichen Plane ganz vollendet worden, ſo würde er das größte, höchſte und vollkommenſte Gothiſche Gebäude der Welt ſeyn. Aber ſo iſt bloß der Chor vollendet, während das untere Schiff der Kirche nur bis zur Hälfte ſeiner Höhe gebracht, und die Vorhalle, ſo wie die beiden Thürme am unvollendetſten geblieben ſind. Ungeachtet er alſo bei Weitem nicht vollendet iſt, ſo erregt doch ſeine große Pracht, die Kühnheit ſeiner Verhältniſſe und die Zierlichkeit ſeiner Umriſſe Bewunderung. Den größten Eindruck macht das Innere dieſes koloſſalen Gebäudes, wenn man von dem Thurmende hineingeht. Das Auge verliert ſich in dem ungeheuren Raume der ſich nach allen Seiten zu ausdehnt. Der erſte Grundſtein wurde 1248 gelegt, aber die Vollendung dieſes Rieſengebäudes, woran noch 1599 gearbeitet wurde, verhinderten die Streitigkeiten der Erzbiſchöfe mit der Bürgerſchaft der Stadt. Der Dom iſt in der Form eines Kreuzes erbaut. Die ganze Länge deſſelben iſt 400 und die ganze Breite der untern Kirche 161 F., während die Breite der vordern Weſtſeite an dem Boden 231 F. beträgt. Das Gewölbe tragen 100 Säulen, in einer vierfachen Reihe ſtehend, wovon die 4 mittlern Säulen gegen 30 F. im Umfange haben. Gleich den Bäumen eines uralten Forſtes, ſtehen dieſe ſchlanken Säulen da; nur am höchſten Gipfel ſind ſie in eine Krone von Aeſten geſpalten, die ſich mit ihren Nachbarn in ſpitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, faſt unerreichbar iſt. Die innere Höhe des Chors beträgt 161 F., und auch das Mittelſchiff der Kirche ſollte in dieſer Höhe und Form fortgeſetzt werden, ſteht aber nur bis zur Hälfte ſeiner Höhe und iſt mit Brettern überwölbt. Ebenſo ſind die beiden Thürme, deren jeder eine Höhe von 500 F. erreichen ſollte, unvollendet geblieben; denn der auf der Nordſeite ſtehende Thurm iſt 20 bis 21 F. hoch und der an der Südſeite kaum bis zur Hälfte ſeiner Höhe gebracht. Wären beide Thürme nach dem entworfenen Plane ausgebaut worden, ſo würden ſie durch einen Schwibbogen mit einander verbunden, und dieſer bis in den Chor fortgeführt worden ſeyn; ſo daß er in Form eines Kreuzes von eben der Höhe, wie gegenwärtig der Schwibbogen des Chors iſt, ausgelaufen wäre. In dem Mittelpunkte dieſes kreuzweiſen Schwibbogens wollte man eine Kapelle aufrichten und darin die Gebeine der heiligen 3 Könige aufbewahren. Drei Thore hätten zu dem Eingang zwiſchen den Thürmen geführt, und das Hauptthor in der Mitte würde dem Ganzen vollkommen entſprochen haben. Die große Glocke in dem zur ſüdlichen Seite ſtehenden Thurme wiegt 225 Ctr. und die andere in demſelben Thurme hängende Glocke hat ein Gewicht von 115 Ctr. Zu den vornehmſten Merkwürdigkeiten gehören, außer den vielen zum Theil ausgezeichneten Grabmälern: die große Sakriſtei mit

der goldnen Kammer, welche mehrere Koſtbarkeiten, unter andern den ſilbernen Sarg des Erzbiſchofs Engelbert, ein ſchönes Kunſtwerk, 10 elfenbeinerne Tafeln, Scenen aus der Leidensgeſchichte Jeſu darſtellend und gleichfalls ein ſchönes Kunſtwerk, die 15 berühmten, koſtbaren Monſtranzen mit verſchiedenen Reliquien enthält, ferner die Kapelle der heiligen drei Könige, die berühmteſte der 7 Kapellen, welche den Chor umgeben, im Joniſchen Style aus verſchiedenen Marmorarten erbauet, und worin die Gebeine der heiligen drei Könige oder der 3 Weiſen aus dem Morgenlande und noch dreier Märtyrer in einem koſtbaren, aus Goldblech gearbeiteten, 6½ F. langen, 4¾ F. hohen und 3¾ F. breiten, und mit einer Menge von Perlen und Edelſteinen geſchmückten Sarge oder Kaſten aufbewahret werden. Die Häupter der heiligen drei Könige trugen vor der Franzöſiſchen Revolution ganz goldene, mit Diamanten und Perlen reich geſchmückte Kronen, wovon jede 6 Pfd. gewogen haben ſoll, an deren Statt haben ſie jetzt 3 vergoldete, da jene, ſo wie auch die ſchönſten und koſtbarſten Edelſteine und Perlen dieſes Kaſtens, der 1794 bis 1804 nach Arnsberg geflüchtet wurde, abhanden gekommen waren; doch haben die Einwohner Cölns dieſen Verluſt durch geſchenkten Schmuck wieder zu erſetzen geſucht; dann das herrliche Gemälde, welches 1811 in der Rathskapelle gefunden und hierher gebracht wurde, wo es rechts von der Kapelle ſich befindet. Es iſt ein großes, mehrere bildliche Darſtellungen enthaltendes Altarblatt, das ſich wie ein Flügelſchrank auf- und zuſchließen läßt. Auf der äußern Seite befindet ſich die Verkündigung Mariä, deren Kopf einzig ſchön iſt. Indem man den Flügel öffnet, ſieht man in der Mitte die heiligen 3 Könige, welche das Kind Jeſu auf dem Schooße der Mutter anbeten; die innere Fläche des rechten Flügels ſtellt die heilige Urſula mit ihren Geſpielinnen, und die des linken Flügels den heiligen Gereon mit ſeinen Rittern dar; in allen dieſen Darſtellungen herrſcht eine bewundernswürdige Kraft und Zauber des Pinſels, doch hat man den Meiſter dieſes herrlichen, im Jahre 1410 gemalten Werks bis jetzt nicht ausmitteln können. Der Hochaltar, mit einer 16 F. langen und 8 F. breiten Tafel aus ſchönem ſchwarzen Marmor, zeichnet ſich durch ſeine Pracht aus und iſt neuern Urſprungs, ſtimmt aber nicht zu den alten Gothiſchen Formen des Tempels, wie der alte, im Gothiſchen Style erbaute Altar, den man 1769 hat niederreißen laſſen. Oberhalb dem Chor befindet ſich die vortreffliche Orgel und an den Säulen des Eingangs in dem Chor ſtehen Maria und Petrus, zwei ſchöne Statüen von weißem Marmor. Die Wände des Chors ſind mit Haute-liſſe-Tapeten*), wozu der berühmte Rubens die Zeichnun-

*) Gewirkte Tapeten mit Bildern und Zeichnungen, ganz von Seide oder von Seide und Wolle.

gen geliefert hat, behangen. Endlich verdienen noch die herrlichen Glasmalereien der 5 Fenſter an der linken Seite des Doms bemerkt zu werden.

Nächſt dem Dom iſt die Kirche zum heiligen Gereon die ſchönſte, ein altes und prächtiges Gebäude, ſchon im 11ten Jahrhunderte errichtet, das eine große, kühn gewölbte Kuppel mit 3 Gallerien hat, die aber aus ſpäterer Zeit ſind. Die Vorhalle mit ihren trefflich geformten Säulen iſt einem Griechiſchen Tempel ähnlich. Unter der Kirche, in der Gruft oder Krypta ſind 2 Kapellen, deren Boden mit alter Moſaik geziert iſt. — In der St. Peterskirche befindet ſich Rubens*) berühmtes Bild, die Kreuzigung des Apoſtels Petrus vorſtellend, welches er für dieſe Kirche gemalt hatte, weil er in derſelben am Peterstage des Jahres 1577 getauft worden war. 1794 hatten die Franzoſen dieſes Bild nach Paris gebracht und es im dortigen Muſeum aufgeſtellt, aus welchem es die Preußen 1815 wieder wegnahmen und dieſer Kirche zurück gaben. Ganz nahe bei der Kirche ſteht das Haus, welches Rubens bewohnte; auch ſieht man noch in der Sterngaſſe das Haus, worin er geboren wurde und ſeine Eltern wohnten.

Cöln hat viele und bedeutende Fabriken und einen wichtigen Handel, indem es der Mittelpunkt und Hauptſtapelplatz des Rheinhandels zwiſchen den Niederlanden, Belgien, Deutſchland, dem Elſaß und der Schweiz iſt. Im Jahre 1830 kamen an Waaren 2,854,455 Ctr. an und 2,326,959 Ctr. gingen ab, und die Zahl der 1829 hier angelangten Fahrzeuge betrug gegen 5000 und der abgegangenen über 3500. Durch die Eiſenbahn, die von Antwerpen bis Cöln angelegt werden ſoll, wird ohne Zweifel der Handel Cölns noch einen größern Schwung erhalten. Ein eigenthümliches Erzeugniß der Cölniſchen Induſtrie iſt das ſogenannte Eau de Cologne (Cölniſches Waſſer), welches weit und breit verführt wird, und mit deſſen Verfertigung ſich viele Fabrikanten beſchäftigen. 1827 wurden ½ Millionen Flaſchen zu Waſſer und eben ſo viel zu Land verſandt. Daſſelbe bereitete zuerſt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Italiener, Johann Maria Farina, der ſich 1670—1680 in Cöln niederließ. Aber erſt zur Zeit des 7jährigen Krieges kam dieſes Waſſer in Anſehen und die Verſendungen fingen an von Bedeutung zu werden. Vor der Franzöſiſchen Revolution waren nur 5 Fabrikanten in Cöln, die dieſes Waſſer bereiteten. Seitdem iſt ihre Zahl ſehr geſtiegen, und es wird auch

---

*) Peter Paul Rubens, 1577 zu Cöln geboren, wo ſeine aus Antwerpen ſtammenden Eltern ihren Wohnſitz genommen hatten, war einer der berühmteſten Maler der Niederländiſchen Schule, und ſtarb 1640 zu Antwerpen. Er hat eine außerordentliche Zahl von Gemälden geliefert.

außer Cöln an vielen Orten, ein ähnliches Waſſer gemacht und als echt Cölniſches Waſſer feil geboten. Dieſes Waſſer iſt eine geiſtige Flüſſigkeit aus Weingeiſt mit aromatiſchen Subſtanzen bereitet, und wird ſowohl äußerlich zum Waſchen und Beſtreichen in Schwächezuſtänden, als auch innerlich tropfenweiſe gebraucht.

Bonn iſt eine wohlgebaute freundliche Stadt mit mehreren ſchönen, breiten Straßen, in einer fruchtbaren Ebene, auf einer ſanft anſteigenden Höhe, am linken Ufer des hier 1450 F. breiten Rhein, über welchen eine fliegende Brücke nach dem gegenüberliegenden Dorfe Beuel geht, und ſteht vorzüglich wegen ihrer erſt 1818 errichteten, ſtark beſuchten Univerſität im Ruf. Die Stadt, deren Flächenraum 137 Cölniſche Morgen einnimmt, iſt 2450 F. lang und hat 8630 F. im Umfang, über 1100 H. und über 12,000 E. Auf dem ſchönen 600 F. langen und 200 F. breiten Marktplatz ſteht das Rathhaus mit einem Obelisk vor demſelben, das zu den ſchönſten Gebäuden Bonns gehört. Ein anderer Marktplatz, der Römer oder Remigiusmarkt, war ſonſt mit einem altrömiſchen, der Siegesgöttin gewidmeten, auf einem aus Baſaltſäulen zuſammengefügten Felſen aufgeſtelltem Altar geziert, jetzt hat man aber denſelben hinweggenommen und in das daſige Muſeum der Rheiniſch-Weſtphäliſchen Alterthümer gebracht. — Das vormalige kurfürſtlich-Cölniſche Reſidenzſchloß iſt jetzt zum Univerſitätsgebäude eingerichtet. An der Hauptfaçade deſſelben, welche nach der ſchönſten Gegend um Bonn gerichtet iſt, breiten ſich ſchöne Anlagen und ſchattige Alleen aus, wo man im Engliſchen Garten von dem ſogenannten alten Zoll, einer dicht am Rhein erbauten Baſtion, eine herrliche Ausſicht auf den Rheinſtrom und das fruchtbare Uferland, auf das majeſtätiſche Siebengebirge und auf den romantiſchen Godesberg genießt. — Unter den Kirchen iſt der Münſter die ſehenswertheſte, ein durch ſeine ſchöne Gothiſche Bauart ſich auszeichnendes Gebäude, das wahrſcheinlich im 12. Jahrhundert errichtet wurde. Das Innere dieſer Kirche iſt herrlich, ſchön und groß, und enthält die eherne Bildſäule der Kaiſerin Helena und zwei Basreliefs von weißem Marmor. Der Hauptthurm iſt mit ſeiner achteckigen Pyramidalbedachung 300 F. hoch. Das Geläute iſt das harmoniſchſte und eins der ſtärkſten in den Rheingegenden. Die Umgebungen von Bonn ſind reizend. Mehrere Alleen führen zu dem ¼ Stunde entfernten Dorfe Poppelsdorf, das am Fuße des Kreuzberges liegt und zu dem dicht bei Poppelsdorf gelegenen Schloſſe Clemensruhe, das nebſt dem daſſelbe umgebenden Park der Univerſität überlaſſen iſt, deren naturhiſtoriſches Muſeum und botaniſcher Garten ſich hier befinden. Auf dem Kreuzberge, auf welchen eine herrliche Tannenallee führt, ſteht die Kirche von einem vormaligen Kloſter, welche in der Faſtenzeit häufig beſucht wird. Einer von den dahin führenden Wegen iſt mit Mo-

numenten der Leidensgeſchichte beſetzt. An der Kirche iſt ein Haus angebaut, worin die hohe prächtige Marmortreppe, eine Nachahmung der heiligen Treppe zu Rom (ſ. S. 435) ſich befindet. Jede Stufe iſt durch eine beſondere Reliquie und das Ganze mit Ablässen verſehen; in dem Gewölbe unterhalb derſelben befindet ſich das heilige Grab. Zu dieſer Treppe, welche in der Charwoche Allen geöffnet iſt, bewegen ſich die Katholiken auf der Mitte nur knieend hinauf. Das Portal dieſes Hauſes, reich an Bildwerk und Verzierungen der Baukunſt, ſoll die Façade von dem Pallaſte des Römiſchen Landpflegers in Paläſtina vorſtellen, worin Jeſus verurtheilt worden iſt, auch dreimal eine ſolche Treppe auf- und abgeſtiegen war. Die Thüren der heiligen Halle ſtehen fortwährend geöffnet und es zeigt ſich immer die heilige Treppe bis oben hinauf mit Gläubigen und Betenden bedeckt. Auch ſind die in einem unterirdiſchen Begräbnißgewölbe zu Mumien getrockneten Mönchsleichname bemerkenswerth. Der Kreuzberg iſt zwar nur 350 F. über dem Rheinſpiegel erhaben, gewährt aber doch eine ſehr ſchöne Ausſicht von ſeinem Gipfel.

b) Niederrhein.

Aachen, anſehnliche Stadt von 2730 Häuſern und 40,000 E., 14 Stunden von Cöln und nicht weit von der Niederländiſchen Gränze, liegt in einem angenehmen Keſſelthale, ringsum von ſanft anſteigenden, ſchön geformten Höhen, deren Abhänge angebaut ſind, umgeben. Nach S. erheben ſich die Berge, welche dieſes Thal umſchließen, allmählig mehr und mehr, bilden rauhere, kältere, minder fruchtbare, mitunter ſehr waldige Gegenden und verzweigen ſich mit jener weitſchichtigen Gebirgskette, welche unter dem Namen der Ardennen, des Veen und, der Eifel bekannt iſt. Oſt- und nordwärts verflächt ſich — ſchon 1 bis 2 Stunden von der Stadt der Boden und verwandelt ſich in die fruchtbare, getreidereiche Ebene des Jülicher Landes. Drei Bäche, die Pau, Paunelle und der Johannisbach, welche vorzüglich den Fabrikanten große Vortheile gewähren, durchfließen die Stadt und ergießen ſich in die um die öſtliche Seite der Stadt fließende Wurm oder Worm, welche viele Walkmühlen, Spinn- und andere Maſchinen treibt, und von der Preußiſchen Stadt Herzogenrath oder Roldau 1½ M. lang, die Gränze gegen die Niederlande bildet. Für die Verſchönerung der Stadt iſt in den neuern Zeiten viel geſchehen; die Straßen ſind faſt alle breit, gut gepflaſtert, reinlich, des Nachts beleuchtet und geben den ſchönen, geſchmackvoll gebauten Häuſern ein Anſehen von Wohlſtand und Sauberkeit. Die **neue Straße** iſt eine der ſchönſten und mit geſchmackvoll gebauten Häuſern beſetzt. Von N. O. nach S. W. wird die Stadt von der Cölner- und Jakobsſtraße durchſchnitten. Den Mittelpunkt nimmt der Marktplatz

ein, welcher mit einem ſchönen Springbrunnen geziert iſt, deſſen Waſſerſtrahl in ein großes meſſingenes Becken fällt, das eine Schwere von 12,000 Pfd. hat, und aus welchem ſich eine Säule mit der bronzenen, 6 F. hohen Bildſäule Karls des Großen erhebt. Aachen beſteht aus der alten oder innern und der äußern Stadt, welche jene umgiebt und den größern Theil ausmacht. Die Graben, welche ſonſt die äußere von der innern Stadt trennten, ſind jetzt in Spaziergänge verwandelt oder mit Häuſern überbaut. Auch die alten Feſtungswerke, welche ſonſt die äußere Stadt hatte, ſind jetzt in anmuthige Spaziergänge mit Engliſchen Anlagen umgeſchaffen.

Unter den zahlreichen Kirchen zeichnet ſich vorzüglich die Münſterkirche oder das Münſter aus, wo in ältern Zeiten die Deutſchen Kaiſer gekrönt wurden, welches ſpäter zu Frankfurt am Main geſchah (ſ. S. 815). Sie iſt von Karl dem Großen, der zu Aachen geboren war, ums Jahr 796—804 erbaut, woran viel ſpäter 1353—1413 der Chor angebaut wurde. Der von Karl dem Großen erbaute Theil oder das eigentliche Münſter iſt ein Achteck von etwa 48 F. im Durchmeſſer mit einem Umgang von 2 Geſchoſſen und hat gegen O. den Chor, gegen W. das Thurmgebäude; zu beiden Seiten ſind oben und unten Kapellen angebaut. Dieſes Achteck mit 8 Bogenöffnungen in jedem Geſchoß und 8 Fenſtern über demſelben imponirt durch ſeinen ernſthaften Charakter und durch ſeine anſehnliche Höhe. In dieſen großen Bogenöffnungen ſtanden ſonſt Granit- und Marmorſäulen, nach dem Chore hin aber 2 grüne Porphyrſäulen und 2 Säulen von Aegyptiſchem Granit, welche die Franzoſen nach Paris transportirt hatten, die aber 1815 größtentheils wieder nach Aachen zurückgekehrt ſind. Mitten in dieſem Achteck iſt das Grab Karls des Großen, welcher 814 zu Aachen ſtarb, mit der einfachen Inſchrift: Carolo Magno; ein Kronleuchter von vergoldetem Kupfer hängt darüber. Die Thüren des Münſters, ſind von Bronze und ſehr einfach, und die Kuppel war ehemals mit Moſaik aus Glasſtücken und Goldblättchen ausgelegt. In d m zweiten Geſchoß (dem ſogenannten Hochmünſter) iſt der Marmorſtuhl, auf welchem Karl der Große im Grabe ſaß, aufgeſtellt; er beſteht aus Marmorplatten und wurde ſonſt bei der Krönung in dieſer Kirche von dem neuen Kaiſer eingenommen. Der Chor iſt von einer kühnen Bauart, 114 F. hoch, 80 F. lang und 40 breit, mit 13 Fenſtern, in einem einfachen, aber edlen, Gothiſchen Style. Rechts bei dem Eingange in den Chor iſt die Evangelien-Kanzel, auf welcher bei feierlichen Meſſen das Evangelium geſungen wird. Sie iſt mit Goldblech bekleidet, mit Achaten und koſtbaren Gemmen geſchmückt, ein Geſchenk des Kaiſers Heinrich II. Unter den angebauten Kapellen ſind nur die St. Nicolai- und die Ungariſche Kapelle zu bemer-

ken; letztere iſt kreisförmig, mit einer flachgewölbten Kuppel und von der Kaiſerin Maria Thereſia neu erbaut, wiewohl ihre erſte Stiftung ſchon aus dem 14ten Jahrhunderte herrührt. Die ſehr kühn gewölbte Nicolaikapelle hat einen Umgang von 2 Geſchoſſen und iſt dem Bauſtyle nach dem Chore ſehr ähnlich. Ihr zweites Geſchoß hat man zu einer Gemäldegallerie eingerichtet. An der Weſtſeite der Kirche iſt der viereckige Glockenthurm, und neben an ſind 2 runde Treppenthürme, die auf Gewölben ruhen. Auf den Treppenthürmen iſt noch ein Aufbau, die ſogenannte Heiligthumskammer, in Geſtalt eines Achtecks aufgeſetzt. Hierin befinden ſich die ſogenannten großen und kleinen Heiligthümer oder Reliquien. Die erſteren, welche den Gläubigen alle 7 Jahre von dieſem Thurme und der ihn umgebenden Gallerie vom 10—24. Julius (außer dieſer Zeit nur hohen Perſonen) gezeigt werden, ſind: ein weißes baumwollenes Kleid der Mutter Gottes, die Windeln, worin Jeſus gewickelt geweſen, das Leintuch, auf welchem Johannis der Täufer enthauptet wurde, und das Leintuch, welches Jeſus am Kreuze um ſeine Lenden hatte. Die zahlreichen kleinen Reliquien werden während jener Zeit (der Heiligthumsfahrt, zu welcher ſich ſehr viele Menſchen einfinden), allemal Nachmittags, außerdem aber jährlich nur am Frohnleichnamstage, Reiſenden aber jederzeit gezeigt. Die ehedem bei der Krönung eines Deutſchen Kaiſers erforderlichen und in der Kirche aufbewahrten Gegenſtände, nämlich das Evangelienbuch Karls des Großen, ſein Schwerdt und ein Käſtchen mit Erde, worauf das Blut des heiligen Stephanus gefloſſen, befinden ſich ſeit dem Franzöſiſchen Revolutionskriege zu Wien.

An der Stelle des von Karl dem Großen erbauten Pallaſtes ſteht das im J. 1353 erbaute Rathhaus, ein im Gothiſchen Style von großen Quaderſteinen aufgeführtes Gebäude, das ſowohl ſeines Alters, als der kühnen und regelmäßigen Ausführung wegen Aufmerkſamkeit verdient. Die dem Markte zugekehrte Fronte, ehemals mit den Bildſäulen der in Aachen gekrönten Kaiſer geziert, nimmt ſich majeſtätiſch aus. An den Seiten erheben ſich zwei mit ſehr hohen, vielförmig gebogenen Dächern und mit Gallerien verſehene Thürme, wovon der ſogenannte Granusthurm Römiſchen Urſprungs ſeyn ſoll. Das Rathhaus hat 3 Stockwerke; in einem ſeiner Säle wurde 1748 der Friedenskongreß gehalten. In einem andern Saale ſtellt ein Gemälde die Sitzung des Kongreſſes von 1748 dar; auch befinden ſich hier die Portraits einiger Geſandten bei dieſem Kongreſſe. — Ein ſchönes Gebäude der neueſten Zeit iſt das des neuen Mineral-Trinkbrunnens, Eliſabeth-Trinkbrunnen genannt. Die Façade hat eine Länge von 266 F. In der Mitte erhebt ſich ein Rundbau, an welchem ſich zu beiden Seiten Säulengänge anſchließen, die eine ununter-

brochene bedeckte Promenade von 180 F. Länge darbieten, und mit den das Ganze ſchließenden Flügelgebäuden in Verbindung ſtehen. Das ganze Gebäude iſt reich geſchmückt und mit Zink bedeckt.

Aachen iſt auch wegen ſeiner warmen ſchwefelhaltigen Mineralquellen berühmt, die von vielen Fremden beſucht und benutzt werden. Es giebt derſelben 8, die man in die obern und untern eintheilt, worunter die Kaiſersquelle die ſchwefelreichſte und wichtigſte iſt. Der Dunſt dieſer Quelle bildet, wenn er eine Zeitlang eingeſchloſſen wird, eine anſehnliche Menge des reinſten Schwefels, den man Badſchwefel nennt. Alles Mauerwerk um die Quelle und die andern ihr nahen Gegenſtände ſind an allen Stellen, wohin der Dampf des Waſſers dringen und ſich ſammeln kann, dick mit Schwefel überzogen. Unter den Badehäuſern iſt das Herrenbad das prächtigſte. — Einer der anziehendſten Spaziergänge iſt der auf den Lousberg oder Louisberg, einen ſich nordwärts, nahe bei der Stadt erhebenden Hügel, ſonſt öde und kahl, jetzt zu Spaziergängen eingerichtet und durch geſchmackvolle Anlagen verſchönert. Von dem Gipfel deſſelben hat man die angenehmſte Ausſicht auf die Stadt und einige Meilen weit in die umliegende, reiche, mit Landhäuſern und Dörfern beſäete Gegend. Das ganze Panorama bildet ein Gemiſch von Anhöhen, lieblichen Thälern, friſchen Bächen, ſchattigen Wäldern, Wieſen, Feldern, Gärten, Teichen, Alleen ꝛc. Unter den Thälern iſt das ſehr fruchtbare Thal Sörs das anmuthigſte, das am Fuße des Lousberges liegt und einen maleriſchen Anblick darbietet.

Coblenz, einſt die Reſidenzſtadt des Kurfürſten von Trier und jetzt die Hauptſtadt der Rheinprovinz, hat unter allen Provinzialhauptſtädten des Staates die reizendſte Lage in einer der ſchönſten Gegenden am linken Ufer des Rhein, in welchen ſich hier die mächtige Moſel ergießt, ſo daß die Oſtſeite der Stadt vom Rhein und die Nordſeite von der Moſel beſpült wird. Große und kühne Bergformen wechſeln hier mit den anmuthigſten Gefilden ab. Den erhabenſten Anblick gewährt die Lage von Coblenz, wenn man den Rhein hinabfährt und aus den düſtern Bergen zwiſchen Braubach und Rhenſe hervorkommt. Zur Linken tritt der Karthäuſerberg mit ſeiner ſtolzen Feſtung Kaiſer Alexander hervor, und am Fuße derſelben, in einem blühenden Gartenfelde breitet ſich Coblenz aus. Dieſem gegenüber auf dem rechten Rheinufer ragt der 400 F. hohe, ſteile majeſtätiſche Felſen mit der furchtbaren Feſtung Ehrenbreitſtein empor, um deſſen Fuß ſich die Stadt Thal-Ehrenbreitſtein in ein enges, ſich windendes Thal hinein zieht. Im Hintergrunde erſcheint der Petersberg mit der neuen Feſte Kaiſer Franz, und weiterhin ſchließen die waldigen Berge der Eifel den Geſichtskreis des Heranſchiffenden. Eine 1100 F. lange, auf 37 Pontons ruhende Schiffbrücke über den Rhein erhält die Verbindung zwiſchen den beiden Städten Coblenz und Thal-Ehrenbreit-

ſtein, von welcher man, ſowohl den Strom auf- als abwärts, eine der ſchönſten Ausſichten um Coblenz hat. Auch das gegenüber liegende Thal-Ehrenbreitſtein nimmt ſich von hier am vortheilhafteſten aus und erſcheint größer als es wirklich iſt, da die am Ufer ſich hinreihenden Häuſer eine breite und gefällige Fronte bilden. Ueber die Moſel läuft eine ſchon im 14ten Jahrhunderte erbaute 530 Schritte lange, auf 14 Bogen ruhende ſteinerne Brücke, deren Bogen ſehr hoch ſind und eine verſchiedene Weite haben. Die Dicke der Brückenpfeiler beträgt 18 F., und die Lavaquaderſteine, woraus ſie beſtehen, ſind durch keinen Mörtel mit einander verbunden, ſondern durch dazwiſchen liegende Bleiplatten, welche die Schwere der Steinmaſſen in die Oeffnungen des Lavaſteins drückte, zuſammengefügt. Coblenz iſt nur eine Stadt von mittlerer Größe, mit 1100 Häuſern und hat ohne das ſtarke Militär, über 12,000 und mit demſelben 16,000 E., und das gegenüber gelegene Thal-Ehrenbreitſtein iſt eine kleine Stadt von 2400 E., ohne die Beſatzung der Feſtung. Coblenz beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, wovon jene größtentheils eng und regellos gebaut iſt, mit meiſtens alten, unanſehnlichen Häuſern, doch haben viele durch einen neuen Anſtrich ein gefälligeres Anſehen erhalten, und die größte Zahl derſelben hat 3 Stockwerke. Die ſchönſten und breiteſten Straßen ſind die von der Rhein- zur Moſelbrücke führenden. Der ſchönſte Theil von Coblenz iſt die regelmäßig angelegte Neuſtadt, wo man mehrere durch eine geſchmackvolle Bauart ſich auszeichnende Häuſer erblickt. In derſelben befindet ſich auch der ſchönſte Platz, der Clemensplatz, welcher jetzt zum Paradeplatz dient, und auf der einen Seite von ſchönen Lindenalleen eingefaßt wird. Seine Mitte zieret der Clemensbrunnen, eine 60 F. hohe Pyramide. Das vormalige kurfürſtliche Reſidenzſchloß, welches in der Neuſtadt am Rhein ſteht, wurde 1778—1786 aus rothen Quaderſteinen, in einem einfachen, edeln Style erbaut, mit 3 Stockwerken und 37 Fenſtern in der Länge. Den Eingang zieren 8 Joniſche Säulen, die einen Balkon tragen. Einſt war es in ſeinem Innern mit Geſchmack und Pracht verziert, wurde aber unter der Franzöſiſchen Herrſchaft in eine Kaſerne verwandelt und aller ſeiner Zierden beraubt, auch jetzt iſt es theils verödet, theils für die Juſtizbehörden eingerichtet. Am beſten erhalten iſt noch die Schloßkapelle, die ſich beſonders durch eine edle Einfachheit auszeichnet. Von den Kirchen dieſer Stadt iſt keine, welche den Fremden beſonders gefallen könnte. Die Pfarrkirche zu St. Caſtor iſt ſehr alt, ſchon im 9ten Jahrhunderte erbaut, aber gegenwärtig moderniſirt.

Seitdem Coblenz unter Preußiſcher Herrſchaft ſteht, iſt es mit dem gegenüber gelegenen Ehrenbreitſtein zu einer Feſtung vom erſten Range umgeſchaffen und mit vielen neu erbauten, eben ſo ſchönen, als zweckmäßig angelegten und ſtarken Wer-

ken verſehen. Auf dem linken Rheinufer befinden ſich außer den Feſtungswerken der Stadt Coblenz, zwei bedeutende Forts, die Feſte Kaiſer Alexander und die Feſte Kaiſer Franz. Jene beſteht eigentlich aus 2 Theilen, der Oberfeſtung oder Fort Kaiſer Alexander auf der höchſten Spitze des 356 F. hohen Karthäuſerberges (Hunnenkopf genannt) und der Unterfeſtung oder Fort Conſtantin auf dem Beatusberge, von welchem Punkte man eine der herrlichſten Ausſichten hat. Rechts hin ſieht man den Rhein die freundliche Rheininſel Oberwerth umfluthen und bei Kapellen die Berge amphitheatraliſch in wilden, romantiſchen Verſchiebungen ſich erheben. Weiter hinab erſcheint Lahnſtein mit ſeinen Burgruinen. Aus dem Hintergrunde ſteigen die Thürme der alten Marxburg auf. Unter dem Ehrenbreitſtein zieht ſich ein liebliches Thal hin, bis zu den Felſen von Andernach, nördlich von welchem das hochliegende Wiedſche Luſtſchloß Monrepos hervorſchimmert. Dörfer und Landhäuſer liegen auf üppigen Fluren. Unten dehnt ſich Coblenz aus in einem Gartenfeld, und ſcheint mit dem nahen Neuendorf nur eine Stadt auszumachen. Durch die beiden anſehnlichen Ströme, den Rhein und die Moſel, die man aus den engen Gebirgen hervorkommen und die weitern, ebenern Gegenden von Coblenz betreten ſieht, gewinnt die ganze Ausſicht ſehr an Lebendigkeit. Die andere Feſtung, Kaiſer Franz, erhebt ſich am linken Moſelufer, ohngefähr 500 Schritte von derſelben, auf dem 100 F. hohen Petersberge, kehrt ihre Hauptfronte gegen den Rhein und zieht ſich längs der nach Cöln führenden Straße auf 800 Schritte hin, während ihre Breite nur 300 Schritte beträgt. Dieſe auf dem linken Rheinufer bei Coblenz liegenden Feſtungen ſtehen in der richtigſten und genaueſten Verbindung mit der auf einem 400 F. hohen Felſen am rechten Rheinufer gelegenen neugeſchaffnen Feſtung Ehrenbreitſtein Schon in den ältern Zeiten ſtand hier eine Feſtung, welche aber 1800 von den Franzoſen zerſtört wurde. Allein aus ihren Trümmern hat ſich ſeit 1817 eine neue bedeutende Feſtung erhoben, die in Verbindung mit den auf einigen gegenüberliegenden Höhen angelegten Befeſtigungen ſtärker wie die vorige geworden iſt. Es gehen zwei Wege zu derſelben hinauf. Der eine führt aus den unten am Rhein errichteten Feſtungswerken auf den Felſenberg hinauf, und der andere zieht 900 Schritte hinter der Stadt Thalehrenbreitſtein über eine große Bergfläche zur Feſte hin. Der erſtere windet ſich um die ſchroffe, zum Theil geſprengte Felſenwand herum, und hat eine Länge von ohngefähr 1200 Schritten. Er iſt befeſtigt und beſteht aus mehrern über Felſenklüfte gebauten Bogen. In die Feſtung ſelbſt gelangt man durch ein langes, etwas gekrümmtes Thorgewölbe, und wie man aus dieſem heraus iſt, erblickt man links den großen Platz, auf welchem vormals der berühmte Vogel Greif ſtand, ein 17 F. langes Geſchütz, das 200 Ctr. wog und mit ei-

ner Ladung von 80 Pfd. Pulver eine Kugel von 160 Pfd. ſchoß. Von dem höchſten Punkte dieſer Feſtung hat man eine weite, herr⸗liche Ausſicht. Man überſieht hier die ganze ringsum liegende Landſchaft mit mehr als 30 Städten und Dörfern. Gegen W. dringt das Auge bis zu den in grauer Ferne aufſteigenden Bergen der Eifel, gegen O. und N. aber reicht die Ausſicht nur bis zu den nahen Gebirgen der Lahn und des Weſterwaldes.

Auf dem linken Rheinufer im Kreiſe Mayen des Coblenzer Regierungsbezirkes befindet ſich der merkwürdige Laacherſee, $1\frac{1}{2}$ M. von Andernach und $\frac{1}{2}$ Stunde von dem Dorfe Brohl. Er iſt wahrſcheinlich der mit Waſſer angefüllte Krater eines erloſche⸗nen Vulkans, indem auch noch an ſeinen Ufern ſich die Ueberreſte eines zerſtörenden Erdbrandes zeigen, und die umliegenden Felſen aus löcherigen Laven und Haufen von Schlacken beſtehen, welche die ſichtbarſten Spuren der Feuereinwirkung und Schmelzung an ſich tragen. Er iſt in einem Bergkeſſel zwiſchen hohen Bäumen, hat einen Umfang von mehr als einer Stunde, über 1500 Preu⸗ßiſche Morgen an Flächenraum, iſt 8422 F. lang, 7643 F. breit und 214 F. tief, ja an einigen Stellen iſt die Tiefe noch größer. Das Waſſer deſſelben iſt hell, bläulich, ſehr kalt, widerlich von Geſchmack und wirft, vom Winde bewegt, einen Sand aus, der vom Magnet angezogen wird. Er hat keinen natürlichen Abfluß, ſondern fließt durch einen $\frac{1}{4}$ Stunde langen künſtlichen Kanal ab, der bei der Oeffnung gewölbt und durch den hier niedrigen Ufer⸗rand gehauen iſt. An der öſtlichen Seite dieſes Sees, etwa 10 F. über dem Waſſerſpiegel deſſelben, iſt eine 7 F. weite und 3 bis 4 F. breite Grube, wo eine zum Athmen untaugliche kohlenſaure Luft ſich entwickelt und die in ihre Atmosphäre kommenden Thiere erſtickt. Daher wohl die Sage entſtanden mag, kein Vogel könne über den See fliegen, ohne zu erſticken. Steigt man in die Gru⸗be und ſenkt den Kopf nach den untern Luftſchichten, ſo vermag man nur wenige Augenblicke auszuhalten, und hat ganz dieſelbe Empfindung, wie in einem mit gährenden Moſte angefüllten Kel⸗ler. Nur wenige Schritte von dem See quillt eine Mineralquelle hervor, die etwas ſäuerlich ſchmeckt und ſehr angenehm zu trinken iſt; und wahrſcheinlich iſt auch ein großer Theil der vielen Quel⸗len des Sees ſelbſt mineraliſch. An der Südſeite dieſes Sees liegt die vormalige Abtei Laach (jetzt ein Landgut), deren ganz verfal⸗lene Kirche von Tuffſteinen aufgeführt iſt.

Trier, eine der älteſten Städte Europas, die ſchon zu den Zeiten der alten Römer, als dieſe einige Jahrzehnde vor Chriſti Geburt hierher vordrangen, bereits eine bedeutende Stadt mit an⸗ſehnlichen Gebäuden und die Hauptſtadt der Trevirer, eines Galli⸗ſchen Volkes war, liegt auf dem rechten Ufer der Moſel, in einem ſehr ſchönen Thale, das von S.O. nach N.W. geöffnet iſt und ohngefähr 4 Stunden in der Länge und $\frac{1}{2}$ Stunde in der Breite

hat. An der Stelle, wo Trier liegt, iſt das Thal am engſten. Ueber die Moſel, welche hier eine Breite von faſt 500 F. hat, führt eine uralte, ſteinerne, 690 F. lange und 24 F. breite auf 8 Schwibbogen ruhende Brücke. An den Pfeilern derſelben ſind Baſaltblöcke auf einander gethürmt, ohne Mörtel, nur durch verborgene Eiſenklammern unter ſich verbunden. Die Stadt iſt von einem anſehnlichen Umfange, ſo daß ſie wohl ½ Stunde lang iſt, ſchließt aber auch in ihrem Innern viele große Gärten ein, und enthält nur 1200 H. mit 14,500 E., ohne Militär, mit welchem wohl 17,000 herauskommen. Unter den Gebäuden verdienen vorzügliche Aufmerkſamkeit: 1) die Porta nigra oder das Schwarze Thor, ein uraltes Gebäude, von Einigen für ein Bauwerk der alten Trevirer, von Andern für ein Werk der Römer gehalten. Es ſcheint in den älteſten Zeiten als Thor und zugleich den Trevirern zu ihren Volksverſammlungen und den Römern als Kapitol gedient zu haben, iſt aus grauröthlichen, durch die Zeit geſchwärzten Sandſteinblöcken erbaut, 115 F. lang, in dem mittlern Theile 47 und in den beiden hervorſpringenden Seitentheilen 67 F. breit. Die Höhe beträgt im Haupttheile 70 Fuß. Säulen zieren dieſes Gebäude, deſſen Erdgeſchoß ohne Fenſter, die 2 Stockwerke hingegen mit gewölbten Fenſtern verſehen ſind. Das dritte Stockwerk fehlt zum Theil. In das Innere führen 2 nach der Land- und Stadtſeite gehende Thore. Im 11ten Jahrhunderte hatte man dieſe Porta nigra in eine dem heiligen Simeon gewidmete Kirche verwandelt. Gegenwärtig hat man alle ſpätere Verunſtaltung hinweggenommen und dem Gebäude ſeine alte, reine Form wieder gegeben. Als der Kronprinz von Preußen 1817 Trier beſuchte, war er der erſte, der ſeit der Mitte des 11. Jahrhunderts in dieſes Thor einzog, das man jetzt das Römiſche Thor nennt, und wohl das wichtigſte Römiſche Gebäude ſeyn möchte, welches Deutſchland beſitzt. 2) Die Domkirche, dem heiligen Petrus und der heiligen Helena geweihet, ſteht auf einem Hügel, iſt 132 Schritte lang und 52 breit, hat 3 Schiffe (ein Haupt- und 2 Nebenſchiffe), einen doppelten Chor und 16 Altäre. Die Hauptkuppel iſt über 90 F. hoch. Der Hochaltar, die Kanzel und mehrere Bildhauerwerke ſind darin bemerkenswerth. Die große Glocke, 8 F. im Durchmeſſer, gehört zu den größten Glocken Deutſchlands. Die Haupbeſtandtheile des Doms ſind Römiſchen Urſprungs. Nach den Behauptungen Mehrerer ſoll er ein Pallaſt der Helena, Mutter des Kaiſers Conſtantin des Großen geweſen ſeyn, den dieſer Kaiſer auf Antrieb ſeiner Mutter in eine Domkirche habe umwandeln laſſen. An Ehrwürdigkeit des Alters übertrifft der hieſige Dom alle andern in Deutſchland, wiewohl er in großen und kühnen Leiſtungen der Baukunſt und in Schätzen der Kunſt den meiſten andern nachſteht. 3) Die Liebfrauenkirche, die ſchönſte in Trier, 1227—1243 erbaut, iſt eins der herrlichſten Werke, alt-

deutſcher Baukunſt, 75 Schritte lang, 62 breit und in Form eines Kreuzes erbaut. 12 Säulen, jede mit dem Bilde eines Apoſtels geziert, tragen das Gewölbe der Kirche. — In dem in der Nähe von Trier, an der Moſel gelegenen Dorfe Igel ſteht ein noch gut erhaltenes Römiſches Monument, das ſchönſte und vorzüglichſte in Deutſchland. Es iſt ein 4eckiger, auf allen Seiten mit Säulen, Basreliefs und andern Figuren gezierter, in eine pyramidaliſche mit einer Kugel gekrönten Spitze, auslaufender Thurm von grauröthlichem Sandſtein, 70 F. hoch, 13 F. lang und 10 F. breit, und wird für das Mauſoleum einer Römiſchen Familie gehalten.

Die Provinz Schleſien.

Auf welche Weiſe dieſe Provinz an den Preußiſchen Staat gekommen iſt, findet der Leſer oben S. 907 erzählt, daher wir nur Einiges von den frühern Schickſalen Schleſiens erwähnen. In den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt wohnten hier verſchiedene Germaniſche Völkerſchaften, die bei der großen Völkerwanderung dem Vordringen ihrer Stammgenoſſen nach S. und W. folgten. In die von ihnen verlaſſenen Wohnſitze rückten nun, wahrſcheinlich im 6. Jahrhunderte, Slaviſche Völkerſtämme ein, von denen das große, Polen, Schleſien, Mähren und Böhmen umfaſſende Reich geſtiftet ward, welches im Anfange des 10. Jahrhunderts die Deutſchen und Ungarn zerſtörten. Aus den Trümmern deſſelben bildeten ſich die Reiche Böhmen und Polen. Zu erſterm gehörte Anfangs wahrſcheinlich das weſtliche Schleſien bis zur Oder; doch wurde noch in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts alles Land bis zum Gebirge von den Polen unterworfen. Damals hatte das Land aber noch keinen allgemeinen Namen; vielmehr kam der Name Schleſien erſt um das Jahr 1000 auf, nachdem ſchon früher (ums Jahr 966) das Chriſtenthum eingeführt worden war. Schleſien hatte, als ein Zubehör Polens durch Polniſche Statthalter regiert, das traurige Schickſal, öfters durch die Herzoge von Böhmen befeindet und verwüſtet zu werden, bis es endlich im 12. Jahrhunderte von Polen unabhängig wurde und ſeine eigenen Herzoge erhielt, die von den Polniſchen Herzogen ſtammten. Späterhin entſtanden durch mannigfaltige Theilungen verſchiedene Herzogthümer und Fürſtenthümer in Schleſien, ſo daß es zu Anfang des 14. Jahrhunderts 17 regierende Fürſtenhäuſer in Schleſien gab. Dieſe kleinen Fürſten waren zu ſchwach, ihre Unabhängigkeit zu behaupten und mußten fürchten, eine Beute Polens zu werden. Sie ſuchten daher Schutz bei dem damals mächtigen Böhmen und erleichterten ſo dieſem die Ausführung ſeines Plans, die Oberhoheit über die Schleſiſchen Länder zu erhalten. In Böhmen regierte damals König Johann aus dem Hau-

ſe Luxemburg, der keine Gelegenheit verſäumte, feſten Fuß in Schleſien zu faſſen, und es zuletzt dahin brachte, nach und nach faſt alle Schleſiſche Herzoge und Fürſten ſich zu unterwerfen. König Johann kam 1337 nach Breslau und hier huldigten ihm alle Schleſiſche Fürſten, die nun ihm lehnspflichtig geworden waren. Unter ſeinem Nachfolger und Sohn Karl IV. ward Schleſien 1355 mit Böhmen vereint. Nachdem 1437 mit Sigismund das Luxemburgiſche Haus in Böhmen erloſchen war, und hierauf noch verſchiedene Könige aus andern Häuſern in Böhmen und alſo auch in Schleſien geherrſcht hatten, und 1526 die Böhmiſchen Stände den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich (nachmaligen Deutſchen Kaiſer) zu ihrem Könige wählten, huldigte ihm auch Schleſien. So kam Schleſien an das Oeſterreichiſche Haus, bei welchem es auch bis zum J. 1742 blieb, wo es durch den Breslauer Frieden an Preußen abgetreten wurde, mit Ausnahme eines kleinen, noch jetzt Oeſterreichiſchen Theiles. Seit der neuen Organiſation des Preußiſchen Staates iſt aber der Schleſiſche Kreis Schwiebus von Schleſien genommen und zur Provinz Brandenburg geſchlagen, dagegen der ganze Preußiſch gewordene Antheil der Oberlauſitz mit Schleſien vereinigt worden.

Breslau, die Hauptſtadt Schleſiens und nach Berlin die bevölkertſte Stadt des geſammten Staates, hat mit dem Militär 92,000 E., 3900 Privatwohnhäuſer und 2 M. im Umfange, und liegt in einer fruchtbaren, trefflich angebauten Ebene, auf beiden Seiten der Oder, von welcher ſich, ehe ſie die Stadt erreicht, an ihrem rechten Ufer ein breiter Arm, die alte Oder genannt, abſondert, die erſt jenſeits der Stadt in der Gegend von Oswitz ſich wieder mit dem Hauptſtrome vereinigt. Sobald die Oder ſelbſt in die Nähe der Stadt kommt, theilt ſie ſich wieder, bildet die Dominſel, die Sandinſel und den Bürgerwerder, und erſcheint erſt hinter dem Bürgerwerder wieder in ihrer ganzen Breite. Die eigentliche Stadt (die Alt- und Neuſtadt) wird von einem ſchmalen Arme der Oder und von der Ohlau durchfloſſen, die ſich hier mit der Oder vereinigt. Da Breslau in einer Ebene liegt, ſo ſieht man es von allen Seiten in einer Entfernung von mehreren Meilen. Wegen ſeiner vielen Thürme, von denen der Eliſabeththurm, der Rathhausthurm und die beiden Magdalenenthürme am meiſten hervorragen, nimmt es ſich überall gut aus; am beſten aber ſtellt es ſich von der Süd- und Nordſeite dar, weil es da in ſeiner größten Ausdehnung erſcheint. Die ſchönſte Ausſicht auf die Stadt hat man vom heiligen Berge hinter Oswitz.

In der Stadt ſelbſt aber iſt der Ueberblick, den man vom Eliſabeththurme genießt, der ſchönſte. An die Stelle der vormaligen Feſtungswerke ſind jetzt ſchöne Spaziergänge und Anlagen mit Alleen, Boskets und Blumenbeeten getreten, die man mit dem Namen Promenade bezeichnet. Von den Baſtionen ließ man nur

3, die aber auch bepflanzt und mit Engliſchen Partien verſehen ſind. Von zwei derſelben hat man ſchöne Ausſichten, vorzüglich von der Taſchenbaſtion, von welcher man die ganze Reihe der Gebirge von Mähren, bis an die Tafelfichte bei Wiegandsthal überſieht. Faſt immer iſt der 5 Meilen entfernte, 2200 F. hohe Berg Zobten, zu erkennen. Links von ihm erblickt man die Strehlenſchen Berge. Der Jauersberg, ſeine Verbindung mit dem Schneeberge und deſſen Fortſetzung bis zum Altvatergebirge in Mähren hin ſind zu erkennen. Am deutlichſten erblickt man aber das Eulengebirge und den Hochwald. Das Rieſengebirge iſt nur an heitern Tagen, dann aber auch oft in großer Klarheit zu ſehen. Man unterſcheidet deutlich die höchſten Spitzen und tiefen Schluchten von einander, erkennt die Schneegruben und ſieht hin bis zum Reifträger. Von der Ziegelbaſtion ſieht man nach den Trebnitzer Bergen. Unter ſich hat man die Oder, dicht vor ſich den mächtigen Dom und die Sandinſel mit der großen Kirche und dem herrlichen Bibliotheksgebäude.

Ein Fremder erhält durch die freundlichen Vorſtädte und die ſchönen die Stadt umringenden Anlagen einen günſtigen Eindruck von Breslau, tritt er aber durch die Thore in die eigentliche Stadt, ſo wird ſeine Erwartung nicht erfüllt; zwar ſind die Straßen meiſtens ziemlich gerade und von hinlänglicher Breite, doch zeigt die Bauart vieler alten Häuſer noch, daß ihre Erbauer mehr Vorrathsplätze als Wohnzimmer bedurften und letztere nur nach und nach einrichteten, wie es das wachſende Bedürfniß erforderte. Die meiſten alten Gebäude ſieht man noch in dem nördlichen Theile der Stadt. Dieſe haben auch noch hohe Giebel an ihrer Vorderſeite. Doch ſind ſchon viele alte Häuſer umgebaut worden; die nach der Straße gerichteten Giebel verſchwinden, nur die über den Thüren oder an den Ecken angebrachten Bildwerke ſind auch bei den neugebauten Häuſern geblieben. Die Wohnhäuſer ſind meiſtens 3 bis 4 Stockwerk hoch, das Erdgeſchoß ungerechnet, mit der ſchmalen Seite der Straße zugekehrt und mit langen Höfen verſehen, in denen ſich wieder bewohnte Hinterhäuſer befinden. Die Vorſtädte, welche bei der Belagerung 1806 und 1807 größtentheils niederbrannten, und nachher maſſive Häuſer erhielten, haben eine beträchtliche Breite, ihre Häuſer ſind mit der breitern Seite der Straße zugekehrt und haben größtentheils ein geſchmackvolles Aeußere. Die Albrechtsſtraße, an welcher das Regierungsgebäude, das ſchönſte Gebäude in Breslau ſteht, iſt eine der beſten Straßen, aber die ſchönſte unter allen iſt die Friedrich=Wilhelmsſtraße in der Nicolaivorſtadt, mit lauter neuen, zum Theil recht anſehnlichen Gebäuden. Unter den Plätzen iſt der große Ring der vorzüglichſte und der Hauptplatz alles Verkehrs, ein ſchöner, großer, regelmäßig 4eckiger Platz, nur leider nicht frei, da in der Mitte das Rathhaus nebſt vielen andern öffentlichen und Privatgebäuden ſteht. Mit

dieſem Platze ſteht der Blücherplatz, ehemals der Salzring genannt, in Verbindung, jetzt unſtreitig der ſchönſte Platz in der Stadt. In ſeiner Mitte ſteht ſeit 1827 die bronzene, 10 F. 3 Zoll hohe Statüe Blüchers auf einem 16 F. 3 Zoll hohen Fußgeſtelle von Granit. In der Schweidnitzer Vorſtadt iſt der Tauenziensplatz merkwürdig, weil ihn das Denk- und Grabmal des 1791 als Gouverneur von Breslau geſtorbenen Generals Tauenzien ſchmückt. Das Piedeſtal iſt von weißem Marmor, auf welchem ein Sarkophag von grauem Marmor iſt, und auf dieſem ruht eine aus Sandſtein gearbeitete Minerva. Auf dem Sarkophage ſieht man Tauenziens Bruſtbild.

Eigentlich machen alle ehemals geſonderten Stadttheile jetzt ein Ganzes aus, jedoch unterſcheidet man noch im gemeinen Leben Stadt und Vorſtädte. Erſtere liegt ganz am linken Oderufer und zerfällt wieder in Alt- und Neuſtadt. Zu den Vorſtädten gehören auf der linken Oderſeite folgende 3 die eigentliche Stadt umgebende Vorſtädte, nämlich die Nikolaivorſtadt, wohin man aus der Stadt über die aus Gußeiſen beſtehende auf 11 eiſernen Bogen ruhende, ſchöne, 2865 Ctr. ſchwere Königsbrücke gelangt; die Schweidnitzer Vorſtadt, reich an Gärten, und die Ohlauer Vorſtadt. Zu den Vorſtädten auf Inſeln der Oder und am rechten Oderufer gehören: der Bürgerwerder, die Odervorſtadt, die Hinter- und Vorderbleiche, die Sandinſel, der Dom und der Hinterdom mit Neu-Scheitnig. — Unter den vielen Kirchen Breslaus zeichnen ſich folgende vorzüglich aus, und zwar unter den evangeliſchen: 1) die Eliſabethkirche, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts erbaut, im Innern 52 Ellen hoch und 114 lang, das mittlere Gewölbe der in 3 Schiffe abgetheilten Kirche wird von 18 Pfeilern getragen. Außer dem Hauptaltare befinden ſich darin und in ihren Kapellen 14 zum Theil noch unterhaltene Nebenaltäre. Unter ihren vielen Grabmonumenten zeichnen ſich mehrere durch ihre Schönheit aus. Ueber dem Hauptaltare ſteht ein merkwürdiges, altes thurmähnliches Gebäude von Sandſtein nach Gothiſcher Bauart verfertigt, welches für ein altes Sakramenthäuschen gehalten wird. Die Kanzel iſt von Marmor und mit alabaſternen Säulen geſchmückt, die Orgel groß und eine der vorzüglichſten in Schleſien. Der an der Kirche ſtehende Thurm, ein Werk des 15. Jahrhunderts, hatte ſonſt eine Höhe von 460 F., allein ſeitdem 1529 bei einem Sturme die Spitze herabſtürzte, beträgt die Höhe des wieder mit einer mit Kupfer gedeckten Spitze verſehenen Thurmes nur noch 364 Fuß. Bis zur Gallerie oder dem Kranze, bis wohin die Höhe 216 F. ausmacht, ſteigt man auf 256 Stufen, und hat hier eine ſchöne Ausſicht. Von da bis zur Fahne erhebt ſich der Thurm noch 148 F., und hieher führen 134 Stufen, die ohne Gefahr beſtiegen werden können. Die größte Glocke hat 14 Ellen im Umfange und wiegt 220 Ctr.,

der Klöppel 5 Ctr. 2) die St. Maria Magdalenakirche mit 2 durch eine Bogenbrücke verbundenen Gothiſchen Thürmen, ähnlich der Domkirche und mit ihr oder bald nach ihr erbaut, mit vielen Kapellen, einer großen Menge von Grabmonumenten, worunter das Arzatſche ausgezeichnet iſt, einer großen Orgel von 3342 Pfeifen, einer aus Alabaſter und Marmor gearbeiteten und mit ſchönen Basreliefs verſehenen Kanzel; unter ihren 3 Thüren zeichnet ſich die ſogenannte Prachtthüre an der Mittagsſeite mit herrlicher Bildhauerarbeit aus. Vor dem Hochaltare ruht Johann Heß, Breslaus Reformator, ſeit 1523. Zu ſeinem und der Reformation Gedächniß wurden 1823 am Altar die trefflichen Gypsnachbildungen der 12 Apoſtel des Peter Viſcher in der Sebalduskirche zu Nürnberg (ſ. S. 893) hier aufgeſtellt. — Von den katholiſchen Kirchen verdienen vorzügliche Beachtung: 1) die Domkirche, 1148—1170 erbaut und mit Kupfer gedeckt, ſollte nach dem Plane 4 Thürme bekommen, aber nur die beiden vordern (an der Weſtſeite) kamen zu Stande und waren damals ſehr hoch, haben aber in ſpätern Zeiten durch Feuersbrünſte von ihrer Höhe und zugleich ihre Spitzen verloren, ſo daß ſie jetzt bloß mit Schirmdächern verſehen ſind. Das Kirchengewölbe ruht auf 10 Pfeilern. Das Schiff gewährt beim Eintritte durch die Hauptthüre einen ſchönen Anblick; beſonders bildet der Hochaltar, der von gediegenem Silber iſt, eine treffliche Perſpektive. Auch das Tabernakel iſt von Silber und bewahrt als Reliquien einen Finger des Johannes und den Schädel des heiligen Vincent. Die Kanzel iſt aus Marmor und die Orgel eine der vorzüglichſten Schleſiens. Die Seitenſchiffe und die 14 anſtoßenden Kapellen enthalten viele ſchöne Gemälde. Unter dieſen Kapellen ſind die vorzüglichſten: die berühmte Kapelle der heiligen Eliſabeth, mit koſtbaren Bildſäulen von Carrariſchem Marmor, zu Rom gearbeitet, worunter die der heiligen Eliſabeth die ſchönſte und ein vortreffliches Kunſtwerk iſt — und die kurfürſtliche Kapelle, inwendig mit blauem Marmor bekleidet, auf 6 freiſtehenden, 8 Ellen hohen Korinthiſchen Marmorſäulen ruhend, und mit vorzüglichen Statüen und Gemälden ausgeſtattet. 2) Die heilige Kreuzkirche, unweit der Domkirche zu Ende des 13ten Jahrhunderts erbaut, zeichnet ſich durch die Helligkeit, Größe und Schönheit aus, und hat 2 Seitenkapellen und noch eine unterirdiſche Kirche. Vor der Kirche ſteht die Bildſäule des heiligen Nepomuk (ſ. S. 591) aus Sandſtein. 3) die Kirche zu unſerer lieben Frauen auf der Sandinſel oder Sandkirche genannt, iſt zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbaut, mit Kupfer gedeckt, mit einem großen, ſehr hohen Schiffe verſehen und überhaupt im Innern die ſchönſte Kirche Breslaus. Sie iſt geſchmackvoll, ohne überladen zu ſeyn und der Hochaltar gewährt einen prächtigen Anblick. Das Innere dieſer Kirche, die außer dem Hauptſchiffe 2 faſt eben ſo hohe Sei-

tengänge und 5 Kapellen hat, macht einen erhabenen Eindruck, beſonders weil man überall die ganze Kirche überſehen kann, indem die Pfeiler ſehr weit von einander ſtehen. — Das Rathhaus iſt ein altes Gothiſches Gebäude und durch ſeine Bauart und ſeine äußern Verzierungen ein merkwürdiges Denkmal der Baukunſt des 14. Jahrhunderts. Unter demſelben befindet ſich der bekannte Schweidnitzer Keller mit verſchiedenen unterirdiſchen Zimmern für die Biergäſte, und mit allerlei hineingeſchenkten Merkwürdigkeiten, die aber von keiner Wichtigkeit ſind. Die alten Gebräuche, die früher in dieſem Keller herrſchten, ſind verſchwunden, ſo wie auch der unterirdiſche Gang, der ſonſt bis zu dem Hauſe die Stadt Berlin genannt in der Schweidnitzer Straße führte, gegenwärtig verſchüttet iſt.

In der Nähe der Stadt befinden ſich viele Vergnügungsörter z. B. Pöpelwitz, Höfchen, Kleinburg, Marienau oder Morgenau, Scheitnig mit dem vormaligen fürſtl. Hohenlohiſchen jetzt Weigelſchen Garten, dem vorzüglichſten um Breslau, Oswitz mit der Schwedenſchanze und dem heiligen Berge in der Nähe, wo eine geſchmackvoll gebaute Kapelle ſteht ꝛc. Bemerkenswerth iſt noch der große Pfingſtwollmarkt, der zu Anfang des Junius fällt und gewöhnlich 3 bis 4 Tage dauert, und wohin jedesmal zum Verkauf zwiſchen 30 bis 40,000 und darüber Ctr. Wolle, von 30 — 130 Rthlr. im Preiſe zum Verkauf gebracht und auf dem großen Ring und Blüchersplatz unter Zelten, großen Buden oder in nahen Häuſern den in- und ausländiſchen Kaufleuten (es kommen Britten, Niederländer ꝛc.) zur Auswahl geboten werden. Schon 8 und mehrere Tage vorher kommen von allen Seiten die Wollwagen an. Das Zuſammenſtrömen der Fremden iſt dann ungeheuer; denn theils Gutsbeſitzer, oft mit Weib und Kindern, theils Schäfer und Schafknechte, theils Tuchmacher und Spekulanten, theils andere Leute, welche mit den Fremden Geſchäfte abzumachen haben, eilen herbei; alle Wirthshäuſer ſind dann überfüllt und viele Privatwohnungen werden zu hohen Preiſen vermiethet. Der Verkehr in dieſen Tagen iſt überhaupt bedeutend. Beſonders groß ſind die Geſchäfte, welche um dieſe Zeit die größern Bankierhäuſer machen. Minder bedeutend iſt der Herbſt-Wollmarkt, auf welchen nur 8 bis 10,000 Ctr. Wolle gebracht werden. 1834 wurden allein auf dem Pfingſtwollmarkte für 4,810,564 Rthlr. Wolle verkauft, und es waren allein 15,588 Ctr. ausländiſche Wolle dahin gebracht worden.

Eine M. weſtlich von Breslau liegt das durch die große Schlacht am 5. December 1757 berühmte Dorf Leuthen. Hier war es, wo das 90,000 (oder nach Andern nur 60,000) Mann ſtarke Heer der Oeſterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen von dem 30,000 M. ſtarken Preußiſchen Heere unter Friedrich dem Großen, welches jene verächtlich nur die Berliner oder

Potsdamer Wachtparade genannt hatten, ſo gänzlich geſchlagen wurde, daß die Oeſterreicher 6500 Todte und Verwundete, 21,500 an Gefangenen, über 6000 Ueberläufer, 150 Kanonen, 60 Fahnen, 4000 Wagen und das ganze, von ihnen ſeit 4 Monaten aufs neue eroberte Schleſien wieder völlig verloren. Dieſe Schlacht war ein Meiſterſtück Friedrichs, und ſein vortrefflicher Plan wurde vortrefflich ausgeführt. Das Schlachtfeld war eine Ebene, in der die Oeſterreicher ſich in zwei unabſehbare Linien ausbreiteten, die Preußen ſich in der ſchiefen Schlachtordnung aufſtellten, ihren linken Flügel Anfangs zurückhielten und mit dem rechten den Hauptangriff gegen den linken Oeſterreichiſchen machten, welcher von Ziethen gänzlich geſchlagen und zerſprengt ward. Darauf wurde auch der rechte Oeſterreichiſche von dem linken Preußiſchen geworfen und zerſtreut. Nur die einbrechende Nacht verhinderte die völlige Vernichtung der Oeſterreicher.

Auch die Kreisſtadt Striegau, von 3000 Menſchen bewohnt, iſt durch eine dabei am 4. Junius 1745 vorgefallene Schlacht bekannt geworden, die auch nach dem nahen Städtchen Hohenfriedberg benannt wird. In dieſer Schlacht ſchlugen 70,000 Preußen unter Friedrich II. 95,000 Oeſterreicher und Sachſen unter den Herzogen Karl von Lothringen und Johann Adolph von Weißenfels. Zuerſt ſchlugen die Preußen die Sachſen, ehe die Oeſterreicher ihre Nähe vermutheten. Bevor die ſich in Schlachtordnung geſtellt haben, wird ihr linker Flügel angegriffen und zurückgedrängt, dann ihr rechter Flügel geſchlagen, worauf ſich die ganze Oeſterreichiſche Armee in Unordnung und mit großem Verluſte zurückzieht. Sie verlor 11,000 an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 60 Kanonen und die Sachſen 4000 Mann, während der Preußiſche Verluſt nur 3000 Mann betrug.

Silberberg iſt eine kleine, in einem engen Thale zwiſchen zwei Berge, am Nordgehänge des Eulengebirges terraſſenförmig erbaute Stadt, und merkwürdig wegen der noch höher als ſie ſelbſt gelegenen Feſtung Silberberg, welche Friedrich II. 1765 bis 1777 mit einem Koſtenaufwande von 4½ Millionen Rthlr. anlegen ließ. Ihre Werke und Graben ſind mit großer Mühe größtentheils in Felſen gehauen und es wird daher dieſe Feſtung oft das Schleſiſche Gibraltar, der Haupttheil aber auf dem Schloßberge mit Recht der Wunderbau genannt. Der Wall liegt 2040 Fuß über dem Meere, der Brunnen in den Felſen geſprengt, iſt 177 F. tief und die Ausſicht auf Schleſien und die Grafſchaft Glatz eine der reichſten. Drei Reihen Kaſematten können 5000 Mann faſſen. Die Luft iſt hier ſo rauh, daß man ſelbſt im Sommer in den Kaſematten eine geheizte Stube ertragen kann. Außer dem Haupttheil der Feſtung auf dem Schloßberge, ſind noch Nebenwerke auf dem Spitzberg, dem Hohenſtein, der großen und

kleinen Strohhaube und dem Hahnenkamm, welche Werke durch einen bedeckten Gang mit einander verbunden ſind.

Der Zobten iſt der höchſte Berg des Zobtengebirges, welches man als die nördlichſte Abtheilung des Eulengebirges betrachten kann, die als ein kleines Gebirge für ſich rechts von der Peila, zwiſchen der Weiſtritz und der Lohe vorzüglich im Kreiſe Schweidnitz ſich erhebt, und ſich gegen das linke Ufer der Lohe verflacht. Der Zobten, von welchem das ganze Gebirge den Namen führt, iſt höher als die übrigen Berge des Zobtengebirges, erreicht aber doch nur eine Höhe von 2200 F. über der Meeresfläche und iſt in der Nähe der Stadt Zobten, von welcher der gangbarſte und allenfalls auch fahrbare Weg auf den Zobten führt, wohin man in 1½ Stunden gelangt. Der Weg geht zwiſchen dem Mittel- und Stollberge hinauf, dann an mehreren ſogenannten Stationen oder Bildern aus dem Leben Jeſu vorbei. Hierauf trifft man die große ſteinerne Bildſäule einer Jungfrau ohne Kopf, die einen Fiſch im Schooße hält. Neben ihr ſitzt ein Bär, der aber nicht ſo kennbar ausgehauen iſt. Die Sage erzählt: Als noch eine Burg auf dem Zobten war, habe die Burgfrau (eine Gräfin), ihr Mädchen in die Stadt hinab geſchickt, um dort einen Hecht für ihren kranken Lieblingsbär zu kaufen; der Bär ſey unterdeſſen aus dem Schloſſe gelaufen, habe das Mädchen auf jener Stelle getroffen und ihr den Kopf abgebiſſen. Höher gelangt man zum Pumpefleckchen, einer Stelle, wo es hohl klingt, wenn man klopft. Weiter hinauf erblickt man einen großen Steinblock, der eine Art Höhle bildet. Ganz oben breitet ſich eine Wieſe von einigen 100 Schritten aus. Auf ihr erhebt ſich der eine Gipfel des Zobten, welcher eine Felsmaſſe und auf der noch übrigen kleinen Fläche eine Kapelle trägt, zu der man von unten herauf auf 60 Stufen gelangt. Jährlich am Feſte der Heimſuchung Mariä oder den erſten Sonntag nach dem 2. Julius wird hier ein feierlicher Gottesdienſt gehalten, zu dem ſich eine ſehr große Volksmenge auf dem Berge verſammelt, der alsdann auch, wie ein Jahrmarkt mit Buden beſetzt iſt. Wenige 100 Schritte von der Kapelle, auf dem zweiten Gipfel des Berges ſieht man noch die Spuren einer alten Ritterburg, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts zerſtört worden iſt. Ein ſeit 1822 in dem Thürmchen über der Kapelle angelegtes Obſervatorium oder Schauwarte gewährt unſtreitig die weiteſte und vielſeitigſte Ausſicht in und über ganz Schleſien. Auch wird der Zobten, da er ſich in der Ebene erhebt, in einem großen Theile Schleſiens geſehen.

Wahlſtatt, ein kleines Dorf, 1 Meile von Liegnitz, verdankt ſeine Entſtehung der berühmten Tataren- oder Mongolenſchlacht, welche den 9. April 1241 in der Gegend geliefert wurde, wo gegenwärtig dieſes Dorf ſteht. Die Mongolen nämlich ein

nomadiſches Volk, das ſeinen Wohnſitz in Mittelaſien hat, wo noch die Mongolei von ihnen den Namen führt, breiteten ihre Raubzüge im 13ten Jahrhunderte auch über Rußland und die angränzenden Länder aus, und ſo drang denn auch ein ſtarkes Heer derſelben nach Schleſien in die Gegend von Liegnitz vor. Der damalige Herzog von Liegnitz, Heinrich II. ſammelte ein Heer von 30,000 Mann und zog den Mongolen entgegen. In der Gegend von Wahlſtatt begann die Schlacht. Heinrich hatte ſein Heer in 3 Treffen getheilt. Das erſte machte den Angriff, die Mongolen wichen, wandten ſich aber plötzlich, da das erſte Treffen ſie mit Unbeſonnenheit und in großer Unordnung verfolgte, und richteten mit einem großen Pfeilregen das ganze Treffen zu Grunde. Darauf rückte das zweite Treffen der Schleſier vor; lange blieb der Sieg zweifelhaft; allein ein unglückliches Mißverſtändniß verſchaffte den Mongolen den Sieg. Ein Anführer auf chriſtlicher Seite rief nämlich den Truppen auf Polniſch zu: zabiesze, zabiesze, (ſchlagt todt, ſchlagt todt); dieſer Ausruf ward mit dem: biesze, biesze (flieht, flieht) verwechſelt, und ſo gerieth das ganze Heer in Furcht und Flucht. Selbſt in das dritte Treffen drang dieſe Furcht und Flucht ein; nur Heinrich mit den gepanzerten Rittern hielt Stand. Die Ritter machten ein entſetzliches Gemetzel unter den Mongolen, gegen deren Pfeile ſie geſichert waren, und brachten ſelbſt die Mongolen ſchon zum Weichen. Allein plötzlich wandte ſich das Glück und die Chriſten wurden geſchlagen. Nur der tapfre Heinrich wehrte ſich noch mit 4 Rittern, da alles von ihm floh. Mit Mühe beredeten dieſe Ritter den Herzog, auf ſeine Rettung bedacht zu ſeyn und ſich mit ihnen durch die Feinde durchzuſchlagen. Der Herzog verlor ſein Pferd, doch Johann, einer der Ritter brachte ihm ein friſches. Endlich blieb Johann nur noch allein mit Heinrich; die 3 andern waren getödtet. Allein nun wurde auch der Herzog an der linken Hand verwundet, und als er zu einem neuen Hieb ausholte, ſtach ihn ein Mongole mit der Lanze unter die Schulter, wo der Panzer durch die Armbewegung ſich öffnete. Er ward aus dem Sattel gehoben, und ſogleich fielen die Mongolen über ihn her und hieben ihm den Kopf ab, welchen ſie auf eine Stange ſteckten. So fiel der brave Herzog Heinrich, ein Fürſt dem Volke und dem Lande bis in den Tod getreu. Nach dieſem Siege verließen jedoch die Mongolen Schleſien, vielleicht weil ſie durch die Schlacht ſehr geſchwächt waren. Die Mutter Heinrichs, die fromme Hedwig eilte mit ihrer Schwiegertochter auf das Schlachtfeld, und der Leichnam des Herzogs, der nackt unter den Erſchlagenen lag, ward von ihr daran erkannt, daß er am linken Fuße 6 Zehen hatte. Auf dem Orte, wo der Leichnam gefunden wurde, ließ die heilige Hedwig eine Kapelle erbauen, wozu ſich nach und nach mehrere Häuſer fanden und das jetzige Dorf Wahlſtatt entſtand, auch wurde ſpäter die

Kapelle in eine Kirche umgeſchaffen. — In den neueſten Zeiten iſt in der Gegend dieſes Dorfes, zwiſchen Jauer und der Katzbach eine wichtige Schlacht vorgefallen. Nämlich 80,000 Ruſſen und Preußen unter Blücher ſchlugen am 26. Auguſt 1813 75,000 Franzoſen unter Macdonald. Man nennt dieſe Schlacht die Schlacht an der Katzbach, weil ſie vorzüglich an den Ufern dieſes Fluſſes geliefert wurde. Blücher hatte die Abſicht, ſeinen Gegner Macdonald anzugreifen, als dieſer ihm zuvorkam, am 26. Auguſt bei dem heftigſten Regen über die Katzbach ging und zwei Korps der Alliirten zurückdrängte. Sogleich erhielten dieſe Befehl ſich zu halten und Blücher griff nun ſeinerſeits den Feind zwiſchen Eichholz und Weinberg an. Nach heftigem Kampfe mit dem Bajonett und Flintenkolbe, da keine Flinte des heftigen Regenwetters wegen losging, ward das Franzöſiſche Centrum durchbrochen und ihr rechter weit vorgedrungener Flügel nun in die linke Flanke und in den Rücken gefaßt. So war die Schlacht entſchieden und jetzt wurden die Fliehenden gegen die durch den Regen ſehr angeſchwollenen Flüſſe Katzbach und wüthende Neiße geworfen, wo ſehr viele, die ſich nicht gefangen gaben, ertranken. Eine Franzöſiſche Diviſion, gegen 8000 Mann ſtark, die den Verbündeten in den Rücken hatte kommen ſollen, war nun abgeſchnitten, und wurde theils getödtet, theils gefangen genommen. Blücher trieb das fliehende Heer, das ſich wieder ſetzte, aber ſtets geworfen wurde, an den Bober, griff den 29. Auguſt dort an und mit Noth entkam Macdonald in der Nacht vom 29. auf den 30. Auguſt über den Bober nach Görlitz, mit etwa 12,000 Mann. Der ausgetretene Bober hinderte die weitere Verfolgung. 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 13,000 Gefangene ꝛc. waren die Frucht des Sieges, nach welchem, da das Dorf Wahlſtatt in der Nähe lag, Blücher den Ehrennamen Fürſt Blücher von Wahlſtatt bekam. Unweit des Dorfes Eichholz iſt auch ein Denkmal dieſer glorreichen Schlacht errichtet, welches aus einem 22 F. hohen Obelisk von Gußeiſen, mit dem eiſernen Kreuze auf der Spitze beſteht. Das vormalige Kloſter zu Wahlſtatt, ein geſchmackvolles Gebäude mit 2 Thürmen hat der König nebſt dem dazu gehörenden großen Garten 1836 erkauft und zu einer neuen Kadetten-Anſtalt beſtimmt.

Hirſchberg, die vorzüglichſte Handelsſtadt des Schleſiſchen Rieſengebirges, mit 6700 E., liegt in dem reizenden Hirſchberger Thale, auf einem Hügel zwiſchen dem linken Ufer des Bober und dem rechten des hier ſich einmündenden Zacken, und beſteht aus der innern Stadt und den Vorſtädten, welche den größern Theil von Hirſchberg ausmachen. Die meiſten Häuſer ſind maſſiv und wohl gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die katholiſche Pfarrkirche St. Erasmi, ein ſchönes Gothiſches Gebäude zu Anfang des 14ten Jahrhunderts errichtet, 85 Ellen lang,

76 breit und 42 hoch, mit einem aus Quadern aufgeführten, 150 Ellen hohen Thurm, einer vortrefflichen Orgel, einem prächtigen Hochaltar, welcher die ganze Breite der Kirche einnimmt, und einem aus Marmor geſchmackvoll gearbeiteten Taufſteine — und die evangeliſche Pfarrkirche zum Kreuze Chriſti, 80 Ellen lang, 70 breit und bis zur Kuppel 36 Ellen hoch, worin eine herrliche Orgel von 3936 Pfeifen in 68 Regiſtern nebſt Glockenſpiel. Mitten auf der Kirche erhebt ſich zwiſchen 4 Nebenthürmchen der Glockenthurm. Das Hirſchberger Thal, reich an den ſchönſten Partien der Schleſiſchen Gebirgsnatur überſieht man vorzüglich von den nahen Bergen Hirſchbergs, dem Hausberge, dem Helicon, deſſen frühere Anlagen verſchwunden ſind, und dem Kavalierberge auch Pflanzberg genannt, dem nächſten bei der Stadt, welcher wegen ſeiner Anlagen zu den angenehmſten Luſtorten der ganzen ſo reizenden Gegend gehört. Der ſonſt ſo wichtige Schleier- und Leinwandhandel dieſer Stadt hat ſich bedeutend vermindert. 1785 wurden 263113 Schock Leinwand, für 2 Millionen Rthlr. an Werth ausgeführt. 1816 betrug der Werth der ausgeführten Leinwand nur 269,000 Rthlr., und 1828 führten die hier befindlichen 21 Leinwand- und Schleierhandlungen 3058 Ctr. linnener Waaren aus. Die Kunſt, Schleier oder ganz dünne, durchſichtige und äußerſt zarte Gewebe zu verfertigen, brachte ein Hutmacher-Geſelle im Anfange des 17. Jahrhunderts von ſeiner Wanderung, aus den Niederlanden in die Gegend von Hirſchberg. Im 30jährigen Kriege ging dieſe Kunſt wieder verloren, allein gegen Ende des 17. Jahrhunderts kehrte dieſer Kunſtzweig der Weberei wieder zurück, deſſen Hauptſitz die Kreiſe Hirſchberg, Löwenberg, Schönau und Landshut ſind, wozu man die feinen Garne gebraucht, die beſonders im Bunzlauer und Löwenberger Kreiſe von ſolcher Zartheit geſponnen werden, daß man ein ganzes Stück durch einen Fingerring ziehen kann.

Görlitz war bis zum Jahre 1815 königlich Sächſiſch und eine der vorzüglichſten Städte der Oberlauſitz, jetzt iſt es Kreisſtadt eines zu Schleſien geſchlagenen Kreiſes, liegt in einer reizenden Gegend, am linken Ufer der Neiße, hat über 1100 H. und an 12,000 E., iſt gut gebaut, mit meiſtens breiten, gut gepflaſterten und des Nachts erleuchteten Straßen und beſteht aus der innern Stadt und 4 Vorſtädten, wovon die eine auf dem rechten Ufer der Neiße liegt. Einen Theil der Stadt umgeben angenehme Spaziergänge, mit Partien nach Engliſcher Art angelegt. Das ausgezeichnetſte Gebäude und ein wahres Meiſterwerk iſt die St. Peter- und Paulkirche, auf einem Felſen ſtehend und 1423—1497 aufgeführt. Sie iſt im Innern 253½ F. lang, 141 breit und 86 hoch. Das Innere der Kirche, deren Gewölbe auf einer vierfachen Säulenreihe ruht, zeigt ſich in der edelſten, erhabenſten Einfachheit. Der ſchön gearbeitete Hochaltar und die Orgel verdienen vorzüg-

liche Beachtung. Letztere hat 3250 Pfeifen, in deren ſtärkſte ein ſchmächtiger Mann kriegen kann, 82 Regiſter, 57 Stimmen und mit dem Pedale 4 Klaviaturen. Unter dieſer Kirche befindet ſich die unterirdiſche, 37 Ellen lange, 42 breite und 12 Ellen hohe St. Georgenkapelle. Die größte Glocke wiegt 217 Ctr. und iſt $4\frac{1}{2}$ Ellen hoch und eben ſo breit. Eine Erwähnung verdient auch die kleine Kirche zum heiligen Kreuz, von welcher 50 Schritte entfernt das heilige Grab iſt, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeiſter zu Görlitz, der 2mal in Paläſtina geweſen war, 1480—1489 nach dem Muſter der Kirche des heiligen Grabes in Jeruſalem auf ſeine Koſten erbauen ließ. Das von Außen $10\frac{1}{2}$ Ellen lange, $6\frac{5}{8}$ breite und $6\frac{5}{8}$ Ellen hohe heilige Grab trägt eine 5 Ellen hohe Kuppel, und iſt im Innern $3\frac{5}{8}$ Ellen lang, $3\frac{1}{2}$ breit und $6\frac{1}{4}$ Elle hoch. — Eine Stunde ſüdweſtlich von Görlitz iſt die Landeskrone, ein kegelförmiger, zwar nur 1300 F. über der Meresfläche erhabener Berg, aber wegen ſeiner freien Lage eine ſchöne, weite Ausſicht gewährend. Er beſteht unten aus Granit, oben aus Baſalt, und ſteigt bis an die Baſaltkuppe ſanft an, alsdann aber wird er ſteil. Seinen Gipfel bedecken unförmliche Felsſtücken. Die Mittags- und Abendſeite iſt kahl, die übrigen Seiten ſind mit Laubholz bewachſen. Bis zum J. 1422 ſtand ein Raubſchloß darauf mit einem hohen Thurm und einer Kapelle. Herrlich ſind die Ausſichten, die man von dieſem Berge genießt. Nördlich ſieht man links die Königshainer Gebirge, rechts zeigt ſich Görlitz von einer ſehr ſchönen Seite. Weiter hinaus nach N. überfliegt das Auge eine faſt unüberſehbare Ebene; öſtlich zeigt die Gegend ſich in größerer Mannigfaltigkeit. Berge und Hügel, Bäume und Felſen und blumige Wieſen wechſeln angenehm mit einander ab und die hohen Gebirge Schleſiens, namentlich das Rieſengebirge ſchließen den Horizont; im S. gewahrt man über Zittau hinaus den Oywin und ſüdweſtlich Herrenhut, weſtlich Bautzen und Kamenz.

In der Nähe des anſehnlichen Dorfes Meffersdorf und des Marktfleckens Wiegandsthal erhebt ſich die Tafelfichte, die höchſte Spitze des Iſergebirges, die 3400 bis 3500 F. hoch und bis in die Nähe ihres Gipfels mit Waldung bewachſen iſt. Ihr ebener Gipfel trug einſt eine Fichte, von welcher der Name des Berges herrührt und an ihr trafen ſich die Gränzen von Böhmen, Schleſien und der Lauſitz. Stürme haben dieſen Baum zerſtört, und jetzt wird als unverrückbare Gränze eine Granitmaſſe betrachtet, die am Nordgehänge des Berges 3280 Fuß über der See ſich erhebt und der Tafelſtein heißt. Am ſüdlichen Fuße der Tafelfichte entſpringt die nach Böhmen fließende Iſer, und durch eine flache Vertiefung hängt das nur 120 F. niedrigere Heufuder mit der Tafelfichte zuſammen; am nordöſtlichen Fuße liegt Wiegandsthal, von wo man die Tafelfichte in 2 Stunden

erſteigt. Herrlich iſt die Ausſicht von ihrem Scheitel, indem man ſüdlich das 2000 F. tiefe Iſerthal und die ſich aufthürmenden Gebirge Böhmens, nördlich die Ebene der Lauſitz und Schleſiens bis zur Oder, öſtlich einen andern Theil Schleſiens überſieht.

Die Provinz Poſen.

Poſen, die Hauptſtadt dieſer Provinz und jetzt zu einer Feſtung gemacht, liegt in einer ebenen, ſandigen Gegend, am linken Ufer der Warthe; doch befinden ſich am rechten Ufer derſelben noch einige Vorſtädte, die durch eine Brücke mit der übrigen Stadt verbunden ſind. Zu Anfang des 16. Jahunderts hatte Poſen 70 bis 80,000 E., jetzt zählt man mit dem Militär 55,627 Einw. Es iſt ziemlich regelmäßig und wohl gebaut, mit breiten Straßen, und einem großen, viereckigen Marktplatze, an welchem das im Gothiſchen Style erbaute Rathhaus ſteht, das ſich durch Feſtigkeit, Regelmäßigkeit und Pracht ſehr auszeichnet, und mit dem höchſten und ſchönſten Thurme der Stadt geziert iſt. Außerdem hat es noch 3 kleinere Thürme, die ſämmtlich mit Kupfer gedeckt ſind. In jeder Ecke des Marktes befindet ſich ein Springbrunnen mit einem Baſſin, wovon der eine mit vieler Kunſt und Pracht angelegt iſt. Unter den vielen Kirchen zeichnen ſich aus: die Domkirche, ein prächtiges Gebäude, von edler Einfachheit und die St. Stanislauskirche, in Italieniſchem Geſchmacke aufgeführt, mit Kupfer gedeckt und mit 2 kleinen Thürmen verſehen. Am Wilhelmsplatze ſteht der Pallaſt des Grafen von Raczynski, deſſen Façade mit 24 Korinthiſchen Säulen aus Gußeiſen verziert iſt. Der Beſitzer hat dieſen Pallaſt nebſt ſeiner an 20,000 Bände ſtarken Bibliothek 1832 der Stadt geſchenkt und außerdem zur Vermehrung dieſer Bibliothek ein Geſchenk von einem Kapital von 22,000 Rthlr. hinzugefügt.

Die Provinz Preußen.

Preußen wurde den Alten zuerſt durch den Bernſtein, der an der Oſtſeeküſte gefunden ward, bekannt. Als die älteſten Bewohner dieſer Gegend werden die Aeſtier genannt, urſprünglich Finnen, ein friedliches Volk, die vom Niemen bis zur Weichſel wohnten. Nachher ſcheinen Gothen, Alanen ꝛc. hier gewohnt zu haben, die im 5. Jahrhunderte von den Slaven verdrängt wurden. Zu Ende des 10. Jahrhunderts kommt der Namen Pruzzia zum erſtenmale vor, zu welcher Zeit der heilige Adalbert, Biſchof von Prag und ſpäter von Gneſen, zuerſt in dieſen Gegenden die Bekehrung der bis dahin noch heidniſchen Poruzzen oder Preußen unternahm, aber durch die von ihren Prieſtern aufgereizten Preußen ermordet ward. Auch noch einige andere Bekehrer traf daſſel-

be Loos. Nach langwierigen, blutigen Kämpfen gelang es endlich im 12. Jahrhunderte den Königen von Polen, die Preußen zur Annahme des Chriſtenthums, und zu einem Tribut zu zwingen. Doch konnte bei alledem das Chriſtenthum keine recht feſte Wurzel faſſen und es gelang auch den Preußen ſich von der Zinszahlung zu befreien, ja ſie drangen ſelbſt verheerend in die Polniſchen Länder ein. Die Klagen der chriſtlichen Geiſtlichen über die Zerſtörung ihrer Kirchen und Klöſter durch die Preußen gelangten bis nach Rom, und der Pabſt glaubte durch die Bekehrung der kriegeriſchen Heiden ihren Verheerungen am ſicherſten ein Ziel zu ſetzen. Doch glückte dies erſtlich den Deutſchen Ordensrittern, die nach einem langen Kampfe, der unter vielfachem Glückwechſel geführt wurde von 1230—1284, ſich zu Herren des Preußenlandes machten; und 1309 nahm der damalige Hochmeiſter dieſes Ordens zu Marienburg ſeinen Sitz. Durch die weiſe Regierung des Ordens gelangte Preußen bald zu einem hohen Wohlſtande und zu einer anſehnlichen Bevölkerung. Auch wurde das Deutſche (die Mutterſprache der meiſten Ordensritter), in Preußen herrſchend. Doch durch ihr Waffenglück und den Erfolg ihrer Kämpfe wurden die Ritter nach und nach hingeriſſen zu Hochmuth, zu Ausſchweifungen und Zügelloſigkeiten; Druck und Tyrannei laſteten auf dem Volke unerträglich, ſo daß die Preußen, um davon befreit zu werden, ſich den Polen unterwarfen, welche auch in der Schlacht bei Tannenberg 1410 die Ritter ſchlugen, wodurch die Macht des Ordens den erſten Stoß bekam, und es wäre den Polen faſt gelungen ganz Preußen zu einer Polniſchen Provinz zu machen, wenn ſie ihren Vortheil beſſer benutzt hätten. Allein vergebens belagerten ſie Marienburg, und der Ordens Comthur Heinrich von Plauen erhielt dem Orden den Beſitz Preußens. Jedoch blieb der Orden nur noch bis zum J. 1466 im Beſitze ganz Preußens, denn nach einem 13jährigen Kriege gegen die Polen ſah er ſich durch den zu Thorn am 19. October 1466 abgeſchloſſenen Frieden genöthigt, die weſtliche Hälfte des Landes (Weſtpreußen) an die Polen abzutreten, das ſeit jener Zeit Polniſch oder das königliche Preußen hieß, und die öſtliche Hälfte (Oſtpreußen) von Polen zu Lehen zu nehmen. Ein ſolches Verhältniß aber mußte den Rittern, die von jeher gewohnt waren, ſich als unabhängige Macht zu betrachten, unerträglich ſeyn. Sie griffen zu den Waffen, um ſich von dieſer Lehnshoheit Polens frei zu machen. Sechs Jahre dauerte der Krieg, von 1519—1525, wo durch den Frieden von Krakau, der die Verfaſſung Preußens ganz und gar umgeſtaltete, die Macht der Deutſchen Ritter gänzlich dahin ſank. Das Ordensland wurde in ein weltliches, Polen lehnbares Herzogthum verwandelt und der letzte Ordensmeiſter, Albrecht von Brandenburg wurde in dieſem Frieden als erblicher Herzog von Preußen, jedoch unter Polniſcher Oberhoheit anerkannt. Jetzt ward auch die Re=

formation in Preußen eingeführt. Mit dem Ausſterben dieſer neuen Herzoge von Preußen kam 1618 das Herzogthum Preußen an das Haus Brandenburg, doch unter Polniſcher Belehnung. Von den fernern Schickſalen Preußens ſehe man S. 906 nach. Weſtpreußen blieb bis zum Jahre 1772 bei Polen, wo es gleichfalls an das Brandenburgiſche Haus kam (ſ. S. 908).

a) Weſtpreußen.

Danzig, jetzige Hauptſtadt Weſtpreußens, eine der größten Städte und eine der ſtärkſten Feſtungen des Staates, liegt auf dem linken Ufer der Weichſel, eine kleine M. von der Mündung dieſes Stromes in die Oſtſee, in einer überaus fruchtbaren Gegend, welche durch die wechſelnden Höhen, Thäler, fetten Fruchtfelder, Gärten, Wälder, Flüſſe und die Nähe des Meeres ſehr anmuthig iſt und die mannigfaltigſten Ausſichten darbietet. Die Mottlau durchfließt in 2 Armen die Stadt und geht durch die Radaune, welche den Feſtungsgraben mit Waſſer verſieht, verſtärkt, hier in die Weichſel. Mit den Vorſtädten, von welchen einige etwas entfernt liegen, und mit Neufahrwaſſer, dem eigentlichen Hafen Danzigs, zählt man hier 5300 Häuſer und mit Einſchluß des Militärs 62,000 E., ohne daſſelbe aber und ohne Neufahrwaſſer, nur 55,000 E. Danzig iſt im Ganzen altmodiſch gebaut, und zerfällt in die eigentliche Stadt und in die Vorſtädte. Die erſtere wird in folgende Theile eingetheilt: 1) Die Altſtadt, der älteſte, am ſchlechteſten gebaute Theil, mit engen, krummen Straßen und wenigen guten Häuſern; 2) die Rechtſtadt, wahrſcheinlich ſo benannt, weil das Rathhaus hier ſteht, worin das Recht geſprochen wurde, einer der beſten Stadttheile und der reichſte, mit mehreren breiten Straßen und hübſchen Häuſern, 3) die Vorſtadt, ſüdlich von der Rechtſtadt, mit regelmäßigen Straßen; 4) die Speicherinſel, eine, von den Armen der Mottlau gebildete Inſel, welche auf der einen Seite mit der Rechtſtadt und Vorſtadt auf der andern aber mit Langgarten und der Niederſtadt durch Brücken verbunden iſt, und einen auffallenden Anblick gewährt. In ihren Straßen ſtehen große, feuerfeſte, bis 8 Stockwerk hohe Häuſer, aber ſie haben kleine Fenſter ohne Glas, mit Gitterwerk oder Läden verſehen. Es ſind Niederlagsgebäude der Kaufleute oder Speicher, und die ganze Inſel, welche von einer Menge Straßen durchſchnitten iſt, hat nur Speicher; kein Wohnhaus darf daſelbſt erbaut werden, damit Feuersgefahr möglichſt entfernt werde. In der Nacht darf nur eine dieſer Straßen begangen werden; die übrigen ſind geſperrt und werden von wüthenden Hunden bewacht; 5) der Langgarten und 6) die Niederſtadt, die letzten Stadttheile, jenſeits der Speicherinſel gelegen, ſind beide neuere Anlagen mit geräumigen Straßen und Häuſern; vor-

züglich iſt der Langgarten der ſchönſte Stadttheil, beſteht faſt nur aus einer langen, breiten und mit Linden beſetzten Straße und hat den Namen von den hier liegenden ſchönen Gärten. Um dieſe 6 Stadttheile auf dem die Stadt umgebenden Walle zu umgehen, braucht man 1½ Stunden. Meiſtentheils ſind die Häuſer in den älteſten Stadttheilen von alterthümlicher, ſolider Bauart, an welcher die neuere Zeit hier und da etwas abgeändert hat. Eine Eigenthümlichkeit der hieſigen Bauart ſind die ſogenannten Beiſchläge, welche die Straßen verengen und den Häuſern ein düſteres Anſehen geben; doch finden ſich dieſe meiſtens nur in der Alt- und Rechtſtadt. Da hier nämlich das Kellergeſchoß beträchtlich über die Erde hervorragt, ſo wurde eine Treppe nöthig, welche zum erſten Stockwerke des Hauſes von der Straße führte. Der Bequemlichkeit wegen wurden die Treppenſtufen nicht nahe an das Haus gelegt, ſondern durch einen breiten Austritt von der Hausthüre entfernt. Ein bedeutendes Stück wurde dadurch von der Straße abgeſchnitten; jedoch die beiden leeren Räume auf der Straße neben der Treppe, in der ganzen Länge des Hauſes, benutzte man dadurch, daß man neben der Treppe zu beiden Seiten Zimmer anbaute, welche mit einem flachen Dache bedeckt wurden und von der Straße her Fenſter und Eingänge erhielten. Das flache Dach wurde mit einer ſteinernen oder eiſernen Bruſtwehr umgeben und dienet zum Altane. Die Gewölbe unter dem Altane wurden zu Kramladen oder Werkſtätten für Handwerker eingerichtet. Dies ſind die Beiſchläge. Sie ſind jetzt oft mit großen Fenſtern und koſtbaren Ladenthüren gezieret, und die obere Einfaſſung des Altans iſt oft mit durchbrochenen Verzierungen aus Stein verſehen. An großen öffentlichen Plätzen und an prachtvollen öffentlichen Gebäuden fehlt es in Danzig ſehr; die Marktplätze ſind im Grunde mehr breite Straßen, als große freie Plätze. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen folgende vorzüglich bemerkt zu werden; 1) die lutheriſche Oberpfarrkirche zu St. Marien, im 14. Jahrhunderte erbaut, eine Kreuzkirche mit 18 Altären und dem berühmten Gemälde, das jüngſte Gericht darſtellend, welches man für das Werk eines Niederländiſchen Malers hält. Außer dem ſehr hohen Glockenthurme iſt das Dach dieſer Kirche noch mit 10 Thürmchen verſehen. 2) Das neue Komödienhaus, im edlen Style erbaut, eine mit einer Kuppel verſehene und mit Kupfer gedeckte Rotunde, deren Fronton von 4 Doriſchen Säulen getragen wird; im Innern iſt dieſes Gebäude geſchmackvoll eingerichtet und verziert. 3) Das alte Zeughaus, mit ſteinernen Verzierungen an den Giebelſpitzen, welches 2 Hauptgeſchoſſe und an der Hauptſeite zwei gewölbte Eingänge hat. Aus beiden Ecken der Hauptſeite ſpringt ein achteckiger Thurm hervor. Das untere Geſchoß beſteht in einem einzigen von Pfeilern getragenen Gewölbe, das obere Geſchoß enthält 4 Säle mit mancherlei Merkwürdig-

keiten aus alten Zeiten. — Danzig iſt eine der wichtigſten Seehandelsplätze des Staates. 1830 hatte es 76 eigene Seeſchiffe mit 16,058 Laſten, und in ſeinen Hafen (Neufahrwaſſer) liefen 1182 Seeſchiffe mit 113,192 Laſten ein und 1171 Schiffe mit 112,564 Laſten aus; für 2,325,000 Rthlr. wurden aus dem Auslande ein und für 7,977,600 Rthlr. (worunter allein für beinahe 6 Millionen Rthlr. Waizen) ausgeführt. Seitdem hat der Seehandel ſehr abgenommen, ſo daß 1833 nur 536 Schiffe mit 47,678 Laſten ein- und 545 Schiffe mit 42,642 Laſten ausliefen. Doch ſcheint die Schifffahrt ſich wieder zu heben, wenigſtens betrug 1834 die Zahl der ausgelaufenen Schiffe 696, von welchen 136 mit Getreide und 276 mit Holz beladen waren. Bemerkenswerth ſind in Danzig die großen Dampfmahlmühlen und die Bäckereien von Schiffszwieback. Von letztern beſchäftigen einige 5 bis 600 Arbeiter. — In der Nähe von Danzig, zwiſchen der Mottlau und der Weichſel liegt der Danziger Werder, eine Niederung oder Marſchgegend von der üppigſten Fruchtbarkeit, mit Dörfern und Baumgärten beſäet, welche einen hohen Grad von Wohlſtand verkündigen. Die häusliche Einrichtung iſt wie die eines wohlhabenden Bürgers; die Bewohner haben die feinſten Möbeln und in ihren Häuſern herrſcht viel Luxus.

In der anſehnlichen Stadt Elbing, welche in einer ſehr fruchtbaren Ebene, am ſchiffbaren, ins friſche Haff ſich einmündenden Fluſſe Elbing liegt, und 2100 H. mit 18,000 E. hat, iſt vorzüglich die 1822 eröffnete Pott-Cowleſche Stiftung bemerkenswerth. Nämlich 1821 vermachte Richard Cowle, ein Engländer von Geburt, der ſich lange als Kaufmann in Preußen aufgehalten und zuletzt zu Elbing gelebt hatte, dieſer Stadt eine Summe von 200,000 Rthlr., als ein Stiftungs-Fonds, deſſen Einkünfte auf folgende Weiſe verwendet werden ſollen: 1) die Zinſen von 50,000 Rthlr. für das Induſtrie- und Kinderhaus, eine ſchon früher von einigen menſchenfreundlichen Bewohnern Elbings geſtiftete Anſtalt, welche den Zweck hat, die von ihren Eltern wegen eigener Dürftigkeit verwahrloſeten Kinder, ſo wie elternloſe Waiſen aufzunehmen und zu einem nützlichen Berufe auszubilden, zugleich auch andern nothleidenden Perſonen tägliche Speiſe und andere Unterſtützungen zu reichen; die Zinſen von 50,000 Rthlr. für das ebenfalls nur auf freiwillige Beiträge edler Bürger Elbings erbaute und ſehr zweckmäßig eingerichtete Krankenhaus, zur Aufnahme hülfloſer Kranker aus der Stadt und deren Bezirke; die Zinſen von 30,000 Rthlr. zur Verbeſſerung des Gymnaſiums; die Zinſen von 20,000 Rthlr. zu einer Stiftung für weibliche Dienſtboten, welche wenigſtens 10 Jahre ihrer Herrſchaft treu gedient haben und zur Belohnung ihrer Treue, in Wohnung, Speiſe und Trank lebenslang frei unterhalten werden ſollen; die Zinſen von 10,000 Rthlr. ſollen am 12. Januar jedes Jahres (Geburts-

tage Cowle's) unter die Hausarmen in Elbing in der Stille vertheilt werden; und die Zinſen der noch übrig bleibenden 40,000 Rthlr. ſind zur Unterſtützung mehrerer anderer wohlthätigen Anſtalten in Elbing, insbeſondere zur Verbeſſerung einiger Armenſchulen für Knaben und Mädchen beſtimmt.

Zu Marienburg, einer in einer ſehr fruchtbaren Gegend an der Nogat gelegenen Stadt von 5500 E., iſt das große und ſchöne Schloß der vormaligen Hochmeiſter des Deutſchen Ordens ſehenswerth, welches im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts von dem Orden erbaut wurde und von 1309 bis 1466 die Reſidenz der Hochmeiſter war. Dieſes herrliche mit vieler Pracht und Schönheit erbaute Schloß war im Laufe der Zeit ſehr verfallen und ging ſeinem Untergange entgegen, bis in den neueſten Zeiten daſſelbe wieder, ſo weit es möglich war, hergeſtellt wurde. Der rechte Flügel deſſelben beſteht aus 2 Gebäuden, das eine, nach der Nogat zu weit vorſpringend, enthielt die Wohnungen des Hochmeiſters und der höhern Ordensbeamten, das andere, außer 2 Kellergeſchoſſen, in dem erſten Stockwerk das Refectorium (Speiſeſaal). An das Schloß iſt die Ordenskirche zu St. Marien und die unter ihr befindliche unterirdiſche St. Annenkapelle angebaut in den Jahren von 1334—1341. Dieſe Kirche zeichnet ſich durch die hohen, mit durchbrochener Arbeit in Stuck reichgeſchmückten Fenſter aus. An der ſüdöſtlichen Seite, da wo die Mauer unmittelbar aus dem tiefen Graben ſich erhebt, ſieht man eine Blende, die gleiche Größe mit den Fenſtern hat. Auf ihren himmelblauen Seitenwänden glänzen goldene Sterne. Aus dem prächtigen Goldgrunde in der Mitte der Niſche tritt, halb erhaben, das wegen der ſchönen Arbeit bewunderte koloſſale, 16—20 F. hohe Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jeſuskinde auf dem Arme hervor. Die Geſtalt hat ein goldenes Unterkleid und darüber ein rothes Gewand mit goldenen Verzierungen; die freie Hand hält einen eiſernen Szepter, der einem Lilienſtengel nicht unähnlich iſt. Die Oberfläche des Bildniſſes und der Niſche beſteht aus Moſaik, welches aus kleinen drei- und viereckigen Platten von einer rothen, undurchſichtigen Glasmaſſe gebildet iſt.

b) Oſtpreußen.

Königsberg, die Hauptſtadt der ganzen Provinz Preußen, gehört zu den größten Städten des Staates, indem der Umfang derſelben faſt 2 M. beträgt, auf welchem Raum 4100 Wohnhäuſer mit 62,400 Menſchen, wobei jedoch das Militär nicht mitgerechnet iſt, ſich befinden. Mit demſelben zählt man jetzt 69,000 Einwohner. In dieſem großen Umfange ſind aber auch viele Gärten, ſelbſt Wieſen und Felder wenigſtens in den äußeren Stadttheilen eingeſchloſſen und ſogar ein 47 Morgen haltender Teich, der Schloßteich genannt, der ſich im Innern des

nördlichen Theiles der Stadt von dem außerhalb des Walles befindlichen Oberteiche von N. nach S. gegen 2000 Schritte lang zieht. Ueber ihn führt eine lange Brücke, von welcher man eine reizende Ausſicht genießt, denn der Teich iſt rings von Gärten umgeben, welche hinter den Häuſern der angrenzenden Straßen mit mannigfaltiger Verzierung bis an das Ufer ſich erſtrecken, und an dieſem häufig mit Luſthäuſern oder Balkons bebauet ſind. Dieſer große Teich, die Gärten, Wieſen und Felder tragen in das Bild der Stadt ländliche Reize und Mannigfaltigkeit, während man auf der andern Seite die lebendigen Anſichten großer Handelsſtädte findet. Beſonders erblickt man an den Ufern des Pregel das lebhafteſte Menſchengewühl. Dieſer Strom mit Schiffen von allerlei Bauart bedeckt, welche theils beladen, theils ihrer Waaren entledigt werden, der Jubel, mit welchem das ankommende Schiff empfangen wird, die herzlichen Wünſche, welche dem abgehenden folgen, die Vermiſchung verſchiedener Sprachen unterhalten den Zuſchauer. Im Winter ſieht man den mit Eis bedeckten Fluß von vielen Schlitten befahren und an heitern Tagen von Spaziergängern häufig beſucht. Königsberg liegt nämlich an dem Pregel, einem zwar nur 270 Fuß breiten, aber 30 F. tiefen, ſchiffbaren Fluſſe, der 2 M. oberhalb Königsberg ſich in 2 Arme theilt, wovon der rechte der neue, der linke der alte Pregel heißt. Beide Arme dringen in die Mitte der Stadt ein, bilden die Inſel und den Stadttheil Kneiphof, vereinigen ſich hierauf bei der Honig- und grünen Brücke, und der vereinigte Strom fällt 1 Meile unterhalb Königsberg in das friſche Haff. Auf dem Meere iſt Königsberg in einer Entfernung von 8, auf dem Lande von 3—4 M. ſichtbar. In der Nähe fällt es am vortheilhafteſten vor dem Friedländer Thore in die Augen. Die Stadt liegt auf einem unebenen Boden und zum Theil auf bergigen Anhöhen; indem in gehöriger Entfernung von dem Pregel, der gleichſam einen Thalweg durch die Stadt hat, der Boden ſich erhebt und zwar höher nach N. als nach S., und in der Mitte der Stadt rückt die nördliche Höhe nahe an das Ufer mit ſteiler Verflächung; daher das Schiefe und Abhängige vieler Straßen. Auf der Höhe im N. liegt dicht vor der Stadt 72 F. höher als der Pregel, der große Oberteich, deſſen Abfluß unter dem Namen Fließ, hernach Katzbach, ehemals Löbe genannt, ſich durch die Stadt ſchlängelt, die Stadttheile Löbenicht und Altſtadt von einander ſcheidet und hierauf in den Pregel geht.

Weder öffentliche noch Privatgebäude zeichnen ſich durch Pracht, Schönheit und Regelmäßigkeit beſonders aus, und Königsberg ſteht in dieſer Hinſicht vielen andern großen und mittlern Städten nach. Es bietet im Ganzen weder das Bild einer alten noch einer neuen Stadt dar; obgleich man beinahe in jeder Straße an das Alterthum erinnert wird, zeigt es jetzt immer mehr den

Uebergang zum Modernen. So ſucht man jetzt immer mehr die Vortreppen, Beiſchläge, oder wie man ſie hier nennt, Vorſtübchen, wodurch die Straßen ſehr beengt werden, wegzuſchaffen und die Straßen breiter zu machen; was ſchon in vielen Straßen geſchehen iſt, nur die Kneiphöfſche Langgaſſe ſoll in ihrer alterthümlichen Bauart erhalten werden. In der Mitte der Stadt ſind die Häuſer ſehr zuſammengedrängt, daher mehr in die Höhe als in die Breite gebaut; die Breite iſt bisweilen ſo gering, daß nur ein Fenſter Raum haben konnte. Die Giebel der Häuſer ſind nach der Straße gekehrt und oft mit ſchweren Verzierungen überladen. In den äußern Stadttheilen ſtehen die Häuſer oft weit auseinander, ſind aber hier moderner, oft groß und geſchmackvoll, doch die Mehrzahl erhebt ſich nicht über das Gewöhnliche. Jetzt iſt Königsberg in 3 Polizei-Inſpektionskreiſe und 8 Polizei-Diſtrikte getheilt, die ältere Eintheilung war in das Schloß, die Altſtadt, den Kneiphof, Löbenicht und 14 Freiheiten nebſt der Friedrichsburg, einer vormaligen am Pregel angelegten Feſtung oder Citadelle, die ein mit Graben umgebenes Viereck bildet, deren Gebäude, mit der Rückſeite an den Wall gekehrt, ein Viereck machen, in deſſen Mitte ſich ein großes Zeughaus befindet. Bis zur Einrichtung des Schloſſes in Ragnit zu einer Strafanſtalt im J. 1825 diente die Friedrichsburg zu dieſem Behufe; jetzt ſind die Gebäude theils bis auf weitere Beſtimmung vermiethet, theils werden ſie noch von der Militärbehörde benutzt.

Unter den öffentlichen Gebäuden Königsbergs bemerken wir nur folgende: 1) das Schloß, worin ſeit dem Verluſt von Marienburg die Hochmeiſter und die nachherigen Herzoge von Preußen ihre Reſidenz hatten, ſteht auf einer Höhe und iſt zwar groß, aber nicht ausgezeichnet durch Schönheit der Bauart, indem es durch den abweichenden Bau zu verſchiedenen Zeiten kein übereinſtimmendes Ganzes bildet, ſondern durch die Ungleichheit ſeiner Theile durchaus keinen Haupteindruck macht. Der innere von allen 4 Seiten mit Gebäuden geſchloſſene Hof bildet ein längliches Viereck, 333 F. lang und 213 breit. Die Hälfte der Nordſeite iſt allein noch ſo, wie der Deutſche Orden ſie erbaut hatte; die andern Theile ſind ſpäter, und zu ſehr verſchiedenen Zeiten gebaut. Ueber der Schloßkirche geht ihrer ganzen Länge nach der 265 F. lange und 57 F. breite ſogenannte Moskowiterſaal. Seine Höhe beträgt nur 19 F. und die Decke iſt von Holz. Der 240 F. hohe Schloßthurm, auf den jetzt 555 Stufen bis zur Gallerie führen, gewährt die umfaſſendſte Ausſicht auf die ganze Stadt und ihre Umgebungen, und weſtlich über das friſche Haff. Vor dem Schloſſe iſt der Marſtall, deſſen Hofraum vom Schloßplatz durch eine Mauer getrennt wird, deren Mitte einen Bogen bildet, in welchem die bronzene Bildſäule des Königs Friedrich I. auf einem mit Marmor bekleideten Fußgeſtelle ſteht. 2) das neue

Schauſpielhaus, das ſchönſte Gebäude Königsbergs, 1809 eingeweihet, hat eine Länge von 221 F. und 91 F. Breite und faßt 1500 bis 1600 Perſonen. 3) die Domkirche, deren äußere Länge mit dem 160 F. hohen Thurme 294 F. beträgt. Im Innern iſt die Kirche 133 F. lang, 82 breit, der Chor 114 F. lang, 54 F. breit. Die Höhe der Kirche im Schiffe beträgt 54, des Chors 43 F. Das Gewölbe ruht auf 12 Pfeilern. Man findet in der Domkirche viele merkwürdige Grabdenkmäler und eine ſehr große, vortreffliche Orgel. 4) das 1800 neu errichtete Börſengebäude, welches auf Pfählen über dem Pregel ſteht und mit ſeinen Verzierungen, wiewohl es bloß von Holz erbaut iſt, vortheilhaft in die Augen fällt. 5) die Burgkirche (Deutſch-reformirt) mit Säulen Korinthiſcher Ordnung an den Eingängen, einer zierlich gearbeiteten Kanzel, einem metallenen, über 1000 Pfd. ſchweren Kronleuchter und einer durch Wohlklang und Stärke ſich auszeichnenden Orgel. 6) die katholiſche Kirche, von Außen 147 F. lang und 87 breit, die innere Höhe beträgt 45, die Höhe des Dachs 95 und des Thurms 192 F. Die vordere Seite hat 4 große bis an das Dach gehende Pilaſter; zwiſchen denen der Haupteingang und zwei ſchön verzierte Nebenthüren ſind. Der Thurm iſt mit einer Kuppel verſehen. Das Innere der Kirche iſt einfach.

Die 5 M. ſüdlich von Königsberg gelegene kleine Stadt Preußiſch Eylau, von 2100 Menſchen bewohnt, iſt bekannt durch eine große zweitägige Schlacht, welche am 7. und 8. Februar 1807 von 64,000 Ruſſen und 6000 Preußen unter dem Oberbefehl des Ruſſiſchen Feldherrn Benningſen gegen 90,000 Franzoſen unter Napoleon geliefert wurde. Mit einer beiſpielloſen Erbitterung ward von beiden Seiten gekämpft, und beide Heere hatten äußerſt gelitten, ſo daß auf jeder Seite der Verluſt an Todten und Verwundeten 25,000 Mann betrug, und beide Heere nach der Schlacht ſich faſt im Zuſtande der Auflöſung befanden. Kanonen waren auf keiner Seite genommen, ſo wie auch keine Gefangenen gemacht worden. Beningſen, unbekannt mit dem ſehr großen Verluſte ſeiner Gegner, glaubte nicht genug Kräfte zur Fortſetzung des Kampfes auf den folgenden Tag zu haben, zog ſich in der Nacht nach Königsberg, ohne daß Napoleon im Stande war, ihn lebhaft zu verfolgen; denn die Korps von Augereau und Davouſt waren faſt ganz aufgerieben und nur das Korps von Ney und die Garde befanden ſich noch im ſchlagfertigen Stande. Der Rückzug der Ruſſen war daher Napoleon ſehr willkommen.

Auch die kleine, von 2300 Menſchen bewohnte und an der Alle, 6 Meilen ſüdöſtlich von Königsberg gelegene Stadt Friedland iſt durch eine große Schlacht am 14. Junius 1807 bekannt. 75,000 Franzoſen unter Napoleon ſchlugen hier 66,000 Ruſſen unter Benningſen. Die letztern ſtanden längs des linken Ufers

der Alle, und hatten dieſe und die Stadt Friedland hinter ſich. Die Franzoſen treffen erſt nach und nach von früh Morgens bis Nachmittags um 3 Uhr auf dem Schlachtfelde ein. Daher haben die Ruſſen Vormittags einige Vortheile und dringen vor. Damit begnügt ſich Benningſen, und ſtatt die ſchöne Gelegenheit zu benutzen, die eintreffenden Franzoſen im Einzelnen zu ſchlagen, läßt er ſich durch das Geſchützfeuer derſelben und ihre Plänkeleien hinhalten und ſieht ruhig zu, wie die feindliche Armee ſich immer mehr verſtärkt. Dieſe geht, nachdem endlich ihr letztes Korps angekommen iſt (Nachmittags um 3 Uhr) zum kraftvollſten Angriff über und wirft ſich auf die Mitte der Ruſſiſchen Stellung, während der rechte Franzöſiſche Flügel unter Ney in die linke Seite der Ruſſen dringt. Deshalb zieht ſich der linke Flügel der Ruſſen nach Friedland zurück und da gleichzeitig auch ihr Mittelpunkt gedrängt wird, ſo müſſen die Vortheile, welche ihr rechter Flügel über die Franzoſen erhalten hat, aufgegeben werden, und der allgemeine Rückzug des Heeres wird nun nothwendig. Der Uebergang über die Alle, welche hier ſteile Ufer hat, iſt für die hart bedrängten Ruſſen mit großem Verluſte verbunden; viele ertrinken darin. Der Verluſt der Ruſſen betrug 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, der Franzöſiſche nur 6000 Mann nach ihren Berichten. So hatte Napoleon den vollſtändigſten Sieg erfochten, allein den Ruhm der verzweiflungsvollen Tapferkeit mußte er ſelbſt ſeinen Gegnern zollen, ſie hatten ſich aufs tapferſte geſchlagen, ſich durch das brennende Friedland und mitten durch die Franzoſen einen Weg gebahnt, und lieber den Tod in den Fluthen geſucht, ſtatt ſich gefangen zu geben. Die Folge dieſes Sieges war das Ende des Kriegs und der Frieden zu Tilſit (ſ. S. 910).

Ende des erſten Bandes.

Regiſter.

Seite.
Aachen . . 1001
Aargletſcher . 358
Abaligether Höhle 608
Abenddämmerung 56
Abendröthe . 56
Abplattung der Erde 19
Abruzzeſi . . 468
Adelsberger Höhle 583
Adersbach . . 593
Aequinoktialſtröm. 42
Aequinoktien . 10
Aerolithen . 59
Aethiopiſches Meer 47
Aetna . . 456
Affen . . 122
Agave . . 388
Agnanoſee . 480
Agrumen . . 100
Agtelek . . 610
Ajaccio . . 190
Alabaſter . . 389
Alaun . . 130
Albuferaſee . 147
Alexisbad . 751
Aloe . . . 388
Alp . . . 854
Alpen 89, 324, 334
„ Berner . 328
„ Cottiſche . 153
„ Dinariſche 539
„ Grajiſche . 378
„ Graue . 378
„ Juliſche . 539
„ Karniſche . 537
„ Lepontiſche 327
„ Liptauer . 542
„ Noriſche . 535
„ Penniniſche 324
„ Rhätiſche 333, 527
Altenbecken . 989
Altenburg . . 713
Altenburg. Bauern 715
Altenſtein . . 716
Altkönig . . 822
Amalgamiren . 696
Amerikaniſch. Ozean 47
Amethiſt . . 262
Amſterdam . 300
Ananas . . 388
Anhalt . . 726
Anis . . . 927
Antilopendurſt . 57
Antimonium . 155

Seite.
Antipoden . 5
Antwerpen . 317
Apenninen . 377
Arcona . . 964
Armeniſche Kirche 81
Arona . . 405
Arpino . . 490
Arſenik . . 155
Asbeſt . . 157
Aſchblei . . 155
Aſpern . . 576
Atlantiſcher Ozean 47
Atmosphäre . 49
Augarten . . 572
Augsburg . . 888
Ausſchlagen d. Kälte 52
Auſterlitz . . 596
Auſtern . . 124
Avernerſee . 488
Avignon . . 186

Baar, die . 855
Backofenſtein . 928
BadenGroßherzogt. 827
„ im Großherzogthum Baden 836
„ in Oeſterreich 575
Bär (Landbär) 122
Baiern . . 866
Baireuth . . 896
Baiſalz . . 105
Balaton . . 525
Bamberg . . 897
Banditen . . 398
Baradla . . 610
Barcaroli . 398, 632
Baribal . . 123
Barmen . . 994
Barren . . 33
Baſalt . . 928
Basken . . 165
Bauden . . 917
Baumannshöhle 743
Baumwolle . 128
Beaucaire . . 185
Beffana . . 397
Belgien . 283, 308
Belgier . . 309
Belle Alliance . 314
Belvedere in Oeſterreich . 572
„ in Weimar 720

Seite.
Bergen auf der Inſel Rügen . 959
Bergkryſtall . 262
Bergöl . . 513
Bergreiß . . 126
Bergſchotten . 205
Bergſtraße . 808
Bergzinnober . 552
Berlin . . 933
Bernadotte . 181
Bernauer (Agnes) 885
Bernina . . 364
Bernſtein . . 929
Beskiden . . 542
Bieberich . . 825
Biederſtein . 881
Bielshöhle . 744
Billwerder . 773
Bimsſtein . . 236
Birmingham . 219
Blankenburg . 742
Blindheim . . 890
Bodenſee . . 320
Böhmen . . 587
Böhmerwald . 526
Böhmiſche Brüder 698
Böttger . . 687
Bologna . . 446
Bologneſer Steine 447
Bonifacius . 805
Bonn . . 1000
Bordeaux . . 179
Bornheim . . 817
Borromäiſche Inſeln . . 405
Borromeo (der Heilige) . . 405
Boulogne . . 176
Brandenburg 932, 951
Brandungen . 42
Braunkohlen . 553
Braunſchweig 731, 740
Braunſtein . 552
Bregenzerſee . 320
Bremen . . 778
Breslau . . 1010
Breizards . . 164
Bridgewat. Kanal 194
Brittiſche Induſtrie 207
Brittiſches Reich 192.
Brocken . . 748
Broek im Waterlande . . 304

Seite.

Bröller . . 857
Brudeldreis . 926
Brünn . . 595
Brüſſel . . 311
Bürglen . . 349
Büffel gemeiner 384
Bullerborn . 989
Burgſee . . 962
Butzkopf . . 260

Cadix . . 144
Cagots . . 166
Calabreſen . 469
Calais . . 176
Caledoniſcher Kanal 195
Campo Formio . 643
Campo ſante . 420
Canoſſa . . 413
Cardona . . 149
Carlowitz . . 619
Carneval . . 396
Caſa ſanta . 443
Caſa Simonetta 627
Caſerta . . . 489
Caſſel . . 798
Caſtleton . . 220
Cementwaſſer 605, 756
Ceres . . 12
Cevennen . . 153
Chamounythal . 402
Charlottenburg . 950
Charybdis . . 450
Cicero . . 490
Cichorie . . 294
Cicisbeo . . 393
Citadelle . . 79
Citrin . . 262
Citronen . . 100
Citronengärten . 372
Civiliſirte Völker 78
Clausthal . . 756
Coblenz . . 1004
Cochenille . . 120
„ Polniſche 549
Cöln . . . 995
Comerſee . . 368
Compaß . . 24
Cordova . . 146
Correggio . . 414
Corſica . . 190
Corſo . . 396
Crefeld . . 992
Creolen . . 77
Cretins . 340, 669
Cſopaki . . 562

Seite.

Cunnersdorf . 953
Cypreſſe . . 104
Czechen . . 558
Czirknitzer See . 584

Dämmerung . 56
Dänemark . 229
Dänen . . 236
Dalekarlier . 278
Dalmatien . 615
Dammersfeld . 875
Dampfwagen . 221
Dannecker . 861
Dannemora . 278
Danzig . . 1023
Darmſtadt . 809
Datteln . . 101
Debreczin . 611
Delphin . . 260
Delta . . 32
Dennewitz . 952
Deutſchland . 644
Deutſche 555, 660
Deutſch=Wagram 575
Dialekte . . 78
Doberan . . 767
Doks . . 216
Donau . . 519
Donauwörth . 890
Donnersberg . 876
Dornbach . 575
Dresden . . 680
Drottningsholm 277
Dublin . . 228
Dünen . 33, 293
Dünſte . . 49
Düſſeldorf . 991
Dunen . . 198

Ebbe . . 44
Ebenen . . 31
Ebergaſſing . 576
Edelſteine . 132
Edinburgh . 226
Ehrenbreitſtein 1005
Ehrenfriedersdorf 697
Eiderdunen . 198
Eidergans . 198
Eidervogel . 198
Eifel . . 922
Einſiedeln . 352
Eisberge . . 40
Eisblink . . 39
Eiſenach . . 721
Eiſenbahnen . 221

Seite.

Eisfelder . . 39
Eisflarden . 39
Eisleben . 975
Eismeer . 45, 66
Eismeer in Savoyen 403
Eismeer nördliches 45
„ ſüdliches 46
Ekliptik Schiefe derſelben . . 9
Elba . . 421
Elbe . . 657
Elberfeld . 993
Elbing . . 1025
Elenthier . . 252
Elliptiſche Bahn der Erde . . 8
Ellrich . . 987
Elyſäiſche Felder 489
Elyſium . . 945
Emden . . 760
Ems Bad . 826
Ems Fluß . 760
Engadin . . 363
Engelsburg . 439
Engländer . 199
Entfernung der Erde von der Sonne 10
Erdbeerbaum . 104
Erdmännsleinloch 839
Erdpech . . 513
Erdtheer . . 513
Eremitage . 896
Erfurt . . 983
Erzgebirge . 679
Escorial . . 142
Ettersberg . 719
Europa . . 85
Evangeliſche Brüder=Unität . 698
Ewiger Schnee 65
Externſtein . 787

Fabriken . 79
Fabrikſtädte . 79
Färberröthe . 127
Falkenſtein . 752
Falkenſteiner Höhle 859
Fandango . 136
Farbige . . 77
Fata Morgana 56
Fehmgerichte . 837
Feigenbaum . 100
Feldberg 821, 832
Felſenmeer . 808
Feſtungen . 79

Seite.

Fetiſche . . 83
Feuerkugel . 58
Feuerſpeiende Berge 30
Fichtelgebirge . 872
Fichtelſee . . 873
Fingalshöhle . 227
Finſteraarhorn 329
Firn . . 66
Firner . . 66
Fiſchſee . . 546
Flachebenen . 31
Flamänder . 310
Fliegender Drache 58
Flintenſteine . 158
Flötzgebirge . 28
Florenz . . 416
Flüſſe . . 32
Flugſand . 29
Flußgebiet . 32
Fluth . . 44
Franke . . 978
Frankenwald . 707
Frankfurt am Main 812
Frankfurt an der O. 953
Frankreich . 150
Franzöſiſche Weine 154
Franzoſen . 158
Fraueneis . 262
Fredrikshald . 279
Freiberg . . 694
Freiburg . . 838
Freyburg . . 359
Friedland . . 1029
Friedrichsburg . 241
Friedrichshall . 279
Friedrichshöhle 858
Friedrichsburg Lade-
gaard . . 241
Friedrichsſtein 279
Frieſen 238, 294
Fugger . . 889
Fulda . . 804
Fuſaroſee . . 489
Fußpunkt . 22

Galizien . . 597
Galläpfel . 154
Gallego . . 120
Galmei . . 154
Ganggebirge . 28
Gardaſee . 369
Garriguen . 153
Gasbeleuchtung 212
Gebirge . . 27
Gegenfüßler . 5

Seite.

Gemſe . . 335
Gemſenjagd . 336
Genf . . 362
Genferſee . 322
Geniſte . . 309
Genua . . 407
Geographie . 1
Georgſtollen . 747
Gerberſumach 130
Germanen . 660
Geſichtskreis . 22
Gewitter . 53
Geyſer . . 234
Gibraltar . 145
Ginſter . . 309
Glärniſch . . 349
Glätte . . 927
Glatteis . . 52
Gletſcher . . 65
Gletſchergebläſe 68
Globus . . 21
Görlitz . . 1019
Göttingen . 757
Golfſtrom . 42
Gold in Oeſterreich 551
Gondeln . . 631
Gondoliere 398, 632
Goralen . . 561
Goslar . . 755
Gota-Kanal . 246
Gotha . . 711
Grade der Breite
und Länge . 17
Grätz . . 581
Grampiangebirge 195
Granada . . 147
Granatäpfel . 100
Granit . . 157
Graphit . . 199
Graupeln . 52
Greenwich . . 224
Gregor VII. 413, 423
Greifenſtein . 697
Griechen . . 510
Griechiſche Kirche 80
Grimſel . . 358
Grindelwald . 356
Größe der Erde 7
Groß-Aſpern . 576
Großbeeren . 951
Großbritannien 192
Groß-Enzersdorf 577
Großer Ozean 48
Großes Weltmeer 48
Großglockner . 535

Seite.

Großgörſchen . 973
Großherzogt. Heſſen 806
Grotte v. Poſilippo 479
Grüner See . 546

Haag . . 305
Haarlem . . 303
Habsburg . 346
Hacken . . 350
Hängender Thurm
zu Piſa . 420
Häring . . 196
Hagel . . 52
Halberſtadt . 968
Halbinſel . . 33
Halle . . 977
Hallein . . 579
Halloren . 977
Hamburg . 768
Hamptoncourt 218
Hanaken . . 559
Hanau . . 804
Handek . . 358
Handel Eintheilung
deſſelben 80
Hannover 744, 753
Hanſa . . 768
Hanſag . . 524
Hardt . . 855
Harz . . 744
Haſel . . 839
Haslithal . 357
Hegira . . 82
Hegyallia . 550
Heidelberg . 843
Heiliger Damm 764
Heinrich IV. Deut-
ſcher Kaiſer 413
Heinrich IV. König
von Frankreich 180
Hekla . . 232
Helgoland . 241
Herkulanum 481, 482
Herkulesbäder 620
Herrenhauſen 754
Herrngrund . 605
Herrnhut . 697
Herrnhuter . 698
Herrſchende Winde 64
Hertha . . 963
Heſſen Großherzogt. 806
„ Homburg 812
Heuberg . . 855
Hildesheim . 754
Hirſchberg 1018

Seite.
Hirtenvölker . 78
Hochebene . 31
Hochgebirge . 28
Hochland . 31
Hochſchotten . 205
Höchſtädt . . 890
Höfe um die Sonne und den Mond 55
Höhe abſolute 27
Höhenrauch . 50
Höhenzug . 31
Höhle der Kumaniſchen Sibylle 488
Höhle v. Poſilippo 479
Hölle . . 833
Hörſelberg . 352
Hofwyl . . 355
Hohenheim . 862
Hohenzollern . 846
Hohle See . 41
Holländer . 294
Honigthau . 52
Horaken . . 559
Horizont . 22
Horn . . 787
Hübichenſtein . 750
Hummer . 308
Hundsgrotte . 480
Huſſitenfeſt . 974

Jacobitiſche Kirche 81
Jahrszeiten . 9
Januarius d. Heilige 475
Jasmund . 962
Jaspis . . 466
Idria . . 585
Igel . . 1009
Illyrien . . 582
Ilſenſtein . 750
Improviſatoren 400
Indiſcher Ozean 48
Induſtr. producirende 79
„ veredelnde 79
Inſeln . . 33
Inſelsberg . 709
Johannisberg 823
Johannisbrodbaum 102
Johanniterorden 505
Johann v. Nepomuck 591
Joniſche Inſeln 508
Iren . . 206
Irländer . 206
Irmenſäule . 754
Irrlichter . 58
Irrwiſche . 58

Seite.
Islam . . 82
Island . . 231
Isländer . . 238
Iſotherm-Linien 72
Italien . . 365
Italiener . 390
Jungfrau (Berg) 330
Jungfrau v. Orléans 179
Juno . . 12
Jupiter . . 13

Kaiſerkanal 116
Kaolin . . 554
Kapern . . 466
Kapitol . . 438
Karl der Kühne 360
Karl der XII. 280
Karlsbad . 592
Karlsruhe . 834
Karpathen . 540
Karpathenſeen 545
Karſt . . 539
Kaſſuben . 932
Kaſtanienbaum 102
Katakomben von Neapel . . 476
Katakomben von Palermo . . 495
Katakomben von Paris . . 175
Katakomben v. Rom 440
Katakomben von Syrakus . . 500
Katarakt . 32
Keith . . 936
Kelle . . 988
Kermesbeeren 104
Kermeseiche . 104
Keswik . 199
Kew . . 224
Kilian der Heilige 902
Kiltgang . . 342
Kimmung . 56
Kjölengebirge . 251
Kirchenſtaat . 422
Kirſchlorbeerbaum 102
Klima mathematiſches . . 24
Klima phyſiſches 64
Klippen . . 33
Klompen . 298
Kniebis . . 832
Kobalt . . 131
Königsberg 1026
Königſtein . 684

Seite
Kontinentalklima 71
Kopenhagen . 240
Kopernikaniſches Syſtem . 8
Korallen . 125
Koran . . 82
Koriander . 927
Korinthen . 512
Korkeiche . . 103
Krabla . . 232
Krapp . . 127
Krater . . 30
Kreuzberg b. Berlin 945
„ der heilige 875
Kroaten . . 563
Kroatien . . 614
Kronſtadt . 617
Kryſtall . . 262
Kryvan . . 544
Küſtenflüſſe 32
Küſtenländer 31
Kugelgeſtalt d. Erde 1, 6
Kuhreigen . . 341
Kurheſſen . 791
Kymren . . 164

Laacherſee . . 1007
Lago maggiore 368
Lagunen . . 629
Land . . 27
Landeskrone 1020
Landgebirge 28
Landkarten . 21
Landregen . 51
Landtrombe . 54
Landwind . 63
Langer See . 368
Languedocſch. Kanal 152
Lappen . . 271
Laterne . 434
Latomien . 499
Lauterbrunnen 355
Lauwinen . 69
Lava . 30, 235
La Valetta . 507
Lavezſtein . 262
Lavinen . . 69
Laxenburg . 574
Lazzaroni . 478
Leipzig . . 688
Leirhnukr . 233
Lemberg . . 598
Lemming . . 256
Leoben . . 582

Seite.
Leopold vn Braun-ſchweig 952
Leopold vnAnhalt-Deſſau 937
Leuchten es Meeres 36
Leuthen 1014
Lichtenſtin 858
Lidi 629
Liebenſten 716
Liechtenſein 848
Lippeſch Fürſtenth. 785
Liſſabon 110
Liverpoo 223
Loch Lonond 195
Lodi 628
Lokarneſee 368
Lombariſch-Venezianiſhes Königr. 621
Lomnitzr Spitze 543
London 208
Lorbeerlaum 102
Lorbeerirſchen 102
Loreto 443
Lucca 414
Luchs 256
Ludwigsburg 862
Ludwigsluſt 765
Lübeck 775
Lünebrg 757
Lünebrger Heide 752
Lützen 971
Lufterſcheinungen 49
Luftſpiegelung 57
Luneville 177
Luthers Buche 718
Luthers Haus 975
Luzern 353
Lymford 231
Lyon 183

Maare 924
Maccaroni 395
Maddalonibrücke 490
Madrid 138
Mägdeſprung 751
Mähren 594
Mähriſche Brüder 698
Mälarſee 247
Mafra 113
Magdalenahöhle 584
Magdalenenhöhle 360
Magdeburg 965
Maguey 389
Magot 122
Magyaren 564

Seite.
Mahlſtrom 281
Mahomedaner 82
Mailand 624
Mainz 811
Malta 504
Malteſer 506
Malteſerritter-Ord. 505
Mancheſter 221
Mandelbaum 101
Manna 465, 926
Mannheim 840
Mann mitder eiſernen Maske 190
Mantuaniſch. Gefäß 741
Manufakturen 79
Maremma 373
Marengo 404
Mariazell 581
Marienburg 1036
Marienglas 262
Marmor 132
Marmorpalais 950
Maronen 103
Mars 12
Marſchländer 29
Marſeille 187
Maſtir 130
Maſtrich 306
Mazocha 596
Mazuraken 561
Mecklenburg 762
Mediceiſche Gallerie 418
Meeraugen 546
Meere 33
Meerestiefe 33
Meerſalz 105
Meerſchwein 260
Meerwaſſer 34
Mehadia 620
Mehlthau 52
Meißen 686
Meißner 797
Melibocus 808
Melton-Mowbray 202
Menſchenraſſen 77
Menſchenzahl 76
Mergel 929
Meridiane 17
Merinos 120
Merkur 11
Merſeburg 970
Mescal 389
Meſſina 497
Meſta 120
Meſtizen 77

Seite.
Meteorſteine 59
Meyringen 357
Mezöhegyes 613
Militärgrenze 618
Milzeburg 875
Minden 988
Mineralien 74
Mineral. in Oeſterr. 551
Minneſänger 722
Miſerere in Rom 430
Mittelgebirge 28
Mittelland 31
Modena 413
Mönchgut 961
Mohamedaner 82
Mond 14
Mondfinſterniſſe 15
Monrepos 864
Montblanc 380
Montbrillant 754
Montcenis 379
Monte dell Oro 364
Monte di Somma 451
Monte nuovo 488
Monte Pellegrino 493
Montpellier 181
Montroſa 326
Montſerrat 148
Moraſpiel 398
Morgendämmerung 56
Morgenröthe 56
Morlaken 563
Moſaik 487
Moskoeſtrom 281
Moslemim 82
Mouflon 410
Mouſſons 63
Mühlberg 982
Mühlhauſen 987
München 876
Mündung 32
Mündungsarme 32
Münſter 990
Muffelthier 410
Muggendorf. Höhlen 899
Muhamedaner 82
Mulatten 77
Mummelſee 832
Mundarten 78
Murgthal 833
Murmelthier 339
Murten 360
Muſcheln 124
Mythen 350

Seite.		Seite.		Seite.
Nachtlänge .	25	Orangeriegewächſe	100	Portugieſen .	105
Nadir .	22	Orkane .	61	Portwein	98
Nancy .	177	Orléans .	179	Porzellan	687
Napoleon .	190, 421	Ortles .	529	Porzellanerd	554
Napoleons Flucht von Elba .	421	Osnabrück .	758	Poſen	1021
Naſſau .	817	Oſtvaage .	282	Poſilippo Grtte v.	479
Naumburg .	973	Paderborn .	989	Potsdam	946
Neapel .	471	Padua .	638	Prag	588
Neapolitaner	467	Palermo .	492	Prater	572
Nebel .	49	Pallas .	12	Preßburg .	604
Nebelhöhle .	858	Palmbaum .	101	Preußen .	1021
Nebenfluß .	32	Pantheon .	435	Preußiſcher Staat	904
Nebenmonde	55	Papenburg .	758	Preußiſch Eylau	1029
Nebenſonnen	55	Paris .	166	Prinzenraub .	713
Neſtorianiſche Kirche	81	Parma .	413	Proteus anguneus	584
Neues Schloß	949	Parmeſankäſe	628	Ptolemäiſches Syſtem .	8
Neuſiedlerſee	523	Paſſatwinde .	63	Pulque .	389
Neuſtadt Pyrmont	790	Paſſau .	884	Pumpernickel	669
Neuwaldeck .	575	Pau .	180	Putbus .	960
Newmarket .	203	Pavia .	628	Puzzolanerde	467
Niederlande .	283	Peakhöhle .	220	Pyrenäen .	117
Niederſelters	825	Perlenmuſcheln	548	Pyrmont .	790
Niederwald	823	Peſtalozzi .	361	Quarteron .	77
Nimes .	184	Peſth .	605	Queckſilber .	130
Nipfluth .	45	Peter der Große	304	Quedlinburg	970
Nockerlfeſt .	643	Petrarca .	187	Quinteron .	77
Nomaden .	78	Pfaueninſel .	948	Quispeldoors	297
Norderney .	761	Pfeffers .	348	Rad das große	918
Nordhauſen .	987	Pflanzenreich	74	" " kleine	919
Nordholländ. Kanal .	292	Phantaſie .	897	Raizen .	563
Nordkaper .	260	Pilatusberg .	353	Ramaſſiren .	379
Nordlicht .	54	Piſa .	419	Ramberg .	751
Nordſchein .	54	Piſſevache .	362	Rammelsberg	755
Normänner .	267	Piſtazien .	104, 129	Raphael .	444
Norwegen .	279	Plateau .	31	Raſtadt .	836
Norweger .	267	Plattenſee .	525	Rauchtopas .	262
Nürnberg .	891	Platzregen .	51	Reduktion der verſchiedenen Längengrade .	18
Nymphenburg	882	Plauenſcher Grund	684	Regen .	51
Oberſee	320	Pletſchbach .	356	Regenbogen .	55
Oberweimar .	720	Podhoraker	559	Regensburg .	886
Ochſenkopf .	873	Polder .	293	Reichenbach .	357
Odenwald .	806	Polen .	561	Reichenhall .	883
Oder .	912	Polenta .	395	Reif .	52
Oberteich .	747	Polniſche Cochenille	549	Reifträger .	918
Oelbaum .	99	Pommeranzen	100	Reims .	176
Oeſterreich .	515, 567	Pommern .	956	Reiß .	126
Ofen .	605	Pompeji .	481, 484	Reißblei .	199
Ohr des Dionyſius	500	Pomtiniſche Sümpfe .	375	Remoulins .	185
Oldenburg .	781	Pont du Gard	185	Remſcheid .	995
Olm .	584	Poppelsdorf .	1000	Rennſteig .	709
Orangen .	100	Porphyr .	466		
		Portsmouth .	225		
		Portugal	96		

Seite.		Seite.		Seite.	
Rennthier .	252	St. Bernhard der große .	325	Schlacht bei Preußiſch=Eylau	1029
Reußiſche Fürſtenthümer .	701	„ Elmsfeuer	53	Schlacht bei Regensburg .	887
Rhabarber .	198	„ Gotthard	331	Schlacht b. Roßbach	974
Rhein .	288	„ Helenenthal	575	Schlacht bei Striegau .	1015
Rheinfall b. Laufen	347	„ Moritz .	362	Schlacht b. Torgau	982
Rheingau .	822	San Marino	447	Schlacht bei Wahlſtatt .	1016
Rhodiſerritter	605	Sanspareil .	897	Schleißheim	883
Rhön .	874	Sansſouci .	949	Schleſien Oeſterreichiſches .	596
Rhonaszeck .	612	Sarden .	411	Schleſien Preußiſches .	1009
Rieſendamm .	196	Sardinien .	401, 410	Schloſſen .	52
Rieſengebirge	916	Sardinier .	411	Schlüter .	940
Rieſengrund .	920	Saterland .	783	Schmadribach	356
Rieſenkoppe .	919	Saturn .	13	Schmalkalden	805
Rieſenſäule .	808	Sauerbrunn	716	Schnarcher .	750
Riffe .	33	Schabzieger .	335	Schnee .	51
Rigi .	350	Schaf Isländiſches	235	Schneeberg in Baiern .	373
Rindvieh in der Schweiz .	333	Scharlacheiche	104	Schneeberg in Oeſterreich	567
Robben .	261	Scheeren .	33	Schneegränze	65
Rolandsbreſche	118	Scheitelpunkt	22	Schneegruben	918
Rolandsſäulen	780	Schiiten .	83	Schneekoppe .	919
Rom .	425	Schlacht an der Katzbach .	1018	Schneelinie .	65
Roſalia die heilige	493	Schlacht auf dem weißen Berge	591	Schnepfenthal	712
Roſenhöhe .	812	Schlacht bei Aspern	576	Schönbrunn	574
Roſenſtein .	861	Schlacht bei Auſterlitz .	596	Schönebeck .	968
Roſinen kleine	512	Schlacht bei Blindheim .	890	Schöneck .	697
Roßbach .	974	Schlacht bei Cunnersdorf .	953	Schottiſches Hochgebirge .	195
Roßtrappe .	750	Schlacht bei Dennewitz .	952	Schwaben .	666
Roſtock .	766	Schlacht b. Deutſch=Wagram .	577	Schwaden .	926
Rothenberg .	862	Schlacht bei Friedland .	1029	Schwarzburg	723
Rotterdamm	306	Schlacht bei Großbeeren .	951	Schwarzwald	831
Rouen .	178	Schlacht bei Großgörſchen .	973	Schweden .	263
Rubens .	999	Schlacht bei Höchſtädt .	890	Schwediſch. Staat	243
Rübeland .	743	Schlacht b. la Belle Alliance .	314	Schwefel .	131
Rüdesheim .	822	Schlacht b. Leipzig	690	Schweiz .	318
Rügen .	959	Schlacht b. Leuthen	1014	Schweiz Sächſiſche	675
Rugard .	959	Schlacht bei Lützen	971	Schweizer .	339
Rußniaken .	561	Schlacht bei Marengo .	404	Schweizer Käſe	334
Ruthenen .	561	Schlacht bei Mühlberg .	982	Schwerin .	764
Saardam .	304	Schlacht bei Murten .	360	Schwerin Graf von .	936
Sachſen .	671, 965			Schwetzingen	845
Sächſiſche Groß= u. Herzogthümer	703			Schwitzbäder bei St. Germano	480
Sächſiſche Schweiz	675			Scirocco .	64
Saflor .	550			Scylla .	450
Safran .	127			Seeberg .	712
Sainte Marguerite	190				
Saint Maurice	362				
Salpeter .	156				
Salzburg .	578				
Salzmann .	712				
Same .	271				
Sandbänke .	33				

	Seite.
Seefahrten um die Welt .	2
Seehund .	261
Seekalb .	261
Seekrebs .	308
Seeſalz .	105
Seewind .	63
Seidlitz .	936
Selkethal .	751
Sennhirt .	334
Sennhütte .	344
Sennerei .	334
Serben .	563
Serpentin .	552
Serra de Eſtrella	97
Seſam .	465
Sevennen .	153
Sevilla .	143
Sibyllen .	489
Sicilianer .	491
Sicilien Königreich beider .	447
Siciliſche Vesper	449
Siebenbürgen	616
Siebengebirge	921
Silberberg .	1015
Simplon .	327
Siragoſſa .	498
Skandinaviſch. Gebirge .	249
Skorpion .	387
Slaven .	557
Slavonien .	613
Slovaken .	559
Soda .	554
Soho .	219
Solano .	120
Solfatara .	442, 480
Solingen .	994
Solitude .	862
Sonne .	10
Sonnenfinſterniß	15
Spanien .	114
Spanier .	133
Spaniſche Weine	127
Spielberg .	595
Spießglas .	155
Spitterfall .	708
Spitzenfabrikation	312
Splügen .	363
Sprachen .	78
Sprewald .	954
Springfluth .	45
Squares .	209
Staat .	83
Staatsbürger	84
Staatsverfaſſung	83
Städte Eintheilung derſelben .	79
Staffa .	227
Staubbach .	356
Steinbock .	338
Steinhuderſee	789
Steinkohlen .	131
Sternſchnuppen	58
Stettin ,	957
Steyermark .	580
Stiergefechte	137
Stilles Meer	49
Stockholm .	274
Stonehenge .	225
Stralſund .	958
Straßburg .	177
Straße über das Stilfſer Joch	532
Straubing .	885
Strichregen .	51
Striegau .	1015
Ströbeck .	969
Strömungen	42
Strok .	235
Stromſchnellen	32
Strudel in der Donau .	522
Stubbenkammer	963
Stubnitz .	962
Stürme .	61
Stufenland .	31
Sturmhaube die große .	919
Sturmhaube die kleine .	919
Sturmwinde	61
Stuttgart .	859
Sudeten .	915
Südkanal .	152
Südlicht .	54
Südſee .	49
Süßholz .	127
Sumach .	130
Sund .	231
Sunniten	83
Syracuſä .	498
Szilicżer Höhle	609
Szotaken .	562
Tafelfichte .	1020
Tafelland .	31
Tageslänge .	25
Talkſtein .	262
Tambo .	363
Tarantel .	385
Tatra .	542
Taunus .	820
Tell .	349
Tells Kapelle	349
Temperatur des Meeres .	38
Teplitz .	593
Terceron .	77
Terebinthen .	104
Terglou .	537
Terni .	442
Terpentin-Piſtazien	104
Terraſſen .	31
Tertulias .	136
Teſchen .	597
Teufelsbrücke	332
Teufelsmauer	742
Tharandt .	694
Thau .	52
Thiergarten .	944
Thierreich .	75
Thüringerwald	706
Thunfiſchfang	496
Tiefebene .	31
Tiefland .	31
Tinto (Fluß)	116
Tittel .	620
Tivoli bei Berlin	945
Tivoli in Italien	440
Toccia .	368
Tokaier Wein	550
Toledo .	142
Topfſtein .	262
Torf .	155
Torfmoore .	29
Torgau .	981
Toſa .	368
Toscana .	415
Toulon .	189
Tower .	219
Trapani .	496
Traß .	928
Traunſtein .	883
Treibeis .	40
Treibholz .	46
Tribune zu Florenz	419
Trier .	1007
Trieſt .	585
Trollhättakanal	245
Tropenländer	19
Trüffeln .	402
Tſchechen .	558
Tuffſtein .	928

	Seite.
Tummler .	260
Tunnel .	213
Turin .	403
Tycho de Brahe	8
Tyrol .	527, 586
Tyroler .	556
Uebergangsgebirge	28
Ueberlingerſee	320
Ulm .	865
Umdrehung d. Erde	7
Ungarn Einwohner	564
Ungarn (Land)	602
Union .	285
Unirte Griechen	80
Unterſee .	320
Untiefen .	33
Upſala .	277
Uranus .	4
Urbino .	444
Urgebirge .	28
Uskoken .	563
Vaage .	282
Vaucluſe .	187
Veilchenſteine	920
Veitshöchheim	903
Velino .	442
Venedig .	628
Venus .	11
Verona .	641
Verſailles .	175
Vertheilung der Naturprodukte	73
Veſta .	12
Veſuv .	451
Vetturini .	398
Vicenza .	640
Vierlande .	773
Vielfraß .	256
Victorshöhe .	751
Vipern .	385
Vitriol .	130
Vulkane .	30

	Seite.
Vulkaniſche Inſel bei Sicilien	501
Wärmegleichheits-Linien .	72
Wahlſtatt .	1016
Waid .	549
Waldeck .	789
Walhalla .	687
Walkererde	199
Wallfiſch	257
Wallonen .	310
Wangerog	784
Warnemünde	766
Wartburg	721
Waſſerblei	199
Waſſerfall .	32
Waſſerhoſen	53
Waſſerpolaken	561
Waſſerſcheiden	31
Waſſertromben	53
Watten .	33
Weberkarden	294
Weimar .	719
Wein in Frankreich	154
Wein im Kaiſerth. Oeſterreich	550
Wein in Portugal	98
Wein in Rheingau	822
Wein in Spanien	127
Weinsberg .	864
Wellenſchlag	41
Weltgegenden .	23
Weltmeer .	32
Weltumſeglungen	2
Wenden .	563, 931
Wenerſee .	247
Weſer .	655
Weſtphäliſch. Pforte	988
Weſtphäliſcher Frieden .	758
Weſtvaage .	282
Wetterleuchten	53
Wetterſee .	248

	Seite.
Wieliczka .	598
Wien .	568
Wiesbaden .	823
Wieſen auf dem Rieſengebirge	916
Wilde .	78
Wilhelmsbad	804
Wilhelmshöhe	801
Wilhelmſtein	789
Winde .	61
Winden (Volk)	563
Windhoſen .	53
Windſor .	225
Windſtöße .	62
Winterfeld .	936
Wirbel in d. Donau	522
Wirbelwinde	63
Wißmuth .	155
Wittenberg .	981
Wittow .	964
Wöhlsdorf .	719
Wörlitz .	729
Wolf .	123
Wolfenbüttel	742
Wolken .	50
Wolkenbrüche	51
Würtemberg	850
Würzburg .	900
York .	221
Yverdun .	361
Zaandam .	304
Zambos .	77
Zellerſee .	320
Zenith .	22
Zibethkatze .	121
Ziethen .	936
Zink .	154
Zinn .	198
Zinnober .	552
Zinzendorf (Graf v.)	698
Zobten .	1016
Zonen .	18
Zuckerrohr .	129

Nachträge.

Zu Seite 129. Die jährliche geſammte Baumwollenproduktion in allen Theilen der Erde, die 1791 auf 490 Mill. Pf. angeſchlagen wurde, wird jetzt auf 900 Millionen Pfd. berechnet.

Zu S. 193. Großbritanniens Regent iſt jetzt kein König, ſondern eine Königin, *Victoria* I., die ſeit dem 20. Junius 1837 ihrem Oheim, dem Könige Wilhelm IV. in der Regierung nachgefolgt iſt. Sie iſt aber nicht zugleich Königin von Hannover, indem daſelbſt die Thronfolge nicht auf die weibliche Linie übergeht; daher hat Hannover ſeitdem in dem vormaligen Herzog von Cumberland, Ernſt Auguſt, ſeinen eigenen König.

Zu S. 384. Die neueſte Erſteigung des Montblanc geſchah am 23 Auguſt 1837 von 2 Engländern und einem Schweden. Auch ein Mädchen, Maria, ſeitdem *Maria des Montblanc* genannt, hat in den neueſten Zeiten die höchſte Spitze deſſelben erſtiegen; doch hatten zuletzt ſie die Kräfte verlaſſen, ſo daß ſie von Führern mit größter Gefahr und erſtaunlichen Beſchwerden bis dahin getragen werden mußte.

Zu S. 444 muß ſtatt der Worte „der jetzt regierende König" geleſen werden: „der letzt verſtorbene König," da der König Anton, der dieſe Medaille ſchenkte, nicht mehr lebt, ſondern ſeit 1836 ſein Sohn Friedrich Auguſt in Sachſen König iſt.

Zu S. 569. Jetzt hat Wien 335,000 E., wovon 280,000 auf die Vorſtädte kommen.

Zu S. 688. Im J. 1837 hatte Leipzig 47,500. E.

Zu S. 695. Im J. 1837 ſtudirten auf der Bergakademie zu Freiberg 60 Akademiker, worunter 23 Ausländer.

Zu S. 711. Gotha hat jetzt 14,000 E.

Zu S. 720. Weimar iſt gegenwärtig von 12,000 Menſch. bewohnt.

Zu S. 764. Statt Ludwigsluſt iſt jetzt Schwerin die Reſidenzſtadt des Großherzogs.

Zu S. 812. Frankfurt am Main hatte zu Ende des J. 1837 54,300 E.

Zu S. 872. Seit Kurzem hat der König den 8 Kreiſen des Königreichs Baiern ſtatt der frühern, von Flüſſen des Landes hergenommenen Benennungen ſolche gegeben, die mehr ſich auf das Geſchichtliche beziehen; auch hat ſich der Umfang der meiſten in etwas verändert. Der Iſarkreis heißt nun *Oberbaiern*; der Unterdonaukreis *Niederbaiern*; der Regenkreis *Oberpfalz* und *Regensburg*; der Oberdonaukreis *Schwaben* und *Neuburg*; der Rezatkreis *Mittelfranken*; der Obermainkreis *Oberfranken*; der Untermainkreis *Unterfranken* und *Aſchaffenburg* und der Rheinkreis *Pfalz*.

Zu S. 933. Berlin hat jetzt 272,000 E.

Druckfehler in der zweiten Auflage des erſten Bandes.

Seite 19. Zeile 11. von unten lies denn. S. 25. Z. 8. v. u. l. 90. S. 43. Z. 3. v. u. l. Strömungen. S. 47. Z. 14. v. o. l. das Kattegat. S. 65. Z. 2. v. u. l. die. S. 78. Z. 9. v. o. l. verſchiedenen. S. 81. Z. 1. v. u. l. Moſſul. S. 82. Z. 1. v. u. l. öfteres. S. 86. Z. 5. v. u l. Corſica. S. 90. Z. 6. v. u. l. Plateau. S. 106. Z. 22. v. o. l. der. S. 108. Z. 5. v. u. l. ranziger. S. 109. Z. 22. v. o. l. brauner. S. 118. Z. 11. v. o. l. Marboré. S. 120. Z. 6. v. u. l. daß. S. 126. Z. 26. v. o. l. Corſica. S. 130. Z. 22. v. o. l. Leders ſtatt Bodens. S. 146. Z. 2. v. o. l. Kaſematten. S. 157. Z. 1. v. u. l. hatte. S. 164. Z. 5. v. o. l. der Kollegien. S. 177. Z. 27. v. o. l. das. S. 185. Z. 25. v. o. l. Nimes. S. 198. Z. 8. v. o. l. Bückinge. S. 225. Z. 17. v. u. l. Stadt Großbritanniens. S. 267. Z. 13. v. o. l. Gelehrten. S. 270. Z. 17. v. o. l. Schlittſchuhe. S. 279. Z. 2. v. u. l. Fredriksſteen. S. 319. Z. 3. v o. l. Werner Stauffacher. S. 319. Z. 16. v. u. l. erhob ſich, indem. S. 368. Z. 12. v. o. l. Lokarner. S. 437. Z. 2 v. o. l. geografica. S. 444. Z. 14. v. u. l. Madonna. S. 450 Z. 6. v. u. l. alten. S. 452. Z. 24. v. o. l. lacrimae. S. 465. Z. 18. v. u. l. Manna=Eſchen. S. 474. Z. 13. v. o. l. Seiten. S. 476. Z. 3. v. u. ſtreiche das Komma nach „alle". S. 514. Z. 1. v. o. l. Chieri. S. 517. Z. 18. v. u. l. noch Ungarn. S. 526. Z. 1. v. u. l. wechſelnde. S. 546. Z. 15. v. o. l. 3000 F. hohe. S. 593. Z. 12. v. o. l. geſchmückten. S. 637. Z. 8. v. u. l. ſchönen. S. 655. Z. 18. v. u. l. der. S. 661. Z. 6. v. u. l. fanka. S. 665. Z. 21. v. u. l. Naturalien. S. 676. Z. 13. v. o. l. geeignetſten. S. 679. Z. 20. v. o. l. Marktneukirchen. S. 680 Z. 21. v. u. l. 400. S. 687. Z. 8 v. o. l. die Fabriken. S. 710. Z. 24. v. o. l. den Meiningiſchen. S. 734. Z. 17. v. u. l. 1463. S. 735. Z. 8. v. o. l. ſetzte. S. 736. Z. 18. v. o. l. nahm thätigen Antheil an dem ſiebenjährigen Kriege, als Alliirter Preußens und ſtellte 12,000 Mann ins Feld. S. 738. Z. 16. v. o. l. 1665. S. 744. Z. 22. v. o. l. ſie. S. 744. Z. 10. v. u. l. **Hercynia**. S. 745. Z. 1. v. u. l. hat. S. 754. Z. 20. v. o. l. Monplaiſir. S. 783. Z. 10. v. u. l. Oldenburgs. S. 784. Z. 8. v. u. l. **Delphinus**. S. 785. Z. 16. v. u. l. Bernhard. S. 821. Z. 22. v. o. l. 2400 Fuß. S. 834. Z. 13. v. o. l. die durch. S. 883. Z. 14. v. u. l. nächſte. S. 896. Z. 21. v. u. l. Obermainkreiſes. S. 911. Z. 14. v. u. l. bedeutendern. S. 924. Z. 21. v. u. l. Rokeskyll. S. 947. Z. 6. v. o. l. Triumphbogens. S. 957. Z. 13. v. u. l. bildeten. S. 961. Z. 13. v. o. l. erſt. S. 971. Z. 6. v. u. l. Quarré. S. 995. Z. 20. v. o. l. werden. S. 1015. Z. 23. v. o. l. dieſe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cannabich, Johann Günther Friedrich,

Hülfsbuch beim Unterrichte in der Geographie für Lehrer, die sich meiner oder auch anderer Lehrbücher bedienen zugleich zum Nachlesen für Freunde der Erd- und Länderkunde bestimmt, die sich über das Merkwürdigste derselben belehren wollen
Bd.: 1

Eisleben 1838

Geo.u. 537 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11005263-7